



32101 074946706

HA
NS

1915

Library of



Princeton University.



Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie



Herausgegeben

von

Karl Kautsky



Dreiunddreißigster Jahrgang * Zweiter Band



Stuttgart 1915

Verlag: J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H.

Druck: Vorwärts Buchdruckerei Paul Singer & Co., Berlin SW. 68

(RECAP)

HXL

M39

33-jahr.

Bd. 2

(1114/15)

Kautsky, Karl, Ein objektiver Richter und gewissenhafter Historiker. A.	453	Cunow, H., Vom Wirtschaftsmarkt (Allerlei Anleihen). A.	587
— Ein Schlußwort. A.	566	— Vom Wirtschaftsmarkt (Teuerung und Preistreiberet). A.	640
Kolb, Wilhelm, Die Sozialdemokratie am Scheidewege. A.	631	— Vom Wirtschaftsmarkt (Der Bank- und Geldmarkt im ersten Kriegsjahr). A.	705
— Bei der Stange bleiben! A.	824	— Vom Wirtschaftsmarkt (Die neue Krieganleihe und die Reichsverschuldung). A.	809
Kadel, R., Berichtigung zu H. Cunow, Parteizusammenbruch. N.	288	Fedder, J., Die Wirtschaftslage in Holland. A.	409
Redaktion, In eigener Sache (Erwiderung auf Lensch)	159	Hofrichter, Anton, Dr. Hermann Leon, Die neue Kontinental-sperre. Ist Großbritannien wirtschaftlich bedroht? R.	845
S., J., Die Haltung der französischen Sozialdemokratie beim Ausbruch des Weltkrieges (Eine notwendige Richtigestellung). A.	574	Meyer, Ernst, Die Drohung mit dem Zwangs syndikat. A.	579
d) Internationales.		S., J., Die wirtschaftlichen Rückwirkungen des Krieges in Frankreich. N.	349
D., I., Eine Stimme aus Frankreich. A.	449	Schlüter, Hermann, Die amerikanischen Arbeiter während des Krieges. A.	42
Rossowsky, Wl., Zur Wiederherstellung der Internationale. A.	225	Schneider, Heinrich, Die chemische Industrie Deutschlands und der Krieg. A.	257
B. Wirtschaftliches.		Sp., Der englische und der französische Handel während der ersten fünf Kriegsmomente. N.	94
a) Allgemeines und Theoretisches.		— Ein Jahr Geldpapierwirtschaft. N.	780
Wurm, Emanuel, Die Bekämpfung der Teuerung (R. Ruczynski, Unsere bisherige und unsere zukünftige Ernährung im Kriege). A.	603	C. Sozialpolitisches.	
— Professor W. Silbergleit, Die Auszehrungsgefahr. R.	748	Braun, Adolf, Arbeiter- und Kriegsinvalidenfragen. A.	545
b) Handels- und Finanzpolitik.		Hoch, Gustav, Zur Würdigung der Arbeiterversicherung. A.	341
Kaff, Sigmund, Zur Frage eines deutsch-österreichisch-ungarischen Zollverbandes. A.	657	Jenssen, Otto, Die Blinden und der Krieg. A.	726
Kautsky, Karl, Oekonomische Wirkungen der Staatsschulden. A.	1	Klees, Friedrich, Die Fürsorge für die Hinterbliebenen der gefallenen Kriegsteilnehmer. A.	122
Lsch—ky, G., Die finanzielle Kriegsrüstung Frankreichs. A.	335	Marchionni, Karl, Zur Sebsthaftmachung von Kriegsinvaliden und Kriegerwitwen. A.	181
Barga, E., Der Plan eines deutsch-österreichisch-ungarischen Zollverbandes. A.	241	Pistiner, Jakob, Die größere Befahrt. A.	785
Zinner, Dionys, Kriegsteuer und Monopole in der Schweiz. A.	540	Weinberg, Siegfried, Kriegsnotgesetzgebung. A.	612, 648
c) Wirtschaftliche Lage.		Woldt, Richard, Der industrielle Kriegstrüffel. A.	26
Braun, Adolf, Das Wirtschaftsgebiet. A.	620	D. Gewerkschaftliches.	
Cunow, H., Vom Wirtschaftsmarkt (Zur Lage der Textilindustrie). A.	49	Braun, Adolf, Die Erneuerung der Tarifverträge. A.	385
— Vom Wirtschaftsmarkt (Kohle und Eisen). A.	116	Berichtigung (Zum Artikel von Ad. Braun: Die Erneuerung der Tarifverträge). N.	448
— Vom Wirtschaftsmarkt (Wie steht es um die Verdrängung des deutschen Exports von den süd-amerikanischen Absatzmärkten?) A.	276	Schneider, H., Zukunftsfragen der Gewerkschaftsbewegung. A.	831
— Italiens heutige Finanz- und Wirtschaftslage. A.	296	E. Geschichtliches.	
— Vom Wirtschaftsmarkt (New Yorks Aufstieg als Kapitalmarkt). A.	443	Mehring, F., Kriegsgeschichtliche Probleme. A.	662, 733, 770, 797

Inhalts-Verzeichnis.

(A. bedeutet Artikel, F. Feuilleton, N. Notiz, R. Rezension, die Zahlen geben die Seiten an.)

I. Krieg und Zeitgeschichte.

1. Der Weltkrieg.

A) Politisches.

a) Neuere Politik.

Abler, Dr. Max, Das Problem der äußeren Politik (Rudolf Goldscheid, Das Verhältnis der äußeren Politik zur inneren). A.	65
Ast, G., Der Kampf um Konstantinopel. A.	417
Bernstein, Eduard, Amerikaner über den Weltkrieg. A. 353, 402.	476
— Zwei Diplomaten in amerikanischer Beleuchtung. A.	521
— Vom geschichtlichen Recht der Kleinen. A.	753
Eisner, Kurt, Treibende Kräfte. A.	97
Hofrichter, Anton, Balkanprobleme. A.	500
Kautsky, K., Englische Weltpolitik in englischer Beleuchtung. A.	699
Meyer, Ernst, Joseph Bédier, Les crimes allemands. — Karl Larzen, Professor Bédier und die Tagebücher deutscher Soldaten. — Max Kuttner, Deutsche Verbrechen? Wider Joseph Bédier. R.	623
Olberg, Oda, Guglielmo Duabrotta, Il Papa, l'Italia e la Guerra (Der Papst, Italien und der Krieg). R.	254
Rudnianski, S., Das Königreich Polen am Vorabend des Krieges. A.	625, 680
S., J., Charles Dumas, La paix que nous voulons. — Ernest Denis, La Guerre. R.	744
Sachs, M., Gustaf F. Steffen, Weltkrieg und Imperialismus. R.	718
Seidel, Richard, Zur Ideologie des Imperialismus (Paul Rohrbach, Der deutsche Gedanke in der Welt). A.	372
Spectator, Graf Ernst zu Reventlow über die deutsch-englischen Beziehungen. A.	21
— Der Kampf um die Meerengen. A.	209
— A. Fried, Europäische Wiederherstellung. R.	622
— S. P. Phoras-Cosmetatos, Au lendemain des guerres balkaniques. R.	653
— Dr. Alfred Hettner, Englands Weltherrschaft und der Krieg. R.	687
— Koloniale Wünsche und Probleme. A.	827

Barga, E., Dr. Eduard Bálni, Deutschland und Ungarn. R. 656

b) Innere Politik.

Erdmann, August, Lehren des Krieges. A.	193
— Der Weltkrieg und die katholische Kirche. A.	593
Sachs, M., Gustaf Steffen, Krieg und Kultur. R.	381

c) Sozialdemokratie.

Abler, Friedrich, Am Scheidewege zwischen Kolb und Bebel. A.	721
Braun, Adolf, Das Buch der Zwanzig (Friedrich Thimme und Karl Legien, Die Arbeitererschaft im neuen Deutschland). A.	787
Cunow, H., Illusionen • Kultus. Eine Entgegnung auf Kautskys Kritik meiner Broschüre „Partei-zusammenbruch“. A.	172, 199
— Zum Schluß der Diskussion. A.	347
David, Eduard, Kautsky zur Antwort. A.	369
— Kautsky und mein Gartenhaus. A.	431
— Kritisches zu Kautskys Kritik (Eine Entgegnung). A.	525
— Ein Nachwort. A.	674
Edstein, G., L. Radlof, Vaterland und Sozialdemokratie. R.	484
Fedder, J., Die sozialdemokratische Arbeiterpartei in Holland während des Krieges. A.	470
Hilferding, Rudolf, Die Sozialdemokratie am Scheidewege (Wilhelm Kolb, Die Sozialdemokratie am Scheidewege). A.	489
— Kritisches Mißverständnis oder mißverständliche Kritik. A.	716
— Sozialistische Betrachtungen zum Weltkrieg. (Max Adler, Prinzip und Romantik?) A.	840
Kautsky, Karl, Zwei Schriften zum Umlernen (P. Lench, Die deutsche Sozialdemokratie und der Weltkrieg. H. Cunow, Partei-Zusammenbruch?) A. 33, 71, 107.	138
— Nochmals unsere Illusionen. Eine Entgegnung. A.	230, 264
— Eine Verteidigung der Zustimmung zu den Kriegskrediten. A.	313
— Die Sozialdemokratie im Weltkrieg. A.	321
— Zum Schluß der Diskussion. A.	347
— Wohin geht die Reise? (Eine Entgegnung). A.	394

Rjasanoff, N., Zur Stellungnahme von Marx und Engels während des Deutsch-Französischen Krieges. A.	161
— Die auswärtige Politik der alten Internationale und ihre Stellungnahme zum Krieg. A. 329, 360, 438, 463	509
S., J., James Guillaume, Karl Marx pangermaniste (Karl Marx ein Alldeutscher). R.	220
F. Militärisches.	
Edstein, G., Vom Munitionsvverbrauch im jetzigen Kriege. N.	624
Linte, Felix, Wehrhaftigkeit in Stadt und Land. N.	519
H., H., Die Mathematik im Kriegsdienst. A.	58
Sp., Dr. W. Brabec, Flotten- und Kohlenstationen. R.	414
Woldt, R., Taschenbuch der Luftflotten mit besonderer Berücksichtigung der Kriegsluftflotten. R.	128
— Das Kriegsflogzeug. F.	282
G. Kunst und Literatur.	
Eisner, F., Alfons Behold, Krieg. R.	550
— Alfons Behold, Volk, mein Volk.	815
Groëßsch, R., Alexander Castell, Der Kriegspilot. Katharina Botsch, Ostpreußens Feuerzeit. R.	552
2. Amerika.	
Sp., Die Entwicklung der Elektrizitätsindustrie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. N.	256
3. Asien.	
Graf, Gg. Engelbert, J. Witte, Ostasien und Europa. R.	486
Spektator, Deutschland und Ostasien. A.	146
— Dr. Sten Konow, Indien unter der englischen Herrschaft. R.	719
4. Deutschland.	
Hirsch, Paul, Der gegenwärtige Stand der preußischen Wahlrechtsfrage. A.	291
5. Großbritannien.	
Bernstein, Ed., Der Tribut Indiens an England. N.	351
Jenssen, D., Zur Charakteristik der englischen Arbeiterbewegung (Gerhart Güttler, Die englische Arbeiterpartei). A.	81
6. Oesterreich-Ungarn.	
Hofrichter, A., Finanzpolitisches aus Oesterreich. A.	303

7. Rußland.

S., A., Axel Schmidt, Die russische Sphinx. R.	223
--	-----

8. Türkei.

Graf, E., Dr. Hermann Schmidt, Das Eisenbahnwesen in der asiatischen Türkei. R.	655
---	-----

II. Soziales und Politisches.

1. Bevölkerungsbewegung.

Pr., Soziale Lage und Sterblichkeit. N.	844
---	-----

2. Bildung und Schule.

Mademilus, Reformpädagogik, politische Pädagogik. (Alons Fischer, der Einheitsgedanke in der Schulorganisation.) A.	191
Arnulf, Die Schule an die Front. A.	317
Petrich, Fr., Zur Geschichte der proletarischen Bildungsarbeit. A.	54

3. Gewerkschaften.

Braun, Adolf, Politische Wurzeln des Syndikalismus. A.	689
Mattutat, H., Die gesetzliche Regelung der Arbeitsvermittlung und die Gewerkschaften. A.	90

4. Matfeier.

Edstein, Gustav, Zum 1. Mai. A.	129
---	-----

5. Religion.

Daniel, A., Martin Rade, Dieser Krieg und das Christentum. R.	30
---	----

6. Versicherung.

Mollenbuhr, A., Die Rechenfehler in der Witwen- und Waisenversicherung. A.	216
--	-----

III. Sozialismus, Sozialphilosophie, politische Oekonomie und Politik.

Bernstein, E., Jean Jaurès, der Internationalist und Patriot. A.	557
Edstein, G., Engels-Zitate. A.	553
Jenssen, D., Marx—Engels und Prof. Schmoller. A.	817

IV. Kunst und Literatur.

Diederich, Franz, F. Staroffon und R. Neßpital, Häusler Grothmann. R.	382
Groëßsch, R., Laurids Bruun, Die freudlose Witwe. R.	520
Scheu, Andreas, Walter Crane. F.	159

V. Geschichte und Geographie.

Arnulf, Gustaf Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft. R.	815
Cunow, H., Lamprecht als Historiker. A.	248
Edstein, G., Ernst Viktor Jenker, Soziale Moral in China und Japan. R.	751
Feigenbaum, B., Einige historische Daten zur Rassenreinheit des Judentums. F.	376
Graf, Gg. Engelbert, Prof. A. Philippson, Das Mittelmeergebiet, seine geographische und kulturelle Eigenart. R.	782
S., A., Gustav Koloff, Deutschland und Rußland im Widerstreit seit 200 Jahren. R.	749
Sp., Die Kolonien der europäischen Mächte und der Vereinigten Staaten von Amerika. R.	783
Wolf, Paul, Zum Nationalitätenproblem in Belgien. A.	711
Zintis, F., Die sozialökonomischen und nationalen Verhältnisse in den „deutschen“ Ostseeprovinzen. A.	759

VI. Naturwissenschaften, Hygiene und Technik.

Cunow, H., Adolf Heilborn, Allgemeine Völkertunde. R.	750
Lipshütz, A., Richard Hesse und Franz Doflein, Tierbau und Tierleben. R.	61
— R. Hertwig u. R. v. Wettstein, Abstammungslehre, Systematik, Paläontologie, Biogeographie. R.	349
— Max Werworn, Die Mechanik des Geisteslebens. R.	384
— Karl v. Bardeleben, Die Anatomie des Menschen. R.	488
— Max Werworn, Allgemeine Physiologie. R.	720

VII. Feuilleton.

S. 58—61, 150—156, 376—380.

VIII. Anzeigen.

Adler, Max, Prinzip oder Romanistik.	415
Beer, M., Jean Jaurès. Sein Leben und Wirken.	624
Bernstein, Eduard, Die Internationale der Arbeiterklasse und der europäische Krieg.	192
Cunow, Heinrich, Parteilzusammenbruch?	63
David, Eduard, Die Sozialdemokratie im Weltkriege.	416
— Sozialdemokratie und Vaterlandsverteidigung.	416
Dobrogeanu-Gherea, C., Razboi sau Neutralitate. (Krieg oder Neutralität.)	64
Engels, Friedrich, Po und Rhein, Savoyen, Nizza und der Rhein.	157
Generalkommission, Die Regelung des Arbeitsnachweises.	224
Kautsky, Karl, Nationalstaat, imperialistischer Staat und Staatenbund.	32
Legien, C., Warum müssen die Gewerkschaftsfunktionäre sich mehr am inneren Parteilieben beteiligen?	157
Parvus, Die Glode. Sozialistische Halbmonatsschrift	784
Thimme, Friedrich und Legien, Karl, Die Arbeiterschaft im neuen Deutschland.	752
Troelstra, P. J., De Wereldsoorlog en de Socialdemokratie. (Der Weltkrieg und die Sozialdemokratie.)	63
Wendel, Hermann, Weltkrieg und Sozialdemokratie	320
Zukunftsmat, Matseftsschrift.	156

IX. Ergänzungshefte.

Heft 21.

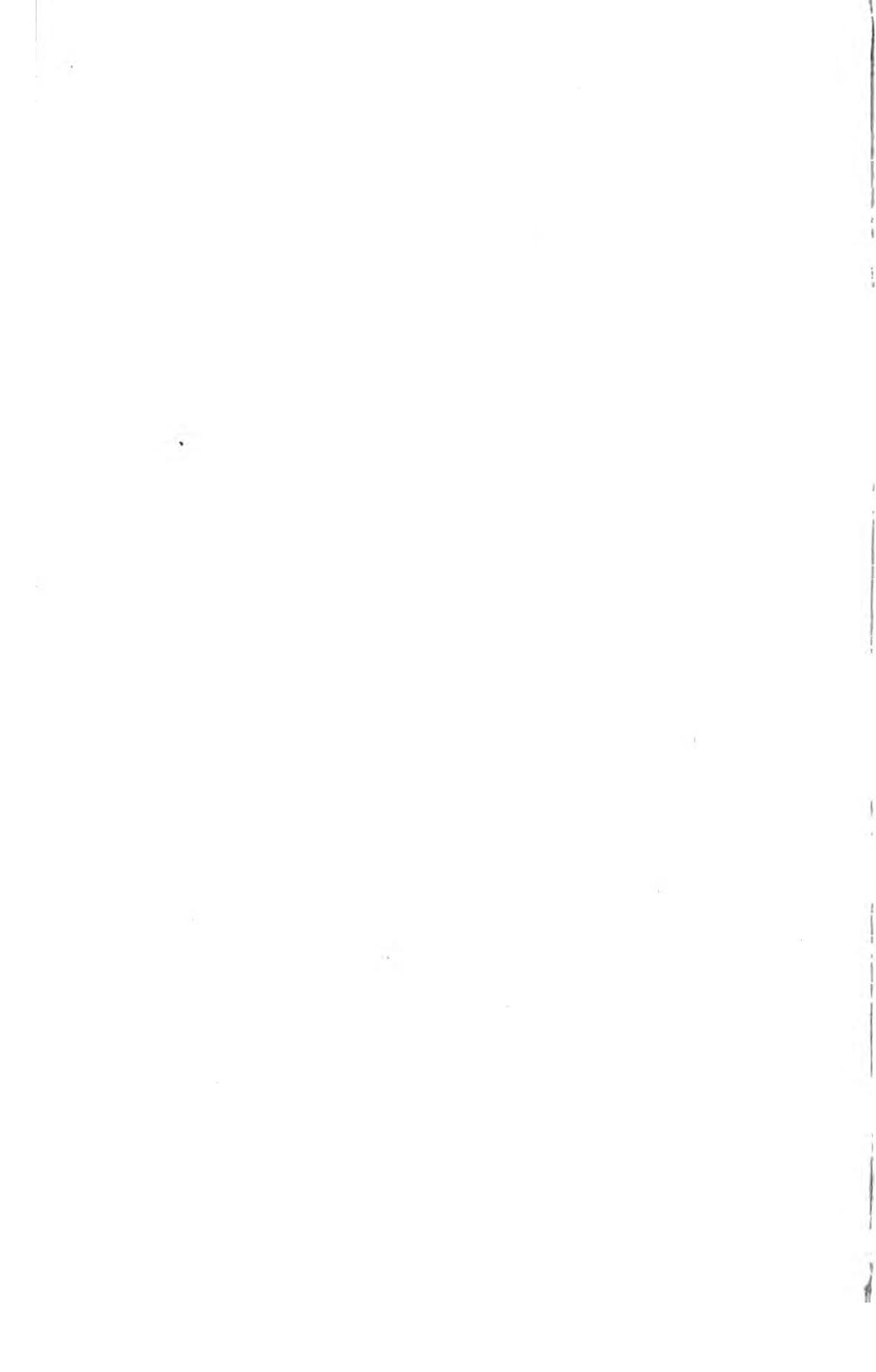
Zieg, Luise, Die sozialdemokratischen Frauen und der Krieg.

Autoren-Verzeichnis.

(Die Zahlen geben die Seiten an.)

Adler, Friedrich, Artikel: 721.	Braun, A., Artikel: 385, 545, 620, 689, 787, Notiz: 448.
Adler, Max, Artikel: 65.	Cunow, H., Artikel: 49, 116, 172, 199, 248, 276, 296, 347, 443, 587, 640, 705, 750, 809.
Akademikus, Artikel: 191.	Daniel, A., Rezension: 30.
Arnulf, Artikel: 317. Rezension: 815.	David, Eduard, Artikel: 369, 431, 525, 674.
Ast, G., Artikel: 417.	
Bernstein, Eduard, Artikel: 353, 402, 476, 521, 557, 753.	

- Diederich, F., Rezension: 382.
 Edstein, G., Artikel: 129, 553. Rezension: 448, 751. Notiz: 624.
 Eisner, Kurt, Artikel: 97.
 Elsner, Fritz, Rezension: 550, 815.
 Erdmann, A., Artikel: 193, 593.
 Fedder, J., Artikel: 409, 470.
 Feigenbaum, B., Feuilleton: 376.
 Graf, G. E., Rezension: 486, 655, 782.
 Groegsch, R., Rezension: 520, 552.
 H., H., Artikel: 58.
 Hilferding, R., Artikel: 489, 716, 840.
 Hirsch, Paul, Artikel: 291.
 Hoch, G., Artikel: 341.
 Hofrichter, A., Artikel: 303, 500. Rezension 845.
 Janssen, D., Artikel: 81, 726, 817.
 Raff, S., Artikel: 657.
 Rautsky, Karl, Artikel: 1, 33, 71, 107, 138, 230, 264, 313, 321, 347, 394, 453, 566, 699.
 Kleis, Fr., Artikel: 122.
 Kolb, W., Artikel: 631, 824.
 Kossowski, Bl., Artikel: 225.
 Linke, F., Notiz: 519.
 Lipschütz, A., Rezension: 61, 349, 384, 488, 720.
 Marchionini, Karl, Artikel: 181.
 Mattutat, H., Artikel: 90.
 Mehring, F., Artikel: 613, 662, 733, 770, 797.
 Meyer, Ernst, Artikel: 579. Rezension: 623.
 Mollenbuhr, A., Artikel: 216.
 Olberg, Oda, Rezension: 254.
 Petrich, Fr., Artikel: 54.
 Piftiner, J., Artikel: 785.
 Pr., Notiz: 844.
 Rabel, R., Notiz: 288.
 Redaktion, Notiz: 159.
 Rjasanoff, N., Artikel: 161, 329, 360, 438, 463, 509.
 Rudnianski, S., Artikel: 625, 680.
 S., A., Rezension: 223, 749.
 S., J., Artikel: 574. Rezension: 220, 744. Notiz: 349.
 Sachs, M., Rezension: 381, 718.
 Seidel, R., Artikel: 372.
 Scheu, A., Feuilleton: 150.
 Schlüter, H., Artikel: 14, 42.
 Schneider, H., Artikel: 257, 831.
 Spectator, Artikel: 21, 146, 209, 827. Notiz: 94, 256, 780. Rezension: 348, 414, 622, 653, 687, 719, 783.
 Tsch—ky, G., Artikel: 335.
 Varga, E., Artikel: 241, Rezension: 656.
 Weinberg, S., Artikel: 612, 648.
 Woldi, R., Artikel: 26. Rezension: 128. Feuilleton: 282.
 Wolf, P., Artikel: 711.
 Wurm, E., Artikel: 603. Rezension: 748.
 Y, X, Artikel: 449.
 Zieg, Luise, Ergänzungsheft 21.
 Zinis, F., Artikel: 759.
 Zinner, D., Artikel: 540.



Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 1

Ausgegeben am 2. April 1915

33. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Oekonomische Wirkungen der Staatsschulden.

Von A. Kaufstg.

1. Steigende Verschuldung der Staaten.

Es gehört zur Steuerpolitik des modernen Staates, daß er es liebt, Defizite oder einmalige größere Aufwendungen statt durch neue Steuern durch die Aufnahme einer Anleihe zu decken: Nie ist dazu mehr Veranlassung vorhanden als im Kriege. Es gibt keinen Krieg, der nicht dem einen oder dem anderen Kriegführenden eine große Schuldenlast aufgebürdet hätte.

Von der englischen Staatsschuld z. B. sagt Kolb in seiner Statistik:

„Die Schuld entstand und vermehrte sich fast nur aus einem Grunde, dem Krieg.“

So führte der amerikanische Unabhängigkeitskrieg, der zehn Jahre lang währte (1774—1784), eine Erhöhung der englischen Staatsschuld um 121 Millionen Pfund Sterling (2500 Millionen Mark) herbei; der Antijakobinerkrieg, der 1793—1815, also 22 Jahre lang fast ununterbrochen dauerte, vermehrte die Staatsschuld um 600 Millionen Pfund Sterling, 12 Milliarden Mark, für jene Zeit eine ungeheure Summe. Gering erscheint demgegenüber die Schuld, die der Krimkrieg verursachte. Sie umfaßte „nur“ 40 Millionen Pfund, etwas über 800 Millionen Mark. Dagegen vermehrte der Krieg gegen die kleinen Burenrepubliken die Staatsschuld Englands um das Vierfache, um 160 Millionen Pfund, über drei Milliarden.

Bei den anderen Staaten Europas ist der Zusammenhang zwischen Staatsschuld und Krieg weniger deutlich, da fast bei allen unter ihnen die Defizite als Ursache steigender Verschuldung eine große Rolle spielen.

Eine Ausnahme von der Regel, daß der Krieg dem Staate neue Schulden aufbürdet, bildete das Deutsche Reich, das seinen Haushalt mit der Erwerbung einer Kriegsentuschädigung von 4 Milliarden Mark begann, nachdem schon der Krieg von 1866 Preußen 180 Millionen Mark an Kriegsentuschädigungen gebracht hatte. Aber das war eine rasch „vorübergehende Erscheinung“. Von den Jahrzehnten nach dem Deutsch-Französischen Kriege sagt das katholische „Staatslexikon“ (erschien bei Herder in Freiburg i. B.), sicher ein gutgesinntes Werk, in seinem Artikel über „Staatsschulden“:

„Dann folgte eine Zeit des Friedens unter den europäischen Staaten, gleichzeitig aber begann auch die ungeheure Zunahme der Rüstungen zu Land und zur See und damit auch eine neue Ursache der Schuldenvermehrung. . . . Das 20. Jahrhundert gab eine neue Veranlassung zur Vermehrung der europäischen Staatsschulden durch die kolonialen Unternehmungen Englands, Frankreichs, Italiens, Rußlands und des Deutschen Reichs, welche abermals Riesensummen verschlangen.“

Die Gesamtschulden der heute kriegführenden Staaten England, Frankreich, Rußland, Oesterreich und Deutschland (das Reich allein) berechnete

Kolb im Jahre 1874 auf 50 Milliarden Mark. Sie waren seitdem bis zum Beginn des jetzigen Krieges auf mehr als 80 Milliarden gewachsen.

In den angelsächsischen Ländern betrachtet man nur den Krieg als ausreichende Veranlassung zum Schuldenmachen. Im Frieden suchte man die Schulden abzubauen.

So sank die britische Staatsschuld in dem Zeitraum 1815—1836 von 900 Millionen Pfund Sterling auf weniger als 800 Millionen. Der Krimkrieg erhöhte sie auf 836 Millionen. Seitdem verminderte sie sich fast ununterbrochen bis 1899, wo sie 635 Millionen Pfund ausmachte. Der Burenkrieg ließ sie wieder auf 800 Millionen anwachsen, nach ihm sank sie neuerdings (1911: 733 Millionen).

Noch auffallender ist die Entwicklung in den Vereinigten Staaten. Der Bürgerkrieg ließ die Staatsschuld mächtig anschwellen. 1860 machte sie 60 Millionen Dollar (über 240 Millionen Mark) aus, 1864 war sie auf 1709 Millionen (rund 7 Milliarden Mark) gestiegen. Von da an wurde sie wieder von Jahr zu Jahr vermindert bis zum Jahre 1893, wo sie auf 839 Millionen Dollar gesunken war, sich um fast 4 Milliarden Mark verringert hatte.

Dann begannen die imperialistischen Tendenzen die Vereinigten Staaten ebenfalls zu erfassen, wenn auch nicht in dem Maße wie die alten kapitalistischen Staaten Europas. Flottenrüstungen und der Krieg mit Spanien ließen die Schuld wieder 1899 auf 1155 Millionen Dollar ansteigen. 1903 war sie neuerdings auf 925 Millionen gefallen und bewegt sich seitdem um die Höhe von einer Milliarde Dollar herum.

In den Staaten des europäischen Festlandes finden wir nirgends eine derartige Verminderung ihrer Schulden, mit der einzigen Ausnahme der deutschen Staaten nach dem Kriege von 1870. Die französische Kriegsschädigung von 4 Milliarden erlaubte den einzelnen Staaten des neuen Reichs, ihre Schulden zu vermindern. So konnte z. B. Preußen seine Schuld von 430 Millionen Talern (1872) auf 330 Millionen (1874) herabsetzen, also um 300 Millionen Mark. Bald kam aber auch für Deutschland die Zeit neuer Verschuldung. In den jetzigen Krieg trat das Reich mit einer Staatsschuld von 5 Milliarden Mark, Preußen mit einer von 10 Milliarden ein. Die Schuld der anderen deutschen Staaten machte 5300 Millionen aus. Zusammen also über 20 Milliarden. Im Jahre 1874 hatte man sie noch auf nicht ganz $3\frac{1}{2}$ Milliarden berechnet.

2. Die Akkumulation des Kapitals.

Das Jahresprodukt eines Landes kann in vier Teile zerlegt werden. Ein Teil ersetzt die im Laufe des Jahres verbrauchten Produktionsmittel. Ein zweiter dient dazu, in der Form von Arbeitslohn die Arbeiterklasse arbeitsfähig zu erhalten. Ein dritter wird von der Kapitalistenklasse konsumiert, der letzte endlich dient dazu, die Produktion zu erweitern, es ist der Akkumulationsfonds der Kapitalistenklasse.

Die ökonomische Entwicklung geht am raschesten vor sich, wenn der Verbrauch des Staates nur aus dem Konsumtionsfonds der Kapitalistenklasse gedeckt wird. Das wird am ehesten erreicht durch progressive Besitz- und Einkommensteuern, die die kleineren Einkommen frei lassen. Staatsanleihen dagegen werden am ehesten gedeckt aus dem Akkumulationsfonds der Kapitalistenklasse.

Damit wird, wenn der Ertrag der Staatsanleihe unproduktiv verwendet wird, die Akkumulation des Kapitals eingeschränkt, dadurch aber auch die Arbeiterklasse geschädigt, deren Lage innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft um so unerträglicher wird, je langsamer die kapitalistische Produktion sich ausdehnt.

Wenn aber die Arbeiter an der Akkumulation des Kapitals interessiert sind, bedeutet das nicht eine Harmonie der Interessen zwischen Kapital und Arbeit?

Es gibt keine zwei Klassen in einer Gesellschaft, die jeder Interessengemeinschaft bar wären. Selbst zwischen dem Sklavenbesitzer und dem Sklaven bestand eine solche. Verarmte der Herr, dann hatte auch der Sklave nichts zu essen. Erkrankte der Sklave, so litt sein Herr Schaden. Diese gelegentliche Interessengemeinschaft beweist nichts gegen ihren dauernden Klassengegensatz. Auch in der Frage der Akkumulation tritt er zutage. Die Triebkraft des Kapitalisten ist der Profit. Um ihn zu erhöhen, akkumuliert er. Er kann um so mehr akkumulieren, je höher der Mehrwert, den er erzielt. Die nächstliegende und für ihn bequemste Methode, dies zu erreichen, besteht in der Verkürzung der Löhne und der Verlängerung der Arbeitszeit. Der Arbeiter hat jedoch ein Interesse an rascher Kapitalakkumulation gerade deshalb, weil sie ihm erlaubt, eine Verkürzung seiner Arbeitszeit und eine Erhöhung seines Lohnes durchzusetzen.

Andererseits hat der Arbeiter ein Interesse nur an dem Anwachsen des „produktiven Kapitals“, wie Marx in seiner Schrift über „Lohnarbeit und Kapital“ es bezeichnet. Im ersten Band des „Kapital“ spricht er bloß von der Akkumulation vom Kapital schlechtweg, aber er behandelt dort ausschließlich den Produktionsprozeß, hat nur das Kapital im Auge, das in diesem Prozeß angewandt wird, also nur das „produktive“ Kapital.

Nur an dessen Akkumulation hat der Arbeiter ein Interesse. Ganz anders der Geldkapitalist. Ihm kommt es auf den Zins an. Ob er ihn durch die Anwendung seines Geldes in der Industrie oder durch das Verleihen an einen tolleren Verschwender erzielt, ist ihm gleich. Die Hauptsache ist die Höhe der Prozente, die er erzielt. Je größer die Nachfrage nach Leihkapital für unproduktive Zwecke, um so lieber ist es ihm. Um so mehr steigt der Zinsfuß, auch für das Kapital, das der Industrie geborgt wird. Desto größer aber der Drang des Industriellen, den erhöhten Zins durch Ersparungen im Produktionsprozeß hereinzubringen, Ersparungen, die immer zunächst auf Kosten der Arbeiter versucht werden.

Man sieht schon daraus, daß die Akkumulation von Kapital für den Arbeiter etwas erheblich anderes bedeutet als für den Kapitalisten, und daß ihre Interessengemeinschaft auch in diesem Punkt auf Schritt und Tritt durchlöchert wird.

3. Die Verzinsung der Staatschulden.

Die populäre Anschauung ist geneigt, die ökonomische Hemmung durch die Staatschulden zu unterschätzen. Als Neubelastung der Gesellschaft betrachtet man bloß die Zinsen, die der Staat zu zahlen hat — eine Last, die nur die Zukunft treffen soll. Man denkt nicht daran, daß schon die Gegenwart durch eine Staatsanleihe ärmer werden kann, nicht nur um den Betrag der Verzinsung, sondern um den Gesamtbetrag der Anleihe.

Eine Staatsanleihe wird bestritten aus den von den Kapitalisten zurückgelegten Geldsummen, die sie zur Verwendung als Kapital bereithalten. Diese Summen können entweder aus dem Mehrwert stammen, den der Kapitalist nicht konsumiert, sondern „spart“, akkumuliert. Sie können aber auch aus dem Erneuerungsfonds stammen, den jeder industrielle Kapitalist zurücklegen muß, um vernutzte Maschinen neu anzuschaffen, neues Rohmaterial zu kaufen, Arbeitslöhne für weitere Produktion zu zahlen. In Zeiten allgemeiner industrieller Stodung können viele angesammelte Geldsummen sowohl aus dem Akkumulationsfonds wie aus dem Erneuerungsfonds leicht ihrer industriellen Verwendung vorenthalten und dem Staate zu Anleihen zur Verfügung gestellt werden. Verwendet sie aber der Staat nicht seinerseits produktiv, dann sind sie dem Produktionsprozeß für immer entzogen, der Produktionsprozeß ist dadurch in seiner Entwicklung gehemmt, er kann sogar durch Entziehung alten Kapitals vorübergehend eingengt werden. Ricardo sah in den Staatsschulden einen Krebschaden.

Die Verzinsung der Staatsschuld erschien ihm dagegen als keine Last. Er sagt in seinen „Principles“, 17. Kapitel:

„Wenn zur Deckung der Ausgaben eines Jahres 20 Millionen durch eine Anleihe aufgebracht werden, so werden diese 20 Millionen dem produktiven Kapital der Nation entzogen. Die Million jährlich, die durch Steuern zur Verzinsung der Anleihe aufgebracht wird, geht bloß aus den Taschen der Steuerzahler in diejenigen der Zinsempfänger. Die wirkliche Ausgabe besteht in den 20 Millionen und nicht in den Zinsen dafür.“

Zu dieser Auffassung konnte Ricardo kommen, weil er auf dem Standpunkt des ehernen Lohngesetzes stand. Er meint, daß jede Steuer, die den Arbeiter belastet, seinen Lohn erhöht, den Kapitalprofit vermindert (16. Kapitel). Im Grunde müßten alle Steuern von den Kapitalisten gezahlt werden, entweder aus ihrem Konsumtionsfonds (Revenue) oder ihrem Akkumulationsfonds. Die Zinsen der Staatsschuld bezahle also die Kapitalistenklasse sich selbst. Innerhalb dieser Klasse könnten einzelne Individuen darunter leiden, andere gewinnen, der Reichtum der Klasse selbst werde dadurch nicht vermehrt und nicht vermindert.

Nun wissen wir, daß sich die Dinge nicht so mechanisch abspielen, daß Kapital wie Arbeitslohn sehr elastische Erscheinungen sind. Die Ansicht ist ebenso falsch, daß das Kapital alle Steuern zahlt wie die entgegengesetzte, daß die Arbeit es tut. Für die Bemessung der Wirkungen der Verzinsung der Staatsschuld kommt es also darauf an, wer die Steuer zahlt, aus der die Zinsen genommen werden. Wird die Steuer aus dem Mehrwert gespeist, ist sie etwa eine progressive Besitz- oder Einkommensteuer unter Freilassung der Einkommen, sagen wir unter 3000 Mark, dann nimmt allerdings der Staat der Kapitalistenklasse nur mit der einen Hand, was er ihr mit der anderen in der Form von Zins gibt.

Ganz anders jedoch, wenn die Verzinsung durch eine Steuer bestritten wird, die den Arbeitslohn belastet. Dieser Abzug vom Arbeitslohn fließt jetzt als ein neuer Mehrwert der Kapitalistenklasse zu, sie wird durch eine derartige Verzinsung der Staatsschuld bereichert, ebenso wie wenn sie ihren Profit durch eine direkte Herabsetzung des Arbeitslohnes vergrößern würde. Die Staatsschuld wird nun eine Quelle der Erwerbung von Mehrwert nicht nur für den einzelnen Kapitalisten, sondern für die gesamte Kapitalistenklasse und bildet insofern für sie neues Kapital.

Das bedeutet eine dauernde, jedes Jahr sich wiederholende Schädigung nicht nur der Arbeiterklasse, sondern der ganzen Gesellschaft, denn eine Minderung des Lohnes ist gleichbedeutend mit einer Minderung der Produktivkraft der Arbeit. Es ist eine Schädigung selbst vom Standpunkt der kapitalistischen Oekonomie aus gesehen, für die das Interesse der Arbeiterklasse nicht zusammenfällt mit dem der Gesellschaft. Die Erhaltung und das Gedeihen des Arbeiters werden von ihr nicht als Zweck der Produktion betrachtet, sondern nur als Mittel für deren Zwecke.

Ricardo sah das nicht, weil er, wie schon gesagt, auf dem Standpunkte des ehernen Lohngesetzes stand. Darum faßt er auch die Wirkungen eines Staatsbankrotts, das heißt der Einstellung oder doch Einschränkung der Zinszahlungen der Staatsschuld falsch auf. Wir haben hier nicht jene Ausführungen im Auge, in denen er den Staatsbankrott verurteilt als eine Verletzung von Treue und Glauben und Gerechtigkeit — das ist eine Sache für sich. Aber er behauptet, die Bezahlung der Zinsen für die Staatsschulden belaste nicht das Land und durch das Einstellen der Bezahlung werde es nicht entlastet. Der Schaden, den das Land erleide, sei dadurch geschehen, daß die Staatsschuld aufgenommen und unproduktiv verausgabt wurde. Dadurch wurde das Land um soviel ärmer. Aber durch die Verzinsung werde ihm nichts entzogen. Die Zinsen solle man zahlen, aber die Staatsausgaben für unproduktive Zwecke vermindern. Das sei der einzige Weg, der Hemmung der ökonomischen Entwicklung durch die Staatslasten entgegenzuwirken. Das ist alles richtig, wenn diese Lasten ausschließlich aus dem Mehrwert bestritten werden. Werden sie aus dem Arbeitslohn bezahlt, dann kann ihre Reduzierung durch einen Staatsbankrott eine tatsächliche Erhöhung des Arbeitslohnes und damit der Produktivkraft der Arbeit bedeuten. Damit ist natürlich über die anderen Gründe der Möglichkeit und Rätlichkeit eines Staatsbankrotts nichts gesagt. Ein gefährlicher Schritt bleibt er unter allen Umständen wegen seines katastrophalen Charakters.

Noch ein Umstand kommt bei der Frage der Verzinsung der Staatsschuld in Betracht, der freilich für Ricardo in England praktisch keine Bedeutung hatte.

Der Staat kann Anleihen nicht bloß bei den inländischen Kapitalisten aufnehmen. Kapitalarme Staaten gehen von vornherein zu diesem Zweck ins Ausland. In diesem Falle bedeutet die Aufnahme der Schuld nicht eine Verminderung des heimischen Akkumulationsfonds. Sie hemmt die Entwicklung des Landes nicht. Um so hemmender wirkt aber die Verzinsung. Selbst wenn sie durch eine Besteuerung der Besitzenden aufgebracht wird, nimmt sie nicht der Kapitalistenklasse des Landes mit der einen Hand, um es ihr mit der anderen zu geben, sondern sie nimmt dem eigenen Lande, um einem fremden Lande zu geben.

Andererseits wird für ein solches Land der Staatsbankrott viel leichter. Freilich gibt es gerade für die Regierungen derartiger Staaten einen triftigen Grund, den kühnen Schritt nicht zu wagen. Für sie gilt Helms weiser Rat:

Mensch, bezahle deine Schulden,
Lang ist deine Lebensbahn
Und du mußt noch öfters pumpen,
Wie du schon so oft getan.

4. Die Anwendung des Ertrags der Staatsanleihe.

Entscheidend für die ökonomische Wirkung von Staatsanleihen wird die Art ihrer Anwendung. Darin gilt von ihnen daselbe, was von der Steuer gesagt werden kann, doch mit einigen Modifikationen. Bei einer Staatsschuld kann man mit weit größerer Sicherheit den Zweck erkennen, dem sie dient wie bei einer Steuer. Wenn diese neu eingeführt wird, um eine neue Ausgabe zu decken, liegt der Zusammenhang beider zunächst klar zutage. Aber im Laufe der Jahre wird er immer unerkennbarer. Alle Steuern wandern in die gleiche Kasse, aus der alle Ausgaben, produktive wie unproduktive, bezahlt werden. Bei einer alten Steuer ist es daher unmöglich, zu sagen, daß sie einem besonderen Zwecke dient. Das Urteil über die Wirkung der Steuern wird da abhängig nicht von einzelnen Verwendungsarten, sondern vom allgemeinen Charakter des Regierungssystems.

Eine bestimmte Staatsanleihe dagegen wird nur einmal, zu einem besonderen Zwecke, aufgenommen. Bei ihr ist der Zusammenhang mit diesem unter allen Umständen unverkennbar. Nun müssen wir es stets vorziehen, daß die Ausgaben des Staates durch Steuern, und zwar durch solche gedeckt werden, die vorwiegend den Konsumtionsfonds der Kapitalisten treffen, aber wenn die Ausgabe produktiven Zwecken dient, kann man sich mit ihrer Deckung durch eine Staatsanleihe abfinden, die vorwiegend dem Akkumulationsfonds entnommen wird, vorausgesetzt, daß zur Verzinsung eine Besteuerung des Mehrwerts und nicht des Arbeitslohnes herangezogen wird. In den meisten Fällen wird ja eine produktiv angewendete Staatsanleihe, wenn nicht sofort, so doch nach einiger Zeit selbst Mehrwert liefern, der dem Staate zufällt, so daß die Verzinsung nicht durch eine Steuer aufzubringen ist. Doch braucht das nicht immer der Fall zu sein. Der Begriff der Produktivität ist vom Standpunkte des Gemeinwesens aus ein weiterer als der des Kapitalisten, wie ich schon in meinem Artikel über Steuern und Monopole bemerkt. Eine Anleihe zur Erbauung von Schulen, Straßen, Brücken oder zu Wildbachverbauungen braucht nie einen Profit abzuwerfen. Sie wirkt produktiv für die Gesamtheit, erhöht deren Produktivkräfte, ohne dem Staate direkt neue Einnahmen zu eröffnen. Manche Anleihen zur Erwerbung oder zur Errichtung produktiver Staatsbetriebe, Eisenbahnen, Bergwerke usw. können freilich sehr profitabel werden.

Die meisten der produktiven Ausgaben des Gemeinwesens fallen heute der Gemeinde zu, die meisten unproduktiven dem Staate. Dabei sind die Gemeinden in ihren Maßnahmen zu Zwecken der Besteuerung durch die Gesetzgebung des Staates mehr oder weniger eingeengt. Gemeindeanleihen wird man daher in der Regel mit günstigeren Augen betrachten dürfen als Staatsschulden. In Deutschland hat sich bei seiner kuriosen Verfassung zwischen dem Reich und der Gemeinde noch als Mittelglied der Staat erhalten. Da ist auch die schöne Arbeitsteilung eingetreten, daß der Löwenanteil der unproduktiven Ausgaben und Schulden dem Reich zufiel, wogegen die Schulden der Einzelstaaten zum großen Teil produktiver Art sind. Wenn die Schulden der deutschen Einzelstaaten von 1874—1914 von $3\frac{1}{2}$ Milliarden auf 15 Milliarden wuchsen, so ist dies zum großen Teil der Erwerbung und Ausdehnung des Netzes der Staatseisenbahnen zuzuschreiben. Dagegen waren die 5 Milliarden Reichsschulden ausschließlich durch unproduktive Ausgaben verursacht.

Die Unterscheidung zwischen produktiver und unproduktiver Anwendung der Staatsschuld wirft neues Licht auch auf den Unterschied zwischen äußerer und innerer Staatsschuld.

Eine Staatsanleihe, die im Lande selbst aufgebracht wird, vermehrt, produktiv angewendet, zunächst seine Produktivkraft nicht. Was der Staat an neuem produktiven Vermögen gewinnt, wird der privaten Produktionstätigkeit entzogen. Ein ökonomischer Vorteil für die Gesamtheit wird sich dabei nur dann herausstellen, wenn der Staat, der nicht so borniert interessiert zu sein braucht wie der einzelne Kapitalist, durch die Anleihe wichtige Produktivkräfte entwickelt, die das private Kapital vernachlässigt oder gar ruiniert hätte.

Eine produktive Anleihe, die im Auslande aufgenommen wird, bedeutet dagegen eine raschere Vermehrung der Produktivkräfte des Inlandes, als mit dessen eigenen Kräften allein möglich gewesen wäre. Sie ist insofern von größtem Vorteil für das Land. Dem steht freilich der Nachteil gegenüber, daß der Betrag der Verzinsung Jahr für Jahr ins Ausland geht und das Inland um diesen Betrag ärmer wird. Doch kann trotzdem der ökonomische Vorteil der Anleihe ein dauernder bleiben, wenn der Mehrwert, der durch sie erzielt wird, mehr ausmacht als die Verzinsung. Wird der Uberschuß zur Rückzahlung oder zum Rückkauf der Anleihe angewandt, kann auch die Zahlung der Zinsen ans Ausland nach und nach verschwinden.

Anders steht es mit einer auswärtigen Anleihe zu unproduktiven Zwecken. Zunächst ist es freilich ebenso wie bei der produktiven Anleihe vorteilhaft, sie im Auslande aufzunehmen. Bedeutet die auswärtige produktive Anleihe eine Vermehrung der Produktivkräfte des Inlandes, so erspart die auswärtige unproduktive Anleihe zunächst wenigstens deren Verminderung. Aber die an das Ausland gezahlten Zinsen wirken nun um so verderblicher für das eigene Land, als ihnen keine Vermehrung der inländischen Mehrwertproduktion gegenübersteht.

Aber auch eine innere Staatsschuld wirkt ökonomisch nachteilig, wenn sie unproduktiv verausgabt wird. Allerdings nicht nachteiliger als eine Steuer in gleichem Betrag. Jedoch, welchen Widerstand erregt eine derartige Steuer von solcher Höhe, wenn sie den besitzenden Klassen auferlegt wird! In der Zeichnung einer Staatsanleihe sehen sie dagegen einen Vorteil. Die unproduktive Anwendung des Akkumulationsfonds und selbst des Erneuerungsfonds einer Nation, also die Einschränkung ihrer Produktion, wird dadurch sehr erleichtert.

Adam Smith sagte darüber in dem Kapitel über „Staatsschulden“ (Wealth of Nations, V. Buch, 3. Kapitel):

„Die gewöhnlichen Ausgaben des größten Teils der modernen Regierungen sind in Friedenszeiten ganz oder nahezu gleich ihren ordentlichen Einnahmen. Kommt es zu einem Krieg, so sind die Regierungen weder imstande noch geneigt, ihre Einnahmen in demselben Verhältnis zu vermehren, wie ihre Ausgaben wachsen. Sie sind dazu nicht geneigt, weil sie fürchten, den Unwillen des Volkes zu erregen, das bald des Krieges überdrüssig würde, wenn es plötzlich seine Steuerlast so ungeheuer erhöht sähe. Sie sind aber auch dazu nicht imstande, da sie nicht wissen, welche Steuer ausreichend wäre, die notwendigen Einnahmen zu schaffen. Die Möglichkeit, zu borgen, befreit sie aus der Verlegenheit, die ihnen sonst aus ihrer Furcht und ihrem Unvermögen erwüchse. Durch Anleihen können sie bei sehr geringer Vermehrung der Steuern von Jahr zu Jahr genügend Geld zur Fort-

führung des Krieges aufbringen. . . . In großen Staaten fühlt die Bevölkerung der Hauptstadt und der Provinzen, die weit vom Kriegsschauplatz abliegen, zum großen Teil kaum eine Unbequemlichkeit vom Kriege, sondern sieht eine angenehme Zerstreuung darin, in den Zeitungen die Großtaten ihrer Heere und Flotten zu lesen. Dieses Vergnügen entschädigt sie für den kleinen Aufschlag auf die Friedenssteuern, den sie wegen des Krieges zu zahlen haben. Sie ist gewöhnlich sehr unzufrieden damit, wenn es zum Frieden kommt, der diesem Vergnügen und damit allen visionären Hoffnungen auf Eroberung und Nationalruhm ein Ende macht."

Smith urteilte als Engländer auf Grund des Siebenjährigen Krieges, des letzten großen Krieges vor dem Erscheinen seines „Wealth of Nations“. In jenem Krieg kämpften dieselben Mächte wie heute, nur in anderer Gruppierung: Frankreich, Oesterreich und zeitweise Rußland gegen Preußen und England. Unentschieden wogte der Kampf in zähem Durchhalten hin und her, ohne einem der Kämpfenden den Sieg zu bringen. Zu Tode erschöpft, waren sie schließlich alle froh, auf der Basis des Statusquo für Europa Frieden schließen zu können. Er brachte (mit einer Ausnahme) keinem einen Vorteil, erschütterte die drei großen Kontinentalmächte finanziell und auch militärisch aufs tiefste, bereitete die französische Revolution, bereitete Austerlitz und Jena vor.

Nur England gewann. Wohl stieg seine Staatsschuld. Adam Smith gibt die fundierte Schuld für 1755 auf 72 Millionen Pfund Sterling an, für 1764 auf 130 Millionen. Aber um diesen Preis legte es damals den Grund zu seiner Seeherrschaft und seinem Kolonialreich, namentlich in Indien.

Heute stehen die Dinge für England anders, und diejenigen sind im Irrtum, die glauben, der Krieg könne für das Britische Reich so enden wie der Siebenjährige. Für England wird die Parallele auf keinen Fall zutreffen. Es hat keine Seeherrschaft und kein Indien mehr zu erobern. Es kann sie höchstens verlieren. Sein Industriemonopol freilich hat es durch die Kraft der Waffen weder gewonnen noch dadurch verloren. Darüber entscheiden andere Faktoren. Wie immer der jetzige Krieg enden mag, auch England wird aus ihm mit einer Vermehrung seiner Staatsschuld hervorgehen, die die Entwicklung seiner Industrie schwer beeinträchtigt. Eine lange Dauer des Krieges kann dadurch seine Industrie weitaus mehr schädigen, als irgendwelche kolonialen Erwerbungen sie zu fördern vermöchten.

Adam Smith schrieb nach dem Siebenjährigen Krieg, der bloß für England vorteilhaft endete. Trotzdem äußerte sich Smith vom Standpunkt der Industrie sehr kritisch gegenüber dem Krieg und der durch ihn vermehrten Staatsschuld.

Noch kritischer äußerte sich Ricardo, der nach dem Zwanzigjährigen Krieg schrieb, den England seit 1793 im Verein mit dem übrigen monarchischen Europa gegen Frankreich führte, einem Krieg, aus dem es ebenfalls als der einzige ökonomisch Gewinnende hervorging, obwohl mit einer schweren Staatsschuld beladen. Dieser Krieg vollendete, was der Siebenjährige eingeleitet. Und doch zeigte sich Ricardo nicht begeistert von seinen Resultaten. Wohl hatte sich Englands Industriekapital in jenen zwei Jahrzehnten bedeutend vermehrt, aber, sagt Ricardo, ohne den Krieg, ohne dessen Steuern und Anleihen, wäre das noch in höherem Grade geschehen.

Das waren die zwei für England günstigsten Weltkriege. Weit weniger als damals ist diesmal aus dem Krieg ein Aufschwung der Industrie zu erwarten.

5. Steuer und Anleihe im Weltkrieg.

Die ökonomische Theorie war seit langem dafür, die Kosten eines Krieges durch Steuern aufzubringen und nicht durch Anleihen. Die politische Praxis hat stets anders gehandelt, selbst in England und den Vereinigten Staaten, die am meisten dahin trachteten, erhöhten Staatsbedarf durch Steuern und nicht durch Schulden zu decken. Sie haben in Kriegen ihre Steuern erhöht, jedoch daneben noch gewaltige Schulden gemacht. So auch diesmal. Andere Staaten sehen von Steuererhöhungen in Kriegszeiten überhaupt ab.

Diese Praxis hat einen theoretischen Verfechter in dem Professor Heinrich Diezel gefunden, der sie 1912 in einer Schrift empfahl, die den Titel führte: „Kriegssteuer oder Kriegsanleihe“. Diezel ist gegen die Deckung der Kriegskosten durch Steuern vornehmlich aus zwei Gründen wirtschaftlicher Natur. Er ist dagegen aus Gründen der „Kontinuität“ und der „Produktivität“. Seine Ausführungen gehen dahin:

Im Kriege sinkt plötzlich der Verbrauch der Privaten, der des Staates wächst. Das bedeutet eine enorme Umgruppierung der Produktion, einen „Wirrwarr“, der gesteigert wird durch eine starke Steuer, die alle wohlhabenden Verbraucher trifft und deren privaten Konsum noch mehr vermindert. Eine Anleihe wird dagegen weniger durch Einschränkung des Verbrauchs gedeckt, sondern vornehmlich aus Geldsummen, die die einzelnen Kapitalisten flüssig liegen haben und die nicht zur Deckung ihres Verbrauchs bestimmt waren. Die Kontinuität des Verbrauchs und damit der Produktion wird daher durch eine Anleihe weniger gestört als durch eine Steuer.

Das ist richtig, indes hat gerade jetzt die Praxis gelehrt, daß die Anpassung der Produktion an die neuen Formen des Verbrauchs nicht so schwierig ist, wie man früher annahm und annehmen durfte. Auf der andern Seite erheischt die Politik des „Durchhaltens“ im Kriege nicht die Förderung, sondern die Einschränkung des privaten Verbrauchs. Der Krieg bedeutet, rein ökonomisch gesprochen, eine riesenhafte Verschwendung von Verbrauchsmitteln, unter gleichzeitiger Einschränkung der Produktion von Produktionsmitteln. Je länger man mit den vorhandenen Produktionsmitteln und Produkten reicht, desto besser, unter sonst gleichen Umständen, die Ausichten im Krieg. Von diesem Standpunkt aus bildet es nicht einen Nachteil, sondern einen Vorzug der Steuer, daß sie mehr als die Anleihe, durch Einschränkung des Verbrauchs aufgebracht wird.

Diese politisch-militärischen Erwägungen gehen uns hier freilich nichts an, wo wir nur von ökonomischen Konsequenzen reden. Jedoch auch diese sprechen für die Steuer. Der Krieg bringt eine größere Zerstörung von Produktivkräften bei gleichzeitiger Einschränkung der Produktion neuer Produktivkräfte mit sich. Wird dabei noch durch die Finanzpolitik des Staates die Akkumulation eingeschränkt und der Verbrauch gefördert, so heißt das die ökonomischen Schädigungen des Krieges steigern. Das bißchen Vermehrung der „Kontinuität“ des Verbrauchs ist ein schwacher, rasch vorübergehender, ganz unzureichender Ersatz dafür.

Und nicht anders steht es mit dem Motto, das Diezel seltsamerweise das „Produktivitätsinteresse der Volkswirtschaft“ nennt, obwohl es auf größere Einschränkung der Produktion hinausläuft.

Zur Zeichnung einer Anleihe, sagt Diezel, wird niemand gezwungen. Nur wer über disponibles Geld verfügt, beteiligt sich an ihr. Die Steuer wird dagegen jedem Mitglied einer bestimmten Einkommensklasse auferlegt, auch wenn sein Geld wichtig ist für die Fortsetzung seines Betriebs, ja sogar dann, wenn er in einer Geldklemme steckt.

Das ist sicher ein großer Nachteil der Steuer, spricht jedoch auch in Friedenszeiten gegen sie. Nur tritt diese Schädigung im Kriege natürlich verschärft auf, da der Steuerbedarf plötzlich stark wächst, indes die Geldbeschaffung schwieriger wird. Es trifft aber mehr die Form als das Wesen der Steuer. Es bietet einen triftigen Grund, sie so elastisch als möglich zu gestalten und sie gut vorzubereiten, sie nicht als Ueberraschung wirken zu lassen. Dann wird sie in der Regel nicht zur Einschränkung oder gar Einstellung der Produktion einzelner Betriebe führen, sondern eher zur Einschränkung des Verbrauchs, was im allgemeinen von Vorteil ist, oder sagen wir besser, das kleinere Uebel unter den vielen, die der Krieg dem Wirtschaftsleben auferlegt.

Indessen sind alle diese Erörterungen rein akademischer Natur deshalb, weil der Krieg alle ökonomischen Verhältnisse auf den Kopf stellt und zu Maßregeln zwingt, die mit einem normalen Wirtschaftsleben ganz unverträglich sind. Theoretisch mag die Steuer der Anleihe noch so sehr vom Standpunkt des Produktionsprozesses überlegen sein, der Krieg schafft Anforderungen, denen die Steuer allein unter keinen Umständen gewachsen ist. Im Krieg kann die Frage nicht die sein, ob Steuer oder Anleihe, sondern nur die, ob Anleihe allein oder Anleihe und Kriegssteuer. Weiter als zu letzterem Modus hat es, wie schon bemerkt, auch England nicht gebracht, trotzdem dort die Kriegssteuer am besten vorbereitet ist und ihre Notwendigkeit allgemein anerkannt wird.

Am allerwenigsten wäre es heute möglich, die Kriegskosten durch eine Steuer allein zu decken. Diese Kosten sind zu einer Höhe angeschwollen, die keine denkbare Steuer auch nur annähernd zu erreichen vermöchte, indes gleichzeitig jene Produktionszweige höchst eingeschränkt sind, die nicht durch den Staat gespeist werden, die vielmehr ihm Mittel zuführen. Man kann, und soll, natürlich die Gewinne derjenigen besteuern, die sich durch Kriegslieferungen bereichern, aber dadurch wird dem Staat nur ein kleiner Teil dessen wieder zurückgegeben, was er früher selbst verausgabt hat. Es kommt für ihn in der Wirkung auf das gleiche hinaus, als wenn er für die Lieferungen einen geringeren Preis bezahlt hätte. Sein Verbrauch wird dadurch etwas verringert, aber neues Einkommen für ihn nicht geschaffen.

Diezel rechnet mit einer Kriegssteuer, die dem Deutschen Reiche 700 Millionen Mark im Jahr bringen würde, und hält diese schon für ungeheuerlich. Aber was bedeuten sie gegenüber den tatsächlichen Kosten des Krieges! Ich schätze seine möglichen Kosten für alle Kriegführenden zusammen gleich nach dem Ausbruch des Krieges auf rund 100 Milliarden. (In dem Artikel „Wirkungen des Krieges“, „Neue Zeit“, XXXII, 2, S. 947.) Was bisher an Kriegsrechnungen bekannt wurde, stimmt mit dieser Schätzung überein. Unter den Kosten sind hier nur die für den Staat ent-

springenden verstanden. Die gesamten Verluste an Werten, die der Krieg hervorruft, werden eine weit größere Summe ausmachen. Von den Verlusten an Menschenleben ganz abgesehen, die in jeder Beziehung unschätzbar sind.

Wie viel von dieser ungeheuren Summe könnte durch Steuern auf Kosten des privaten Verbrauchs aufgebracht werden? Es wäre schon enorm, wenn wir für die Kriegsführenden zusammen eine Vermehrung ihres Steuereinkommens um 5 Milliarden annähmen. Wir müssen eher mit einer Verminderung rechnen, da die Zolleinnahmen in hohem Maße wegfallen, in Rußland auch das Branntweinmonopol usw.

Da bleibt einfach nichts anderes übrig, als die Anleihe oder die Fabrikation von Papiergeld. Wie in Revolutionen wird man auch im Kriege zu Maßregeln gezwungen, die, um mit dem kommunistischen Manifest zu reden, „ökonomisch unzureichend und unhaltbar erscheinen“. Der Unterschied zwischen Krieg und Revolution ist freilich der, daß in dieser solche Maßregeln „im Laufe der Bewegung über sich selbst hinaustreiben und als Mittel der Umwälzung der ganzen Produktionsweise“ dienen, während Kriegsmaßregeln stets nur als ein Provisorium betrachtet werden, dessen man sich im Frieden so rasch als möglich wieder entledigt. Hat man nur die Wahl zwischen Assignatenwirtschaft und Staatsschulden, dann sind letztere immer noch einwandfreier, trotz aller theoretischen Bedenken. Nähmen wir nun an, und das wäre das Neueste, 15 Milliarden könnten durch Schaffung von Papiergeld aufgebracht werden, ohne die Währung grenzenlos zu verwirren, 5 Milliarden durch Steuern, dann blieben immer noch etwa 80 Milliarden übrig, die durch Anleihen zu decken wären.

Woher nun diese 80 Milliarden nehmen, die Europa im Kriegsjahr pumpen muß? Ich spreche im folgenden stets nur von Europa oder den Kriegsführenden im allgemeinen, denn von dem Anteil jedes der einzelnen Staaten an den Kosten wird man erst reden können, wenn man die Friedensbedingungen kennt.

Woher sollen die Anleihen genommen werden? Zuerst natürlich aus dem Akkumulationsfonds. Helfferich rechnet in seiner bekannten Schrift „Deutschlands Volkswohlstand 1888—1913“, daß der Zuwachs an „Volkvermögen“ Deutschlands innerhalb der letzten 15 Jahre durchschnittlich 6—7 Milliarden Mark im Jahre ausmachte, in den allerletzten Jahren rund 10 Milliarden. (S. 122.)

Aber seine Rechnung ist eine sehr sonderbare. In den 10 Milliarden, sagt er, „ist natürlich auch der . . . selbsttätige Wertzuwachs des vorhandenen Besitzes, namentlich an Grund und Boden enthalten“. Er berechnet ihn auf $1\frac{1}{2}$ —2 Milliarden.

Woher stammt dieser „selbsttätige“ Wertzuwachs? Aus einer Vermehrung der Produkte? Keineswegs. Da wäre er ja nicht „selbsttätig“, sondern „erarbeitet“. Er ist die berechnete Kapitalisierung der gestiegenen städtischen und ländlichen Grundrente. Diese selbst macht höchstens ein Zwanzigstel des „Bodenwerts“ aus, entstammt aber selbst wieder in der Hauptsache dem Steigen der Mieten und der Preise der Bodenprodukte. Das Wachstum des Bodenwerts wird im wesentlichen nicht durch Vermehrung seiner Produkte, durch Vergrößerung des „Volkvermögens“ verursacht, sondern durch das Wachstum der ökonomischen Macht des Grund-

besitzes, das ihm erlaubt, sich vom Nationalprodukt einen größeren Anteil anzueignen. Was er gewinnt, verlieren die andern. Das „Volkvermögen“ bleibt davon unberührt. Diese 2 Milliarden Zuwachs an „Volkvermögen“ sind also zu streichen.

Dann rechnet Helfferich „Zuwachs an neuen Börsenwerten“ 2 Milliarden im Jahr, in den letzten Jahren 3 Milliarden, den jährlichen Zuwachs an Einlagen in Sparkassen und Banken auf 1 Milliarde im Jahr, den des Vermögens der Arbeiterversicherung und der Lebensversicherungen auf 500 Millionen. Zusammen 5 Milliarden.

Da sind aber eine ganze Reihe von Posten doppelt gerechnet. Die Einlagen in den Sparkassen sowie das Vermögen der Versicherungsgesellschaften werden angelegt in Staats- und Kommunalanleihen, Pfandbriefen, Obligationen. Helfferich rechnet diese Anleihen zuerst als „neues Kapital“, und dann rechnet er das Geld, aus dem sie gedeckt werden, abermals als neues Kapital. Das Geld des Gläubigers erscheint in seiner Rechnung beim Schuldner nochmals als Kapital!

Ich sehe hier ganz davon ab, daß die Anleihen bei Helfferich als Vermehrung des „Volkvermögens“ erscheinen. Soweit sie unproduktiv verausgabt werden, sind sie verbraucht, nicht akkumuliert. Noch eins ist hier zu beachten. Die Depositen bei den Sparkassen und Banken sind nicht ausschließlich neuakkumuliertes Kapital. Zum großen Teil stellen sie Erneuerungsfonds für Erwerbsbetriebe und Haushaltungen dar, Fonds, die stetig zunehmen, einerseits mit dem Wachsen des Kapitals sowie der Zahl der Haushaltungen und andererseits mit der steigenden Leichtigkeit, anstatt private Borräte anzusammeln, die für sie bestimmten Geldsummen vorübergehend als Kapital anzulegen.

Von den 10 Milliarden Zuwachs an Volkvermögen, die Helfferich errechnet, wird man also einen erheblichen Abstrich machen müssen. Schon gar in Kriegszeiten. Auf mehr als 6 Milliarden werden wir ihn nicht ansetzen dürfen.

Höchstens in England aber besteht eine höhere Summe jährlicher Akkumulation als in Deutschland (unter den europäischen Staaten). In Frankreich ist sie nicht höher, in Oesterreich und Rußland niedriger. Wir rechnen also sicher sehr hoch, wenn wir den Gesamtbetrag des Akkumulationsfonds der fünf Staaten auf 30 Milliarden im Jahre schätzen.

Dann wären noch 50 Milliarden aufzubringen. Ein Teil davon kann aus dem Akkumulationsfonds des Auslandes gedeckt werden, namentlich Amerikas.

Aber allzuviel ist davon nicht zu erwarten. Auch die Wirtschaft der neutralen Staaten ist durch den Krieg gestört und ihre Einnahmen vermindert. Staatsanleihen werden deren Akkumulationsfonds sehr schmälern. Wenn wir rechnen, daß aus ihm 10 Milliarden für die Kriegführenden abfallen, so haben wir sicher hoch gerechnet.

Dann bliebe noch ein Minus von 40 Milliarden, das nur gedeckt werden könnte aus dem Erneuerungsfonds, dem Fonds, dessen Ansammlung erheischt ist, die Produktion auf der gleichen Stufenleiter fortzuführen und die Haushaltungen auf gleicher Höhe der Lebensführung zu erhalten. Stofflich würde das in der Weise in Erscheinung treten, daß die Produktion von Produktionsmitteln wie von Mitteln privaten Konsums —

Bauten, Maſchinen, Rohmaterialien, Arbeitsvieh, aber auch Lebensmittel, Kleidern, Möbeln, Geſchirr — unter das Maß deſſen ſänke, was erheifcht wäre, nach dem Kriege die Produktion auch nur im alten Umfange, ohne jede Erweiterung fortzuführen oder im Haushalt die nötigen Erneuerungen der abgenutzten Kleider, Geräte, Möbel uſw. vorzunehmen. Alſo Einſchränkung der Produktion und der Lebenshaltung.

Manche unſerer Freunde erwarten eine, wenn auch nur kurze Zeit allgemeiner Proſperität nach dem Kriege. Das Bedürfnis nach einer ſtarken Erweiterung der Produktion wird ſicher vorhanden ſein. Aber mit den materiellen Bedingungen wird es hapern.

Der jeßige Krieg iſt ein ganz anderer als irgendeiner ſeit hundert Jahren. Keiner hat ſo ſehr die ganze Welt in Mitleidenschaft gezogen, den ganzen überſeeiſchen Handel geſtört, in den wichtigſten Industrieländern die geſamte Produktion von Produktionsmitteln gehemmt, keiner ſo zahlreiche Millionen Arbeiter der produktiven Tätigkeit entzogen wie dieſer.

Es gibt Oekonomen, die die Situation nach dem Kriege nicht ſchwarz genug ſehen können. Unſer Züricher Parteiorgan, das „Volksrecht“, berichtet über einen Artikel, der in der Schweizer Halbmonatſchrift „Wiſſen und Leben“ (Zürich, Drell Füßli) erſchien. Der Verfaſſer, W. Eggenſchwiler, fürchtet, die Nachwehen des Krieges werden Europa weiterer Verarmung zuführen. Natürlich wird die Akkumulierung neuen produktiven Kapitals wieder einſetzen, ſobald die Ära der Aufnahme großer Staatsanleihen vorbei iſt. Aber dieſe Ära wird in Europa einen Steuerdruck hinterlaſſen, der das neue Kapital fortreiben, anderen Weltteilen zuführen wird.

Und gleichzeitig wird Europa an Menſchen verarmen. Schon vor dem Kriege erſchrakte der „Gebärſtreif“ die Politiker und Oekonomen Europas. Steuerdruck, Teuerung, induſtrielle Stagnation werden nach dem Krieg die Sterblichkeitsrate erhöhen, den Wuñſch nach Gründung einer Familie, nach Erweiterung der ſchon begründeten noch weiter einſchränken. Am ſchlimmſten wird Frankreich dabei fahren, das ſchon ſeit Jahrzehnten ſeine Bevölkerung nur noch müßam auf dem alten Stande hielt. Die weiten Lücken, die der Krieg reißt, wird es gar nicht wieder ausfüllen können. Aber auch den andern Staaten droht eine Stagnation der Bevölkerung, wenn außerhalb Europas die ökonomiſche Entwicklung raſcher vor ſich geht und eine zahlreiche Auswanderung an ſich lockt.

Gefahren dieſer Art drohen ſicher. Doch iſt es noch nicht notwendig, daß ſie ſich verwirklichen. Entſcheidend wird ſein die Dauer des Krieges und die Art ſeines Abſchluffes. Bleibt der Kurs des Wettrüſtens der alte, dann allerdings iſt das Schlimmſte zu befürchten.

Nach Helfferich betrogen die Staatsanleihen im Deutſchen Reich:

1896—1900	833 Millionen Mark
1901—1905	2 125 „ „
1906—1910	4 131 „ „

Bedeutete der Krieg nicht den Abſchluß dieſer Entwicklung, ginge ſie nach dem Kriege in der gleichen Richtung weiter, dann wäre wohl das Loſ der Industrienächte Europas beſiegelt. Doch iſt dies nichts Unvermeidliches. Alles hängt von der Politik der nächſten Monate ab. Sie entſcheidet über das Schickſal der kommenden Generation.

Die amerikanischen Arbeiter während des Krieges.

Von Hermann Schlüter (New York).

Der Krieg und die wirtschaftliche Krise drücken schwer auf den amerikanischen Arbeiter.

Noch kaum je war die Arbeitslosigkeit so groß wie in diesem Winter. Ganz unglaubliche Ziffern werden über die Gesamtzahl der Arbeitslosen angegeben. Von New York wird berichtet, daß zeitweilig 500 000 Menschen außer Arbeit waren; in Philadelphia über 100 000, in Chicago gegen 200 000 und in den übrigen Großstädten entsprechend.

Bei den amerikanischen Gewerkschaften ist die Arbeitsstatistik nur wenig ausgebildet, und die staatlichen Berichte sind in der Regel unzutreffend. Es ist deshalb schwer, genau festzustellen, was an den obigen Ziffern richtig, was übertrieben ist. Die Arbeiterorganisationen wissen in der Regel selbst nicht, wie viele Arbeitslose in ihren Reihen sind. Aus Chicago wurde schon im November gemeldet, daß von den organisierten Arbeitern mindestens 60 000 außer Arbeit seien. Die Privatwohltätigkeitsgesellschaften jener Stadt berichteten, daß sie vor zwei Jahren 10 000 notleidende Familien zu unterstützen hatten, in diesem Jahre 25 000. In der Stadt New York pflegen Unterstützungsvereine und Privatleute an die Heim- und Arbeitslosen an vielen Stellen nachts um 12 Uhr Brot zu verteilen. In einer solchen Brotausgabe wurden in einer bitterkalten Nacht 1600 Personen gezählt. Die öffentlichen städtischen Logishäuser waren bei weitem nicht imstande, die um eine Ruhestatt für die Nacht bittenden Obdachlosen unterzubringen. In vielen Geschäftsgebäuden der unteren Stadt, in Zeitungsdruckereien und dergleichen, die des Nachts geöffnet waren, drängten sich wochenlang ganze Scharen Obdachloser zusammen — oft 30 bis 40 in einem Hause —, um sich vor der bitteren Kälte zu schützen. Die Not und Arbeitslosigkeit war groß, wie groß, wußte aber niemand zu sagen.

Einen ungefähren Maßstab für die große Not mögen einige Zahlen geben, die aus den deutschen Gewerkschaften New Yorks stammen. Danach ist besonders im Bauhandwerk große Arbeitslosigkeit. Bei den Maurern waren 75 Prozent der Mitglieder außer Arbeit; von den Anstreichern etwa 65 Prozent. In der Bauschreiner-Union Nr. 309, die rund 1300 Mitglieder hat, waren 895 außer Arbeit, davon 191 länger als 16 Wochen und 375 von 8 bis zu 16 Wochen. — Zu Anfang Februar betrug die Zahl der Arbeitslosen in dieser einen Gewerkschaft noch 428. Von den Metallarbeitern wird gemeldet, daß mindestens ein Drittel von ihnen außer Arbeit ist.

Schwer getroffen sind auch die Hafenarbeiter, besonders in jenen Distrikten, in welchen sonst die Hamburger und Bremer Dampfer anzulegen pflegten. In der Kleiderindustrie, in der in der Hauptsache Juden und Italiener ihr Brot verdienen, gibt es nach den Berichten der betreffenden Gewerkschaftsbeamten allein über 100 000 Arbeitslose.

Die Gemeinden und die Regierungen, anstatt helfend einzugreifen, vermehrten noch die Zahl der Unbeschäftigten. So hat die städtische Behörde der Stadt New York beschlossen, aus Sparsamkeitsrücksichten Tausende von Arbeitern zu entlassen. Da die Einnahme der New Yorker Post infolge des Krieges einen bedenklichen Ausfall zeigt, so hat der dortige Postmeister 300 Briefträger und Hilfsarbeiter entlassen und mehrere hundert weitere Entlassungen stehen bevor.

Die Not, die sich im Gefolge der Arbeitslosigkeit einstellte, hatte überall im Lande allerlei Demonstrationen im Gefolge. Das Exekutivkomitee der Sozialistischen Partei der Vereinigten Staaten hatte den 12. Februar, einen nationalen Feiertag (Lincolns Geburtstag) für Abhaltung von Arbeitslosenversammlungen und -demonstrationen festgesetzt. Verschiedene hundert solche Versammlungen fanden in den Großstädten und Industriedistrikten statt, ohne daß sie indes besonderen Erfolg gehabt hätten. Die Gewerkschaften beteiligten sich nur ausnahmsweise daran. Sie zeigten sich indifferent, gleichgültig, oft sogar feindlich. In New York schickte die lokale Organisation der Sozialistischen Partei ein Komitee zum Gewerkschaftszentralkörper der Stadt, um die Unions zur Beteiligung an der Arbeitslosendemonstration einzuladen. Das Komitee wurde nicht einmal zu der Sitzung des Zentralkörpers zugelassen.

Die herrschende Not und ihre Folgen zwang die Behörden der Großstädte, sich mit der Sache zu befassen. In einer Anzahl dieser Städte wurden von den Mayors Komitees eingesetzt, die sich mit der Arbeitslosigkeit beschäftigen sollten. In Chicago erstattete dieses Komitee einen Bericht, der folgendes enthielt:

„Wir empfehlen der Stadtbehörde folgendes:

Die öffentlichen städtischen Arbeiten plan- und zweckmäßig zu vermehren, z. B. durch Verbesserungen von Parks, Straßen, Fuhrwegen usw.

Sobald als möglich soll Land, welches Stadt-, County- und Staatseigentum ist, zum Anbau von Nahrungsmitteln benützt werden.

Wir ersuchen den Bürgermeister und Stadtrat, mit uns die Legislatur zu ersuchen, ihren Teil der Verpflichtungen zu tragen und so schnell als möglich für nützliche öffentliche Arbeiten zu sorgen.

Um so viel als möglich die Wiederholung dieser Perioden der Not zu verhindern, ersuchen wir die Stadt-, County-, Staats- und Bundesbehörden, mit der Geschäftswelt Pläne zu entwerfen und Kontrakte für öffentliche Arbeiten, welche eine größere Nachfrage nach Arbeitern in allen Jahreszeiten hervorrufen, besonders in Perioden der Geschäftslauheit.

Wir ersuchen auch um eine Arbeitslosenversicherung, staatlich oder durch die Bundesregierung.

Wir befürworten eine bessere Ausstattung der staatlichen freien Arbeitsnachweise nach dem Plane, den die städtische Arbeitslosigkeitskommission empfahl.“

Im Gegensatz zu Vorschlägen, welche die Aufbringung der erforderlichen Kosten durch einen Appell an die Öffentlichkeit zu decken empfahlen, verlangte dieses Chicagoer Komitee, daß die Behörden eingreifen sollten. Diese weigerten sich jedoch und kümmerten sich um die ihnen gemachten Vorschläge nicht im geringsten. Aus Gemeindemitteln wurde nichts bewilligt. Noch weniger taten die staatlichen Behörden, da die Massen der Arbeiter sich nicht rührten. So wandten denn die von den Mayors der Städte ernannten Komitees sich an die Öffentlichkeit und erließen Aufrufe um Beiträge zur Linderung der Not. In einem dieser Aufrufe aus Philadelphia, der konstatierte, daß mehr als 100 000 Leute in der Stadt außer Arbeit seien, hieß es u. a.:

„Gründliche und eingehende Nachforschungen sind von den freiwilligen Mitarbeitern des Komitees bezüglich der Zustände in den Wohnungen der Arbeitslosen in allen Teilen der Stadt angestellt worden. Eine Situation ist enthüllt worden, welche schrecklich, ja ungeheuerlich ist. Die Anzahl der Leute, welche nicht genug zu essen haben, ist schreckenerregend. Die Leiden kleiner Kinder infolge von Mangel

an Nahrung, Mangel an Kleidern und Mangel an Wärme ist furchtbar und unbefschreiblich. — Furchtbare Tatsachen! Tatsachen, so hart und wuchtig wie Keulen schläge — aber Tatsachen nichtsdestoweniger, die alle den Beweis liefern, daß wir die Stunde erreichten, in der Philadelphia einer Kalamität und Schande ausgesetzt ist. Es ist von jedermann nur ein wenig erforderlich, um die Krisis zu überbrücken, um den Arbeitern zu helfen, Beschäftigung zu finden, die sie in den Stand setzt, sich selbst zu unterhalten — was sie bei weitem vorziehen — oder ihnen Unterstützung zu geben, bis sie solche Beschäftigung finden, um so dem Ausräumen der Häuser wegen Nichtbezahlung der Miete Einhalt zu tun, Krankheiten zu verringern, die so sicher im Gefolge von Not und Entbehrungen sind, und das Weh aus dem Gesicht der Mutter zu nehmen, die nicht imstande ist, ihre Kinder zu ernähren. Geld ist nötig, um Familien zu retten — viele werden aus ihren Heimen getrieben! Geld ist nötig, um Nahrung für Tausende und Tausende, welche hungrig sind, zu beschaffen! Geld ist nötig, um Schuhe und Kleider zu kaufen und sogar alte Kleider und Schuhe, welche gegeben wurden, zu reparieren und tragbar zu machen! Geld ist nötig, um die Kranken aus ihren Betten zu nehmen und sie auf ihre Füße zu stellen! Geld ist nötig, um die Stadt vor großer Not zu bewahren!"

In New York sammelte das vom Mayor eingesetzte Arbeitslosenkomitee gleichfalls Gelder, die man aber nur teilweise zur direkten Linderung der Not verwandte. In der Hauptsache richtete man mit diesen gesammelten Geldern öffentliche Gemeindefabrikstätten ein. Tausende männlicher und weiblicher Arbeiter werden in diesen Werkstätten beschäftigt, um Bandagen für die Hospitäler zu rollen oder Schuhe und Stühle zu flicken und ähnliche Arbeiten mehr zu leisten. Ja, es wurde sogar behauptet, daß man die Leute dort mit absolut unnützer Arbeit beschäftigt. Als Lohn werden 10 Cents die Stunde für Männer und 12 Cents für Frauen gezahlt. Man wird nur fünf Stunden täglich beschäftigt, um Zeit zu gewinnen, sich nach regelmäßiger Arbeit umzusehen. Und obwohl in Amerika 2 Dollar pro Tag noch ein Hungerlohn sind, bekommen also die arbeitslosen Männer nur 50, die Frauen 60 Cents pro Tag. Die Frauen erhalten 10 Cents mehr als die männlichen Arbeiter, weil letzteren eine Mahlzeit gegeben wird, ersteren nicht. Die Mahlzeiten für die Arbeitslosen werden hergestellt aus den Resten, welche das städtische Komitee aus 200 Hotels abholen läßt. Buchstäblich verwirklicht es sich in der reichsten Stadt der Welt, daß die Armen sich nähren müssen von den Brocken, die von der Reichen Tische fallen.

Die Proteste der Arbeiter gegen ein solches Verfahren sind nur schwach. Selbst die Masse der organisierten Arbeiter sieht nicht ein, daß eine solche Behandlung die Arbeiter herabsetzt, daß ihre Lebenshaltung und ihre Löhne dadurch niedergedrückt werden. Diese Gemeindefabrikstätten und ihre Zehn-Cents-Stundenlöhne sind geradezu ein Feldzug gegen den Unionlohn, den die Gewerkschaften erkämpft haben. Die Arbeiter, die in diesen öffentlichen Werkstätten einen halben Dollar Lohn erhalten, werden für irgendeinen höheren Lohn schaffen, wenn sich Arbeit bietet, und werden zufrieden sein mit einem oder anderthalb Dollar pro Tag, anstatt auf Arbeit für einen Unionlohn von zweieinhalb Dollar täglich zu warten.

Die Sozialisten haben, soweit ihr Einfluß reicht, versucht, die Lage der Arbeitslosen zu bessern. Sie standen in der Hauptsache hinter den Demonstrationen zu deren Gunsten. Sie veranlaßten, daß die schon erwähnten und andere Forderungen an die Gemeindebehörden gestellt wurden. In den Staatslegislaturen, in denen sie Vertreter hatten, brachten sie Gesetzentwürfe ein, die auf Abhilfe der Not unter den Arbeitslosen gerichtet waren. Man ver-

langte staatlichen Arbeitsnachweis, Notstandsgesetze, die sich auf die staatliche Bearbeitung von Brachländereien, auf Landstraßenbau und ähnliches mehr bezogen. In der Assembly in Kalifornien wurde von den Sozialisten ein Antrag gestellt, die Staatskonstitution dahin zu ändern, daß der Staat das ihm unter der jetzigen Konstitution nicht zustehende Recht erhält, industrielle Unternehmen aller Art selbst zu betreiben. Auch die Abschaffung der Kontraktarbeit für alle öffentlichen Arbeiten wurde verlangt.

Die Arbeit der Sozialisten in den staatlichen Gesetzgebungen hatte, soweit sie sich auf Abstellung der Arbeitslosigkeit bezog, nur wenig Erfolg. In der Regel sind die staatlichen wie die Bundeskonstitutionen derart eng gefaßt, daß, selbst wenn guter Wille vorhanden wäre, ohne weitläufige Konstitutionsänderungen kaum etwas zu machen ist. Das hob auch der Arbeitsminister Wilson in Washington hervor. Er erklärte, daß die Nation die Arbeitskräfte, die heute infolge der herrschenden Arbeitslosigkeit von der Privatindustrie nicht beschäftigt werden, sehr gut zum Nutzen des Landes bei Regierungsarbeiten verwenden könne.

„Gebt den Leuten bei den Bodenmeliorationen Arbeit,“ so sagte der Sekretär, „oder bei Errichtung und Reparatur öffentlicher Gebäude, Verbesserung von Flüssen und Häfen. Wenn die Bundes-, Staats- und Gemeindebehörden sich der Arbeitslosen in diesem Sinne bedienen, so gibt es auch das ganze Jahr hindurch Arbeit.“

Aber Wilson fügte hinzu, daß unter den obwaltenden Verhältnissen der Plan kaum durchführbar sein werde, da die Verwaltungsmethoden ihm hindernd im Wege stehen.

„Solange nicht das ganze Verwaltungssystem revidiert ist, wird es nicht ratsam oder möglich sein, diesen Plan durchzuführen. National-, Staats- und Gemeindeverwaltungen sollten daher Mittel für die Arbeiter bewilligen, und zwar nicht nur für eine kurze Zeitperiode. Dann könnten die Fonds so verwandt werden, daß Arbeiter Beschäftigung erhielten, wenn die Privatbetriebe nicht viel zu tun haben.“

Als Folge der großen Arbeitslosigkeit zeigt sich ein starkes Fallen der Löhne und zum Teil auch eine Verlängerung der Arbeitszeit. Selbst die Mitglieder der Gewerkschaften arbeiten vielfach, wenn sie Arbeit haben — offen oder heimlich —, unter dem von ihren Organisationen festgesetzten Lohn und korrumpieren und untergraben auf diese Weise die Union. Die Löhne der Unorganisierten gehen noch weit mehr herunter. Bei einer Arbeitslosen-demonstration in New York zeigte ein Redner eine Handvoll Zahlstuwerts von erwachsenen Arbeitern, die sechs Tage in der Woche je 10 Stunden gearbeitet hatten. Es waren Arbeiter der Bekleidungsindustrie. Die Wochenlöhne dieser Arbeiter variierten von 4,50 herab bis zu 3,26 Dollar. Was ein solcher Wochenlohn heißt, wird klar, wenn man bedenkt, daß in normalen Zeiten in den betreffenden Gewerben ein Lohn von 15 bis 18 Dollar und mehr verdient wird.

Da die Fabrikanten und Unternehmer in solchen Gewerben, in denen der Wochenlohn auf drei und vier Dollar herabgegangen ist, unmöglich noch an Lohnherabsetzung denken können, so nützen sie die für sie günstige Zeitlage dazu aus, um die Verlängerung der Arbeitszeit herbeizuführen. In vielen Fabriken der Bekleidungsindustrie, auch bei der Möbelfabrikation und anderswo, versucht man, die Arbeitszeit systematisch in die Höhe zu treiben. Es ist ihnen mehrfach geglückt, die wöchentlichen Arbeitsstunden von 52 auf

59 Stunden zu verlängern und so mit einem Schlage die Erfolge jahrelanger Arbeiterkämpfe zunichte zu machen.

Über nicht nur die Not der Arbeitslosigkeit, auch die Not der Ueberarbeit wirkt auf die Verlängerung der Arbeitszeit hin.

Infolge des Krieges sind eine Reihe von Bestellungen in den Vereinigten Staaten gemacht worden, die in einzelnen Fabriken eine rege Tätigkeit entfacht haben.

In den letzten vier Monaten des vergangenen Jahres exportierten die Vereinigten Staaten für 49 466 092 Dollar Kriegsmaterialien nach Europa, hauptsächlich nach England, Frankreich, Rußland und Italien. Das ist das Vierfache dessen an diesen Waren, was im Vorjahre in denselben Monaten exportiert wurde. Unterdes sind weitere Bestellungen von mehr als zweihundert Millionen Dollar gemacht worden. Unter den gelieferten Produkten stehen Pferde, Kupfer, Automobile, Flugfahrzeuge an der Spitze. Aber auch Wolledecken, Uniformstoffe, Schuhe, Feuerwaffen, Explosivstoffe, Hufeisen und dergleichen spielen dabei eine Rolle.

Um diese Bestellungen nun rasch erledigen zu können, wird in den Fabriken, die Kriegskontrakte haben, Ueberzeit gearbeitet. In Massachusetts besteht ein Gesetz, das die Frauen in Textilfabriken am Tage vor Ueberarbeit schützt und die Nachtarbeit verbietet. Seit anderthalb Jahren ist es im selben Staate verboten, daß Kinder unter 15 Jahren länger als acht Stunden täglich beschäftigt werden dürfen. Jetzt hat der Gouverneur, der oberste Beamte des Staates, durch die großen europäischen Bestellungen an die Textil- und Schuhfabriken in Versuchung geführt, den Vorschlag gemacht, die oben erwähnten Gesetze derart zu „lockern“, daß man die Maschinerie der Fabriken Tag und Nacht laufen lassen kann. Und wenn der Gouverneur selbst von der Notwendigkeit der „Lockerung“ der Gesetze spricht, so kann man sicher sein, daß sich kein Richter findet, der die Uebertretung der Gesetze verfolgen wird.

In Connecticut, einem anderen Fabrikstaate New Englands, haben die Fabrikanten nicht nötig, die Arbeiterschutzgesetze zu „lockern“. Zwar ist auch hier die Arbeit von Frauen nach 10 Uhr abends verboten. Es ist aber nicht verboten, die Arbeit so früh wie man will zu beginnen. In einer Fabrik dieses Staates sind z. B. mehrere hundert Frauen und Mädchen damit beschäftigt, Gewehrläufe zu polieren. Sie arbeiten in zwei Schichten. Die Nachtschicht beginnt um 6 Uhr nachmittags und dauert bis um 10 Uhr abends, wenn das gesetzliche Verbot der Arbeit beginnt. Um 10 Uhr werden diese Arbeiterinnen in einen Tanzsaal geführt, und dort können sie sich für die Dauer von zwei Stunden eines regulären Tanzvergnügens erfreuen, wenn ihre müden Beine das gestatten. Eine Minute nach Mitternacht, buchstäblich also am nächsten Tage, werden sie aus dem Tanzsaal wieder in die Fabrik geführt, um ihre unterbrochene Arbeit fortzusetzen.

Ueber die Genialität der amerikanischen Fabrikanten in Umgehung der Arbeiterschutzgesetze, besonders der Arbeitszeitgesetze, ließen sich Bücher schreiben.

In einer Metallfabrik in New York, die in der Hauptsache für die Bundesregierung arbeitet, ist man gezwungen, das Achtstundengesetz zu beachten, das für alle Bundesarbeiten gilt. Man arbeitet in dieser Fabrik also acht Stunden an Arbeiten, die der Staat in Kontrakt gegeben hat, und nachher noch zwei Stunden für Privatarbeiten. Damit ist dem Achtstunden-

gesetz für Staatsarbeiter Genüge geschehen, obgleich der Arbeiter tatsächlich eine Tagesarbeit von zehn Stunden geleistet hat. Das Wort Humbug ist nicht umsonst amerikanischen Ursprungs.

Außer Lohnherabsetzung und Arbeitszeitverlängerung haben Krieg und Krise den amerikanischen Arbeitern auch noch verstärkte Antreiberei bei der Arbeit gebracht. Das Taylor-System breitet sich, allem Widerstreben der Arbeiter zum Trotz, immer mehr in unserem Lande aus. Aus Chicago wird gemeldet, daß die städtische Verwaltung Versuche mit der Einführung dieses Systems macht. Vorläufig scheint es sich indes nur um einen temporären Versuch zu handeln, um dadurch die alten Arbeiter, die den erhöhten Anforderungen nicht nachkommen können, auszumerzen und sie auf bequeme Weise los zu werden.

Aber nicht genug damit, daß Krieg und Krise den amerikanischen Arbeitern verringerte Löhne, verlängerte Arbeitszeit, verstärkte Leistungen bei ihrer Arbeit gebracht haben. Auch die Gerichte und Gesetzgebungen geben sich Mühe, das Los des Lohnarbeiters nach Kräften zu verschlechtern.

In dem Quartal nach den Wahlen, also zu Ende und Anfang des Jahres, das ist die Zeit, in welcher die Gerichte in den Vereinigten Staaten sich besondere Mühe zu geben pflegen, die Arbeiterschutzesetzgebung zu verstümmeln, ihr durch Auslegungen jene Bedeutung zu nehmen, die der Gesetzgeber ihr ursprünglich gegeben hat — in dieser Zeit, in der die bürgerlichen Politiker keine Ursache haben, auf die Stimmen der Arbeiter Rücksicht zu nehmen, fallen in der Regel die meisten Entscheidungen gegen die Arbeitergesetze. Und mehr noch als sonst haben in diesem Jahre, in welchem die Arbeiter infolge von Krieg und Krise geradezu ohnmächtig sind, die Gerichte sich bemüht, durch Entscheidungen aller Art dazu beizutragen, daß sie in ihren Rechten noch mehr eingeschränkt, daß ihnen die Früchte ihres Kampfes noch mehr genommen werden als sonst.

Da ist zunächst die Entscheidung des Oberbundesgerichts im Danbury-Hutmacher-Fall.

Dieser Fall geht zurück bis zum Jahre 1902. Damals erklärte die Gewerkschaft der Hutmacher zu Danbury im Staate Connecticut einen Boykott gegen die Waren der dortigen Hutmacherfirma D. E. Loewe u. Co., welchem Boykott der Nationalverband der Hutmacher der Vereinigten Staaten zustimmte.

Der Boykott war wirksam. Im Jahre 1903 brachte die Antiboykott-Affoziation, eine Vereinigung von Fabrikanten, auf Grund des sogenannten Shermangesetzes eine Klage gegen die Mitglieder der Hutmacherunion in Danbury ein. Das Shermangesetz richtete sich ursprünglich gegen die Trusts und industriellen Kombinationen aller Art und hatte den Zweck, Verschwörungen der Trusts zur Aufhebung der Konkurrenz und zur Einschränkung des zwischenstaatlichen Handels zu verhindern. Die Kläger gingen im Falle der Danbury-Hutmacher von der Ansicht aus, daß nicht nur die Trusts und sonstigen kapitalistischen Verbindungen, sondern auch die gewerkschaftlichen Organisationen der Arbeiter „industrielle Kombinationen“ seien, auf welche das Shermangesetz Anwendung zu finden habe. Im Jahre 1908, nach mancherlei Verhandlungen, stimmte das Oberbundesgericht dieser Auffassung zu und erklärte, daß ein Boykott unter Umständen ein Vergehen gegen das Shermangesetz sein könne, und daß die Gewerkschaften als industrielle Kom-

binationen im Sinne jenes Gesetzes zu betrachten seien, die sich durch den Boykott einer Einschränkung des zwischenstaatlichen Handelsverkehrs im Sinne jenes Gesetzes schuldig machen können. Damit war ein Gesetz, das ursprünglich ausschließlich gegen die Praktiken der kapitalistischen Verbindungen zur Unterdrückung der Konkurrenz geschaffen wurde, in ein Gesetz verwandelt, das sich in der Hauptsache gegen die Arbeiterorganisationen richtete.

Die Hutmacherverunion in Danbury oder eigentlich deren Mitglieder wurden nach den Bestimmungen des Shermangesetzes zu einer Geldstrafe in Höhe des dreifachen Betrages des Schadens, der angeblich der klagenden Firma zugefügt war, verurteilt. Der Schaden wurde auf 84 000 Dollar berechnet, die Strassumme betrug also 252 000 Dollar (über 1 Million Mark), die unterdes durch die Zinsen auf 290 000 Dollar angewachsen ist. Zur Sicherung dieses Betrages ließ die Firma Loewe u. Co. die Häuser und Sparkasseneinlagen von 186 Hutmachern in Danbury, Mitgliedern der dortigen Union, mit Beschlagnahme belegen. Man appellierte gegen das Urteil auf Grund des Einspruchs, daß ein großer Teil der Verurteilten sich gar nicht an der Abstimmung über den Boykottbeschuß der Union beteiligt habe, daß man sie also auch nicht individuell verantwortlich machen könne. Auch das half nichts. Durch die letzte Entscheidung des Oberbundesgerichts, die kürzlich abgegeben wurde, ist endgültig festgesetzt, daß das einzelne Mitglied der Gewerkschaft für alle Handlungen der Organisation verantwortlich gemacht wird, auch dann, wenn es persönlich sich nicht daran beteiligte.

Infolge dieser jetzt gefallenen Entscheidung werden die einzelnen Mitglieder der Hutmacherverunion in Danbury ihre Ersparnisse und etwaigen Besitztümer hergeben müssen, um die Strafe von 290 000 Dollar zu decken. Häuser und Bankguthaben sind beschlagnahmt. Es werden allerlei Versuche gemacht, die Gelder anderweitig zusammen zu bekommen. Die Exekutive der Federation of Labor hat es abgelehnt, die nötige Summe durch eine Extrabesteuerung der Mitglieder ihres nationalen Arbeiterbundes aufzubringen. Man fürchtet, daß andere Kläger dadurch ermuntert werden könnten, gleichfalls Klage gegen die Gewerkschaften, die sie bekämpfen, einzureichen. Man ist nun auf den Gedanken gekommen, den Kongreß der Vereinigten Staaten zu ersuchen, die Zahlung der Strassumme von Bundes wegen zu übernehmen. Man begründet diesen Schritt mit dem Hinweis auf die Tatsache, daß der Kongreß, als er das Shermangesetz schuf, nicht die Gewerkschaften der Arbeiter im Auge gehabt habe; daß es also nicht die Absicht der Gesetzgeber war, die Arbeiterorganisationen zu treffen, sondern nur die kapitalistischen Kombinationen. Ein entsprechender Antrag ist im Kongreß eingebracht worden, doch hat er wenig Aussicht auf Annahme.

Es ist nun unterdes ein Gesetz im Kongreß angenommen worden, das die Gewerkschaften ausdrücklich von den Bestimmungen des Shermangesetzes ausnimmt: der Clayton Act. Man weiß freilich nicht, was die Gerichte aus diesem Gesetz machen werden. Verschiedene Anzeichen und Unklarheiten in seiner Fassung deuten darauf hin, daß es nicht viel Gutes bringt. Der Fall der Danbury-Hutmacher und die Entscheidung gegen sie wird ohnehin durch dieses neue Gesetz nicht berührt.

Der Entscheidung gegen die Rechtmäßigkeit des Boykotts folgte eine Entscheidung desselben Oberbundesgerichts, die sich mit dem Organisationsrecht der Arbeiter befaßte.

Im Staate Kansas bestand ein Gesetz, die „Coercion-Law“ (das „Zwangsgesetz“), das es strafbar machte, wenn ein Unternehmer beim Abschluß eines Arbeitsvertrags einen Arbeiter zwang oder beeinflusste, nicht der Union seines Gewerbes beizutreten oder nicht Mitglied seiner Gewerkschaft zu bleiben. Dieses Gesetz ist jetzt durch eine Entscheidung des Oberbundesgerichts für unkonstitutionell oder verfassungswidrig erklärt worden. Da ähnliche Gesetze in noch vierzehn weiteren Staaten Geltung haben, so sind durch diese Entscheidung alle diese Gesetze aufgehoben und ungültig erklärt. In Zukunft ist es in den Vereinigten Staaten also nicht mehr strafbar, wenn der Unternehmer seine Arbeiter durch Arbeitsentlassung oder Nichtanstellung oder Drohung mit solchem Vorhaben zwingt, seiner Union den Rücken zu kehren.

Das Gericht stützte sich in seiner Entscheidung auf die berüchtigte, angeblich durch die Bundeskonstitution gewährleistete „Kontraktfreiheit“, auf Grund deren noch die meisten wichtigen Arbeiterschutzgesetze der Vereinigten Staaten als konstitutionswidrig erklärt worden sind. In der Begründung des Urteils wird gesagt, daß keine Person ein Recht habe, zu verlangen, einer Gewerkschaft anzugehören und doch noch von einem Unternehmer angestellt zu werden, der keine Unionmitglieder beschäftigen will. Mit demselben Recht könne man verlangen, daß eine Gewerkschaft jedermann aufnehmen müsse, ohne Berücksichtigung der Bedingungen, welche die Union für die Aufnahme ihrer Mitglieder festgesetzt habe.

Das Recht des Arbeiters auf Abschluß eines Kontraktes schließe nicht das Recht ein, Arbeit von einem Unternehmer zu verlangen, mit dem man sich nicht über die Bedingungen geeinigt habe. Der Arbeiter habe das Recht, sich zu weigern, die Arbeit bei einem solchen Unternehmer zu übernehmen, gerade so, wie der Unternehmer das Recht habe, einen Arbeiter abzulehnen, der sich seinen Bedingungen nicht füge.

Die hier verteidigte „Kontraktfreiheit“ des amerikanischen Arbeiters ist die Freiheit, zu verhungern, wenn er sich bei Abschluß des Arbeitsvertrages nicht den Bedingungen des Kapitalisten fügen will. —

(Schluß folgt.)

Graf Ernst zu Reventlow über die deutsch-englischen Beziehungen.

Von Spectator.

In der letzten Zeit ist eine unübersehbare Flut von Schriften erschienen, die die deutsch-englischen Beziehungen behandeln. Daß sie alle auf den Ton gestimmt sind, England sei eine Ausgeburt von Hinterlist und Schlechtigkeit, ist nicht verwunderlich: auf diese Weise gelingt es am leichtesten, ohne genaue Kenntnis der politischen und wirtschaftlichen Vorgänge des letzten Jahrzehnts die Beteiligung Englands an diesem Kriege zu „erklären“, mindestens aber Stimmung gegen England zu machen. Demgegenüber wollen wir hier kurz zusammenfassend einiges aus der Geschichte der deutsch-englischen Beziehungen wiedergeben, wie es vom Grafen E. zu Reventlow in seinem 417 Seiten umfassenden Werke: *Deutschlands auswärtige Politik 1888—1914* geschildert wird, das kurz vor dem Kriege,

Februar 1914, erschienen ist und nun in zweiter Auflage vorliegt¹, die ohne jede Aenderung des Textes erschien. Wer Reventlow ist, braucht man wohl nicht weiter auszuführen. Er ist uns als Auslandsredakteur der „Deutschen Tageszeitung“ genügend bekannt. Ueber das Werk im ganzen will ich hier auch kein Urteil abgeben. Es genügt die Bemerkung, daß es von einer einzigen leitenden Idee beherrscht ist: von der Notwendigkeit einer starken Flotte für Deutschland . . . Wie wenig es eine Geschichte der auswärtigen Politik Deutschlands selbst nur vom Standpunkt der Imperialisten ist, geht schon daraus hervor, daß die ganze Bagdadbahnfrage in einer einzigen Note abgefertigt wird . . . Trohdem bringt es sehr viel wertvolles Material, dessen aufmerksames Studium es dem Leser auch ermöglicht, sich ein eigenes Urteil zu bilden. Während Reventlow glaubt, den Beweis für die Richtigkeit der deutschen Flottenpolitik geführt zu haben, wird ein objektiver Leser einen ganz anderen Eindruck gewinnen. Das ist nämlich der Vorzug dieses Wertes, daß Reventlow sich hier bemüht, möglichst objektiv zu sein, was man von seinen sonstigen Arbeiten nicht immer sagen kann. In dieser Beziehung ist es recht interessant, dieses Werk mit einer von demselben Reventlow verfaßten Schrift zu vergleichen, „England, der Feind“, die als 16. Heft der von E. Jaech herausgegebenen Flugschriftenreihe „Der deutsche Krieg“ erschienen ist.

In seiner Flugschrift gegen England meint auch Reventlow, daß die englische Gegnerschaft gegen Deutschland aus Neid auf Deutschlands Handel und Industrie zu erklären ist und versteigt sich selbst zu der Behauptung, daß England schon 1857 auf Preußens Industrie eifersüchtig gewesen sei . . . Uebrigens ist Reventlow zu klug, um nicht selbst die Haltlosigkeit solcher Behauptungen einzusehen, und so bemerkt er auf Seite 22/23 seiner Flugschrift:

„Nicht der deutsche Handel, nicht die deutsche Industrie allein genügte zur Erzeugung dieser Besorgnisse (Englands vor Deutschland), die deutsche Macht auf dem Festlande und die heranwachsende deutsche Seemacht² kamen dazu. Großbritannien fürchtete, daß sein Einfluß auf die Festlandangelegenheiten abnehmen und mit der Zeit ganz verschwinden, daß es nach einiger Zeit nur noch eine seehandeltreibende Inselmacht bilden würde. . .“

Es handelt sich also bei diesem Ringen nicht so sehr um den „Handel“ wie um die Weltmachtstellung. Immerhin betont hier Reventlow das wirtschaftliche Moment noch energisch. Sehen wir aber zu, wie er die deutsch-englischen Beziehungen geschichtlich schildert.

Unsere Zeit lebt sehr rasch und man vergißt die Geschehnisse von gestern. Wer erinnert sich heute noch daran, daß etwa bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts die Beziehungen zwischen Deutschland und England noch ziemlich gute und bis etwa zur Mitte der 90er Jahre sogar „herzliche“ waren und daß Kaiser Wilhelm 1890 noch davon sprach, daß „die deutsche Armee und die englische Flotte zusammen den Frieden erhalten werden“? . . . Erst 1894 begann „das vor zwei Jahren noch so enge Verhältnis mit Großbritannien sich zu lösen“, und die Ursache? „Koloniale Fragen be-

¹ Erschienen bei E. S. Mittler u. Sohn, Berlin 1915, 417 Seiten, Preis 8,50 Mk.

² Hier wie auch an anderen Stellen rühren die Sperrungen von mir her.

gannen die Orientierung der Großmächte stark zu beeinflussen“ (S. 53).

Wenn man sich erinnert, daß um diese Zeit auch die Weltkonjunktur umschlug und sich die Preiskurve nach oben zu bewegen begann, so wird es verständlich, warum das Interesse an Kolonien zu wachsen begonnen hatte: Man suchte sich die Rohstoffe der Kolonien zu sichern, d. h. die steigende Grund- und Grubenrente, die aus dem Besitz von Kolonien floß, für sich zu behalten. Das war also die Ursache der beginnenden Spannung zwischen Deutschland und England, nicht die Entwicklung der deutschen Industrie an und für sich. Umgekehrt sucht England trotz des erstaufliegenden Aufschwunges der deutschen Industrie gerade um diese Zeit noch Anfang dieses Jahrhunderts zu einem Abkommen mit Deutschland zu kommen.

Es ist beachtenswert, daß gerade der ausgesprochenste Vertreter des englischen Imperialismus, Chamberlain, eifrig für ein Zusammengehen mit Deutschland eintrat. Am 8. Dezember 1898 hielt Chamberlain in Wakefield eine Rede, in der er unter anderem sagte:

„Ein Augenblick der Ueberlegung wird beweisen, daß die englischen und die deutschen Interessen in keinem Teile der Erde in ernstlichem Widerstreite stehen.“

Und noch Ende November 1899 wiederholt Chamberlain in Leicester den Wunsch, eine Allianz mit Deutschland einzugehen, die ihn als die natürlichste erscheint.

„Es lag“, meint Reventlow, „Chamberlain sehr viel daran, mit Deutschland in ein enges Einverständnis zu gelangen“ . . . England sah damals in Rußland seinen Hauptgegner, der seine Stellung in Indien und die Existenz Chinas bedrohte. Es suchte daher in Deutschland einen Bundesgenossen gegen Rußland. Es kam auch bekanntlich 1900 zwischen Deutschland und England zum sogenannten Pangscheabkommen, wonach sich beide zur Aufrechterhaltung der „offenen Tür“ in China und der Unverletzbarkeit des chinesischen Gebietes verpflichteten. Bald darauf erklärte aber der deutsche Reichskanzler, daß Deutschland nichts gegen die russische Festsetzung in der Mandchurei habe. Das hat in England einen sehr schlechten Eindruck gemacht. Dazu kam die Burenfrage. Schon das Krüger-Telegramm hatte in England viel böses Blut gemacht; als dann während des Burenkrieges in der imperialistischen Presse Deutschlands nach einer „Abrechnung mit England“ gerufen wurde, begann sich die Stimmung gegen Deutschland zu wenden. „Damals“, meint Reventlow, „mag den führenden politischen Geistern Großbritanniens die Einsicht gekommen sein, daß England sein Bedürfnis nach festländischem Anschlusse beim Deutschen Reiche nicht befriedigen könne.“ (S. 171.) Immerhin machte man von England aus noch 1901 den Versuch, einen Dreibund: England — Deutschland — Japan zu bilden.

„Trotz der deutschen Volksstimmung (lies Stimmung der imperialistischen Kreise), trotz der Bülowischen Auslegung des Pangschevertrages hoffte man in London, daß die Vorteile eines deutsch-englisch-japanischen Dreibundes als groß genug erscheinen würden, um Fürst Bülow zu einem völligen Umschwunge und Frontwechsel seiner Politik zu bringen. Die Hoffnung verwirklichte sich nicht und damit waren die Würfel gefallen.“ . . .

Jetzt trifft man auf Schritt und Tritt die Ansicht, England gönne Deutschland seine industrielle Entwicklung, vor allem aber eine überseeische

Expansion nicht. Auch Reventlow behauptet es in seiner Flugschrift. In seinem Werke aber lesen wir auf Seite 178:

„Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß das Eingehen auf die englisch-japanischen Wünsche dem Deutschen Reiche Vorteile verheißten hätte, insbesondere auf überseeischem Gebiet. Deutschland hätte möglicherweise jene lange Periode gar nicht kennen gelernt, in der ihm auf Schritt und Tritt England entgegenstand, wo es sich um irgendwelche außerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches liegende Wünsche, Interessen und Bestrebungen handelte. Auch auf dem Festlande hätte diese Verbindung unter Umständen der deutschen Stellung viel nützen und die politische Gruppierung des Festlandes vielleicht von Grund aus ändern können. Demgegenüber aber stand das traditionelle, oft genug auch traditionell gerechtfertigte Bedenken gegen einen Bruch mit Rußland, daneben das mit jedem Jahre schwerer wiegende Bedenken gegen jede Bindung an England.“

Vor allem: Der große Schritt war getan, der Grund zu einer starken Flotte gelegt und ihre zukünftige Entwicklung gesellschaftlich gesichert worden. Ihre Schaffung hatten Regierung und Volk (?) für notwendig erachtet, nicht zum wenigsten im Gedanken, um eines Tages neben England „gleichberechtigt“ dastehen und Weltpolitik treiben zu können.“ . . .

Daß die „traditionelle“ Freundschaft zu Rußland für die deutsche Politik nicht ausschlaggebend gewesen war, zeigt nicht nur der jetzige Krieg, sondern auch die Tatsache, daß gerade um diese Zeit der Bagdadbahnbau begann, der doch auch gegen Rußland gerichtet war. Es bleibt also nur das eine: die neue Richtung der deutschen Politik, die unter der Losung Weltpolitik getrieben und mit Hilfe einer starken Flotte gegenüber England durchgesetzt werden sollte. Daß die Flotte den tatsächlichen Grund des Gegenfahes bildet, geht aus vielen Stellen des Reventlowschen Werkes unwiderleglich hervor. Auf Seite 23 seiner Flugschrift: England, der Feind, behauptet Reventlow, daß es England fern lag, „tatsächlich eine Gefahr von der deutschen Flotte zu fürchten in Gestalt eines Angriffes und zur Vorbereitung einer Invasion. Es waren alles nur Agitationsphrasen, um Haß und Furcht der Bevölkerung gegen Deutschland zu entflammen“ . . . Auf Seite 199 seines Werkes lesen wir aber:

„Es scheint heute beim Vergleich der damaligen Schiffszahlen und Schiffsstärken beinahe unglaublich, daß in jenen ersten Jahren nach der Jahrhundertwende die wenigen . . . deutschen Kriegsschiffe eine derartige Unruhe und Besorgnis in Großbritannien erregen konnten. Man hat in Deutschland die Äußerungen dieser Besorgnis damals vielfach für Heuchelei gehalten, für eine Maske, um eigene Angriffsabsichten zu verdecken. Einer unparteiischen Prüfung und besonders dem Gange der späteren Ereignisse kann diese Auffassung schwerlich standhalten.“ . . .

Reventlow verweist dann noch auf die Abhandlung von von der Goltz über die Möglichkeit einer Invasion in England, auf die sich die Engländer immer wieder berufen haben . . . Wo Reventlow die Sachlage unparteiischer prüft, in seiner Flugschrift oder in seinem großen historischen Werke, überlasse ich dem Urteile des Lesers.

Auf Seite 250 lehrt Reventlow zu der Frage der Möglichkeit einer deutsch-englischen Entente noch im Jahre 1905 zurück und sagt:

„Hätte man in Deutschland jenen Dreadnought-Schritt Großbritannien nicht nachgetan oder nicht sofort, oder hätte man, der Kostenhöhung pro Schiff entsprechend, die Sollstärke der deutschen Schiffszahl eingeschränkt, so würde möglicherweise wieder ein Umschwung der Politik Großbritanniens zu Deutschland hin

eingetreten sein. Die Sorge wäre dann beseitigt gewesen, welche im Grunde schon damals beinahe alle Handlungen und Unterlassungen der britischen Politik beherrschte: die Sorge wegen der deutschen Flotte. Die so oft erörterten „guten Beziehungen“ wären also leicht zu erreichen gewesen, und Deutschland hätte sich ungezählte Millionen erspart. Die Wege unserer auswärtigen Politik hätten sich geebnet, aber — das war der entscheidende Punkt — unter britischer Vormundschaft (gesperrt im Text) in allen seeischen und überseeischen Fragen. Für immer wäre das große Ziel aufgegeben worden, eine Flotte von solcher Stärke zu schaffen, daß auch die größte Seemacht Bedenken tragen müsse, sich in einen Krieg mit uns einzulassen, aus Besorgnis für Gefährdung ihrer eigenen Weltstellung.“ . . .

Auf eine Kritik der Reventlowschen Ansichten gehe ich zunächst nicht ein; es genügt die Feststellung der Tatsache, daß auch Reventlow die Möglichkeit eines Zusammengehens mit England durchaus zugibt, nur daß er meint, dies hätte bloß „unter englischer Vormundschaft“ geschehen können. In welcher Weise aber durch diese „Vormundschaft“ der deutsche Handel und die deutsche Industrie geschädigt werden konnten, zeigt er uns nicht. Vielmehr glaubt er, daß ein Zusammengehen mit England nicht nur die kontinentale Stellung hätte stärken, sondern auch die überseeische Expansionspolitik fördern können. Nur wer, wie Reventlow, Lensch und andere Verfechter des imperialistischen Standpunktes, der Meinung ist, daß eine starke Flotte ein Mittel sei, sich neue Märkte zu verschaffen oder die alten zu konservieren, muß die Notwendigkeit einer starken Flotte und eo ipso dieses Gegensatzes zwischen beiden Ländern behaupten . . .

Was Reventlow über die Verhandlungen mitteilt, die in der letzten Zeit über die Einschränkung der Seerüstungen zwischen England und Deutschland geführt wurden, stimmt mit dem überein, was die englische Regierung jetzt verlautbart³, nämlich, daß Deutschland von England als Bedingung für ein Zusammengehen die Neutralität in einem europäischen Kriege forderte, während England sich nur verpflichten wollte, an einem „unprovokierten Angriff auf Deutschland“ nicht teilzunehmen. Daran scheiterten die Verhandlungen. Immerhin gibt Reventlow zu, daß England weder während der bosnischen Krisis noch während der Marokko-Krisis direkt einen Krieg gegen Deutschland wünschte. Am allerwenigsten in der letzten Zeit, als sich die englisch-deutschen Beziehungen zu bessern begonnen hatten.

„Man kann“, sagte Reventlow wenige Monate vor Ausbruch des jetzigen Krieges, „den englischen Staatsmännern wohl glauben, daß sie einen deutsch-französischen Krieg vermieden wissen wollen. Sie sind sich nicht im unklaren darüber, daß England dabei wahrscheinlich nichts zu gewinnen und ebenso wahrscheinlich sehr viel zu verlieren habe. Die Zeiten, wo es ohne Risiko die deutsche Flotte und den deutschen Handel vernichten konnte, sind vorbei: andererseits ist das britische Weltreich immer verwundbarer geworden, politisch, militärisch, wirtschaftlich und finanziell. Das Deutsche Reich ist schon durch seine Fähigkeit, in Kriegszeiten die ganze Bevölkerung aus dem eigenen Boden zu ernähren, weit sicherer fundiert. Genug, das heutige Großbritannien wünscht einen großen europäischen Krieg, wie die Dinge zum Schluß 1913 liegen, nicht (gesperrt im Text). Man kann auch wohl annehmen, daß britischerseits alles geschehen würde, um Frankreich von einem Angriffe auf Deutschland durch Ueberredung zurückzuhalten — weil man davon überzeugt ist, daß Frankreich den kürzeren ziehen

³ Sir Eduard Cook: „Großbritanniens Bemühungen um die Erhaltung des Friedens“, London 1915. Verlag Eyre u. Spottiswoode. 27 Seiten.

würde. Diese Ueberlegung", meint Reventlow, „bietet den eigentlichen Kern der sonst nicht verständlichen britischen Haltung.“ (S. 390.)

Trotz dieser Ueberlegung würde aber England in einem europäischen Kriege nicht neutral bleiben.

„Großbritannien würde jede Machterweiterung des Deutschen Reiches auf dem europäischen Festlande als Bedrohung und Verletzung seiner vitalen Interessen ansehen. Im Glauben, daß ein deutsch-französischer Krieg eine solche Machterweiterung, sei es auf Kosten Frankreichs, Belgiens, der Niederlande oder Dänemarks, zur Folge haben werde, würde Großbritannien sofort nach Ausbruch eines deutsch-französischen Krieges auf dem Plane erscheinen. . . .“ „Daran“, glaubt Reventlow, „würde selbst ein deutsch-englischer Neutralitätsvertrag in praxi nichts ändern.“ . . .

Reventlow zieht daraus den Schluß, daß Deutschland zu Land wie zu Wasser rüsten müsse. Für den objektiven Beurteiler ergibt sich aber die Lehre, daß, da ein Abkommen mit England gegen Frankreich unmöglich war, dieses Abkommen mindestens auch auf Frankreich ausgedehnt werden mußte. Im übrigen geht aus diesen Darlegungen Reventlows klar hervor, daß England sich mehr auf die Verteidigung des bestehenden Zustandes beschränkt hat und nicht auf neue Eroberungen ausgegangen ist. In dieser Hinsicht stimmen mit ihm auch andere Beurteiler der englischen auswärtigen Politik überein, wie beispielsweise Carl Peters⁴, Salomon⁵ u. a. m. Es kann naturgemäß nicht die Aufgabe dieser Zeilen sein, ein Urteil über die englische Politik zu fällen, sondern bloß durch Hinweis auf gewisse geschichtliche Tatsachen einige Mißverständnisse zu beseitigen, und in dieser Hinsicht kann das Studium des Reventlowschen Werkes empfohlen werden . . .

Der industrielle Kriegstrüppel.

Von Richard Woldt.

Unlängst wurde im Reichstagsgebäude eine „Ausstellung für Verwundeten- und Krankenfürsorge im Kriege“ veranstaltet. Als Wanderausstellung soll das Material nun auch in anderen deutschen Städten gezeigt werden.

Der Zweck der Ausstellung war, darauf hinzuweisen, daß die Technik den heutigen Krieg nicht nur in seinen Zerstörungsmitteln furchtbarer gestaltet hat, sondern daß ihm auch das Sanitätswesen in einer wunderbaren Organisation folgt, um die Schrecken zu mildern und Wunden zu heilen, die der Krieg hervorbringt. Eindrucksvoll wurde das demonstriert durch Gegenstände des Sanitätswesens für Feldheer und Marine, Bekämpfung ansteckender Krankheiten im Krieg, Verwendung der Röntgenstrahlen im Dienste der Verwundetenfürsorge, Krankenpflegetechnik. Von ganz besonderem Interesse aber war die Gruppe „Die Ausbildung des Krüppels in einem Beruf“.

Hier wurde auf die Möglichkeit hingewiesen, durch die *Orthopädie-mechanik* den Kriegstrüppel wieder arbeitsfähig zu machen. Nicht nur künstliche Beine, sondern auch künstliche Hände und Finger werden angefertigt. Der Patient erhält systematisch eine Ausbildung, er soll mit seinen verstüm-

⁴ „Zur Weltpolitik“, Berlin 1912, S. 39.

⁵ „Die Grundzüge der auswärtigen Politik Englands“, 1912.

melten Gliedmaßen die höchste Beweglichkeit entfalten lernen, die überhaupt möglich ist.

Aus der Praxis werden uns Beispiele genannt. Ein Arbeiter, der durch einen Betriebsunfall seine rechte Hand verloren hat, wurde in einem Krüppelheim in der Orthopädiemechanik unterrichtet. Dort lernte er beim Schmieden sich den Hammer an den Armstumpf anschnallen, ein von ihm hergestelltes Arbeitsstück wurde gezeigt und erwähnt, daß dieser Krüppel alle übrige Arbeit ohne Ersatz für die Hand ausführt und dabei nicht weniger schnell und geschickt arbeite wie jeder zweihändige Gesunde.

Einem Lehrling fehlt der linke Arm bis auf einen kurzen Stumpf und von der rechten Hand sind nur noch drei Finger vorhanden. Trotzdem sei es ihm möglich, mit Hilfe eines künstlichen nur für die Arbeit gebauten Gliedes, das im Ellbogengelenk in jedem beliebigen Winkel festgestellt werden kann, Klopfflechtereiarbeiten auszuführen. Einem anderen Lehrling muß ein Bein abgenommen werden, er lernt Orthopädiemechanik und soll nun in der Lage sein, einen Beruf ausfüllen zu können, bei dem es überhaupt kein Hinsetzen gibt. Und dieser Art wurden uns auf jener Ausstellung noch eine ganze Reihe solcher Beispiele vorgeführt.

Die Zusammenstellung des Materials ging wohl von der „Deutschen Vereinigung für Krüppelfürsorge“ aus, denn uns liegt jetzt eine Broschüre vor, die das Thema noch einmal behandelt und ergänzendes Material dazu veröffentlicht.¹

Es werden die ärztlichen Hilfsmittel und die orthopädischen Apparate beschrieben, die angewendet werden können, um die verschiedenartigsten Kriegstrüppel arbeitsfähiger zu machen. Abbildungen sind beigegeben:

Ein Hauptmann mit Amputation des linken Beines in leichter Prothese, die es ihm ermöglichte, 9 Wochen nach der Amputation wieder zu Pferde zu steigen und nach weiteren 2 Wochen Dienst zu tun.

Konstruktion künstlicher Arme für Amputation über dem Handgelenk. Die Finger können eingeschlagen, die Gabel kann an einem Eisenknopf befestigt werden. Für schwerere Arbeit unbrauchbar, hauptsächlich zur Verbedung des Schönheitsfehlers.

Künstliche Beine mit Feststellvorrichtungen im Kniegelenk.

Bei einem jungen Mann Amputation beider Beine. Durch niedrige Hilfstüßen, die allmählich immer höher werden, bis sie durch künstliche Beine von richtiger Länge ersetzt werden, lernt der Mann stehen und auch gehen, weil eine geschickte Anordnung der mechanischen Hüft- und Kniegelenke eine Beugung der Gelenke im natürlichen Sinn allein durch seitliche Verlagerung des Körpergewichtes gestattet.

Ein Mann ohne Hände und Füße beim Essen. An den Drahtstiften des auf dem Tisch stehenden Brettes stecken die anderen Anfaßstücke für seine Armmanschette: Messer, Feilkloben, Klammer, Haken usw.

Ein Mann ohne Hände beim Schlossern. Das Eisenstück steckt in einer Klammer, der Hammer mit seinem Stiel in dem Anfaß der rechten Armmanschette.

Ein einarmiger Geselle einer orthopädischen Werkstatt beim Feilen, derselbe Arbeiter macht mit dem bloßen Stumpf alle anderen Arbeiten mit Ausnahme des Schmiedens.

¹ Kriegstrüppelfürsorge. Ein Aufklärungswort zum Troste und zur Mahnung. Im Auftrage der Deutschen Vereinigung für Krüppelfürsorge und der Deutschen orthopädischen Gesellschaft herausgegeben von Prof. Dr. K. Blesafski. Leipzig-Hamburg, Verlag v. Bock, 1915. Preis 35 Pfennig.

Ein einarmiger Mann beim Graben und Hacken, der auch mit seiner künstlichen Hand eine Heugabel oder Sense führen kann.

Ein einarmiger Holzarbeiter beim Bohren, Stemmen, Hobeln.

Es wird uns dann weiter mitgeteilt, daß in den 54 vorhandenen deutschen Krüppelheimen, wo die Orthopädiemechanik zur Anwendung kommt, in 221 Werkstätten folgende 51 Erwerbsmöglichkeiten für Männer gelehrt werden:

Korbflechten, Schneiderei, Schuhmacherei, Bürstenbinden, Stuhlflechten, Tischlerei, Buchhalterei mit Stenotypie, Buchbinderlei, Bandagenarbeit, Mattenflechten, Schlosserei, Anstreichen, Gärtnerei, Lithographie, Maschinenstricken, Orthopädiemechanik, Schnitzen, Holz- und Laubsägearbeiten, Buchdruckerei, Kartonnagen- und Lütenanfertigung, Landwirtschaft, Seilstrickerei, Bildhauerei, Bauzeichnen, Drechslerei, Glaserei, Holzpantoffelmachen, Intarsienarbeit, Klempnerei, Instrumentenmachen, Knüpfarbeit, Kerbschnitzen, Maschinenschreiben, Malerei, Mechanik, Naturholzarbeit, Regfillieren, Papparbeit, Photographie, Portefeuille, Smyrnaarbeit, Sattlerei, Wäscheleinentlöppeln, Zahntechnik, Uhrmacherei, Handelslehre, Musik, Poliererei, Sägearbeit, Hobelbankarbeit, Steindruckerei.

Zu der rein medizinischen Beurteilung dieser Heilungsmöglichkeiten hat der Arzt das Wort zu nehmen. Ebenso wird es Sache des Sozialpolitikers sein, eingehend die Vorschläge zu prüfen, die von Biesalski, dem Verfasser der Schrift und Schriftführer der beiden unten bezeichneten Gesellschaften, gemacht werden: An eine großzügige Einrichtung und Ausbau der bestehenden Heilanstalten und Unterrichtsinstitute wird gedacht, der Staat soll die Mittel dafür zur Verfügung stellen und in den Kommissionen Vertreter aus Arbeitgeber- und Arbeitnehmerkreisen hinzuziehen.

Wir wollen hier nur das Problem skizzieren unter dem Gesichtspunkt des industriellen Betriebsmannes, und da ergibt sich die Fragestellung: Wie werden die Industriearbeiter aus dem Krieg zurückkommen? Wie werden die Menschen in der Industriegewirtschaft untergebracht werden können, die der Krieg verstümmelt hat? Das sind deshalb heute schon Sorgenfragen, weil zwei entgegengesetzte Tendenzen hervortreten: Deutschland hat industriell eine kapitalistische Reifekultur erreicht, hat die Anforderungen an die Leistungsfähigkeit gesteigert und nun hat der Krieg das Menschenmaterial geschwächt.

* * *

Die Geschichte der deutschen Wirtschaftsentwicklung der letzten Jahrzehnte ist ein Siegeszug des Kapitalismus. Diese Erfolge sind nur durch die fortschreitende Rationalisierung der Wirtschaft möglich geworden. Die deutsche Technik hat sich ihre Arbeitsmaschinen verfeinert, hat in den letzten Jahren die Kunst der Fabrikorganisation zu einer Wissenschaft ausgebildet und so ist auch der Arbeiter mit hohem Nutzeffekt in die Arbeitsmaschinerie eingeschichtet worden.²

So sind auch die Ansprüche an den Menschen, an den Arbeiter gestiegen. Es findet eine Auslese statt in dem Sinne, daß nur noch die jungen, unverbrauchten Arbeitskräfte Beschäftigung finden. In der Industrieprazis sind wir heute in Deutschland überall zu der Tatsache ge-

² Nicht zufällig hat man bei uns in Deutschland gerade in den letzten Jahren das Taylorsystem eifrig diskutiert, die „wissenschaftliche Betriebsführung“ ist eben weiter nichts wie hochgespannter Kapitalismus, wie ein Glied in der regelmäßigen Entwicklung zur höchsten Intensivierung der industriellen Arbeit.

kommen, daß einem vierzigjährigen Arbeiter, der an der Tür einer Fabrik um Arbeit anfragt, wegen seines Alters ein abschlägiger Bescheid gegeben wird. Genosse Buschid hat an dieser Stelle aus der Industriewirtschaft ein paar markante Beispiele dafür angeführt, wie große Firmen bei der Einstellung ihrer Arbeiter offiziell auf die 40-Jahresgrenze Bezug nehmen.³

„Mit dem 40. Jahr kommt für den modernen Industriearbeiter die „Majorsecke“, der entscheidende Wendepunkt, er wird als zu alt aus dem kapitalistischen Apparat ausgeschieden und kann nur noch an den Außenschlägen des Betriebes als schlecht bezahlter Hilfsarbeiter Verwendung finden.“ Professor Weber hat als die Resultate der „Untersuchungen über Anpassung und Auslese der Arbeiter in der Großindustrie“ den Abstoß der Verbrauchten mit diesen Worten ganz richtig charakterisiert, dem Gewerkschaftsmann der industriellen Praxis ist das Sinken der industriewirtschaftlich verbrauchsfähigen Altersgrenzen als eine eminent wichtige Sorgenfrage gerade in den letzten Jahren immer wieder in Erscheinung getreten.

Und nun hat der Krieg uns auch hier eine Ueberraschung gebracht. Nicht nur die jungen Arbeiter haben Maschinen und Werkzeuge stehen lassen müssen und sind nach Osten und Westen als Soldaten eingezogen worden, sondern auch die Vierzigjährigen liegen heute in den Schützengraben und müssen alle Strapazen und Härten des Krieges überstehen. Damit ist immer weiter zu rechnen, daß noch mehr Reserven, und darunter auch ältere Männer, ins Feld müssen. Hier liegt ein Widerspruch, den wir mit als eine Lehre des jetzigen Krieges nicht vergessen dürfen: unter den vierzigjährigen Männern, die als Soldaten ihre Pflicht tun und alle Strapazen des Krieges zu tragen haben, befinden sich Industriearbeiter, die zu Hause als zu alt in Friedenszeiten keine Arbeit mehr finden können.

Dazu kommen ferner die Menschen, die als Kriegstrüffel mit sichtbaren oder unsichtbaren Gebrechen und Krankheiten behaftet, die in ihrer Leistungsfähigkeit gehemmt, nun auch die Zahl der Ueberflüssigen für die Industriewirtschaft vermehren müssen. Denn es ist ganz zweifellos, daß auch unter den jungen Arbeitskräften, die als vollwertige Industriearbeiter in den Krieg gezogen sind, ein großer Prozentsatz nach dem Krieg für die bisherige Verwendung ausscheiden muß.

Um nur willkürlich ein Beispiel herauszugreifen, kann ich mir nicht vorstellen, daß ein 35jähriger Industriearbeiter, der bei Ludwig Loewe u. Cie. eine moderne Werkzeugmaschine zu bedienen hatte und ein paar Monate im Schützengraben lag, wird nach dem Krieg unter allen Umständen wieder die Schmiegsamkeit des Körpers und Schnelligkeit der Bewegungen entfalten können, wie es die rationalisierte Arbeitsweise in ihren sorgfältig aufgestellten Zeitberechnungen erfordert. Was nach dem Krieg uns in dieser Beziehung bedroht, das wird furchtbar sein und wir können es uns nur in großen Umrissen vorstellen.

Deshalb ist es notwendig, daß wir uns ebenfalls auf das Studium dieser Fragen vorbereiten, und Professor Biefalski hat ganz recht, wenn er in der genannten Aufklärungsschrift fordert, schon jetzt mit dem Aufbau solcher Einrichtungen zu beginnen, um den Wirkungen des Krieges auf die

³ Siehe Seite 598 des I. Bandes laufenden Jahrgangs.

Leistungsfähigkeit der Menschen entgegenzuarbeiten.* Freilich wird man die bisherigen Bahnen der Sozialpolitik verlassen müssen.

Der Reichsverein der liberalen Arbeiter und Angestellten hat in diesen Tagen eine Eingabe den Reichs- und Staatsbehörden zugestellt und die gleiche Frage behandelt. Es wird eine Organisation der Arbeitsbeschaffung für Kriegsinvalide gefordert. Für die Verwirklichung dieses Zieles werden Vorschläge gemacht, zu denen manches kritische und sogar polemische Wort zu sagen wäre, aber schließlich wird die wirkliche Lösung der in der Eingabe erwähnten Probleme nur durch Faktoren erreicht werden können, die außerhalb der Einflußsphäre des Reichsvereins der liberalen Arbeiter und Angestellten liegen.

Die Sozialpolitik nach dem Krieg wird nicht unter dem Zeichen des Mitleids stehen können. Nicht Wohltaten, sondern Rechte sind zu schaffen, ein Aufbau neuer sozialer Formen ist notwendig, und damit werden zugleich manche fundamentalen Begriffe über die sozialen Pflichten des Staates eine vollständige Umwälzung erfahren müssen.

Literarische Rundschau.

Martin Rade, *Dieser Krieg und das Christentum.* (Aus der Sammlung „Der Deutsche Krieg“.) Stuttgart 1915, Deutsche Verlagsanstalt. 34 Seiten. 50 Pfennig.

In allen Ländern, die heute miteinander im Kriege liegen, haben die großen Massen des Volkes — von dieser Tatsache darf man unangefochten ausgehen — den Krieg nicht gewollt. Keine Frage wird daher nach dem Kriege leidenschaftlicher erörtert werden als die, wie es möglich war, daß es trotzdem zum Kriege kam, und was getan werden müsse, um den Krieg künftig zu vermeiden.

Niemand kann die Erörterung dieses Problems aufrichtiger wünschen als die Sozialdemokratie. Ist doch sie die einzige Partei, die imstande ist, das Problem ehrlich und erschöpfend zu beantworten. Dabei wird sie gezwungen sein, den Gegensatz zwischen ihrem Standpunkt und dem jener „Friedensfreunde“ mit Entschiedenheit zu betonen, die an den bestehenden sozialen und politischen Verhältnissen nichts ändern wollen, jedoch glauben, dem imperialistisch gewordenen Kapitalismus die scharfen Zähne dadurch unschädlich machen zu können, daß sie ihm einen Phrasenbrel in den Mund schmieren. Die Völker müssen begreifen, daß es mit dem bloßen guten Willen der einzelnen nicht getan ist, daß vielmehr „die Verhältnisse, die stärker waren als der Einzelwille“, umgestaltet werden müssen. Darin besteht der tiefe Idealismus unserer materialistischen Auffassung. Diese bejaht ja nicht, daß wir uns passiv von den Dingen treiben lassen müssen, wohl aber, daß zur Verwirklichung jedes idealistischen Strebens erst die materiellen Grundlagen gegeben sein müssen. Soll also das ideale Ziel des dauernden Friedenszustandes erreicht werden, dann muß zuerst ein Gesellschaftszustand geschaffen sein, der nicht vermöge der Auswirkungen seines innersten Wesens eine ständige Bedrohung des Friedens bedeutet.

* Nach der Drucklegung dieser Ausführungen erhalten wir die Mitteilung, daß der Verein für Krüppelfürsorge jetzt einen Schritt weiter geht. Es wird eine Art Anschauungsunterricht getrieben: in kinematographischen Vorstellungen wird der industrielle Kriegstrüppel im Bild gezeigt, die Methoden und Erfolge der Orthopädiemechanik werden demonstriert, um die Öffentlichkeit auf die Wichtigkeit dieser Dinge hinzuweisen.

Das ist eine so einfache Wahrheit, daß man meinen sollte, keiner könne sich ihr entziehen.

Daß diese Erkenntnis jedoch nicht so allgemein ist, beweist die Schrift des Marburger Theologen Martin Rade, des bekannten Herausgebers der kirchlich-liberalen „Christlichen Welt“. Es ist nicht unwichtig, sich dessen Standpunkt genauer anzusehen; denn mit Recht ist schon darauf hingewiesen worden, daß gerade von kirchlicher und theologischer Seite die Versuche kommen werden, für religiöse und Weltanschauungsfragen und auf diesem Umwege dann auch für politische Fragen aus dem Kriege Kapital zu schlagen und die Massen dem Sozialismus zu entfremden.

Rade segelt ganz im Fahrwasser des marklosesten Gesinnungsidealismus: „Das Christentum lehnt einen hedonistischen, bloß auf das äußere leibliche, kulturelle Wohlbefinden gerichteten Friedenszustand geradezu ab. Aber es nimmt einen wahrhaftigen Frieden dennoch in seine Idee, in seinen Imperativ, in sein Zukunftsziel auf, indem es seinen Angehörigen zumutet, ohne Unterlaß Frieden zu schaffen.“ Man sieht, das bleibt alles im Moralischen, in der Gesinnung des einzelnen stecken! Heute behaupten alle Potentaten und Diplomaten, „ohne Unterlaß Frieden geschafft“ zu haben, und soweit es auf den guten Willen ankam, das Äußerste zu vermeiden, es nicht zum Gemeßel kommen zu lassen, haben sie wahrhaftig alle recht. Und das Resultat? Der Weltkrieg. Mit dem Nichtwollen der Wirkungen ist es nicht getan, solange man sich die Ursachen gefallen läßt. Das Moralische versteht sich von selbst und eine Religion ist allzu bescheiden, die sich keine höhere Aufgabe stellt.

Als Quintessenz seiner Ausführungen stellt Rade den Satz auf:

„Was muß uns Deutschen als Ziel und Ergebnis des zu erhoffenden Friedens vor-schweben? Höchste Entfaltung unserer nationalen Kraft, verbunden mit einer Mäßigung, die uns das Vertrauen der Völker sichert.“

Hier noch mehr als bei dem oben zitierten Worte möchte man Rade die Katechismusfragen vorlegen: „Was heißt das?“ und „Wie geschieht das?“ Rade scheint selbst die Rebelhaftigkeit seiner Sätze erkannt zu haben, denn er sagt an der betreffenden Stelle: „Ich denke nicht daran, dies näher auszuführen. Wer es verstehen will, versteht es auch ohne Worte.“

Rade hat — daran krankt seine ganze Schrift — es unterlassen, nach den wahrhaften Ursachen des Krieges zu forschen. Deshalb ist er bei der Erörterung der Mittel zur Befertigung der Kriegsgefahr in Phrasen hängen geblieben. Hätte er die wirtschaftliche und verfassungspolitische Seite des Friedensproblems gesehen, so hätte er verstehen müssen, daß die „Friedfertigkeit“ des einzelnen, die Rade durch das Christentum fördern will, niemals den Krieg zu verhindern imstande sein wird; das gerade hat der gegenwärtige Krieg schlagend bewiesen. Gleich zu Anfang seiner Broschüre dämmert zwar Rade die Einsicht, daß das Friedensproblem ein Problem der Demokratie ist, schüchtern auf:

„Die sittliche Konsequenz der allgemeinen Wehrpflicht wäre von Rechts wegen der Friede zwischen den für ihre Existenz sich selbst einsehenden Völkern.“

Die sittliche Konsequenz? Gut! Aber wie wird sie gezogen? Aus der sittlichen Konsequenz muß ein praktisches, und zwar politisches Postulat werden! Die Verwirklichung des Friedensgedankens fordert Sozialismus und Demokratie. Zu diesen Fragen mußte das Christentum Stellung nehmen, aber — schreibt Rade:

„Zweimal schon ist unser Volk eingeladen (!) worden, die neue bessere Welt aufzurichten, 1813 und 1870. Beidemale haben wir es . . . nicht getan.“

Und zwar habe beidemale, gesteht Rade, die Kirche versagt. 1815 war die Situation ganz besonders günstig: die Fürsten Europas selbst schlossen sich auf dem Boden des Christentums zusammen und gelobten, „gemäß den Worten der heiligen Schrift, die den Menschen befiehlt, sich als Brüder zu lieben, durch die Bande wahrer, unauflöslicher Bruderliebe verbunden zu bleiben, sich stets Beistand und Hilfe zu leisten, die Religion, den Frieden und die Gerechtigkeit aufrechtzuerhalten“. Man

weiß, was die „Heilige Allianz“ den Völkern gebracht hat: die schlimmste Reaktion, Maßnahmen, die einen wahren Hohn auf die feierlichen Versprechungen darstellten.

Und so meint denn Kade selbst, man könne es dem einzelnen nicht verdenken, wenn er zweifle, ob das Christentum jetzt plötzlich leisten werde, was es bisher nicht zustande gebracht habe. „Aber,“ sagt er, „es ist bisher kein ebenbürtiger Idealismus auf der Walstatt erschienen.“

Und der Sozialismus? In ihm ist nicht nur ein ebenbürtiger, sondern ein überlegener Idealismus erschienen, ein Latidealismus, der im Gegensatz zum bloßen Gefinnungsidealismus nicht in den leeren Raum hinein, sondern auf die festen wirtschaftlichen und politischen Grundlagen baut. Kade aber, nachdem er viele Seiten lang die Bedeutung des Christentums für den Weltfrieden gepriesen hat, kommt schließlich zu dem Bekenntnis: „Die Menschen brauchen den Krieg, damit sie eine Gelegenheit haben, buchstäblich und wahrhaftig für eine Sache ihr Leben zu lassen.“ Und warum das? „Das Christentum will die sittliche Bewährung des Menschen unter allerlei Anfechtung.“ Damit wären wir denn glücklich bei der Auffassung gelandet: die Menschheit braucht den Krieg, braucht die Not, braucht das Elend, damit sie sich „bewähren“ kann.

Wie sagt doch Mephisto? „Denn ein vollkommener Widerspruch ist gleich geheimnisvoll für Weise wie für Toren.“
H. Daniel.

Anzeige.

Karl Kautsky, *Nationalstaat, Imperialistischer Staat und Staatenbund*. Nürnberg 1915, Fränkische Verlagsanstalt und Buchdruckerei G. m. b. H. 80 Seiten. Preis 50 Pfennig.

Zunächst wird die Notwendigkeit der Demokratie für das Proletariat und der sprachlichen, nationalen Einheit für die Demokratie erörtert, sodann die Frage, in welchem Sinne man von der „Notwendigkeit“ des Imperialismus sprechen kann. Der Imperialismus sei eine Frage der Macht, nicht aber der ökonomischen Notwendigkeit. Seine Bedeutung für das kapitalistische Wirtschaftsleben werde auch vielfach maßlos überschätzt.

Als Aufgabe der Schrift wird bezeichnet zu zeigen, einmal, daß der Imperialismus nicht die einzige Triebkraft der Expansionsbewegungen der Staaten bildet, zweitens, daß die Kolonialpolitik selbst, gerade in ihren wichtigsten Erscheinungen, nicht kapitalistischen Ursprungs ist, endlich drittens, daß die Gewaltpolitik des Imperialismus selbst heute unter den Methoden der kapitalistischen Expansion nur die kostspieligste und gefährlichste, aber keineswegs die wirksamste bildet, und daß andere neben ihr angewandt werden, die weit größere ökonomische Bedeutung haben. Dieser Nachweis wird an der Geschichte und Wirtschaft des britischen Staatenbundes, Ostindiens, Afrikas, Chinas und der Türkei geführt.

Schließlich werden die Möglichkeiten untersucht, die sich ergeben, wenn der Weltkrieg mit einem Sieg des imperialistischen Geistes endet, und im Gegensatz zu diesem wird die Forderung nach einem europäischen Zollbund erhoben, aber nicht auf der Grundlage schutzzöllnerischer Abschließung nach außen, sondern auf der Basis des Freihandels.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 2

Ausgegeben am 9. April 1915

33. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Zwei Schriften zum Umlernen.

Von K. Kautsky.

1. Das Umlernen.

Es gibt keinen Krieg, der uns nicht zwänge, umzulernen. Wir haben unsere Kämpfe nicht in den Wolken zu führen, sondern auf der Erde. Es kann aber in der kapitalistischen Produktionsweise mit ihren rastlosen Wandlungen keinen Krieg geben, der nicht den Boden veränderte, auf dem wir zu wirken haben. Andererseits bedeutet ein Krieg unter solchen Umständen die gewalttätige Unterbrechung alles Traditionellen, Ueberkommenen. Manches, das im allgemeinen Bewußtsein als schwach galt, erweist sich plötzlich als stark und umgekehrt.

Wen von uns hat z. B. nicht die Widerstandskraft der russischen Armee überrascht! Ihre diesmalige Praxis wirft alle Anschauungen über den Haufen, die wir uns von ihr auf Grund der Erfahrungen nicht bloß des russisch-japanischen Krieges, sondern aller Kriege gebildet, die Rußland bisher auszukämpfen hatte. Diese Wandlung der Armee wäre jedoch unmöglich gewesen ohne gleichzeitige Wandlungen des ganzen gesellschaftlichen Lebens. Sie bezeugen deutlich, daß die Revolution von 1905 trotz ihres anscheinenden Mißerfolgs weit tiefere Wirkungen geübt hat, als die Revolutionäre selbst ahnten.

In unseren Anschauungen über Rußland werden wir also zum Beispiel sehr viel umzulernen haben. Ebenso ist es sehr wohl möglich, daß unsere inneren Verhältnisse nach dem Kriege nicht die gleichen sein werden wie vor ihm. Daß neue Aufgaben der inneren wie der äußeren Politik für uns erstehen werden, vielleicht auch neue Machtmittel uns für deren Lösung zugänglich — oder alte ausgeschaltet werden.

Es ist also gar nicht daran zu zweifeln, daß wir in manchem umzulernen haben werden. Und wenn einige Genossen glauben, sie müßten jetzt schon damit anfangen, so läßt sich auch dagegen nichts einwenden. Nur vor ungestümer Voreiligkeit muß man warnen, die jetzt schon zu bestimmten Ergebnissen kommen will, wo noch alles im Flusse ist. Erst nach dem Kriege werden wir die Ruhe und das vollständige Tatsachenmaterial haben, die erforderlich sind, uns erkennen zu lassen, worin und inwieweit wir umzulernen haben.

Dabei darf man jedoch nicht glauben, wir hätten nun alles zum alten Eisen zu werfen, was wir bisher gewußt. Unsere Theorien und Grundsätze sind das Ergebnis der Erfahrungen nicht eines Jahrzehnts, sondern vieler Jahrhunderte. Nicht eines Landes, sondern der verschiedensten Staaten der Welt. Die Erfahrungen des jetzigen Krieges können jenes Ergebnis in dem einen oder dem anderen Punkt ergänzen oder modifizieren. In allen grundlegenden Punkten werden unsere bisherigen Auffassungen durch ihn nur bekräftigt.

Nach jedem Kriege untersuchten Marx und Engels die neue Situation, die er geschaffen, um den veränderten praktischen Boden zu erkennen, auf dem sie von nun an zu wirken hatten. Aber nur darin bot ihnen ein Krieg Veranlassung umzulernen.

Ein Teil unserer Genossen versteht jedoch etwas ganz anderes unter dem „Umlernen“ infolge des Krieges. Dieser hat ganz neue Stimmungen in ihnen ausgelöst, die unvereinbar sind mit jenen, unter deren Einfluß sie vor dem Kriege wirkten. Nun suchen sie nach rechtfertigenden Gründen für diese Umwandlung. Damit können sie nicht warten bis nach dem Kriege, nichts ist dringender für sie, als sofort vor den Genossen und vor sich selbst den Umschwung zu rechtfertigen.

Eine willkommene Hilfe glauben sie da in zwei Schriften zu finden, die in den letzten Wochen erschienen sind, von denen jedoch wenigstens die eine nur Grundsätze entwickelt, die der Verfasser schon vor dem Kriege hegte. Trotzdem wird sie von jenen Umlernern in ihrem Sinne gedeutet. Es ist die Schrift des Genossen Cunow. Die andere, die hier in Betracht kommt, ist die des Genossen Lensch.¹

Mit Begeisterung begrüßt Max Grünwald die Cunowsche Broschüre im „Hamburger Echo“ und preist Cunow:

„Er gehört von jeher zu den guten und radikalen Marxisten, die die Illusionen und Ideologien des früheren Revisionismus genau so scharf und unbarmherzig bekämpft haben, wie sie jetzt die parteigenössischen Starrköpfe bekämpfen, die sich von ihren alten Illusionen, Hoffnungen und Wünschen nicht trennen können, weil sie die katastrophalen Eingriffe der Gegenwart nicht als historisch notwendig begreifen und danach ihre Politik richten.“

Ein merkwürdiger Zufall will, daß am gleichen Tage (dem 27. März) Konrad Haenisch in der „Dortmunder Arbeiterzeitung“ und Heinrich Schulz in der „Dresdner Volkszeitung“ die gleiche Schrift in gleichem Sinne besprachen. Haenisch bringt sie direkt in Verbindung mit der Lenschschen Broschüre:

„Auch Cunows neueste Arbeit ist ganz vom Geiste der marxistischen Methode beherrscht. Sie gleicht darin durchaus der Schrift von Paul Lensch, „Die deutsche Sozialdemokratie und der Weltkrieg“, zu der sie eine sehr glückliche und notwendige Ergänzung bildet.“

Ob Cunow dieser Gleichstellung beipflichten wird, weiß ich nicht. Eine Schrift Cunows ist natürlich immer beachtenswert. Wegen der Art, wie sie von unseren Umlernern für sich ausgenützt wird, scheint es mir angezeigt, mit ihrer Besprechung die der Lenschschen Broschüre zu verbinden, die bei uns bisher nur in bezug auf einen besonderen Punkt erörtert wurde.²

2. Lensch.

Lensch geht aus von einer Kritik des bisherigen Verhaltens der deutschen Sozialdemokratie:

„Keine Sozialdemokratie eines Landes hat die Regierung so unerbittlich, so schonungslos öffentlich angeklagt, hat die Mißstände in Heer und Verwaltung, in

¹ Dr. Paul Lensch, Die deutsche Sozialdemokratie und der Weltkrieg. Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 64 Seiten.

Heinrich Cunow, Partei-Zusammenbruch? Ein offenes Wort zum inneren Parteifreit. Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 38 Seiten.

² Gustav Eckstein, Englands Siegespreis. („Neue Zeit“, XXXIII, 1, Seite 705 ff.)

der gesamten inneren Politik so offen dargelegt, wie die deutsche Sozialdemokratie. . . Im Ausland, besonders in England, traten die Arbeitervertreter im Parlament bei weitem nicht so entschieden auf.“ (Seite 6.)

Damit habe sich die deutsche Sozialdemokratie wohl „außerordentliche Verdienste um die Erweckung des Klassenbewußtseins im deutschen Proletariat erworben“, aber „die deutsche Arbeiterklasse gewöhnte sich daran, in der Regierung ihres Landes den eigentlichen Feind zu erblicken, der, wie er in der inneren Politik unrecht hatte, ohne Zweifel auch in der äußeren Politik unrecht haben müsse“. — So kam es häufig genug zu einer „unkritischen Vergoldung ausländischer Verhältnisse“, die die deutschen Arbeiter auf gefährliche Abwege führte. Nachdem Lensch zur Illustrierung dieser Gefahr ein Beispiel vorgeführt, fährt er fort:

„Dieses eine, aber drastische Beispiel zeigt, wohin es führt, wenn man den Ansprüchen und der Politik ausländischer Bourgeoisien irgendwie weniger kritisch gegenübersteht als der Regierung und der Politik des eigenen Landes.“

Diese Vorwürfe sind nicht neu, nur waren es früher nicht Parteigenossen, die sie gegen uns erhoben. Wir haben sie stets als unwahr zurückgewiesen. Vor allem haben wir gezeigt, daß sich die Gegnerschaft der deutschen Sozialdemokratie gegen die eigene Regierung in nichts von der Haltung der ausländischen Bruderparteien unterscheidet. Es ist einfach nicht wahr, daß wir rücksichtslosere Opposition trieben als irgendeine andere sozialistische Partei. Ebenso oft wie man uns die „patriotischen“ Sozialisten Frankreichs als Muster vorhielt, hat man diesen unsern „Patriotismus“ als Muster vorgehalten.

Lensch ist auch vorsichtig genug, nicht von den Sozialdemokraten, sondern von den „Arbeitervertretern“ besonders Englands zu reden.

Will aber Lensch weiter behaupten, unsere Partei habe sich bei ihrer Kritik unserer Regierung nicht von sachlichen Gründen, sondern von einer Gewohnheit der Opposition um jeden Preis sowie von „unkritischer Vergoldung“ des Auslandes leiten lassen? Will er das nicht behaupten, dann sind seine Ausführungen nichts als eine leere Verdächtigung unserer und seiner eigenen Vergangenheit. Will er das behaupten, dann möge er es beweisen.

Aber freilich, er bringt ja einen Beweis, nur ein Beispiel, aber „ein drastisches“. Er sagt:

So wurde beispielsweise die Weltherrschaft der englischen Bourgeoisie, die bekanntlich auf der englischen Seeherrschaft beruht, von deutschen Sozialdemokraten als „unenitbehrlich“ für England hingestellt.

„Was für Frankreich und Deutschland“, so schrieb noch in der Zeit des Burenkrieges Karl Kautsky, „höchst überflüssig, wenn sie nicht überseeische Eroberungspolitik treiben wollen, ist für England unenitbehrlich. Denn seine insulare Lage, die ehemals sein bester Schutz war, so lange es seine Lebensmittel und Rohmaterialien selbst erzeugte, droht ihm verhängnisvoll zu werden, seitdem jede erhebliche Beschränkung seines Seeverkehrs es mit Hungersnot bedroht. Deutschland ist in dieser Beziehung weit günstiger daran als England. Sein Bedarf an Lebensmitteln ist viel geringer als der Englands, und es stehen ihm zur Vermittlung seines überseeischen Verkehrs die neutralen Häfen Belgiens und Hollands zur Verfügung. Es kann aber auch seinen ganzen Bedarf an Lebensmitteln aus Rußland und Oesterreich auf dem Landwege beziehen. Deutschland müßte gleichzeitig im Kriege mit England und allen seinen Nachbarn sein, sollte seine Lebensmittelzufuhr

ernstlich bedroht sein. Eine derartige Voraussetzung ist aber ein Unding. England ist dagegen auf kolossale Lebensmittelzufuhren angewiesen, die nur zur See stattfinden können. Es müßte daher schon im Interesse seiner Selbsterhaltung darauf bedacht sein, eine jedem Gegner gewachsene Flotte aufzuweisen, selbst wenn es kein Kolonialreich zu schützen hätte."

Das Gefährliche dieser Beweisführung, die übrigens einer in der Partei fast allgemein geltenden Anschauungen entsprach, ist in den heutigen Tagen des Weltkrieges offen zutage getreten. England schnürt trotz aller „neutralen“ Häfen Deutschland vollkommen vom Seeverkehr ab, indem es die „neutralen“ Häfen selber vom Seeverkehr abschließt, und da Deutschland heute ebenfalls „auf kolossale Lebensmittelzufuhren angewiesen ist, die nur zur See stattfinden können“, so wäre die Konsequenz obiger Argumentation handgreiflich und unentrinnbar.

Dies das einzige, aber dafür „drastische“ Beispiel dafür, daß unsere Partei den Ansprüchen des Auslandes weniger kritisch gegenüberstand als denen der eigenen Regierung!

Angenommen, meine ganze Argumentation sei verkehrt und „gefährlich“, wo steckt auch nur der Schatten eines Beweises dafür, daß sie der Kritikallosigkeit gegenüber den Ansprüchen des Auslandes, in diesem Falle Englands, entspringt? Sie wurde geschrieben zur Zeit des Transvaalkrieges. Wenn Lensch die damaligen Hefte der „Neuen Zeit“ durchblättert, wird er finden, daß ich die englische Regierung und den englischen Imperialismus zur gleichen Zeit aufs schärfste kritisierte, in der ich die obigen Zeilen geschrieben haben soll. Es ist also einfach wieder eine Unwahrheit, daß meine Auffassung aus mangelnder Kritik gegenüber den englischen Ansprüchen entsprang.

Das gälte, selbst wenn meine Auseinandersetzung durch und durch falsch wäre. Das ist sie mit nichts. Ich halte sie in allen wesentlichen Punkten heute noch aufrecht.

Nach moderner schlechter Gewohnheit zitiert Lensch, ohne den Ort anzugeben, dem er das Zitat entnimmt. Wer zitiert, soll aber stets die Möglichkeit geben, nicht nur das Zitat selbst nachzuprüfen, sondern auch den Zusammenhang, in dem es steht und der allein es vollständig verständlich macht. Lenschs saloppe Zitiererei hinderte mich daran, das Zitat mit dem Original zu vergleichen. Ich habe eine Reihe meiner Artikel aus der Zeit des Transvaalkrieges durchgesehen, aber den Passus nirgends gefunden. Indes entspricht er einem Gedankengang, den ich damals entwickelte und auch heute noch hege, deshalb will ich auf die Vergleichung mit dem Original keinen Wert legen.

Den gleichen Gedankengang sprach ich aus in einer Polemik gegen Schippel, der damals gegenüber der Flottenvorlage denselben Standpunkt vertrat, zu dem sich jetzt Lensch bekennt.

Ich bemerkte dort:

„Durch Englands insulare Lage ist sein Außenhandel ganz auf den Seeweg angewiesen, es steht ihm kein Landweg offen, wie allen anderen Mächten, und Deutschland insbesondere, durch den es im Falle der Not den Seeweg ersetzen könnte. Gleichzeitig ist aber kein Staat so sehr auf äußere Zufuhren angewiesen wie England. Nicht nur den größten Teil seiner Rohstoffe, sondern auch seine Lebensmittel bezieht es über See. Von seinem Bedarf an Brotfrüchten kann es nur ein Viertel durch seinen eigenen Getreidebau decken, drei Viertel muß es von auswärts, auf dem Seeweg, kommen lassen. Gelänge es in einem Seekrieg dem Feind, die englischen Flotten von der See zu vertreiben, so könnte er England durch

Aushungerung zu bedingungsloser Uebergabe zwingen. Es gliche einer belagerten Festung, die auf keinen Entsatz zu hoffen hat.³

Was hat sich daran geändert, was ist daran unrichtig geworden?

Offenbar hat Lensch gar nicht die Ausführungen im Auge, die ich über England, sondern jene, die ich über Deutschland mache. Selbst wenn diese falsch wären, wie könnten sie „kritikloser Vergoldung“ des Auslands entspringen?

Aber sie sind gar nicht falsch. Höchst kritiklos, und zwar Deutschland gegenüber, ist vielmehr seine Behauptung, „Deutschland sei heute ebenfalls auf kolossale Lebensmittelzufuhren angewiesen, die nur zur See stattfinden können“.

Niemand wird behaupten wollen, Deutschland beziehe drei Viertel seiner Lebensmittel aus dem Auslande. Unser Lebensmitteldefizit ist vielmehr so gering, daß Deutschland bei gehöriger Sparsamkeit auch ohne Einfuhr aus dem Auslande durchzuhalten vermag, was bei England völlig ausgeschlossen ist. Was soll man aber erst zu der Behauptung sagen, daß Deutschland ebenso wie England seine Lebensmittel „nur zur See“ beziehen könne!

Allerdings sind heute unsere Zufuhren zu Land vielfach abgeschnitten, aber das ist doch nicht, wie in England, die Folge der natürlichen Lage des Reichs, sondern einer besonderen Koalition. Auch diese faßte ich in dem zitierten Artikel ins Auge:

„Das Deutsche Reich ist eingeklemt zwischen sieben anderen Staaten . . . Das ist sicher ein Nachteil, aber dieser muß zum Vorteil werden im Seekrieg — es wäre denn, man wollte annehmen, Deutschland würde von einer Koalition Englands mit Frankreich und Rußland bedroht. Gegen eine solche Koalition würde aber auch die stärkste Flotte nicht helfen.“ (A. a. D. Seite 805.)

Einer derartigen Koalition vorzubeugen, führte ich weiter aus, sei die wichtigste Aufgabe für die deutsche Staatskunst.

Das sind die Auffassungen, die Lensch als einziges, aber drastisches Beispiel dafür anführt, wie kritiklos unsere Partei bisher dem Auslande gegenüber war, zuungunsten des eigenen Landes.

In Wirklichkeit ein drastisches Beispiel dafür, wie leicht sich's Lensch macht, die schwersten Vorwürfe gegen die eigene Partei zu erheben. Denn er wendet sich gegen mich nur als Vertreter „einer in der Partei fast allgemein geltenden Anschauung“.

Aber freilich, diesem Vorwurf gegen die Partei setzt er an anderer Stelle ihre ungemessene Hochschätzung entgegen. Er stellt die deutsche Sozialdemokratie hoch über jede andere sozialistische Partei. Sie hat in seinen Augen nur einen Fehler, daß sie zu gut vom Auslande denkt. Er ist der Ansicht, daß sich das deutsche Proletariat in einer Weise vor den Proletariern der übrigen Länder auszeichnet, daß es mit ganz anderem Maßstab wie sie zu messen ist, ja daß den deutschen Proletariern gerade das Gegenteil dessen gut tut, was die der anderen Länder brauchen. Auf dieser Grundlage soll offenbar die neue Internationale aufgebaut sein — falls Lensch es nicht unter der Würde des deutschen Proletariats findet, sich an einer solchen zu beteiligen.

Eine Niederlage Deutschlands, sagt er, hieße „erneute Verfeindung zwischen Frankreich und Deutschland“, sie wäre das sicherste Mittel, „das,

³ Neue Zeit, XVIII, 1, Seite 808.

was die englische Bourgeoisie den deutschen Militarismus nennt, zu verewigen". (Seite 58.)

Unterliegt dagegen Frankreich, „so ist es mit der Revancheidee aus . . ., das furchtbare Wettrüsten wäre zu Ende“, Frankreich ginge zu einer „auf Grundlage der allgemeinen Wehrhaftigkeit beruhenden demokratischen Volkswehr“ über. „Sie ist nur möglich unter der Voraussetzung großzügiger Sozialpolitik“ usw. (Seite 42, 43.)

In Deutschland verewigt also die Niederlage den Militarismus, in Frankreich tötet sie ihn!

Wie für die Franzosen ist auch für die Engländer das Gegenteil dessen gut, was für die Deutschen gut ist.

Die Niederlage Deutschlands müßte die „wirtschaftliche Abwürgung des Reiches“ bedeuten, die „zuerst die Arbeiterklasse und ihre Organisationen vernichtend treffen würde. Furchtbarster Lohndruck, elende Arbeitsbedingungen, Entbehrung am Notwendigsten: das wäre auf Jahrzehnte das Ergebnis jahrzehntelanger Arbeit!“ (Seite 26.)

Die deutsche Sozialdemokratie sei aber der Vorkämpfer des internationalen Sozialismus. „Eine Niederlage Deutschlands, seine dann unausbleibliche Zerstückelung und wirtschaftliche Erdrosselung wäre die furchtbarste Katastrophe, die den gesamten internationalen Sozialismus treffen könnte.“ (Seite 26.)

Ganz anders müßte eine Niederlage Englands wirken. Ihre Folge wäre:

„Stürmische Entwicklung der Sozialdemokratie auch in den angelsächsischen Gebieten und damit allgemeiner Aufstieg der Arbeiterklasse.“ (Seite 58.)

„Erst dann würden sich die Herzen und Köpfe des englischen Proletariats der geistigen Schulung des sozialistischen Gedankens öffnen und mit dem Sturz des englischen Monopols würde es auch in England wieder Sozialismus geben.“ (Seite 27.)

„In diesem Weltkriege, wo die Parole lautet: Entweder Sieg des deutschen oder des englischen Kapitalismus, stehen die Interessen des internationalen Proletariats auf der deutschen Seite“ (Seite 27), das heißt der deutsche Kapitalismus verfißt die Interessen des internationalen Proletariats.

In dieser erstaunlichen Darstellung fehlt nur eine Kleinigkeit: der Nachweis, warum die Niederlage auf das englische Proletariat revolutionierend, auf das deutsche niederdrückend wirken müsse, warum die englischen Arbeiter das Gegenteil dessen brauchen, was den deutschen vonnöten. Will Lensch etwa sagen, daß die Niederlage nur für Deutschland „wirtschaftliche Abwürgung“ bedeute, „furchtbarsten Lohndruck“ usw.? Will er sagen, daß eine Niederlage diese Folgen nicht notwendigerweise nach sich ziehen muß, oder aber, daß den englischen Arbeitern Stockprügel auf den Magen sehr heilsam seien, indes sie die deutsche Arbeiterbewegung töten müßten?

Darüber spricht sich Lensch nicht klar aus, aber er meint offenbar letzteres. Nur drückt er es in der Weise aus, daß er nicht die Folgen einer Niederlage Deutschlands für dessen Arbeiter mit denen einer Niederlage Englands vergleicht, sondern mit denen eines englischen Sieges. Ein solcher Sieg, erwartet Lensch, müßte nicht nur das englische Kapital, sondern auch die englischen Arbeiter zu üppig machen, diese dem internationalen Sozialismus entfremden.

Seine eigenartige Vergleichung von Sieg hier mit Niederlage dort genügt indes noch nicht, das von ihm gewünschte Resultat zu produzieren. Dazu gehört noch eine besondere Verwechslung.

Engels schrieb vor dreißig Jahren einen Artikel, in dem er zeigte, daß das Fehlen einer starken sozialistischen Bewegung in England seit 1848 auf das Monopol, das heißt auf die Ueberlegenheit der englischen Industrie über die Industrien aller anderen Staaten zurückzuführen sei:

„Solange Englands Industriemonopol dauerte, hat die englische Arbeiterklasse bis zu einem gewissen Grad teilgenommen an den Vorteilen dieses Monopols. . . . Und das ist der Grund, warum seit dem Aussterben des Owenismus es in England keinen Sozialismus gegeben hat. Mit dem Zusammenbruch des Monopols wird die englische Arbeiterklasse diese bevorrechtete Stellung verlieren. . . . Und das ist der Grund, warum es in England wieder Sozialismus geben wird.“⁴

Dieses Industriemonopol setzt Mensch ohne weiteres gleich dem, was er die englische Weltherrschaft nennt, die, wie er sagt, „bekanntlich auf der englischen Seeherrschaft beruht“. (Seite 7.) — Dank seiner Verwechslung macht er mich an jener Stelle zum Verfechter der Ansprüche der englischen Bourgeoisie auf „Weltherrschaft“.

Die Verwechslung von Flottenüberlegenheit mit Industriemonopol ist heute eine weit verbreitete Auffassung. Aber wir Marxisten haben nicht die Aufgabe, vulgäre Irrtümer zu bekräftigen und auszubeuten, sondern die, sie zu zerstören.

Das Monopol ihrer Industrie haben die Engländer längst verloren. Wie wenig es mit ihrer Ueberlegenheit zur See zusammenhing, erhellt daraus, daß England jenes Monopol verlor mitten im Frieden, ohne die geringste Schwächung seiner Ueberlegenheit zur See. Und gerade deshalb, weil das Monopol im Frieden sein Ende fand durch das Wirken der kapitalistischen Konkurrenz, wurden die Köpfe der englischen Arbeiter wieder dem Sozialismus zugänglich. Die drohende Verelendung, die sie jetzt zu bekämpfen hatten, erschien ihnen als ein Werk der kapitalistischen Produktionsweise. Hätte ihr Industriemonopol auf der Stärke ihrer Flotte beruht, dann hätte sein Rückgang sie nicht in Sozialisten, sondern in chauvinistische Flottenschwärmer verwandelt, und wäre gar der Verlust ihrer relativ günstigen sozialen Lage das Resultat eines Krieges gewesen, an dem sich die deutschen Sozialdemokraten als lebhafteste Triebkraft eigens zu dem Zweck beteiligten, die Position des englischen Proletariats zu verschlechtern, dann hätte sich das als das wirksamste Mittel erwiesen, die Arbeiter Englands nicht dem Sozialismus zuzuführen, sondern mit grimmigstem Haß gegen die deutschen Sozialisten und ihre Lehre zu erfüllen.

Es ist ein wahres Glück für den internationalen und den englischen Sozialismus, daß die Menschliche Auffassung jeder realen Grundlage entbehrt, daß das Industriemonopol Englands schon lange vor dem Kriege verschwunden ist, und zwar auf friedlichem Wege, und daß keine Flotte der Welt es England wieder bringen könnte. So rasch und gründlich war jenes Monopol zusammengebrochen, daß wenige Jahre nach dem Engelschen Artikel eine geräuschvolle Agitation zur Rettung der englischen Industrie vor der Konkurrenz des Auslandes einsetzte. Aber auch da sollte

⁴ England 1845 und 1885. (Neue Zeit, III, Seite 245.)

nicht die überlegene Flotte helfen, sondern Zölle und das freundschaftliche Entgegenkommen jener Kolonien, die tatsächlich autonome Bundesstaaten waren.

Nichts irriger, als zu glauben, der jetzige Krieg gelte der Erhaltung des englischen Industriemonopols. Der jetzige Krieg dreht sich, soweit er England gilt, um das Betrüsten, um die Ueberlegenheit der englischen Flotte. Auch wenn es England gelänge, diese Ueberlegenheit zu behaupten, würde damit Deutschlands Industrie im Frieden der Mittel ihres bisherigen Bedeihens nicht beraubt. Aber selbst, wenn dies der Fall wäre, könnte England nicht erwarten, sein Industriemonopol, das es verloren, wieder zu gewinnen. Denn Deutschland ist nicht sein einziger Konkurrent. Die Industrien Rußlands, Frankreichs, Belgiens, Amerikas kommen daneben sehr erheblich in Betracht. Es ist sehr wahrscheinlich — eine Möglichkeit, die Lensch nicht einmal andeutet —, daß, je länger der Krieg dauert, um so mehr Englands wie Deutschlands Industrie ins Hintertreffen gerät gegenüber der amerikanischen.

Solange Englands Industriemonopol dauerte, stand es im Gegensatz zu allen Nationen, die eine eigene kapitalistische Industrie aufzubauen versuchten. Es war die Zeit seiner Isolierung. Mit seinem Monopol hat auch seine Isolierung ein Ende genommen. Seitdem hat aber auch seine Arbeiterklasse aufgehört, eine Ausnahmestellung einzunehmen. Engels' Prophezeiung ist in Erfüllung gegangen. Seitdem gilt für die englische Arbeiterklasse genau daselbe, was für die deutsche gilt.

Und nur auf dieser Grundlage ist ein internationales Zusammenwirken möglich, daß wir für die anderen daselbe für richtig und ersprißlich halten, was auch für uns richtig und ersprißlich ist. Die Lenschsche Auffassung, daß die Interessen des internationalen Proletariats mit denen des deutschen Kapitalismus zusammenfallen, könnte, wenn sie zur Auffassung der gesamten deutschen Partei würde, auf die Internationale nur die eine Wirkung haben: das deutsche Proletariat vor ihr lächerlich zu machen.

Nicht minder erstaunlich wie diese Gedankengänge sind manche Einzelheiten ihrer Begründung. Lensch steht nicht an, Tatsachen, die er braucht, zu erfinden. So schreibt er zum Beispiel auf Seite 14:

„Gleichzeitig (1913) wandte sich Rußland an Frankreich mit dem Verlangen nach einer neuen Riesenanleihe von 2½ Milliarden und nach Einführung der dreijährigen Dienstzeit in der Republik. Dieses letzte kann man natürlich nur vermuten, aber bei der Abhängigkeit Frankreichs von seinem Schuldner ist diese Vermutung wohl begründet. Der Gegenschlag der deutschen Regierung war die Militärvorlage von 1913, die den Friedensstand der Armee um rund 130 000 Köpfe vermehrte, und der Wehrbeitrag.“

Also Lensch hält es für „natürlich“, etwas als Tatsache hinzustellen, wo für er nicht das mindeste Indizium anzugeben vermag. Denn die Abhängigkeit Frankreichs von Rußland würde höchstens dafür sprechen, daß Frankreich einem Wunsche Rußlands folgte, beweist aber doch nicht, daß Rußland den Wunsch aussprach. Direkt falsch ist die Behauptung, die deutsche Militärvorlage von 1913 sei der Gegenschlag auf die Einführung der dreijährigen Dienstzeit in Frankreich gewesen.

Die deutsche Militärvorlage wurde von der Berliner „Post“ schon am 8. Januar 1913 angekündigt, zu einer Zeit, wo noch niemand in Frankreich

an die dreijährige Dienstzeit dachte. Erst infolge der angekündigten Vermehrung der deutschen Armee tauchte in Frankreich der Gedanke der dreijährigen Dienstzeit auf. Unser „Internationales Jahrbuch“ berichtet darüber im Abschnitt Frankreich:

„17. Februar. Die bevorstehende Verstärkung der deutschen Armee beschäftigt die französische Presse in lebhafter Weise. . . . Die Zeitungen verlangen von der Regierung, daß sie angesichts des deutschen Aufwandes Vorsichtsmaßregeln ergreife. Die reaktionären Blätter fordern die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit.“

„19. Februar. Der „Temps“ hat den früheren Kriegsminister Millerand um seine Meinung über die Lage befragt. Millerand . . . bestreitet nicht, daß die neue deutsche Militärvorlage Frankreich verpflichtet, so schnell wie möglich zu seiner Sicherstellung ebenfalls Maßregeln zu ergreifen, aber er geht jeder bestimmten Antwort in bezug auf das, was geschehen soll, aus dem Wege.“

Dagegen schrieb die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ am 1. März:

„Der Entschluß, unsere Wehrkraft erneut zu verstärken, ist, wie an dieser Stelle bereits Mitte Dezember (1912) angedeutet wurde, alsbald nach dem Umschwung der Verhältnisse im Südosten Europas gefaßt worden.“

Und als dann am 28. März die deutsche Militärvorlage das Licht der Welt erblickte, gab sie als einziges Motiv der beantragten Heeresverstärkung die Verschiebung der europäischen Machtverhältnisse an, die sich durch die Ereignisse auf dem Balkan vollzogen hatte.

Von der Behauptung, die deutsche Wehrvorlage habe den Gegenschlag gegen die französische gebildet, ist also das Gegenteil richtig, wenn man die Tatsachen sprechen läßt und nicht „natürliche“ Vermutungen.

Doch Lenschs „Vermutungen“ in betreff der russischen Politik vermögen noch einen fühneren Schwung zu nehmen.

Auf Seite 35 schreibt er:

„Soweit dieser Krieg überhaupt von Menschen gewollt und planmäßig herbeigeführt wurde, so ist er von der russischen Diplomatie planmäßig herbeigeführt worden.“

Diese Behauptung ist nicht neu, von überraschender Neuheit sind aber die Enthüllungen über die Absichten, die jene Diplomatie dabei verfolgt.

„Aus diesem Zirkel (der Rußland der Revolution zutreibt) sich zu befreien, ist der Weltkrieg ein letzter Versuch. Der Zarismus weiß sehr wohl, daß jedes Jahr friedlicher Entwicklung der wirtschaftlichen Produktionskräfte Rußlands ihn dem Zusammenbruche näherbringt. Krieg aber heißt Störung dieser Entwicklung, und ein verlorener Krieg nun gar heißt wirtschaftliches Zurückwerfen des Landes um Jahrzehnte, Entfaltung des Nationalismus und der Revanchepolitik (in Frankreich, wie wir gesehen haben, nach Lensch das gerade Gegenteil K.), also gerade das, was der Zarismus braucht. Nach einem verlorenen Krieg kann man hoffen, durch Erklärung des Staatsbankrotts all die unermesslichen russischen Schulden mit einem Schlage los zu werden.“ (Seite 34.)

Das sind also die Zwecke, für die der Krieg von der russischen Diplomatie „planmäßig herbeigeführt wurde“. Nicht Ländererwerb, nicht den Einfluß auf dem Balkan, nicht Konstantinopel will der Zar haben, sondern heillose Prügel. „Gerade das ist es, was der Zarismus braucht“, was er mit aller Macht anstrebt, um sich zu retten. Das erscheint zwar sinnlos, aber Lensch weiß das besser.

Man könnte die Liste der schnurrigen Einfälle, mit denen Vensch unsere Einsicht in das Wesen des Weltkrieges vertieft, noch ansehnlich erweitern, aber das Gesagte genügt wohl, uns erkennen zu lassen, welcher wissenschaftlicher Gewinn bei dieser Art, „umzulernen“ für uns herauskommt. Ich bin „parteiengünstiger Starrkopf“ genug, bei dem zu bleiben, was ich vor dem Krieg gelernt habe.

Ganz anderer Art ist Cunows Schrift. Man begeht ein großes Unrecht gegen Cunow, wenn man sie mit der Venschschen in den gleichen Topf wirft. (Schluß folgt.)

Die amerikanischen Arbeiter während des Krieges.

Von Hermann Schlüter.

(Schluß.)

Abgesehen von diesen und ähnlichen Gerichtsentscheidungen ist auch sonst noch das Unternehmertum eifrig bemüht, die günstigen Zeiten auszunutzen. Besonders in den gesetzgebenden Körperschaften sucht es Heu zu machen, so lange die Sonne scheint. In der Legislatur des Staates New York und anderswo ist man tätig daran, das erst im vorigen Jahre in Kraft getretene Unfallentschädigungsgesetz — das freilich den Ansprüchen der Arbeiter bei weitem nicht genügen kann — derart zu verschlechtern, daß es völlig seinen geringen Wert verliert. In anderen Staaten treffen wir die Gesetzgeber bei derselben Arbeit. In Arizona hat man ein Gesetz geschaffen, die sogenannte „Arizona Alien Law“, das sich gegen die eingewanderten Arbeiter richtet. Dieses Gesetz — das übrigens durch Volksabstimmung gutgeheißen wurde — bestimmt, daß jeder Unternehmer, der mehr als fünf Arbeiter — männlich oder weiblich — beschäftigt, bei Strafe von Gefängnis oder Geld gehalten sein soll, daß 80 Prozent der beschäftigten Arbeiter geborene Amerikaner oder Bürger dieses Landes sein müssen. Auf Grund von Staatsverträgen, gegen welche dieses Gesetz verstößt, haben die Regierungen von Großbritannien, Italien und Japan dagegen Protest erhoben und auf Grund einer Klage, die von italienischen, japanischen und chinesischen Bewohnern Arizonas im Distriktsbundesgericht in Kalifornien erhoben wurde, ist es vorläufig als konstitutionswidrig erklärt worden. Doch läßt sich noch nicht absehen, was daraus wird.

Auch sonst nützt das Unternehmertum unseres Landes die Situation für sich aus.

In Colorado ging der Streik der Kohlengraber nach beinahe einjähriger Dauer für die Arbeiter verloren. Es ist das jener Streik, in welchem die Unternehmer Panzerautomobile und Panzerlokomotiven, die mit Bewaffneten besetzt waren, gegen die Streitenden schickten, in welchem Zellstädte der Streikenden niedergebrannt wurden, wobei in einem Falle ein Dutzend Frauen und Kinder der Streikenden, die sich vor den Augen der bewaffneten Wächter der Kohlenbarone in ein Erdloch geflüchtet hatten, bei lebendigem Leibe verbrannten. Streikende und benachbarte Bergleute griffen offen zu den Waffen, um sich und ihre Frauen und Kinder vor dem Neuffersten zu schützen. Umsonst! John D. Rockefeller, der reichste Mann der Welt, besitzt die Kohlengruben Colorados, und sein Geld, seine Rücksichtslosigkeit und sein Einfluß siegten über die Streikenden, über die öffentliche Meinung, die sich größtenteils gegen ihn gewandt hatte, und über die Bundesregierung,

der er offenen Hohn entgegensetzte, als sie ihre Vermittelung zwischen ihm und den Streikenden anbot. Als dann nach Beendigung des Streiks die Bundesregierung eine Kommission einsetzte, welche die Aufgabe haben sollte, nicht etwa die vergangenen Streitigkeiten im Colorado-Kohlenbezirk zu untersuchen oder zu entscheiden, sondern die sich nur mit Vermittelung etwa später kommender Streitigkeiten befassen sollte, da stimmten die betreffenden Arbeiter sofort zu. Die Kohlenbarone unter Führung von Rockefeller aber erklärten, daß sie sich eine Einmischung in ihre Geschäftsführung nicht gefallen lassen könnten, und daß sie deshalb die Dienste der betreffenden Kommission ablehnen müßten. —

Die Privatpolizei, die in den Arbeiterkämpfen in Colorado eine so schändliche Rolle gespielt hatte, machte sich auch kürzlich im Staate New Jersey, ganz in der Nähe New Yorks, in gewohnter Weise bemerkbar.

In einigen Düngersfabriken in einem Orte namens Roosevelt brach ein Streik ungelernter Arbeiter aus. Der frühere Lohn von 2 Dollar täglich war bei Beginn des Krieges auf 1,60 Dollar herabgesetzt worden. Die Arbeiter verlangten Wiederherstellung des alten Lohnes. Vergebens! Ein Streik wurde erklärt. Die Unternehmer, hinter denen, wie es heißt, gleichfalls Rockefeller stand, besetzten ihre Fabriken mit sogenannten Spezialscherifs (Privatpolizisten), die sie von Detektivbureaus in New York gemietet hatten.

Diese Privatpolizisten, rekrutiert aus dem Abhub der Großstadt, die für ein paar Dollar jedes Verbrechen begehen, wurden bewaffnet und zunächst in den Fabriken untergebracht. Dann aber ging dieses bezahlte Verbrechen zu offenem Angriff auf die auf der Straße befindlichen friedlichen Streikenden über, von denen etwa ein Duzend niedergeschossen und zwei getötet wurden. Dieser Angriff war derart brutal und unberechtigt, daß selbst die bürgerliche Presse protestierte. Die kapitalistische „Sun“ in New York erklärte: „Der Vorfall in Roosevelt ist eine weitere Barriere von Bitterkeit zwischen Arbeit und Kapital, welche Intelligenz und gesunder Menschenverstand auf beiden Seiten beseitigen könnten und welche durch solche Stupidität nur erhöht wird . . . Das Einschwören von unverantwortlichen Schurken als Deputyscherifs in Arbeiterstreitigkeiten und die Erlaubnis, in unbegrenzter Weise mit Schießgewehren herumzuspielen, ist eine höchst gefährliche und unentschuld bare Praxis vieler Unternehmer, die dazu beiträgt, das Kommen einer Aera industriellen Friedens oder Zusammenwirkens zu verhindern.“

Man hat eine Anzahl der Deputyscherifs unter Mordanklage gestellt. Kein Mensch in den Vereinigten Staaten glaubt indes, daß die Angeklagten und Schuldigen verurteilt werden. Die erschossenen Arbeiter und die Verwundeten sind Ausländer. Die Unternehmer, die hinter den Mördern stehen, sind reich und von Einfluß. Sie kommandieren die Gerichte und das Recht. —

Der Vorfall in Roosevelt hat indes die Frage der Privatpolizei wieder aufgerollt, aber nur, um sie zu lösen in einem Sinne, der für die Arbeiter noch schlimmer erscheint als der Bestand der Privatpolizei.

Die Vereinigten Staaten sind das einzige Land, das die Ausübung des Polizeirechts noch an Privatbetriebe überläßt. Das haben sich zahlreiche Detektivbureaus zunutze gemacht, die sich aus den früheren Pinter-ton-

agenturen entwickelt haben. Es gibt Tausende solcher Bureaus, die Polizeidienste aller Art leisten und die besonders bei Arbeiterstreitigkeiten die Sache der Unternehmer wahren. Ganze Heere von bewaffneten Streikbrechern werden bei Streiks von diesen Detektivbureaus geliefert, die außerdem in jeder Arbeiterorganisation ihre bezahlten Spitzel sitzen haben. Die Wächter, die zum Schauplatz größerer Arbeiterkämpfe gesandt werden, schwört man an Ort und Stelle als Deputysherifs, als Privatpolizisten, ein, und sie führen dann „als Vertreter des Gesetzes“, mit der Waffe in der Hand, offenen Kampf gegen die streikenden Arbeiter. Ja, es ist ihr Geschäft, solche gewalttätigen Kämpfe zu provozieren, um den Streik dadurch bald zu beenden. Diese Privatpolizisten rekrutieren sich, wie erwähnt, aus dem Lumpenproletariat der Städte. Die zahlreichen offiziellen Untersuchungen haben über den Charakter dieser Deputies keinen Zweifel gelassen. In einer dieser Untersuchungen erklärte ein Polizeisuperintendent von Chicago, daß sie aus einer Bande von Totschlägern, Dieben und ehemaligen Sträflingen beständen; einige von ihnen seien, während sie ihren Dienst als „Privatpolizisten“ versahen, wegen Straßenraubes verhaftet worden.

Die öffentliche Meinung würde diese Deputysherifs nun gerne verschwinden sehen, aber unsere großen Kapitalisten bestehen darauf, daß sie Ersatz dafür bekommen. Sie wären die Lumpen gerne los, aber nicht die Lumpendienste, die sie ihnen leisten.

Und da hat sich denn nun im Anschluß an die Schießerei in Roosevelt in einigen Oststaaten des Landes eine Agitation entwickelt, die auf die Einführung einer Staatspolizei gerichtet ist, was eigentlich nichts anderes bedeutet, als daß man die Verbrecherbande, die den Unternehmern bisher von den Detektivbureaus geliefert wurde, zu einer staatslich organisierten Polizeitruppe macht, und daß man die Kosten, die bisher das Unternehmertum trug, dem Staate aufhast. —

Es war der Staat Pennsylvanien, der zuerst im Jahre 1905 nach einem großen Kohlenarbeiterstreik eine berittene Polizeitruppe schuf, die bald unter den Arbeitern den Namen „amerikanische Kosaken“ gewannen. Die „Staatsgarde“, wie der offizielle Name dieser Kosaken war, ist eine berittene Truppe, militärisch ausgerüstet und gedrillt, und hat in der Hauptsache den Zweck, in Arbeiterstreitigkeiten „Unruhen zu verhindern“, was gleichbedeutend ist mit Unterdrückung und Einschüchterung von Streikenden. Bei den zahlreichen Arbeiterkämpfen in dem industriereichen Pennsylvanien hat sich diese Staatspolizei zur verhasstesten Staatseinrichtung jener Distrikte gemacht, in denen sie tätig war. In brutalster Weise wurden streikende Arbeiter niedergeschlagen und niedergeschossen. Besonders wandten sich diese Kosaken auch gegen die Wortführer der Arbeiter, gegen die Gewerkschaftsbeamten und Agitatoren, die mißhandelt und aus dem Streikgebiet hinausgejagt wurden. In vielen Fällen hat diese Staatspolizei die Kämpfe der Arbeiter in Pennsylvanien mit Gewalt zugunsten der Unternehmer beendet. Sie ist schlagfertiger und billiger als die Miliz; sie ist ebenso brutal und „wirksam“ wie die Deputysherifs. Was Wunder, daß das ganze Kapitalistenvolk der an Pennsylvanien angrenzenden Distrikte zurzeit nach Einführung der Staatspolizei in ihren Staaten schreit.

Es ist diese Staatspolizei, die man jetzt in New Jersey, New York und anderswo an Stelle der Privatpolizei stellen möchte. Daß man stellenweise

noch etwas zögert, ist politischen Bedenken zuzuschreiben. Der Haß gegen diese Staatspolizei ist in der Arbeiterschaft einheitlich. Und man fürchtet, daß bei der Wahl jene bürgerliche Partei, die sie einführt, zugunsten der anderen Partei zu büßen haben wird. —

In dem Gesamtfeldzug, den die Kapitalisten der Vereinigten Staaten zurzeit gegen die Arbeiter führen, ist durchweg nur wenig von einem organisierten Widerstand der Arbeiter zu bemerken. Die Organisationen, die zur Federation of Labor gehören, sind in ihrer Masse viel zu wenig zu öffentlichen Kundgebungen erzogen worden, als daß man von ihnen einen offenen organisierten Kampf gegen die Intrigen und Gewalttaten des Unternehmertums erwarten könnte. Die Exekutive der Federation hat, scheint es, sich mit Wichtigem zu beschäftigen, als daß sie sich um die systematische Herabsetzung der Lebenshaltung der amerikanischen Arbeiter kümmern könnte. Sie macht in bürgerlicher Schwanzpolitik, die ihr immer wieder Niederlagen einträgt.

Die letzte dieser Niederlagen erlitt die Federation mit dem geplanten neuen Einwanderungsgesetz, das bekanntlich ein Versuch war, durch Auflegung einer Bildungsprüfung für Einwanderer eine starke Beschränkung der Einwanderung herbeizuführen. Die Exekutive der Arbeiterföderation stand hauptsächlich hinter der Gesetzesvorlage. Der Versuch von Gompers und Genossen, dieses Gesetz durchzusetzen, ist um so widerlicher, als durch Annahme desselben auch das Asylrecht für politische Flüchtlinge nahezu ganz aufgehoben worden wäre, und das zu einer Zeit, in der es mehr als wahrscheinlich ist, daß der Stand der Dinge in Europa in manchen Staaten zu inneren Konflikten führen kann, die eine Aufrechterhaltung des Asylrechts gerade jetzt zur absoluten Notwendigkeit machen.

Das Einwanderungsgesetz wurde von beiden Häusern des Kongresses angenommen, vom Präsidenten Wilson aber mit dem Veto belegt. Bei der dadurch nötig gewordenen Neuabstimmung erhielt der Entwurf aber im Repräsentantenhause nicht die erforderliche Zweidrittelmajorität, an der nur fünf Stimmen fehlten, und so verfiel das Einwanderungsgesetz vorläufig in den Orkus.

Während die Exekutive der Federation of Labor mit all ihrem Einfluß für das Einwanderungsgesetz eintrat, traten die Sozialisten und ein Teil der Gewerkschaften, die sich aus der neuen Einwanderung rekrutierten, gegen das Gesetz auf. Von bürgerlicher Seite arbeiteten neben den Fabrikanten, denen es um die Gefährdung der billigen eingewanderten Arbeitskraft zu tun war, auch eine Anzahl reformerischer Ideologen gegen die Annahme und es ist hervorzuheben, daß von diesen der Kampf gegen die Bill auf eine höhere Stufe gehoben wurde. Es waren in der Hauptsache diese, die auf die Asylfrage hinwiesen und darauf aufmerksam machten, daß das Asylrecht durch das Einwanderungsgesetz gefährdet sei. In einem Briefe an den Präsidenten Wilson schrieb der bekannte Sibirienreisende und Schriftsteller George Kennan über das Gesetz: „Wenn der Entwurf Gesetz wird, wie er ist, so wird es wirkungsvoller sein als der bestehende Auslieferungsvertrag, um die russische Regierung zu befähigen, ihre Hand auf die „Verräter“ zu legen, die um Schutz gegen die Tyrannei zu uns kommen.“ Und es ist anzuerkennen, daß der Präsident Wilson in der Begründung seines Vetos gegen das vom Kongreß schon angenommene Gesetz sich ausdrücklich

auf die dadurch herbeigeführte Gefährdung des Asylrechts berief. Er schrieb wörtlich über den Abschnitt des Gesetzes, das mit dem Ausschluß der Revolutionäre drohte:

„Er versucht die Pforten des Asyls völlig zu verschließen, die stets noch für jene offen gewesen sind, die sonst nirgendwo das Recht und die Gelegenheit für konstitutionelle Agitation für das, was sie als die natürlichen und unveräußerlichen Rechte der Menschen ansahen, zu finden vermochten.“

Zu dem Paragraphen, der die Einwanderungserlaubnis von einer gewissen Bildung abhängig macht, eine Forderung, die Präsident Wilson als zweiten Grund für sein Veto auführte, bemerkte er:

„Er schließt jene aus, denen keine Gelegenheit für eine elementare Erziehung geboten war, ohne Rücksicht auf ihren Charakter oder ihre natürlichen Fähigkeiten.“

Mit diesem letzteren Hinweis und mehr noch mit dem Hinweis auf das bedrohte Asylrecht beschämt Wilson das Verhalten der Exekutive der Federation of Labor. —

Zu den schon erwähnten üblen Folgen von Krieg und Krise für die amerikanischen Arbeiter kommt noch ein weiterer Umstand, der bei der Beurteilung ihrer gegenwärtigen Lage herangezogen werden muß. Das ist die allgemeine Teuerung und besonders die Verteuerung des Brotes.

Wie überall, so ist auch die Bevölkerung der Vereinigten Staaten seit Jahren durch die Steigerung der Preise ihrer Nahrungsmittel heimgesucht. Als der Krieg ausbrach, kam hinzu, daß unsere Regierung es für nötig fand, eine Kriegsteuer von 100 Millionen Dollar oder 400 Millionen Mark auszuschreiben, um den Ausfall der Einfuhrzölle, der infolge des Niederganges der Wareneinfuhr eintrat, wettzumachen. Natürlich traf man, wie in solchen Fällen üblich, in der Hauptsache die Massenbedürfnisse des Volkes. So wurde das Bier allein mit einer Zusatzsteuer von dreißig Millionen Dollar oder 120 Millionen Mark belegt. Die Massen haben also diese Kriegsteuer aufzubringen.

Merger wurden sie noch durch das Steigen des Brotpreises betroffen.

Als der Krieg ausbrach, hatten die Farmer der Vereinigten Staaten gerade eine Weizenernte eingeheimst, die größer war, als in irgendeinem Jahre vorher. Man erntete 891 Millionen Bushel, zu denen noch 76 Millionen Bushel kamen, die von der Ernte des Vorjahres noch übrig waren. Diese 967 Millionen Bushel bildeten einen Vorrat, den man unter normalen Verhältnissen nicht an den Mann zu bringen vermochte, wenn man nicht einen beträchtlichen Preissturz herbeiführen wollte. Im Staate Kansas beschloßen deshalb die Farmerorganisationen, für ihren Staat allein einhundert Millionen Bushel Weizen zurückzuhalten und aufzuspeichern, um den Preis aufrechtzuerhalten. Da kam der europäische Krieg und rettete die Situation. Jetzt war Aussicht nicht nur auf Absatz, sondern auch auf guten Preis. Die Farmer, denen vor kurzem noch ein Preis von einem Dollar pro Bushel Weizen als erstrebenswertes Ziel gegolten hatte, gaben sich jetzt der Hoffnung hin, daß sie für ihr Produkt 1,25 Dollar erhalten würden. Noch mehr freuten sich die Weizenspekulanten, die buchstäblich ihren Weizen blühen sahen. Das Großkapital Chicagos warf sich auf die Weizenspekulation und es gelang ihm, den Weizenpreis nicht nur auf die von den Farmern erhofften 1,25 Dollar per Bushel zu bringen, sondern ihn

auf die unerhörte Höhe von 1,67 Dollar, zeitweilig noch höher hinauf zu treiben.

Der Bestand des Marktes rechtfertigte diesen ungeheueren Preis keineswegs. Von dem Vorrat von 967 Millionen Bushel am 1. August vorigen Jahres waren 520 Millionen für die Bevölkerung der Vereinigten Staaten nötig. Für Aussaat mußten 90 Millionen Bushel zurückgehalten werden. Das ließ einen Ueberschuß von 357 Millionen Bushel für die Ausfuhr. Von diesen waren am 30. Januar d. J. bereits 210 Millionen Bushel exportiert, so daß noch 147 Millionen Bushel für weiteren Export vorhanden waren. Unsere Regierung meint, daß das genüge, um alle Nachfrage zu decken. Die Spekulation erklärt das Gegenteil und sucht durch Aufkauf des Vorrats den Preis noch höher zu bringen.

Da das Korn teuer ist, steigt natürlich auch der Mehlpreis. Der Brotpreis wurde von fünf auf sechs Cents der Laib erhöht, wobei die vorgenannten Untersuchungen schon jetzt gezeigt haben, daß die großen Brotfabrikanten allerlei gewaltsame Methoden anwandten, um diesen Preis auch noch künstlich in die Höhe zu treiben. Genau so, wie die Spekulanten an der Börse von Chicago den Weizenpreis in künstlicher Weise in die Höhe treiben halfen. —

Die Sozialisten stellten zu Beginn des Krieges das Verlangen, daß man ein Ausfuhrverbot für Weizen erlasse, um der Steigerung des Getreide- und Brotpreises entgegenzuwirken. In einer von der Exekutive der Sozialistischen Partei veranlaßten Petition mit mehr als hunderttausend Unterschriften wurde verlangt, daß man in den industriellen und ländlichen Zentralpunkten des Landes nationale Nahrungsmittelniederlagen errichte, um die Konsumenten von da aus direkt mit Nahrungsmitteln zu versehen. Später erhoben städtische Behörden ebenfalls die Forderung der Weizenperre, ohne daß all diese Schritte bisher besondere Wirkung gehabt hätten. —

Das ist so etwa das Bild der Lage, in welche der Krieg und die Krise den amerikanischen Arbeiter versetzt haben. Es ist düster genug, um annehmen zu lassen, daß die Masse der Arbeiterschaft sich entschieden gegen den Krieg auflehnt und energisch auf seine Beendigung drängen sollte.

Aber man täuscht sich, wenn man annimmt, daß die amerikanische Arbeiterklasse als Ganzes eine bestimmte Stellung zum Kriege einnimmt. Im ganzen ist sie gegen den Krieg; doch ist zu fürchten, daß das sich bei den hier geborenen Arbeitern ändern wird, wenn die Vereinigten Staaten selbst in ihn hineingezogen werden sollten. Im übrigen aber herrschen innerhalb unserer Arbeiterklasse die verschiedensten Auffassungen und Stellungen, je nach der Abstammung und Nationalität und — Animosität. Die Sozialisten suchen unter Wahrung der Internationalität sich neutral zu halten, doch hat der Krieg auch bei manchen von ihnen das Nationalgefühl geweckt. —

Auf der letzten Konvention der Federation of Labor, die im November in Philadelphia stattfand, nahmen die gewerkschaftlichen Organisationen unseres Landes zum Kriege Stellung und die sämtlichen Resolutionen wandten sich ganz entschieden gegen den Krieg. In einem Beschluß wurde erklärt, daß die organisierte Arbeiterschaft Amerikas der Bewegung Europas brüderliche Grüße übersendet, und daß sie ihr ihre Sympathien ausdrückt über die großen Leiden und das Elend, in die der Krieg sie stürzte. Es wird der Hoffnung auf baldige Beendigung des Krieges Ausdruck gegeben und

betont, daß brüderliche Beziehungen zwischen den nationalen Arbeiterbewegungen auch während des Krieges aufrechterhalten werden sollen, soweit es möglich ist, um dann eine regelmäßige Verbindung bei Beendigung des Krieges wieder aufzunehmen. Die Konvention beschloß weiter, daß für den Kongreß, der bei Schluß des Krieges die Friedensverhandlungen führt, sich die Federation of Labor bereit hält, und daß sie ihre Exekutive beauftragt, eine Zusammenkunft von Vertretern der organisierten Arbeiter der verschiedenen Länder zur selben Zeit und am selben Orte zusammenzuberufen, um Vorschläge zu machen und Schritte zu unternehmen, die zu einer Erneuerung brüderlicher Beziehungen beitragen, um weiter die Interessen der Arbeiter zu wahren und dadurch zu helfen, eine Grundlage für einen dauernden Frieden zu schaffen.

Es ist anzunehmen, daß die amerikanischen organisierten Arbeiter im allgemeinen den hier niedergelegten Anschauungen zustimmen, ohne daß sie in ihren Gewerkschaften indes viel tun, um diesen Anschauungen weitere Verbreitung zu geben, oder auch auf Grund derselben einen besonderen Druck auf die Regierung der Vereinigten Staaten ausüben, um diese im Sinne solcher Anschauungen zur Vermittlung im Kriege anzuspornen. Denn von einem solchen Druck ist bisher nichts zu spüren gewesen.

Die Leitung der Sozialistischen Partei gab ihren Anschauungen über den Krieg in einem Manifest Ausdruck, das Ende Dezember zur Ausgabe gelangte.

Dieses Manifest fordert, daß die Friedensbedingungen nach beendetem Kampfe derart sein müßten, daß die Völker in Zukunft vor weiteren Kämpfen bewahrt bleiben, und daß man die Unabhängigkeit der kleineren Nationalitäten aufrechterhalte. Es sollten keinerlei Kriegsschädigungen gegeben werden, auch solle man keine Landabtretungen bewilligen, ohne daß das Volk des betreffenden Distrikts durch Abstimmung seine Einwilligung ausspreche.

Im übrigen wird eine internationale Verbindung der Völker, die „Vereinigten Staaten der Welt“, gefordert, deren Streitigkeiten nicht durch Krieg, sondern durch einen allgemeinen Gerichtshof beigelegt werden sollen. Die geheime Diplomatie — so wird gefordert — müsse durch einen Internationalen Kongreß ersetzt werden, mit Gesetzgebungs- und Verwaltungsrechten über internationale Angelegenheiten und mit permanenten Komitees an Stelle der jetzigen geheimen Diplomatie. Außerdem wird internationale Entwaffnung gefordert und internationales Eigentum und Kontrolle aller strategischen Wasserwege, wie der Dardanellen, der Straße von Gibraltar sowie des Panama-, Suez- und des Nordostseekanals.

Als ein Teil der sofortigen Maßnahmen wird empfohlen, daß die internationalen und die nationalen Organisationen der sozialistischen Parteien aller Länder bestrebt sein sollen, ein gemeinsames Zusammenarbeiten aller Sozialisten auf Grund dieser Forderungen herbeizuführen.

In den Versammlungen und Demonstrationen, die hier und da mit Bezug auf den Krieg auf amerikanischem Boden abgehalten werden, kommen die obenerwähnten Vorschläge zur Besprechung und finden auch Zustimmung. Zur Grundlage einer besonders lebhaften Bewegung sind sie nicht geworden.

Die amerikanischen Arbeiter stehen im ganzen ziemlich indolent den Fragen gegenüber, die der Krieg aufgeworfen hat. Ja, selbst die drückenden wirtschaftlichen Folgen, die der Krieg ihnen brachte, haben nicht vermocht, die Masse dieser Arbeiter in Bewegung zu setzen. Fast scheint es, als ob sie trotz der weltgeschichtlichen Ereignisse, deren Zeugen sie sind, zurzeit noch indolenter und gleichgültiger sind als in früheren Jahren.

Vom Wirtschaftsmarkt.

Zur Lage der Textilindustrie.

Aussichten der Textilindustrie zu Beginn des Krieges. — Das Problem der Rohstoffversorgung. — Deutschlands Woll-, Baumwoll-, Flachs- und Juteverbrauch. — Die Panik der Fabrikantenschaft. — Betriebseinstellungen. — Der Einfluß der Militärlieferungen. — Umschaltung der Fabrikation. — Die günstige Gestaltung der Rohstofffrage. — Die Lage der verschiedenen Branchen im März.

Berlin, 2. April 1915.

Im Dezember vorigen Jahres hat hier (Nr 10 der „Neuen Zeit“) Genosse Krätzig, Redakteur des „Textilarbeiter“, ausführlich geschildert, wie sich die Lage der deutschen Textilindustrie in den vier Monaten von August bis November 1914 unter dem Einfluß des Völkerkrieges gestaltet hatte. Besonders brachte sein Artikel wertvolles Informationsmaterial über die Lage der Textilarbeiterschaft — Material, das nur einem Fachmann, der mit an der Spitze eines großen Arbeiterverbandes steht, zugänglich ist. Seit dieser Veröffentlichung sind weitere vier Kriegsmonate vergangen, und wie in anderen Industriezweigen hat sich inzwischen auch in der viele Einzelbranchen umfassenden großen Textilindustrie, die vor dem Kriege fast 950 000 Arbeiter und Arbeiterinnen beschäftigte, so manches geändert. Die Lieferung für das Heer und damit die Abhängigkeit der Fabrikation vom Militärbedarf hat inzwischen eine noch größere Ausdehnung erlangt, und die Fabrikationsmethoden haben, gezwungen durch die von den Militärverwaltungen gestellten Anforderungen, mannigfach gewechselt. Ferner hat die Rohstofffrage wesentlich andere Formen angenommen, während zugleich sich immer mehr die Frage aufdrängt: wie wird sich nach Friedensschluß der Export von Textilwaren, die Zurückeroberung der einstweilen völlig oder teilweise verloren gegangenen fremden Absatzmärkte gestalten?

Als im August der Krieg begann, wurden durchweg die Aussichten der deutschen Textilindustrie sehr ungünstig beurteilt, und meiner Ansicht nach mit einem gewissen Recht. Daß gerade einzelnen Textilbranchen manche Lieferungen für das Kriegsheer zufallen und dadurch die Störung des Exports zum Teil ausgeglichen werden würde, war zwar vorauszusehen, wenige aber dürften wohl erwartet haben, daß diese Lieferungen einen solchen Umfang annehmen würden, wie sie tatsächlich erreicht haben. Und selbst wenn diese Militärlieferungen einzelnen Branchen einen gewissen Ersatz zu bieten vermochten, so war doch in anderen, vornehmlich in den Luxusware herstellenden Zweigen, wie z. B. in der Fabrikation von Seiden- und Samtstoffen, feinen Damentuchen, Möbelstoffen, Leppichen, Gardinen, Tüllen, Spitzen usw. mit Sicherheit auf einen fast völligen Stillstand des Geschäfts zu rechnen.

Dazu kam die große Frage: Wie lange werden die vorhandenen Rohstoffe reichen? — Als sicher schien, daß England versuchen werde, die deutsche Nordseeküste zu blockieren, und selbst wenn eine effektive Blockade nicht gelingen sollte, so würde doch die mächtige englische Flotte sicherlich die Rohstoffzufuhr aus überseeischen Gebieten nach deutschen und wahrscheinlich auch nach holländischen Häfen zu sperren suchen. Die Zufuhr solcher Stoffe über Italien und die skandinavischen Länder aber werde, soweit eine solche Umleitung des Handels sich überhaupt durchführen lasse, infolge der größeren im Zwischenhandel hängenbleibenden Profite, der erhöhten Transportkosten und der Spesen sich so teuer stellen, daß die Textilindustrie größtenteils auf solche in Deutschland eingeführten Roherzeugnisse verzichten müssen.

Das waren die Befürchtungen, die sofort nach Kriegsausbruch in den Kreisen der Textilindustriellen wie der Großhändler auftauchten — und sie waren keineswegs grundlos. Deutschland erzeugt nur einen kleinen Teil der Rohstoffe selbst, die seine Textilindustrie verarbeitet. Der größte Teil wird eingeführt. So hat z. B. 1913 Deutschland 198 987 Tonnen (zu je 20 Zentnern) Schafwolle im Werte von 412 Millionen Mark eingeführt, von denen allerdings 16 682 Tonnen im Werte von 49 Millionen Mark wieder ausgeführt worden sind. Zumeist bestand diese Einfuhr in Merinowolle, und zwar Schweißwolle, d. h. ungereinigte Wolle, die durch die Reinigung gewöhnlich 60 bis 65 Prozent ihres Gewichts verliert. Der übrige Teil der eingeführten Wolle bestand meistens aus Kreuzzuchtwolle, sogen. Grofbredwolle, d. h. Wolle von Schafen, die nicht reiner Rasse, sondern aus Kreuzungen von Merinoschafen mit anderen Schafrassen hervorgegangen sind. Auch diese Wolle wird zumeist völlig ungereinigt eingeführt. An der Gesamteinfuhr dieser letztgenannten Wollsorten im Betrage von 183 Millionen Mark war beispielsweise 1913 die Schweißwolle mit 131, die völlig gereinigte (nach der Schur gewaschene) mit 46 Millionen Mark beteiligt. Die übrige Menge entfiel auf halbgereinigte (sogen. Rückenwäsche).

Den größten Teil der Merino-Schweißwolle erhält die deutsche Textilindustrie aus Australien und Britisch-Südafrika, daneben auch aus Südamerika (Argentinien und Uruguay), die Kreuzzucht-Schweißwolle vornehmlich aus Argentinien. Die gewaschene Kreuzzuchtwolle wird größtenteils aus Belgien in Deutschland eingeführt. Sie ist nicht eigenes belgisches Produkt, sondern stammt meist aus Südamerika und wird nur in Belgien gereinigt und gewaschen.

Betrachtet man die deutsche Schafwolleinfuhr nach ihrer Herkunft, so ergibt sich, daß durchweg fast zwei Drittel der Gesamteinfuhr (das Verhältnis ändert sich natürlich in den einzelnen Jahren) aus England und seinen Kolonien stammen; doch geht ein großer Teil der Kolonialwolle nicht direkt per Schiff ein, sondern über englische Häfen. Wer diese Handelsverhältnisse bedenkt, wird begreiflich finden, daß beim Kriegsausbruch den Wollwarenindustriellen vielfach die Zukunft ihres Gewerbes als sehr gefährdet erschien.

Noch trostloser stand es jedoch allem Anschein nach um die Versorgung der deutschen Baumwollindustrie mit der nötigen Rohbaumwolle, ein Rohstoff, von dem im Jahre 1913 Deutschland (nach Abzug der Wiederausfuhr

und ohne Berücksichtigung der als „Winters“ bezeichneten Abfälle) 429 574 Tonnen im Werte von 551 Millionen Mark bezogen hat. Zumeist besteht diese Einfuhr aus amerikanischer Baumwolle, die an dem Gesamt-Baumwollverbrauch Deutschlands in den letzten Jahren mit ca. 70 bis 75 Prozent beteiligt war, ferner aus ägyptischer Baumwolle (1913 wurden ungefähr für 73 Millionen Mark eingeführt) und ostindischer Baumwolle (1913 für 59 Millionen Mark). Die Einfuhr der amerikanischen Baumwolle erfolgt meist über Bremen, das den großen Baumwollstapelmarkt Deutschlands bildet, der Import der ägyptischen und der durchweg minderwertigen ostindischen Sorten (die ostindische Baumwolle ist kurzfasrig, leicht brüchig und unrein) geht hauptsächlich über Hamburg.

Daß von den ägyptischen und ostindischen Sorten nach Kriegsausbruch nur noch sehr wenig nach Deutschland hineinkommen würde, wurde im August allgemein als sicher angenommen; aber auch die Zufuhr amerikanischer Baumwolle erschien als recht zweifelhaft, war sie doch davon abhängig, ob England die Blockade der Nordseeküste gelingen werde, ob die Vereinigten Staaten von Amerika sich eine Verhinderung ihres Baumwolleneports gefallen lassen würden und inwieweit der Bezug von Baumwolle über neutrale Länder sich ermöglichen lassen werde.

Ebenso schien die Einfuhr von Flachs (1913 für 59 Millionen Mark), Hanf (1913 für 36 Millionen Mark), Hebe (1913 für 24 Millionen Mark), Jute und Jutewerg (1913 für 94 Millionen Mark) völlig in Frage gestellt; denn ungefähr neun Zehntel seiner Flachseinfuhr und die Hälfte des importierten Hanfes bezieht in gewöhnlichen Zeiten Deutschland aus dem am Kriege beteiligten Rußland, während die Rohjute fast ausschließlich aus Indien eingeführt wird. Woher sollte für diese Rohstoffe Ersatz herangeschafft werden? —

Wesentlich anders stellten sich die Aussichten für die Seidenwarenfabrikation; denn die von dieser verarbeitete Rohseide (die Reineinfuhr belief sich 1913 auf 3540 Tonnen im Werte von 139 Millionen Mark) kommt zu mehr als zwei Dritteln aus Italien. Zudem war bekannt, daß von diesem Artikel ziemlich beträchtliche Vorräte vorhanden waren. Eine Rohstoffnot hatte also die Seidenindustrie nicht zu befürchten; dafür drohte ihr aber um so mehr ein starkes Nachlassen der Nachfrage nach Seidenwaren, denn wenn auch der Konsum von Seide in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr zugenommen hat, so ist Seide doch immer noch ein Luxusartikel, und es ist eine alte Erfahrung, daß in Kriegszeiten der Verbrauch von Luxuswaren zuerst und am beträchtlichsten abnimmt.

So sah die Textilindustrie zu Anfang August eine gewaltige Krise herannahen. Tatsächlich verlor denn auch ein großer Teil der Fabrikanten völlig den Kopf. Ohne Rücksicht auf die beschäftigten Arbeiter und ihre eigenen Geschäftsverbindlichkeiten stellten sie kurzweg den Betrieb ein. In den Zentren der Textilindustrie sahen sich in wenigen Tagen Zehntausende von Arbeitern und Arbeiterinnen auf das Pflaster gesetzt. So weist der instruktive Monatsbericht des Informationsbureaus des Textilarbeiterverbandes vom September vorigen Jahres nach, daß in 88 Orten, die Wollwaren fabrizieren, nicht weniger als 178 Betriebe sofort geschlossen wurden — und doch sind hier verschiedene der größten Industriezentren, wie Aachen und Forst, noch nicht mitgezählt. In 63 Orten mit Baumwollspinnereien und Webereien

wurden 93 industrielle Betriebe völlig geschlossen; ferner in 28 Orten mit Leinenindustrie 19 Betriebe, in 24 Orten mit Seidenindustrie 40 Betriebe, in 32 Orten mit Strickereien, Wirkereien und Trikotagenfabrikation 103 Betriebe usw.

Die Fabrikantenschaft wurde geradezu von einer Panik erfaßt. Durch das Eingreifen der Regierungen und der von diesen beeinflussten Handelskammern und Unternehmerverbände wurden jedoch schon in der zweiten Hälfte des August manche Fabrikanten bewogen, den Betrieb wenigstens teilweise wieder aufzunehmen, zumal sich nun die Aufträge der Heeresverwaltung beträchtlich mehrten. Schon im September konnte das Informationsbureau melden, daß die Wollindustrie in 35 Orten, die Baumwollindustrie in 34 Orten, die Leinenindustrie in 18 Orten, die Juteindustrie in 5 Orten usw. namhafte Bestellungen von der Heeresverwaltung erhalten hätten und teilweise bereits mit Ueberstunden arbeiten ließen, in manchen Orten sogar ununterbrochen Tag und Nacht. Freilich beschränkten sich diese Militärlieferungen zunächst nur auf gewisse Branchen; die bedeutende Seiden-, Posamenten-, Spitzen- und Tüllindustrie usw. gingen leer aus.

Der September und Oktober brachte weitere Lieferungen für den Heeresbedarf. Damit stellte sich jedoch auch immer mehr die völlige Unzulänglichkeit der Arbeitsvermittlung heraus. Während in einem Ort die Betriebe Nacht und Tag arbeiteten und es an Arbeitern fehlte, waren in einem anderen Ort viele Hunderte arbeitslos. Die an einzelnen Orten vorhandenen paritätischen Arbeitsnachweise beschränkten meist ihre Vermittlungstätigkeit auf den Ortsbezirk, und die in der kapitalistischen Presse so oft gefeierten Unternehmerverbände der Textilindustrie haben in dieser Beziehung fast nichts geleistet, wohl aber durch ihren Widerstand gegen die wiederholt von der Zentrale des Textilarbeiterverbandes und dessen Verbandsfilialen unternommenen Versuche vereitelt, eine allgemeine Arbeitsvermittlung für das ganze Reich oder wenigstens große Bezirke einzurichten. Dazu kam das von der Heeresverwaltung bei der Vergebung ihrer Aufträge beliebte Verfahren, die Aufträge en masse Agenten und Großunternehmern zuzuteilen, die gar nicht in der Lage waren, sie auszuführen und sie deshalb unter den Textilindustriellen ausboten — natürlich zu Preisen, die ihnen für ihre Vermittlung ansehnliche Profite ließen.

Nach und nach wurden indes diese Unzulänglichkeiten, wenn auch nicht völlig, so doch in der Hauptsache überwunden, vielfach auf Anregung intelligenter, in den Hilfsausschüssen der größeren Fabrikorte sitzender Textilarbeiter und der Verbandsfilialen.

Um an der Deckung des großen Heeresbedarfs Anteil zu erlangen, sahen sich allerdings manche Branchen gezwungen, ihre Fabrikationsmethoden zu ändern. Im ganzen ist diese Anpassung an den veränderten Bedarf von der Textilindustrie mit einer gewissen Elastizität durchgeführt worden. So werden jetzt nicht selten Baumwollwaren auf Kammgarnwebstühlen gewebt, in Teppichfabriken werden auf umgebauten Stühlen wollene Decken hergestellt; im sächsisch-thüringischen Bezirk, speziell in Gera, werden Offiziertuche aus Kammgarnespinnstern hergestellt, nur zum Schuß verwendet man teilweise Streichgarn; Samtfabriken in Krefeld erzeugen Zellstoffe und Stoffe für Militärbrotbeutel, Chemnitzer Plüschfabriken weben auf umgeänderten Webstühlen Segeltuchstoffe, Seidenwebereien weben grobe seidene Unterkleider,

Schirmstofffabriken stellen wasserdichte Stoffe für Militärwesten und -umhänge her usw. Vielfach hat ein geradezu erstaunlicher Fabrikationswechsel stattgefunden, der freilich oft für die benutzten Maschinen nicht gerade ein Vorteil ist, denn die ihnen zugemutete gröbere und schwerere Arbeit bewirkt einen außergewöhnlich schnellen Verschleiß.

Trotzdem hätte diese starke Produktion nicht durchgeführt werden können, wenn nicht die Beschaffung der nötigen Rohstoffe günstiger verlaufen wäre, als zu Beginn des Krieges allgemein erwartet worden war. Für die Baumwollwebereien war es eine angenehme Ueberraschung, als sich im August herausstellte, daß die Spinnereien sehr beträchtliche Vorräte besaßen und in Bremen über 300 000 Ballen amerikanischer Baumwolle lagerten. Tatsächlich stellte sich nach einer Statistik der Bremer Börse heraus, daß dort am 7. August vorigen Jahres 306 961 Ballen mit amerikanischer und 8893 Ballen mit ostindischer, ägyptischer und anderer Baumwolle lagerten (ein amerikanischer Baumwollballen wiegt ungefähr 450, ein indischer 360 deutsche Pfund). Mit den übrigen Vorräten waren allem Anschein nach an 700 000 Ballen in Deutschland vorhanden, also weit mehr als ein Drittel des normalen Jahresbedarfs. In Anbetracht des wahrscheinlich etwas verminderten Verbrauchs konnte die vorhandene Baumwolle, selbst wenn jede weitere Zufuhr unterblieb, bequem bis Jahreschluß reichen. Obgleich England aber zunächst die Baumwollzufuhr auf jede Weise zu verhindern suchte und auch zeitweilig (von Ende Oktober bis Dezember) die Durchfuhr von Genua durch die Schweiz nach Deutschland fast ganz zu hemmen wußte, gelang es dennoch, beträchtliche Mengen in Deutschland hereinzuschaffen, besonders als im Januar England auf den Protest der Vereinigten Staaten von Amerika hin, die einerseits stark unter ihrem großen Baumwollüberfluß, andererseits unter dem Ausbleiben der Einfuhr deutscher Chemikalien litten, sich zu einer Verringerung seiner völkerrechtswidrigen Kontorbandepolitik verstehen mußte. Auch in Antwerpen fanden sich nach dessen Eroberung bedeutende Baumwollvorräte vor. Die Lage hat sich infolgedessen so gestaltet, daß Deutschland vorerst noch reichlich mit Baumwolle versorgt ist.

Ebenso hat sich auch die Beschaffung von Schafwolle besser gestaltet, als zu Beginn des jetzigen Krieges angenommen wurde. So sind unter anderem aus neutralen, ja sogar aus feindlichen Ländern manche Ballen nach Deutschland gelangt, so daß, wenn auch in einzelnen deutschen Industriegegenden zeitweilig ein lokaler Mangel an Rohwolle und an Halbfabrikaten hervortrat, doch von einer eigentlichen Rohstoffnot bisher kaum gesprochen werden konnte.

Unter den verhältnismäßig günstigsten Bedingungen arbeitet heute die Baumwollindustrie. In vielen Industrieorten werden noch immer Ueberstunden gemacht. Ungünstiger haben sich die Verhältnisse für die Wollindustrie gestaltet. Die Streichgarnspinnereien haben im ganzen noch gut zu tun, die Kammgarnspinnereien haben dagegen schon mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Auch Kunstwolle wird vielfach zur Verarbeitung mit herangezogen. Die Tuchfabriken haben durchweg noch flott zu tun, besonders jene, die Militärtuche herstellen, die Zwirnfabriken aber arbeiten mit beträchtlich beschränkter Arbeitszeit und die Teppich- und Plüschfabriken liegen nahezu brach. Noch ungünstiger ist die Lage der Samt- und Seidenindustrie. Ein

großer Teil der Webstühle steht ganz still und an anderen wird nur während weniger Stunden des Tages gearbeitet. Schlecht beschäftigt sind auch die Wirkereien und Strickereien sowie die Posamentenindustrie, am schwersten jedoch leidet unter den Kriegswirkungen die Spitzen-, Gardinen- und Tüllfabrikation, vor allem die des sächsischen Vogtlandes, die völlig daniederliegt. Dagegen ist die Flachs- und Leinenindustrie im allgemeinen noch ziemlich gut beschäftigt, wenigstens was die Flachsweberei, die Leinen- und Segeltuchweberei anbetrifft, während der Geschäftsgang der Netzwerke und Seilereien vielfach abgestaut ist. Auch die Jutebranche sieht sich zu Betriebseinschränkungen genötigt.

Für einen großen Teil der Textilindustrie gestalten sich demnach die Ausichten für die kommenden Monate wenig erfreulich, vor allem natürlich für die in den betreffenden Branchen tätigen Arbeiter. Die in der Fabrikation von Luxusartikeln beschäftigten Arbeiter haben schon seit Kriegsbeginn schwer gelitten. Nun aber greift die Krise mit ihrem Gefolge, der Arbeitslosigkeit, auch auf solche Branchen über, die bisher infolge der Militärlieferungen gut zu tun hatten, teilweise sogar mit Hochdruck arbeiteten.

Heinrich Cunow.

Zur Geschichte der proletarischen Bildungsarbeit.

Von Fr. Petrich.

Die Arbeiterbildungsschule zu Berlin hat seit dem 1. Oktober vorigen Jahres nach fast vierteljahrhundertjähriger fruchtbarer Wirksamkeit ihre ursprüngliche Vereinsform aufgegeben; sie ist aus Gründen der Zentralisation vom Bezirksbildungsausschuß übernommen worden, der sie in dem alten Geiste mit reicheren Mitteln weiterführt. Für die gesamte proletarische Bildungsarbeit war sie Vorkämpferin und Lehrmeisterin. Zehntausende bildungshungrige Arbeiter haben durch sie ihr geistiges Rüstzeug empfangen.

Nach dem Falle des Sozialistengesetzes griff das Verlangen nach sozialistischer Bildung in den Massen machtvoll um sich, namentlich in Berlin, das unter den neuen Verhältnissen den Zentralpunkt der Partei bildete. Bereits am 2. Januar 1891, also ein halbes Jahr nach Beseitigung des Ausnahmegesetzes, fand in der Brauerei Friedrichshain eine Riesenversammlung zur Gründung einer Arbeiterbildungsschule statt. Wilhelm Liebknecht begründete die Notwendigkeit sozialistischer Bildung. Das Resultat dieser Veranstaltung war beispiellos; mehrere Tausend der begeistertsten Versammlungsbesucher ließen sich sogleich in die Mitgliederlisten der neu geschaffenen Arbeiterschule eintragen. Es konstituierte sich ein Verein, der den Namen Arbeiter-Bildungsschule erhielt.

Auf Liebknecht wirkte diese Schulgründung überwältigend; er schrieb darüber in der „Neuen Zeit“ (9. Jahrg., 1. Bd., S. 583 ff.):

„Wissen, Wissen — Wissen fürs Leben, Wissen für den Kampf ums Dasein, der dem Arbeiter buchstäblich ein Kampf ums Leben ist — Wissen für den Kampf der Befreiung — das war der Gedanke, der die Tausende und Tausende erfüllte und begeisterte, die Montag, den 12. Januar dieses Jahres zu „Lips“ strömten, nahe dem Friedrichshain, wo die Märztoten ruhen — in solchen Massen hinströmten, daß der Riesenpaal, der 6000 Personen faßt, schon um 7 Uhr von der Polizei abgesperrt werden mußte, und daß von da an bis zur Eröffnung der Versammlung

— um 8 Uhr — noch Tausende unverrichteter Sache umkehren mußten. An den „Lebenden“ haben die „Toten“ des Friedrichshain gewiß ihre helle Freude gehabt!

Ich habe nie eine ähnliche Versammlung gesehen. Ich habe größere, stürmischere, leidenschaftlichere Versammlungen gesehen — jedoch keine zweite Versammlung, in der das Bewußtsein zu einem hohen, erhabenen, ich möchte fast sagen: heiligen Zweck zusammengekommen zu sein, sich in jedem Gesicht so leuchtend offenbart, jedem Antlitz einen so weisevollen Ausdruck verliehen hätte.

Und aus jedem Auge hervorblickend diese stolze Siegesgewißheit.

Wir haben gesiegt — wir werden siegen! Dem Sozialismus gehört die Welt, aber er hat sie erst zu erobern — moralisch, intellektuell, politisch, und damit er sie erobern könne, muß er gewappnet sein mit der ganzen Wissenschaft des Jahrhunderts. Und damit wir würdig sind, Sozialisten zu sein, muß jeder von uns sich Wissen erwerben, so viel er vermag, und muß seine „geistigen Waffen“ stählen, schärfen, zuspitzen, vervollkommen für den großen Befreiungskampf. —

Das las ich in Tausenden und Tausenden von Augen, und nie in meinem Leben habe ich vor der Arbeiterklasse eine so hervorragende Hochachtung gefühlt als in diesem Moment, und niemals die Unwiderstehlichkeit unserer Bewegung tiefer empfunden. —

Nach einigen Wochen kommt Liebknecht („Neue Zeit“, S. 711) auf die Schulgründung nochmals zurück:

„Mit der Arbeiterschule — die übrigens amtlich den Namen Arbeiter-Bildungsschule erhalten hat — geht es nach Wunsch vorwärts. Und da unsere Wünsche sehr hoch reichen, so will das etwas besagen. Die Zahl der Mitglieder ist schon auf nahezu viertausend gestiegen, und wir rechnen, sobald einmal die Anstalt in volle, regelmäßige Tätigkeit tritt, noch auf einige Tausend Mitglieder mehr. Es sollen vier Unterrichtsstätten errichtet werden für die verschiedenen Stadtteile, damit niemand durch allzu große Entfernung an dem Genuß der Vorteile, welche die Anstalt bieten soll, gehindert wird. Um die Klippe des Vereinsgesetzes zu vermeiden und um den Frauen die Teilnahme zu ermöglichen, wird die Arbeiterschule keinen parteipolitischen Charakter haben. Themata, deren Behandlung in der Schule selbst sich nicht ratsam erweist, können in freien, öffentlichen Vorträgen erledigt werden. Anfang April wird die regelmäßige Tätigkeit beginnen können. Die ersten Vorträge haben bereits stattgehabt, und an erprobten Lehrkräften ist kein Mangel. Kurz, alles verspricht den besten Erfolg.“

So begann denn im April 1891 unter großer Beteiligung der Unterricht; der Andrang war insbesondere während der ersten Monate so stark, daß die vorhandenen Räume kaum die zuströmenden Hörer zu fassen vermochten. Es war in der Tat ein Anfang, der vollkommen dem Optimismus Liebknechts entsprach. Die behandelten Unterrichtsstoffe waren außerordentlich vielseitig. Neben den drei Hauptgebieten: Geschichte, Nationalökonomie und Naturwissenschaft wurden Buchführung, Gesundheitspflege, Kunstgewerbe, Mathematik, Rechnen und Stenographie in den Lehrplan einbezogen.

Diese tatenfrohe Vielseitigkeit bedeutete in Wirklichkeit eine enorme Kräftezersplitterung. Die Schule wollte mit einem Schlage große Aufgaben erfüllen, zu deren Bewältigung bis dahin nicht die geringste Vorarbeit geleistet war; vor allem aber fehlte jede praktische Erfahrung, auf welche Gebiete der Unterricht streng zu begrenzen sei. So kam es, daß in aller Eile ein breites Programm lose aneinander gereiht wurde, nach dem Grundsatz: Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen.

Aber bereits das erste Geschäftsjahr der Schule schloß nicht so günstig ab, wie es begonnen hatte; die frische Energie, die aufgebotenen Kräfte und

Mittel erlahmten zu allgemeiner Enttäuschung nach kurzer Zeit. Zuverlässige statistische Angaben über die ersten Lebensjahre der Schule sind nicht mehr vorhanden; nur soviel ist gewiß, daß die Mitgliederzahl, die zu Schulbeginn rund 6000 betrug, sich ständig verminderte mit rasender Schnelligkeit, dem ersten gewaltigen Zuflutstrom folgte eine ebenso große Ebbe. Mit den Kräften schwanden naturgemäß auch die Mittel, denn die erheblichen Unkosten mußten ganz aus den Mitgliedsbeiträgen und dem Schulgelde gedeckt werden. Der große Schulapparat war unter solchen Bedingungen nicht aufrechtzuerhalten. Von Semester zu Semester mußte die Zahl der Unterrichtsfächer eingeschränkt werden. Ein Elementarfach nach dem andern wurde notgedrungen aufgegeben, wenn anders man die Lebenskraft der Schule selbst nicht opfern wollte; Buchführung, Rechnen, Stenographie und andere Dinge schwanden für immer aus dem Unterricht.

Der Bericht des Jahres 1895/96 konstatiert einleitend den Rückgang und die Wandlungen der Schule. „Aus einem Institut, dem in den ersten Monaten seines Bestehens Tausende zuströmten, so daß sich die in den verschiedensten Stadtgegenden Berlins errichteten Lokalitäten sehr bald als zu eng erwiesen, ist die Arbeiterbildungsschule im Laufe der Jahre Schritt für Schritt zu dem äußerlich viel anspruchsloseren heutigen Zustand — zwei Schulen mit ca. 200 Schülern — gelangt.“ Das war also das Resultat fünfjähriger Arbeit — ein Rückgang, der fast einem völligen Untergange gleich kam. Weite und einflußreiche Kreise schlossen daraus, daß nunmehr die Schule ihre Daseinsberechtigung verwirkt habe, und es wurden nicht geringe Anstrengungen gemacht, dem geschwächten Organismus den letzten Todesstoß zu geben. Das war die Sturm- und Drangperiode der Arbeiterbildungsschule, wo sie innerhalb der Arbeiterbewegung um ihr nacktes Existenzrecht kämpfen mußte. Aber es zeigte sich sehr bald, daß die Schule keineswegs innerlich faul und todesreif war, sondern im Gegenteil gesund und stark, leistungsfähig und kampflustig; was die fünf Jahre vernichtet hatten, das war nicht ihr innerster Kern und Lebensodem, vielmehr war es der lästige, schleppende Torso des Elementarunterrichts, der sich von Anfang an als störender Fremdkörper erwiesen hatte; Stück für Stück dieses Hindernisses wurde abgeworfen, und übrig blieb nur der lebendige Kern, winzig gegenüber dem großen Umfange vor fünf Jahren, dessen geringe Quantität indessen durch Qualität ersetzt wurde.

Der schon erwähnte Bericht von 1895/96 gibt Kunde von den heftigen inneren Kämpfen um Sein oder Nichtsein der Schule. Der Vorsigende Heinrich Schulz kritisiert die grundsätzlichen Mängel des früheren Unterrichts und begründet die Notwendigkeit wirklicher proletarischer Bildungsarbeit.

„Verlangt man von der Schule, wie dies in der ersten Zeit ihres Bestehens fast ausschließlich der Fall war, daß sie gleichsam die schmutzige Wäsche der Bourgeoisie nachwasche, indem sie einer möglichst großen Zahl von Arbeitern und Arbeiterinnen die ihnen von der bürgerlichen Volksschule notdürftig und mangelhaft vermittelten Elementarkenntnisse aufbessere, oder verlangt man andererseits wieder, daß sie eine Art Arbeiter-Universität mit dem lockeren Gefüge akademischer Vorlesungen sei, so mag man mit seinen Kassandrarußen über steten Rückgang der Schule im Rechte sein. Wer dagegen den Zweck der Schule so auffaßt wie der jetzige Vorstand — und mit ihm die Gesamtheit der Schüler —, der erblickt in dem Entwicklungsgang während der fünf Jahre nicht nur keinen Rückschritt, sondern im

Gegenteil einen allerdings schwer erkämpften Fortschritt.“ Die Schule habe sich ausschließlich in den Dienst der modernen Arbeiterbewegung zu stellen. „Und für diesen Dienst ist es von großer Bedeutungslosigkeit, ob der eine oder der andere in dem richtigen Gebrauch der deutschen Sprache, diesen oder jenen kleinen Fehler macht, ob er stenographieren kann, ob er Buchführung versteht oder ob er für seine Person gesundheitsgemäß zu leben vermag, weshalb denn auch glücklicherweise dementsprechende Unterrichtskurse schon seit längerer oder kürzerer Zeit vom Lehrplan der Schule gestrichen sind. Dagegen ist es von allergrößter Wichtigkeit, daß derjenige Arbeiter, der seinen ehrlichen Teil zum harten Befreiungskampf der arbeitenden Klasse beitragen will, über Wissensgebiete aufgeklärt wird, die ihm Waffen für diesen Kampf liefern und die ihn die Führung dieser Waffen lehren.“

Als solche Wissensgebiete werden angeführt: Nationalökonomie, Geschichte, Naturerkenntnis, Literaturgeschichte, öffentliche Gesundheitspflege und Redekunst.

Mit diesem von allen Schlägen gereinigten Unterrichtsprogramm, worin im wesentlichen die Grundsätze der proletarischen Bildungsarbeit zur Geltung kommen, hatte die Arbeiterbildungsschule eine feste theoretische Basis gewonnen, auf der konsequent die künftige Tätigkeit fortgesetzt wurde. Von einigen Schwankungen abgesehen, führt von jetzt ab die Entwicklungslinie der Schule aufwärts. Folgende Uebersicht über die Mitgliederbewegung zeugt davon; es wurden eingeschriebene Mitglieder gezählt:

1895/96	200	1905/06	1282
1898/99	459	1906/07	1705
1899/00	538	1907/08	2020
1900/01	634	1908/09	1585
1901/02	694	1909/10	1548
1902/03	751	1910/11	2043
1903/04	764	1911/12	1811
1904/05	1001	1912/13	1526

Diese Zahlen zeigen zunächst, daß die Schule, bis in die neueste Zeit das einzige Bildungsinstitut der Berliner Arbeiterschaft, nie wieder auch nicht annähernd den Höhepunkt des ersten Jahres ihres Bestehens erreichte, trotz angestrengtester systematischer Agitation.

Wie ist dieses auffallende Erlahmen der Kräfte zu erklären? Läßt man außer acht die Wirkungen ökonomischer Krisen, die sich besonders von 1908 bis 1910 bemerkbar machen, dürften vorwiegend psychologische Faktoren für den Rückgang verantwortlich zu machen sein. Die Quellen des ersten gewaltigen Zustroms flossen aus der Triumphstimmung, die nach dem Sozialistengesetz in der Partei vorherrschte. Und als in solcher Situation ein Mann wie Wilhelm Liebknecht zur Gründung einer Arbeiterschule seine begeisterte Stimme ertönen ließ, da war es selbstverständlich, daß die sozialistischen Arbeiter in hellen Scharen herbeiströmten. Aber wohlgemerkt: das geschah und war nur möglich in der jugendfrischen Frühlingstimmung nach dem langen harten Winter des Verfolgungsgesetzes. Die Schule war also zum großen Teil ein gewaltiges Stimmungsprodukt und war dementsprechend mit den Vorzügen und Nachteilen einer derartigen Geburt behaftet. Der nächstliegende Vorzug bestand darin, daß die Schule überhaupt gegründet wurde und sofort einer massenhaften Teilnahme sich erfreuen konnte. Jedoch weder oben noch unten, weder die Leiter der Schule noch die Schüler waren sich klar über den Zweck und das Ziel ihrer Bildungsarbeit. Der Drang nach Bildung, der sie befeuerte und mit einem Schlage so mächtig

antrieb, war doch nur erst instinktiv ausgebildet, es fehlte die bewußte Erkenntnis, welche Grundsätze zur Bewältigung der schweren Aufgabe streng zu beachten sind. Die gehobene Gründungsstimmung verslog, und damit war die weitere Existenz der Schule in Frage gestellt. Nach Ueberwindung dieser Krisis beschränkte man sich auf rein theoretische Ausbildung, wofür größere Massen, wenn die schwierigen Umstände berücksichtigt werden, nicht so leicht zu gewinnen sind. Daraus hauptsächlich mag sich der dauernde Mitgliederrückgang, den die Schule gegenüber ihrer Jugendperiode zu verzeichnen hat, erklären.

Der Unterricht wurde so gehandhabt, daß in Kursen von zehn Vorträgen ein Thema zur Erörterung kam; oft jedoch erforderte ein Thema zwei bis drei Kurse. So wurde z. B. Nationalökonomie, Naturwissenschaft und Literaturgeschichte in je zwei Kursen vorgetragen, die innerlich verbunden sind, historische Fragen, die sich über große Zeiträume erstrecken, etwa die Geschichte des Sozialismus, in drei zusammenhängenden Kursen. Außer den allgemeinen Kursen wurden sogenannte Fortschrittskurse abgehalten, deren Schülerzahl sich auf rund dreißig beschränkte. Die Teilnehmer mußten mindestens einige Kurse in Nationalökonomie, Geschichte und Naturwissenschaft gehört haben. Diese Voraussetzung war erforderlich, wenn der Kursus seinen Zweck erfüllen sollte. Die Fortschrittskurse bedeuteten den ersten Anlauf, den Unterricht systematisch zu gliedern. Diesen Plan in einer Arbeiterschule zu verwirklichen, deren Mittel gering und deren Schüler vor allem beständig wechselnd, ist allerdings mit den größten Schwierigkeiten verknüpft.

Aus der großen Zahl der früheren Lehrer seien einige angeführt: Wilhelm Bölsche, Richard Calwer, Heinrich Cunow, Alexander Conrad, Victor Fränkl, Max Grünwald, Rudolf Hilferding, Paul Hirsch, Konrad Haenisch, Paul Kampffmeyer, Ernst Kreowski, Anton Pannkoek, Max Schippel, Conrad Schmidt, Rudolf Steiner, Emanuel Wurm. Neben den Unterrichtskursen unterhielt die Schule eine Studienbibliothek; aus winzigsten Anfängen ist sie auf dreitausend Bände angewachsen. Für den Ausbau der Bibliothek gaben die Kurse die Richtlinien; dementsprechend steht die historische, sozialistische, sozialwissenschaftliche und naturwissenschaftliche Literatur an erster Stelle.

Mit der Uebernahme durch den Bezirksbildungsausschuß hat die Arbeiterbildungsschule keineswegs ihre alten Grundsätze und Traditionen aufgegeben. Im Gegenteil; sie ist damit in ein höheres Stadium ihres Daseins getreten. Reichere Mittel stehen zur Verfügung, das große Wert der proletarischen Bildungsarbeit fortzuführen.



Die Mathematik im Kriegsdienst.

Von H. H., N.

Die überlegene Technik wird den Krieg gewinnen, so soll sich ein englischer Staatsmann kürzlich geäußert haben und täglich erhalten wir neue Belege für die gewaltige Rolle, welche die heutige Technik, von der Konstruktion der großen Geschütze bis zum Bau der Unterseeboote in diesem Kriege spielt.

Die Technik, soweit sie sich auf exakte Wissenschaft gründet, ist aber aufs engste mit der Mathematik verknüpft und schier endlos würde die Reihe — wollte man alle diese Beziehungen aufdecken, wollte man die angewandte Mathematik in ihren einzelnen Zweigen verfolgen. Aber wie in früheren Kriegen, so treten auch im gegenwärtigen neue Aufgaben hervor, die ihre Lösung erheischen durch die Vertreter der reinen Mathematik, jene Leute, die das Lösen neuer Probleme als Lebensaufgabe haben, denen der große Dürer in seiner „Melancholie“ ein sinniges Bild widmete.

Da ist in erster Linie die vor dem Kriege kaum an einer Stelle richtig eingeschätzte Entwicklung der Flugtechnik und staunenswerte Leistungsfähigkeit der Flieger zu nennen, welche veranlaßten, daß erst während des Krieges neue militärische Sonderabteilungen entstanden, in welchen die von den Fliegern gelieferten Photographie des vom Feind besetzten Geländes kartographisch verarbeitet werden, so daß kurze Zeit nach gelungenem Flug klare Karten in großem Maßstab an die Truppen hinausgegeben werden können. Nur tüchtige Geometer mit reichlichen mathematischen Kenntnissen können solche Arbeit leisten und den kämpfenden Soldaten in den Verbesserungen der vorhandenen Karten, der feineren Geländedarstellung, der Einzeichnung des Schützengrabenzuges usw. wertvolle Hilfsmittel liefern. Ihnen bleibt auch die Bewertung photogrammetrischer Aufnahmen aus dem Fesselballon, sowie von photographischen Nachtaufnahmen feuernder Geschütze oder Scheinwerferstellungen des Gegners, wobei aus zwei gleichzeitig von verschiedenen Standpunkten aus aufgenommenen Bildern nach einigen Stunden jene Stellungen so sicher ermittelt werden, daß die Artillerie alle wünschenswerten Angaben erhält, um sie mit wenigen Schüssen vernichten zu können. Schon das möglichst rasche Einschießen einer Batterie auf ein ruhendes Ziel erfordert eine gute mathematische Schulung des Batterieführers, noch mehr, wenn es sich um bewegte Ziele von mäßiger Geschwindigkeit, etwa Reiterabteilungen usw., handelt. Wenn aber ein feindlicher Flieger am Horizont auftaucht, auf den die Abwehrkanonen ein erfolgreiches Steilfeuer geben sollen, so sind aus Distanzmessung, Höhenwinkel und Fliegergeschwindigkeit durch Benutzung von eigens angelegten Tabellen, die sich der Kommandierende im Felde erst errechnet hat, die geeigneten Stellungen der Geschützrohre voraus zu bestimmen für einen Augenblick, der für das Abfeuern als der günstigste zu betrachten ist; denn ein „Einschießen“ ist bei den raschen Bewegungen der Flieger kaum möglich. Die Aufgabe wurde auf deutscher Seite mit Erfolg gelöst. Späterhin, wenn vielseitige Erfahrungen vorliegen und im Frieden die Mannschaft genügend auch für solche Aufgaben vorgebildet werden kann, werden vielleicht praktische Instrumente die Arbeit, welche jetzt der Mathematiker leisten muß, in ähnlich kondensierter Form enthalten und auch für den einfachen Richtkanonier verwendbar machen, wie dies jetzt schon der bekannte Richtkreis an den gewöhnlichen Geschützen tut. Dessen praktische Anwendung geschieht fast ohne Beihilfe von Rechnungen und Korrekturen werden auf Grund einiger Schußresultate vorgenommen. Aber der mathematisch geschulte Offizier, der die Genauigkeitsgrenzen des Teilkreises und die gebräuchlichen Formeln kennt und zu verbessern weiß, wird mit weniger Schußproben auskommen als ein anderer; er wird Zeit und damit auch manchen Vorteil gewinnen und gleichzeitig an Munition sparen können.

Daselbe gilt für Flieger und Luftschiffe, welche die Aufgabe haben, einen Ort mit Bomben zu „belegen“. Luftschiff und Flugapparat haben große Eigengeschwindigkeiten, die durch die Windgeschwindigkeit vermehrt oder vermindert werden können, so daß die Relativgeschwindigkeit gegen die feste Erdoberfläche durch möglichst genaue Ermittlung der senkrecht unter dem Flugzeug liegenden in bestimmter Zeit, etwa eine Minute, überflogenen Strecke gewonnen werden kann. Mit dieser Relativgeschwindigkeit bewegt sich eine aus dem Flugzeug frei fallende Bombe in der Flugrichtung; mit ihr vereinigt sich die durch das Herabfallen entstehende allmählich wachsende Vertikalgeschwindigkeit, so daß die Bombe auf ihrem Weg eine aus der Gestalt horizontal ausfließender Wasserstrahlen bekannte parabolische Bahn beschreibt. Soll die Bombe mit Sicherheit ein gegebenes Ziel erreichen, so muß der Flieger oder sein Begleiter imstande sein, aus der ablesbaren Höhe über dem Erdboden und der erwähnten Relativgeschwindigkeit durch rasche Ausnutzung von vorbereiteten Tabellen und Zeichnungen den Augenblick zu bestimmen, in welchem die Bombe abzulassen ist. Praxis und Erfahrung können diese mathematische Arbeit nicht ersetzen, weil die Verhältnisse jedesmal anders liegen und sich einer sicheren „Schätzung“ entziehen.

Handelt es sich um die Benutzung von Geschützen, wie unsere 42-Zentimeter-Mörser, bei denen jeder Schuß einen respektablen Wert hat, so muß das Richten des Geschüzes mit weitestgehender Genauigkeit erfolgen. Es muß eine förmliche Vermessungsarbeit der eigentlichen artilleristischen Tätigkeit vorausgehen und wenn die Aufstellung solcher Geschütze in weiligem Gelände geschehen muß, kann die Vermessung selbst, da ja die Ziele viele Kilometer entfernt sein müssen, eine umfangreiche Feldarbeit beanspruchen, da dann erst die rechnerische Behandlung zu folgen hat. So wird die Artillerie in immer engere Fühlung mit der reinen Mathematik gebracht und es ist kein Wunder, wenn es zu Beginn des Krieges allerorten hieß, die Bedienung der großen 42er könne nur durch Ingenieure erfolgen.

Wie bei solchen großen Aufgaben, kommt bei einer Menge Kleinarbeit, die vor allem für den Aufklärungsdienst zu leisten ist, die mathematische Schulung von Offizieren und Unteroffizieren zur Geltung. Aufnahme von Marschrouten durch Entfernungs- und Winkelmessung mit anschließender Herstellung einer Geländeskizze, Abschätzung von Entfernungen und Winkeln, Bestimmung der Himmelsrichtung mit dem Visierkompaß, Konstruktion von Gehängeprofilen aus der Höhenschichtenkarte, Beurteilung der Bodenbewegung bei der Anlage von Gräben, Deckungen usw. setzen, wenn sie mit einiger Zuverlässigkeit ausgeführt werden sollen, außer einer guten mathematischen Schulung, einige Übung voraus. Es ist kein Zweifel, daß die Armee, welche die meisten in solchen Richtungen brauchbaren Elemente enthält, die bessere ist und unter sonst gleichen Verhältnissen, wie sie etwa der Stellungskrieg schafft, sicher mit den geringeren Verlusten zu rechnen hat.

Die großen Truppenbewegungen, die Versorgung der Armee mit Proviant und Munition vollziehen sich anscheinend nach rein praktischen Grundsätzen. In einzelnen Stuben der Heeresleitung aber und der Eisenbahnverwaltungen werden die Pläne für diese Riesenleistungen unter Benutzung mathematischer Hilfsmittel in ihren Hauptzügen hergestellt. Wo alles im Ueberfluß verfügbar ist, werden ja schließlich die Verhältnisse, wie sie die Praxis bietet, ohne besondere Rechenkünste ausgenutzt. Aber — in der Be-

Schränkung zeigt sich wieder der Rechenmeister. Gar manches Minimumproblem tritt an die Heeresleitung ebenso wie an die Zivilbehörden heran, nachdem sich herausstellt, daß mit verschiedenen Materialien gespart werden muß. Ein interessantes Beispiel dafür gibt uns die Tatsache, daß in einer unserer Festungen eine „mathematische Schneiderwerkstätte“ bestand, in der der vorhandene Luftballonstoff so zugeschnitten wurde, daß möglichst wenig Materialverlust eintrat und bei Herstellung der Kugelform der Ballonhüllen möglichst wenig Nähte notwendig wurden.

Selbst in die Lazarette fand die Mathematik Eingang. Damit nämlich ein Granatsplitter, eine Schrapnellkugel oder ein Infanteriegeschloß aus dem Körper eines Verwundeten entfernt werden kann, ist die Lage des Geschloßstückes zuerst möglichst genau zu ermitteln. Je sicherer sie dem operierenden Chirurgen angegeben werden kann, um so weniger Schaden wird dem Verwundeten durch die Operation zugefügt werden. Man macht deshalb von der in Frage kommenden Körpergegend zwei Röntgenbilder aus verschiedenen Richtungen und ermittelt unter Anwendung der in der darstellenden Geometrie gebräuchlichen Verfahren, aus den beiden Aufnahmen die relative Lage des Geschosses gegenüber gut erkennbaren Knochenstellen und gegen Marken, welche auf der Haut des Patienten angebracht wurden. Die rein mathematische Konstruktion leistet hier viel besseres, als die in den Röntgeninstituten gebräuchlichen Instrumente, die dem Mediziner die mathematische Arbeit abnehmen sollen.

Bei der steigenden Entwicklung der gesamten Technik wird das ganze Kriegswesen immer mehr in Abhängigkeit von dieser und damit von der Mathematik kommen. So zeigt also auch der gegenwärtige große Krieg, wie notwendig die Beherrschung der Mathematik ist, um das moderne Leben zu begreifen, und um sich in ihm siegreich zu behaupten. Schon deshalb wird es daher notwendig sein, mathematische Ausbildung der Jugend noch stärker als bisher zu fördern — so sehr sich auch ein Teil dieser Jugend und der zugehörigen Eltern dagegen sträuben mögen.

Literarische Rundschau.

Richard Hesse, Professor in Bonn, und Franz Doflein, Professor in Freiburg i. Br., **Tierbau und Tierleben**, in ihrem Zusammenhang betrachtet.

I. Band: Der Tierkörper als selbständiger Organismus. Von R. Hesse. (789 S. mit 480 Abb. und 15 Tafeln.) II. Band: Das Tier als Glied des Naturganzen. Von F. Doflein. (960 S. mit 740 Abb. und 20 Tafeln.) Verlag B. G. Teubner, Leipzig 1914. Preis geb. 40 Mark.

Wir haben schon seinerzeit bei Erscheinen des I. Bandes auf die große Bedeutung dieses Unternehmens hingewiesen.¹ Was uns damals besonders bemerkenswert erschien, das war die starke Betonung des vergleichend-physiologischen Momentes in dem Buche. Die Entwicklung der zoologischen Wissenschaft im Verlaufe der letzten 50 Jahre nach Darwin hatte es mit sich gebracht, daß das morphologische Moment, das Problem der Bauverhältnisse der Tiere, auf den ersten Plan aller zoologischer Forschung getreten war. Das physiologische Moment war stark in den Hintergrund gedrängt und es war ein Reservatgebiet der speziellen Physiologie geworden. Physiologie wurde allmählich mit spezieller Physiologie des Menschen identifiziert und wurde damit ein Spezialgebiet der medizinischen Forschung. Erst im Laufe der Zeit hat sich allmählich die vergleichend-physiologische Forschung mehr und mehr

¹ Vgl. Neue Zeit, 28. Jahrg., Bd. 2.

Einfluß und Berücksichtigung erobert, und wir haben es beim Erscheinen des I. Bandes mit größter Freude begrüßt, daß in so sachkundiger und tiefgründiger wissenschaftlicher Weise das Gebiet der vergleichenden Physiologie auch für weitere Kreise bearbeitet worden war.

Der I. Band, den Professor Hesse, jetzt Zoologe in Bonn, bearbeitet hat, behandelt das Tier „unabhängig von der Außenwelt und in Hinsicht auf das Getriebe seines Organismus, auf den Zusammenhang von Bau und Funktion“; der II. Band „die Wirkung der äußeren Einflüsse und die Gegenäußerungen, zu denen der Organismus durch solche Einflüsse veranlaßt wird“. Es ist wahrhaftig ein Stück Leben, das Professor Franz Doflein, der Nachfolger von Weismann in Freiburg i. Br., uns hier in seinem Buche bringt. Doflein entwirft ein Bild der einzelnen Tätigkeiten des tierischen Organismus im Zusammenhang mit den Einflüssen der Außenwelt. Wir sehen hier das Tier vor uns als Glied eines Naturganzen, als Glied der Natur, aus der der tierische Organismus, wie er in der Zoologie betrachtet wird, tatsächlich nur ein willkürlicher Ausschnitt ist. Der Laienblick will die einzelnen Dinge als zusammenhanglose, für sich getrennte Gebilde oder Weltlinge betrachten. Aber eine Betrachtungsweise, die den Organismus losgetrennt von der Außenwelt zu betrachten strebt, ist unwissenschaftlich insofern, als sie vollständig willkürlich eine Reihe von Bedingungen ausschaltet, die mit die Gestaltung des Organismus bestimmen. Von diesem Gesichtspunkte aus begrüßen wir das Buch von Doflein als ein Unternehmen, das dazu beitragen wird, einer erkenntnistheoretisch begründeten wissenschaftlichen Auffassung in weiteren Kreisen Beachtung zu verschaffen.

Der erste Abschnitt des Buches von Doflein ist betitelt: „Das Tier und die belebten Elemente seines Lebensraums“. Die einzelnen Kapitel dieses Abschnitts sind: Die Lebensgemeinschaften, Die Ernährungsbiologie, Organismen als Feinde der Tiere, Geschlechtsleben der Tiere, Tierwanderungen, Versorgung der Nachkommenschaft, Gesellschaftsbildung im Tierreich, Die staatenbildenden Insekten. Die Darstellung ist von ganz außerordentlicher Lebendigkeit, und es werden hier ganz neue Gebiete für den Leser erschlossen. Man fühlt überall, daß der Verfasser aus eigener Betrachtung schöpft und daß er aus voller Hand die Schätze auszuteilen weiß. Doflein weiß mit seiner Darstellung der Natur Freunde zu erziehen. Gerade in diesem ersten Abschnitte sind die Abbildungen besonders zahlreich, manche von ihnen von außerordentlicher künstlerischer Schönheit. Dieser Teil des Buches nimmt einen Raum von 760 Seiten ein.

Der zweite größere Abschnitt des Buches ist betitelt: „Das Tier und die unbelebten Elemente seines Lebensraums“. In diesem Teil des Buches werden einer genauen Betrachtung unterworfen der Einfluß des Klimas, der Temperatur, der Nahrung und sonstiger Einflüsse des Mediums auf das Tier.

Der dritte Abschnitt des Buches beschäftigt sich mit dem Problem der Zweckmäßigkeit im Tierbau und im Tierleben und mit ihren Erklärungen.

Es ist keine Uebertreibung, wenn man sagt, daß in ähnlicher Weise diese Probleme bisher nicht behandelt worden sind. Dofleins Buch ist eine glänzende Leistung auf diesem Gebiet.

Die Ausstattung des Buches ist ganz hervorragend; die Zahl der Abbildungen beträgt 740, außerdem 20 Tafeln in Schwarz- und Buntdruck, zum Teil nach Vorlagen bekannter Meister, zum Teil nach der Natur.

Der Preis des Buches ist dem Gebotenen nach außerordentlich billig. Allerdings wird es dem größten Teil der Arbeiter unerschwinglich erscheinen; wir wollen aber hoffen, daß sich recht viele Arbeiterbibliotheken finden werden, die das Buch von Hesse und Doflein anschaffen. Derjenige, der sich das Buch für sein eigenes Heim anzuschaffen vermag, erwirbt mit ihm einen herrlichen Schmuck, an dem er immer wieder seine helle Freude haben wird. Wie das Buch von Brehm trotz seines hohen Preises zu einem wirklichen Buche des Volkes im Laufe der Jahre geworden ist, so wird es auch mit dem Buch von Hesse und Doflein der Fall sein.

Anzeigen.

Heinrich Cunow. **Parteizusammenbruch?** Ein offenes Wort zum inneren Parteistreit. Berlin 1915. Verlag Buchhandlung Vorwärts. 38 Seiten. Preis 70 Pfennig, Vereinsausgabe 30 Pfennig.

Der angebliche „Parteizusammenbruch“, von dem jetzt gesprochen werde, bestehe in der Tat lediglich darin, daß die Partei nicht den Erwartungen entsprochen habe, die manche Genossen in sie setzten. Diese Parteitheoretiker stellten sich aber nicht die Frage, wie weit sie zu jenen Erwartungen geschichtlich berechtigt waren, sondern schlossen aus der Nichtübereinstimmung ihrer Ideologie mit den geschichtlichen Vorgängen kurzweg, daß die Geschichte eine unrichtige Bahn eingeschlagen habe. Diese durchaus unmarxistische Betrachtungsweise gehe von der falschen Vorstellung aus, daß der Kapitalismus schon überreif sei und bei genügender Energie der Partei sofort in den sozialistischen Gesellschaftszustand übergeführt werden könnte.

Der Imperialismus sei eine notwendige Etappe auf dem Wege zum Sozialismus. Die Forderung: „Wir dürfen den Imperialismus nicht aufkommen lassen,“ sei daher albern. Einzelne klügere Köpfe unter den Imperialismuserächtern hätten allerdings erkannt, daß der Imperialismus eine sozialgeschichtliche Notwendigkeit ist, sie hätten aber, befangen in dem Dogma von der gründlichen Abwirtschaftung des Kapitalismus, erklärt, eine wirtschaftsgeschichtliche Notwendigkeit sei keine richtige oder volle historische Notwendigkeit.

Die Arbeiterschaft habe deshalb nicht etwa die Herrschaft des Imperialismus widerstandslos hinzunehmen, sie habe vielmehr dessen schädlichen Folgen möglichst abzuwehren, hingegen jene wirtschaftlichen Neugestaltungen, aus denen sich etwas für die Arbeiter herausholen läßt, rücksichtslos im Interesse der Arbeiterschaft auszunutzen.

So wichtig die Einführung des Klassenbegriffs in die Soziologie durch Marx war, andere Gesellschaftsgebilde, wie Nation, Staat usw. hätten deshalb doch auch ihre ebensolche sozialgeschichtliche Realität. Es sei daher unsinnig, zu behaupten, ein Sozialdemokrat dürfe kein Nationalgefühl haben. Das bedeute aber nicht, daß, wie Parteitheoretiker behaupten, jedes Volk das Recht auf nationale Selbständigkeit besitze.

P. J. Troelstra, **De Wereldsoorlog en de Sociaaldemocratie** (Der Weltkrieg und die Sozialdemokratie). Amsterdam 1915. Broschürenhandel Sociaaldemokratische Arbeiderpartij. 131 Seiten Großoktav.

Nicht so sehr mit dem Weltkrieg selbst als mit den Fragen, ob und wie man die Neutralität beobachten und ob und wie man sie gegebenenfalls gegen Angriffe verteidigen solle, beschäftigt sich die vorliegende Schrift des Genossen Troelstra. Er setzt sich darin mit einer oppositionellen Gruppe von Parteimitgliedern auseinander, die Anstoß daran genommen haben, daß die Kammerfraktion der holländischen Sozialdemokratie Maßnahmen zur militärischen Sicherstellung der Neutralität Hollands zugestimmt hat. Er behandelt die Frage, die weit über die Grenzen Hollands hinaus Bedeutung hat, da sie zusammenfällt mit der so wichtigen allgemeinen Frage des Rechts und der Freiheit der kleineren und Mittelstaaten gegenüber dem aggressiven Imperialismus der großen Militärmächte, in allen ihren Verzweigungen, mit kritischer Schärfe. Troelstra übt (S. 109/110) ziemlich scharfe Kritik an der bisherigen intransigenten Taktik der deutschen Sozialdemokratie und läßt deutlich erkennen, daß er die Aufpropfung dieser Taktik auf die sozialdemokratische Internationale für einen verhängnisvollen Fehler hält. Sie entspreche, schreibt er, den preußischen Verhältnissen, nicht aber der Entwicklung von Ländern wie England, Frankreich, Italien, die skandinavischen Staaten, Holland, Belgien, die Schweiz.

In allen diesen Ländern werde sich die Sozialdemokratie jetzt wahrscheinlich dem Einfluß der deutschen Sozialdemokratie entziehen, — „nun es sich gezeigt hat“ — so heißt es wörtlich bei ihm —, „daß ein revolutionäres Streben, das seine Kraft vornehmlich in starren Resolutionen mit vorwiegend negativer Tendenz sucht, durchaus noch nicht das Empfinden und die geistige Energie des Proletariats revolutionär macht.“ Daß er von keinem Uebelwollen gegen die deutsche Sozialdemokratie diktiert ist, zeigt sich an anderen Stellen des Buches, wo Troelstra deren politisches Verhalten sehr sachgemäß auseinandersetzt und begründet. In gleicher Weise beachtenswert ist die Absage, die Troelstra auf S. 74/75 der in Deutschland unter anderen von dem volksparteilichen Abgeordneten Professor von Vizt propagierten Idee eines von Deutschland geführten europäischen Staatenbundes angedeihen läßt. Troelstras Buch geht namentlich auch ausführlich auf die Auseinandersetzungen über Nation und Staat, Imperialismus und Internationalis-
ebn.

C. Dobrogeanu-Gherea, Razboi sau Neutralitate (Krieg oder Neutralität).
Bukarest 1914. Sococ u. Comp. 117 Seiten. Preis 80 Ban.

Die Oligarchie, die das politische Schicksal Rumäniens entscheidet, habe bei ihrer Agitation für den Krieg gegen die Zentralmächte oder gegen die Tripleentente die politische Lage Europas und die Rumäniens nicht verstanden. Anfangs faßte man den Krieg auf als eine Auseinandersetzung zwischen Oesterreich und Rußland, und viele entschieden sich im Sinne der alten Tradition für Oesterreich. Als sie aber den ungeheuren Umfang des Krieges gewahrten, traten sie alsbald für Neutralität ein. Auf der anderen Seite agitierten die Rußophilen mit dem Argument der nationalen Einigung für die Befreiung Siebenbürgens, wobei sie mit dem angeblich bevorstehenden Zerfall Oesterreichs rechneten. Diese Politiker übersahen, daß ein kleines Land wie Rumänien in einem solchen Kriege, wie immer der Ausgang, nur verlieren könne. Rumänien würde plötzlich von Mittel- und Westeuropa völlig abgeschnitten und ganz auf Rußland angewiesen sein. Das Heer würde nur mehr einen Bestandteil der russischen Armeen bilden und im Kriege voraussichtlich fast aufgerieben werden, so daß das Land beim Friedensschluß kein militärisches Gewicht mehr in die Waagschale zu werfen hätte und ganz auf Rußlands hinlänglich bekannte „Dankbarkeit“ angewiesen wäre. Zugleich würde Rumänien durch sein Eingreifen den ganzen Balkan in den Krieg mitreißen und hätte sofort mit der Feindschaft des kürzlich erst beraubten Bulgariens zu rechnen. Trotzdem stellen diese Politiker und ihre wenig gewissenhafte Presse eine „Okkupation“ Siebenbürgens als ein ebenso leichtes Unternehmen hin wie den Zug gegen Bulgarien.

Bis vor zwei Jahren habe sich Rumäniens äußere Politik unter dem starken Einfluß des Königs Karol von der inneren, in der die politische Oligarchie maßgebend ist, durch ihre Stetigkeit und Vernunft vorteilhaft unterschieden. Rumänien habe sich Oesterreich zunächst aus allgemein wirtschaftlich-kulturellen Gründen genähert, zweitens weil Oesterreich an der Erwerbung rumänischen Bodens im Gegensatz zu Rußland kein Interesse habe, und drittens, weil die Rumänen in einem Nationalitätenstaat wie Oesterreich-Ungarn noch immer bessere Aussichten auf Behauptung ihrer Nationalität haben als in einem autokratischen Rußland.

Doch in den letzten Jahren habe die rumänische Oligarchie, eine kleine Clique von Grundbesitzern und Politikern, denen das Land durch sein elendes Wahlrecht ausgeliefert ist, auch auf die äußere Politik Einfluß gewonnen, was schon in dem verhängnisvollen Kriegszug gegen Bulgarien zum Ausdruck kam. Glücklicherweise sei diese reaktionäre Bande augenblicklich in ihren Interessen so gespalten und bekämpfe sich gegenseitig so heftig, daß die Hoffnung bestehe, die Neutralität des Landes werde aufrechterhalten bleiben.

III.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 3

Ausgegeben am 16. April 1915

33. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Das Problem der äußeren Politik.

Von Dr. Max Adler.

Vor kurzem ist in sehr rascher Folge die zweite Auflage von Rudolf Goldscheids Schrift „Das Verhältnis der äußeren Politik zur inneren“ (Wien, Susskitty, 1915) erschienen, deren gedankenreiche Ausführungen mir für die heutige Situation des internationalen Sozialismus besonders wertvoll erscheinen. Und dies ist um so mehr der Fall, als die Erwägungen der genannten Schrift nicht etwa in bewußtem Bezug auf die heutigen Verhältnisse erfolgten, sondern völlig unbefangen von den Stimmungen und psychologischen Nötigungen der Kriegszeit lange vorher bereits abgeschlossen vorlagen. Denn die Broschüre Goldscheids gibt den Text eines Vortrages wieder, der auf dem Weltfriedenskongreß in Wien im Herbst des Vorjahres hätte gehalten werden sollen und dessen Manuskript schon Ende Juni dem Vorsitzenden des Kongresses druckfertig vorlag. Um so eindrucksvoller berühren uns darum heute die Ausführungen dieses Vortrages, die vielfach sich wie eine kritische Untersuchung der jüngsten Weltvorgänge lesen, und sie verstärken nur die tröstliche Ueberzeugung, daß die allergrößte Aktualität doch nur der wissenschaftlichen Denkart zukommt, welche allein die noch so dröhnenden Vergänglichkeiten des Lages in die Beständigkeit ihrer Begriffe und Folgerungen einzufangen vermag.

Für einen Weltfriedenskongreß bestimmt, würde man von dem Vortrage Goldscheids eine Darlegung der Bedeutung und Fortschritte der Friedensbewegung und der Rechtfertigung gegen ihre Anfeindungen erwarten. Nichts von alledem enthält diese Schrift, die von der Friedensbewegung nur ganz nebenbei spricht. Es handelt sich ihr gar nicht in erster Linie um diese als eine noch so achtungswerte Bestrebung, die aber doch nur eine vereinzelte Bemühung um das Friedensproblem bleibt, sondern — und das ist der große theoretische Fortschritt, der, wenn er vom Friedenskongreß akzeptiert worden wäre, was freilich sehr zu bezweifeln ist, auch zum politischen geworden wäre — um das Friedensproblem selbst in seiner ganzen sozialen Bedeutung, um die Erkenntnis der soziologischen Bedingungen seiner endgültigen Lösung. Und da war es nur konsequent, daß Goldscheid den internationalen Sozialismus, als die ungleich größere soziale Kraft, die für den Weltfrieden auf den Plan trat, viel mehr in den Vordergrund seiner Untersuchung rücken mußte als die internationale Friedensbewegung selbst, wobei er wohl hoffen durfte, daß die gewonnene Klarheit über die sozialen Bedingungen einer erfolgreichen politischen Arbeit für den Weltfrieden die Bemühungen beider Kulturbewegungen schließlich im Sinne des Sozialismus vereinigen mußte, wenn anders die bürgerliche Friedensbewegung nicht am Selbstwiderspruch untergehen wollte.

Den überaus aufklärenden Grundgedanken Goldscheids, der nicht nur für das so vielen Sozialisten noch utopisch scheinende Ziel eines Weltfriedens orientierend ist, sondern noch viel größere Bedeutung hat für den eigentlichen Kampf des Sozialismus überhaupt, können wir dahin zusammenfassen: Es war bisher die Meinung, daß der Weltfriede gleichsam als eine reife Frucht den Völkern zuteil werde, wenn nur ein jedes von ihnen an der steten Befreiung im Innern arbeiten, an der Stärkung ihrer Demokratie und wirtschaftlichen Kraft. Und darum hat vor allem der internationale Sozialismus dem Problem des Pazifismus wenig Beachtung geschenkt und gemeint, daß der Emanzipationskampf des Proletariats, von jeder nationalen Gruppe desselben im eigenen Lager liebevoll geführt, ebenso viele Bedingungen der Völkerbefreiung und der Ueberwindung des Krieges setzen werde. Diese Anschauung hat sich als irrig erwiesen. An einem gewissen Punkt der kapitalistischen Entwicklung, den die Weltmächte bereits überall erreicht haben, erweist sich ihre nationale Abgrenzung als starres Hindernis jedes weiterdrängenden Demokratisierungs- und Sozialisierungsprozesses. Von da ab ist die Bestrebung größerer politischer Fortschritte des eigenen Landes und um so mehr die Emanzipationsbestrebung des Sozialismus gar nicht mehr durch die noch so große Arbeit innerhalb der staatlich-nationalen Grenzen sicherzustellen, da das feindliche Völkerverhältnis diesem allen eine Grenze setzt. Die Notwendigkeit der Verteidigung schafft die Notwendigkeit der Rüstung, diese die Notwendigkeit des Militarismus, dieser wieder die Stärkung des Klassenstaates. Das Ziel des Pazifismus gleicherweise wie das des Sozialismus kann jetzt nur mehr durch Arbeit gleichsam außerhalb des Staates oder besser gesagt zwischen den Staaten verfolgt werden; das äußere Verhältnis des Staates wird das eigentliche politische Arbeitsgebiet, um wirkliche innere Freiheit, Errungenschaften für den Frieden und für den Sozialismus zu gewinnen: „die Klassengegensätze können sich gar nicht erheblich mildern, solange die Staaten- und Völkergegensätze in ihrer heutigen Schärfe fortbestehen“ (S. 17).

Auf diese Weise tritt die äußere Politik der Staaten in eine ganz neuartige Beleuchtung. Sie ist nicht mehr bloß jenes Spiel der hohen Politik, als welches es gerade von demokratischer Seite oft einem bloßen Intrigenspiel höfischer und diplomatischer Kreise gleichgestellt wurde, in das sich mit einzulassen ebenso nutzlos wie prinzipienwidrig wäre. Sie ist auch nicht mehr jene dem Volksinteresse und Volksurteile so weit entrückte Sache, daß die Beschäftigung mit ihr die Lächerlichkeit der politischen Kannegießerei heraufbeschwörte. Sie wird vielmehr erkannt als ein Stück des eigenen Befreiungskampfes aller Völker, ohne dessen richtige Gestaltung der innere Kulturkampf gar nicht mehr möglich ist, seitdem die Staaten und Völker durch die moderne Entwicklung des Kapitalismus in einer Weltwirtschaft und einem Weltverkehr immer enger verbunden worden sind. Mit Recht hebt Goldscheid als Grundgebreden aller bisherigen Demokratie hervor, daß ihr selbst dort, wo sie schon ein hohes Maß innerer Entwicklung erreicht hatte, nicht ein gleiches in der äußeren Politik entsprach, daß dem Konstitutionalismus der inneren Verfassung noch nirgends ein solcher in der äußeren Politik entspreche (S. 8). Noch sei die wechselseitige Beeinflussung der inneren und äußeren Politik zu wenig erkannt, noch sei es zu wenig zur bewußten Aufgabe der sozialen Wissenschaft

geworden, auch die äußere Politik mit einzubeziehen in den Bereich prinzipieller theoretischer Behandlung und so die Erkenntnisgrundlagen für ihre Ausgestaltung im Sinne sozialer Entwicklung zu schaffen.

Goldscheid hat sicherlich insoweit recht, die Neuheit dieses Standpunktes zu betonen, als er dem Bewußtsein der Zeit selbst dort noch wenig eingeordnet ist, wo schon eine länger andauernde, höchst eindringliche theoretische Arbeit bemüht war, das Problem der äußeren Politik zu einem Kapitel der sozialen Entwicklungstheorie zu machen, und zwar zu seinem für unsere Zeit bedeutendsten und folgenschwersten. Es nimmt der Untersuchung Goldscheids nichts von ihrem selbständigen Werte, den es im Gegenteil noch unterstreicht, wenn wir darauf hinweisen, daß die Untersuchungen von Karl Marx über die orientalische Frage und die marxistische Analyse der modernsten, imperialistischen Form des Kapitalismus, wie sie in den bahnbrechenden Arbeiten von Karl Kautsky, Rudolf Hilferding und Otto Bauer vorliegen, das Problem der äußeren Politik bereits grundsätzlich aus dem Verständnis der ökonomischen und darauf gegründeten sozialpsychologischen Kräfte theoretisch zu begreifen sucht. Die marxistische Analyse des modernen Imperialismus ist gar nichts anderes als der erst auf der Basis der materialistischen Geschichtsauffassung mögliche erste theoretische Versuch, die äußere Politik nicht mehr bloß mit den Augen des Politikers zu betrachten, der nichts anderes sieht und sehen darf als die Machtinteressen seiner Partei, sondern mit den Augen des wissenschaftlichen Forschers, der aus ihrer Verflochtenheit in den sozialen Weltzusammenhang sowohl ihre Bedingungen aufdeckt wie ihre Wirkungen ableitet und hierdurch dazu gelangt, auch ihre Ideologien und Illusionen aufzulösen. Es ist ein anderer Weg, den Goldscheid geht, als diese ökonomische Analyse des Marxismus; es ist der Weg einer soziologischen Untersuchung, die von dem ganzen Komplex des politischen Lebens ausgeht, um an ihm das Verhältnis seiner inneren und äußeren Daseinsweise zu bestimmen. Und das bringt mit sich, daß durch die Anknüpfung an die unmittelbaren Aufgaben der Politik dieselben Konsequenzen hier deutlicher und eindringlicher zum Ausdruck kommen als in jenen früher genannten Schriften, deren noch allzu geringer Einfluß auf das Bewußtsein gerade des sozialistischen Proletariats jene beflagenwerte Desorientierung mitverschuldet hat, unter der in diesem Weltkriege die Internationale leidet.

Denn die Konsequenzen, die sich aus der theoretischen Erfassung des Verhältnisses der inneren zur äußeren Politik ergeben, sind vor allem Konsequenzen für den Sozialismus, also für die Politik des internationalen Proletariats, so wahr es ist, daß nur dieses der Träger der sozialen Entwicklung sein kann. Wie es ihm möglich werden soll, diese Aufgabe der Entwicklung international durchzuführen, das erweist sich als eigentlicher Kern des ganzen Problems, sobald sich herausstellt, daß die äußere Politik auf Schritt und Tritt diese seine Internationalität bedroht. Wie ein Kassandraruf klingt uns heute das Wort Goldscheids: „Das internationale Problem muß man geradezu als das eigentliche Problem unserer Zeit bezeichnen.“ (S. 15.) Seine Schrift enthält in der Kritik des bisherigen Internationalismus besonders der Sozialdemokratie schon die Hauptgründe, aus denen diese Internationale gerade dann versagen mußte, als die Völker am sehnlichsten von ihr die Wahrung des Weltfriedens erhofften.

Goldscheid bestimmt das Verhältnis der äußeren zur inneren Politik als ein wechselseitiges Abhängigkeitsverhältnis, wobei aber aller Nachdruck auf der Erkenntnis der Bedingtheit der inneren Politik durch die äußere liegt, so daß man nicht hoffen darf, im sozialen Entwicklungstampe weiter zu kommen, solange die äußeren Beziehungen der Staaten so anarchisch bleiben, wie dies heute der Fall ist. Der Vorwurf, den zumeist die „praktischen“ Politiker erheben, daß es utopisch ist, auf den Völkerfrieden zu rechnen, wird zurückgegeben: es ist heute eine ärgere Utopie zu glauben, durch den Fortschritt im Innern allein schließlich die Befreiung im äußern Zustand zu erlangen, da die feindliche Stellung der Staaten schließlich jeden innern Fortschritt hemmt, besonders und vor allem den im Sinne des Sozialismus. „In Wirklichkeit liegen die Dinge so, daß, wie es der Kampf nach außen war, der die Klassenverhältnisse geschmiedet hat, es auch fortwährend dieser Kampf um die äußere Stellung ist, der die Klassenverhältnisse konserviert.“ (S. 17.) Goldscheid erläutert diese Funktionsbeziehung der äußeren und inneren Politik sehr anschaulich, indem er die äußere Politik als das Milieu der innern bezeichnet. „Wie aus vergiftetem Milieu keine gesunden Anlagen hervordringen können, so kann innerhalb feindseltiger Völkerbeziehungen auch kein gesundes Gemeinschaftsleben innerhalb der einzelnen Völkergruppen sich einstellen.“ Wo die Völker auf rücksichtslosen Wettbewerb eingestellt sind, müssen sie auch eine andere innere soziale Struktur erleiden als bei Beziehungen gegenseitiger Förderung. (S. 20.) Wie diese innere ökonomische und sozialpsychische Struktur durch die Zuspitzung der gegenwärtigen Handelsinteressen, durch die Steigerung des Militarismus, durch die Interessiertheit des Rüstungskapitals, durch die Kriegsleidenschaft des Heeres, das seine Existenzberechtigung erweisen will, durch den von alledem ausgehenden Einfluß auf die nationalstiftliche Erziehung der Jugend den Völker- und Klassengegensatz noch steigern muß, das lese man in dem Büchlein selbst nach. Gegen alles das hilft nur die bewußte und planmäßige Hin- und Herbewegung auf eine wirkliche internationale Bekämpfung der Verstandigung der Völker bedrohenden Hindernisse. Der bewaffnete Friede war eine unerträgliche Last. Mit Recht verwirft Goldscheid einen Pazifismus, der nichts anderes will als Verhinderung des Krieges, wenn dies nur in der Form des bewaffneten Friedens möglich war, die dem Verzicht auf die höchsten Kulturgüter gleichkommt (S. 25). Nicht um das bloß negative Ideal der Friedenserhaltung kann es sich einem wirklich sozialen Pazifismus handeln, sondern um „die Erreichung des Optimums internationaler Zusammenarbeit“ (S. 53).

Die mächtigste soziale Kraft zu diesem Ziele ist der internationale Sozialismus. Allein auch er konnte seine ganze Macht nicht entfalten, ja nicht einmal zum Bewußtsein derselben gelangen, weil er in Verkennung der Bedeutung des äußeren Staatenverhältnisses selbst für den inneren Kampf des Proletariats noch gar nicht dazu gelangt war, seine Internationalität wirklich auszubauen. Der Sozialismus vertraute zu sehr auf die ausschließliche Macht der wirtschaftlichen Entwicklung. Weil diese in allen kapitalistischen Ländern nach den gleichen Gesetzen verlief, nahm er an, daß sie auch überall das Proletariat zu der gleichen Stellungnahme in der äußeren Politik führen werde, und daß so die Internationalität hier schon durch die gleiche wirtschaftliche Entwicklung verbürgt sei. Man überseh, in wie hohem

Maße die nationalen Tendenzen und Notwendigkeiten den sozialen entgegenwirkten, wie sehr also die von Marx aufgezeigte wirtschaftliche Entwicklung im Innern von Tendenzen ihrer äußeren Entwicklung durchkreuzt werde. „Wie es einen utopischen Sozialismus gibt, so gibt es auch einen utopischen Internationalismus, und über diesen ist die sozialistische Theorie noch nicht ganz hinausgekommen.“ Sie vertraut auf eine Art natürliche Harmonie der nationalen Gruppen des Proletariats infolge der gleichen wirtschaftlichen Entwicklung, und infolgedessen verzichtete man auf ein eigentliches internationales Aktionsprogramm in der äußeren Politik. „Der Internationalismus ist nur eine Art von internationalem Parallelismus, keineswegs aber bereits internationaler Sozialismus. . . . Damit, daß in allen Ländern die Anhänger der Sozialdemokratie auf die gleiche äußere Politik hinwirken, erzeugen sie noch nicht die Bedingungen für eine äußere Politik, die die von ihnen angestrebte innere Politik ermöglichen müßte.“ (S. 21—23.)

Die Ereignisse des Weltkrieges haben diesem Worte vom utopischen Internationalismus der Sozialdemokratie in einer traurigen Weise recht gegeben, und seine Charakteristik als einer bloßen Parallelaktion an Stelle einer solidarischen wird viel zur Aufhellung der Gründe für sein Versagen beitragen. Bloß darin geht die Kritik Goldscheids fehl, daß er meint, der Internationalismus der Sozialdemokratie müßte utopisch bleiben, „weil er noch keine geschlossene internationale Theorie besitze, die offenbar macht, daß voll entfalteter Internationalismus die unentbehrliche Voraussetzung für den Schutz der nationalen Eigenart darstellt“ (S. 21). Die Theorie besitzet er schon, bloß daß sie noch nicht im Proletariat lebendig geworden ist, das ökonomisch schon den Vorstellungen der besitzenden Klassen entwachsen, politisch und national bis weit in die Reihen seiner Wortführer hinein noch in der Ideologie des Bürgertums befangen geblieben ist. Diese Theorie ist die marxistische, besonders in jener Weiterbildung, die sie in der Analyse des modernen Imperialismus erfahren hat. Und darum ist es auch nicht richtig, wenn Goldscheid seine sachlich zutreffende und viel Aufklärung verbreitende Kritik des bisherigen sozialdemokratischen Internationalismus damit begründet, daß er meint: „Mit den immanenten Tendenzen der kapitalistischen Wirtschaft allein sind die historischen Triebkräfte noch nicht gegeben, die mit der Notwendigkeit eines Naturprozesses ein Völkerverhältnis aus sich hervortreiben, welches demokratische Staatseinrichtungen gleichsam organisch nach sich zieht.“ (S. 22.) Man müsse daneben auch die nationalen Tendenzen berücksichtigen, welche die ersteren durchkreuzen. Allein gerade die Entstehung dieser nationalen Kräfte als besonderer Machtmittel im politischen und ökonomischen Kampf der Staaten und Völker begreift sich erst aus den immanenten Tendenzen der kapitalistischen Entwicklung. Sie durchkreuzen diese auch nicht, sondern können allerdings nur den sicheren proletarischen Sinn momentan durchkreuzen und so das Proletariat eine Zeitlang irreführen und von seiner Politik ablenken. In Wirklichkeit ist aber gerade die Zerfallung der Weltwirtschaft in einander national befehrende Gebiete nur der politische und ideologische Ausdruck des erreichten Grades der immanenten Tendenzen der kapitalistischen Wirtschaft, der den Widerspruch zwischen dem Inhalt der heutigen sozialökonomischen Struktur — Weltwirt-

schaft — und ihrer Form — zwischenstaatliche Anarchie — nur um so deutlicher zum Ausdruck bringt.

Diese Anarchie muß zumindest auf dem Gebiete der proletarischen internationalen Aktion verschwinden. Die äußere Politik muß zu ihrem gemeinsamen Objekt im Sinne ihrer Kulturziele werden. Keine Rede davon, daß der Sozialismus dadurch die Bedeutung der nationalen Kultur für jedes Volk verkennen oder beeinträchtigen wolle. Sehr richtig sagt Goldscheid, daß das Nationale niemals aus dem Sozialen entweichen werde, aber daß es trotzdem die größte Errungenschaft sein werde, wenn uns unter dem Gesichtspunkt des Nationalen auch noch jene Schwierigkeiten beschäftigen werden, die aus den natürlichen Gegensätzen der Nationen hervorgehen, nicht aber aus solchen, die bloß den Mantel des nationalen Ideals umgetan haben, um ihre ganz andere Natur zu verbergen. Die nationale Devise als Devise des Idealismus sei etwas ganz anderes als die nationale Idee, die nur zur Durchsetzung antisozialer Machtansprüche mißbraucht wird, und die Goldscheid mit einem seiner treffenden Worte als *reaktionäre Mimikry* bezeichnet (S. 55). Den Gefahren eines solchen Nationalismus entgeht der Internationalismus nur durch eine Organisation im Sinne des Solidarismus: der bloße Parallelismus wird stets ihn an dem Mangel eines Programms und geeigneter Organe scheitern lassen. So muß ein neuer Nationalismus und ein neuer Internationalismus entstehen, ein kultureller Nationalismus und ein organisatorischer Internationalismus. (S. 44.)

Goldscheid erhofft einen solchen neuen Internationalismus sowohl vom Sozialismus wie vom bürgerlichen Pazifismus der nächsten Zukunft, sobald nur beide die Bedeutung des auswärtigen Völkerverhältnisses für die Ziele ihrer eigenen Bewegungen anerkannt haben werden. Und darüber kann kein Zweifel sein, daß das Problem des Pazifismus — wie immer sich die bürgerliche Friedensbewegung gestalten mag — nach dem Kriege die größte Aktualität für den internationalen Sozialismus erhalten, ja geradezu das Kernproblem sein wird, an dem sich seine Internationalität wird zu erweisen haben. Wie besonders Karl K e n n e r schon seit längerer Zeit vor dem Kriege und erst kürzlich wieder dargelegt hat, wird das Problem der Organisation der Welt zum eigentlichen politischen Arbeitsprogramm des Sozialismus werden müssen, soll er überhaupt seine Ziele, die sich längst nicht mehr durch innerpolitische Aktion allein anstreben lassen, noch aufrechterhalten können. Diese aber fallen zu lassen liegt nicht im Vermögen weder einzelner noch ganzer Massen, die nur zeitweise sie aus den Augen verlieren können, da sie in den Lebens- und Entwicklungsbedingungen der zur Solidarität strebenden Gesellschaft und des Proletariats als ihres geschichtlich notwendigen Vollstreckers gelegen sind. Es ist daher sehr kurzfristig, wenn so viele Beurteiler außerhalb und innerhalb der Sozialdemokratie meinen, die Stellung des internationalen Sozialismus zu dem Problem des Krieges und des Militarismus werde nach dem Kriege eine andere sein müssen als vorher. Die Resolution der Sozialisten der Entente-Länder in London gibt hier einen um so beachtenswerteren Fingerzeig, als er aus einem Lager kommt, das den Verwüstungen des Chauvinismus besonders preisgegeben war. Sie spricht sich nicht nur scharf für den Kampf gegen die Interessenten des Militarismus und der Rüstungsindustrie aus, sondern betritt

nur zum ersten Male den Weg des internationalen Sozialismus, der gemeinsamen Aktion, der freilich erst nach dem Kriege gangbar werden wird, indem sie die Vereinigung der Arbeiterklassen aller Industrieländer zu dem Zwecke anstrebt, eine internationale Autorität irgendeiner Art einzusetzen, welche die Zuführung von Differenzen zwischen den Staaten an eine Schiedsgerichtsbarkeit und die Aufrechterhaltung des Friedens erzwingen kann. Es ist kaum anders denkbar, als daß diese Autorität nur in der für einen solchen Zweck organisierten Internationale selbst gelegen sein kann. Es ist ebenso sicher, daß diese Internationale nur möglich sein wird, wenn das Proletariat überall sich dem Nationalismus in jeder Form entwunden haben wird. Erst dann wird das Proletariat seine Bestimmung, Schöpfer einer neuen Welt zu werden, aus seiner neuen Gesinnung heraus verwirklichen können und der Weltfriede wird kein bloßes Prunkwort sein, sondern nur ein anderer Ausdruck für die äußere Politik des internationalen Proletariats selbst. Darum wird die neue Internationale organisierter aktiver Pazifismus sein oder sie wird überhaupt nicht sein.

Zwei Schriften zum Umlernen.

Von K. Kautsky. (Fortsetzung statt Schluß.)

3. Cunow.

a) Das Elend unserer Philosophie.

Cunow geht in seiner Schrift nicht darauf aus, das Umlernen zu fordern, sondern vielmehr die alten marxistischen Grundsätze zu befestigen, die schon vor dem Kriege erkannt waren. Nicht unsere Partei und ihre Grundsätze seien in dem Kriege zusammengebrochen, sondern nur die Erwartungen und Illusionen einiger Ideologen, die ihre Ideologie fälschlicherweise für Marxismus hielten.

Wie kommen aber dann die Umlerner dazu, sich gerade auf diese Schrift mit so stürmischer Begeisterung zu berufen? Die Illusionen und Erwartungen, die im Kriege zusammenbrachen, waren bis zum Ausbruch des Krieges und noch darüber hinaus die Illusionen und Erwartungen gerade der Umlerner von heute gewesen, der Haenisch usw. Sie teilten sie mit jenen, gegen die sich Cunows Kritik offenbar in erster Linie richtet, den Radel und Julian Borchardt. Jetzt haben sie sich von ihren früheren Freunden losgelöst und sehen in Cunows Broschüre die beste Rechtfertigung dafür.

Das wäre ein sehr harmloses Vergnügen, das niemand zu stören brauchte. Aber sie geben ihre alten Illusionen und Erwartungen nur auf, um sich in neue, weit schlimmere zu stürzen. Und dafür, für diese neue Politik, die sie mit aller Macht verfechten, glauben sie in Cunow ebenfalls einen Schwurzeugen gefunden zu haben. Dafür schreien sie ihn aus, dazu nutzen sie das große, berechtigte Ansehen, das sich Cunow in unseren Reihen erworben hat.

Daß sie das können, ist wohl hauptsächlich dem aphoristischen Charakter seiner Schrift zuzuschreiben. Er wollte populär und kurz sein, wurde aber zu kurz. Auf 36 kleinen Seiten läßt sich die Fülle schwieriger und strittiger Probleme, die er aufwirft, nicht in einer Weise behandeln, die jedes Miß-

verständnis ausschließt. Es ist vielmehr zu fürchten, daß sie dazu beiträgt, neuen Mißverständnissen Tür und Tor zu öffnen. Wir können nichts dringender wünschen, als daß eine zweite Auflage Cunow bald in Stand setzt, die Fragen, die er behandelt, ausführlicher zu erörtern, in einer Weise, die alle Mißverständnisse aus dem Wege räumt. Ich würde mich freuen, wenn es den folgenden Seiten gelänge, ihm einige Anregungen dazu zu geben.

Ein Hauptfehler Cunows besteht darin, daß er nirgends deutlich sagt, gegen wen sich seine Ausführungen eigentlich richten. Im Anfang wendet er sich gegen jene Genossen, deren Opposition gegen die Reichstagsfraktion „immer widerlichere Formen“ angenommen hat. Aber von diesen Formen ist im folgenden nicht mehr die Rede — es wäre auch überflüssig, eine wissenschaftliche Untersuchung gegen bloße widerliche Formen zu richten. Nein, später wendet er sich gegen „einen beträchtlichen Teil unserer Parteitheoretiker“ (Seite 7), „so manche Margisten“ (Seite 27), „gewisse Ansichten“ (Seite 28), „die Qualität der sozialistischen Ideologie zu Beginn des 20. Jahrhunderts“ (Seite 37), „ein wesentlicher Teil der Theoretiker“ (Seite 38).

Das sind Bezeichnungen, unter denen jeder gerade jene Genossen verstehen kann, die ihm passen oder vielmehr nicht passen. Unmöglich können damit Kadel und Borchardt allein gemeint sein. Soll man unter den Kritisierten etwa auch Pannekoek und die Genossin Luxemburg verstehen? Oder gehören auch wir vom „margistischen Zentrum“ dazu?

Das letztere wird mancher Leser annehmen nach den pessimistischen Äußerungen seines Schlusses über unser „heutiges Theoriengewirr“:

„Sehen wir uns nur mal an, wie es um die margistische Soziologie bestellt ist. Nichts als die allerersten Anfänge, und diese Anfänge sind zu einem großen Teil wert, daß sie recht bald zugrunde gehen.“ (Seite 37.)

Wie viele der Leser werden herausfinden, daß es sich hier bloß um Cunows Spezialgebiet handelt, für das, außer von Cunow selbst, allerdings nicht viel aus unseren Reihen geleistet wurde? Wird nicht fast jeder unter der „margistischen Soziologie“ den gesamten Marxismus verstehen? Um so mehr, als in der ganzen Schrift von der Soziologie sonst keine Rede ist.

In der Tat wird Cunow selbst etwas bange vor den möglichen Ergebnissen seiner eigenen Darstellung. Er warnt:

„Mehrfach konnte man in letzter Zeit hören: Ach, was nützt alle Theorie; es kommt ja doch immer anders, als die Theoretiker vorausagen! Nichts wäre bedauerlicher, als wenn diese oberflächliche Ansicht in unserer Partei Boden gewänne. Es wäre eine geistige Bankrotterklärung.“ (Seite 38.)

Aber er plädiert hier nicht zugunsten der Theorie, wie sie besteht, sondern zugunsten einer besseren, die an Stelle der heutigen „Parteitheoretik“ zu setzen wäre. Und so könnte man leicht aus der Kritik Cunows den Eindruck gewinnen, sie bedeute eine Bankrotterklärung der bisherigen margistischen Theorie, was sicher nicht seinen Absichten entspräche.

Da wäre es doch dringend notwendig, statt im allgemeinen von dem „Elend der Philosophie“, das bei uns herrscht, zu reden, klar und deutlich jene Theoretiker zu nennen, die er im Auge hat. Sonst könnte er umgekehrt wie Bileam wirken, der auszog, um zu fluchen und damit endete, daß er segnete. Er beginnt mit der Absicht, das Gerede vom Zusammenbruch unserer Partei zu widerlegen, und kommt zu einem Resultat, das aussieht, wie der Zusammenbruch der wissenschaftlichen Grundlagen unserer Partei.

b) Einzelne Theoretiker.

Hie und da nennt Cunow doch einzelne Namen. Einige Male Kadel, einmal mich (oder vielmehr die Redaktion der „Neuen Zeit“), und einmal wendet er sich gegen die Erklärung der Fraktion vom 4. August, deren Verteidigung ihm doch am Herzen liegt. Es scheint mir, daß er in jedem dieser Fälle strenger urteilt als notwendig und aus den von ihm kritisierten Stellen Auffassungen herausliest, die sie nicht enthalten.

So wendet er sich zum Beispiel gegen Kadel, der darauf hinwies, daß gleichzeitig mit dem Wettrüsten ein Versagen der Sozialreform in Deutschland eingesezt habe, und bemerkte:

„Auch für einen Blinden ist es klar, daß zwischen den beiden Tatsachen, dem gänzlichen Versagen der Sozialreform und dem ununterbrochenen Rüsten ein Zusammenhang besteht.“

Diese Auffassung erzürnt Cunow aufs höchste:

„Das ist angeblich marxistisch, tatsächlich ist es weit mehr botokudisch: denn in dieser Weise ziehen die Naturvölker ihre Schlüsse.“ (Seite 23.)

Nun, ich muß offen gestehen, gar so „botokudisch“ erscheint mir der Satz doch nicht.

Cunow behauptet ja gar nicht, daß Kadels Behauptung falsch sei:

„Ich will damit keineswegs bestreiten, daß nicht doch vielleicht in dieser oder jener Hinsicht ein Zusammenhang zwischen Imperialismus und Sozialreform besteht oder bestehen kann.“ (Seite 23.)

Es erscheint mir sogar sicher, daß ein solcher besteht. Zunächst ein unmittelbarer. Das Wettrüsten erfordert wachsende Aufwendungen des Staates, erhöhte Steuern. Eine Sozialreform erfordert aber zunächst auch Geldopfer, entweder des Staates oder der Unternehmer. Je mehr sie für Rüstungen auszugeben haben, desto unwilliger werden sie sein, etwas für Sozialreformen zu tun. Das schließt solche nicht absolut aus, erheischt jedoch einen höheren Druck der Arbeiterschaft, als sonst notwendig wäre.

Aber neben dem direkten Zusammenhang besteht noch ein anderer. Diejenigen Schichten und Interessen, die das Wettrüsten fördern, das sind dieselben, die glauben, dem Streben der Arbeiterschaft nach Verbesserung ihrer Lebensbedingungen begegne man am besten nicht durch Konzessionen, sondern durch vermehrten Gegendruck. Diese Schichten erstarken mit dem Fortschreiten des Finanzkapitals. So erwachsen das Wettrüsten und das Versagen der Sozialreform aus dem gleichen Stamme.

Ich glaube also, daß der Satz Kadels einen ganz guten Sinn hat. Was beanstandet Cunow daran als „botokudisch?“ Daß

„auf Grund der bloßen Aufeinanderfolge oder gar des bloßen Nebeneinanderauftretens zweier oder mehrerer Erscheinungen kurzweg ein Kausalzusammenhang zwischen diesen Erscheinungen konstruiert wird.“ (Seite 25.)

Eine derartige Schlußfolgerung ist sicher falsch, aber nichts zwingt anzunehmen, daß ein solcher Fehler hier vorliegt. Freilich, Kadel zeigt den Zusammenhang nicht, seine Auffassung l ö n n t e daraus entspringen, daß ihm das Zusammentreffen zweier Erscheinungen genüge, ihren Zusammenhang zu konstruieren, aber nichts berechtigt zu der Feststellung, daß seine Auffassung tatsächlich daraus entspringt. Schon Marx hat darauf hingewiesen, wie verfehlt es ist, die Darstellungsweise mit der Forschungsweise zu identifizieren.

Die Kadecksche Bemerkung, daß der Zusammenhang „auch für einen Blinden klar“, also nicht erst zu erforschen sei, ist sicher abgeschmackt, eine der vielen abgeschmackten Uebertreibungen, die er liebt. Aber es ist nicht minder übertrieben, deswegen das Kadecksche Denken als „botofudisch“ zu kennzeichnen und gar diesen einen Passus als ausreichenden Beweis dafür anzuführen, daß wir marxistischen Theoretiker „gewöhnlich“

„rein empirisch-kombinatorisch verfahren, das heißt, die Erscheinungen werden einfach so, wie sie sich der oberflächlichen Beachtung darstellen, also ohne jede eindringende Analyse, als gegebene Tatsachen betrachtet und dann daraufhin, daß sie zeitlich aufeinander folgten oder gleichzeitig nebeneinander auftraten, ohne weiteres geschlossen, daß sie in einem Kausalnegus-zueinander stehen, die eine die Wirkung des andern ist“. (Seite 22.)

Kein Zweifel, derartige kommt vor. Aber weder muß der zitierte Kadecksche Passus — und ein anderes Beispiel wird nicht vorgeführt — notwendig diesem Fehler entspringen, noch auch ist eine derartige Oberflächlichkeit etwa ein besonderes Kennzeichen, das sich bei marxistischen Theoretikern „gewöhnlich“ findet. Journalistische Oberflächlichkeit kennzeichnet unsere ganze Zeit, ist in allen Lagern zu finden, um so mehr, je mehr die Journalistik Einfluß auf ihr Geistesleben übt. Warum gerade die Sozialdemokratie besonders damit belastet?

Und nun zu der Differenz Cunows mit mir. Er will zeigen, daß er schon vor zwanzig Jahren der Meinung war, daß „in unserer Partei die Entwicklungsstufe des Kapitalismus überschätzt wird“. Beweis dafür eine Meinungsverschiedenheit zwischen ihm und mir über die Kolonialpolitik der Spanier auf den Philippinen, wo sich 1896 die Tagalen empörten. Mir erschien Japans Ausdehnung in Ostasien für wichtiger im Interesse der allgemeinen ökonomischen Entwicklung als die Festhaltung des spanischen Kolonialbesitzes dort. Cunow war anderer Meinung. Wer recht hatte, läßt sich kaum mehr feststellen, da die Philippinen heute weder spanischer noch japanischer, sondern amerikanischer Besitz sind. Dabei äußerte sich Cunow allerdings über die „Entfernung und Hindernisse, die uns noch vom Ziel trennen“, aber es kam darob zu keiner erheblichen Diskussion zwischen ihm und mir.

Cunow konstatierte am Schlusse seines zweiten Artikels:

„Ein prinzipieller Gegensatz zwischen der von der Redaktion in Heft 8 vertretenen Auffassung und der meinigen ist in dieser Frage, soweit ich zu erkennen vermag, nicht vorhanden. Das Ziel ist das gleiche, nur über die Mittel, die am besten und sichersten zum Ziele führen, bestehen verschiedene Ansichten. Der Unterschied liegt, wie mir scheint, lediglich darin, daß Kautsky die kapitalistische Abwirtschaftung in Westeuropa für weiter vorgeschritten hält wie ich.“ (Neue Zeit, XV, 1, Seite 810.)

Darauf erwiderte ich in einer Nachschrift:

„Auch in dem lehterwähnten Punkte dürften unsere Differenzen nicht allzu groß sein. Es scheint, daß sie auf einem doppelten Mißverständnis beruhten. Wir verstanden Cunow falsch, indem wir den Schluß seines Artikels dahin auffaßten, daß er die Politik Deutschlands gegenüber Japan billige, was, wie sich jetzt zu unserer großen Befriedigung zeigt, nicht der Fall. Andererseits scheint Cunow uns mißverstanden zu haben, wenn wir die Notwendigkeit betonten, Ostasien dem Kapitalismus zu erschließen. Dies bedeutet keineswegs sofortigen Uebergang Ostasiens (das wurde vor 20 Jahren geschrieben D. U.) zu kapitalistischer Produktion

und Einengung des Absatzmarktes für die europäische Industrie daselbst. Nehmen wir z. B. das mächtigste Mittel dieser Erschließung, den Bau von Eisenbahnen in China. Dies muß die Eisenindustrie Europas und Amerikas enorm fördern, aber auch den Absatz anderer Produkte, namentlich der Textilindustrie, bedeutend erweitern. . . .

Es ist richtig, daß Ostasien in dem Maße, in dem es in engeren Kontakt mit Europa kommt, nicht nur ein Markt, sondern auch ein Konkurrent Europas wird. Und in dem Moment, in dem die neuwachsende ostasiatische kapitalistische Industrie so weit erstarkt ist, daß sie anfängt, die europäische zurückzudrängen, schlägt die Totenglocke des europäischen Kapitalismus, denn zu dessen Lebensbedingungen gehört eine beständige Ausdehnung des Marktes, die hat aber dann ihr Ende erreicht. Wenn jedoch Cunow meint, eine Beschleunigung dieses Moments könnte ein vorzeitiges Ende der kapitalistischen Produktionsweise herbeiführen, ehe diese noch alle Vorbedingungen einer sozialistischen Produktionsweise entwickelt hat, so glauben wir, daß dieser Einwand, wenn er stichhaltig wäre, gegen jede Förderung der modernen ökonomischen Entwicklung gelten müßte, denn jede Beschleunigung derselben bringt das Ende des Kapitalismus näher. Zum Glück bedeutet aber jede Beschleunigung dieser Art auch eine raschere Entwicklung der Vorbedingungen des Sozialismus. Und gerade, weil wir diese noch nicht so allseitig und stark vorgeschritten finden, als wir wünschen, weil die Abwirtschaftung des Kapitals noch nicht weit genug gediehen ist, gerade darum halten wir jeden Schritt, der Ostasien dem Kapitalismus mehr eröffnet, für einen Schritt weiter zum Sozialismus in Europa."

Man sieht, in der Auffassung des tatsächlichen Standes der Dinge unterschied ich mich nicht wesentlich von Cunow. Nur stand ich der Entwicklung ungeduldiger gegenüber als er. Für die heutige Situation bringt natürlich die Auffassung der Dinge vor zwanzig Jahren keine große Erhellung.

Bleibt noch die Kritik der Fraktion. Cunow sagt darüber:

"In der Erklärung der Reichstagsfraktion vom 4. August heißt es, daß „jedes Volk das Recht auf nationale Selbständigkeit“ habe — ein Satz, der uns gar nicht wundern kann, da selbstverständlich auch die Reichstagsfraktion nicht von der in unseren Reihen herrschenden Ideologie unberührt bleibt. Auch das soll margistisch sein, obgleich es der Marxschen Methode direkt widerspricht, einfach aus frei konstruierten, unterstellten Rechts- oder Moralsätzen die Berechtigung irgendwelcher politischen Bestrebungen herzuleiten.“ (Seite 29.)

Hier möchte ich doch die Fraktion in Schutz nehmen. Es ist richtig, daß es unmargistisch wäre, aus „frei konstruierten, unterstellten Rechts- oder Moralsätzen die Berechtigung irgendwelcher politischen Bestrebungen herzuleiten“. Man kann auch die Berufung der Fraktion auf das Recht der Völker in diesem Sinne auffassen, es liegt jedoch nicht die mindeste Notwendigkeit vor, es zu tun.

Wäre mit dem Recht auf nationale Selbständigkeit ein „Naturrecht“, ein „unveräußerliches Menschenrecht“ gemeint, dann müßte man seine Formulierung sicher unmargistisch nennen. Aber warum soll damit nicht jene Art Recht gemeint sein, die Marx selbst anerkennt, von der Cunow sagt:

„Für Marx von seinem entwicklungshistorischen Standpunkt aus gilt nur ein historisch bedingtes, sich aus den geschichtlichen Entwicklungstatsachen selbst ergebendes und mit diesen übereinstimmendes Recht.“

Sehr richtig. Aber warum soll das von uns anerkannte Recht auf nationale Selbständigkeit nicht ein solches Recht sein? Tatsächlich wird das Recht und das Streben der Nationen in unserer Literatur als Produkt der

historischen Entwicklung behandelt. So z. B. von O. Bauer, so von mir in meiner Besprechung seines Buches, in der Abhandlung über „Nationalität und Internationalität“ (1. Ergänzungsheft zur „Neuen Zeit“, 1908). Aber eine Fraktionserklärung ist keine historische Abhandlung. Sie durfte also auf die Motivierung des von ihr formulierten Rechtes wohl verzichten. Es ist kein Recht, das in den ewigen Sternen geschrieben steht, wohl aber eines, das aus dem demokratischen und internationalen Charakter unserer Partei und dem historisch gewordenen Wesen der modernen Demokratie hervorgeht und als solches von uns anzuerkennen und zu verteidigen ist.

Cunow nimmt an der Formulierung des Rechtes wohl vor allem deshalb Anstoß, weil es für jedes Volk gelten soll. Das ergibt sich aber als notwendige Folge des internationalen Charakters unserer Bewegung, die ebenso wie das Koalitionsrecht oder das allgemeine Wahlrecht so auch die nationale Selbständigkeit für jedes Volk in gleicher Weise fordern muß. Nur auf dieser Basis ist die Internationale möglich, und als Grundsatz der Internationale wurde am 4. August jenes Recht anerkannt. Der Wortlaut des Satzes lautet:

„Wir fühlen uns dabei (bei der Abwehr der Gefahren des Krieges) im Einklang mit der Internationale, die das Recht jedes Volkes auf nationale Selbständigkeit und Selbstverteidigung jederzeit anerkannt hat, wie wir auch in Uebereinstimmung mit ihr jeden Eroberungskrieg verurteilen.“

Cunow zitiert selbst eine Abhandlung von Engels, in der dieser sagt:

„Seit dem Ausgang des Mittelalters arbeitet die Geschichte auf die Konstituierung Europas aus großen Nationalstaaten hin. Solche Staaten allein sind die normale politische Verfassung des europäischen herrschenden Bürgertums und sind ebenso unerläßliche Vorbedingung zur Herstellung des harmonischen internationalen Zusammenwirkens der Völker, ohne welches die Herrschaft des Proletariats nicht bestehen kann. Um den internationalen Frieden zu sichern, müssen vorerst alle vermeidlichen nationalen Reibungen beseitigt, muß jedes Volk unabhängig und Herr im eigenen Hause sein.“

Etwas anderes behauptet der beanstandete Satz der Erklärung vom 4. August auch nicht. Ob man sagt, jedes Volk muß unabhängig sein oder jedes Volk hat ein Recht auf Unabhängigkeit, macht praktisch doch keinen Unterschied.

Natürlich meint Engels und meinen wir nicht, daß damit ein *absolutes* Recht gemeint sei. Für uns Marxisten ist alles relativ, auch die Grundsätze des Rechtes und der Moral. Es kann wohl vorkommen, daß ein solcher Grundsatz mit einem anderen in Konflikt kommt und daß dann der niedere dem höheren weichen muß. Das Ganze steht höher als der Teil. Die einzelne Nation ist nur ein Teil eines größeren Ganzen, mag man dieses als die gesamte Menschheit oder nur als die Gesamtheit der Nationen kapitalistischer Kultur auffassen, die in engster Wechselwirkung miteinander stehen. Sollte das Streben nach Selbständigkeit einer Nation zu einer Hemmung des Fortschritts der Gesamtheit werden, dann müßten wir Sozialdemokraten jenem Streben wohl entgegenreten. Darauf weist Cunow mit Recht hin. Es dürfte jedoch nicht leicht sein, einen konkreten Fall zu finden, in dem das Streben eines Volkes nach Selbständigkeit den Fortschritt der Gesamtheit hemmte. Die Marx'schen Bemerkungen aus dem Jahre 1849, auf die sich Cunow beruft, sind nicht sehr beweiskräftig, denn sie entstammen einem Irrtum von Marx.

Die österreichisch-ungarische Revolution war damals gescheitert an den Slawen, die sich, mit Ausnahme der Polen, gegen die Träger der Revolution, die Deutschen und Ungarn gewendet und dadurch konterrevolutionär gewirkt hatten.

Erbittert wandte sich daher Marx ebenso wie Engels gegen jene slawischen Völker. In ihrem Streben nach nationaler Selbständigkeit sah er eine Gefahr für die Revolution und es hätte auch als solche gewirkt, wenn die Revolution, die die gesamte Demokratie nach 1848 erwartete, sofort gekommen wäre. Sie kam aber nicht und daher gewann die Frage der nationalen Selbständigkeit der slawischen Völker ein anderes Gesicht. Sie haben dabei durch die Praxis gezeigt, daß Marx 1849 falsch sah, wenn er sie als bloße „Völkerruinen“, bloßen „Völkerabfall“ einschätzte, der „gänzlicher Vertilgung oder Entnationalisierung“ entgegengehe, wie die Tschechen oder die österreichischen Südslawen.

Heute, wo jene Völkerschaften so große Kraft und Bedeutung erlangt haben, ihnen gegenüber sich auf den Marx von 1849 zu berufen, erscheint mir nicht sehr glücklich. Sollte jemand heute noch auf jenem Standpunkt stehen, der hätte allerdings umzulernen.

Noch ein Gesichtspunkt kommt hier in Betracht. Cunow wendet ein, die Anerkennung des Rechts eines jeden Volkes auf nationale Selbständigkeit widerspreche der historischen Entwicklung, denn diese melde, abgesehen von dem südöstlichen Europa während der letzten Jahrzehnte,

„nichts von einem nationalen Differenzierungs-, sondern von einem großen Amalgamierungsprozeß, von einer fortgesetzten Verschmelzung der kleinen Nationalitäten zu großen Kulturstaaten“.

Sie meldet beides, und zwar nicht bloß aus dem südöstlichen Europa. Man denke an die „Differenzierung“ zwischen Flämen und Wallonen in Belgien, an das Erstarken der Tschechen, der Letten, an die Differenzierung zwischen Schweden und Norwegern.

Daneben ist im Laufe der Geschichte, freilich nicht in den letzten Jahrzehnten, die Zusammenfassung verschiedener Nationen in großen Staaten vor sich gegangen, und eine Fortsetzung dieses Prozesses wird ein Bedürfnis. Aber der braucht keineswegs im Widerspruch zu stehen zu der Tendenz nach Unabhängigkeit der Nationen.

Cunow begeht hier den Fehler, daß er die Selbständigkeit der Nationen und ihre staatliche Selbständigkeit als gleichbedeutende Begriffe setzt. Das sind sie aber keineswegs. Das zeigt schon das Programm der österreichischen Sozialdemokratie, das die Autonomie der Nationen Oesterreichs ohne Sprengung ihres staatlichen Rahmens fordert.

Wenn die Erklärung der Fraktion für jedes Volk die staatliche Selbständigkeit forderte, dann hätte sie wohl zu viel verlangt. Aber sie verlangt für jedes Volk bloß das, was vom Standpunkt der internationalen Demokratie verlangt werden mußte, die nationale Selbständigkeit.

Möglich, daß ein Fall eintritt, in dem dieses Streben den Fortschritt des internationalen Proletariats hemmt. Auch dann brauchte es nicht unbedingt zurückgewiesen, sondern nur verlangt zu werden, daß es vertagt wird, bis die Arbeiterklasse die Macht erlangt hat. Denn diese wird und muß, ihren Existenzbedingungen gemäß, jedem Volk seine Selbständigkeit, seine Selbstverwaltung verleihen.

Sobald in einem Staate

„die sozialistische Partei an die Herrschaft kommt, kann sie diese weder ausüben noch festhalten, ohne die Ungerechtigkeiten wieder gutzumachen, die ihre Amtsvorgänger gegen andere Nationen begangen.“ (Engels, Der Sozialismus in Deutschland, Neue Zeit, X, 1, Seite 584.)

Die Frage der Nationalitäten ist sicher eine sehr schwierige und komplizierte. Sie hat auch schon eine ansehnliche marxistische Literatur hervorgerufen, auf die sich Cunow leider gar nicht bezieht. Er spricht auch hier immer nur von „so manchen Marxisten“, „so manchen Theoretikern“, die einzige bestimmte Äußerung, auf die er sich bezieht, ist der erwähnte Satz der Fraktionserklärung. Von diesem einen Satz kann man nicht verlangen, daß er alle Schwierigkeiten des Nationalitätenproblems umfaßt und darlegt. Er genügt, wenn er unseren Anschauungen und den Forderungen der Situation entspricht. Das tut er. Er ist in der ganzen Erklärung der wichtigste Satz, er begründet kurz das Friedensprogramm, auf das wir verpflichtet sind.

Daß Cunow, trotzdem er seine Broschüre schrieb, die Fraktion zu verteidigen, auf ihre Erklärung nur zu sprechen kommt, um sie anzugreifen, ist sicher ein Ergebnis wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit. Aber eine Erleichterung unserer Friedenspropaganda bildet es wahrlich nicht, wenn Cunow meint, gerade jetzt sei der richtige Zeitpunkt, in einer populären Broschüre eine „gewisse zwangsweise Einverleibung oder Aufsaugung“ der kleinen „verkrüppelten“ Nationchen „durch die großen Kulturnationen“ „unter gewissen Umständen für berechtigt“ zu erklären.

Der Grundfehler seiner Schrift, sich nur in allgemeinen Andeutungen zu bewegen, kann hier Konsequenzen nach sich ziehen, die dem Verfasser selbst sehr unangenehm würden. Kam er auf diese Frage zu sprechen, dann mußte er zum mindesten jene „gewissen Umstände“ klar darlegen und sie nicht ganz im ungewissen lassen.

c) Unsere Illusionen.

Cunow geht von der Opposition aus, die sich gegen die Bewilligung der Kriegskredite durch unsere Reichstagsfraktion erhob, und wendet sich gegen die Behauptung, jene Bewilligung bedeute den Zusammenbruch der deutschen Sozialdemokratie.

„Weshalb? Strelft man von dieser Behauptung die zur bloßen Verzierung dienende Phraseologie ab, so ergibt sich als letzter Grund: Die deutsche Sozialdemokratie hat nicht den Erwartungen entsprochen, die wir (die Betreffenden) an sie gestellt haben; sie hat nicht gegen die Kriegskredite gestimmt, keinen General- oder Massenstreik gemacht, sich nicht gegen die Truppenaushebungen aufgelehnt usw. Ebenso ist nicht, wie wir früher glaubten, schon in den ersten Wochen nach dem Kriegausbruch die kapitalistische Wirtschaft elend zusammengebrochen, keine Volkserhebung und keine Aufrichtung irgendeines sozialistischen Regiments erfolgt. Alles ist bisher anders verlaufen, als wir dachten!

Eine sonderbare Logik — um so sonderbarer, wenn sich die Betreffenden obendrein auf die Marx'sche Geschichtstheorie berufen. Weil sich ein Teil der sozialistischen Intellektuellen in seinen Erwartungen getäuscht findet, weil die geschichtlichen Ereignisse sich nicht nach ihren Illusionen gerichtet haben — deshalb ist nach ihrer Ansicht die deutsche Sozialdemokratie zusammengebrochen und kann nicht mehr als wesentlicher Faktor der internationalen sozialistischen Bewegung gelten. . . . Aus der Nichtübereinstimmung ihrer Erwartungen, ihrer Ideologie

mit den geschichtlichen Vorgängen schließen die Betreffenden nicht, daß ihre Ideologie auf ein verkehrtes Geleise geraten ist, sondern kurzweg, daß die Geschichte eine unrichtige Bahn eingeschlagen hat: eine Folgerung, die einfach unterstellt, nicht die politische Ideologie hätte sich nach dem Entwicklungsverlauf zu richten und in diesem ihre Korrektur, ihre Richtigstellung zu finden, sondern umgekehrt, der Geschichtsverlauf mußte sich der Ideologie bzw. den politischen Illusionen anpassen. Die in der materialistischen Geschichtsauffassung begründete Folgerung, daß gegenüber der Ideologie die Geschichte immer recht hat, ist diesen Genossen anscheinend noch gar nicht in ihrer Bedeutung klar geworden, trotz ihrer häufigen Berufungen auf die Marxsche Geschichtslehre." (Seite 3—5.)

Wer „diese Genossen“ sind, sagt leider Cunow nicht, er zitiert auch keinen einzigen ihrer Sätze, der ihre Anschauungen in ihren eigenen Worten darlegte. Nun habe ich schon vor dem Kriege mit einigen „dieser Genossen“, die hier offenbar gemeint sind, manchen Strauß ausgefochten, gerade wegen einzelner der Erwartungen, von denen Cunow hier konstatiert, daß sie sich als Illusionen erwiesen haben. Aber bei keinem der Betreffenden fand ich alle jene Erwartungen, gegen die sich hier Cunow wendet. Auslehnung gegen Truppenaushebungen hat keiner erwartet oder verlangt. Andere Erwartungen waren wieder allgemein verbreitet, sogar in bürgerlichen Kreisen, wo man der Panik bei Ausbruch des Krieges mit Zähneklappern entgegen sah. Und welche der kriegsführenden Regierungen war frei davon, bei dem Gegner Volkserhebungen nach dem Kriegsausbruch zu erwarten? Endlich gibt es eine ganze Reihe von Gegnern der Bewilligung von Kriegskrediten, die sich von den Illusionen auf Massenstreik nach Kriegsbeginn ganz frei gehalten hatten. Es dürfte kein Mensch zu finden sein, dem der Krieg nicht Ueberraschungen gebracht hätte.

Also Erwartungen, die sich nicht erfüllten, sind keineswegs ein kennzeichnendes Merkmal gerade der Opposition gegen die Kriegskredite. Aus der Darstellung bei Cunow könnte man jedoch den Glauben gewinnen, als wären die Kritiker der Fraktion die einzigen gewesen, die Illusionen gehegt hatten.

Das will nun Cunow freilich nicht sagen. Er wirft ihnen nur vor, daß sie aus dem Zusammenbruch ihrer Illusionen nichts lernen wollten, und daß sie statt zu gestehen, daß sie sich getäuscht hatten, und nach den Ursachen dieser Täuschung zu suchen, sich in wilden Anklagen gegen unsere Partei ergingen und diese für Enttäuschungen verantwortlich machten. Ein Marxist müsse ganz anders operieren. Es müsse sich ihm die Frage aufdrängen:

„Wieweit war ich zu meinen Erwartungen geschichtlich berechtigt? Habe ich nicht vielleicht einzelne Entwicklungsmomente falsch beurteilt? Vielleicht sogar die ganze heutige kapitalistische Wirtschaftsentwicklung und die Fortschritte der sozialistischen Bewegung gründlich überschätzt und daher grundlose Illusionen in mir großgezogen?“ (Seite 4.)

Cunow hat ganz recht, soweit es sich um Erwartungen handelt. Ohne Erwartungen oder „Prophezelungen“ kann keine Partei auskommen, überhaupt kein Mensch handeln. Sein ganzes Handeln wird bedingt von dem Bild, das er sich von den Situationen entwirft, die ihm bevorstehen. Unser Handeln ist stets Vorbereitung der Zukunft, also auch abhängig von den Erwartungen der Zukunft. Der Landmann, der im Herbst auf dem Acker pflügt und sät, tut das, weil er das Frühjahr und den Sommer erwartet.

Es gibt aber wohl niemand, der bei seiner Vorbereitung der Zukunft nicht Enttäuschungen erlebte. Am allerwenigsten ist eine Partei dagegen gefeit, die eine so weite und große Zukunft vorbereitet wie die unsere. Treten solche Enttäuschungen ein, dann hilft freilich alles Jammern und Fluchen nichts, dann heißt es die neue Situation erkennen und das Handeln ihr entsprechend anpassen. Ist die junge Saat im Winter erfroren, dann muß man im Frühjahr eben suchen, rasch an ihrer Stelle etwas anderes zu pflanzen.

Darin hat Cunow ganz recht. Aber er übersieht, daß sich seine Ausführungen über Illusionen nicht bloß gegen Erwartungen richten, die sich nicht erfüllen, sondern auch gegen bestimmte Handlungen. Eine solche ist die Abstimmung über die Kriegskredite. Auch auf diese erstreckt er seinen Satz, daß „gegenüber der Ideologie die Geschichte immer recht hat“.

Nun wird Cunow dies doch nicht in dem Sinne auffassen wollen, daß eine Handlung mit dem Augenblick, von dem an sie der Geschichte angehört, von selbst zu einer „richtigen“ wird, daß Parteien nie unrichtig handeln, nie eine Dummheit machen, nie ihre Ziele aus dem Auge verlieren. Tatsächlich rechtfertigt aber Cunow die Bewilligung der Kriegskredite nur mit dem Satz, daß „die Geschichte immer recht hat“.

Erwartungen hegen wir in bezug auf Verhältnisse oder Ereignisse, die wir nicht beeinflussen können. Unsere eigenen Handlungen erwarten wir nicht, wir setzen sie, und zwar nach unseren Zwecken. Das Geschehen der Welt, also auch die Geschichte, hat keinen Zweck, sie hat daher auch weder recht noch unrecht. Aber die Menschen — und schon niedrigere tierische Organismen — setzen sich Zwecke und handeln, um diese Zwecke zu erreichen. An ihren Zwecken wird ihr Handeln gemessen und als richtig oder falsch beurteilt, je nachdem es zweckmäßig ist oder nicht oder der besondere Zweck, dem es dient, mit dem allgemeinen Zwecke vereinbar ist, den der Organismus sich setzt.

Das gilt natürlich auch von Organisationen wie von Individuen, also auch von Parteien. Sie haben keineswegs immer recht, und die Marxsche Geschichtslehre verbietet nicht im geringsten ihre Kritik. Marx und Engels selbst haben an historischem Geschehen zeitweise die strengste Kritik geübt.

So entstand auch gegenüber der Bewilligung der Kriegskredite die Frage: entspricht sie den Zwecken, die sich unsere Partei gesetzt hat? Wenn man diese Frage verneint, kann man die Unzweckmäßigkeit der Handlung wieder auf zweierlei Arten erklären. Entweder durch einen Irrtum, durch ein Verkennen der Situation und ihrer Konsequenzen oder durch ein Aufgeben des bisherigen Zwecks der Partei.

Alles das kann hinter der Bewilligung stecken. Es muß jedoch nicht dahinter stecken. Meines Erachtens ist die wirkliche Bedeutung dieses Aktes nicht einwandfrei festzustellen, wenn man ihn als isoliertes Geschehen betrachtet. Erst im Zusammenhang mit der Gesamthaltung der Partei tritt er in sein wahres Licht.

Tatsache ist aber, daß nicht nur Kritiker, sondern auch Lobredner der Fraktion in der Bewilligung der Kriegskredite ein Verlassen des bisherigen Bodens der Partei und einen Zusammenbruch ihrer bisherigen Taktik gesehen haben. Sie unterscheiden sich von jenen nur dadurch, daß ihnen das-

selbe als etwas Hoherfreuliches erscheint, was die andern als etwas Tief-schmerzliches bedauern.

Als Grund dafür, daß die Fraktion am 4. August angeblich den bisherigen Boden der Partei verlassen, gibt diese Art ihrer Verteidiger den Zusammenbruch an, den ihre bisherige Auffassung und die darauf begründete Taktik erlitten habe. Diese Auffassung habe sich als eine illusionäre erwiesen.

Das ist sicher nicht Cunows Ansicht — nach seiner ganzen bisherigen Haltung zu schließen. Aber in seinem Broschürchen ist keine Zeile zu finden, die darüber Aufschluß gäbe, und da er die Bewilligung der Kriegskredite ebenfalls in Zusammenhang bringt mit dem Zusammenbrechen von Partei-illusionen, lenkt er, ohne es zu wollen, Wasser auf die Mühle derjenigen, die in die Welt hinausschreien, der Krieg habe unsere sozialistischen und internationalen Anschauungen als leere Illusionen erwiesen, und die Partei sei als Organisation nur deshalb nicht zusammengebrochen, weil sie den Zusammenbruch ihrer sozialistischen Erwartungen erkannt und ihm Rechnung getragen habe. Schon glaubt das „Berliner Tageblatt“ Cunows Schrift begrüßen zu müssen. — Mir tut es in der Seele weh, Heinrich, daß ich Dich in der Gesellschaft seh'.
(Fortsetzung folgt.)

Zur Charakteristik der englischen Arbeiterbewegung.

Von D. Jenßen.

Das britische Inselreich steht augenblicklich im Mittelpunkt des politischen Interesses. Es gehört sozusagen zum guten Ton, sich über englischen Krämergeist usw. zu entrüsten. Der herrschende „Pauschalhaß“ gegen das gesamte englische Volk ist eben so verbreitet wie die Unkenntnis über die Eigenart der sozialen Entwicklung Englands und über die verschiedenen Klassen und Gruppen der Bevölkerung Großbritanniens.

Mit Interesse ist daher jedes Buch zu begrüßen, das sich bemüht, den deutschen Leser mit den gesellschaftlichen Verhältnissen Englands bekanntzumachen, da die deutsche Literatur zur britischen Sozialgeschichte nicht umfangreich und vor allem sehr tendenziös ist.

Die erste umfassende Geschichte der britischen Arbeiterbewegung gab uns Genosse Beer in seiner „Geschichte des Sozialismus in England“. Fast das gleiche Thema behandelt Gerhart Güttler in seinem Werk: „Die englische Arbeiterpartei“¹. Im Vorwort schreibt Güttler: „Das Erscheinen des Buches von M. Beer . . . veranlaßte den Verfasser zu erheblichen Kürzungen und bewog ihn, sich im wesentlichen auf die nachchartistische Zeit zu beschränken, die von Beer nur kurz behandelt wird . . .“ Man erwartet danach eine ausführliche Darstellung vor allem der sozialistischen Bewegung der 80er Jahre und der Entwicklung der Labour Party und der jetzt so vielgenannten Independent Labour Party (I. L. P.) während der etwa 20 Jahre ihres Bestehens. Vergleicht man jedoch die Darstellung Güttlers mit den betreffenden

¹ Gerhart Güttler, Die englische Arbeiterpartei. Ein Beitrag zur Geschichte und Theorie der politischen Arbeiterbewegung in England. Jena, Verlag von Gustav Fischer, 1914. 210 Seiten, 6 Mark.

Abschnitten des Beerschen Buches, so ist man sehr enttäuscht. Zwar bringt G. manche neue Einzelheit, manchen Quellenhinweis und hier und da treffende Bemerkungen, aber im ganzen ist seine Darstellung nicht eingehender als die Schilderung Beers, hingegen wird Güttler oft zum bloßen Chronisten, und seine Darstellung ist nicht so lebendig und umfassend wie die Skizzierung der Entwicklung bei Beer. Das ist zum Teil dem Standpunkt Güttlers geschuldet, den man wohl durch die Namen Webb und Schulze-Bävernitz kennzeichnen kann². Seine Unklarheit über die Entwicklungstendenzen der britischen Arbeiterbewegung offenbart sich besonders im Schlußwort.

Eine wirkliche Ergänzung der Beerschen Darstellung bietet hingegen der zweite Teil des Güttlerschen Buches: „Gedankengehalt des Labourismus.“ An der Hand der Schriften Ramsay Macdonalds, den er nicht mit Unrecht den „Theoretiker des Labourismus“ nennt, gibt G. eine klare zusammenfassende Darstellung der theoretischen Grundanschauungen der englischen Arbeiterpartei. Es ist eine Mischung von biologischem Sozialismus, der die Gesellschaft als natürlichen Organismus auffaßt³ und den Klassenkampf als Triebkraft der Entwicklung ebenso wie die materialistische Geschichtsauffassung ablehnt. Hingegen betont die Theorie Macdonalds die Notwendigkeit der Demokratie, die unausbleibliche Machterweiterung des Staates, der kein Herrschaftsinstrument, sondern ein Organ der Gemeinschaft sei, und die Herbeiführung des Sozialismus durch eine Reihe von sozialen Reformen. Es ist eine, man möchte sagen, eklektische Theorie, die weit mehr zur Begründung praktischer Forderungen dient als zur Erkenntnis der gesellschaftlichen Entwicklung.

² Die halbmarxistische Methode Güttlers zeigt u. a. die Anmerkung 1 auf Seite 10. Güttler schreibt dort: „Marx behauptet (Lit. Nachlaß II, Seite 182): „Die Idee blamierte sich immer, soweit sie vom Interesse verschieden war.“ Dieser Ausdruck deckt eine unglaubliche Verständnislosigkeit für die Motive auf, die im Laufe der Geschichte zu großen Bewegungen, z. B. vorwiegend religiösen Charakters geführt haben, läßt sich aber wohl anwenden auf Bewegungen, die bestimmte ökonomische Ziele umgreifen, welche dem persönlichen Interesse einzelner Schichten der Gesellschaft zum Nutzen gereichen.“ Das Marzitat ist aus der „Heiligen Familie“, und zwar aus einem Abschnitt, der sich gegen die Verachtung der Masse und die Verherrlichung der Idee durch Bruno Bauer wendet. Die beste Kritik der Güttlerschen Kritik ist die Vervollständigung des Marzchen Sages: „Die „Idee“ blamiert sich immer, soweit sie von den „Interessen“ unterschieden war. Andererseits ist es leicht zu begreifen, daß jedes massenhafte, geschichtlich sich durchsetzende „Interesse“, wenn es zuerst die Weltbühne betritt, in der „Idee“ oder „Vorstellung“ weit über seine wirkliche Schranke hinausgeht und sich mit dem menschlichen Interesse schlechtthin verwechselt.“

³ Zur Kritik dieser „organischen“ Auffassung der Gesellschaft vergleiche die prägnanten Ausführungen Kautskys in „Ethik und materialistische Geschichtsauffassung“, besonders Seite 60. Auch die Abschnitte über „Die Wurzeln der materialistischen Geschichtsauffassung“ und folgende. Siehe auch die Kritik der „Organisisten“ und der „Kulturzoologen“ bei Müller-Nyer „Der Sinn des Lebens und die Wissenschaft“ (S. F. Lehmanns Verlag). Die Verschiebung der kritiklosen Uebertragung naturwissenschaftlicher Denkweise auf die Gesellschaft und der Mißbrauch naturwissenschaftlicher Analogien offenbart sich am klarsten in der Rassen-theorie. Siehe hierüber Kautsky: „Rasse und Judentum“ (Ergänzungsheft Nr. 20 der Neuen Zeit), besonders Seite 21 und 28. Auch die ersten Kapitel von Kautsky: „Entwicklung und Vermehrung in Natur und Gesellschaft“ sind heranzuziehen.

„Wir sehen.“ so schreibt Gütler treffend, „der Sozialismus Macdonalds ist der Sozialismus eines Politikers, eines Parteiführers. Macdonald ist kein Theoretiker. Die Widersprüche, in die sich ein Mensch verwickelt, der, einmal von darwinistischen Prinzipien ausgehend, die Gesellschaft als natürliche Gebilde faßt, dann aber wieder die Demokratie, den Sozialismus als Pflicht fordert, liegen auf der Hand. Macdonald verrät uns auch wenig oder nichts über seine Ansichten über ökonomische Probleme. Er gibt uns keine Theorie des wirtschaftlichen Wertes, noch eine Verteilungstheorie. Macdonald sieht im Sozialismus in der Hauptsache ein rechtliches, ein politisches Problem. Alles baut sich für ihn auf den demokratischen Gedanken und auf der organischen Auffassung von Staat und Gesellschaft auf, welche ihrerseits, wie Macdonald meint, dem demokratischen Gedanken erst die richtige Stütze gibt. . . .“ (Seite 148.)

Die Hauptforderungen des Labourismus, das soziale Aktionsprogramm der Labour Party (ein eigentliches Parteiprogramm besitzt die Arbeiterpartei nicht), halten sich im Rahmen dieser Auffassung. Es sind eine Reihe wichtiger sozialer Reformen, die im organischen Zusammenhang miteinander stehen und deren Zentralpunkt der staatliche Minimallohn, das staatlich garantierte Kulturminimum, bildet. Es ist hier nicht der Ort, dieses sozialreformerische Aktionsprogramm zu kritisieren, bemerkt sei nur, daß die Behandlung der Arbeitslosenfrage seine theoretische Schwäche in der mangelnden Analyse der kapitalistischen Produktionsweise am deutlichsten zeigt. Trotzdem ist die Gütlersche Zusammenstellung dankenswert, da sie dem deutschen Sozialpolitiker Einblick gewährt in die Anschauungsweise englischer Sozialreformer und in die Tagesprobleme britischer Sozialpolitik, die in vielen wesentlichen Punkten von den Forderungen deutscher Sozialpolitiker und den Gegenwartsforderungen der deutschen Sozialdemokratie abweichen. Der Gesamteindruck des Aktionsprogramms der L. P. bestärkt die Auffassung, die Gütler in die Formel zusammenfaßt: Die Labour Party ist keine sozialistische, sondern eine sozialisierende Partei.

Bei der Betrachtung von Theorie und Aktionsprogramm des Labourismus ist stets zu beachten, daß es sich um eine Art „Uebergangsozialismus“ handelt. Gewerkschafter der alten Richtung, sozialistische Intellektuelle verschiedener Schattierungen, mit der alten Taktik unzufriedene Gewerkschaftsführer sind hier in einer Organisation vereinigt, deren Mitglieder wiederum Organisationen sind. Dadurch erklärt sich zum Teil die Schwerfälligkeit der Partei, ihre Unentschlossenheit, die Schwankungen gegenüber der liberalen Regierungspartei und die Verschwommenheit des Labourismus, der theoretisch fast identisch ist mit dem Sozialliberalismus des radikalen Flügels der liberalen Partei. Nur ist die Sozialreform bei den Liberalen ein Mittel, die Arbeiter von selbständiger Politik fernzuhalten, während bei der Labour Party oder wenigstens bei ihrem vorwärtstreibenden Flügel, der S. L. P., die Sozialreform als Weg zum Sozialismus betrachtet wird und ein Uebergangsstadium zu einer proletarischen Klassenpolitik zu sein scheint*. Der Krieg wird diese Entwicklung anscheinend beschleunigen.

* Ueber die Schwierigkeiten der politischen Organisation und die Eigenart des englischen Marxismus, wie ihn Hyndman, der Führer der Socialist Party, verkörpert, unterrichten in sehr lebendigen Schilderungen die „Briefe aus England“ von Hendrik de Man, die im Feuilleton der „Leipziger Volkszeitung“ erschienen. Sie sind zwar in manchem überholt, doch ist gerade bei dem jetzigen Verhalten Hyndmans die Analyse seines Sozialismus, die de Man mit großer Sachkenntnis

Es ist allerdings sehr schwer, in englischen Dingen zu prophezeien. Der Engländer der verflossenen 50 Jahre ist theoretischen Erwägungen abhold. Die Entwicklung auf allen Gebieten der Arbeiterbewegung zeigt uns immer wieder die Erscheinung, daß für eine bestimmte Reform bestimmte Organisationen entstehen, die mit der Erreichung der gewünschten Reformbill, mit der Sicherung des Gewerkschaftsrechts usw. wieder verschwinden. Auch Bewegungen, die großer Arbeitslosigkeit oder andern Nothständen ihr Entstehen verdanken, flauen nach Verschwinden dieser Ursachen wieder ab. Allerdings dürfte die Leuerung, die nach dem Krieg anhalten wird, und die andern sozialen Ursachen, denen die Unruhe in der gesamten britischen Arbeiterwelt geschuldet ist, diesmal nachhaltiger auf die gesamte Arbeiterschaft wirken.

Es ist heute verfehlt, eine Parallele zwischen der englischen und der deutschen Arbeiterbewegung zu ziehen. Ein Blick auf die Verteidigungsschrift der englischen Arbeiterpartei⁵ zeigt, wie verschieden die Denkweise in der englischen Labour Party von der Argumentation der deutschen Sozialdemokratie ist, obgleich der Krieg in beiden Parteien Erscheinungen gezeitigt hat, die sich sehr ähneln. Trotz der jetzigen Haltung der Labour Party kann aber der Weltkrieg zum Geburtshelfer einer großen sozialistischen Partei auf der Grundlage des Klassenkampfes werden. Wie immer der Ausgang des jetzigen Riesenkampfes sein mag, er muß den Klassengegensatz auch in England verschärfen. Schon jetzt ist die I. L. P. in scharfem Gegensatz zur liberalen Regierung. Diese Gruppe war aber stets die Trägerin neuer Ideen und beeinflusste die Labour Party sehr stark, wie Gütters mit Recht hervorhebt.

Der Krieg mit seinen Folgen muß aber vor allem die Gewerkschaftswelt aufrütteln und in große Lohnkämpfe stürzen, deren Vorboten wir schon heute sehen. Die Unzweckmäßigkeit der heutigen Zersplitterung, das Drängen der ungelerten Arbeiter nach Besserung ihrer Lage, das feine Ausdrück im Streben nach umfassenden Organisationen und in einer unklaren syndikalistischen Ideologie findet, wird die alten Trades Unions zwingen, sich zu modernisieren. Selbst die Genossenschaftsbewegung wird wohl in die allgemeine Unruhe hineingezogen werden. Schon jetzt spricht man in ihren Kreisen von einem Zusammenwirken mit „the other forces“ (den anderen Kräften).

Die britischen Genossenschaften waren ursprünglich ganz vom utopistischen Geist befangen. In den Jahrzehnten der politischen Erschlaffung wurden sie zu Geschäftsunternehmungen mit stark sektiererischem Charakter. Bei dem heutigen Umfange und der wirtschaftlichen Kraft der Bewegung können aber die Genossenschaften zu einer starken Stütze des Proletariats in seinen bevorstehenden Kämpfen und zu einem Ausgangspunkt der Umgestaltung der Gesellschaft werden. Deshalb gewinnen die Organisation und das geistige Leben der englischen Genossenschaften gerade jetzt erhöhte Bedeutung.

Ueber diesen wichtigen Zweig organisatorischer Betätigung der Oberschicht der britischen Arbeiterschaft fehlte bislang eine umfassende Darstellung

und Verständnis der persönlichen Eigenart des Veterans des britischen Sozialismus gibt, heute sehr lesenswert. Die Briefe zeigen zugleich den Unterschied lebendiger Anschauung von rein literarischer Behandlung, wie sie Gütters Buch bietet.

⁵ Siehe „Eine Verteidigungsschrift der englischen Arbeiterpartei“ in der Nr. 36 des Braunschweiger „Volksfreund“ vom 23. 2. 1915.

aus deutscher Feder⁶. Diese Lücke wird ausgefüllt durch das Buch von Dr. Th. D. Cassau: *Die Konsumvereinsbewegung in Großbritannien*⁷. Der Charakter einer sozialpolitischen Monographie bedingt Gruppierung und Behandlung des Stoffes. Es kommt dem Autor vor allem darauf an, den Stand der heutigen Bewegung zu schildern, und zwar möglichst eingehend die Organisation und die mannigfachen Einrichtungen zu beschreiben als Material für den tätigen deutschen Genossenschaftler. Die zeitweilige praktische Mitarbeit in der deutschen Konsumvereinsbewegung befähigt den Autor, die Eigenart der englischen Entwicklung, die besonderen Methoden des Geschäftsbetriebes und den besonderen Charakter der Organisation der britischen Genossenschaften zu erfassen. Er gibt aber zugleich kurze geschichtliche Skizzen des Werdens und der Wandlungen der verschiedenen Institutionen und damit einen Beitrag zur Verfassungsgeschichte der Arbeiterorganisationen. Dieses wichtige Gebiet sozialpsychologischer Forschung wird leider noch viel zu wenig bearbeitet. Es wäre zu wünschen, daß Cassau in dieser Sphäre des Marxismus des Alltags zahlreiche Nachfolger fände.

Eine eingehende Inhaltsangabe der Cassauschen Untersuchung verbietet der Raum. Es scheint mir nützlicher, eine Skizze des eigenartigen Charakters der britischen Konsumgenossenschaften an der Hand des genannten Buches zu geben.

Die Geschichte der Konsumvereine spiegelt in ihrer Art die Gesamtentwicklung des britischen Proletariats. In der chartistischen Periode ist der Genossenschaftsgedanke vermischt mit allgemeinen Emanzipationsplänen. Erst die Pioniere von Rochdale, deren ursprüngliches Programm noch chartistisch-owenitisch ist, schälen das Konsumvereinsprinzip heraus, und durch sie wird das Rückvergütungsprinzip herrschend für die gesamte britische Genossenschaftsbewegung. In den Jahrzehnten nach 1850 entwickeln sich die Konsumvereine verhältnismäßig rasch und werden so kräftig, daß sie die sehr kostspieligen Produktivgenossenschaftsexperimente der christlichen Sozialisten ertragen können. Die Rolle der „christlichen Sozialisten“ schildert Cassau ausgezeichnet. Diese Ideologen nützen der Genossenschaftsbewegung durch ihren Einfluß im Parlament und verschaffen den Konsumvereinen ein freies Genossenschaftsrecht, das nicht wenig zur Ausbreitung der Bewegung beitrug. Die gleichen Männer versagen aber völlig auf ökonomischem Gebiet. Sie sind verrannt in die Idee der Produktivgenossenschaften und der Gewinnbeteiligung der Arbeiter. Immer wieder werden derartige Genossenschaften errichtet, die den ehrlichen Idealisten, aber auch den Vereinen große Summen kosten.

⁶ Vergleiche die kritische Literaturübersicht in Cassaus Buch. Das wertvolle Werk von Webb ist veraltet.

⁷ „Die Konsumvereinsbewegung in Großbritannien.“ Von Theodor D. Cassau. Verlag von Duncker u. Humblot, München und Leipzig 1915. 230 Seiten. Preis 6 Mark. Diese Monographie eröffnet eine neue Serie der Schriften des Vereins für Sozialpolitik: „Untersuchungen über Konsumvereine. Herausgegeben von H. Thiel und R. Witbrandt.“ Es sind Spezialuntersuchungen über sämtliche europäischen Länder, über bedeutende Konsumvereine großer Städte, über Spezialfragen des Genossenschaftswesens usw. geplant. Plan und Zweck der Untersuchungen werden in einem ausführlichen Vorwort in vorliegendem Bande erläutert. Die Monographie über Deutschland wird vom gleichen Verfasser bearbeitet, daher sind auch in der vorliegenden Monographie Vergleiche mit Deutschland vermieden.

Es ist bezeichnend für die englische Toleranz, daß trotz dieser Mißerfolge und großen Opfer die christlichen Sozialisten, vor allem Neal, lange leitende oder angesehenere Stellungen in der Genossenschaftsbewegung bekleiden, obgleich man ihren praktischen Einfluß nicht überschätzen darf.

Zur Förderung der Entwicklung der Genossenschaften trug wesentlich bei die britische und die schottische Großeinkaufsgesellschaft (C. W. S. und S. C. W. S.). Beide hatten allerdings mit der produktivgenossenschaftlichen Strömung sehr zu kämpfen, deren Ausläufer noch heute allerhand Schwierigkeiten machen. Im allgemeinen hat aber das Prinzip der Eigenproduktion für den organisierten Konsum glänzend gesiegt über den Grundsatz der genossenschaftlichen Produktion für den Markt.

Charakteristisch für die Geschichte der britischen Genossenschaften ist die Planlosigkeit und man möchte sagen Zufälligkeit der Entwicklung. Man hatte keine Theorie oder nur unklare Ansätze. Die Bewegung ist daher nach verschiedenen Landesteilen sehr differenziert, teilweise arg zersplittert. Je nach der Arbeiterchaft, die Träger der Vereine ist, weist der Umsatz Besonderheiten auf, die Cassau im einzelnen eingehend beschreibt. (Großer Mehlhandel in Bergarbeiterdistrikten, da dort das Brotbacken im Hause üblich ist wegen der billigen Kohlen usw.) Auch die Größenklassen der Vereine wechseln sehr. Die Entwicklung zum Bezirkskonsumverein geht rein instinktiv vor sich usw.

Begleitet ist diese instinktmäßige Entwicklung von der Herrschaft der Demokratie im englischen Sinne, die man am besten mit primitiver Demokratie bezeichnen kann.

In den Konsumvereinen ist z. B. der Ausschuß leitend, während die Beamten nur als ausführende Organe des Ausschusses betrachtet werden. Dieser Ausschuß entspricht etwa dem deutschen Aufsichtsrat des Konsumvereins, der in Deutschland nur Aufsichtsfunktionen hat, während die Leitung dem besoldeten Vorstand und vor allem dem Geschäftsführer zusteht. In England hingegen bestand diese Leitung durch ehrenamtliche Personen sogar in der C. W. S., der Großeinkaufsgesellschaft, obgleich sich natürlich auf die Dauer dort die Nichtbesoldung nicht aufrechterhalten ließ. Die Entwicklung bei dieser großen Handelsunternehmung ist so charakteristisch, daß sie etwas näher geschildert sei mit den Worten des Verfassers, um zugleich seine Art der Untersuchung zu charakterisieren.

Es wurde ein großer Ausschuß von 32 Mitgliedern geschaffen. 16 Mitglieder sind aus dem Manchesterbezirk zu wählen, je 8 im New Castle- und im Londonbezirk. Der Ausschuß hält wöchentliche Sitzungen ab, in London, Manchester und New Castle. Die Abteilungen von 16 und 8 wirken jetzt als Unterausschüsse für ihre Unterbezirke. So ist die C. W. S., die jahrzehntelang eine Vierung von drei Geschäften in Manchester, London und New Castle war, im Grunde noch heute ein solch dreigeteilter Körper, nur daß die Vierung inniger ist als früher. Im Anfang hat man gelegentlich Unterausschüsse eingesetzt, um ein Haus zu bauen usw., Mitte der 70er Jahre hörte das auf, und feste Unterausschüsse für Finanzen, Kolonialwaren, Manufakturwaren wurden geschaffen, später kam dazu noch ein Unterausschuß für die Produktion. Heute ist nun alles unter diese vier Ausschüsse des Vorstandes aufgeteilt: dem Lebensmittelausschuß untersteht die Verkaufsorganisation für Lebensmittel, der Einkauf in Irland, auf dem Kontinent und in Amerika, die Hafenspeicher in Manchester, Goole, Liverpool, New Castle, auch die eigenen Schiffe der C. W. S. unterstehen diesem Ausschuß. Ferner gehören zu seinem Gebiet die Speckzurichtereien und die Abwiege- und Packbetriebe, die Druckereien, Kartonnagenfabriken und das

Kohlengeschäft. Dem Finanzausschuß unterstehen die allgemeinen Angelegenheiten, die Bank, die Buchhaltung, Architektur- und Ingenieurbureaus und Bauwesen, Transportwesen außer Schiffe, Rekonvaleszentenheime, Bäckerei, Speiseräume. Dem Produktionsausschuß unterstehen die meisten Fabriken, einige sind allerdings dem Ausschuß für Manufakturwaren überwiesen, so die Herstellung von Unterkleidung, Hemden, Möbel und Sattlerei, dagegen hat dieser Ausschuß Ein- und Verkauf zu organisieren. Das ganze zeugt nicht von einer systematischen Verteilung der Geschäfte. Echt englisch hat man eben stets, wenn eine neue Aufgabe zu erfüllen war, diese in der Weise, wie man es gerade für gut hielt, einem der Ausschüsse übertragen, dabei spielten dann wohl persönliche Rücksichten, Inanspruchnahme der Ausschüsse und ähnliches mit.

Der Ausschuß wurde nach dem Muster der Ausschüsse der einzelnen Konsumvereine organisiert, also ehrenamtlich, und man muß sich fragen, wie ist es möglich, ein derartiges Unternehmen ehrenamtlich zu leiten. Tatsächlich hat die ehrenamtliche Leitung auch schon im Grunde seit langem aufgehört, auch nur eine Fiktion zu sein. . . ." (Seite 165.)

Schon 1865 wurden Sitzungsgelder von 5 Schilling pro Sitzung — und Fahrt zweiter Klasse eingeführt. Diese Sitzungsgebühren wurden dann 1885 und 1897 erhöht, und 1906 wurde dann endlich ein festes Gehalt von 350 Pfund Sterling (7000 Mk.) für die Ausschußmitglieder eingeführt. Diese besoldeten Ausschußmitglieder sind durchweg frühere Arbeiter, die das Amt gar nicht ehrenamtlich verwalten können, da es fast ihre ganze Zeit in Anspruch nimmt.

Dieser Ausschuß ist nun in Wahrheit die Leitung der C. W. S.; ein eigentlicher Stab von leitenden Beamten wie bei der deutschen G. E. G. (Groß-Einkaufs-Gesellschaft, Hamburg) ist nicht vorhanden, doch wird sich auch hier allmählich der sachverständige, genossenschaftlich geschulte Beamte im Gegensatz und in Ergänzung der demokratisch organisierten Zentralbehörde durchsetzen.

Eine ganz natürliche Folge der organisatorischen Dezentralisation und des Vorherrschens der ehrenamtlich organisierten leitenden Körperschaften ist der geringe Einfluß der Zentralinstanzen.

Der Genossenschaftsbund, dessen Organisation Cassau eingehend beschreibt, der Zentralbildungsausschuß usw. haben sehr geringen Einfluß, verglichen mit ähnlichen Einrichtungen der deutschen Konsumvereinsbewegung. Der Genossenschaftstag, dessen Vorbereitung sehr umständlich und dessen Verlauf sehr feierlich ist, kostet zwar sehr viel Geld und erzeugt recht ansehnliche Begeisterung. Um seine Resolutionen kümmert man sich aber herzlich wenig. In dieser Tagung mit ihrer kirchlichen Eröffnung und dem vielen Brimborium zeigt sich auch der Sektcharakter der Bewegung, der echt englisch ist.

In den 60er Jahren erklärte ein bedeutender Genossenschaftler, daß die Dreieit von Religion, Temperenzbewegung und Genossenschaftswesen die soziale Frage lösen werde. Man fühlt sich als Staat im Staate. Das spiegelt sich auch im Bildungswesen, das sich allmählich aus der Vermittlung von Elementarbildung, dem Betrieb von Lesefälen und Bibliotheken — in den 60er Jahren infolge der schlechten Schulbildung eine Notwendigkeit — zu rein genossenschaftlicher Bildung wandelt. Allerdings ist nach Cassaus wohl zutreffender Meinung viel „Unterhaltungsbetrieb“ dabei, und das durchdachte Bildungsprogramm des früheren Lehrers Rae findet nicht die gebührende Beachtung.

Eine echt englische Sonderorganisation ist auch die genossenschaftliche Frauengilde, deren Charakter und Tätigkeit Cassau klarstellt. Diese Gilde ist in neuerer Zeit stark politisiert.

Der Gesamteindruck der Organisation der britischen Genossenschaften läßt sich in dem Bilde veranschaulichen: Man hat ein Haus neben das andere gesetzt, aber nicht eine Etage über die andere gebaut, nicht Umbau, sondern Anbau. Die deutsche Bewegung ist zentralisierter, bürokratischer, planmäßiger und daher organisatorisch überlegen. Allerdings haben beide Bewegungen ähnliche Probleme zu lösen: die Herstellung eines harmonischen Verhältnisses zwischen sachverständiger bürokratischer Leitung bei gleichzeitiger demokratischer Organisation und genossenschaftlicher Schulung der Mitglieder Massen.

Trotz der organisatorischen Mängel haben aber die britischen Genossenschaften Großes geleistet. Im einzelnen kann hierauf nicht eingegangen werden, zusammenfassend ist zu sagen: In Nordengland und Schottland beherrschen die Genossenschaften vielfach den Konsum der Oberschicht der Arbeiter und haben auch zahlreiche Kundschaft aus den Mittelklassen. In kleinen und mittleren Städten ist der Konsumverein meist das größte und angesehenste Geschäft am Ort. Auch in Großstädten, wie Leeds, spielen die Vereine eine bedeutende Rolle. Selbst auf dem Lande haben sie festen Fuß gefaßt. In Mittel- und vor allem in Südengland ist die Bewegung zwar weniger stark, besonders in London ist die Geschichte der Konsumvereinsgründungen ein reines Trauerspiel, viel Projekte, aber wenig planmäßiges Vorgehen.

Im Vergleich zu Deutschland fällt vor allem die Vielseitigkeit der geschäftlichen Betätigung auf. Das Geschäft erstreckt sich auf: Kolonialwaren, Bäckerei, Mühlen- und Mehlhandel, Fleischerei, Milch, Gemüse, Manufakturwaren, Schneiderei, Schuhwaren, Möbel und Haushaltungsartikel, Gold- und Silberwaren, Kohlen, Wäscherei, Speisehäuser, Apotheken usw. Auch die Eigenproduktion hat großen Umfang, sie umfaßt: Mühlen, Bäckerei, Schlächtereien, Tabak, Seife, Schuhe, Schneiderei, Damenschneiderei, Textilfabrikation, Bau, Holz, Metall und Druckerei. Der landwirtschaftliche Betrieb der Konsumvereine ist meist nur ein Anhängsel zu der Marmeladefabrikation und anderen Produktionszweigen⁸.

⁸ Die U. V. S. stellte 1913 für 162 Millionen Mark Waren her, davon entfallen auf Nahrungs- und Genußmittel nicht weniger als 101 Millionen Mark; hiervon 71 Millionen Mark Umsatz der Mühle. Die Webereien produzierten für 4,3 Millionen Mark, an fertigen Kleidungsstücken wurden für 10,8 Millionen Mark hergestellt. Dazu kommt eine Stiefelproduktion von 12 Millionen Mark. Demgegenüber ist die Produktion der anderen Artikel gering: Möbel 1,7 Millionen Mark, Haushaltsartikel 2 Millionen Mark. Recht bedeutend ist die Seifenproduktion mit 24,6 Millionen Mark (in Deutschland 6,3 Millionen Mark); die Druckereien stellen für 4,7 Millionen Mark Ware her, in der Hauptsache für den eigenen Bedarf der U. V. S. Die Gesamtproduktion der U. V. S. betrug 1913 7 964 272 Pfund Sterling, also beinahe 160 Millionen Mark.

Auf das äußerst wertvolle statistische Material, das Cassau beibringt, ist mit Absicht nicht näher eingegangen, da ein Vergleich mit deutschen Verhältnissen, der auch das Größenverhältnis der Vereine, Umsatz der verschiedenen Artikel, Umfang und Entwicklung der Eigenproduktion usw. umfassen müßte, eine eigene Abhandlung erfordern würde.

Diese große Ausdehnung des Handels mit den verschiedenen Erzeugnissen und die gute Entwicklung der Eigenproduktion ist nicht zuletzt dem britischen Genossenschaftsrecht zu verdanken.

Jeder preußische Genossenschaftler wird beim Lesen der Bestimmungen dieses mehrfach reformierten Rechtes sich nach englischen Zuständen sehnen: fast keine polizeilichen Maßnahmen, keine Einschränkung der geschäftlichen Betätigung, keine Besteuerung, nur eine manchmal als lästige empfundene Obergrenze der Anteilscheine. In der Abfassung ihrer Statuten ist den Genossenschaften weitester Spielraum gelassen. Die Regierung steht mit den Organisationen auf gutem Fuß. Manche Lokalverwaltungen werden von den Genossenschaftlern beherrscht. Eingriffe in ihre Rechte haben die Genossenschaften stets mit Erfolg zurückgewiesen, auch die zeitweise heftige Agitation der Kleinhändler hat ihnen nicht geschadet, sondern in Schottland, wo der Kampf schärfer war, sogar zu einer Festigung der Bewegung geführt.

Trotz dieser unstreitigen Erfolge kann eine gewisse Stagnation der britischen Genossenschaftsbewegung nicht verkannt werden. Die allgemeine Gärung der britischen Arbeiterschaft macht sich auch in ihren Reihen fühlbar. Der unbestimmte Plan eines Reichskonsumvereins zeugt vom Gefühl für die Mängel der dezentralisierten Organisation. Die Versuche zur Politisierung der Bewegung aus den Reihen der Arbeiterpartei und die Anregungen zur Verstärkung des politischen Einflusses der Konsumvereine durch einen bezahlten Parlamentsabgeordneten aus den Kreisen der Genossenschaftler zeigen, daß man sich der verhältnismäßig politischen Machtlosigkeit einer wirtschaftlich starken Bewegung bewußt wird. Doch sind das alles erst Symptome, die vielleicht durch den Krieg verstärkt werden oder nach dem Kriege zunehmen.

Die Teuerung während und nach dem Kriege macht nämlich für die Genossenschaften das Problem brennend, endlich die Masse der ungelerten Arbeiter in die Bewegung hineinzuziehen und genossenschaftlich zu organisieren. Bislang ist auf diesem Gebiet wenig geschehen. Hohe Rückvergütung, die hohe Warenpreise bedingt, hält sogar häufig die unteren Proletarierschichten künstlich fern. Dazu kommt die wachsende Konkurrenz der Filialgeschäfte in den Großstädten, die sich rückständigeren Vereinen fühlbar macht.

Unter diesen Umständen wird sich die Isolierung der Genossenschaften, ihre geringe Beachtung der Gewerkschaften, die drastischen Ausdruck fand in der Gründung einer Gewerkschaft für die Angestellten der Genossenschaften, sich kaum noch aufrechterhalten lassen. Man war ursprünglich der Ansicht, daß die in den Genossenschaftsbetrieben Beschäftigten keiner Gewerkschaft bedürften, und gründete die erwähnte Sonderorganisation nicht zur Vertretung der gewerkschaftlichen Interessen der Angestellten. In neuester Zeit macht sich aber auch in dieser Angestelltengewerkschaft eine Gärung bemerkbar, die, durch die allgemeine Unruhe in der englischen Arbeiterwelt veranlaßt, ihre tiefere Ursache in Versäumnissen sozialpolitischer und gewerkschaftlicher Art seitens der Konsumvereine hat.

Die alte genossenschaftliche Auffassung „You can not split the man“ (Man kann sich nicht spalten) muß bei all ihrer relativen Berechtigung aufgegeben werden^o.

^o Den herrschenden Geist in der Genossenschaftsbewegung schildert Cassau anschaulich wie folgt: Die britische Konsumgenossenschaftsbewegung ist eine ausgesprochene Arbeiterbewegung, aber politisch durchaus neutral, . . . sie ist indivi-

Diesen Zustand der Unsicherheit und der Gärung kennzeichnet Cassau mit den Worten:

„Die geschäftlichen Schwierigkeiten auf der einen Seite und das Machtbedürfnis auf der anderen bilden zusammen mit den Wandlungen in der politischen Arbeiterbewegung in England die Triebkräfte für eine neue Entwicklung. . . . Die Praktiker sehen in ziemlich weitem Maße, was nötig ist, sie werden heute noch gehemmt durch die Massen. Es wird sich instinktiv wieder manches Wichtige und Richtige durchsetzen, der Instinkt allein genügt freilich nicht, und ob die englischen Genossenschaften den nötigen Anschluß an die Wissenschaft finden, das ist für sie ebenso wie für die englische Industrie die große Schicksalsfrage.“ (S. 230.)

Diese flüchtige Skizze des britischen Genossenschaftswesens soll zur Lektüre des Cassauschen Buches anregen, das auch in der Beschreibung des Rassenwesens, der Finanzgebarung, der Eigenart des Ladenbetriebes, der Heranbildung des Personals usw. für den deutschen Praktiker zahlreiche Anregungen enthält.

Für den Soziologen zeigt aber sowohl die Geschichte und Theorie des Labourismus, wie sie Güttler darstellt, als auch die eingehende Monographie über das Genossenschaftswesen, daß die englische Arbeiterschaft trotz aller Leistungen im einzelnen, die vielfach durch die freiere Gestaltung des politischen Lebens bedingt sind, in ihrem Denken und Handeln vielfach vordarwinistisch ist. Der Marxismus ist nicht, wie Macdonald sagt, vordarwinistisch, sondern der Labourismus ist „halbmarxistisch“. Aber Theorien spielen in der angelsächsischen Welt bislang eine geringe Rolle. Vielleicht hat der Weltkrieg wenigstens die eine gute Wirkung, daß er die britische Arbeiterschaft auf den Weg des wissenschaftlichen Sozialismus führt. Manche Anzeichen lassen eine solche Entwicklung erhoffen.

Die gesetzliche Regelung der Arbeitsvermittlung und die Gewerkschaften.

Von H. Mattutat.

Die Arbeitsvermittlung gehört in Deutschland zu den volkswirtschaftlichen Betätigungsgebieten, die trotz ihrer vielen Mängel noch recht wenig von der Gesetzgebung berührt wurden. Seit Jahrzehnten streben die freien Gewerkschaften auf eine Beseitigung dieser Mängel und auf eine gesetzliche Regelung des Arbeitsvermittlungswesens hin. Leider bis jetzt mit wenig Erfolg! Beeinflusst durch das Großunternehmertum, ließ sich die Reichsregierung zu keinem nennenswerten Entgegenkommen bewegen. Der Ausbruch des Krieges hat nun die Unzulänglichkeit

dualistisch gerichtet. Sie zählt Angehörige der liberalen und konservativen Partei und ist weit ab von jedem Klassenbewußtsein, geschweige denn Klassenkampf. Im Gegenteil, die Leute haben die echt englische Freude, wenn irgendein Lord oder sonstiges großes Tier zu ihnen kommt und ihnen ein paar schmeichelhafte Worte sagt, die womöglich gar nicht auf irgendwelche Sachkenntnis gegründet sind. Andererseits aber haben sie eine gewisse Eifersucht, das Heft allein in der Hand zu behalten. Professoren und ähnliche Leute sieht man ganz gern als Festredner, aber in den Mittelschichten, die mit der Konsumgenossenschaftsbewegung in Berührung kommen, ist die Ueberzeugung allgemein verbreitet, daß eine tätigere Mitwirkung nicht gewünscht wird. Tatsächlich finden sich auch Angehörige der Mittelschichten an tätiger Stelle in der Bewegung nur, soweit sie direkt aus der Arbeiterschaft hervorgegangen sind. . . .“ (Seite 217.)

der heutigen Arbeitsvermittlung so offensichtlich gemacht, daß sie von keiner Seite mehr ernstlich bestritten werden kann. Ein gesetzliches Eingreifen und eine energische Reform ist zur unabwiesbaren Notwendigkeit geworden. Die Aufrechterhaltung des seitherigen Zustandes ist nicht nur höchst unbefriedigend, sondern bedeutet auch eine schwere volkswirtschaftliche Schädigung der Gesamtheit, die sich in steigendem Maße bemerkbar machen muß, vor allem aber bei Beendigung des Krieges. Von einer geregelten Arbeitsvermittlung muß man verlangen können, daß sie den gesamten Arbeitsmarkt beherrscht, Stellenangebot und -nachfrage festzustellen und bis zu den natürlichen Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit auszugleichen vermag. Davon war jedoch bei Ausbruch des Krieges nichts zu bemerken. Und auch heute noch ist eine auch nur einigermaßen zuverlässige Uebersicht über die Lage des Arbeitsmarktes nur äußerst schwer zu erhalten. Stets dauert es erst längere Zeit, bis eine solche Uebersicht erscheint, und dann ist sie in der Regel wertlos, weil veraltet. Das ist nicht nur für die Zwecke der Arbeitsvermittlung selbst, sondern auch für die Einleitung sozialer Aktionen ein erheblicher Nachteil.

Einer der hauptsächlichsten Mißstände unserer heutigen Arbeitsvermittlung besteht in der großen Zahl der dabei mitwirkenden Faktoren und ihrer Verschiedenartigkeit, die ein außerordentlich buntes, aber wenig erfreuliches Bild liefert. Da gibt es Arbeitsnachweise von Berufsverbänden der Arbeiter und solchen der Unternehmer, gemeinnützigen Vereinen, paritätischen Gesellschaften, Gemeinden, Bezirken und Kreisen, Herbergen, Wanderarbeitsstätten, privaten Stellenvermittlern und -vermittlerinnen. Hierzu kommt noch die Arbeitsvermittlung der Zeitungen durch Inserat, ferner die des kaufmännischen und technischen Personals durch die verschiedensten Einrichtungen. Alle diese Arbeitsvermittlungstellen arbeiten mangels einer sie zusammenfassenden Organisation im wesentlichen selbständig und nach sehr verschiedenen Grundfäden. Eine Organisation ist zwar in dem Verband der deutschen Arbeitsnachweise vorhanden, ihm gehört jedoch nur ein Teil der Vermittlungsstellen an. Vielfach bestehen an einem Orte eine ganze Anzahl Arbeitsnachweise für den gleichen Interessententkreis nebeneinander, ohne daß eine gegenseitige Fühlungnahme stattfindet. An anderen Orten wieder gibt es gar keine Einrichtungen für die Arbeitsvermittlung, und solcher Orte sind in Deutschland noch sehr viele.

Nach dem statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich haben wir in Deutschland 2441 Gemeinden mit 2000 bis 5000 Einwohnern, 1028 Gemeinden mit 5000 bis 20 000 Einwohnern, 223 Gemeinden mit 20 000 bis 100 000 Einwohnern und 48 Gemeinden mit über 100 000 Einwohnern, zusammen also 3740 Gemeinden, deren Bevölkerungszahl für jeden Ort mindestens eine Arbeitsvermittlungsstelle notwendig machen würde. Wären solche vorhanden, so müßte es verhältnismäßig leicht sein, durch eine einheitlich organisierte Berichterstattung in jedem Augenblick eine Uebersicht über den Stand des Arbeitsmarktes zu erhalten. Bei der im Jahre 1912 stattgefundenen internationalen Erhebung über die Arbeitsvermittlung wurden in Deutschland aber nur 2224 Arbeitsnachweise festgestellt, darunter 781 öffentliche. Von diesen Arbeitsnachweisen sind an die Berichterstattung des „Reichsarbeitsblattes“ über die Arbeitsvermittlung in Deutschland nur 1100 Vermittlungsstellen angeschlossen. Das zeigt allein schon die ganze Kläglichkeit der auf diesem Gebiete bestehenden Verhältnisse. Es geht daraus hervor, daß für einen sehr großen Teil der deutschen Arbeiterbevölkerung eine geregelte Arbeitsvermittlung nicht existiert bzw. sich diese noch völlig in den Händen von privaten gewerblichen Stellenvermittlern befindet. Die damit verbundenen Mißstände sind bekannt genug, um hier nicht näher darauf eingehen zu müssen.

Aber auch die Vermittlungstätigkeit der bestehenden Arbeitsnachweise ist recht unbefriedigend. Jede Nummer des „Reichsarbeitsblattes“ zeigt das aufs neue. Von den dort angeschlossenen Arbeitsnachweisen hält es nur ein Teil für erforderlich, Berichte über ihre Tätigkeit einzusenden. So berichten im März-

heft nur 837 Arbeitsnachweise, und zwar 356 kommunale oder kommunal unterstützte, 71 allgemeine und gemeinnützige Arbeitsnachweise, 36 paritätische Facharbeitsnachweise, 71 Arbeitgeber-, 132 Innungs- und 171 Arbeitnehmerarbeitsnachweise. Diese Arbeitsvermittlungstellen verteilen sich auf 475 Orte, von denen einzelne eine ganze Anzahl der verschiedensten Arbeitsnachweise aufzuweisen haben. In diesem Durcheinander, das zugleich eine höchst zwecklose Zeit- und Kraftverschwendung in sich birgt, ist nur durch eine gesetzliche Regelung Ordnung zu schaffen.

Die private Stellenvermittlung wurde von den Gewerkschaften stets auf das entschiedenste bekämpft. Die mit ihr verknüpften Mißstände hatten zur Folge, daß durch die Gewerbeordnungsnovelle vom 30. Juni 1900 die privaten Stellenvermittler der Konzessionspflicht unterstellt und Vorschriften über Gebührenerhebung usw. getroffen wurden. Dieser gesetzliche Eingriff brachte aber nur eine geringe Besserung, weshalb die Novelle vom 2. Juni 1910 Verschärfungen vorsah, die auch im allgemeinen eine gute Wirkung erzielten. Es gelang dadurch eine nicht unerhebliche Verminderung der mit der privatgewerblichen Stellenvermittlung verbundenen Mißstände herbeizuführen und die Ausbeutung der Stellenlosen einigermaßen einzudämmen. Eine volle Befriedigung lassen die bestehenden Verhältnisse aber auch jetzt noch nicht aufkommen.

Die Arbeitsvermittlung für die gewerblichen Arbeitskräfte wurde von Arbeiter wie Unternehmer heiß umstritten. Beide Teile bemühten sich in langwierigen und harten Kämpfen, die auch jetzt noch nicht abgeschlossen sind, die Arbeitsvermittlung in ihre Hände zu bringen. Noch auf dem Berliner Gewerkschaftskongreß im Jahre 1896 wurde mit aller Energie der Grundsatz vertreten: „Der Arbeitsnachweis gehört in die Hände der Arbeiter.“ Einen besonderen Erfolg vermochten die Arbeiter aber auf diesem Gebiete nicht zu erzielen. Von 49 der an die Generalkommission angeschlossenen Gewerkschaftsverbände haben zwar 20 die Arbeitsvermittlung mit in den Bereich ihrer Tätigkeit einbezogen. Gleichwohl hat der gewerkschaftliche Arbeitsnachweis bei nur wenigen Organisationen eine größere Bedeutung erlangt. An der Spitze steht der auf paritätischer Grundlage beruhende Arbeitsnachweis der deutschen Buchdrucker.

Dagegen haben in den letzten Jahren die von den Unternehmern errichteten Arbeitsnachweise eine höchst bedenkliche Ausbreitung gefunden. Mit der steigenden Macht der Unternehmerorganisationen macht sich diese Tatsache für die Arbeiter immer nachteiliger bemerkbar. Allen Neutralitätsversicherungen zum Trotz wurde der Unternehmerarbeitsnachweis lediglich als Mittel zur rücksichtslosen Unterdrückung und Ausbeutung der Arbeiter benutzt. Diese Gefahr wächst für die Arbeiter in dem Maße, als die Zahl der Unternehmerarbeitsnachweise zunimmt, und sie ist jetzt schon sehr groß. Die Zahl der vorhandenen Unternehmernachweise läßt sich leider nicht genau feststellen. Nach dem statistischen Jahrbuch des Deutschen Reiches bestanden im Jahre 1911 bereits 250 Arbeitsnachweise von Unternehmerverbänden, die sich auf 11 Reichs-, 24 Landes- und Bezirks- sowie 130 Ortsverbände verteilten. Daneben bestehen aber noch zahlreiche Innungsarbeitsnachweise, die für 1904 mit 2410 angegeben wurden. Diese Zahl hat sich seitdem kaum verringert. Man braucht die Bedeutung der Innungsnachweise nicht allzu hoch einzuschätzen, zur Besserung der Verhältnisse tragen sie sicher nicht bei. Die Arbeitsvermittlung der Innungsnachweise liegt trotz dem Bestehen der Gesellenausschüsse völlig in den Händen der Meister, was die Abneigung der Arbeiter gegen diese Arbeitsvermittlungstellen ausreichend erklärt.

Die Bestrebungen der Gewerkschaften nach gesetzlicher Regelung des Arbeitsvermittlungswesens gehen ziemlich weit zurück. Schon der Internationale Kongreß in Zürich im Jahre 1893 forderte eine Regelung der Arbeitsvermittlung nach dem Vorbild der Pariser Arbeitsbörse. Dieses Institut wurde von dem Gemeinderat zu Paris am 1. Dezember 1886 beschlossen und trat am 28. April 1887 in Tätigkeit. Es hatte die Aufgabe, der Arbeitsvermittlung zu dienen und regelmäßige statistische Erhebungen über die Arbeitslöhne in Paris sowie den Industriezentren Frankreichs

und des Auslandes vorzunehmen. Hierzu wurde der Arbeitsbörse ein eigenes großes Gebäude zur Verfügung gestellt und die Kosten des Lokals sowie die Befoldung der Beamten von der Stadt übernommen. Das leitende Komitee wie die Verwaltungsmitglieder hatte die organisierte Arbeiterschaft zu wählen, in deren Händen auch die Arbeitsvermittlung ruhte. Die Einrichtung bewährte sich, und nach ihrem Vorbilde wurden in einer ganzen Anzahl größerer französischer Städte Arbeitsbörsen geschaffen. Auch im Ausland, so in Italien, Belgien und Portugal, fand dieses Beispiel Nachahmung. In verschiedenen Städten der Schweiz wurden ähnliche Einrichtungen getroffen, die heute noch bestehen. Eine allgemeine Regelung der Arbeitsvermittlung ist damit aber nirgends eingeführt worden. Dagegen hat England auf diesem Gebiete einen erheblichen Schritt vorwärts getan, indem es im Jahre 1910 staatliche Arbeitsnachweise einführte. Zurzeit bestehen dort 1 Zentralarbeitsnachweis, 8 Bezirksarbeitsnachweise und 430 Ortsarbeitsnachweise. Diese Arbeitsnachweise bilden die Grundlage der für das Baugewerbe, den Maschinen-, Schiffs- und Wagenbau, die Eisengießerei und Sägemüllerei geschaffenen staatlichen Arbeitslosenversicherung. Ähnlich, aber auf kommunaler Grundlage, ist die Arbeitsvermittlung in Dänemark organisiert.

In Deutschland fanden die Forderungen der Arbeiter bei der Regierung recht wenig Beachtung. Aber die Kämpfe zwischen Arbeiter und Unternehmer um den Arbeitsnachweis führten in einer Anzahl von Berufen zur Errichtung von paritätischen Vermittlungsstellen. Der gleiche Umstand wie auch die Unzulänglichkeit der privaten Stellenvermittlung veranlaßte auch viele Gemeinden zur Gründung von kommunalen oder von den Gemeinden unterstützten Arbeitsnachweisen. Die Gewerkschaften standen dieser Entwicklung zunächst wenig freundlich gegenüber. So wurde noch auf dem zweiten Kongreß der Gewerkschaften Deutschlands im Jahre 1898 in einer dort angenommenen Resolution erklärt: daß jede Erwägung der Möglichkeit einer gemeinsam geführten Arbeitsvermittlung zwischen Arbeiter und Arbeitgeber grundsätzlich abzulehnen sei. Ebenso wird darin als Irrtum bezeichnet, von der Errichtung kommunaler Arbeitsnachweise eine Verbesserung des bestehenden Zustandes zu erwarten. Die kommunalen Arbeitsnachweise würden vielmehr bei eintretenden Differenzen eine ständige Gefahr für die Arbeiter insofern bilden, daß diese ihren Interessen entgegen gehandhabt werden.

Das Mißtrauen der Arbeiter gegen die paritätischen und kommunalen Arbeitsnachweise war durchaus nicht unbegründet. Bei einem großen Teil dieser Institute war die Parität nur ein Aushängeschild, hinter dem sich bureaukratischer Geist und Arbeiterfeindlichkeit verbargen, auf die Interessen der Arbeiter wurde keine Rücksicht genommen und die Vermittlungstätigkeit auch während der Dauer von Streiks und Aussperrungen uneingeschränkt zugunsten der bestreikten oder aussperrenden Unternehmer fortgesetzt. Nicht viel besser lagen die Verhältnisse bei den kommunalen Arbeitsnachweisen. Die Arbeiter blieben bei deren Ausgestaltung und Tätigkeit ohne Einfluß, was mit dazu beitrug, daß nur wenige kommunale Arbeitsnachweise eine größere Bedeutung erlangten. Je mehr aber die Arbeiter politischen Einfluß in den Gemeindevertretungen gewannen, um so besser wurde die kommunale Arbeitsvermittlung, so daß der 1899 in Frankfurt a. M. stattfindende dritte Gewerkschaftskongreß anerkannte, daß unter den bestehenden Verhältnissen an manchen Orten für eine Reihe von Berufen die Beteiligung der Arbeiterschaft an den kommunalen Arbeitsnachweisen von Vorteil sein kann, weshalb solche auch unter verschiedenen von dem Kongreß aufgestellten Voraussetzungen empfohlen wurde. Ebenso erklärte der Kongreß, daß die paritätischen Arbeitsnachweise nicht zu verwerfen seien, wenn es den Arbeitern dadurch gelingt, zugleich ihre Lohn- und Arbeitsverhältnisse günstiger und stabiler zu gestalten. Noch schärfer kam die innerhalb der Gewerkschaften sich vollziehende Wandlung der Anschauungen auf dem Dresdener Gewerkschaftskongreß im Jahre 1911 zum Ausdruck, indem eine dort angenommene Resolution die Förderung der Arbeitsvermittlung

durch das Verbot der privatgewerblichen Stellenvermittlung und die Errichtung öffentlicher gemeinnütziger gebührenfreier Arbeitsnachweise unter paritätischer Leitung verlangte.

Ihren vorläufigen Abschluß fand die gewerkschaftliche Behandlung der Arbeitsvermittlung in den Forderungen einer im Februar d. J. in Berlin tagenden Gewerkschaftskonferenz an die Reichsregierung, wonach im ganzen Reich für jede größere Gemeinde mit ihren Vororten sowie für je einen Bezirk von kleineren Gemeinden ein paritätisches Arbeitsamt errichtet werden soll. Diese Arbeitsämter sollen für bestimmte Landesteile bzw. Einzelstaaten zu Verbänden zusammengefaßt und einem Reichsarbeitsamt als Zentrale unterstellt werden. Hervorzuheben ist, daß diese in einer Anzahl von Leitfäden noch weiter detaillierte Forderung sowohl die Zustimmung der freien Gewerkschaften als auch der christlichen Gewerkschaften, der deutschen Gewerksvereine und der polnischen Berufsvereinigung gefunden hat, die deutsche Arbeiterschaft somit in dieser Frage einig und geschlossen dasteht.

Es bleibt nun abzuwarten, welche Stellung die Reichsregierung zu dieser Frage einnimmt. Die Erklärung des Staatsministers Delbrück in der letzten Sitzung des Reichstags zu dieser Frage war sehr unverbindlich gehalten: Die Regierung werde die aufgestellten Forderungen prüfen. Damit wird man sich aber zunächst zufrieden geben und das Resultat der Prüfung abwarten müssen.

Würdigt die Regierung die auf dem Gebiete der Arbeitsvermittlung bestehenden Verhältnisse in objektiver Weise, so muß sie das Verlangen nach einer gesetzlichen Regelung als berechtigt anerkennen. Die Beseitigung der dem Arbeitsvermittlungswesen anhaftenden Mißstände und Unzulänglichkeiten sowie dessen wirkliche Neutralisierung kann lediglich in der Richtung der aufgestellten Forderungen erfolgen. Nur auf diese Weise ist eine ausreichende und einwandfreie Uebersicht über die Lage des Arbeitsmarktes wie auch eine geeignete Grundlage für die Durchführung einer sich über das ganze Reich erstreckenden Arbeitslosenversicherung zu erlangen.

Notiz.

Der englische und der französische Handel während der ersten fünf Kriegsmonate.

Will man den Einfluß des Krieges auf den Handel feststellen, so muß man zwei Momente in Betracht ziehen. Einmal ist der Krieg während einer schon eingetretenen Wirtschaftskrise ausgebrochen, als der Handel infolgedessen schon an und für sich im Sinken gewesen war. Dann ist infolge des Krieges eine ungeheuerliche Aenderung in den Preisen der Waren eingetreten. Man vergleiche nur die Preise von Getreide und von Baumwolle vor und nach dem Kriege, um einzusehen, daß die Werte der ein- und ausgeführten Waren nach dem Kriegsausbruch mit denen vor dem Kriegsausbruch gar nicht mehr vergleichbar sind. Schließlich darf auch nicht vergessen werden, daß auf den Handel auch die Ein- und Ausfuhr von Kriegsmaterialien, die jetzt naturgemäß sehr groß ist, einwirkt.

All diese Momente zu berücksichtigen, um ein getreues Bild des Handels während des Krieges zu erlangen, ist momentan noch nicht ganz möglich, erfordert auf jeden Fall weitgehende und detaillierte Untersuchungen. Ich entnehme daher dem Londoner „Economist“ vom 20. Februar eine Uebersicht über den englischen Handel auf der Grundlage des Preisstandes vom 19. März. Danach stellte sich der Handel im Jahre 1914 in Millionen Pfund Sterling:

Einfuhr:	In den Monaten Januar—Juli.		
	Nach den Preisen von 1914	Preisbasis 1913	1913
Nahrungsmittel, Getränke und Tabak	160,0	157,8	162,4
Rohstoffe	158,0	162,6	162,4
Fabrikate	115,3	116,6	114,0
Verschiedenes	1,9	1,9	1,7
Zusammen	435,2	438,9	440,5

Ausfuhr:	Nach den Preisen von 1914	Preisbasis 1913	1913
	Nahrungsmittel usw.	17,1	17,3
Rohstoffe	40,3	40,8	40,3
Fabrikate	236,3	236,9	241,9
Verschiedenes	6,2	6,0	5,7
Zusammen	299,9	301,0	304,2
Wiederausfuhr	67,1	73,4	67,4
Einfuhr:	In den Monaten August—Dezember.		
Nahrungsmittel usw.	137,9	118,5	127,8
Rohstoffe	78,5	84,7	119,4
Fabrikate	45,1	48,7	79,6
Verschiedenes	0,7	0,7	1,4
Zusammen	262,2	252,6	328,2
Ausfuhr:	In den Monaten August—Dezember.		
Nahrungsmittel usw.	9,8	8,9	16,3
Rohstoffe	16,4	16,9	29,6
Fabrikate	101,9	102,8	169,5
Verschiedenes	2,2	2,3	5,6
Zusammen	130,3	130,9	221,0
Wiederausfuhr	28,4	30,7	42,2
Gesamthandel	420,9	414,2	591,4

In den Monaten Januar bis Juli 1914 ist die Ein- wie die Ausfuhr gegenüber der gleichen Zeit im Jahre 1913 noch verhältnismäßig wenig zurückgegangen. So sank die Ausfuhr von Fabrikaten von 241,9 auf 236,9, hatte sich also nur um 5 Millionen Pfund Sterling (2,1 Proz.) vermindert. Nach Ausbruch des Krieges sank der Gesamthandel von 591,4 auf 420,9 oder nach der Preisbasis 1913 auf 414,2 Pfund Sterling, also um 170½ Millionen (bzw. 177,2 Millionen) Pfund Sterling, oder um fast 30 Proz. Die Einfuhr von Nahrungsmitteln schien dem Werte nach größer als im Vorjahre zu sein, ist aber in Wirklichkeit um 9,3 Millionen Pfund geringer. Umgekehrt war die Einfuhr der Rohstoffe größer, als es aus den offiziellen Handelszahlen folgt, was auf die Entwertung der Rohbaumwolle zurückzuführen ist. So war Baumwolle für 13,3 Millionen Pfund eingeführt; nach dem Preisstand von 1913 hätte die eingeführte Baumwolle aber einen Wert von 19,5 Millionen Pfund gehabt, also genau um 6,2 Millionen Pfund mehr.

Der Preis der ausgeführten Ware hat sich durchschnittlich wenig verändert. Im allgemeinen ging die Ausfuhr um 40 Proz., die von Fabrikaten um 39,3 Proz. zurück.

Der britische Außenhandel im Januar und Februar 1915 war in der Einfuhr dem Wert nach sogar bedeutender als im Vorjahre, in der Ausfuhr aber um 38,9 Prozent geringer. Im Januar war die Einfuhr nur wenig geringer als im Vorjahre, im Februar um 5,2 Proz. größer; die Ausfuhr ist im Januar um 40,1 Proz., im Februar um 36,5 Proz. hinter den entsprechenden Zahlen des Vorjahres geblieben. Betrachtet man die Einfuhr genauer, so bemerkt man, daß nur die Einfuhr von Nahrungsmitteln, und zwar bloß von Getreide, Zucker und Butter gestiegen ist, der Import der anderen Gegenstände ist zurückgegangen. Relativ am stärksten ist ferner die Ausfuhr von Rohstoffen (um ⅔), dann aber auch die von Fabrikaten (um ⅓) zurückgegangen. Die Ausfuhr von Maschinen sank von 3,03 auf 1,28, von Baumwollfabrikaten von 10,52 auf 5,94 Millionen Pfund Sterling.

Eine Uebersicht des englischen Handels nach den Ländern geordnet für die Zeit des Krieges bringt der „Economist“ nicht. Da aber in den ersten sieben Monaten sich der Handel im allgemeinen auf der Höhe des vorjährigen bewegt hat, so kann man den Ausfall im Verkehr mit den Ländern, wie er aus folgender Tabelle hervorgeht, im großen ganzen auf Kosten des Krieges setzen. Der britische Handel im vollen Jahre 1914 war (in Millionen Pfund Sterling):

	Einfuhr		Ausfuhr	
	1913	1914	1913	1914
Brit. Kolonien	191,51	188,07	191,31	171,597
darunter Indien	75,59	67,93	81,63	71,53
Australien	38,06	36,95	34,47	33,63
Neu-Seeland	20,34	22,98	10,84	9,42
Kanada	30,49	31,42	23,79	17,26
Südafrika	12,49	11,13	22,18	18,82
mit anderen Ländern	577,22	509,36	329,94	258,63
darunter mit Rußland	40,27	28,12	18,10	13,86
Frankreich	46,35	37,79	28,93	25,86
Belgien	23,38	16,10	13,24	8,26
Japan	4,39	4,11	14,53	8,36
Deutschland	80,41	46,93	40,68	23,07
Oesterreich-Ungarn	7,70	4,39	4,48	2,67
Türkei	5,42	4,05	7,70	5,87
Ver. Staaten	141,65	138,62	29,29	34,17
China	4,67	4,78	14,84	12,99

Man sieht daraus, daß der Handel Englands mit fast allen Ländern zurückging. Allein der Export nach den Vereinigten Staaten ist bedeutend angewachsen.

Beim Außenhandel Frankreichs ist vor dem Kriege die Einfuhr von 4,96 auf 4,91 Milliarden Franken gestiegen, weil die Einfuhr von Nahrungsmitteln sich um 100,5 Millionen Franken erhöht hat, während der Import von Fabrikaten gleichzeitig um 52,4 Millionen Fr. zurückgegangen ist. Die Ausfuhr ist umgekehrt von 3,84 auf 3,91 Milliarden Franken, also um 66,62 Millionen Franken zurückgegangen. Wie zu erwarten ist, hat sich am stärksten vermindert der Export von Fabrikaten, der von 2,009 auf 2,075 Milliarden, also um 66 Millionen Franken sank, ferner der Export von Nahrungsmitteln, der um 47,42 Millionen Franken geringer wurde. Die beginnende Wirtschaftskrise machte sich somit schon fühlbar. Als aber der Krieg ausgebrochen war, kam der Außenhandel fast völlig zum Stocken.

	Einfuhr		Ausfuhr	
	1914 Mill. Fr.	1914 weniger als 1913 in Proz.	1914 Mill. Fr.	1914 weniger als 1913 in Proz.
Nahrungsmittel	620,13	25	212,2	43,5
Rohstoffe und Halbfabrikate	614,14	69	206,7	74
Fabrikate	151,00	78	539,8	65

Der französische Handel hat also noch viel stärker gelitten als der englische, und zwar auch der mit seinen Verbündeten und mit den neutralen Ländern. Er betrug von August bis Dezember:

	Einfuhr		Ausfuhr	
	1914 Mill. Fr.	1914 gegen 1913 in Proz.	1914 Mill. Fr.	1914 gegen 1913 in Proz.
Rußland	56,98	— 72	7,18	— 80
England	224,23	— 50	331,61	— 45
Schweiz	25,56	— 57	73,80	— 62
Italien	37,63	— 64	44,77	— 66
Spanien	57,74	— 55	30,85	— 55
Vereinigte Staaten	263,70	— 36	137,79	— 27
Brasilien	57,84	— 21	7,37	— 79
Argentinien	36,37	— 60	19,77	— 75
Algerien	106,95	— 25	113,23	— 48
Marokko	4,30	— 56	22,28	— 63

Nicht nur der Handel mit Rußland stößt fast gänzlich, sondern auch der mit England hat sich auf die Hälfte reduziert. Ebenso hat sich der Verkehr mit den neutralen Ländern sehr stark (um $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$) vermindert. Sp.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 4

Ausgegeben am 23. April 1915

33. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Treibende Kräfte.

Von Kurt Eisner.

I.

Seit einem Jahrzehnt etwa bemühe ich mich um die bisher durchaus unbelohnte Aufklärung über die politische Bedeutung jener Vereinigung, die unter der Firma des *Alldeutschen Verbandes* für ein größeres Deutschland wirkt. Selbst heute noch werden in unserer Parteipresse und auch in weitverbreiteten bürgerlichen Blättern die *Alldeutschen* fast immer nur im Tonfall des Spottes genannt. Ein kleines Häuflein! Leute, die keinerlei Rolle im öffentlichen Leben Deutschlands spielen! Ueberspannte, kaum ernst zu nehmende Weltmachtphantasten! So etwa ist die Meinung.

Die bürgerliche Opposition von ehemals besaß ein feineres Verständnis für die raslose Wirksamkeit der „kleinen, aber mächtigen Partei“, die 1848 verschüttete. Der deutsche Parlamentarismus führt auch darin irre, daß man in den alltäglich wegen ihrer rednerischen Tätigkeit genannten und bekannten Persönlichkeiten diejenigen zu sehen glaubt, die neben den Regierungen die Dinge lenken. Das ist ebenso wenig richtig wie der Glaube, daß unsere große Presse, die „Weltblätter“, die Wirklichkeiten der deutschen Politik spiegeln. Nur deshalb wirken bei uns alle Ereignisse als über uns hereinbrechende Plöghlichkeiten und Ueberraschungen, weil die allgemeine Oeffentlichkeit sich für die Zirkel nicht interessiert, in denen die deutsche Politik tatsächlich organisiert wird. Was gar die auswärtige Politik anlangt, so hat bei uns die innere Teilnahme an den Weltproblemen erst genau in dem Augenblick begonnen, da der Weltkrieg die denkbar ungünstigste Stimmung wob, um die Zusammenhänge der internationalen Politik zu erkennen.

Wer übt — das Spiel der wirtschaftlichen Triebkräfte persönlich verlebendigt — in Deutschland den entscheidenden Einfluß auf den Gang der auswärtigen Politik? Niemand anders seit einem Vierteljahrhundert als eben die *Alldeutschen*. Sie haben einen größeren Einfluß auf die Richtung der Politik gewonnen als selbst die mächtigen Interessenverbände des großen Grundbesitzes und des Kapitals. Sie haben im Laufe der Zeit mehr durchgesetzt als alle politischen Parteien und sämtliche parlamentarischen Fraktionen Deutschlands zusammengenommen. Immer in schroffster und rückwärtslosester Opposition gegen die Regierungen, von den Offiziösen bekämpft, von der Massenpresse totgeschwiegen, haben sie schließlich sicher, wenn auch nicht sofort und in vollem Umfang, ihre Pläne durchgesetzt. In steter Abwehr ihrer „userlosen Politik“ ist die Politik der Verantwortlichen selbst mehr und mehr *alldeutsch* geworden, indem sie sich immer hinterher dem unterwarf, was sie erst im Einklang mit der gesamten von Berlin aus

zentralistisch bearbeiteten öffentlichen Meinung ablehnte. Von der ersten Flottenvorlage bis zum letzten Wehrgesetz sind alle Rüstungspläne aus den Kreisen der Alldeutschen hervorgegangen. Sie waren der Vortrupp. Sie haben zweimal die Marokkofrage bis zum Abgrund des Weltkrieges vorwärtsgetrieben. Schließlich ist ja der Sultan Abd el Aziz, den ich anfangs 1906 zum Helden einer leider nicht beachteten Schrift machte, soweit die westeuropäischen Fragen die Katastrophe herbeigeführt haben, doch der „Sultan des Weltkrieges“ geworden.

Als im Sommer 1911 plötzlich der Panther vor Agadir auftauchte, war die deutsche Öffentlichkeit gänzlich unvorbereitet. Wer sich aber die Mühe genommen hatte, die Propaganda und die Veröffentlichungen des Alldeutschen Verbandes zu verfolgen, der konnte schon Monate zuvor mit unbedingter Sicherheit voraussehen, daß eines Tages mit der fälligen Pünktlichkeit einer Nummer des Wochenblatts des Verbandes, der „Alldeutschen Blätter“, eine Weltkrisis erscheinen würde. Für die Leser der „Alldeutschen Blätter“ kam in der Tat der Panther genau so selbstverständlich, gleichsam im voraus auf ein halbes Jahr abonniert, wie ihr Leiborgan. Wir erinnern uns auch: Plötzlich ein ungeheurer Jubel in der ganzen bürgerlichen Presse, besonders in der Provinz über die „erlösende Tat“ des Panthersturms! Was bisher nur die Alldeutschen Blätter in ihrer verborgenen Existenz propagiert hatten, nahm jetzt die große Presse auf. Man suchte mit allen Mitteln die Angelegenheit zu den letzten Konsequenzen zu treiben. Vergebens bemühten sich damals die Offiziösen zu beruhigen. Monate hindurch waren die Pressagenten des Alldeutschen Verbandes die Stärkeren. Der Herausgeber der „Grenzboten“, C. E. N. O. W., ein Vertrauensmann des auswärtigen Amtes, sprach damals von der Betriebbarkeit eines Kruppischen Pressbüreaus. Und als es der verantwortlichen Regierung noch einmal gelang, den Sturm zu beschwören, setzte sofort eine neue leidenschaftliche Agitation der Alldeutschen ein. Unter dem unmittelbaren Eindruck des unwillkommenen deutsch-französischen Ausgleichs schrieb General von Bernhardi sein verhängnisvolles Buch „Deutschland und der nächste Krieg“.

Das Programm des Alldeutschen Verbandes ist einfach und klar. Die „völkischen“, allgermanischen Phantasien sind nur eine nebensächliche Ideologie zum Vergnügen der dem Verband anhängenden Oberlehrer und Professoren. Das wirkliche Ziel ist die Erwerbung deutscher Siedlungskolonien, in denen deutsche Bauern ackern können; die uns Rohprodukte für die Industrie hergeben und im Austausch deutsche Fabrikate brauchen; das ist der „sichere Markt“, der Traum der deutschen Exportindustrie. Erreicht werden kann, nach der Anschauung der Alldeutschen, dieses Kolonialreich nur durch Verstärkung der Machtstellung Deutschlands in Europa. Dazu bedarf es einmal der Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht bis zum letzten Mann, und eines ungehemmten Ausbaues der Flotte, für deren Gebrauchstüchtigkeit wieder der Erwerb von Kohlenstationen und Flottenstützpunkten unerlässlich ist. Hinter diesem Programm des Alldeutschen Verbandes aber und seinen mannigfachen Verzweigungen und Tochtergesellschaften stehen der Bund der Landwirte, der Zentralverband der Industriellen und andere Unternehmerverbände, ein Teil des Finanzkapitals, vornehmlich das Reederkapital und zuletzt — und das ist die Besondere dieses Verbandes —

als Exekutive ehemalige Generale und Admirale. Daneben verfügen sie über einen überall ausgebreiteten Stab von „Intellektuellen“. Da diese zumeist durch Reisen im Ausland gewisse Kenntnisse und Erfahrungen gewonnen haben, sind sie der Presse als sachkundige Mitarbeiter jedesmal dann willkommen, wenn über irgendeine Frage der Weltpolitik ein Konflikt ausbricht; dann tauchen diese alldeutschen Propagandisten als Mitarbeiter und Informatoren der Presse massenhaft auf wie Schnecken nach einem Gewitterregen; und die öffentliche Meinung ist nahezu wehrlos ihrer Agitation preisgegeben. Das Geheimnis und die Gefahr ihres Einflusses aber liegt gerade darin, daß, während die Öffentlichkeit von den Ereignissen allemal überrumpelt wird, die Alldeutschen sie in zäher Energie, durch Jahre hindurch, vorbereitet haben.

Als im Sommer 1914 der Weltkrieg ausbrach, wirkte er für die große Masse des deutschen Volkes wie ein betäubender Schlag. Noch wenige Tage vorher konnten Leute, die mußten, was bevorstand und die zu warnen und vorzubereiten suchten, von „führenden“ Männern der Öffentlichkeit hören, sie seien verrückt. Aber wer sich daran gewöhnt hatte, in den bescheidenen „Alldeutschen Blättern“ eine reichere Quelle der Aufklärung zu finden, als in den großen Papieren von Frankfurt oder Köln, für den war das Herannahen des Weltgewitters längst kein Geheimnis. Seit der zweiten Marokkokrise war in dem Organ des Alldeutschen Verbandes der Weltkrieg das immer wiederkehrende Stichwort und die deutschen Welt-„Belange“ — das völkische Wort für Interessen — das herrschende Thema. Seit Beginn des Jahres 1914 reiste der Leiter des Alldeutschen Vortrags- und Werbewesens, Dr. Ritter, der kurz vor dem Ausbruch des Krieges entlassen wurde, mit Weltkriegsreden umher, in denen nach bekannter Schablone die Herrlichkeiten des Krieges und die Unsitlichkeit des Friedens nachgewiesen, dann aber die unbedingte Notwendigkeit des Krieges für die Durchsetzung der deutschen Weltbelange dargelegt wurden.

II.

Schon in der ersten Nummer der „Alldeutschen Blätter“ des Jahres 1914 wird in einer Rückbetrachtung auf die Jahrhundertfeiern von 1913 bedeutungsvoll gemahnt: „Vergessen wir nicht, was die Träger und Urheber jener Zeit in sich getragen, mit sich durchkämpft haben, und bewahren wir uns den reinen Willen, den unverzagten Mut und den steten Eifer im Dienst für unser Volk.“

Am 10. Januar wird die Frage untersucht: „Sind wir Schowinisten?“ (Die Rechtschreibung ist völkisch.) Sie wird natürlich verneint. Aber Deutschland braucht Neuland. Da nun die Engländer eine Ausdehnung des Deutschen Reiches nicht dulden, so folgt: „Wenn sie bei dieser Ansicht beharren, dann ist allerdings das deutsche Hochziel ohne Krieg nicht zu erreichen.“

In Nr. 3 wird in einem Leitartikel: „Die Augen auf“ heftig gegen die Kammeräußerung des bayerischen Kriegsministers geschrieben, der in Uebereinstimmung mit dem Ministerpräsidenten von Hertling von den Umtrieben der alldeutschen Militärfanatiker gesprochen hatte. Diesen Protest des Kriegsministers bezeichnen die „Alldeutschen Blätter“ als eine Einmischung in militärische Angelegenheiten des Reichs, die dem Geist und dem Wortlaut der Reichsverfassung widerspreche. Die alldeutschen Fanatiker hätten zuerst

die Lücken in der deutschen Rüstung hervorgehoben und seien deshalb bekämpft worden. Dann aber habe man schließlich eine Wehrvorlage eingebracht, „die genau den Wünschen der alldeutschen Militärfanatiker entsprach“. Und stolz schließt der Artikel, in der Frage der Heeresverstärkung sollten diejenigen, die an den Sünden der Vergangenheit beteiligt seien, „ganz besonders vorsichtig mit Angriffen gegen die treibenden Kräfte unseres völkischen Lebens verfahren“.

In den folgenden Nummern werden neben Sympathiekundgebungen für den Oberst von Reuter mit wachsender Heftigkeit neue Rüstungen gefordert. Es wird auf die Rüstungen Rußlands hingewiesen und ausgerechnet, daß der Dreibund um 90 000 Mann schwächer sei als der Zweibund. In Nr. 5 wird die Politik des Auswärtigen Amtes mit bitterem Hohn kritisiert: „Vertriehen wir uns lieber in ein Maulloch, als daß wir weiter von Mißerfolg zu Mißerfolg taumeln.“

Am 14. März erfolgt in Sperrdruck diese Mahnung:

„Wir hielten und halten heute mehr denn je dafür, daß Deutschland und Oesterreich-Ungarn eine kriegerische Auseinandersetzung mit ihren ostwestlichen Nachbarn auch bei ehrlichem Friedenswillen nicht werden vermeiden können, daß ihnen vielmehr ein furchtbarer Entscheidungskampf aufgezwungen werden wird. . . . Wer den hohen Ernst einer nicht fernen Zukunft absichtlich verschleiern will, weil er davon „Abschwächung der Konjunktur“ befürchtet, der verflündigt sich namenlos schwer am deutschen Volke, der ist des Hochverrats am deutschen Volke zu zeihen.“

Am 4. April werden die Bemühungen der deutsch-englischen Verständigungsvereine verhöhnt:

„So wird ein nicht unwichtiger Teil unseres Volkes . . . über den Ernst der Lage hinweggetäuscht und fortwährend in einem politischen Wolkentududschheim spazieren geführt. Wird dann einmal zur Wirklichkeit, was uns von Jahr zu Jahr, man kann beinahe schon sagen, von Monat zu Monat näher rückt, dann haben wir ein Volk, das zum sieghaften Ueberstehen schwerer Zeiten so geeignet ist, wie eine Gesellschaft Berliner Teeästheten zum Ackerbau.“

Schon die nächste Nummer — vom 11. April — bringt Betrachtungen des Generals Freiherrn von Gebfattel (der zurzeit in gewissen Kreisen Süddeutschlands einen höchst beachtenswerten Einfluß ausübt) über unsere äußeren Feinde. Er knüpft an den Satz eines kriegsbegeisterten Schriftstellers an: das deutsche Volk habe die Folgen auch des Dreißigjährigen Krieges verhältnismäßig leicht überwunden, fraglich aber erfrage, ob es die Folgen eines weiteren 40- bis 50jährigen Friedens überleben würde. Gebfattel meint, das deutsche Volk werde nicht in „Gefahr“ kommen, die Richtigkeit dieses Satzes zu erproben. Er weist dann auf den Haß von Frankreich und Rußland hin und nennt unser Verhältnis zu England geradezu tragisch:

„Nirgends ein stichhaltiger Grund für eine ernsthafte Feindschaft mit diesem unserem nächsten Verwandten. Wir verlangen nichts, als daß es sich nicht in unseren Weg stellt beim Erwerb einer Kolonie, die wir mit dem Uberschuß unserer Bevölkerung besiedeln können. Einigt es sich hierüber mit uns, so könnte eine verlässige und dauernde Freundschaft entstehen, die auch durch den Wettbewerb unserer aufstrebenden erstarkenden Industrie nicht gefährdet zu werden braucht. Sind wir aber verbündet, so beherrschen wir die Welt. . . . Umgekehrt: gerät England mit uns in einen Krieg, so ist seine Weltstellung ernstlich bedroht.“

Ueber Belgien:

„Belgien . . . nimmt eine durchaus unfreundliche Miene gegen uns an.“

Oesterreich: „Es wird wohl so kommen, daß Oesterreich ein starkes Heer gegen den Balkan beziehungsweise gegen Serbien¹ verwenden muß und dann noch etwa der Hälfte der russischen Armee gewachsen bleibt. Rußland wird also gegen das Deutsche Reich immer noch Kräfte verwenden können, die zahlreicher sind als die gesamte Streitmacht, die Deutschland 1870 gegen Frankreich zur Verfügung gestanden hat. Aus allen diesen Erörterungen geht hervor, daß wir seinerzeit — und diese Zeit kann sehr nahe sein — den Hauptstoß der feindlichen Maffen werden aushalten müssen.“

Mitte April findet in Stuttgart eine V o r s t a n d s s i ß u n g des A l l - deutschen Verbandes statt, über die am 25. April berichtet wird. Schon in einer vorausgehenden Begrüßungsversammlung verkündet der Münchener Professor Graf du Moulin-Écart:

„Der Schicksalstag naht . . . Und wäre über uns Ragnarök, die Götterdämmerung, verhängt, dann lieber in tobender Schlacht, als in schleichendem Siechtum.“

Ueber die auswärtige politische Lage erstattete Admiral z. D. Breusing-Berlin Bericht. Die im Sommer 1911 aufs äußerste getriebene Spannung zwischen Deutschland und England habe ein wenig nachgelassen, nicht weil man freundlichere Gefühle gegen uns habe, noch weniger, weil die deutsche Diplomatie mit Glück und Geschick gearbeitet habe, „sondern allein, weil die deutsche Flotte so stark geworden ist, daß England vor ihr Achtung hat. Die tatsächliche Macht, die unsere Flotte darstellt, hat fertig gebracht, was die Unzulänglichkeit der Diplomatie nicht erreicht hat . . . das heißt aber nicht, daß England nun nicht mehr unser Gegner sei oder daß es nicht mehr bereit sei, an feindlichen Mächenschaften oder Unternehmungen anderer Staaten gegen unser Vaterland teilzunehmen“. An Englands Stelle habe Rußland jetzt die vorderste Kampfreihe gegen uns bezogen. Dann heißt es:

„Wir sind seit langem der Ueberzeugung, daß die unnatürlichen Zustände in Europa, der Wille unserer Gegner uns auszuschalten in jeder größeren weltpolitischen Betätigung — daß dies zu kriegerischen Auseinandersetzungen führen muß, daß es sich für uns längst nicht mehr um Biegen handelt, sondern um Brechen. Wir machen es unseren Verantwortlichen zum Vorwurf, daß sie die Entscheidung über den Beginn dieser Auseinandersetzung unserm Gegner überlassen — wir haben das mit dem Schlagwort gekennzeichnet, daß wir aufgehört haben, Subjekt der großen Politik zu sein, daß wir Objekt, schlechthin Objekt geworden sind. Wir verlangen, daß mit dieser Politik des fehlenden Willens und Entschlusses gebrochen wird; wir wollen die Herren unserer Entschlüsse werden, sie uns nicht von außen aufzwingen lassen. (Es wird dann weiter gegen die Politik geeifert, daß durch internationale Verständigungen dem deutschen Kapital die Möglichkeit erleichtert werde, in den portugiesischen Kolonien Afrikas zu arbeiten.) Kein Pfennig deutsches Geld für solches fremde Gebiet! Was wir brauchen, sind eigene Siedlungsländer.“

Die weiteren Ausführungen deuten auf die nicht mehr unbekanntete Tatsache hin, daß gerade damals gewisse Verständigungen auf kolonialpolitischem Gebiete reiften, und gerade gegen diese Verständigung wendet sich Breusing:

¹ Das ist vor Serajewo geschrieben!

„In bezug auf alle Grundfragen der europäischen und der Weltpolitik ist das Entgegenkommen Englands in Afrika, Englands, Rußlands und Frankreichs in der asiatischen Türkei belanglos und darf uns nicht irreführen. Unser Schicksal entscheidet sich in Europa — wie hier die Dinge zur Entscheidung drängen, wissen wir, und wir lassen uns über die Notwendigkeit dieser Entscheidung nicht dadurch hinwegtäuschen, wenn man notgedrungen außerhalb Europas mit uns verhandelt.“

Nachdem der Generalmajor Reim über die wehrpolitische Lage gesprochen und eine sofortige neue Rüstungsvorlage gefordert hatte, wurde eine Entschliebung angenommen, in der gesagt wird:

„Der Gesamtvorstand des Alldeutschen Verbandes stellt fest, daß die nach der Beendigung der Balkankriege erwartete Entspannung der auswärtigen politischen Lage in Europa nicht eingetreten ist, daß diese im Gegenteil durch die außerordentlichen Rüstungen Frankreichs und Rußlands, durch die deutsch-feindliche Stimmung maßgebender Schichten in beiden Nachbarstaaten und durch unfreundliche Handlungen ihrer Regierungen verschärft worden ist. Der Vorstand zieht aus allen diesen Vorgängen den Schluß, daß Frankreich und Rußland den entscheidenden Kampf gegen das Deutsche Reich und Oesterreich-Ungarn vorbereiten, und daß beide loszuschlagen beabsichtigen, sobald sie die Gelegenheit für günstig halten. Der Vorstand ist weiterhin überzeugt, daß dieser Kampf für eine weite Zukunft, vielleicht für immer, über das Schicksal des deutschen Volkes entscheiden wird, und daß das Geschick der anderen germanischen Völker Europas damit aufs engste verknüpft sein wird. In dieser Erkenntnis hält es der Alldeutsche Verband für seine Pflicht: unser Volk zu mahnen, der großen Zeit wachsam und entschlossen entgegenzugehen.“

III.

III das war vor dem Mord von Serajewo. Man beschäftigte sich natürlich auch mit den österreichischen Fragen, aber zumeist nur in kritischen Bemerkungen gegen die slawenfreundliche Politik der österreichischen Regierung. Der „vorzeitige Tod“ Franz Ferdinands wird zwar als „das wichtigste Ereignis seit Bismarcks Entlassung, vielleicht sogar seit dem Tage von Versailles“, bezeichnet; aber eine besondere Bedeutung für die alldeutsche Agitation gewinnt jenes Attentat um so weniger, als man der österreichischen Politik nicht ganz sicher scheint und die Notwendigkeit des Weltkrieges ja von Anfang an als eine westeuropäische Frage deutschen Kolonialerwerbs behandelt hatte.

Man fährt also einstweilen fort, sich gegen die offiziösen Flaumacher zu wenden. Beim Stapellauf des Dampfers „Bismarck“ hatte der Kaiser seine Rede mit dem Bismarckwort geschlossen: „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt“. Im Anschluß an dieses Wort hatte sich die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ gegen die „Entgleisungen“ in einer zu Basel gehaltenen Rede des Admirals Breusing gewendet, der „strategische Theorien für einen deutsch-englischen Zukunftskrieg entwickelt zu haben“ schein. Spitzig bemerkten dazu die „Alldeutschen Blätter“ am 4. Juli:

„Die Offiziösen sind von besonderer Art; sie haben offenbar das Fürchten gründlich gelernt und deshalb halten sie es für sicherer, dem Ausland zu sagen, daß die Kaiserrede in ihrem hochgemuten Schlusse für die mit uns im politischen Wettbewerb stehenden Mächte nichts Bedenkliches enthält.“

Immer schriller klingen nun die Anklagen gegen die auswärtige Politik der Regierung. Hätte man im Marokkhandel nicht nachgegeben, so wird am 11. Juli ausgeführt, so hätten wir alles erreicht, was wir wollten:

„Denn das wußten sie an der Themse so gut wie an der Spree, daß sie, allein auf sich gestellt, einen Krieg gegen das Deutsche Reich mit der Aussicht auf Vernichtung der deutschen Flotte und damit des deutschen Weltmachtstrebens führen konnten, aber nicht im Bunde mit Frankreich! Und die Franzosen sind trotz allen „Glans“ doch noch der logischen Folgerung fähig, daß ihnen, den Geschlagenen von 1870, daselbe wieder passieren kann, und dann, weil das Deutsche Reich sich für die durch England bewirkte Vernichtung seiner Flotte, Sperrung seiner Häfen und Wegnahme seiner Kolonien an Frankreich schadlos halten muß, in einer Weise und mit einer Gründlichkeit, daß an ein Aufstehen sobald nicht mehr zu denken ist.“

Am 4. Juli findet in Berlin eine Sitzung des geschäftsführenden Ausschusses statt, der den Bericht hinausgibt: „Von allen Seiten wurde anerkannt, daß die Lage unseres Volkes seit Gründung des Reiches noch niemals so furchtbar ernst war wie eben jetzt.“ Am 1. August jubeln die „Alldeutschen Blätter“ — nach dem Ultimatum an Serbien —, daß Oesterreich sich „aufgerafft“ habe und die Welt durch politische Maßnahmen überraschte, „die ebenso kaltblütig und klug vorbereitet waren, wie sie eindrucksvoll, ja mit prachtvoller Entschlossenheit durchgeführt worden sind“. Aber es ginge noch um Größeres als bloß um eine Auseinandersetzung zwischen Oesterreich und Serbien: „Wir hören den Schritt der Weltgeschichte. . . . Es wird ein Kampf werden auf Leben und Tod! . . . Es ist eine Lust zu leben. . . .“

Endlich ist es soweit. Am 3. August kommt eine Sondernummer heraus. Unter der Ueberschrift „Waffenlegen“ finden sich die merkwürdigen Sätze:

„Es ist eine Lust zu leben. . . . Die Stunde haben wir ersehnt. . . . Nun ist sie da, die heilige Stunde. . . . Die Russen tückisch und falsch bis zum letzten Augenblick, die Franzosen — vor die überraschende Wirklichkeit gestellt — schlotternd und plötzlich die Rachelust vergessend — England kalt wägend und zaudernd — das deutsche Volk aber jubelt.“

In derselben Sondernummer wird bereits das Kriegsziel entwickelt. Man hat seitdem keine Stunde vorübergehen lassen, um für dieses Kriegsziel zu werben, und es ist bis heute immer wieder gelungen, trotz aller Zensur, die alldeutschen Gedanken auch in weitverbreitete Tagesblätter zu bringen. „U m w a s e s g e h t“, wird am 3. August sehr klar auseinandergesetzt:

„Seit Algeciras, erst recht seit den Monaten nach dem Pantherprung von Agadir, wissen wir, daß die Mächte des Dreiverbandes uns die Luft zum Atmen nicht gönnen, daß wir ersticken sollen in drangvoller Enge, während sie die Welt unter sich verteilen. Das war ein unhaltbarer Zustand. . . . Jetzt geht es aufs Ganze! Die Daseinsmöglichkeit des deutschen Volkes in Europa und Uebersee muß für alle Zukunft gesichert werden. Das bis zur Selbstvernichtung verblendete Rußland zwang uns das Schwert in die Hand — Heil uns, daß es das tat! Nachdem unser Schwert heraus ist, darf es erst wieder in die Scheide, wenn das Ziel erreicht ist, das dieser Krieg mit Naturnotwendigkeit uns sagt:

„Abshütteln wollen und müssen wir die politische Vormundschaft der Mächte des Dreiverbandes;

das selbstherrliche Recht unseres Volkes muß festgestellt werden, sein Gebiet zu bestimmen, sein Gebiet auszudehnen, wie es der Notwendigkeit entspricht;

jeden Einspruch zurückzuweisen, der sich der wirtschaftlichen Sicherung unserer Zukunft widersetzt.“

England wird zunächst gut zugeredet. Die Alldeutschen würden zu Unrecht des Englandhasses beschuldigt: „Um der germanischen Zukunft willen wünschen wir, daß wir in diesem Kampfe uns nicht gegenüberstehen: Wer diesmal unser Feind ist, ist es für immer! Gemeinsames Blut, gemeinsame Ehrbegriffe, gemeinsame Gegner in Gestalt der Slawen: was will die eingebildete Feindschaft der Deutschen dagegen besagen? Es käme dem verruchten Brudermord nahe, wenn England sich zum Bundesgenossen Serbiens, Rußlands und Frankreichs hergäbe.“

Rasch schlägt die Liebe in Haß um. Nachdem am 15. August in „Alldeutschen Feststellungen zur Zeitgeschichte“ der Nachweis geführt wurde, daß die Alldeutschen alles vorausgesagt hätten, wird in der Nummer vom 5. September das „Germanenrecht“ proklamiert:

„Und darum steht es nun auch um uns wie einst in Rom. Wie auch der Ausgang dieses Kampfes sei, ein Rato muß auch uns aus unserem Volke erstehen, der immer wieder die harte Mahnung dem deutschen Volke einhämmert: Britannien muß vernichtet werden! . . . Wir müssen alles sammeln, was deutscher Zunge ist zu einem Reich und Volk. . . . Ein ewig dauernd Herrnvolk wird dann der Menschheit Aufstieg leiten.“

Schon am 28. August hatte sich die Leitung des Alldeutschen Verbandes mit dem Kriegsziel beschäftigt und seinen Vorsitzenden, den Rechtsanwalt Claß in Mainz, beauftragt, eine Denkschrift auszuarbeiten. Diese Denkschrift wurde Anfangs September an die Mitglieder versandt und zugleich eine lebhaftige Werbetätigkeit darüber hinaus entfaltet.

In der Nummer vom 12. September gibt der Admiral Breusing, der bald darauf gestorben ist, interessante Ratschläge, wie Englands Welt Herrschaft zu zerstören sei. Deutschland müsse zunächst eine der englischen ebenbürtige Flotte schaffen:

„Das zweite Notwendige ist, daß wir uns für die Abrechnung mit England Ruhe vor unseren Nachbarn schaffen. Frankreich, Rußland und Belgien müssen in einen Zustand der Ohnmacht versetzt werden, daß sie uns dabei nicht stören können. Das ist unter keinen Umständen zu erreichen, wenn wir diesen Gegnern nicht entsprechende Friedensbedingungen auferlegen, wenn wir sie nach dem Wunsche der Freunde sogenannter „Kulturpolitik“ ohne Gebietsverlust mit einer mäßigen Kriegsschädigung davonkommen lassen. . . . Das dritte Notwendige ist die Entsendung von Diplomaten ins Ausland, die imstande sind, uns Bundesgenossen für die Zerstörung der englischen Welt Herrschaft zu gewinnen.“

Ähnliche Gedanken hatte schon vorher der Generalmajor Reim in einem als Flugblatt weitverbreiteten Artikel der „Täglichen Rundschau“ entwickelt. Die „Alldeutschen Blätter“ fassen ihre Meinung am 26. September in dem Satz zusammen: „Nicht nur auf die Knie muß auch der letzte Feind, sondern glatt auf den Boden.“ Am 3. Oktober wird unter der Ueberschrift „Durchhalte n“ gesagt:

„Es gibt nur einen Willen, eine Meinung: wir dürfen das Schwert nicht aus der Hand legen, bevor unsere Gegner soweit niedergerungen sind, daß sie nicht nur unser Daseinsrecht anerkennen, sondern uns auch die äußeren Bedingungen zugestehen, die unser Dasein endgültig sichern. Ohne dies hätte der ganze Krieg keinen Sinn, hätten wir uns der Herrschergeste des Zaren jügen können.“

In der Nummer vom 14. November wird ein kleiner Ausflug in die innere Parteipolitik unternommen, um das „Loblied“ des Professor Del-

brück auf die Sozialdemokratie zurückzuweisen. Es gäbe wohl noch einige Leute in Deutschland,

„die es für nicht ganz richtig halten und sogar ernste Folgen in der Zukunft davon befürchten, wenn in einem Staat die einfache Erfüllung der vaterländischen Pflicht und das Nichtbegehen hochverräterischer mit Erschießen bestraffter Handlungen bei einer bestimmten politischen Partei für ein großes Verdienst erklärt wird. . . . Sollte man, nachdem es nun doch angeblich keine Parteien mehr gibt, es nicht auch vermeiden, derartiges als Verdienst einer Partei auszusposaunen. . . . Mußte die (sozialdemokratische) Parteileitung nicht aus eigenstem Eigennuß heraus von vornherein Himmel und Hölle aufbieten, um der Gefahr zu begegnen, die Russen, auch nur einige, nach Berlin hineinzulassen, trotz der freundlichen Erlasse, die der Zar an die polnischen und russischen Juden ausgegeben hat?“

„Große Zeiten — kleine Geister“, unter diesem merkwürdigen Stichwort werden am 21. November die D n a e n , R o h r b a c h und andere abgetan, die statt für das greifbare Ziel eines größeren Deutschland für allgemeine Kulturinteressen Feder und Wort führen. Der Haß der ganzen Welt gegen uns sei „der Haß der minderwertigen gegen die höherstehende Rasse“:

„Zum Teufel endlich mit dem ganzen Kulturgeschwätz. . . . Und nur, um uns nicht die Möglichkeit zu verschütten, mit diesem — wie Rudolf Presber es nannte: „Lumpenpack auf Erden“ wieder kulturell zusammenzuarbeiten, nur deshalb wollen wir auf den Preis unserer Opfer verzichten? Als ob auch nur ein einziger Grenadier seine Knochen für diese Art „Kulturbestrebungen“ zu Markte trüge. Wofür unsere Heere, unsere Brüder und Söhne draußen kämpfen, das ist das größere Deutschland, das einem neuen Geschlechte Siedlungs- und Arbeitsmöglichkeit auf lange Zeit hinaus gewährt, und das sind Grenzen, die uns vor einem ähnlichen Ueberfall durch Wegelagerer, wie wir ihn eben jetzt erlebt haben, Sicherheit verheißen!“

Mit der wachsenden Energie, mit der das größere Deutschland verkündet wird — auch in alldeutschen Versammlungen und auf alldeutschen Gantagen — wächst auch die Abwehr gegen die Sozialdemokratie. Professor v. L i s z t hatte geschrieben: „Das Heldengrab des geistig bedeutendsten Führers der Sozialdemokratie (Frank) als eines der ersten für das deutsche Vaterland Gefallenen soll immer ein besonderes Heiligtum der Nation bleiben.“ „Unsere Heiligtümer sollen wir Deutsche also zukünftig auch in dieser Richtung suchen“, bemerken dazu die „A l l d e u t s c h e n B l ä t t e r“.

Sehr deutlich wird in einer Kritik einer Schrift des Professors D s t e r r i e t h , der statt weitergehender Annexionen geraten hatte, sich mit französischen Grenzberichtigungen in Mittelafrika und dem Erwerb des belgischen Kongo zu begnügen, um so zu einem Bündnis mit England und Frankreich zu kommen —, der letzte geheimste Gedanke ausgesprochen:

„Kommt es nicht fast einer Schmähung des deutschen Auswärtigen Amtes gleich, ihm zuzutrauen, es habe um solcher Ziele willen das deutsche Volk in den Krieg geführt!“

Später, in der Nummer vom 12. Dezember, wird auch eindringlich davor gewarnt, die verschiedenen Feinde rein gefühlsmäßig verschieden zu bewerten. Man dürfe über England Frankreich nicht vergessen. Und ganz in Uebereinstimmung mit der schon des öfteren hervorgehobenen alldeutschen Strategie, daß der Weg zum größeren Deutschland über die Vernichtung Frankreichs führe, wird ausgeführt:

„Gewiß sind zwischen Frankreich und uns einmal friedliche Beziehungen von Dauer möglich, jedoch erst von dem Augenblicke an, in dem wir Frankreich so niedergeworfen haben, daß ihm eine neue Erhebung gegen uns zur Unmöglichkeit geworden ist.“

Zur Verstärkung dieser Losung: nieder mit Frankreich — wird dann noch hinzugefügt:

„Schließlich liegt aber in dem einseitigen Hasse gegen England zweifellos auch insofern eine Ungerechtigkeit, als England den Krieg gegen uns sicher nicht zu seinem Privatvergnügen, sondern nach Ueberzeugung der englischen Staatsmänner in Wahrung und Verteidigung seiner bestehenden und von uns vermeintlich bedrohten Rechte und Belange begonnen hat. Kein Einsichtiger hat in Deutschland ernstlich an der Notwendigkeit einer englisch-deutschen Auseinandersetzung gezweifelt.“

Als Weihnachtsbotschaft wird schließlich ein Aufruf im Dezember verbreitet, um alle Deutsche zu sammeln, die bereit sind, den Kampf bis zur Erstreichung des alldeutschen Zieles durchzuführen. Und selbstbewußt wird festgestellt:

„Der vielbefehdete Alldeutsche Verband hat in allen seinen Voraussetzungen, Mahnungen, Warnungen Recht behalten, er hat sich in Wahrheit als das „Gewissen des deutschen Volkes“ erwiesen.“

* * *

Wer auch in Kriegszeiten nicht unterläßt, zu fordern, daß die **W o r t e**, mit denen man bombardiert wird, einen **S i n n** haben sollen, muß erkennen, daß jener Aufruf zum **D u r c h h a l t e n** nur dann aufhört, ein leeres Wort zu sein, wenn zugleich klar gesagt wird, welches das Kriegsziel sei, bis zu dem man durchhalten müsse. Auch welchen militärischen Zustand man als „**S i e g**“ aufzufassen sich entschliefte, hängt von dem Kriegsziel ab. Ebenso steht es mit den Redewendungen vom „**e h r e n v o l l e n**“ oder vom „**f a u l e n**“ **F r i e d e n**. Ehrevoll ist eben der Friede, in dem das von dieser oder jener Richtung aufgestellte Kriegsziel erreicht wird; faul, wo man weniger zu erreichen sucht oder zu erreichen vermag. Es folgt daraus, daß die Dauer des Krieges nicht nur von dem Grad der militärischen und wirtschaftlichen Zurückdrängung und Erschöpfung der einen oder der anderen Partei abhängt, sondern insbesondere von der Art des Kriegsziels, das, je höher es vom Standpunkt einer Kriegspartei gesteckt ist, um so mehr beide Kriegsparteien zwingt, bis zum letzten Mann und bis zum letzten Stückchen Brot — „durchzuhalten“. Und auch die andere Erwägung ist ohne weiteres einleuchtend: Je größere Opfer der Krieg fordert, um so mehr wird auf allen Seiten die Stimmung sich durchsetzen, daß man diesen Krieg doch nicht „umsonst“ geführt haben dürfe.

Darin liegt die Kraft der alldeutschen Propaganda, daß sie ein solches **p o s i t i v e s** Kriegsziel fordert. Ich glaube, daß die Sozialdemokratie, wenn sie auf den weiteren Verlauf der Dinge Einfluß gewinnen will, ihrerseits gleichfalls ein großes **p o s i t i v e s** Kriegsziel mit aller Kraft propagieren müsse, ein Ziel, das in der Richtung unserer Auffassungen der deutschen und der **e u r o p ä i s c h e n** Entwicklung, im **g e m e i n s a m e n** Interesse aller Völker, **v o r w ä r t s** führt. Ueber dieses sozialdemokratische Kriegsziel heute deutlicher zu reden, ist freilich nicht möglich. Aber rüsten wir uns rechtzeitig auf die kommende verhängnisvolle Stunde!

Zwei Schriften zum Umlernen.

Von K. Kautsky.

d) Der Begriff des Imperialismus.

Die Methode Cunows im vorliegenden Schriftchen, sich auf bloße Andeutungen zu beschränken, macht sich wohl am stärksten in jenem Kapitel bemerkbar, in dem er über die Notwendigkeit des Imperialismus spricht und jene Genossen abkanzelt, die sie leugnen. Es gibt wenige Worte, die so allgemein als etwas Selbstverständliches behandelt und vorgebracht werden wie heute das Wort Imperialismus. Und doch gibt es wenige Worte, die verschiedenartiger aufgefaßt und gebraucht werden als dieses. Wenn Cunow gegen einen Autor wegen seiner Anschauungen vom Imperialismus polemisiert, müßte er mindestens erkennen lassen, wie der Angegriffene das Wort definiert. Cunow sieht nicht nur davon ab, er vermeidet überhaupt jedes wörtliche Zitat und schert alle, die über den Imperialismus geschrieben haben, über den gleichen Kamm. Ich könnte nicht mit Bestimmtheit behaupten, welche Autoren Cunow bei seiner Polemik eigentlich im Auge hat. Das große Publikum, das mit unserer Literatur wenig vertraut ist, wird aus Cunows Ausführungen zu dem Schlusse getrieben werden, daß in der ganzen Sozialdemokratie die heillose Verwirrung nicht nur über den Begriff des Imperialismus, sondern auch über unsere Politik ihm gegenüber herrscht. Aber diesen Eindruck wollte doch Cunow nicht hervorrufen?

Schon im Anfang seiner Auseinandersetzungen über den Imperialismus drückt er sich in einer Weise aus, die den Glauben erwecken muß, wir tappten in der Frage des Imperialismus völlig im dunkeln. Er sagt:

„Ich muß gestehen, fast nirgends habe ich die Darlegung gefunden: Die neue imperialistische Entwicklungsphase ist ebenso eine aus den neueren inneren finanziellen Lebensbedingungen des Kapitalismus herausgewachsene Entwicklungsperiode, eine ebensolche notwendige Durchgangsstufe zum Sozialismus, wie die früheren Entwicklungsetappen, z. B. die Herausbildung der großen, maschinellen Industrie. Sie ist nur ein vorgeschrittener, potenziierter Kapitalismus, in dem jetzt nicht mehr, wie bisher, das eigentliche Industriekapital, sondern das zur Macht gelangte Finanzkapital die erste Geige spielt.“ (Seite 14.)

In diesen Ausführungen wird der Leser leicht den Vorwurf sehen, die sozialistische Theorie habe es versäumt, zu untersuchen, in welcher Weise der Imperialismus „aus den neuen inneren Lebensbedingungen des Kapitals“ herausgewachsen ist. Unsere Theorie habe es versäumt, den „vorgeschrittenen, potenzierten Kapitalismus“ zu untersuchen, „in dem jetzt nicht mehr wie bisher das eigentliche Industriekapital, sondern das zur Macht gelangte Finanzkapital die erste Geige spielt“.

Aber der Ausdruck „Finanzkapital“ deutet schon auf Hilferdings Buch hin, in dem gerade das, was Cunow fordert, in ausführlichster und gründlichster Weise erforscht und der terminus technicus des „Finanzkapitals“ geprägt wurde. Diese Untersuchungen sind von den sozialistischen Theoretikern eingehellig akzeptiert worden, und da kommt Cunow und klagt, daß er fast nirgends derartiges gefunden habe! Er hätte sagen müssen, daß nirgends in der bürgerlichen Literatur eine Darlegung dieser Art zu finden sei, daß die Marxisten in der theoretischen Erforschung der neuesten Entwickel-

lungsperiode des Kapitalismus der bürgerlichen Wissenschaft weit voraus seien. Statt dessen läßt Cunow auf einen Bankerott unserer Theorie schließen!

Er fährt fort:

„Ist aber der Imperialismus nichts Zufälliges, sondern eine notwendige Etappe auf dem zum Sozialismus führenden kapitalistischen Entwicklungswege, dann ist die Forderung: „wir dürfen den Imperialismus nicht aufkommen lassen; wir müssen ihn entwurzeln!“ genau solche Albernheit, wie wenn man in der Anfangszeit der maschinellen Großindustrie gesagt hätte: „Keine Maschine darf geduldet werden, zerstören wir sie und schreiben wir vor, daß fortan nur handwerksmäßig produziert werden darf!“

Wer diese „Albernheit“ gesagt hat, wie sie begründet wurde, erfahren wir abermals nicht. Cunow vergleicht dann die Gegner des Imperialismus mit beschränkten Handwerksmeistern, die meinten, durch Konservierung veralteter Zustellungen könnten sie dem Siegeszug der kapitalistischen Großproduktion wehren. Ist es nicht genau so lächerlich, anzunehmen, man könne der imperialistischen Phase der kapitalistischen Entwicklung einfach den Weg versperren und ihr Aufkommen verhindern?“

Von der „Wirtschaftsphase“ des Imperialismus heißt es weiter:

„Sie ist eine geschichtliche Vorstufe der Verwirklichung des Sozialismus, die, indem sie die wichtigsten Produktionszweige immer mehr in die Hände großer Kapitalsvereinigungen bringt, die Produktionsleitung von dem Eigentum an den Produktionsmitteln trennt, technisch zusammengehörende Betriebe zum Zusammenarbeiten vereinigt und den Expropriationsprozeß beschleunigt und konzentriert, gewisse organisatorische Vorbedingungen der sozialistischen Wirtschaftsweise herstellt. . . .

Daß der Imperialismus, als wirtschaftliche Erscheinung begriffen, dann nicht einfach verhindert oder entwurzelt werden kann, wenn er eine wirtschaftsgeschichtlich bedingte Entwicklungsphase des Kapitalismus, eine sozialgeschichtliche Notwendigkeit ist — das haben denn auch einzelne klügere Köpfe unter den Imperialismus-Vernichtern erkannt (die meisten sehen freilich diesen Widerspruch gar nicht). Aber, befangen in dem Dogma von der gründlichen Abwirtschaftung des Kapitalismus geben sie nicht ihre Illusionen auf, sondern erklären, eine wirtschaftsgeschichtliche Notwendigkeit sei eigentlich gar keine richtige oder keine volle historische Notwendigkeit, sondern nur eine halbe, vielleicht auch nur eine dreißig- oder zwanzigprozentige — und schließlich kommen sie dann gewöhnlich nach langem Reden und Dehnen der Begriffe zu der Schlussfolgerung, eine historische Notwendigkeit sei überhaupt keine Notwendigkeit, sondern nur eine Möglichkeit.“ (Seite 15.)

Wiederum erfahren wir nicht, wer die noch dazu „klügeren“ Köpfe unter den Gegnern des Imperialismus sind, die solchen Blödsinn verzapfen. Es heißt bei Cunow weiter:

„Warum aber soll denn der Imperialismus, obgleich er in den zur vollen Entfaltung drängenden inneren Lebenskräften des Kapitalismus ökonomisch begründet ist, keine historische Notwendigkeit sein? Weil, nun weiß man sich die Entwicklung, wie es heißt, doch auch anders denken könne, weil doch vielleicht der Kapitalismus auch auf anderem Wege ebenfalls zur Entfaltung seiner Kräfte kommen könne, als auf dem der kolonialen Expansion, die doch immer die Gefahr neuer Kriege heraufbeschwöre usw.“

Und solche spekulative vormargistische Betrachtungsweise nennt man dann obendrein noch streng margistisch! Nicht nur für die margistische, für jede auf wissenschaftlichem Boden fußende Gesellschaftslehre handelt es sich gar nicht um

die Frage, was möglicherweise, vielleicht, unter anderen Umständen sein könnte, und ob man sich nicht auch die Entwicklung als in anderer Richtung verlaufend zu denken vermag, sondern einfach um das, was ist, das heißt, was sich aus den geschichtlich gegebenen Voraussetzungen ergibt und wirklich zur Existenz gelangt, also sich im Entwicklungslauf durchsetzt. Das, was eben in der Entwicklungsfolge Gestalt und Leben gewinnt, ist historisch notwendig. Ob der einzelne sich die Entwicklung anders zu denken vermag, ob sie ihm gefällt, ob sie seinen Moralanschauungen entspricht, ob sie kriegerische Gefahren heraufbeschwört, hat mit der historischen Bedingtheit und Notwendigkeit der Entwicklungsvorgänge nichts zu tun." (Seite 16.)

Soweit Cunow. Ich habe ihn ausführlich zitiert, denn nur dann kann der Leser sich ein eigenes Urteil bilden, wenn er die Argumente beider Seiten in ihren eigenen Worten genau kennt.

Cunows Argumentation wurzelt in seiner Gleichstellung von Imperialismus und modernem Kapitalismus. Imperialismus ist nach ihm „nur ein vorgeschrittener, potenziertes Kapitalismus“, eine „Wirtschaftsphase“, deren Wesen in einer weitgehenden Konzentration des Kapitals besteht.

Auch wenn man diese Definition für richtig ansieht, tut Cunow den „Imperialismus-Bernichtern“ unrecht, wenn er sie Leuten gleichstellt, die an Stelle der Maschinen das Handwerk setzen wollen. Die Rückkehr des modernen Kapitalismus zu rückständigen Methoden fordert keine Imperialismus-Bernichter. Das gibt Cunow selbst zu, wenn er darauf hinweist, ihre Gegnerschaft gegen den Imperialismus beruhe auf dem „Dogma“ oder der „Illusion“ von der „gründlichen Abwirtschaftung des Kapitalismus“. Das heißt also, sie wollen die modernste Phase des Kapitalismus nicht durch eine seiner früheren Phasen, sondern durch eine noch höhere Produktionsweise, die sozialistische, ersetzen. Also „genau so lächerlich“ wie die „beschränkten Handwerksmeister“ sind jene Antiimperialisten doch nicht.

Aber muß man denn überhaupt den Imperialismus gleichsetzen dem modernen Kapitalismus? Ja, ist es auch nur zweckmäßig, das zu tun?

Eine ganze Reihe von „Imperialismus-Bernichtern“, zu denen auch ich mich zähle, lehnen diese Gleichsetzung ab. Das mag Cunow verkehrt erscheinen, aber dann mußte er dagegen seine Kritik richten. Seine ganze Polemik in der jetzigen Form trifft uns nicht, trägt aber auch nicht zur Klärung unserer Anschauungen vom Imperialismus bei, weil sie das Publikum über diese grundlegende Differenz im unklaren läßt.

Die Frage, was das Wort Imperialismus bedeute, mag als bloßer Wortstreit oder gar als Silbenstecherei erscheinen. Aber wir können uns nicht anders verständigen als mit Worten. Und die Verständigung wird uns nur dann gelingen, wenn wir alle mit dem gleichen Wort den gleichen Begriff verbinden. Darum hat der einzelne auch nicht das Recht, sich die Bezeichnungen der einzelnen Erscheinungen und Begriffe nach Belieben zu wählen. Die Sprache ist ein Produkt der Gesellschaft, der einzelne ist in der Wahl seiner Bezeichnungen an den Sprachgebrauch, an das Werk der Gesellschaft, gebunden. Nur in dem Falle, daß der einzelne eine neue Erscheinung oder einen neuen Begriff feststellt, die vor ihm noch nicht bekannt oder wenigstens nicht genügend genau unterschieden waren, hat er das Recht, die Bezeichnung dafür frei zu wählen. Doch wird auch da der bisherige Sprachgebrauch ihm bestimmte Richtlinien vorschreiben.

So müssen wir, wenn wir wissen wollen, was wir unter Imperialismus zu verstehen haben, uns fragen, wie das Wort entstanden ist und was es bisher bezeichnet hat. Das Wort wurde abgeleitet aus dem Lateinischen und bezeichnet politische Bestrebungen, die mit einem Weltreich oder Kaiserreich (*imperium*) zusammenhängen. Meines Wissens kam es zuerst auf in Frankreich unter dem Kaiserreich des ersten Napoleon, wo man dessen Politik damit bezeichnete. Darauf ist es wohl zurückzuführen, wenn heute unsere französischen Genossen das Wort Imperialismus noch in einem ähnlichen Sinne, zur Bezeichnung des Strebens einer kaiserlichen Macht nach Weltherrschaft, auf Deutschland anwenden, wo sie dies Streben zu finden glauben. Cunow versteht das falsch, indem er von den französischen Genossen annimmt, sie sprächen von einem deutschen Imperialismus in dem Sinne, daß sie glaubten, die modernste Phase des Kapitalismus sei auf Deutschland beschränkt. Das fällt ihnen gar nicht ein. Sie gebrauchen das Wort in einem ähnlichen Sinne, in dem wir etwa von französischem Bonapartismus oder russischem Zarismus reden.

Einen andern Sinn erhielt das Wort in England in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Man bezeichnete damit das Streben, an Stelle des kleinen Britannien ein größeres Britannien zu setzen durch Knüpfung eines engeren Bandes zwischen England und den Kolonien. So sollte ein großes Reich (*empire*) geschaffen werden. Man bezeichnete also damit auch wieder eine besondere Art Reichspolitik. Das Interesse für die Kolonien war dabei das Entscheidende. Namentlich durch besondere Maßnahmen der Zollpolitik sollten sie enger mit dem Mutterlande verbunden werden. Das wachsende Interesse für die Kolonien führte dann aber auch zu Erwerbungen neuer Gebiete, darob zu Gegensätzen mit andern Mächten und zu Flottenrüstungen.

Ähnliche Tendenzen nach einem großen Kolonialreich und Rüstungen waren zum Teil schon früher, zum Teil gleichzeitig auch bei anderen kapitalistischen Mächten aufgetreten. England gab nicht den Anstoß zu dieser neuen Politik, lieferte ihr aber den Namen. Sie wurde allgemein als Imperialismus bezeichnet.

Damit, solche Bestrebungen zu kennzeichnen, begnügten wir Marxisten uns nicht. Da sie in verschiedenen Ländern gleichzeitig auftraten, sahen wir eine Gesetzmäßigkeit darin und forschten nach ihren Gründen. Ich glaube, ich war der erste, der das tat, was Cunow jetzt bei uns vermischt, der untersuchte, wie der neue Imperialismus aus neuen inneren Bedingungen des Kapitalismus erwuchs. In meiner Artikelserie über „Ältere und neuere Kolonialpolitik“, „Neue Zeit“, 1897/98, zeigte ich schon, daß die neue Art der Reichspolitik oder Weltpolitik eine Folge der Entwicklung des industriellen Kapitals sei, der Zunahme der Bedeutung der hohen Finanz, des Kapitalexports. Hilferding hat dann 1910 in seinem Werk über das Finanzkapital zum ersten Male gezeigt, wie die modernste Phase des Kapitals zur Beherrschung des industriellen Kapitals durch das Geldkapital, namentlich durch die Banken, führen und den Charakter des industriellen Kapitals völlig umgestalten mußte. Er nannte diese neue Ära die des Finanzkapitals. Er bezeichnete damit das „Bankkapital, also Kapital in Geldform, das auf diese Weise in Wirklichkeit in industrielles Kapital verwandelt ist“. („Finanzkapital“, S. 283.) Er hütete sich sehr wohl, das schon allbekannte

Wort „Imperialismus“ zur Bezeichnung dieser neuesten Phase des Kapitalismus anzuwenden. Auch er bezeichnet mit dem Worte Imperialismus eine besondere Art der Politik und nicht eine „Wirtschaftsphase“. Der Imperialismus ist ihm die vom Finanzkapital bevorzugte Politik.

Ich glaube, wir haben alle Ursache, an dieser Unterscheidung von Finanzkapital als Ursache und Imperialismus als Wirkung festzuhalten. Sie entspricht dem Sprachgebrauch, der unter dem Imperialismus ein besonderes System der Politik versteht. Ueber die Einzelheiten dieser Politik gehen die verschiedenen Autoren, die von Imperialismus handeln, auseinander, aber fast alle treffen sich darin, daß sie ihn als politisches System und nicht als „Wirtschaftsphase“, nicht als „vorgeschnittenen, potenzierten Kapitalismus“, sondern als die Politik der unter ihm herrschenden kapitalistischen Schichten betrachten.

Der Imperialismus ist eine besondere Art kapitalistischer Politik ebenso wie das Manchesterium, das er ablöst. Auch dieses bezeichnete nicht eine bestimmte „Wirtschaftsphase“, wenn es auch mit einer solchen notwendigerweise verbunden war.

Ich kann es nicht als Verbesserung betrachten, wenn Cunow das Wort zur Bezeichnung des „vorgeschnittenen, potenzierten Kapitalismus“ schlechtweg anwendet, denn seine Anwendung zur Kennzeichnung einer bestimmten Art Politik bleibt daneben doch bestehen. Er selbst prägt keine neue Bezeichnung für jene Politik, die wir als Imperialismus bezeichnen, so führt seine Auffassung nur dahin, daß zwei verschiedene Erscheinungen den gleichen Namen tragen, was um so leichter Verwirrung hervorruft, als beide in enger Verbindung miteinander stehen, in der von Ursache und Wirkung.

Bleibt man dagegen dabei, daß man zwischen dem Finanzkapital und seiner Politik, dem Imperialismus, genau unterscheidet, dann lautet die Frage nicht so, wie Cunow sie stellt: Wollen wir eine Wirtschaftsphase überspringen, die aus der Konzentration des industriellen Kapitals und seiner Verschmelzung mit dem Geldkapital erwächst — sondern die Frage ist die: Hat das Proletariat die Politik, die die Finanzkapitalisten betreiben, mitzumachen oder gar zu unterstützen, oder hat es seine besondere Politik im Gegensatz zu der des Finanzkapitals, also auch im Gegensatz zum Imperialismus zu betreiben?

Wenn man die Frage so stellt, wird auch Cunow sie nicht anders beantworten wie die „Imperialismus-Vernichter“, wenn man nach seiner bisherigen Haltung urteilen darf. Das deutet er selbst an, indem er sagt:

„Damit ist durchaus nicht gesagt, daß nun die Arbeiterklasse geduldig und widerstandslos die Herrschaft des Imperialismus ertragen soll. Das hat sie ja auch bisher nicht gegenüber den früheren kapitalistischen Entwicklungsphasen getan! Der sozialdemokratischen Arbeiterpartei erwächst vielmehr die Aufgabe, die schädlichen Folgen des Imperialismus möglichst abzuwehren, hingegen jene wirtschaftlichen Neugealtungen, aus denen sich etwas für die Arbeiter herausholen läßt, rücksichtslos im Interesse der Arbeiterchaft auszunutzen, ihre Organisationen auszubauen und, wenn es sein muß, den neuen Zwecken entsprechend umzubilden, kurz, die Arbeiterchaft möglichst wohlbehalten, körperlich wie geistig, durch die neue Entwicklungsperiode zu bringen. Und andererseits gilt es, der Arbeiterklasse immer stärkeren Einfluß auf die Staatsgewalt zu verschaffen oder, wie es gewöhnlich heißt, die politische Macht zu erobern und diese Macht dahin auszunutzen, daß nicht die Vorteile der wirtschaftlichen Entwicklung allein der Kapitals-

oligarchie zugute kommen, sondern in steigendem Maße Staat und Arbeiterschaft einen Anteil daran erlangen, ferner, daß der Staat immer mehr die Kontrolle über die wichtigsten Zweige der Großproduktion und der Finanzwirtschaft gewinnt und, soweit dafür die Bedingungen gegeben sind, sie in staatliche Verwaltung nimmt.

Aber diese Politik, der Kapitaloligarchie nicht das Feld zur Betätigung ihrer Profitgelüste zu überlassen, ist ganz etwas anderes als das Gerede, der Imperialismus dürfe in keinem Fall Boden gewinnen, er könne nicht geduldet werden, müsse aufhören usw. Diese Redensart steht völlig auf derselben Stufe wie die Forderung, die Großindustrie, die Finanz, überhaupt der ganze Kapitalismus dürften niemals geduldet werden.“ (Seite 19.)

Leider drückt er sich auch hier wieder so aus, daß seine Stellung zum eigentlichen Problem daraus nicht klar erhellt. Welche Haltung er gegenüber der Kolonialpolitik, dem Wettrüsten, der Zollpolitik einnimmt, das ist aus den obigen Ausführungen nicht zu ersehen, und so ist auch hier zu befürchten, daß seine Broschüre in dem Kampf um diese Probleme des Tages das Gegenteil dessen bewirkt, was sie bewirken will. Sie wird unsere Auffassungen über diese nicht klarer gestalten, ja, sie wird für das Finanzkapital und seine Politik ausgebeutet werden, namentlich dadurch, daß sie die Notwendigkeit des Imperialismus aufs eindringlichste hervorhebt.

e) Die Notwendigkeit des Imperialismus.

Der Begriff des Imperialismus ist schon ein mehrdeutiger. Nicht minder aber ist es der der Notwendigkeit. Kommt nun gar die Notwendigkeit des Imperialismus in Frage, so sind die mannigfachen Mißverständnisse selbst unter Leuten möglich, die in der Sache vollkommen übereinstimmen. Kurze Andeutungen müssen da förmlich Mißverständnisse züchten. Die können aber sehr verhängnisvoll werden in einer Frage, die für unser praktisches Verhalten so wichtig und so viel umstritten ist wie die des Imperialismus.¹

Bevor wir entscheiden, was wir von der Notwendigkeit des Imperialismus zu halten haben, müssen wir uns einig werden darüber, was wir darunter verstehen.

Erinnern wir uns der im vorigen Abschnitt mitgeteilten Zitate. Cunow behauptet die Notwendigkeit des Imperialismus und begründet sie mit den Worten:

„Das, was eben in der Entwicklungsfolge Gestalt und Leben gewinnt, ist historisch notwendig. Ob der einzelne sich die Entwicklung anders zu denken vermag, ob sie ihm gefällt, ob sie seinen Moralanschauungen entspricht, ob sie kriegerrische Gefahren heraufbeschwört, hat mit der historischen Bedingtheit und Notwendigkeit der Entwicklungsvorgänge nichts zu tun.“

Und vorher sagt er, es handelt sich „einfach um das, was ist“. (Seite 16.)

Das kann man sehr wohl anerkennen, wenn man nur die historische Erklärung im Auge hat. Alles, was ist, ist notwendigerweise so geworden, wie es ist, und es kann nur als Notwendiges in seinen notwendigen Zusammenhängen erkannt werden. Nichts ist zufällig.

¹ Vorliegende Ausführungen waren schon geschrieben, als mir die trefflichen Darlegungen Max Adlers im letzten Heft des „Kampf“ über „Was ist die Notwendigkeit der Entwicklung“ zu Gesicht kamen, die manches hier Gesagte schon vorwegnehmen. Ich stimme den Ausführungen Adlers in allen wesentlichen Punkten bei.

Aber in diesem Sinne ist „einfach alles, was ist“, notwendig, nicht nur der Imperialismus, sondern auch die konservative Partei, das Dreiklassenwahlrecht, die Genossen Kadel und Borchardt und ihre Kritik an der Reichstagsfraktion. Und wenn es eine „Albernheit“ ist, etwas, was notwendig ist, „entwurzeln“ zu wollen, darf man auch nicht versuchen, eine dieser Erscheinungen zu „entwurzeln“.

Aber der Begriff der Notwendigkeit im eben gegebenen Sinne hat mit dem Entwurzeln, überhaupt mit irgendeinem Handeln, nichts zu tun. Er gilt nur für den beobachtenden, nicht für den handelnden Menschen, er entspringt der *Erfahrung*, das heißt der Untersuchung der *Vergangenheit*. Die Gegenwart, in der der Mensch lebt, bildet aber die Grenzscheide zwischen Vergangenheit und Zukunft, und das sind zwei sehr verschiedene Welten. (Vgl. meine Ethik, Seite 36, über „Freiheit und Notwendigkeit“.)

Von der Zukunft habe ich nicht die mindeste Erfahrung. Ich kann die Erfahrungen der Vergangenheit in die Zukunft verlängern, ich kann unter der Voraussetzung, daß in der Zukunft die gleichen Ursachen die gleichen Wirkungen erzeugen wie in der Vergangenheit, Schlüsse für die Zukunft ziehen, Erwartungen von ihr hegen, aber eine absolute Gewißheit, daß sie in Erfüllung gehen, hätte ich doch nur dann, wenn ich *alle* Ursachen genau erkannt hätte, die historisch geworden sind und die Zukunft bestimmen. Da solche Erkenntnis keinem Menschen gegeben ist, können wir die notwendige Entwicklung der Zukunft nur mit einem größeren oder geringeren Grad von Genauigkeit erkennen. Wir haben da nicht mit Gewißheiten, sondern nur mit Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten zu tun.

Wenn Cunow sich über die von ihm nicht genannten „klügeren Köpfe“ unter den „Imperialismus-Bernichtern“ lustig macht, die da meinen, eine wirtschaftsgeschichtliche Notwendigkeit sei eigentlich gar keine richtige, sondern nur eine halbe, vielleicht auch nur eine dreißig- oder zwanzigprozentige — so weiß ich nicht, wer sich so absurd ausgedrückt haben könnte. Aber der Gedankengang, den er hier im Auge hat und karikiert wiedergibt, bezieht sich offenbar nicht auf den Imperialismus, wie er geworden ist, sondern auf dessen Zukunft. Daß der Imperialismus unvermeidlich und insofern notwendig war, wird kein Mensch leugnen wollen. Es wird einfach dadurch bewiesen, daß er da ist. Die Streitfrage ist die, ob er in der Zukunft notwendig ist, und die läßt sich nicht mit absoluter Gewißheit, sondern nur mit geringerer oder größerer, um mit Cunow zu reden, „dreißig- oder zwanzigprozentiger“ Wahrscheinlichkeit beantworten. Die bloße Erkenntnis, daß der Imperialismus ist und aus gegebenen Bedingungen notwendigerweise so hervorgegangen ist wie er ist, daß er also ebensowenig wie irgend etwas anderes, das ist, ein Gebilde des Zufalls darstellt, diese Erkenntnis verhilft uns noch nicht zur leisesten Spur von Einsicht in die *Zukunft* des Imperialismus.

Die Frage der Notwendigkeit hat noch eine andere Seite. Wir haben sie bisher nur vom Standpunkt des erkennenden Menschen behandelt. Das ist der Standpunkt, den die Philosophie vor Marx einnahm. Dagegen sagt dieser:

„Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert; es kommt aber darauf an, sie zu verändern.“

Die Menschen, soweit sie der Welt nicht als bloße Philosophen gegenübertraten, haben das seit jeher getan und tun müssen. Der Mensch lebt nicht nur an der Grenzscheide der beiden Welten der Vergangenheit und Zukunft und stets in beiden, er ist auch gleichzeitig nicht bloß ein erkennendes, sondern auch ein handelndes Individuum. Er muß handeln, ob er will oder nicht. Die Welt tritt ihm entgegen in feindlichen und freundlichen Erscheinungen, und er kann sich in ihr nur dadurch behaupten, daß er letztere Erscheinungen benützt oder unterstützt, die ersteren abwehrt oder vernichtet.

Bei dieser Tätigkeit nützt ihm die bloße Ueberzeugung, daß alles, was ist, notwendig ist, gar nichts. Seine Aufgabe besteht hier vielmehr darin, herauszufinden, was für ihn notwendig oder nicht notwendig, eventuell schädlich ist. Das Wort „notwendig“ umfaßt eben zwei ganz verschiedene Bedeutungen, die man streng auseinanderhalten muß, die aber leicht durcheinandergeworfen werden: es bedeutet einmal das, was „unvermeidlich“ ist bei der gegebenen Sachlage, und dann, was „unerlässlich“ ist zur Befriedigung unserer gegebenen Bedürfnisse.

Beide Arten Notwendigkeiten kommen für unser Handeln in Betracht. Die eine bestimmt sein Ziel, die andere seine Bedingungen. Die Erkenntnis bestimmter notwendiger Zusammenhänge der Vergangenheit ist für den Handelnden unentbehrlich. Indem seine Erfahrung ihm zeigt, daß bestimmte Ursachen bestimmte Wirkungen nach sich ziehen, wird er getrieben, unangenehme Wirkungen dadurch zu vermeiden, daß er ihre Ursachen „nicht aufkommen läßt“ oder „entwurzelt“, willkommene Wirkungen dadurch herbeizuführen, daß er ihre Ursachen setzt.

Fledtyphus und Kleiderläuse sind ebenso „notwendig“ wie der Imperialismus, trotzdem kann man die „Albernheit“ begehen, den Fledtyphus „nicht aufkommen lassen“ zu wollen, indem man fordert, die Läuse zu „entwurzeln“. Dieser Kampf gegen die erkannten Ursachen schädlicher Wirkungen gilt für Individuen wie für Organisationen oder Gruppen, für ihr Verhalten zu natürlichen oder gesellschaftlichen Erscheinungen. Für den Philosophen, der nur die „historische Bedingtheit der Entwicklungsvorgänge“ untersucht, hat diese sicher nichts mit der Frage zu tun, „ob sie kriegerische Gefahren heraufbeschwören“. Aber für das Handeln des praktischen Politikers kann die Frage entscheidend werden, ob eine bestimmte Politik geeignet ist, „kriegerische Gefahren heraufzubeschwören“.

Die Frage nach der Notwendigkeit des Imperialismus ist vom Standpunkte der praktischen Politik nicht die, ob er im Laufe der Geschichte sich mit Notwendigkeit gebildet hat — die geben wir von vornherein zu —, sondern ob er eine Notwendigkeit für das Proletariat bildet, ob dessen Existenzbedingungen seiner bedürfen. Das wird von den Verfechtern des Imperialismus heute behauptet, es wird behauptet, die Industrie und damit das Proletariat könnten ohne Kolonien, ohne eine starke Flotte, ohne hohe Zölle nicht bestehen, und deshalb sei der Imperialismus notwendig. Cunow hat diese Notwendigkeit stets bestritten, er hat stets im Bunde mit uns die Anschauung verteidigt, daß jene Art der Politik die Industrie mehr schädige als fördere. Wenn er jetzt so energisch die Notwendigkeit des Imperialismus vertritt, liegt die Befürchtung sehr nahe, daß alle Leute, die den Imperialismus als eine Frage praktischer Politik und nicht reiner

Philosophie auffassen, annehmen werden, Cunow sei unter dem Einflusse des Krieges sich untreu geworden. Die zusammengebrochenen Illusionen, die er verspottete, seien seine eigenen Auffassungen, die er vor dem Kriege im Kampfe gegen den Imperialismus vertreten.

Diese Wirkung wollte er mit seinen Ausführungen sicher nicht erzielen.

Wenn wir aber eine Erscheinung bekämpfen, dürfen wir uns vielfach mit der bloßen Negation nicht begnügen. Sie kann oft aus dem notwendigen Zusammenhänge nicht herausgenommen werden, ohne eine Lücke zu hinterlassen, die ausgefüllt werden muß. Wir müssen Besseres an Stelle des Schlechten vorzuschlagen haben, wenn wir dieses wirksam bekämpfen wollen. Dies Bessere muß natürlich möglich, das heißt mit den gegebenen materiellen Bedingungen erreichbar sein. Auch hier hilft uns die Erfahrung, die Erkenntnis der notwendigen Zusammenhänge der Vergangenheit. Sie läßt uns erkennen, welche Ursachen wir zu beseitigen oder herbeizuführen haben, um die gewünschten Wirkungen zu erzeugen, sie zeigt uns aber auch, inwieweit die Voraussetzungen dazu gegeben sind. Der Ausgangspunkt unseres Handelns muß stets das sein, was ist, also das, was notwendig ist, aber das Ziel unseres Wirkens muß stets darüber hinausgehen.

Das ist aber gar nicht erreichbar, wenn wir nicht vorher jenes Ziel als möglich erkannt, also gedacht haben. Keine neue Maschine, keine soziale Verbesserung kann verwirklicht werden, ehe sie gedacht worden. Wohl mag die Erfahrung dann noch zu mannigfachen Aenderungen führen, so daß sie schließlich anders aussieht, als sie ursprünglich gedacht worden; immerhin muß sie zuerst gedacht werden.

Das ist so selbstverständlich, daß es mir gar nicht eingefallen wäre, es besonders zu bemerken, wenn nicht Cunow diejenigen höhnte, die den Imperialismus deshalb bekämpfen,

„weil man sich die Entwicklung doch auch anders denken könne, weil doch vielleicht der Kapitalismus auch auf anderem Wege ebenfalls zur Entfaltung seiner Kräfte kommen könne, als auf dem der kolonialen Expansion, die doch immer die Gefahr neuer Kriege heraufbeschwöre“.

Das sieht ja direkt aus wie eine Verfechtung der Kolonialpolitik!

Für das, was geworden ist und so weit hinter uns liegt, daß es keine praktischen Konsequenzen mehr für die Zukunft nach sich zieht, wäre es natürlich müßig, zu fragen, ob nicht eine andere Entwicklung denkbar gewesen wäre. Aber will denn Cunow behaupten, für die Zukunft sei jede andere denkbare Politik ausgeschlossen als die vom Finanzkapital bestimmte? Worauf beruht denn der ganze Sozialismus als darauf, daß er die kommende Entwicklung anders denkt als die bisherige?

Natürlich mag die Wirklichkeit von unseren Erwartungen abweichen, aber eines ist sicher: wenn wir über die kommende Entwicklung überhaupt denken wollen, und ohnedem kommen wir überhaupt zu nichts, dann müssen wir sie anders denken als die bisherige. Denn das steht fraglos fest: wie immer sie sein mag, sie wird notwendigerweise anderes bringen als das bisher Bestehende.

Und damit kommen wir zu einem neuen Gesichtspunkt in der Auffassung des Notwendigen. Mit absoluter Sicherheit kann man in der Zukunft nur eine Notwendigkeit erkennen: daß alles, was besteht, früher oder

später zugrunde geht. Ewig ist nur der Wechsel. Was geworden ist, wird und muß vergehen. Das gilt natürlich auch vom Imperialismus, den Cunow selbst eine Phase, das heißt eine vorübergehende Erscheinung, nennt. Er wird vorübergehen, er wird „entwurzelt“ werden, sein Untergang ist eine Notwendigkeit, es fragt sich bloß, wann er eintritt.

Und diese Frage ist in der Tat die einzige, die allen den Ausführungen über den Imperialismus in Cunows Broschüre zugrunde liegt. Der Kern seiner Polemik gilt der Annahme einzelner „Imperialismus-Bernichter“, der Kapitalismus habe schon gründlich abgewirtschaftet, der Imperialismus sei mit seinem Latein zu Ende. Das sei eine große Illusion, gegen die wendet sich Cunow.

Das ist sicher eine wichtige Frage, aber die Auseinandersetzung darüber, daß der Imperialismus ist und damit notwendig ist, bringt uns keinen Schritt weiter zur Aufhellung der Frage, wie nahe oder wie ferne wir das Ende des Imperialismus anzusehen haben.

Dieser Frage muß ich noch einige Worte widmen, trotz der ungebührlichen Länge, die meine Kritik erreicht hat. Sie wird länger als ihr Objekt, aber ich hätte mich desselben Fehlers schuldig gemacht, der Cunows Schrift diesmal so schädigt, wenn ich mich wie er darauf beschränkte, die wichtigen, strittigen und komplizierten Fragen, die er aufwirft, mit einigen kurzen Andeutungen zu erledigen. Da würde auch ich mein Ziel verfehlen müssen, klärend zu wirken.

(Schluß folgt.)

Vom Wirtschaftsmarkt.

Kohle und Eisen.

Entwicklung der Kohlenförderung unter dem Einfluß des Krieges. — Beschäftigung von Kriegsgefangenen. — Rückgang der Belegschaft im Dortmunder Bezirk. — Kohlenverbrauch. — Lage der Kohlenindustrie in England, Rußland und Frankreich. — Exportverhältnisse. — Aussichten des deutschen Kohlenbergbaues. — Lage der Koksindustrie. — Produktion von Roheisen und Stahl. — Jegliche Lage der deutschen Eisenindustrie. — Aufrüttelung der Technik. — Voraussichtliche Hochkonjunktur nach dem Kriege.

Berlin, 16. April 1915.

Wie verschiedenartig der Krieg auf die einzelnen Industrien einwirkt, zeigt ein Vergleich der Lage der Kohlen- und Eisenindustrie mit der Textilindustrie, deren jetzige Gestaltung ich im letzten Bericht über den Wirtschaftsmarkt kurz zu schildern versucht habe. Während in verschiedenen Zweigen der Textilindustrie seit Februar eine merkliche Abflauung des bisherigen Beschäftigungsgrades eingetreten ist und dieser Branche nach Friedensschluß zunächst eine ernste Krise droht, hat die Kohlen- und Eisenindustrie sich nach der Erstarrung im Augustmonat mehr und mehr erholt. Besonders mit Beginn dieses Jahres steigt die Nachfrage nach Kohlen, Eisen, Stahl in einem Maße, daß die beträchtlichen Vorräte, die sich in den letzten Monaten vor und nach Kriegsbeginn angehäuft hatten, größtenteils geräumt worden sind und die Zechen wie Hütten, obgleich sie vielfach mit Ueberflüssen arbeiten, den steigenden Anforderungen kaum zu genügen vermögen.

Betrachten wir zuerst die Kohlenindustrie. Die Verringerung der Belegschaften durch Einberufung der wehrfähigen Mannschaften, das plötzliche Aufhören jeglicher Nachfrage, die Stockung der Bahntransporte wirkten derartig auf die Betriebe ein, daß die Förderung im August 1914 fast auf die Hälfte des Produktionsertrages im August 1913 sank. Während zum Beispiel das Rheinisch-Westfälische Kohlenyndikat im August 1913 an jedem Arbeitstag durchschnittlich 333 465 Tonnen Kohlen gefördert hatte, stellte sich im August 1914 die arbeitstägliche Leistung nur auf 170 816 Tonnen. Der September brachte jedoch bereits eine Erhöhung der Förderung pro Arbeitstag auf 211 905 Tonnen, und seitdem ist der Ertrag immer mehr gestiegen, so daß sich im Januar 1915 bereits die arbeitstägliche durchschnittliche Ausbeute auf 245 956 Tonnen (gegen 331 032 Tonnen im Januar 1914) stellte. Der Februar zeigte wieder eine Abnahme auf 235 692 Tonnen pro Arbeitstag; aber dieser Rückgang erklärt sich nicht etwa aus einer Verringerung der Leistungsfähigkeit der Zechen oder einer Verschlechterung der Geschäftslage, sondern ausschließlich daraus, daß gegen Ende Januar innerhalb des rheinisch-westfälischen Kohlenreviers viele Bergarbeiter, die bisher noch arbeiteten, zu den Fahnen gerufen worden sind, und andererseits im Februar zeitweilig, um die Bahngleise für die Militärzüge frei zu halten, der Güterverkehr gesperrt werden mußte.

Vielleicht wird auch der März, für den der Bericht des Kohlenyndikats noch nicht vorliegt, wieder eine Abnahme der Förderung aufweisen, denn auch im Februar und März sind wieder in einzelnen Gegenden viele Bergarbeiter einberufen worden. Zwar ist den kriegsgefangenen französischen und belgischen Bergleuten gestattet worden, auf den Zechen zu arbeiten, aber bisher ist es noch immer nicht gelungen, den nötigen Ersatz für die zu den Fahnen Eingezogenen heranzuschaffen; vor allem fehlt es an erfahrenen Hauern und Maschinenarbeitern, an sogenannten Qualitätsarbeitern. Auch die kriegsgefangenen fremden Bergarbeiter kann man, selbst wenn sie sich als qualifizierte Arbeiter erweisen, nicht überall hinstrecken, wie denn auch die meisten gar nicht unter, sondern über Tage arbeiten. Nicht weil man Krakehlereien zu befürchten hat. Es hat sich durchweg gezeigt, daß, wenn es auch gelegentlich an kleinen Sticheleien nicht fehlt, doch die deutschen mit den fremden Bergarbeitern recht gut auszukommen wissen. Aber man kann natürlich nicht jeden französischen oder belgischen Bergmann beliebig an gefährliche Posten stellen, wo Nachlässigkeit und Hinterlist den ganzen Betrieb gefährden, vielleicht gar das Leben vieler Hunderte vernichten könnte. Und ebensowenig ist, wie sich gezeigt hat, aus Arbeitern anderer Berufszweige der nötige Ersatz zu beschaffen. Für leichtere Arbeiten über Tage lassen sich allenfalls die nötigen Arbeitskräfte heranbringen, nicht aber für die eigentliche Facharbeit.

Dieser Arbeitermangel ist es, worunter heute hauptsächlich der Zechenbetrieb leidet. Wie beträchtlich die Abnahme an Arbeitskräften ist, ergibt sich daraus, daß beispielsweise auf den Zechen im Oberbergamtsbezirk Dortmund die Gesamtbelegschaft Anfang Juli vorigen Jahres, also vor dem Krieg, 405 183 Mann betrug, Ende September waren es nur noch 329 128, Ende Dezember nur noch 294 503 Mann. Seitdem dürfte trotz

der Heranziehung von ungelerten Arbeitern und Kriegsgefangenen die Zahl noch um ungefähr 20 000 zurückgegangen sein. Man kann also rechnen, daß die Belegschaft um ungefähr ein Drittel, um 33 Prozent abgenommen hat. Wenn trotzdem für die letzten beiden Monate die Förderung nur um 28—29 Prozent niedriger war als vor dem Krieg, so beweist das, zumal wenn man die Minderleistung der unqualifizierten Arbeiter in Betracht zieht, wie intensiv gearbeitet wird. Das relativ hohe Förderungsergebnis wurde denn auch nur dadurch erzielt, daß Ueberschichten gemacht wurden, im Dortmunder Bezirk meist zwei halbe Schichten pro Woche (das heißt: zweimal in der Woche betrug die Schicht für die Arbeiter nicht acht, sondern zwölf Stunden), und daß ferner die sogenannten Vorrichtungs- und Reparaturarbeiten aufs allernötigste eingeschränkt wurden. Natürlich geht das nur bis zu einem gewissen Grade, später müssen diese Arbeiten größtenteils nachgeholt werden.

Wäre nicht der Arbeitermangel, die deutsche Kohlenindustrie könnte ihren Betrieb sogar in der jetzigen Kriegszeit wesentlich ausdehnen, ihren Export nach den benachbarten neutralen Ländern forcieren und der englischen Kohlenausfuhr wertvolle Teile ihres Absatzgebietes abgraben. Trotz der gestiegenen Preise für die meisten Kohlenforten ist die Nachfrage so beträchtlich, daß die Kohlenindustrie sie infolge der ihr durch die Verhältnisse aufgezwungenen Betriebseinschränkungen beim besten Willen nicht zu decken vermag. Sie hat mehr Arbeit als Arbeiter. Das ist durchaus begreiflich. Der Bedarf an Hausbrandkohle hat zwar im ganzen etwas abgenommen, der Verbrauch von Industriekohlen aber nur sehr wenig. Wenn einzelne Industriezweige einen weit geringeren Bedarf haben, so haben andere, wie zum Beispiel die Kriegsmaterialien produzierende Eisen- und Kupferindustrie, einen Mehrbedarf. Dazu kommt, daß der Verbrauch der Eisenbahnen infolge der vielen Militärtransporte ein beträchtlich größerer ist als früher, ferner, daß Deutschland jetzt auch einen großen Teil der von den deutschen Heeren besetzten fremden Gebiete mit Kohlen versorgen muß und die Einfuhr aus England in die norddeutschen Küstengebiete aufgehört hat: eine Einfuhr, die in den letzten Jahren vor dem Krieg sich auf durchschnittlich 90 Millionen Mark pro Jahr belaufen hat. Aber auch die Nachfrage des neutralen Auslandes ist gestiegen. Englands eigener Bedarf ist infolge des Krieges gewachsen. Es vermag, da auch im englischen Kohlenbergbau ein steigender Arbeitermangel hervortritt, der durch die Streikbewegung noch verschärft wird, weniger auszuführen als sonst. Zudem hat sich die englische Kohle infolge des Schiffsmangels und des Unterseebootkrieges enorm verteuert. Die englischen Frachtsätze für Kohlenladungen nach den Mittelmeerhäfen betragen beispielsweise heute das Vier- und Fünffache der sonstigen Raten. Wenn im letzten September zunächst der englische Kohlen- und Koksport einen Aufschwung nahm, so ist doch seitdem von Monat zu Monat ein starker Rückschlag eingetreten. Nach einigen Ländern, wie nach der Schweiz und besonders nach Rumänien und Bulgarien, ist die englische Zufuhr fast zur Unmöglichkeit geworden. Und auch andere Länder, wie Rußland, Frankreich, Belgien, vermögen nicht auszuweichen. Das Dombrowabcken Rußlands, das sonst einen großen Teil Westrußlands mit Kohlen versorgt, ist

in deutschen Händen, und die Produktionsziffer der südrussischen Kohlengruben ist infolge Arbeitermangels und des dort herrschenden Verkehrschaos dermaßen gesunken, daß jüngst ein Regierungsurkas erfolgte, durch den, um die für den Heeresbedarf arbeitenden Fabriken und den Bahnverkehr nicht zum Stillstand zu bringen, die Beschlagnahme der privaten Kohlenvorräte angeordnet wird. Ebenso sind auch Frankreichs Kohlengruben größtenteils in deutschen Händen, denn die von den deutschen Truppen besetzten Landesteile lieferten bisher ungefähr zwei Drittel der ganzen Kohlenproduktion Frankreichs. Die Folge ist, daß Frankreich jetzt in weitem Maße auf die englische Kohlenzufuhr angewiesen ist. Noch weniger vermag Belgien etwas abzugeben. Zwar wird im Becken von Mons sowie in den Revieren von Charleroi und Lüttich längst wieder gearbeitet, aber die dortige Förderung hat im Februar doch erst ungefähr 40 Prozent (im März 44 Prozent) der vorjährigen Leistung betragen und reicht bei weitem nicht für den einheimischen Bedarf und für den der deutschen Militärverwaltung aus.

Je mehr aber die neutralen Staaten sich von der Zufuhr aus ihren bisherigen Bezugsländern abgeschnitten sehen, desto mehr steigt naturgemäß ihre Nachfrage nach deutschen Kohlen, und wenn der deutsche Kohlenbergbau in der Lage wäre, dieses Bedürfnis zu befriedigen, könnte er trotz der hohen Preise und der gestiegenen Beförderungskosten seinen Export sehr erweitern und neue Absatzgebiete gewinnen. Leider reicht die jetzige deutsche Kohlenproduktion dafür nicht aus. Die Regierung hat vielmehr Mitte März ein Ausfuhrverbot für Brennstoffe erlassen. Das ist für die Entwicklung der deutschen Steinkohlenausfuhr entschieden von Nachteil; denn die Aussicht, in ihr bisher ziemlich unzugänglichen Gegenden Fuß zu fassen, wird ihr dadurch verwehrt, sie vermag nicht mal ihre langjährigen Absatzmärkte festzuhalten. Aber andererseits steht doch der inländische Bedarf, vornehmlich die Versorgung der inländischen Industrie mit dem dringend nötigen Brennmaterial, in erster Linie. Uebrigens hat die Reichsregierung nicht jede Ausfuhr kurzweg verboten. Soweit sie ohne Gefahr für den inländischen Verbrauch stattfinden kann, ist sie gestattet, aber nur mit ausdrücklicher Bewilligung der betreffenden Behörden und nur nach solchen Ländern, die sich tatsächlich neutral verhalten. Zwei Zentralstellen für die Prüfung des Exports sind geschaffen: die Kohlenausfuhrstelle „Ost“ für die Ausfuhr nach Dänemark, Schweden und Rumänien, die Ausfuhrstelle „West“ für den Export nach Holland, Belgien, der Schweiz und Norditalien.

Trotz dieser Beschränkung ihrer Ausfuhr kann nach meiner Ansicht, wenn der jetzige Krieg auch nur halbwegs günstig für Deutschland endet, die deutsche Kohlenindustrie bald nach Friedensschluß mit einer Hochkonjunktur rechnen. Es dürfte England kaum gelingen, den größten Teil seines einstigen Absatzgebietes in Norddeutschland wiederzugewinnen, ebenso nicht manche verlorengegangenen Gebiete in Zentraleuropa, im östlichen Holland, in Dänemark und Südschweden; zudem gehen die Vorräte in Deutschland und dem neutralen Ausland mehr und mehr auf die Neige, müssen also nach dem Krieg ergänzt werden. Ferner ist ziemlich sicher nach einer wahrscheinlich nur kurzen Periode der

Neuorientierung und Umschaltung mit einem starken Aufschwung der deutschen Eisenindustrie, also auch mit einer starken Zunahme ihres Kohlenverbrauchs zu rechnen. Während manche anderen Industrien sich nach dem Kriege zunächst von einer Krise bedroht sehen, geht also voraussichtlich die Kohlenindustrie einer starken Expansion entgegen.

Selbst die Koksindustrie hat sich einigermaßen erholt. Nach dem sehr stottern Geschäftsgang in den Jahren 1911 und 1912 sowie in den ersten neun Monaten des Jahres 1913 setzte im Herbst 1913 eine zunehmende Abflauung ein, so daß von der Koksbeitragsleistung der dem Rheinisch-Westfälischen Kohlenyndikat angeschlossenen Werke im ersten Halbjahr 1914 nur 52 Prozent abgesetzt wurden, wobei freilich in Betracht gezogen werden muß, daß die Beitragsleistungsziffer eine sehr hohe ist, so hoch, daß selbst in der besten Hochkonjunkturzeit der letzten Jahre nur einmal, im Februar 1913, die Beitragsleistungsziffer erreicht worden ist. Nach der Kriegserklärung sank der Koksabsatz dermaßen, daß im August vorigen Jahres der Absatz auf 16 Prozent der Beitragsleistung fiel. Große Vorräte häuften sich auf, da die Koksproduktion sich nicht wesentlich einschränken ließ, wenn nicht zugleich auch die Erzeugung von schwefelsaurem Ammoniak, von Teerfarbstoffen und vor allem von Benzol für den Bedarf der Kriegsautomobile einen Rückgang erleiden sollte. In den letzten Monaten ist der Koksabsatz jedoch wieder mehr und mehr gestiegen. Für den Februar des laufenden Jahres stellte er sich bereits wieder auf 51,4 Prozent der Beitragsleistungsziffer.

Noch sind freilich aus den vergangenen Monaten große Vorratsmengen vorhanden, an fast zwei Millionen Tonnen Koks; aber sie beginnen sich zu lichten und werden voraussichtlich in den nächsten Monaten in rascher Folge weiter abnehmen, da das Syndikat sich endlich bewogen gefühlt hat, die Kokspreise am 1. April herabzusetzen. Die Folge dürfte sein, da gleichzeitig die Kohlenpreise immer höher geschraubt werden, daß die Industrie, soweit das ihre technischen Verhältnisse gestatten, noch mehr als bisher Koks zum Heizen benutzt und auch die Eisenbahnen als Feuerung für die Lokomotiven in stärkerem Maße Koks heranziehen.

Ebenso hat die Eisen- und Stahlindustrie sich von dem schweren Druck der ersten beiden Kriegsmonate mehr und mehr erholt, wenn auch die Erzeugung von Roheisen und Flußstahl im Vergleich zu den Produktionsziffern vor dem Krieg prozentual noch nicht wieder jene Höhe erreicht hat wie die Kohlenproduktion. An Lieferungsaufträgen fehlt es auch hier nicht. Im In- wie Ausland herrscht eine derartige Nachfrage nach deutschem Roheisen, Rohstahl und verschiedenartigen Walzprodukten, daß sie nur zum kleinsten Teil gedeckt zu werden vermag, aber eine wesentliche Steigerung ist in Anbetracht des Arbeitermangels, vornehmlich an gelernten qualifizierten Arbeitern, und der langsamen Erzzufuhr vorderhand kaum möglich.

Wie die nachstehende Zusammenstellung des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller zeigt, ist im Januar und Februar des laufenden Jahres die Produktion an Roheisen immerhin noch um 44 Prozent

hinter der Erzeugung der beiden gleichen Monate des Vorjahres zurückgeblieben. Es wurden nämlich gewonnen:

	in Tonnen (zu 20 Zentnern)			
	1912	1913	1914	1915
Januar	1 386 855	1 611 345	1 566 505	874 133
Februar	1 338 495	1 493 877	1 445 511	803 623
März	1 447 505	1 629 463	1 602 896	—
April	1 452 765	1 588 701	1 534 429	—
Mai	1 493 519	1 643 069	1 607 193	—
Juni	1 454 018	1 609 748	1 531 313	—
Juli	1 517 097	1 648 818	1 564 345	—
August	1 549 869	1 640 016	586 661	—
September	1 553 103	1 590 849	580 087	—
Oktober	1 569 730	1 653 051	729 882	—
November	1 538 567	1 588 985	788 956	—
Dezember	1 567 386	1 611 250	853 881	—

Die geringere Produktionsziffer des Februar erklärt sich aus dem Wegfall mehrerer Arbeitstage. Auf den Arbeitstag berechnet stellt sich sogar die Leistung im Februar höher als im Januar; denn im letztgenannten Monat wurden pro Arbeitstag 28 701 Tonnen produziert, im Januar nur 28 198.

Stärker noch als die Roheisen- hat sich die Rohstahlfabrikation in den letzten Monaten entwickelt. Die Produktion der Monate Januar und Februar bleibt mit 1 908 751 Tonnen nur noch um 37 Prozent gegen die beiden gleichen Monate des Jahres 1914 mit einer Gesamtproduktion von 3 041 875 Tonnen zurück.

Zum Teil tragen zu dieser guten Beschäftigung zweifellos die großen Aufträge der Heeresverwaltung bei; aber keineswegs sind sie allein die Ursache des relativ flotten Geschäftsganges. Die Fortsetzung der Bautätigkeit in vielen Gemeinden, die durch die Anpassung an die Anforderungen der Heeresverwaltung bedingte Umänderung der Maschinerien mancher Industriezweige, die zur Erzeugung des raschen Verschleißes des Eisenbahnmaterials erforderlichen Neulieferungen, der große Bedarf an Handwerkszeugen und Ackergeräten aller Art, teils für die Truppen im Felde, teils für den einheimischen Betrieb, die Nachfrage nach groben Blechen für Feld- und Lazarettbauten, von feinen Weißblechen für die Konservenfabrikation usw.: alle diese Ursachen sichern der Eisen- und Stahlindustrie gute Beschäftigung. Charakteristisch ist, daß sogar die Werkzeugmaschinenfabriken guten Geschäftsgang melden. Dazu kommt die Nachfrage aus dem Auslande. Vom großen Weltmarkt ist die deutsche Industrie freilich zurzeit durch die englische Flotte fast ganz abgeschlossen, um so beträchtlicher ist aber die Nachfrage aus Holland, der Schweiz, Italien, Dänemark, Schweden, wo Englands Eisenindustrie infolge der Steigerung des Rohmaterials, der Arbeitslöhne, Frachten und Spefen in manchen Artikeln kaum noch zu konkurrieren vermag.

Deutlich kommt dieses Verhältnis der Nachfrage zum Angebot beziehungsweise zur Leistungsmöglichkeit in der geradezu enormen Preissteigerung zum Ausdruck. Die Preise mancher Fabrikate haben eine Höhe erreicht, wie sie selbst in der allergünstigsten Zeit der verfloßenen Hoch-

konjunkturperiode unbekannt war, so kosteten zum Beispiel vor dem Krieg Rohstahlblöcke 82,50 Mark pro Tonne, jetzt 97,50 Mark ab Wert, und zugleich stieg der Preis für Stabeisen von 95 auf 130—140 Mark, für Grobbleche von 100 auf 132—135 Mark, für Feinbleche von 117,50 auf 160—165 Mark usw.

Selbstverständlich ist in Anpassung für die Lieferungsbedingungen der Heeresverwaltung manche Einrichtung auf den Werken getroffen worden, die sich nach dem Krieg als unwirtschaftlicher Kriegsaufwand erweisen wird und wieder umgestaltet werden muß; aber manches, das sich als nützlich und praktisch erwiesen hat, wird fortleben. Jedenfalls hat der Krieg zu einer Art Neuorientierung der Technik geführt und gezeigt, was sich alles mit der nötigen Energie machen läßt. Und diese Aufrüttelung der Technik wird nach Friedensschluß der deutschen Eisen- und Stahlindustrie die Konkurrenz auf dem Weltmarkt erleichtern. Mag immerhin zunächst nach dem Krieg die Wiederumschaltung mancher Betriebseinrichtungen eine gewisse zeitweilige Stockung hervorrufen, so sind doch die Bedingungen für eine weitere rasche Erstarbung der deutschen Eisenindustrie gegeben. Um die Vorratslager des europäischen Auslandes ist es größtenteils recht schwächlich bestellt; Frankreich und Belgien brauchen mehrere Jahre, um wieder als beachtenswerte Konkurrenten auf dem Markt erscheinen zu können, England hat einen Teil seiner Stahlabfahrmärkte verloren, und die Stahlindustrie der Vereinigten Staaten von Amerika hat, statt die Gelegenheit zur Auffuchung und Befestigung neuer Absatzgebiete zu benutzen, lieber aus begreiflichen Profitgründen für die Ententemächte Kriegsmaterialien aller Art fabriziert — andererseits aber hat die Kriegszeit einen solchen Verschleiß an Maschinen, Eisenbahnmaterialien, Werkzeugen usw. hervorgebracht, daß eine Erneuerung sich vielfach als gebieterische Notwendigkeit einstellen wird.

Bisher hat sich die Entwicklung der internationalen Eisenindustrie derart gestaltet, daß England, das einst die größte Eisen- und Stahlindustrie der Welt besaß, immer mehr von den Vereinigten Staaten und Deutschland überholt und an die dritte Stelle gedrängt worden ist, produzierte doch England 1913 nur noch ungefähr 25 Prozent des Rohstahls, den die Vereinigten Staaten, und 42 Prozent des Rohstahls, den Deutschland in diesem Jahr erzeugte. Der Krieg wird höchstwahrscheinlich — vorausgesetzt, daß er nicht mit einer deutschen Niederlage endet — diesen Entwicklungsprozeß beschleunigen. Heinrich Cunow.

Die Fürsorge für die Hinterbliebenen der gefallenen Kriegsteilnehmer.

Von Friedrich Kleis, Halle a. S.

Eine Erweiterung und Verbesserung der gesetzlichen Fürsorge für die Hinterbliebenen der im gegenwärtigen Krieg durch Kriegsdienstbeschädigungen Verstorbenen ist unbedingt erforderlich. Es darf nach diesem Kriege nicht wieder vorkommen, daß die Witwen und Waisen der Gefallenen betteln gehen müssen, wenn sie nicht verhungern wollen.

Zurzeit ist die Fürsorge für die Hinterbliebenen von Militärpersonen der Unterklassen, wozu die Mannschaften bis zum Feldwebel, die Unterbeamten und das untere Personal der freiwilligen Kriegsfrankenpflege gehören, durch das Militär-

hinterbliebenengesetz vom 17. Mai 1907 geregelt. Es zerfällt in eine allgemeine Versorgung für Friedenszeiten und in eine Kriegsversorgung. Als allgemeine Versorgung wird nur Witwen- und Waisengeld gezahlt. Die Kriegsversorgung geht weiter und besteht in der Gewährung: a) eines Witwengeldes oder unter Umständen einer Witwenbeihilfe an die hinterbliebene Ehegattin, b) eines Waisengeldes an die hinterbliebenen Kinder unter 18 Jahren, c) eines Kriegselterngeldes an bedürftige Verwandte der aufsteigenden Linie. Außerdem ist noch in beiden Zweigen der Hinterbliebenenfürsorge die Gewährung kleinerer Zuwendungen beim Tode des Ernährers vorgesehen. Die Leistungen unter a) und b) werden ohne Rücksicht auf die Bedürftigkeit der Hinterbliebenen gewährt, also auch dann, wenn diese Vermögen oder sonst Einkommen haben.

Die Kriegsversorgung wird an die Hinterbliebenen derjenigen Kriegsteilnehmer gewährt, die im Kriege geblieben oder infolge einer Kriegsverwundung früher oder später gestorben sind, oder eine sonstige Kriegsdienstbeschädigung erlitten haben (z. B. durch die Kriegsstrapazen krank geworden sind) und an ihren Folgen innerhalb zehn Jahren nach dem Friedensschluß oder beim Fehlen eines solchen vor dem Ablauf des Jahres, in dem der Krieg beendet worden ist, gestorben sind.

Die Höhe der Bezüge richtet sich zunächst danach, ob neben der Kriegsversorgung eine allgemeine (Friedens-)Versorgung gewährt wird. Letztere steht indes nur den Hinterbliebenen von Militärbeamten oder Berufs Soldaten zu (nach neueren Auslegungen des Gesetzes werden auch Bezüge aus anderer amtlicher Anstellung eingerechnet), so daß in der Regel der Fälle nur die Kriegsversorgung in Frage kommt. Diese beträgt jährlich 400 Mark für die Witwe eines Gemeinen oder eines Angehörigen des Unterpersonals der freiwilligen Kriegsrankenpflege; 500 Mark für die Witwe eines Sergeanten, Unteroffiziers, Zugführerstellvertreters oder Sektionsführers der freiwilligen Kriegsrankenpflege oder eines Unterbeamten mit einem pensionsfähigen Dienst Einkommen bis 1200 Mark; 600 Mark für die Witwe eines Feldwebels, Vizefeldwebels, Sergeanten, Zugführers der freiwilligen Krankenpflege oder eines Unterbeamten mit mehr als 1200 Mark Dienst Einkommen. Für Witwen von Kriegsteilnehmern, die nicht in der Lage sind, die nötigen Voraussetzungen nachzuweisen (wenn zum Beispiel der Tod erst nach den angegebenen Fristen eingetreten ist oder sich der Zusammenhang zwischen Kriegsdienstbeschädigung und Tod nicht nachweisen läßt), „können“ nach dem Ermessen der Militärbehörden Witwenbeihilfen gewährt werden. Das Kriegswaisengeld beträgt, wenn keine allgemeine Versorgung gewährt wird, 168 Mark jährlich, wenn auch die Mutter gestorben ist, 240 Mark. Schließlich „kann“ Eltern und Großeltern ein Kriegs-Elterngeld zuerkannt werden, wenn und solange Bedürftigkeit vorliegt. Die Gewährung hängt insbesondere von dem Nachweis ab, daß der Verstorbene den Lebensunterhalt der Eltern oder Großeltern ganz oder überwiegend bestritten hat.

Den Angehörigen der gefallenen Kriegsteilnehmer kommt ferner die Hinterbliebenenversicherung zustatten, die durch die Reichsversicherungsordnung der Invalidenversicherung angegliedert worden ist. Die Leistungen dieser Einrichtung können unabhängig von der Kriegsversorgung neben dieser bezogen werden. Voraussetzung für den Anspruch ist, daß der Verstorbene bei seinem Tode mindestens 200 Beitragswochen hinter sich gebracht hat. Die Witwenrente wird allerdings nur an die invaliden Witwen gewährt, die Waisenrente dagegen für alle Kinder bis zum vollendeten 15. Lebensjahr. Die Höhe dieser Renten ist mehr wie bescheiden; eine Witwenrente beträgt gegenwärtig rund 78 Mark jährlich, eine Waisenrente rund 32 Mark. Von dieser Fürsorge sind diejenigen Kreise ausgeschlossen, die nicht der Invalidenversicherungspflicht unterliegen und die Personen, die eine vielleicht früher einmal bestandene Anwartschaft durch Fortzahlung der Beiträge nicht aufrechterhalten haben.

Dieser kurze Ueberblick zeigt deutlich genug, daß die jetzt zu Recht bestehende Fürsorge so beschränkt und unzureichend ist, daß sie ganz erheblich verbessert werden

muß, und zwar ist der Kreis der anspruchsberechtigten Personen zu erweitern und der Betrag der Bezüge zu erhöhen.

Zunächst ist es nötig, einige Unklarheiten, die in einem die Fürsorge einschränkendem Sinne ausgelegt werden, zu beseitigen. So spricht § 19 des Militärhinterbliebenengesetzes aus, daß die Witwen und die ehelichen Kinder der zum „Feldheere“ gehörigen Militärpersonen die Fürsorge erhalten sollen. Hier ist zu sagen, daß der Anspruch aller zum „Heere“ gehörenden Mannschaften zusteht. So ist zum Beispiel jetzt den Angehörigen eines Landsturmmanns in Halle a. S., der bei der Brückenüberwachung vom Eisenbahnzug überfahren wurde, die Rente ver sagt worden. Das ist eine ungerechtfertigte Härte. Derselbe Paragraph schränkt an anderer Stelle die Fürsorge auf die „auf dem Kriegsschauplatz verwendeten Personen“ ein. Diese Worte sind aus dem eben angeführten Grunde gleichfalls zu streichen. Um diese Erweiterung des Kreises der Anspruchsberechtigten auch mit den anderen Bestimmungen des Gesetzes in Einklang zu bringen, ist dem § 19 eine Ziffer 3 einzufügen, nach der das Kriegswitwen- und Waisengeld auch bei solchen Militärpersonen zu gewähren ist, die „während des Krieges durch Unfall zu Tode gekommen oder infolge einer Dienstbeschädigung gestorben sind“.

Eine große Lücke im Gesetz ist, daß die Waisenrenten nur den ehelichen Kindern gewährt werden. Als im August 1914 die Kriegsnotgesetze angenommen wurden, ist festgesetzt worden, daß die Krieger-Familienunterstützung auch an uneheliche Kinder bezahlt werden soll, wenn der uneheliche Vater Kriegsteilnehmer ist und die Vaterschaft anerkannt hat oder zur Zahlung von Unterhaltsgeldern verurteilt worden ist. Diese wichtige sozialpolitische Neuerung muß dahin ergänzt werden, daß unter den üblichen Voraussetzungen auch an die unehelichen Kinder Waisenrente gezahlt wird. Nach der Volkszählung vom Jahre 1910 waren im Durchschnitt des Reiches 9,1 Prozent der Geborenen uneheliche Kinder. Bei den hinterbliebenen Kindern der Kriegsteilnehmer ist aus mannigfachen Gründen dieser Anteil ein noch größerer.

Was die Höhe der Bezüge anbetrifft, so ist an ihnen vor allem das „starre System“ zu kritisieren. Die Sätze sind nur verschieden hoch, je nach dem Dienstgrad des Gefallenen beim Militär. Für Offiziere steigt die Rente auf 1200 bis 3000 Mark. Wenn die Bezüge sich nach der Lebensstellung oder den Einkommensverhältnissen der Beteiligten abstufen, so entspricht das den Grundlagen der Unfallversicherung, bei der je nach dem Verdienst des Verletzten vor dem Unfall die Rente bemessen wird. Daher ist gegen den Grundsatz jener Abstufung nichts einzuwenden, soweit er für die Familien gilt, deren Ernährer beim Militär dauernd tätig war. Wie aber wirkt das Gesetz bei den übrigen Militärpersonen? Nehmen wir als Beispiel drei Landwehrmänner, die zu gleicher Zeit in den Krieg gezogen sind. Der erste fällt bereits kurz darauf, als er noch Gemeiner war; seine Witwe erhält 400 Mark das Jahr. Der zweite folgt ihm in den Tod, nachdem er Unteroffizier geworden ist; seine Witwe erhält 500 Mark jährlich. Der dritte Landwehrmann macht den Krieg längere Zeit mit, wird zum Offizier befördert und seine Witwe erhält 2000 Mark. Die Gemeinen oder Unteroffiziere haben genau so ihre Pflicht erfüllt wie die gefallenen Offiziere; die Hinterbliebenen haben also alle den gleichen Anspruch auf Unterstützung. Und der Schaden, den sie an ihrem Einkommen durch den Tod des Ernährers erlitten haben, stuft sich nicht ab nach dem Dienstgrade, sondern nach der Lebensstellung, aus der die Verstorbenen durch den Krieg herausgerissen worden sind. Deshalb haben im März dieses Jahres die sozialdemokratischen Mitglieder der erweiterten Budgetkommission beantragt, dem Gesetz folgenden § 23a einzuschalten:

„Hat der Verstorbene Einkommen aus Arbeit, so müssen die nach diesem Gesetze zu gewährenden Bezüge für die Witwe mindestens 40 Prozent, für jede Vollwaise mindestens 30 Prozent, für jede Halbwaise, für die Eltern, Großeltern

mindestens je 20 Prozent des Arbeitseinkommens betragen. Die Erhöhung ist nur soweit zulässig, daß die nach diesem Gesetz zu gewährenden Bezüge für alle Hinterbliebenen eines Kriegsteilnehmers zusammen 75 Prozent des Arbeitseinkommens sowie den Betrag von 2400 Mark für das Jahr nicht übersteigen. Außerdem ist die Erhöhung nur soweit zulässig, daß das Gesamteinkommen der Witwe und der zu ihrem Haushalte gehörigen Kinder nicht mehr als 5000 Mark jährlich beträgt. Ist hiernach eine Verminderung der Zuschüsse notwendig, so muß sie für alle Bezugsberechtigten in gleichem Verhältnis erfolgen."

Ein weiterer Mangel des Gesetzes ist, daß die Witwenrente mit der Wiederverheiratung aufhört. Das hält viele Witwen ab, eine neue Ehe einzugehen. Die Unfallversicherung kennt für diese Fälle einmalige Abfindungen. Die sozialdemokratischen Mitglieder der Budgetkommission beantragten daher noch einen Zusatz zu § 16:

"Wenn sich eine bezugsberechtigte Witwe wieder verheiratet, erhält sie als Abfindung den dreifachen Betrag des Witwengeldes."

Schließlich läßt noch das ganze gegenwärtige Verfahren zur Entscheidung von Streitigkeiten zwischen den Rentenbewerbern und den Behörden viel zu wünschen übrig, das gänzlich ohne Beteiligung von Vertretern der anspruchsberechtigten Kreise vor sich geht. Die Sozialdemokratie verlangt daher, daß für dieses Verfahren die einschlägigen Bestimmungen der Reichsversicherungsordnung gelten, nach denen die Oberversicherungsämter und das Reichsversicherungsamt den Streit über die Leistungen der Berufsgenossenschaften an die Hinterbliebenen der Verunglückten zu entscheiden haben.

In der „Bergarbeiter-Zeitung“ vom 17. April 1915 wird noch darauf hingewiesen, daß auch Stiefkinder der Gefallenen nicht versorgungsberechtigt sind, und zwar auch dann nicht, wenn der verstorbene Stiefvater der einzige Ernährer war. Diese Lücke sei ebenfalls noch zu beseitigen. Daß Eltern oder Großeltern für einen gefallenen Sohn oder Enkel eine Rente nur dann erhalten, wenn dieser ihren Lebensunterhalt „ganz oder überwiegend“ bestritten hat, sei zu mildern. In der Unfallversicherung werden diese Renten schon gewährt, wenn der Verunglückte die Verwandten der aufsteigenden Linie „wesentlich aus seinem Arbeitsverdienst unterhalten hat“ (§ 593 der Reichsversicherungsordnung).

Der Staatssekretär Dr. Delbrück hatte am 19. März im Reichstag die Erklärung abgegeben, er halte es für eine der vornehmsten Pflichten des Reiches, dafür zu sorgen, daß niemand unter den Angehörigen derer, die an den Grenzen für des Reiches Sicherheit kämpfen, in Not gerate. Am 20. März äußerte er sich an gleicher Stelle dahin, daß die Regierung schon in der Budgetkommission ihre grundsätzliche Bereitwilligkeit erklärt habe, eine Änderung des Militärhinterbliebenen-Gesetzes eintreten zu lassen. Mangels eines ausreichenden Materials, mangels irgendwelchen Ueberblicks über die finanzielle Tragweite und mangels eines Ueberblicks über die finanziellen Verhältnisse, wie sie nach dem Kriege vorliegen werden, sei es zurzeit unmöglich, ein Gesetz zu verabschieden, das die Wünsche in zwingende Vorschriften umwandelt. „Sie können aber,“ so meinte er wörtlich, „zu uns das Vertrauen haben, daß wir uns der Ehrenpflicht des deutschen Volkes, für die Hinterbliebenen der Gefallenen zu sorgen, mit demselben Eifer, demselben Pflichtgefühl unterziehen werden, wie es von Ihrer Seite bisher gesehen ist.“

Am 14. April hat die Budgetkommission des Reichstags die Anträge beraten, die von verschiedenen Parteien auch hinsichtlich der Hinterbliebenenfürsorge gestellt waren. Von den Vertretern unserer Fraktion wurde darauf hingewiesen, daß man den Witwen, wo es nur angängig sei, lieber eine Existenz schaffen als eine Pension geben solle und den Kriegerwaisen der freie Besuch der Schulen, auf denen sie bisher waren, gesichert werde, bis die Rentenfestsetzung endgültig geregelt sei.

Helene Simon fordert in der „Sozialen Praxis“ (1915) Beschaffung geeigneter und würdiger Tätigkeiten ohne Unterbietungen in Handel, Gewerbe und Landwirtschaft. Vor allem müssen die Möglichkeiten der Berufszuführung und Arbeitsbeschaffung geregelt werden. In einem Vortrag, den Prof. Dr. Klumker jüngst über die Pflichten gegenüber den Hinterbliebenen unserer Krieger gehalten hat, spricht er sich dahin aus: „Es widerstrebt unserem Empfinden, die Kriegswaisen den anderen Waisen gleichzustellen, das heißt, sie in öffentliche Fürsorgearmenpflege zu übernehmen. Auch bestehen starke Bedenken gegen den Plan, große Waisenhäuser für diese Kinder zu bauen, die in einer Reihe von Jahren doch leer stünden. Besser sei die Unterbringung in Familien, wobei namentlich an die Verwandten der Kinder zu denken sei. Den Kindern muß auch bei der Berufswahl der fehlende Vater ersetzt werden. Die Witwen müssen durch Berufsberatung vor überfüllten Berufen geschützt werden. Lohnrückerei sei durch gute Ausbildung zu vermeiden. Besonders schwierig ist die Beschaffung geeigneter Arbeit für ältere Frauen. Die Rumpffamilie sei möglichst selbständig zu erhalten und für den fehlenden Vater ein gewisser Ersatz, zum Beispiel durch einen ehrenamtlichen Beitrag, zu schaffen.“ In diesem Sinne äußerte sich auch eine große Versammlung von 58 wirtschaftlichen Verbänden. Den Kriegshinterbliebenen müsse nicht bloß Geld gegeben werden, sondern auch Anleitung, was sie am besten damit anfangen, um eine „sozialgefunde Lebensführung“ zu sichern. Die Versammlung beauftragte den Bund der Landwirte und den Hansabund zur Führung von Verhandlungen mit den obersten Reichsbehörden. Diese beiden Organisationen haben auch dem Kriegsministerium einen gemeinsamen Vorschlag zur Aenderung des Militärhinterbliebenen-Gesetzes unterbreitet, und zwar fordern sie ebenfalls eine Bemessung der Renten nach dem Arbeitseinkommen des Gefallenen, aber vornehmlich zugunsten der gehobenen Lebensstellungen. Der Vorstand des Bundes Deutscher Beamtenvereine hat an den Reichskanzler eine Eingabe gerichtet, in der besonders um Berücksichtigung der „gesellschaftlichen Stellung“ bei der Rentenbemessung gebeten wird. Zu dem Zwecke sollen vornehmlich die Bezüge aus der „Allgemeinen Versorgung“ (die Pensionen aus der Zivilanstellung) auf die Kriegsversorgung nicht angerechnet werden.

Der Deutsche Verein für Armenpflege und Wohltätigkeit hatte für den 16. und 17. April 1915 eine weitere „große Beratung aller beteiligten sachmännischen und gemeinnützigen Kreise über die Fürsorge für die Kriegshinterbliebenen“ einberufen.

An ihr beteiligten sich die Zentralorganisationen und die Generalkommission der Gewerkschaften, die Berliner Kinderschutzkommission, die Gewerkvereine und die christlichen Gewerkschaften, das Zentralkomitee der deutschen Vereine vom Roten Kreuz, die Gesellschaft für Soziale Reform, die Nationalstiftung für die Hinterbliebenen der Gefallenen, der Bund deutscher Frauenvereine, der Katholische Frauenbund, der Zentralausschuß für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche, der Zentralverband für das katholische Deutschland, die Zentralstelle für Volkswohlfahrt, die deutsche Zentrale für Jugendfürsorge, die Cecilienhilfe, der Bund deutscher Offizierfrauen.

Obwohl auf dieser Tagung vorwiegend die bürgerlichen Vereinigungen vertreten waren und zum Wort kamen, wurde doch allgemein zum Ausdruck gebracht, daß die bestehende Hinterbliebenenfürsorge nicht genügt, es müsse bei der Bemessung der Renten auf das bisherige Einkommen und auf das Alter der zu Versorgenden Rücksicht genommen, für Arbeitsgelegenheit, pflegerische Fürsorge gesorgt und diese auf die unehelichen Kinder ausgedehnt werden. Genossin Hanna, die Leiterin des Arbeiterinnensekretariats der Generalkommission, betonte in ihrem Referat, daß die Witwen und Waisen der Krieger aus den Kreisen der in Städten lebenden Arbeiter in der Regel nicht mit den ihnen zustehenden Renten ihr Leben werden fristen können, daher auf eigene Verdienste angewiesen sein werden, was aber bei

Frauen mit Familie, namentlich mit kleinen oder schulpflichtigen Kindern, nur schwierig und in geringem Maße möglich sein werde. Deshalb müssen der Forderung des Reichstags entsprechend die Renten erhöht werden. Immerhin bleiben auch dann noch eine ganze Reihe Witwen auf eigenen Erwerb angewiesen. Nach dem Kriege werden Frauen überhaupt in noch stärkerem Maße als bisher zur Erwerbsarbeit herangezogen werden. Deshalb ist in erster Linie notwendig, daß eine Regelung der Arbeitsvermittlung durch reichsgesetzliche Bestimmungen geschaffen wird, das sei auch für die Kriegerwitwen von größter Wichtigkeit. An die beruflich zu gliedernden Arbeitsnachweise müßten Berufsberatungsstellen unter Mitwirkung der Berufsorganisationen der Arbeiter und Angestellten und von Ärzten errichtet werden, durch Lehrwerkstätten, unter Leitung von Arbeitgebern, Arbeitnehmern und städtischen Verwaltungen sei für berufliche Kenntnis und Erwerbsmöglichkeit zu sorgen. Die Lehrwerkstätten, in denen nicht allein theoretische, sondern auch praktische Berufskennntnisse vermittelt werden, dürfen auf keinen Fall durch niedrigere Löhne dem privaten Vorteil bestimmter Unternehmergruppen dienen. Die Dauer der Ausbildungszeit muß sich nach den Anforderungen des Berufs richten. Um den Müttern die Arbeit auch außerhalb des Hauses zu ermöglichen, müssen die Gemeinden Kindergärten, Kinderbewahranstalten und Speiseanstalten errichten, denn das Fehlen solcher Einrichtungen zwingt die Frauen, immer mehr sich der Heimarbeit zuzuwenden. Wo die Gemeinden nicht in der Lage sind, entsprechende Einrichtungen zu schaffen, muß der Staat oder das Reich entsprechende Zuschüsse leisten. Vor allem sei aber darauf hinzuwirken, daß bei den Kriegerwitwen nicht der Rentenbezug zur Lohnrückerei führe, und deshalb sei, da dies nur durch starke Arbeiterorganisationen zu erreichen, das Koalitionsrecht auszubauen.

Um überhaupt Ausnutzung und Gesundheitschädigungen zu verhindern, müssen die Arbeiterschutzesetze erweitert und ihre Wirksamkeit ausgedehnt werden auf alle Betriebe, ohne Rücksicht auf die Zahl der Beschäftigten. Auch die Heimarbeit muß der Arbeiterschutzesetzgebung und der Kontrolle durch die Gewerbeaufsicht unterstellt werden. Sofortiges Inkrafttreten der wichtigsten Bestimmungen des Hausarbeitsgesetzes (der Paragraphen 3 und 4) ist zur Durchführung eines Teiles der Forderungen unbedingt notwendig.

Die Tagung nahm folgende vom Vorsitzenden Geh. Justizrat Dr. Kuland vorgeschlagenen Leitsätze einstimmig an:

1. Den Kriegerwitwen und -waisen ist neben der gesetzlichen Rente eine soziale Fürsorge zu leisten.

2. Diese Fürsorge ist unter tunlichster Zusammenfassung der bestehenden Organisationen durch eine vom Staate geleitete Stelle auf das ganze Reich auszu dehnen.

3. Als örtliche Vertretung dieser Fürsorge ist ein Organ der Gemeindeverwaltung geeignet, dessen Aufgabe es sein wird, die Zersplitterung der Kräfte zu vermeiden.

4. Die Tagung beauftragt einen Arbeitsausschuß mit dem Rechte der Zuwahl, die einleitenden Schritte zu einer Organisation aller sozialen Maßnahmen für die Kriegerwitwen und -waisen zu tun.

5. Der für die gegenwärtige Tagung eingesetzte Ausschuß wird als Arbeitsausschuß mit dem Auftrage eingesetzt, sich möglichst aus allen in Betracht kommenden Organisationen zu ergänzen und sich mit den maßgebenden staatlichen Behörden in Verbindung zu setzen.

Aufgabe des Reichstages wird es nun sein, baldigt für eine gesetzliche Festlegung dieser Forderungen zu sorgen.

Literarische Rundschau.

Taschenbuch der Luftflotten mit besonderer Berücksichtigung der Kriegs-Luftflotten.
2. Jahrg. 1915. Kriegsausgabe. Mit teilweiser Benützung amtlicher Quellen.
Herausgegeben von F. Rasch und W. Hormel. Preis 4 Mk.

Das vorliegende Buch ist ein Gegenstück zu dem „Handbuch der Kriegsflotten“, das an dieser Stelle schon (in Nr. 14) besprochen wurde.

Schon die bisherigen Kriegsvorgänge haben gezeigt, wie bedeutungsvoll Luftschiff und Flugzeug in den Gang der Ereignisse eingreifen. Die Aufgaben der Kriegsfahrzeuge zur Luft sind: Erkundung der Stellung und Stärke des Gegners und Zerstörungsarbeit durch Bombenwurf. Das Luftschiff ist ein Ballon von Torpedogestalt, das Prinzip „leichter als die Luft“ kommt durch die Gasfüllung zur Anwendung. Die Fortbewegung geschieht durch den Motor, die Steuerung durch entsprechende Einrichtungen. Kostspielig ist das Luftschiff, die technische Entwicklung drängt zum Großkampfschiff, zum Luftkreuzer. Als kleinere Kampfeinheit und billiger in der Anschaffung kommt das Flugzeug zur Anwendung. Das entgegengesetzte Prinzip: „schwerer als die Luft“ konnte hier verwirklicht werden; der Motor ist das Herz, der Pulsschlag der ganzen Kriegsmaschine, die Tragflächen sind die Luftsegel, auch die Steuerung erfolgt vom Führer sitz aus durch entsprechende Mechanismen.

Zuerst in der stillen Forscherstube und nachher durch bescheidene praktische Versuche haben moderne Erfinder, technisch bewußt und planmäßig schaffend, die Grundlagen gelegt. Im Dienst wissenschaftlicher Studienfahrten, gelegentlich auch im Laumel des Sportes, entstanden die ersten Konstruktionen. Als die Erfindungen praktisch brauchbar wurden, trat überall die Militärverwaltung der modernen Staaten sofort an die Ausbildung dieser technischen Schöpfungen für den Krieg heran. Und nun wurde der technische Fortschritt rastlos vorwärts getrieben.

Die Rüstungsindustrie bekam auch auf diesem Gebiet ausichtsreiche Tätigkeit. Luftschiffwerften wurden gebaut, Flugzeugfabriken gegründet. Die Motorenfabriken richteten sich Spezialabteilungen zur Herstellung der Sonderkonstruktionen von Motoren für die Luftfahrt ein.

Die Militärbehörden stellten ihre Aufgaben. Sie formulierten Abnahmebestimmungen, fordernten den Wettkampf der Konstrukteure und Fabriken heraus, und so entstanden aus dem Wechselspiel von Theorie und Praxis, von Fabrikationsleistungen und den Erfahrungen der Probefahrten die verschiedenen Militärtypen.

Die Angaben der feindlichen und neutralen Länder über Luftschiffwerften, Luftschiffhallen, Verzeichnis der gebauten Luftschiffe und Flugzeuge nebst Mitteilungen ihrer Dimensionen, Motorkonstruktionen, Baufirma u. dgl. sind recht ausführlich. Von fast allen internationalen Typen sind Illustrationen und Skizzen beigelegt worden. Der Abschnitt über Ballonabwehrkanonen ist sehr knapp ausgefallen, interessant ist die Zusammenstellung über die Organisation des Militär-Luftfahrtwesens und Aufnahmebestimmungen in diese Truppenteile. Uebereinstimmend lassen sich für die verschiedenen Länder die gleichen Richtlinien feststellen.

Das vorliegende Buch ist als Nachschlagewerk für den Fachmann bestimmt, der in praktischen Beziehungen zum Luftmilitarismus steht. Auch der Politiker, Redakteur, Journalist soll zu den Quellen steigen, muß sich seine Informationen aus erster Hand holen und deshalb ist die vorliegende, meist authentisch zusammengestellte Materialsammlung brauchbar für das Studium jener Fragen, die mindestens nach dem Krieg noch eingehend zu erörtern sind: das moderne Kriegswesen in seinen technischen und organisatorischen Entwicklungsbedingungen, die Rüstungsindustrie in ihren Beziehungen zum Staat und zum Krieg, die Tatsachen der Rüstungssteigerungen überhaupt.

R. W o l d t.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 5

Ausgegeben am 30. April 1915

33. Jahrgang

Nachdruck des Artikels nur mit Quellenangabe gestattet

Zum 1. Mai.

Von Gustav Edstein.

I. Der Charakter der Maifeier.

Die alte Internationale war gegründet worden, um der nach der Totenstarre der 50er Jahre zu neuem Leben erwachenden Arbeiterbewegung einen Mittelpunkt und Kern und in den revolutionären politischen Kämpfen, die allgemein erwartet wurden, einen geistigen und materiellen Rückhalt zu bieten. Aber die Befriedigung der wirtschaftlichen und politischen dringendsten Bedürfnisse der west- und mitteleuropäischen Bourgeoisie erfolgte nicht, wie die Demokraten vermeint hatten, auf dem Wege der Revolution, sondern auf dem des Krieges. Damit war aber der bisherigen Taktik der politischen Arbeiterbewegung die Grundlage entzogen. Denn bürgerliche Revolutionen, die vom Proletariat unterstützt und mitgemacht und über sich selbst hinausgetrieben werden mochten, waren nun wenigstens in Mittel- und Westeuropa nicht mehr zu erwarten. Das Bürgertum hatte im wesentlichen mit den Grundbesitzern und den Regierungen seinen Frieden gemacht. Eine revolutionäre Erhebung der Arbeiter mußte fortan mit dem Widerstand der ganzen bürgerlichen Gesellschaft rechnen, sie konnte daher erst Erfolg haben, wenn das Proletariat allein stark genug war, über die bürgerliche Gesellschaft und ihren Staat aus eigener Kraft den Sieg davonzutragen.

Die Bedeutung und Tragweite dieser Aenderung in der politischen Situation gelangte zunächst den meisten der Beteiligten nicht klar zum Bewußtsein. Sie sahen sich nach dem Deutsch-Französischen Krieg und der Niederwerfung des Kommune-Aufstandes nicht nur einer wütenden international organisierten Verfolgung gegenüber, sondern empfanden zugleich auch die Unmöglichkeit, mit den Mitteln, die vor dem Krieg so siegverheißend erschienen waren, nun jene unmittelbaren Erfolge zu erringen, die so notwendig waren, um das gesunkene Selbstvertrauen in so schwerer Zeit neu zu beleben. Daher alsbald das Verzweifeln an den Aussichten des politischen Kampfes: einerseits die Ablenkung aller Energien in die reine Gewerkschafts- oder Genossenschaftsbewegung, andererseits anarchistische Gewalttattik und „direkte Aktion“. Der Sektenscharakter, der die Arbeiterbewegung in den 40er Jahren zersplittert hatte und in der Internationale nur teilweise mühsam überwunden worden war, lebte neu auf und sprengte den internationalen Verband, die Arbeiterbewegung mußte ihre nächsten Fortschritte auf dem Boden der einzelnen Staaten selbständig machen.

Doch das Bedürfnis internationalen Zusammenschlusses ist im Proletariat unausrottbar, denn es entspringt seinen eigensten Lebensverhältnissen. Aber dieser Einigung stand die Sektenshaftigkeit der Bewegung in den einzelnen Ländern und in den Arbeiterparteien in jedem Land hindernd im Wege. Es war nicht das gemeinsame Streben der geistigen Führer der

Bewegung, das aufzufinden, was den Lebensnotwendigkeiten des industriellen Proletariats als solchen entsprach, was daher alle proletarischen Parteien einigen mußte; vielmehr waren die Parteien vor allem darauf bedacht, ihre besondere Heilslehre, die sie von den rivalisierenden Parteien unterschied, in den Vordergrund zu schieben¹. An diesem Streben, das bei dem noch unsicheren und tastenden Charakter der damaligen Bewegung eine gewisse historische Berechtigung hatte, scheiterten lange Zeit alle Versuche, eine neue internationale Vereinigung ins Leben zu rufen. Erst 1889 gelang es einigermaßen, die Arbeiterbewegungen in den wichtigsten Industrieländern auf gemeinsamem Boden zu sammeln, eine internationale Verständigung unter ihnen anzubahnen. Aber selbst da waren diese Bestrebungen erst teilweise von Erfolg gekrönt. Nicht nur, daß in Paris nebeneinander zwei internationale sozialistische Arbeiterkongresse tagten, der sogenannte „margistische“ und der „possibilistische“, an dem außer den französischen Possibilisten hauptsächlich die englischen Anhänger Hyndmans beteiligt waren; auch auf dem „margistischen“ Kongreß selbst plakten die Gegensätze oft sehr scharf aufeinander, und es handelte sich dabei häufig nicht um bloß taktische, sondern um grundlegende Prinzipienfragen.

Um wie viel stärker aber in den proletarischen Massen das Bedürfnis des internationalen Zusammenschlusses war, als sich die Führer dessen meist bewußt waren, das zeigt gerade das Schicksal jenes Beschlusses des Pariser Kongresses von 1889, der die größte Wirkung, die größte Bedeutung erlangen sollte. Lieft man z. B. die Berichte, die damals der „Sozialdemokrat“ über die Verhandlungen des Kongresses brachte, und die Artikel, mit denen er die Vorgänge auf dem Kongreß und seine Beschlüsse würdigte, so findet man keinen Hinweis auf die Wichtigkeit des Beschlusses über die Maifeier, dieser wird nur flüchtig gestreift. Liebknecht führte es in seiner Rede über die Maifeier auf dem Kölner Parteitag (1893) auf ein Mißverständnis zurück, daß in Deutschland sogleich nach dem Pariser Kongreß an vielen Orten beschlossen wurde, den 1. Mai durch Arbeitseinstellung zu feiern. Das Wort „feiern“ sei von den deutschen Genossen in einem anderen Sinne aufgefaßt worden, als es die vermeinten, die in Paris dem Beschluß zugestimmt, und die erst viel später dies Mißverständnis bemerkt hätten. Jedenfalls war aber dieses „Mißverständnis“ sehr sinnvoll; es zeigte, wie begierig das Proletariat die Gelegenheit ergriff, seine internationale Solidarität machtvoll zu bekunden. Denn das war ja von Anfang an das Eigenartige und das Entscheidende an der Maifeier, daß der Gegenstand, für den demonstriert wurde, an Bedeutung wesentlich zurücktrat gegenüber der Tatsache, daß diese Demonstration internationalen Charakter trug. Der Brüsseler Kongreß der neuen Internationale von 1891 trug dem insofern Rechnung, als er die Maifeier ausdrücklich als den Ausdruck für die Gemeinsamkeit der Forderungen des Proletariats und seiner Solidarität anerkannte; aber diesen

¹ Daß auch Margisten von diesem Fehler nicht frei waren, bezeugt z. B. Engels selbst noch in einem Brief an Sorge vom Jahre 1894: „Die Social Democratic Federation teilt mit Euren deutsch-amerikanischen Sozialisten die Auszeichnung, die einzigen Parteien zu sein, die es fertiggebracht haben, die Margsche Theorie der Entwicklung auf eine starre Orthodogie herunterzubringen, zu der die Arbeiter sich nicht aus ihrem eigenen Klaffengefühl heraus emporarbeiten sollen, sondern die sie als Glaubensartikel sofort und ohne Entwicklung herunterzuwürgen haben.“

Charakter hatte die Feier schon vorher angenommen; er wurde ihr nicht durch den Beschluß der Kongreßdelegierten aufgeprägt, sondern unmittelbar durch den Willen der proletarischen Massen.

Wie stark sich dieser gerade hier zur Geltung brachte, das zeigte sich auch darin, daß die Teilnehmer des „possibilistischen“ Kongresses, der sich dem „marxistischen“ so scharf entgegengestellt hatte, sich trotzdem bald genötigt sahen, sich an der Maifeier zu beteiligen, daß selbst nichtsozialistische Parteien, die sich auch auf proletarische Massen stützen wollten, wie die tschechischen Nationalsozialen, den sozialistischen Weltfeiertag mitmachen mußten, vor allem aber auch darin, daß sowohl in England als in Deutschland Versuche der Führer, die Feier vom 1. Mai auf den ersten Sonntag im Mai zu verlegen, sich nicht durchzusetzen vermochten. Trotz aller Schwierigkeiten, die sich ihnen entgegentürmten, wollten sich die Arbeiter der ganzen Kulturwelt ihren eigenen, internationalen Feiertag nicht rauben und nicht abschwächen lassen. In ihm zeigte sich am augenfälligsten, daß auch die proletarischen Massen, die sonst stets dem Gebot der Fabrikpfeife folgen müssen, doch wenigstens begannen, sich ihrer vereinten Macht bewußt zu werden und sich gegen jene absolute Herrschaft aufzulehnen. Die Maifeier wurde zum Symbol des revolutionären Kampfes gegen das kapitalistische Regime.

Aber die revolutionäre Begeisterung fand jetzt in West- und Mitteleuropa keine Möglichkeit mehr zu unmittelbarer Betätigung. Die Regierungen wurden immer mächtiger, gestützt auf ein willfähriges Bürgertum und eine fortwährend an Umfang und Organisation wachsende Armee von Beamten und Militärs. Dieser festgefügtten Macht gegenüber versagten die alten Kampfmittel der Demokratie. Zwar baute das schon durch den modernen Produktionsprozeß organisierte Proletariat seine politischen, gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Organisationen immer weiter und immer fester aus; auf der andern Seite erstarkten aber auch die Unternehmer in ihren Verbänden. Der soziale Krieg hörte auf, in den Formen des Guerillakampfes sich abzuspielden, auch überraschende Siege durch kühne Teilangriffe wurden immer seltener. In jedem Land lagen sich die beiden sozialen Heerkräfte, in ihren Organisationen wohlverschanzt, gegenüber, um jeden Fußbreit Bodens erbittert ringend, bereit, jeden kleinsten Teilerfolg zur Niederwerfung des Gegners auszunutzen, aber doch nicht imstande, die Entscheidung herbeizuführen. Was wir heute grauenerfüllt auf den Schlachtfeldern vor uns sehen, der soziale Krieg zeigte uns dasselbe Bild schon seit Jahren.

Kein Wunder, daß unter solchen Umständen Teilerfolge oft übermäßige Bewertung fanden, daß vielen der Kämpfer der Ueberblick über das riesige Schlachtfeld verloren ging und sie nur mehr jenes Stück im Auge behielten, auf dem sie selbst wirkten. Aber dieses zähe Ringen um jede Bestimmung eines Tarifvertrags, um jede gesetzliche Regelung hatte noch eine andere Wirkung für den Charakter der sozialen Kämpfe. Diese verloren nicht nur viel von ihrer einstigen dramatischen Wucht, sie beschränkten sich auch ihrer Natur nach immer mehr auf Forderungen, die sich nicht gegen die Kapitalistenklasse als solche wandten, sondern gegen einzelne gesetzliche oder tarifliche Bestimmungen, die in einer bestimmten Industrie, in einem beschränkten Gebiet, in einem Staat oder Landesteil Geltung hatten.

So durchkreuzten sich zwei Bewegungen in merkwürdiger Weise. Die kapitalistische Entwicklung glied den ökonomischen und sozialen Charakter

der modernen Industriestaaten immer mehr einander an und schuf dadurch die Grundlage für eine stets inniger werdende gegenseitige Verständigung der Arbeiterbewegungen in den einzelnen Ländern. Waren auf den ersten internationalen Kongressen die Meinungen oft noch sehr hart aufeinander geprallt, war es zu den heftigsten Kämpfen über grundsätzliche Fragen gekommen, so herrschte auf den bisher letzten Kongressen von Stuttgart, Kopenhagen und Basel schon Einhelligkeit über die meisten grundsätzlichen Probleme; die Diskussion drehte sich immer mehr um Einzelfragen und um die Art der taktischen Durchsetzung. Diese Wandlung fand auch äußerlich schon darin ihren Ausdruck, daß das Schwergewicht der Verhandlungen immer mehr aus dem Plenum in die Kommissionen verlegt wurde, wo die Details der in ihrem Wesen meist wenig umstrittenen Fragen von Sachleuten durchberaten wurden.

Mit berechtigtem Stolz konnte Engels in der Vorrede zur 2. Auflage seiner „Wohnungsfrage“ (1887) feststellen, daß nicht nur in den germanischen, sondern auch in den romanischen Ländern die Arbeiterbewegung immer mehr unter den ausschließlichen Einfluß marxistischen Denkens gekommen war. Und seither hat dieser Prozeß noch weitere wesentliche Fortschritte gemacht. Immer klarer sprach von Jahr zu Jahr nicht nur aus den Beschlüssen internationaler Arbeiterkongresse, sondern auch aus denen von Parteitagen und Gewerkschaftskongressen der Geist des Marxismus. Die Erkenntnis des Klassenkampfes als bewegenden Prinzips der sozialen Bewegung wurde immer mehr nicht nur Gemeingut des Proletariats aller Zungen, sondern auch die Grundlage ihrer politischen Taktik.

Mit dieser Bewegung, die auf Vereinheitlichung der proletarischen Bewegung und auf ihre Durchbringung mit dem Geist des Klassenkampfes hinzielte, ging aber eine andere zugleich vor sich. Wie Organe, die nicht gebraucht werden, allmählich an Kraft verlieren und verkümmern, so mußte auch der revolutionäre Geist, der einst die Arbeiterbewegung durchpflusste, an Kraft, an Schwung verlieren, wenn es nie zu wirklich revolutionären Kämpfen kam. Eine Armee, die Jahr um Jahr im Schützengraben liegt, entwöhnt sich wohl des Gedankens, wenn auch nicht der Fähigkeit, durch entscheidende Schläge den Gegner niederzuwerfen, obgleich das ja Ziel und Zweck ihres ganzen leidvollen Bemühens ist. Die Organisation, auf deren Ausbau alles Augenmerk gerichtet werden mußte, drohte Selbstzweck zu werden, der Blick der Kämpfenden vom großen Ziel sich ablenken zu lassen auf den unmittelbar erreichbaren Teilerfolg.

Auch diese Wandlung prägte sich im Charakter der Maiseier aus. Was einst ein Symbol revolutionärer Entschlossenheit war, wurde dort, wo sich starker Widerstand der Unternehmer und der Regierungen geltend machte, vielfach zur Erfüllung einer Pflicht, die man einmal auf sich genommen, und dort, wo es an diesen scharfen Widerständen fehlte, wurde die einst so revolutionäre Maiseier, vor der im Jahre 1890 das ganze Bürgertum gezittert, zum harmlosen Volksfest.

Diese Erschlaffung des revolutionären Geistes konnte den Beteiligten natürlich nicht verborgen bleiben. Sie führte auf der einen Seite dazu, daß man auf den revolutionären Kampf überhaupt glaubte verzichten zu können und zu sollen, auf der andern dazu, diesen revolutionären Geist durch das Feuer der eigenen Leidenschaft zu neuem Leben erwecken zu wollen. Gerade

im Streit um die Maifeier prallten diese gegensätzlichen Stimmungen oft heftig aufeinander. Während die einen in ihr eine überlebte und für die gewerkschaftliche Taktik schädliche oder doch gefährliche Demonstration erblickten, hielten die andern sie um so mehr hoch als Symbol revolutionären Ringens der internationalen proletarischen Armee.

Doch es hieße heute die Augen vor der Wirklichkeit verschließen, wollten wir uns nicht eingestehen, daß die Bewegung, für die der internationale Zusammenschluß zum Zweck des revolutionären Klassenkampfes an Bedeutung zurücktrat, in den letzten Jahren noch durch einen andern Vorgang gestärkt wurde, dem sich unsere Aufmerksamkeit nicht in genügendem Maße zugewendet hatte, bis der Krieg die vollzogene Wandlung mit unerbittlicher Deutlichkeit ans Licht zog. Der Krieg, der ja wenigstens das Gute hat, daß er viele Lügen, Heucheleien und Illusionen mit der ihm eigenen Brutalität zerstört, wenn er auch oft andere, mindestens ebenso schädliche, an ihre Stelle setzt.

II. Widerstreitende Tendenzen.

Von jeher hatte es die Solidarität der Arbeiter in ihrem Kampf gegen Ausbeutung mit starken Gegentendenzen zu tun gehabt. Die zünftige Organisation spielte den Vorteil des einzelnen Gewerbes gegen den der andern aus; sie hob die Interessen hervor, die Meistern und Gesellen des einzelnen Handwerks gemeinsam waren gegenüber denen, die die ganze Gesellenschaft gegenüber den Meistern vereinigten. Es ist bekannt, wie schwer die gewerkschaftliche Ideologie und Organisation gegen die Hindernisse zu kämpfen hatte und in vielen Ländern noch hat, die ihr durch den zünftlerischen Geist bereitet werden, der sich besonders in Berufen mit hochqualifizierter Arbeit breit macht. Doch die nivellierende Macht der modernen Technik, die die Unterscheidungen zwischen gelernter, angelernter und ungelerner Arbeit fortwährend revolutioniert und zum großen Teil abschleift, hat am energischsten dahin gewirkt, diese alten zünftlerischen Schranken niederzubrechen. Und besonders in Deutschland ist es, wie wohl in keinem andern alten Industrieland, der Arbeiterschaft von jeher gelungen, der Schwierigkeiten Herr zu werden, die sich dem organisatorischen Zusammenschluß von Arbeiterschichten verschiedener Beschäftigung und Lebenshaltung entgegenstemmen. Gerade die Maifeier, an der sich neben dem Maschinenschlosser der Ziegeleiarbeiter, neben dem Handlungsgehilfen der Straßensieger beteiligte, war zugleich eine sinnfällige Demonstration der Ueberwindung dieses Gegensatzes innerhalb der Arbeiterklasse selbst.

Während aber die moderne Industrieentwicklung mit diesem alten Gegensatz, der verschiedene Berufe und Schichten innerhalb des Proletariats auseinanderriß, immer mehr aufräumte, schuf sie selbst wieder neue Interessenharmonien zwischen einzelnen Schichten der Arbeiter und Unternehmer und dadurch Momente, die sich hindernd der Solidarität des Proletariats entgegenstellten.

Das Kapital drängt sich mit Vorliebe in bestimmte Industriezweige, die zur Erlangung von Extraprofiten die günstigsten Aussichten bieten. Diese Industrien nehmen daher auf Kosten der übrigen und der Landwirtschaft eine unverhältnismäßige Ausdehnung an. Der Arbeitsmarkt wird dadurch auf der einen Seite eingeschränkt, auf der andern aber erweitert. Allerdings geschieht das nicht in dem gleichen Maße, da in den vom Kapital bevorzugten

Industriezweigen vergleichsweise mehr Sach- und weniger Lohnkapital zur Anwendung kommt als in den vernachlässigten. Obwohl aber so diese Verschiebung zuungunsten der Arbeiterklasse im ganzen erfolgt, betrachten doch die in den begünstigten Industrien beschäftigten Arbeiter begreiflicherweise deren Ausdehnung als notwendige Voraussetzung für die Steigerung der Arbeitsgelegenheit und damit der Löhne.

Die Einseitigkeit, die durch diese Vorgänge in der Produktion hervorgerufen wird, zwingt zu sich immer steigendem Export von Waren und bald auch Kapitalien, weil sich die ungeheuren Produktenmassen nicht anders in Geld umsetzen lassen. Die Arbeiter aber, die in diesen Exportindustrien beschäftigt sind, sehen, daß die Ausdehnung dieser Industrien, ihre Behauptung auf dem Weltmarkt notwendig sind, wenn sie selbst nicht arbeits- und damit brotlos werden sollen. Sie fühlen sich insofern mit der Industrie solidarisch, in der sie arbeiten, wenn sie sich auch des Gegensaßes bewußt bleiben, in dem sie zu den Unternehmern dieser Industrien stehen. Gehen nun diese dazu über, die Machtmittel des Staates für ihre Ausdehnung in Anspruch zu nehmen, imperialistische Politik zu befürworten und zu betreiben, dann liegt für ihre Arbeiterschaft die Versuchung nahe, auch ihre Interessen durch diese Politik am besten gewahrt zu sehen.

Dieser Vorgang ist allen Ländern hoher kapitalistischer Entwicklung eigentümlich und bedeutet überall eine Gefahr für die Geschlossenheit der Arbeiterbewegung; in den Ländern, deren Proletariat stark von sozialdemokratischen Gedankengängen beeinflusst ist, steht dem Vordringen dieser Gefahr allerdings der mächtige Gedanke der internationalen proletarischen Solidarität entgegen, der die Interessen- und Ideengemeinschaft zwischen den Arbeitern der verschiedenen Berufe und Zungen hervorhebt gegenüber der teilweisen Harmonie zwischen Kapital und Arbeit, die sich in einzelnen Industriegruppen bildet und diese in Gegensatz bringt gegenüber den andern Industrien des eigenen Landes und gegenüber der gesamten Industrie und Arbeiterschaft des Auslandes.

Die Arbeiter der Exportindustrien sind dadurch in einen schweren Interessen- und Pflichtenkonflikt gestellt. Um ihn zu überwinden, bot sich ihnen aber unversehens Hilfe von einer Seite, von der sie sie kaum erwartet hätten.

Die größte Umwälzung, die Marx im sozialistischen Denken herbeigeführt hat, besteht darin, daß er zeigte, die Verwirklichung des Sozialismus könne nicht bewirkt werden durch eine Um- oder Abkehr vom Wege der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung, der Sozialismus liege vielmehr in der Bahn dieser Entwicklung selbst. Der Kapitalismus schafft demnach selbst die Voraussetzungen des Sozialismus; er kann aber erst überwunden werden, wenn er alle Produktivkräfte entwickelt hat, die in ihm schlummern. Hielt man es nun für nachgewiesen, daß nicht nur der forcierte Export von Waren und Kapitalien eine notwendige Erscheinungsform des Kapitalismus sei, sondern auch daß die besondere imperialistische Form der gewalttätigen staatlichen Förderung dieser Expansion notwendig sei, damit der Kapitalismus die ihm innewohnenden Möglichkeiten der Entfaltung von Produktivkräften verwirkliche, dann war damit eine „marxistische“ Ideologie geschaffen, mit der die Arbeiter der Exportindustrien eine Abkehr von der alten internationalen Denkweise motivieren mochten. War der Imperialismus eine unumgängliche Etappe auf dem Weg zum Sozialismus, dann war es

ebenso unsinnig, ihn zu bekämpfen, wie etwa die Einführung der Maschinen oder des Taylorsystems verhindern zu wollen. Dann blieb nichts übrig, als sich mit vollem Bewußtsein auf diese neue Grundlage unserer Aktion zu stellen und entweder das kapitalistische Wirtschaftssystem überhaupt auf revolutionärem Wege sofort zu beseitigen oder, falls dies noch unmöglich, aus dem imperialistischen Stadium der ökonomischen Entwicklung so viel Vorteil wie möglich für das Proletariat herauszuholen.

Blicken wir heute auf die theoretischen Erörterungen zurück, die in den letzten Jahren die deutsche Sozialdemokratie beschäftigten, so finden wir den ersten dieser beiden Gedankengänge ziemlich klar herausgearbeitet. Der zweite offenbarte sich erst während des Krieges. Seine Wurzeln aber reichen weiter zurück, seine Bedeutung für das Schicksal der Partei ist sicherlich größer als die der ersten Richtung.

Die Geschichte der Parteien werden durch die ökonomischen Bedürfnisse der von ihnen vertretenen Klassen bestimmt, die in den Ideologien nur ihren Ausdruck finden. Im Proletariat der modernen Industriestaaten machen sich heute zwei durch die kapitalistische Entwicklung selbst geschaffene Tendenzen nebeneinander geltend. Auf der einen Seite bewirken die moderne Technik und zum Teil auch die zunehmende Rationalisierung der Betriebsorganisation, die im Taylorsystem ihre bisher höchste Vollendung gefunden hat, eine zunehmende Ausgleichung der früheren Gegensätze der verschiedenen Arbeiterkategorien und der verschiedenen Nationalitäten. Sie fördern dadurch die proletarische Solidarität in den einzelnen Ländern und zwischen den verschiedenen Staaten, sie rufen zum Zusammenschluß aller proletarischen Kräfte auf zu gemeinsamem Kampfe gegen das Unternehmertum und die ökonomischen und politischen Organisationen seiner Macht. — Auf der anderen Seite schafft die imperialistische Entwicklung gewisse Interessenharmonien zwischen einzelnen Schichten der Arbeiterschaft und den Unternehmern ihrer Industrie sowie mit der Staatsgewalt, welche die Interessen dieser Industrien dem Ausland gegenüber wahrnimmt; sie droht damit den innigen Zusammenhang dieser Arbeiterschichten mit den Teilen des Proletariats ihres Landes zu zerreißen, die nur die Lasten des Imperialismus fühlen, von ihm aber keine Besserung ihres Schicksals zu erwarten haben; sie bringt sie aber zugleich in teilweisen Gegensatz zu der Arbeiterschaft der Exportindustrien des konkurrierenden Auslands.

Solange der Krieg tobt, tritt der Gegensatz dieser beiden Tendenzen nicht klar hervor. Denn die Notwendigkeit, das eigene Land gegen das gewaltsame Eindringen des Feindes zu verteidigen, zwingt alle Arbeiter zum Zusammengehen mit dem Bürgertum, und so verwischen sich nicht nur äußerlich die auseinandergehenden Tendenzen; die Leidenschaft der Stellungnahme, das plötzliche Erstarken überwunden geglaubter Ideologien und Gesinnungen lassen auch in vielen Arbeitern die Gemeinsamkeit ihrer Interessen mit denen sämtlicher Bewohner ihres vom Feind bedrohten Landes stärker hervortreten und zum Bewußtsein gelangen als die proletarische Solidarität. Es wäre aber verfehlt, die plötzlichen Änderungen, die in der Denkweise der Arbeiterschaft in den verschiedenen Industriestaaten seit dem Kriegsausbruch hervortraten, ausschließlich durch diese erkannte Notwendigkeit der Landesverteidigung erklären zu wollen. Der Krieg hat zugleich in offene Erscheinung treten lassen, was bisher, den meisten Beobachtern ver-

borgen, sich schon im Schoße des Proletariats vorbereitet hatte: das unbewußte oder bewußte Aufsteigen imperialistischer Gedankengänge und Gesinnungen.

III. Unsere Zukunft.

Hier liegt eines der wichtigsten Probleme, das für das fernere Schicksal der Arbeiterbewegung und der Sozialdemokratie von entscheidender Bedeutung werden muß. Käme es wirklich so weit, daß der imperialistische Geist innerhalb der Arbeiterschaft die Herrschaft an sich risse, dann wäre die Internationale tatsächlich zertrümmert; dann wäre aber auch die Sozialdemokratie in den einzelnen Ländern zunächst begraben. Wir mögen dann noch Arbeiterparteien vor uns sehen, die den alten Namen führen; ihr Charakter würde sich aber von Grund aus gewandelt haben. Vielen erscheint jetzt diese Gefahr drohend. Sie verkennen dabei, daß der nationale Geist, der besonders in den ersten Zeiten des Krieges weite Kreise auch des Proletariats mit sich riß, vorwiegend doch ganz anderen als imperialistischen Quellen entstammte. Wirkliche Gefahren dürfen wir uns nicht verhehlen; denn nur dann können wir ihnen wirksam begegnen. Nur wenn wir erkennen, welche Möglichkeiten zu imperialistischer Verseuchung in den Lebensverhältnissen gewisser proletarischer Schichten selbst geboten sind, können wir beurteilen, wie verhängnisvoll eine Politik sein müßte, die dieser Verseuchung nicht mit allen Mitteln entgegenarbeitete, sondern sie noch, wenn auch wider Willen, fördern könnte. Wir müssen uns aber auch hüten, diese Gefahren aufzubauen und uns von ihnen verwirren zu lassen. Sicherlich, der Krieg hat viele Illusionen zerstört. Der Friede, der ihm folgt, wird noch mehr Illusionen begraben, die der Krieg gebar. Schon weisen warnende Stimmen darauf hin, daß wir nach dem Kriege einer Periode der schwersten sozialen und politischen Kämpfe entgegengehen², und diese werden das ganze Proletariat wieder um seine alten Fahnen sammeln. Gerade in den Industrien, die den Ausgangs- und Stützpunkt des Imperialismus bilden, besonders in der Schwerindustrie, treten die Klassengegensätze mit stets wachsender Schärfe und Erbitterung auf. Die Kämpfe, die hier zu führen sein werden, müssen auch den Proletariern, die diesen Kapitalisten fronen, ihre unauslöschliche Interessengemeinschaft mit der Gesamtmasse ihrer Klassengenossen demonstrieren.

Doch auch jene Ideologie wird schwinden, die heute imperialistische Tendenzen in der Arbeiterschaft mit einem marxistischen Mäntelchen deckt. Die Arbeiter werden einsehen, daß es zwar aussichtslos und schädlich ist, den Ausdehnungsbedürfnissen des Kapitals selbst entgegenzutreten, ebenso wie es unmöglich war, die Einführung von Maschinen zu hemmen. Sie werden aber auch erkennen, daß dieser Verzicht auf einen utopischen und aussichtslosen Widerstand noch nicht bedeutet, daß sie die Bekämpfung der gewalttätigen Methoden aufgeben müssen, mit denen heute die Staatsregierungen diese Expansion fördern und die eben jetzt die Weltkatastrophe herbeigeführt haben. Die Arbeiterschaft hat sich das Recht, die Verlängerung des Arbeitstages, die Kürzung der Löhne, die Verschlechterung der Arbeitsbedingungen rücksichtslos zu bekämpfen, niemals etwa mit der Begründung streitig machen lassen, daß alle diese Bedrückungen der Arbeiter „Notwendigkeiten des Kapitalis-

² Vgl. z. B. Legien, Warum müssen die Gewerkschaftsfunktionäre sich mehr am inneren Parteileben beteiligen? Seite 38.

mus" wären. Sie hat vielmehr die Bekämpfung dieser Schäden zum Mittelpunkt ihrer inneren Politik gemacht. Ebensovienig wird sie sich davon abhalten lassen, auch in der auswärtigen Politik rücksichtslos jene Methoden zu bekämpfen, durch die nicht die Produktivität der kapitalistischen Wirtschaft, sondern nur das Profitinteresse einiger Cliquen auf Kosten der kapitalistischen Gesamtwirtschaft und vor allem der proletarischen Entwicklung gefördert werden soll.

Die Lebensnotwendigkeiten des Proletariats werden es auch diese Gefahren überwinden lassen, sobald die Fieberglut des Krieges vorüber ist und sich die normalen sozialen und politischen Verhältnisse wiederhergestellt haben. Gewinnt dann die internationale Gesinnung nach Friedensschluß wieder die Herrschaft über den Geist der Arbeiter, dann wird die Wiederaufrichtung der Internationale zwar auf Schwierigkeiten stoßen, diese werden aber bald überwunden sein.

Der Frage der künftigen Entwicklung unserer Partei können und dürfen wir aber auch schon heute nicht teilnahmslos gegenüberstehen. Die Kraft einer politischen Partei hängt in erster Linie davon ab, ob sie die Interessen und Bedürfnisse der von ihr vertretenen Klasse richtig und restlos zum Ausdruck bringt. Was bisher die Stärke der deutschen Sozialdemokratie ausgemacht hat, war, daß sie klar formulierte und in ihrer Politik vertrat, was Millionen deutscher Arbeiter fühlten und als ihr Lebensbedürfnis erkannten. Es ist von entscheidender Bedeutung, daß sie auch weiterhin dieser treue Anwalt des Proletariats bleibt, der zwar nicht dessen vorübergehenden Stimmungen nachgibt, aber seine dauernden Interessen vertritt. Die Kunst der Politik besteht nicht nur in der Wahl der Mittel, um bestimmte Forderungen durchzusetzen. Noch wichtiger ist es, jene Forderungen aufzustellen und zu formulieren, die den Lebensbedürfnissen der von der Partei vertretenen Klasse gerade entsprechen. In einer demokratischen Organisation wird diese Wahl in der Regel direkt durch den Willen der Mitglieder bestimmt. Unsere Parteitage haben in erster Reihe die Aufgabe, den politischen Vertretern der Partei Richtlinien für ihr Handeln zu geben, ihnen die Forderungen anzugeben, deren Durchsetzung am dringlichsten empfunden wird. In Zeiten aber, wo die Befragung der Massen unmöglich ist, fällt die ganze Last und Verantwortung der Richtungsbestimmung auf die Schultern der Männer und Frauen, die die Partei eigentlich nur zur Durchführung der auf ihren Kongressen gefaßten Beschlüsse delegiert hat. Davon, ob die heutigen Lenker der Partei den bevorstehenden Gang der Parteientwicklung richtig erkennen und entschlossen, unbekümmert um augenblickliche Stimmungen und vorübergehende Erfolge oder Mißerfolge, die Bahn einschlagen, die nach dem Ziel führt, dem die Entwicklung zustrebt, davon wird es abhängen, ob die deutsche Sozialdemokratie das bleibt, was sie bisher war, der entsprechende und deutliche Ausdruck des Willens der klassenbewußten deutschen Arbeiterschaft.

Die Sache der Arbeiter wird endlich siegen. Der Krieg, der zwischen den sozialen Klassen geführt wird, unterscheidet sich von dem, der jetzt die Völker Europas zerfleischt, doch sehr wesentlich. Der Völkerkrieg bedeutet eine Unterbrechung des Wirtschaftslebens, eine Vernichtung ungeheurer Werte, während die Produktion gehemmt ist. Er muß daher, wenn nicht anders, endlich durch allseitige Erschöpfung enden. Der soziale Kampf hingegen ist

ein Produkt des Wirtschaftslebens selbst, dieses ist ohne ihn, solange es Klassen gibt, nicht möglich. Er kann daher nicht durch Erschöpfung der Gegner beendet werden. Aber auch sein endlicher Ausgang ist nicht zweifelhaft, da die eine Partei in ihrem Lebensunterhalt von der andern abhängig ist, die eine daher die andere nicht vernichten kann, ohne selbst unterzugehen.

Doch wenn auch schließlich die Sache der Arbeit siegen muß, kann es uns nicht gleichgültig sein, wie lange noch der Kampf währen muß, mit wie viel Leiden, Enttäuschungen und Rückschlägen er verbunden sein wird. Es ist die Aufgabe sozialdemokratischer Politik, diesen Weg abzukürzen. Wäre sie dazu nicht imstande, verkennte sie die Notwendigkeiten des proletarischen Strebens und Kämpfens, dann hätte sie ihre Bestimmung verfehlt, sie käme in unlösbarer Gegensatz zur proletarischen Entwicklung. Welch traurige Wirkungen eine solche Entfremdung der Partei gegenüber der Arbeiterbewegung nach sich ziehen kann, das zeigt uns z. B. die Geschichte unserer französischen Bruderpartei. Der Ministerialismus Millerands hat nicht nur die Partei, die eben im Begriffe stand, sich zu einigen, wieder zersplittert und die Fraktionen mit neuer Erbitterung gegeneinander erfüllt, er hat zugleich die Gewerkschaften auf lange hinaus in Gegensatz zur Partei gebracht, den Syndikalismus gekräftigt.

In diesem Jahre des Weltbrandes wird der 1. Mai nicht wie sonst gefeiert werden. Der Gedanke internationaler proletarischer Solidarität, dem die Maifeier vor allem Ausdruck geben sollte, steht vor seiner Schicksalswende. Es wäre denkbar, daß er durch den Ausgang dieses Völkerringens und durch die Politik, die von den Vertretern der Arbeiterschaft in den verschiedenen Ländern während seiner Dauer eingeschlagen wird, auf Jahre und Jahre hinaus gelähmt würde. Wir hoffen aber, daß er aus dieser furchtbarsten Krise, die er je durchgemacht, neu gestärkt hervorgehen, daß er die Ansätze zu imperialistischem Denken im Proletariat entwurzeln wird. Geschieht das, dann erleben wir einen Aufschwung sozialdemokratischer Kraft und Organisation, wie wir ihn noch nicht gesehen, der wahre Mai des Proletariats bricht an.

Zwei Schriften zum Umlernen.

Von K. Kautsky.

(Schluß.)

1) Die Abwirtschaftung des Kapitalismus.

Eunow erklärt die in „unserer Partei vorherrschende Ansicht über die Reife der kapitalistischen Entwicklung für verfehlt“ und erblickt „in ihr die Ursache so mancher früheren und heutigen Parteiillusionen“. Worin diese „Parteiillusionen“ bestehen, sagt er uns leider wieder nicht, und doch wäre das sehr wichtig in einer Zeit, in der bürgerliche Gegner und Umlerner innerhalb unserer Reihen den Zusammenbruch der Parteiillusionen so laut verkünden, worunter nicht wenige den Zusammenbruch alles dessen verstehen, was bisher unsere Partei zusammenhielt und sie bewegte. Es ist nicht die beste Methode, die Ansicht vom Zusammenbruch unserer Partei in einer Weise zu widerlegen, in der man die Ansicht fördert, als wäre tatsächlich ihr Inhalt zusammengebrochen, habe sich als leere Illusion erwiesen, und bloß der tote Rahmen sei zurückgeblieben.

Eunow beruft sich weiter darauf, er sei schon „seit mehr als zwanzig Jahren“ der Ansicht, „daß in unserer Partei vielfach die Entwicklungsstufe

des Kapitalismus überschätzt wird“, er zeigt dies an dem Beispiel der Disfuffion, die er im Jahre 1896 mit mir über die Philippinen hatte, worauf ich schon hingewiesen. Dann fährt er fort:

„Nicht die Margsche Auffassung des kapitalistischen Entwicklungsganges, nicht die von Marx angenommene Entwicklungsrichtung wollte ich damit bestreiten, sondern nur die in unserer Partei übliche Ansicht, die kapitalistische Entwicklung hätte bereits jene Stufe erreicht, die als Vorbedingung der Verwirklichung des Sozialismus historisch nötig sei. Nach meiner Auffassung war die damalige kapitalistische Entwicklungsphase keineswegs schon die letzte. Wir standen vielmehr vor einer neuen höheren Entwicklungsperiode des Kapitalismus, die voraussichtlich manche Jahrzehnte andauern und neue kapitalistische Wirtschaftsgebilde hervorbringen werde. Wohl vermochte ich mich nicht der Ansicht zu verschließen, daß Marx und Engels einzelne Entwicklungsvorgänge unrichtig beurteilt hätten; aber, wie mir schien, nicht weil sie sich in der Entwicklungsrichtung selbst getäuscht hatten, sondern erstens, weil sie auch noch in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts den Stand der kapitalistischen Wirtschaftsentwicklung vielfach überschätzt hatten, und zweitens, weil sie die fernere Entwicklung zu sehr als einfache Verlängerung (weniger als Formationsänderung) der bisherigen Wirtschaftsweise aufgefaßt und deshalb die neueren Gestaltungen häufig zu allgemein nach Analogie der früheren beurteilt hatten. . . .

Jeder Theoretiker, auch ein Marx, kann eben in seinen Schlussfolgerungen nur von ihm bekannten Erscheinungen, von seinen Erfahrungen ausgehen. Deshalb bleiben die noch nicht deutlich erkennbaren neuen Einschlüge in die Entwicklung zunächst immer mehr oder minder unberücksichtigt. Ein Mangel der Theoretik, über den auch Engels, wie verschiedene seiner Äußerungen beweisen, sich völlig klar war. So beklagt er z. B. in seiner schon erwähnten Einleitung zu den Margschen „Klassenkämpfen in Frankreich“, daß die am Anfang einer ökonomischen Entwicklungsperiode vorgesehene wirtschaftliche Lage meist „als für die ganze Periode gegeben und unveränderlich“ behandelt wird oder doch nur solche Veränderungen dieser Lage berücksichtigt würden, „die aus den offen vorliegenden Ereignissen selbst entspringen und daher ebenfalls offen zutage liegen.“ (Seite 10, 11.)

Und endlich heißt es:

„Aus dieser Auffassung heraus, daß der Kapitalismus längst abgewirtschaftet hat, erklärt sich denn auch die Tatsache, daß bei Beginn des Krieges selbst manche klügeren Köpfe mit größter Sicherheit annahmen, in wenigen Wochen würde der große „Kladderadatsch“ da sein. Alle Banken, die gesamte Industrie, der ganze Großhandel brächen zusammen!

Musionen über Musionen!“ (Seite 21.)

Also selbst die „klügeren Köpfe“ unserer Partei nichts als klägliche Musionäre! Hat man je eine schlagendere Widerlegung des geistigen Zusammenbruchs unserer Partei gesehen?

Leider ist Cunow abermals so grausam, die „klügeren Köpfe“ der Partei auf die Folter zu spannen, indem er sie in Ungewißheit darüber läßt, wen er damit meint. Richtig ist, daß wir alle annahmen, der Krieg würde eine tiefgehende Krise hervorrufen. Bebel hatte sie schon 1911 auf dem Senaer Parteitage gemalt.

Seine Schilderung muß auch heute noch unsere Bewunderung erregen, obwohl man hinterdrein immer klüger ist, als man sein konnte, ehe das Ereignis eingetreten. Aber selbst wenn seine Schilderung der Krise, die der Krieg mit sich bringt, sich in allen Punkten als falsch erwiesen hätte, wie kann Cunow behaupten, unsere Erwartungen in bezug auf die wirtschaftlichen Folgen des Kriegsausbruchs erklärten sich „aus der Auffassung her-

aus, daß der Kapitalismus längst abgewirtschaftet hat"? Sie erklärten sich aus unseren Auffassungen vom Wesen des Krieges, und darum wurden sie allgemein geteilt, auch von bürgerlichen Elementen, denen jeder Gedanke an Abwirtschaftung des Kapitalismus fern lag. Die Anschauung, daß ein so ungeheurer Krieg eine tiefgehende Störung des Wirtschaftslebens hervorrufen müsse, erschien mir in meiner Einfachheit als selbstverständlich. Nun erfahre ich plötzlich, daß sie die lächerlichste Illusion bedeute, deren sich nur die verrückten Sozialdemokraten schuldig machen können, die in einer eingebildeten Welt leben und nicht wissen, was auf Erden vorgeht.

Richtiger ist das, was Cunow über die Ursachen schreibt, die Marx und Engels „den Stand der kapitalistischen Wirtschaftsentwicklung vielfach überschätzen ließen“, doch leidet auch dieser Passus an dem Grundfehler seiner Schrift, alles in Bausch und Bogen abzutun und keine Belege zu geben. Direkt falsch ist es, wenn er schreibt:

„Marx und Engels hatten noch in dem industriellen Betrieb der großen Aktiengesellschaften die höchste Form der kapitalistischen Betriebsform gesehen, während nun in einzelnen Industriezweigen die Vertrustungen und Syndikierungen immer größere Bedeutung gewonnen.“

Engels hat im dritten Band des „Kapital“ (I, S. 424, 425) ausdrücklich auf die Kartelle und Trusts „als neue Formen des Industriebetriebs“ hingewiesen.

Doch das alles sind Nebendinge. Die Hauptsache ist folgendes: Cunow erklärt, die in unserer Partei „übliche Ansicht sei falsch, daß die kapitalistische Entwicklung schon jene Stufe erreicht habe, die als Vorbedingung der Verwirklichung des Sozialismus historisch nötig sei“.

Wenn er damit die Ansicht widerlegen will, als habe „der Kapitalismus längst abgewirtschaftet“, so hat er vollkommen recht. Der Kapitalismus ist noch da und bezeugt durch seine alltägliche Praxis, daß er noch nicht abgewirtschaftet hat.

Aber Cunow faßt den Satz anders, nicht als bloße Konstatierung dessen, was ist, sondern als Voraussetzunge dessen, was sein wird. Er wiederholt den Satz, den er 1896 niederschrieb: „Noch stehen wir recht weit vom Endziel der kapitalistischen Entwicklung.“

Da müssen wir ihn denn doch fragen, woher er das weiß? Die Tatsache, daß der Kapitalismus nicht schon längst abgewirtschaftet hat, beweist doch nicht schon, daß er noch lange nicht abwirtschaftet wird. Woran erkennt man „die Stufe, die als Vorbedingung der Verwirklichung des Sozialismus historisch nötig ist“? Oder vielmehr, ist es überhaupt möglich, sie vorher zu erkennen? Reichen unsere wissenschaftlichen Methoden und Hilfsmittel schon so weit, daß wir durch eine wissenschaftliche Untersuchung zu einem bestimmten Zeitpunkt entscheiden können: so, jetzt ist die Zeit des Kapitalismus abgelaufen und die des Sozialismus gekommen? Sind wir nicht noch auf die alte Methode angewiesen, daß wir einfach unser Bestes tun müssen, um uns durchzusehen, ohne bestimmt zu wissen, wann der Lohn uns winkt? Ich denke, auch bei dem heutigen Stande des Wissens kann erst hinterdrein der Erfolg zeigen, ob die „historisch nötige Stufe“ für unsern Sieg schon da ist. Man sollte meinen, es sei schon eine große Errungenschaft der Wissenschaft, wenn wir darzutun vermögen, daß wir uns dem Ziele immer mehr nähern und rasch nähern. Statistisch nachzuweisen, wann der richtige

Moment gekommen ist, den Sozialismus einzuführen, ist leider noch nicht möglich.

Was haben wir unter dieser „historisch nötigen Stufe“ eigentlich zu verstehen? Cunow spricht immer vom „Abwirtschaften des Kapitalismus“. Haben wir uns die Entwicklung so vorzustellen, daß der Kapitalismus unantastbar ist, solange er nicht abgewirtschaftet hat, das heißt solange eine kapitalistische Wirtschaft überhaupt möglich ist? Haben wir zu warten, bis sie unmöglich wird, bis das ganze wirtschaftliche Getriebe stille steht, so daß der Sozialismus allein imstande ist, es wieder in Bewegung zu setzen? Aber ist zu erwarten, daß es mit dem „Abwirtschaften des Kapitalismus“ jemals so weit kommt? Ist es in der Geschichte auch nur einmal vorgekommen, daß eine Produktionsweise so weit abgewirtschaftete, daß sie nicht mehr weiter konnte?

Und ist denn zwischen zwei Produktionsweisen eine so scharfe Grenze gezogen, daß man eine bestimmte Stufe nennen kann, bei der die eine anfing und die andere aufhörte? Haben sich nicht die Anfänge des industriellen Kapitalismus im Schoße der feudalen Gesellschaft entwickelt, und zwar in den verschiedenen Ländern auf sehr verschiedenen Stufen, in England anders als in Frankreich und wieder anders in Rußland? Gibt es nicht anderseits heute schon Anstalten gesellschaftlicher Produktion für gesellschaftliche Zwecke, z. B. die Eigenproduktion der Konsumgenossenschaften oder staatliche oder kommunale Betriebe, die natürlich nur insoweit hierher gehören, als sie gesellschaftlichen und nicht fiskalischen Bedürfnissen dienen, als ihr Zweck Befriedigung des Bedarfs der Bevölkerung und nicht der Profit ist?

Endlich wird auch ein sozialistisches Regime selbst nicht sofort alle vorhandenen Privatbetriebe mit einem Schlage beseitigen können. Das Tempo, in dem es dabei vorwärts kommt, wird von der Höhe der Stufe abhängen, auf der es ans Ruder kommt, eine Höhe, die in verschiedenen Staaten sehr verschieden sein kann.

„Die Stufe, die als Vorbedingung der Verwirklichung des Sozialismus historisch nötig sei“, ist also ein sehr weiter und durchaus nicht genau begrenzter Begriff.

Ganz anders steht die Sache, wenn man sie nicht rein ökonomisch, sondern politisch auffaßt. Wann eine Produktionsweise aufhört und eine andere beginnt, läßt sich wenigstens in der bisherigen Geschichte nicht genau auf Jahr und Tag feststellen. Dagegen kann man genau das Jahr, ja, selbst den Tag bestimmen, an dem in einem Staate eine Partei zur politischen Macht kam. Und diesen politischen Moment hat man gewöhnlich im Auge, wenn man vom Siege des Sozialismus spricht. Man meint den Sieg der sozialdemokratischen Partei.

Wie gestaltet sich von diesem Gesichtspunkt aus die Frage der „historisch nötigen Stufe“?

Die Sozialdemokratie ist ein Ergebnis des proletarischen Klassenkampfes, ihre historische Aufgabe ist die Emanzipation des Proletariats, das heißt die Herbeiführung gesellschaftlicher Zustände, die Wohlstand und Muße für alle bringen.

Die Vorbedingung für die Erfüllung dieser Aufgabe besteht sicher in dem Vorhandensein ausreichender Produktivkräfte. Fehlen diese, dann wird die Sozialdemokratie bei der Durchführung ihres Programms scheitern.

Will Cunow nun mit aller Bestimmtheit behaupten, der Stand der heutigen Technik sei noch nicht hoch genug, um allen Arbeitern bei kurzer Arbeitszeit einen ausreichenden Lohn zu gewähren? Dann muß er das beweisen. Ich bin der Ansicht, die heutige Technik reicht heute schon völlig aus. Atlanticus hat in seiner bemerkenswerten Broschüre „Produktion und Konsumtion im Sozialstaat“ schon für 1898 die Möglichkeit einer sehr respektablen Lebenshaltung und kurzen Arbeitszeit für die Arbeiter eines modernen kapitalistischen Staates berechnet. Seither hat die Technik noch gewaltige Fortschritte gemacht, und gerade der jetzige Krieg zeigt uns aufs eindringlichste, welcher fabelhaften Leistungen sie fähig ist, wenn sie einen starken Ansporn erhält.

Nach dieser Seite, nehme ich an, haben wir die „historisch nötige Stufe“ schon erreicht.

Eine andere Vorbedingung ist eine gewisse Höhe ökonomischer Konzentration. Das Proletariat ist nach unserer Ueberzeugung nur zu befreien, wenn an Stelle der privaten Produktion für den Markt gesellschaftliche Produktion für den gesellschaftlichen Bedarf tritt. Diese Art der Produktion wird ein sozialdemokratisches Regime natürlich um so leichter einrichten können, je mehr getane Vorarbeit es vorfindet, genossenschaftliche, kommunale, staatliche Betriebe, je mehr die privaten Betriebe bereits in großen Organisationen zusammengefaßt sind. Je länger die Entwicklung in dieser Richtung fortschreitet, desto rascher wird sich der Aufbau sozialistischer Produktion vollziehen können. Das Minimum dessen, was erheischt ist, um überhaupt an solchen Aufbau herantreten zu können, scheint mir jedoch ebenfalls bereits erreicht. Ich habe darüber in meiner Schrift über die „soziale Revolution“ gehandelt.

Die objektiven Vorbedingungen des Sozialismus halte ich in den kapitalistischen Ländern demnach für gegeben. Will man das als „Abwirtschaffung des Kapitalismus“ bezeichnen, dann gehöre ich allerdings zu den mehr oder weniger „klügeren Köpfen“, die diese Auffassung teilen. Cunows bloße Behauptung des Gegenteils genügt doch nicht, sie als lächerliche „Illusionen“ zu enthüllen. Da muß er schon etwas mehr Mühe aufwenden.

Das ist jedoch nur die eine Seite der Frage. Die andere ist die der subjektiven Vorbedingungen. Sie ist die schwierigere, diejenige, die sich statistisch nicht erfassen läßt, die die große Ungewißheit in die Frage der historischen Reife des Sozialismus hineinbringt.

Die schönsten ökonomischen Vorbedingungen nützen nichts, wenn nicht die Menschen da sind, gewillt und imstande, sich ihrer zu bemächtigen und sie auszunutzen. Das Proletariat hat das lebhafteste Interesse daran, dies zu tun, aber diese Tatsache genügt nicht, solange sie nicht vom Proletariat erkannt ist und es die nötige Kraft erlangt hat, sich in Staat und Gesellschaft durchzusetzen, und zwar in zweckmäßiger Weise durchzusetzen. Seine Zahl, seine Organisation, seine Intelligenz, seine politische Bedeutung, sie hängen von der Höhe ab, die die kapitalistische Produktionsweise erreicht hat. Insofern ist diese eine „Vorbedingung der Verwirklichung des Sozialismus“. Aber sie hängen davon nicht allein ab. Jeder Staat hat seine Vorgeschichte, die in die Gegenwart hineinwirkt und den Klassenkampf des Proletariats, seine intellektuelle und politische Kraft fördert oder hemmt. Demokratische Rechte, Wahlrecht, Koalitionsrecht, freie Presse, ebenso wie hohe Volks-

bildung werden auf gleicher Stufe der ökonomischen Entwicklung ein ganz anderes Proletariat erstehen lassen als Unwissenheit und Unfreiheit.

Die Kraft einer Klasse ist auch nichts Absolutes, sondern etwas Relatives. Ihre wirkliche Bedeutung hängt ab von dem Verhältnis ihrer Kraft zu der der andern Klassen. Dieses Verhältnis ist ein sehr schwankendes auch dort, wo eine Klasse an Kraft stets zunimmt. Ein Proletariat kann, selbst wenn es schwach ist, den Kapitalisten seines Landes gegenüber stark sein, wenn diese starke vorkapitalistische Klassen und auch noch die Staatsgewalt gegen sich haben. Es kann erstarben und doch verhältnismäßig an Kraft verlieren, wenn sich alle Klassen zu einer gegnerischen Koalition vereinigen und der Staat seine Machtmittel zur Unterdrückung jeder proletarischen Bewegung aufbietet.

Die frühere Geschichte eines jeden Landes wie die seiner Gegenwart können zusammen die mannigfachsten Kombinationen hervorrufen, die die jeweiligen Kräfte der Klassen in der verschiedensten Weise beeinflussen, stets wechselnd und unberechenbar. Die wirkliche Macht, die einer Partei oder Klasse jeweilig in Staat und Gesellschaft zu Gebote steht, läßt sich durch keinerlei Theorie feststellen, sondern nur durch die Tat. Die Wirkung der ökonomischen Entwicklung setzt sich dabei freilich immer wieder durch, und insofern kann die Theorie auch Einsicht in die politische Zukunft eröffnen. Aber sie kann nur Tendenzen erkennen lassen, die die eine oder andere Partei früher oder später zum Siege führen müssen, sie kann keine Termine dafür festsetzen. Das gilt jedoch nicht bloß für diejenigen, die den Sieg schon für morgen, sondern auch für diejenigen, die ihn erst nach hundert Jahren erwarten.

Für unsere Taktik, unsere Praxis entscheidend sind nicht bestimmte Termine unseres Fortschreitens, sondern unsere Anschauungen über die Tendenzen der Entwicklung. Entscheidend dafür, ob unsere Taktik Illusionär war oder nicht, wird die Beantwortung der Frage, ob wir die Tendenzen des Kapitalismus richtig erkannt haben oder nicht. Das ist die Hauptfrage, die die „klügeren Köpfe“ in unserer Partei seit jeher beschäftigt hat, und nicht die eines bestimmten Termins für unsern Sieg. Mit dieser Hauptfrage beschäftigt sich Cunow leider nicht. Hoffentlich deshalb, weil er an unsern früheren „Illusionen“ festhält.

Zwei Tendenzen sind es namentlich, die wichtig werden: die nach Verschärfung der Klassengegensätze und die nach moralischer Abwirtschaftung des Kapitalismus. Die moralische Abwirtschaftung des Kapitalismus ist etwas anderes als seine ökonomische. Ich zweifle daran, ob das Proletariat es zu der letzteren jemals kommen läßt; seine moralische muß schon viel früher eintreten. Ich verstehe darunter einen Prozeß wachsender Gegnerschaft gegen die herrschende Produktionsweise und Wirtschaftspolitik nicht nur in der durch diese ausgebeuteten Klasse, also der Lohnarbeiterschaft, die ihr von vornherein feindlich gegenübertritt, sondern auch in der Masse der an dieser Ausbeutung nicht direkt interessierten, von ihr aber auch nicht direkt betroffenen Bevölkerung, Intellektuellen, Kleinbürgern, selbst kleinen Kapitalisten. Die Gegnerschaft dieser Zwischenschichten zwischen Proletariat und Finanzkapital ist ganz anderer Art als die der Lohnarbeiterschaft, aber sie schwächt die Elemente, die das Bestehende verteidigen.

Aus beiden Tendenzen schöpfte ich die Erwartung, die ich in meinem „Weg zur Macht“ 1909 folgendermaßen formulierte:

„Niemals war es schwieriger wie jetzt, Formen und Tempo der kommenden Entwicklung vorauszusagen, wo alle in Betracht kommenden Faktoren, das Proletariat ausgenommen, so unbestimmt und unberechenbar sind.

Sicher ist nur die allgemeine Unsicherheit. Sicher, daß wir in eine Periode allgemeiner Unruhe, steter Machtverschiebungen eingetreten sind, die, wie immer ihre Formen und ihre Dauer auch sein mögen, nicht eher mehr in einem Zustande länger dauernder Ruhe enden kann, als bis das Proletariat die Kraft erlangt hat, die Kapitalistenklasse politisch und ökonomisch zu expropriieren und damit eine neue Ära der Weltgeschichte zu inauguriieren.

Ob diese revolutionäre Periode ebensolange dauern wird wie die der Bourgeoisie, die 1789 begann und bis 1871 währte, ist natürlich unabsehbar. Wohl vollzieht sich heute alle Entwicklung weit rapider als ehemals, aber andererseits ist auch das Kampffeld ungeheuer gewachsen. Als Marx und Engels das „Kommunistische Manifest“ schrieben, sahen sie als das Kampffeld der proletarischen Revolution nur Westeuropa vor sich. Heute ist es die ganze Welt geworden. Heute werden die Schlachten im Befreiungskampfe der arbeitenden und ausgebeuteten Menschheit nicht nur an der Spree und der Seine geschlagen, sondern auch am Hudson und Mississippi, an der Newa und den Dardanellen, am Ganges und Hoangho.

Und ungeheuer wie das Kampffeld ist auch die Aufgabe, die ihm schließlich entfällt: die gesellschaftliche Organisation der Weltwirtschaft.“ (Seite 112.)

Man sieht, ich hütete mich, einen bestimmten Termin anzugeben. Die Entwicklung ist bisher in der hier angegebenen Richtung weiter gegangen. Und doch hat sie eine Reihe von Erscheinungen gezeitigt, die mich mit der Möglichkeit rechnen ließen, daß es zunächst noch anders kommen könne.

Der Rückgang der Schutzzöllnerischen Bewegung in England, die Herabsetzung der Zölle in Amerika, die Bestrebungen nach Abrüstung, der rasche Rückgang des Kapitalexports aus Frankreich und Deutschland in den letzten Jahren vor dem Kriege, endlich die zunehmende internationale Verflechtung der verschiedenen Klügel des Finanzkapitals veranlaßten mich, zu erwägen, ob es nicht möglich sei, daß die jetzige imperialistische Politik durch eine neue, ultraimperialistische verdrängt werde, die an Stelle des Kampfes der nationalen Finanzkapitale untereinander die gemeinsame Ausbeutung der Welt durch das international verbündete Finanzkapital setze. Eine solche neue Phase des Kapitalismus ist jedenfalls denkbar. Ob auch realisierbar, das zu entscheiden fehlen noch die genügenden Voraussetzungen. „Die neuen Einschläge in die Entwicklung“ sind „noch nicht deutlich erkennbar“. Aber mit Cunow (Seite 11) bin ich der Ansicht, daß sie herauszufinden und zu beobachten eine der wichtigsten Aufgaben der Theoretiker ist. Ich stimme ihm vollkommen zu, daß es ganz verkehrt ist, „die am Anfang einer ökonomischen Entwicklungsperiode vorgefundene wirtschaftliche Lage als für die ganze Periode gegeben und unveränderlich“ (man könnte auch sagen: *notwendig*) zu behandeln. Engels, auf den er sich hier beruft, gebraucht zwar das Wort in einem anderen Sinn, aber auch in der Anwendung, die ihm Cunow gibt, halte ich es für richtig. So betrachtete ich auch den Imperialismus nicht als etwas Unabänderliches und erwog die Möglichkeit seiner Ueberwindung durch eine andere Art der Politik des Finanzkapitals selbst.

Kommt es zu einer solchen Aera des Ultraimperialismus, dann ist es möglich, daß wenigstens die Tendenz der moralischen Abwirtschaffung des Kapitalismus zeitweilig eine Abschwächung erfährt.

Cunow deutet mit Recht darauf hin, daß Marx und Engels bereits manche Erscheinungen als Zeichen der Abwirtschaffung des Kapitalismus betrachtet hatten, die sich hinterdrein bloß als Zeichen der moralischen Abwirtschaffung einer bestimmten Phase des Kapitalismus herausstellten. So ging gegen 1848 die Phase des von Grundbesitz und Geldkapital eingeeengten industriellen Kapitals ihrem Ende entgegen, so in den achtziger Jahren die des Manchesterturns. So wäre es möglich, daß wir diesmal noch nicht der moralischen Abwirtschaffung des Kapitalismus, sondern bloß der des Imperialismus entgegengehen.

Entscheidend kann dafür Verlauf und Ausgang des jetzigen Krieges werden. Er kann die schwachen Keime des Ultraimperialismus völlig zertreten, indem er den nationalen Haß auch der Finanzkapitalisten aufs höchste steigert, das Wetttrüben weiter treibt, einen zweiten Weltkrieg unvermeidlich macht. Dann wird die Prognose, die ich in meinem „Weg zur Macht“ formulierte, sich in furchtbarem Maße verwirklichen, wird die Verschärfung der Klassegegensätze, aber auch die moralische Abwirtschaffung des Kapitalismus rapid zunehmen. Ist der Imperialismus wirklich notwendig, das heißt unvermeidlich, solange es einen Kapitalismus gibt, dann dürfen wir mit Gewißheit darauf rechnen, daß wir mit Riesenschritten die Stufe ersteigen, „die als Vorbedingung der Verwirklichung des Sozialismus historisch nötig ist“. Das Gegenteil dessen ist richtig, was Cunow meint, der aus der Unvermeidlichkeit des Imperialismus eine lange Dauer des Kapitalismus ableitet.

Aber der Krieg kann auch anders enden. Er kann in einer Weise ausgehen, die die schwachen Keime des Ultraimperialismus erstarken läßt. Seine Lehren können eine Entwicklung beschleunigen, die im Frieden lange hätte warten lassen.

Kommt es dahin, zu einer Verständigung der Nationen, zur Abrüstung, zu dauerndem Frieden, dann können die schlimmsten Ursachen, die vor dem Kriege in steigendem Maße zu moralischer Abwirtschaffung des Kapitalismus führten, verschwinden. Natürlich würde die neue Phase des Kapitalismus bald neue Mißstände mit sich bringen, vielleicht noch schlimmere als die überwundenen, Mißstände, unter denen nicht nur das Proletariat leiden würde, das sich unter jeder Phase des Kapitalismus bedrückt und ausgebeutet fühlen muß, sondern auch die mehr neutralen Klassen und Schichten. Aber vorübergehend könnte, wie das Manchesterturn in den fünfziger und sechziger Jahren sowie der Imperialismus am Ende des vorigen und Beginn des jetzigen Jahrhunderts bis zum Einsetzen der Teuerung, so auch der Ultraimperialismus eine Aera neuer Hoffnungen und Erwartungen innerhalb des Kapitalismus bringen.

Insofern, gebe ich zu, ist es verfrüht, von einer vollzogenen endgültigen Abwirtschaffung, auch nur einer moralischen, des Kapitalismus zu sprechen. Nicht minder voreilig erscheint es mir aber zu erklären, eine solche Abwirtschaffung sei für lange hinaus unmöglich.

Sie kann kommen, eh' Ihr's glaubt.

Die Entscheidung wird der Ausgang des Krieges bringen. Es steht dabei mehr auf dem Spiele als Sieg oder Niederlage der einzelnen Nationen. Auch dem Sieger droht der Niedergang, wenn nach dem Krieg die Politik des Imperialismus weiter geht. Auch dem Besiegten winkt Entlastung, wenn der Imperialismus auf der Strecke bleibt.

Die bürgerlichen Politiker mögen nicht weiter sehen als bis zum Sieg und zur Niederlage. Unsere Aufgabe ist es, weiter zu blicken, über den Krieg hinaus. Keine leichte Aufgabe, ich gebe es zu. Wir brauchen alle unsere theoretische Kraft, dabei zurecht zu kommen. Auf niemand habe ich dabei mehr gerechnet als auf Cunow. Und ich rechne noch jetzt auf ihn.

Deutschland und Ostasien.

Von Spectator.

Es sind genau 20 Jahre seit dem ersten bedeutsamen Auftreten Deutschlands in Ostasien. Damals führte das kleine, noch völlig unbekanntes Japan einen Krieg gegen China, der für die weitere Entwicklung Ostasiens von größter Bedeutung geworden ist. Im engen Zusammenhang mit diesem Kriege stand dann der ein Jahrzehnt darauf folgende Russisch-Japanische Krieg. Ein weiteres Jahrzehnt, und Japan nimmt am Weltkrieg als anerkannte erste Macht im Stillen Ozean teil. Ja, es schickt sich an, China völlig seiner Macht zu unterwerfen. Eine ungeahnte Umwälzung!

Ueber die Beziehungen Deutschlands zu Ostasien ist eine Reihe von Schriften¹ erschienen, aber keine gibt eine wirkliche Uebersicht über die verfloßene zwanzigjährige Epoche. Die zuerst genannte Schrift von Wertheimer ist vor dem Kriege entstanden und bemüht sich, einen Ueberblick über die chinesischen Verhältnisse, die wirtschaftlichen und kulturellen Leistungen Deutschlands sowie seine Aufgaben in Ostasien zu geben. Es ist keine geschichtliche Untersuchung, sondern eine Propagandaschrift im Dienste des deutschen Imperialismus. Trotzdem verdient sie gelesen zu werden, insbesondere die Teile, die die wirtschaftlichen Verhältnisse Chinas behandeln. Die landwirtschaftliche Struktur Chinas, die doch die Grundlage der wirtschaftlichen Entwicklung bildet, hat Wertheimer allerdings ebensowenig begriffen wie viele andere, die über China schreiben. Es kommt ja den meisten bürgerlichen Schriftstellern bloß darauf an, China als künftiges Ausbeutungsobjekt des europäischen Kapitals zu erforschen. So bespricht auch Wertheimer eingehend das Verkehrswesen, das Handelsgeschäft und bringt an Hand der Schrift von Koch² einiges über die Bodenschätze und ihre Aus-

¹ Dr. Fritz Wertheimer, „Deutsche Leistungen und deutsche Aufgaben in China“, Berlin, Verlag von Julius Springer, 1913, Preis 4 Mark.

Dr. Fritz Wertheimer, „Deutschland und Ostasien“, 14. Heft der Jächchen politischen Flugschriften: „Der deutsche Krieg“, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin, Preis 50 Pfennig.

R. v. Brandt, „China und Japan“, 9. Heft der Flugschriftenreihe „Zwischen Krieg und Frieden“, Verlag S. Hirzel in Leipzig, Preis 80 Pfennig.

Dr. O. Franke, „Deutschland und England in Ostasien“, Verlag von O. Friederichsen, Hamburg, Preis 50 Pfennig.

Dr. O. Franke, „Deutschland und China“, Verlag von O. Friederichsen, Hamburg, Preis 60 Pfennig.

² „Die Industrialisierung Chinas“, Berlin 1910.

beutung in China. Dann schildert er die Entwicklung Kiautschous und die kulturelle Arbeit, die im Interesse des deutschen Handels in China geleistet werden müsse. Dagegen erfahren wir von der chinesischen Landwirtschaft so gut wie gar nichts.

Die zweite Schrift von Wertheimer ist eine kurze Zusammenfassung der gleichen Gedankengänge. Zum Verständnis des jetzigen Konflikts zwischen Deutschland und Japan trägt sie aber ebensowenig bei wie die der anderen angeführten Autoren. Sie alle betrachten die ostasiatischen Verhältnisse mit der Brille des europäischen Imperialismus. So beispielsweise, wenn Wertheimer, der Mitarbeiter der „demokratischen“ „Frankfurter Zeitung“, und Erzellenz Brandt in Jüanschikai den Retter Chinas sehen, den „starken Mann“, den der europäische Imperialismus wohl braucht, dessen Diktatur aber die Kräfte Chinas fesselt und ihre Entwicklung verlangsamt.

Wichtiger ist aber das mangelhafte Verständnis Wertheimers für die agrikulturnellen Verhältnisse der ostasiatischen Länder, und doch bilden gerade diese Verhältnisse die Grundlage auch für ihre auswärtige Politik. Mit dem Hinweis darauf, daß England Japan gegen Deutschland aufgehetzt hat, glauben alle diese Schriften die Frage beantwortet zu haben, wie es gekommen ist, daß zwei sonst in durchaus guten Beziehungen lebende Völker auf einmal in einen Krieg gegeneinander geraten sind.

Es ist richtig, daß der japanische Premierminister Okuma sich ausdrücklich auf das japanisch-englische Bündnis berufen hat, um die Kriegserklärung Japans gegen Deutschland zu rechtfertigen. Solche diplomatischen Redensarten dienen aber doch im Grunde genommen nur dazu, um die eigenen Absichten zu verbergen. Es ist schon wahrscheinlich, daß für England der deutsche ostasiatische Flottenstützpunkt recht unangenehm werden könnte. Diesen jetzt unschädlich zu machen, war für die englische Politik ein Gebot der Notwendigkeit; England würde ihn aber nicht an Japan ausgeliefert haben, wenn es nicht gefürchtet hätte, Japan könnte sonst einen Teil der russischen Armeen in Ostasien fesseln. Im übrigen zeigen gerade die Forderungen, die Japan an China gestellt hat, daß der Ueberfall Tsingtaus von langer Hand vorbereitet ist und die Ausführung eines längst gehegten Planes darstellt.

Für Japan bedeutet dieser Krieg gegen Deutschland sowie seine Forderungen an China einen weiteren Schritt auf derselben Bahn, die es schon 1894/95 betreten hatte. Damals wurde Japan durch die Einmischung Russlands, Frankreichs und Deutschlands verhindert, seine Pläne auszuführen. Dann folgte der Krieg gegen Rußland und jetzt gegen Deutschland. Japan strebt eben danach, China in eine japanische Kolonie zu verwandeln. Ist dies aber durchführbar oder droht, wie Brandt meint, gar eine Teilung Chinas?

Auf die Ursachen des japanischen Imperialismus gehen die Autoren nicht ein. Sie bemerken auch gar nicht, daß die Freundschaft zwischen England und Japan eigentlich widernatürlich ist. Denn gerade dem englischen Handel macht Japan mehr als dem irgendeines anderen Staates Konkurrenz. Der Export Japans nach China ist von 1902 bis 1912 um 204 Proz., der nach Indien gar um 380 Proz. gestiegen, und zwar in der Hauptsache in Textilerzeugnissen niedrigerer Qualität, die Japan nach diesen Ländern ausführt und die die englischen Fabrikate verdrängen, während die hochwertigen Erzeugnisse der deutschen Eisen- und chemischen Industrie die japanische Konkurrenz gar nicht fühlen. Daraus erklärt sich auch die freundliche Aufnahme,

die die Japaner vor dem Kriege in Deutschland gefunden hatten: man sah in ihnen eben keine Konkurrenten, vielmehr Förderer des deutschen Absatzes. Trotzdem aber dieser Krieg! Da unsere Autoren wie die meisten, die über Politik schreiben, die Beweggründe der Expansionspolitik in der Handelskonkurrenz sehen, so stehen sie dieser Tatsache völlig verständnislos gegenüber. Insbesondere fällt dieses Unvermögen, die treibenden Kräfte des japanischen Imperialismus zu begreifen, bei Franke auf, der durch seinen ungestümen Haß gegen England völlig geblendet ist — einen Haß, den er übrigens mit fast allen anderen Hamburger Schriftstellern teilt. Diese Handels- und Reederstadt sieht naturgemäß in England ihren gefährlichsten Konkurrenten. Selbst das „Hamburger Echo“ ist dieser Stimmung zum Opfer gefallen!

Japan ist ein sehr dicht bevölkertes Land. Solange seine Landwirtschaft primitiv blieb, beschäftigte sie die ländliche Bevölkerung. Das Eindringen der Maschine macht aber eine Menge von Arbeitskräften überflüssig, die entweder in der Industrie beschäftigt werden oder auswandern müssen. Der japanischen Auswanderung stellen sich aber immer größere Schwierigkeiten entgegen. Es bleibt also für Japan nichts übrig, als die Industrie mit allen Kräften zu fördern. Das ergibt sich schon aus der Notwendigkeit, die Handelsbilanz günstiger zu gestalten. Denn Japan ist, obwohl noch Agrarland, auf die Einfuhr von Nahrungsmitteln angewiesen. Bei dem jetzigen Stande der Agrikulturtechnik können seine Ernteerträge nicht sehr gesteigert werden; die Einfuhr von Nahrungsmitteln wird aber mit dem wachsenden Bedarf auf jeden Fall immer rascher zunehmen, so daß Japan nur durch die Ausfuhr von Industrieerzeugnissen diesen seinen Bedarf decken können. Es ist auch gar nicht zu leugnen, daß die japanische Industrie in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht, daß sie sich auch auswärts einen Markt erobert hat, zunächst allerdings in der Hauptsache für Halbfabrikate. Aber der Export von Fabrikaten ist in den letzten Jahren ebenfalls gewachsen. Dafür braucht Japan in erster Linie den chinesischen Markt. Davon abgesehen, sucht Japan die reichhaltigen Eisenerze Chinas für sich zu monopolisieren, was von allen, die sich mit dieser Frage beschäftigen, übereinstimmend zugegeben wird.

Man muß aber dabei folgendes beachten. Japan ist ein kapitalarmes Land, das unter dem Druck der sehr hohen Heeres- und Marineausgaben schwer seufzt. Der japanischen Industrie fehlt es deshalb nicht allein an einem inneren Markt, sondern auch an Kapital, um der europäischen Industrie gegenüber konkurrenzfähig zu sein. Die japanischen Fabriken sind noch relativ kleine Unternehmungen mit einfachen Maschinen. Daher das Bestreben, für seine konkurrenzunfähige Industrie einen gesicherten Markt zu schaffen, ebenso wie Rußland in Persien und in der Nordmongolei und auch Frankreich in Afrika handelt. Außerdem möchte man in Japan den einheimischen Industriellen die Grubenrente der chinesischen Bergwerke verschaffen, um die Kapitalakkumulation zu fördern. Der japanische Imperialismus ist also nicht ein Produkt des r e i f e n, sondern des noch z u r ü c k g e b l i e b e n e n Kapitalismus.

Das tritt auch darin zutage, daß in Japan der Staat auch die wirtschaftliche Initiative ausübt und für ihn die Expansionspolitik nur eine direkte Fortsetzung seiner Wirtschaftspolitik bildet.

Würde man aber daraus den Schluß ziehen, Japan brauche Kolonien, und der Imperialismus sei ein notwendiges Entwicklungsstadium für Japan, so wäre man durchaus im Unrecht. Die eroberten Kolonien haben Japan keinen Nutzen gebracht. China ist auch gar nicht geeignet zur fremden Kolonisation. Denn China ist selbst sehr dicht bevölkert. Mit dessen kapitalistischer Entwicklung treten für seine gewaltige Bevölkerung die gleichen Probleme wie in Japan auf. Wie glaubt denn Japan diese für China zu lösen? Ein 400-Millionenvolk läßt sich doch nicht etwa wie afrikanische Neger oder amerikanische Indianer oder die sibirischen Jakuten ausrotten! China ist auch kein zweites Indien, das einerseits infolge der nationalen Zersplitterung und andererseits infolge der russischen Gefahr die Oberherrschaft Englands ertragen hat. China ist schon zu nationalem Leben erwacht. Das zeigt die Tatsache der großen Empörung im Lande über die japanischen Anmaßungen. Die Durchführung der längst geplanten Grundsteuerreform, die die Einnahmen des chinesischen Staates bedeutend vergrößern wird, ist soeben in Angriff genommen worden, ebenso wie eine großzügige Heeresreform. Um China seiner Macht zu unterwerfen, muß Japan ein riesiges Heer unterhalten, ohne gleichzeitig an seinen Ausgaben für die Flotte sparen zu können. Wie soll Japan das vollbringen, was vorläufig noch kein Volk in der Geschichte auf die Dauer ertragen konnte?

Würde aber Japan, statt Millionen für Militärzwecke zu verwenden, mit diesen Mitteln die wirtschaftlichen und kulturellen Kräfte des Landes heben, so könnte es nicht allein seinen inneren Markt stark vergrößern, sondern auch die Technik seiner Industrie verbessern und diese in den Stand setzen, einen offenen erfolgreichen Kampf in China zu führen, wie sie es schon jetzt in Indien und auch in Amerika tut. Das Streben nach einem monopolisierten Markt wird zwar durch das Streben der japanischen Industrie nach hohem Gewinn diktiert, dient aber nur zur Konservierung der alten Betriebsformen und der zurückgebliebenen Betriebstechnik. — Im Gegensatz zu der landläufigen Ansicht, die im Imperialismus eine höhere Wirtschaftsstufe sieht, erweist er sich, und zwar nicht allein in Japan, als ein Hemmnis der wirtschaftlichen Entwicklung. Er steigert zwar den Anteil des Kapitals und des Staates am gesellschaftlichen Produkt; das geschieht aber auf Kosten des technischen Fortschrittes.

Und außerdem ergeben sich aus der japanischen Expansionspolitik die gefahrvollsten Folgen. Daß die Vereinigten Staaten sich aus dem Wettbewerb um den gewaltigen zukunftsreichen chinesischen Markt, dem sie besonders in den letzten Jahren große Aufmerksamkeit geschenkt haben, nicht ausschalten lassen, ist selbstverständlich. Und das zukünftige Verhältnis Englands zu Japan? Die Autoren der angeführten Werte glauben, die englische Politik in Ostasien ist der deutschen entgegengesetzt. Brandt meint, England würde sich mit den Expansionsbestrebungen Japans ausöhnen, da es das Yangtse-Gebiet für sich behalten werde. Nun will aber Japan auch dorthin hinübergreifen. Außerdem ist es immer die Regel der englischen Politik gewesen, alle Aufmerksamkeit dem einen Ziele zuzuwenden. Während des Burenkrieges hat auch Rußland versucht, seine Stellung in Asien auf Kosten Englands zu stärken; nach Beendigung des Burenkrieges warf sich England gegen Rußland und verdrängte es aus allen gewonnenen Positionen. Nicht anders wird es auch Japan gegenüber handeln, ohne Rück-

sicht darauf, daß Japan jetzt sein Verbündeter ist. Die „Frankfurter Zeitung“ hat schon recht, daß in Ostasien die Interessen Deutschlands und Englands die gleichen sind, insofern sie auf eine Stärkung Chinas hinauslaufen. Für Deutschland bedeutet China einen Bundesgenossen gegen Rußland; ebenso möchte auch England ein Gleichgewicht des Kräfteverhältnisses in Ostasien haben und kein allzu großes Erstarken einer Macht dulden. Beide sind aber vor allem an der „offenen Tür“ in China interessiert. Wir bleiben nach wie vor der Ansicht, daß die weltwirtschaftlichen und weltpolitischen (nicht aber die m a c h t politischen!) Interessen Englands und Deutschlands viel häufiger zusammentreffen als auseinandergehen. Die historische Skizze der ostasiatischen Politik, die Franke und auch Wertheimer geben, ist durchaus einseitig und kann uns nicht davon abbringen, daß ein Zusammengehen dieser Länder nicht nur möglich, sondern in deren beiden wirtschaftlichen Expansionsinteressen liegt.



Walter Crane.

Von Andreas Scheu.

Es war im Anfang der achtziger Jahre, als ich ihn zum ersten Male sah. Wir waren abends nach einem Vortrage von John Burns im Eßzimmer William Morris' um dessen mächtigen Eichentisch versammelt, einen geselligen Imbiß einzunehmen. Das große, hohe Zimmer, dessen weites Bogenfenster bei Tag einen Ausblick auf den wilden Garten von Kelmscott House gewährte, lag fast anstoßend an den tiefgebauten, langen und etwas niedrigen Raum, den Morris der sozialistischen Gesellschaft von Hammer-smith zur freien sonntäglichen Benutzung überlassen hatte. Morris präsi-dierte wie gewöhnlich an seiner Tafel, und John Burns, der sich heute zum ersten Male im Vortragssaale als Sozialist hatte vernehmen lassen, führte nun auch bei Tisch das große Wort. Walter Crane saß mir gegenüber mit dem Rücken gegen das Fenster und war vielleicht der aufmerksamste Zuhörer des Redners, der auf meiner Seite der Tafel Platz genommen hatte. Der Raum war nur durch die Kerzen zweier fünfarmiger Leuchter, die auf dem Eßtisch standen, erhellt, und die feinen Züge Cranes erhielten durch sie eine starke, fast schattenfreie Beleuchtung. Mit seinem bleichen Gesicht, seinen milden, blauen Augen und seinem blonden Schnurr- und Knebelbart sah er in seiner dunkelbraunen Samtjacke mit gelbseidenem Halstuch kaum wie ein Engländer aus, und schien eher einem Gemälde von Dycks entfielen. Doch paßte er nicht schlecht in seine damalige Umgebung. Die Tischgenossenschaft, an Zahl der der Apostel gleichend, war mit „Ausländern“ durchsetzt, die Engländer waren kosmopolitisch angehaucht (Morris' Tochter May und Herr Cobden-Sanderson waren unter uns), und die Dekoration des Raumes das künstlerisch Unmutendste, was man sich denken kann. Auf dem bläulichgrau gedämpften Grund der Morrischen Tapete hingen Aquarelle Gabriel Rossettis, die Porträts von Morris' Frau und Tochter in Lebensgröße wiedergebend. An einer der Längswände stand ein fast

weiß gehaltener Tisch, bedeckt mit vielerlei schönem Kunstwert in Eisen, Bronze und Steingut; und darüber hin, die Wand empor und weit ins Weiß der Decke hineinragend, war ein persischer Teppich gespannt, dessen milde Farbenpracht uns baldachinartig überschattete. Im Kamin prasselte ein Eichenholzfeuer und goß Licht und Wärme über den Raum.

Crane war, wie gewöhnlich, schweigsam, und wenn er sprach, so klang seine Stimme leise, fast lispelnd. Er hing vielmehr an den Lippen des redseligen John Burns mit Augen, die darüber nachzusinnen schienen, was wohl aus dem Manne, der da das bunte Gemisch seiner Weisheit zum besten gab, dereinst noch werden möge.

*

Walter Crane wurde am 15. August 1845 in Torquay (Grafschaft Devon) geboren. Er war als Künstler keiner von denen, deren Ruhm in großen Bilderwerken über die Welt geht; er war auch kein durch Kunstschule und Akademie erzogener Maler. Keiner bestimmten Richtung gänzlich angehörig, seinem eigenen Gange folgend, bahnte er sich seinen Weg, das Schöne suchend und zu verwirklichen helfend, soweit es in seinen Kräften stand.

Der Sohn eines begabten Miniaturmalers, fing er schon zeitig an, sich im Zeichnen und Färbieren zu üben und großen Vorbildern nachzustreben. Und zwar zeigte er anfangs keine besondere Neigung, sich für die Kunst der Präraffaeliten zu begeistern, obgleich ganz erfüllt von den Aussprüchen und Vorschriften Ruskins, dessen „Moderne Maler“ er mit Hingebung studierte. Ruskin, der seine Familie besuchte, hatte ein gutes, ermutigendes Wort für den jungen werdenden, und als W. J. Vinton, der Buchdrucker und Xylograph, ihn im Jahre 1858 in London in die Lehre nahm, da war er auf die Bahn gestellt, die seine Kunst und mit ihr sein Leben verfolgen sollten. Vinton unterwies seinen Lehrling nicht nur in der Kunst des Holzschnittes und der Druckerei; er übte auch als Chartist und Freund Mazzinis, als Poet und Philosoph (seine Frau, Mrs. Lyne Vinton, war die Verfasserin der „Wahren Geschichte Joshua Davidsons“) einen großen geistigen und moralischen Einfluß auf ihn aus. Unter Vintons Leitung zeichnete der junge Crane die Bilder der Präraffaeliten auf Holz und gravierte sie, sich mehr und mehr an der Liebe jener Meister zur Naturwahrheit erfreuend und ihre romantische Auffassung teilend. Freilich waren ihm, wie er sagte, die Meister jener Schule in ihren Werken nicht dekorativ genug, und er unterschrieb auch nicht alles, wofür sie in ihrer Zeitschrift „Der Keim“ (1850) literarische Lanzen brachen.

Walter Crane folgte den Spuren von Burne Jones, Morris und Rossetti, aber in seiner eigenen Weise auf ihm sympathischen Wegen schweifend. Als Sechzehnjähriger begann er zu malen; er illustrierte das Gedicht Alfred Tennysons „Die Dame von Schalott“ und bekundete damit seinen Hang zum Romantischen. Daß seine Nation als solche keine verwandte Neigung zeigte, sah er wohl und hat sich gelegentlich darüber beklagt. „Die Wunderblume der Romantik,“ sagte er einmal, „erfährt in Deutschland und in Oesterreich eine sinnigere Pflege.“ Und ein andermal: „Unser Schulunterricht ist gegen das Bewahren der romantischen Ideale. Wir erhalten eine geschäftliche Erziehung. Wir lesen zwar Romanzen, aber in Bildern — o nein, da wollen wir nichts von ihnen wissen.“

Auch W. Morris war ähnlicher Ansicht und Gesinnung. Und zu verwundern ist das nicht. Wer einmal das „schwarze Land“ Englands, die Werkstätte der Ketten- und Nagelindustrie, durchreist und mit schauerndem Herzen gesehen hat, was für eine zum Himmel stinkende Wüste die Industrie-Barone aus dem einst grünen „Merry old England“ gemacht haben, der wird den Stoßseufzer Cranes zu würdigen wissen. Dieser aber wirkte weiter in der gewählten Richtung, sich keinem Einflusse des Schönen, das in allen Formen Macht über ihn hatte, verschließend. Nicht nur vertiefte er sich in die Deutung der mystischen Gemälde William Blakes und bewunderte den Farbenzauber von Turners Werken; er studierte auch eifrig die Linienzeichnungen Albrecht Dürers, dem er eine besondere Verehrung entgegenbrachte. Aber auch kleineren Zeichen und Wundern ging unser künstlerischer Pfadfinder nicht aus dem Wege. So erhielt er einmal von einem Marineoffizier, der aus dem fernen Osten kam, ein japanisches Bilderbuch, dessen Behandlung der Farbe, Fläche und Perspektive ihn auf eigene Gedanken brachte. Diese Kunst und der von ihm beklagte Mangel an romantischer Empfindung in den Erwachsenen seiner Nation mögen ihn wohl bestimmt haben, sich an ein empfänglicheres Publikum, an die Kinder, zu wenden. Er fing an, für sie zu zeichnen und zu kolorieren und ihnen ihre Märchen in einfacher, sinniger und überzeugender Weise zu verbildlichen.

Es war um das Jahr 1866, als er sein erstes Werkchen dieser Art schuf, das im Dreifarbendruck von der Firma Evans u. Co. gedruckt wurde. Die weniger schlichten als schlechten Kinderbilderbücher jener Zeit durften nicht mehr als 6 Pence (30 Pf.) kosten, und so nahm er zu seinem künstlerischen Vorwurf den Kinderstubenreim: „Sing' ein Liedchen für sechs Pence“ und erzielte damit einen wirksamen Erfolg. Er hatte sich schnell den Markt des Kinderherzens erobert und zeigte große Lust, sich dort festhaft zu machen, denn es folgte nun jedes Jahr mindestens ein ähnliches Buch seiner Gestaltung. „Das Haus, das Iack gebaut“, „Die schlafende Schönheit“, „Des Kindes Oper“, „Des Kindes Aesop“ und zahlreiche andere Bilderbücher waren Crane die Mittel, zu seinem kleinen Publikum in dessen eigenster Sprache zu reden. Bald folgten seinem Beispiel in ihrer Weise die Künstler Kate Greenaway und Randolph Caldecott, und es ist nicht zu verkennen, daß durch ihr Wirken der Entwicklung der englischen Buchillustration neue Ziele und Mittel gewiesen wurden.

Nachdem der Genius Cranes solcherart seinen Weg gefunden, schritt er rüstig darauf fort. In das Jahr 1871 fielen seine Ehe mit Mary Frances Andrews und seine Reise nach Italien. Aus den südlichen Heimstätten der Kunst zurückgekehrt, sehen wir ihn mit der Illustration von Bücherwerken wie W. Morris' „Glitzernde Fläche“, Shakespeares Frauengestalten, Spencers „Feenkönigin“, Andersens und Grimms Märchen und anderen beschäftigt. Von den Bildern zu Grimms Märchen gefiel eines, „Das Gänsemädchen“, W. Morris so sehr, daß er es in Lebensgröße zu einem Wandteppich verwob.

Gleichzeitig arbeitete Crane aber auch an verschiedenen Staffeleiwerken. Sein erstes größeres Aquarell war ein symbolisches Gemälde, den Kampf des Guten mit dem Bösen darstellend, und seinen ersten wirklichen Erfolg als Maler hatte er mit dem in der Grosvenor-Galerie ausgestellten Bilde

„Die Geburt der Venus“, das warme Anerkenning fand und von seinem Kollegen G. F. Watts (dem sozialistisch geneigten Philosophen und Maler) nicht nur gelobt, sondern käuflich erworben wurde. Ihm folgten „Proserpina“, „Die Sirenen“ und andere mit mehr oder weniger Erfolg gekrönt. Als im Jahre 1875 die königliche Akademie der Künste sein Bild „Amor vincit omnia“ ablehnte, stellte er von da an in der Grosvenor- und der Neuen Galerie aus.

Vielleicht das beste Bild, das Crane gemalt, sicher aber dasjenige, in dem er das Wesen und den Geist seiner Kunst ebenso wie deren Grenzen am klarsten zum Ausdruck brachte, ist „Die Brücke des Lebens“, ein Werk, dessen Grundgedanken ihm, wie er sagte, kam, als er in Venedig an der Rialto-Brücke lag und dem Treiben des Volkes und der Gondoliere träumend zusah. Das Bild zeigt, wie unter dem hochgespannten Brücknbogen sich die Mächte des Lebens und des Todes begegnen. Aus jenem Landet das junge Leben und steigt die Stufen hinan, gehegt von den Eltern, belehrt vom Alter und harmlos im kindlichen Spiel, bis es im Uebermut der Jugend zum Spiel der Liebe wird; bis der Ehrgeiz ruft und des Weges Höhe erreicht ist. Glück und Ruhm locken — aber entweichen stets — und die schwere Erdenbürde drückt. Der wankende Greis wird gestützt von dem Knaben, der erst die Frucht des Lebens kostet, und blickt auf den Mächten mit seiner dunklen Last. Die Hoffnung, geleitet von der Liebe, leitet selbst dem Abstieg vom Leben ihr bescheidenes Licht („noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf“ singt Schiller). Unten streuen die Trauernden ihre Blumen über den stillen Toten. Eine edle, stimmungsvolle Komposition von idealer Empfindung, symbolischer Tiefe und liebevoller Durcharbeitung, der zur Erreichung der höchsten malerischen Vollendung freilich die berückende Atmosphäre einer opulenteren Farbgebung fehlt. Das Bildwerk ist im Jahre 1884 in der Grosvenor-Galerie ausgestellt worden und seither, gleich vielen Arbeiten Cranes, in deutschen Besitz übergegangen.

Ein anderes vorzügliches Bild unseres Künstlers ist sein „Bettlauf der Stunden“, eine Komposition von großer, hinreißender Bewegung. Vor der aufgehenden Sonne, in deren Licht Mond und Sterne erblaffen, jagen die von ihren Kerkern angespornten und dahinrasenden Rosse, die vierundzwanzig Tagesstunden versinnbildlichend. Eine prächtige Arbeit, die im Jahre 1895 in München mit der goldenen Medaille ausgezeichnet wurde.

Von seinen literarischen Arbeiten (zwischen 1883 und 1885) ist das Gedicht Cranes „Die drei Sirenen“, das er W. Morris widmete und im „English Illustrated Magazine“ illustrierte, besonders darum erwähnenswert, weil der Künstler in ihm etwas von seiner ethisch-sozialistischen Gesinnung zum Ausdruck bringt. Es läßt sich in die Sätze zusammenfassen: Der Mensch wird über die Natur triumphieren, wenn er sich ihren Gesetzen fügt und die niedrige Selbstsucht besiegt. In dem Maße, wie ihm das gelingt, wird die soziale Ordnung der Gesellschaft entstehen, die mit dem besseren Ich des Menschen und mit seinen höheren Zielen übereinstimmt.

Allmählich begann Crane, der sich in vielen Gestaltungsmaterialien versuchte, nicht nur als Maler, sondern vorzüglich als dekorativer Künstler geschätzt zu werden. Er wollte freilich den Unterschied zwischen „reiner“ und „angewandter“ Kunst nicht zugeben, und wurde nicht müde, in Wort und Schrift zu betonen, daß jeder Zeichner und Maler auch wirkliche Ge-

staltungskraft haben müsse, daß Erfinder und Kunsthandwerker nur vereint in einer Persönlichkeit wirklich Dauerndes schaffen können. „Schon die bloße Möglichkeit,“ sagte er, „einen Gegenstand gegebenenfalls auch ausführen zu können, wirkt herbstärkend und erfrischend und spornt unseren Erfindungsgeist an.“

Sein eigenstes Schaffensgebiet war daher das Kunstgewerbe, und als er im Jahre 1887 die „Kunstarbeiter-Gilde“ gründete, so geschah das mit Hinblick auf eine mögliche Reform der Akademie der bildenden Künste in seinem Sinne, der da war: „Arbeit und Brot und Anteil an der Kunst für alle!“ Aus dieser Gesellschaft entstand dann nach etlichen Wandlungen die „Arts and Crafts Exhibition Society“ (Kunstgewerbliche Ausstellungsgesellschaft), die im Jahre 1888 ihre erste Schauausstellung in den Neuen Galerien in Regents Street eröffnete. Crane hatte sich darin der Unterstützung guter und angesehener Kräfte versichert. Schriftwart war T. J. Cobden-Sanderson, der, früher Advokat, die Buchbinderkunst erlernt und sich nun in ihr zu einer leitenden Größe aufgeschwungen hatte. Seine Arbeiten glänzten auf diesen Ausstellungen neben den Stickerien von May Morris (der Tochter unseres William), den Lampen Bensons, den Töpfereien Morgans und anderer bahnbrechender Kunstarbeiter. Sie wurden alle drei Jahre wiederholt und erfreuten sich eines wachsenden Erfolges. Mit ihm stieg der Ruf Cranes als dekorativer Künstler, und als er in die Mode kam, konnte sich die Plutokratie ohne ihn nicht mehr behelfen. Es wurden ihm Aufträge von englischen und amerikanischen Millionären zuteil, deren Heimstätten er mit seiner Kunst erträglich machen sollte, und bald war er mit Bestellungen von Tapeten- und Teppichfabrikanten überhäuft, die alle seine Muster führen wollten. Zwar war es kein Geheimnis, daß Crane, gleich Morris, sich zum Sozialismus bekannte, allein seine reiche Gönnerschaft beliebte sich nicht daran zu stoßen. Man kümmerte sich nicht um das, was er dachte, solange er machte, was man brauchte, und es ist nicht zu bestreiten, daß der Künstler in Erfüllung der Wünsche seiner Kunden manchmal vielleicht weiter gehen mußte, als ihm gefiel. Doch bemühte er sich redlich mit der Grenze des Schönen eine Grenze seiner Willfährigkeit zu ziehen, und dem Unreinen und Häßlichen, so sehr sie auch Mode waren, hat er niemals Konzessionen gemacht. — Daß er, gleich Morris, seinen Wohlstand nur aus Diensten für die Luxusbedürfnisse der Besizenden schöpfen konnte, bekümmerte ihn sehr. Aber er suchte sich durch unentgeltliche Arbeiten im Dienste der Klasse der Enterbten für seine wirtschaftliche Abhängigkeit zu entschädigen. Alljährlich (von 1886 bis 1897) zum 1. Mai — manchmal auch zu Ostern oder zu Weihnachten — zeichnete er ein Festblatt für die sozialdemokratische Partei. Schon dem Falle der Kommune von Paris hatte er ein schönes, ergreifendes Gedenkblatt gezeichnet, ohne sich um das gelinde oder heftige Entsetzen seiner Kunstkunden zu kümmern; und diesem Blatt folgte sein bildlicher Angriff auf Mrs. Grundy (das personifizierte Vorurteil) und „Der Kampf der Neuen Partei mit der Alten“. Dann kamen „Der Arbeit Maientag“ und ähnliche Zeichnungen, die er im Banne der sozialistischen Gedankenwelt erdacht. —

In allen diesen prächtigen Bilderbogen spricht Crane zu den Arbeitern, die er gleichsam als große Kinder betrachtet, als Künstler, Symboliker und als Parteigenosse, ihnen ihre, das sind die hohen Ziele der Menschheit, vor

Augen haltend, sie mahnend, spornend und begeisternd. Seine beste Leistung dieser Art war „Der Triumph der Arbeit“, ein dekorativer Jubelzug der Befreiten in schöner, markiger, in Holz geschnittener Linienzeichnung, die unter anderen den Beweis lieferte, daß der Künstler seinen Albrecht Dürer nicht ohne Gewinn studiert und in dieser Kunst eine hohe Meisterschaft erreicht hatte. In diesem schönen Blatte (das der Aufschriften wegen in englischer, französischer und deutscher Ausgabe zum 1. Mai 1891 veröffentlicht wurde) hat Crane den Mahnruf: „Arbeiter aller Länder, vereinigt Euch!“ so erhebend wie nirgends zu bildlicher Wirkung gebracht und damit seine innige Zusammengehörigkeit mit der Sache des werktätigen Volkes auf immer bekundet.

Walter Crane war kein streng wissenschaftlich geschulter Sozialist, und darin, so wie in seiner Kunst, mehr durch die Einflüsse seiner Umwelt als durch akademische Lehrräte erzogen. Er stand vorerst unter dem Einflusse Ruskins, dann unter dem Vinton's, später unter dem des William Morris und endlich mit diesem unter dem der Partei und ihrer Literatur. Er war ein leidenschaftlicher Verehrer der Schönheit und Naturwahrheit¹ und bekämpfte den Kapitalismus in erster Linie, weil er der Verwirklichung seiner Ideale zu offensichtlich im Wege stand. Er empfand, daß das Kunstgefühl auf der wirtschaftlichen Grundlage eines Volkes fuße, und wollte nicht nur Brot und Arbeit, sondern auch Unabhängigkeit des Schaffens, das ist Freiheit und Kunst für alle. Und da er von dem Wirken der sozialdemokratischen Partei den Sturz des Kapitalismus erhoffte, so unterstützte er sie nach seinen Kräften.

Ein besonnener, liebenswürdiger Kamerad, ein poetisch angelegter Künstler, ein Träumer, Rufer und Helfer, wird er allen unvergeßlich bleiben, die das Glück hatten, sich seiner Kameradschaft zu erfreuen.

Zu seinen Lieblingsideen gehörten auch Aufzüge, Prozessionen, Feste und Masteraden. „Unser Zeitalter ist das der Masteraden, da wir keine besondere Wirklichkeit für uns selbst, d. h. keinen Stil haben,“ pflegte er zu sagen, und er stand nicht an, es auszusprechen, daß besonders für die Arbeiter solche Aufzüge ein propagierendes Bedürfnis seien.

Als ich daher in einer Zusammenkunft des „Socialist Supper Club“ im Jahre 1909 darauf aufmerksam machte, daß unsere Maiestzüge (in England) durch Zuziehung unschöner Elemente immer mehr ihren Charakter einbüßten und ihren Zweck verfehlten, und man darauf bedacht sein solle, durch künstlerischen Beistand die sozialpolitische Propaganda des Festtages so schön und freudespendend wie möglich zu gestalten, da nahm der damals Vierundsechzigjährige den Gedanken mit der Wärme eines Jünglings auf und machte sich sofort daran, seine Ideen mit Stift und Pinsel zu Papier zu bringen.

Alsbald ward auch ein aus Gliedern der verschiedenen sozialistischen Organisationen geformter Ausschuß gebildet, um das Wort Fleisch werden zu lassen. Allein es zeigte sich bei den folgenden Beratungen alsbald, daß zwar der beste Wille zu dem Werk vorhanden war, daß aber die zu solchen Dingen das richtige Verständnis mitbringenden Kräfte nicht in zureichendem

¹ Nicht der Naturnachahmung. „Es ist ein Ding, die Natur zu kopieren,“ sagte er, „ein anderes, sie zu verstehen und darzustellen im höchsten wie im tiefsten, d. i. im schönsten Sinne.“

Maße zur Verfügung standen, um die Sache im großen, vorbildlichen Stil durchzuführen. Auch standen die Elemente hindernd im Wege, die die Mai-festfeier bis dahin in selbstzufriedenen Händen gehabt hatten und einer Neuerung durchaus nicht weichen wollten. Endlich stellte es sich auch heraus, daß die materiellen Mittel fehlten, um dem Gedanken durch Verwirklichung genug zu tun, und daß vorerst wieder mit dem Hut in der Hand durchs Land gegangen werden mußte, um die nötigen Gelder aufzubringen.

Und wohlfeil ließ sich die Sache nicht machen, das war beim Anblick der Craneschen Skizzen sofort klar. „Es gibt keine wohlfeile Kunst,“ hatte Morris immer gesagt, und Crane hatte ihm herzlich zugestimmt. So mußte sich der Künstler wohl oder übel bequemen, die Ausführung seines Maiestzuges auf bessere Zeiten vertagt zu sehen. „Allmählich werden sie schon lernen!“ Damit vertröstete er sich.

Crane wurde trotz seiner zur Schau getragenen unbeliebten Gesinnung von der bürgerlichen Gesellschaft mit ehrenden Auszeichnungen bedacht. Er war eine Zeitlang Leiter der Zeichenschule in Manchester und wurde später zum Vorsteher der königlichen Kunstschule in London ernannt. Er hätte noch mehr und einträglichere Würden dieser Art erreichen können, hätte er es nicht abgelehnt, darum zu buhlen. Aber er war zufrieden mit den Gütern, die das Glück seiner Begabung und der Fleiß seines Schaffens ihm in den Schoß gestreut, und lebte ziemlich einfach in dem künstlerisch geschmückten Hause, das er sich in der fashionablen Steinwüste Kensington gemietet. Im Parteikampfe stand er nicht in der vordersten Reihe, aber er war ein bereitwilliger Reservist, der, wenn es not tat (und das war nicht selten) auch an der Front seinen Mann stellte.

Die Sozialisten Großbritanniens haben in Walter Crane einen guten, hingebenden Freund ihrer Sache verloren; einen ehrlichen Streiter, der nur einen Krieg gutzuheißen vermochte: den Kampf der Beknechteten gegen ihre Unterdrücker. Er hat den Triumph der Arbeit, von dem er uns so schön in seinem Bilde spricht, nicht erleben sollen; wir Ueberlebenden aber — und besonders die jüngeren unter uns — wollen das Gedächtnis seines Wirkens in Ehren halten und uns geloben, alles zu tun, was an uns liegt, um das Traumgesicht von der Befreiung und Verbrüderung der Völker zur segensreichen Wirklichkeit zu machen.

Anzeigen.

Zukunftsmat. Unsere österreichischen Genossen haben auch in diesem Jahre eine *Maiestchrift* herausgegeben, allerdings nicht so, wie sie ursprünglich geplant war, denn die Zensur hatte diesen Entwurf derart mitgenommen, daß die Festschrift neu gestaltet werden mußte. Konfisziert wurde ein Artikel von Karl Renner über die Bedeutung des 1. Mai, und die Zensur hat auch nicht erlaubt, daß R. Kja-fanoff von den Verhandlungen des Ersten Internationalen Sozialistenkongresses zu Genf im Jahre 1866 erzählt. Die Zensur hat selbst ein allen Sozialdemokraten aller Länder bekanntes Wort von Karl Marx verboten, sie hat ferner den Abdruck einer Stelle aus dem „Menschenschlachthaus“ von Wilhelm Lamszus nicht erlaubt und eine Stelle aus dem Aufruf der Unabhängigen Arbeiterpartei in England gestrichen, der in der Wiener „Arbeiter-Zeitung“ vom 20. Februar 1914 unbeanstandet erscheinen konnte. Ja, die Zensur hat auch nicht erlaubt, den Lesern die Schriftzüge von Jean Jaurès zu zeigen, sie hat ein Bild nicht zur Veröffentlichung zugelassen, das den Anfang des französischen Textes des Baseler Manifestes mit Korrekturen

von Jaurès wiedergab. Jetzt bietet die Festschrift ein Titelbild „Zukunftsmai“, das eine Burgruine zeigt, die von Frühlingsblüten überwuchert ist. An ein Gedicht: „Friedensträume“ von Maurice von Stern schließt sich ein Artikel: „Maidgedanken der Frauen“ von Adelheid Popp, in dem weiße Stellen das vorförlgliche Walten der Zensur bekunden. Ein von Karl Hendell übersehtes Gedicht des russischen Dichters N a d s o n „Trost“, ein Gedicht von B é r a n g e r „Die Heilige Allianz der Völkcr“, ein Protest gegen den Krieg aus dem Jahre 1905 von Jaurès, Stellen aus dem Manifest der Unabhängigen Arbeiterpartei Englands von 1914 und ein Bild „Der Weltbund der Völkcr“, das der englische Genosse Walter Crane der östcrreichischen Arbeiterklasse 1897 gewidmet hatte, als sie zum erstenmal zur Wahlurne schritt, zeigen das internationale Wirken für das gemeinsame Ziel. Außerdem hat Julius Grünwald einen Artikel über „Die Gewerkschaften und der Krieg“ und Robert Danneberg über „Die Zukunft der Arbeiterbewegung“ beigezeichnet. Eine Beilage auf Kunstdruckpapier bringt ein Bild von Jean Jaurès, gezeichnet vom Maler Leopold Braun. Die Festschrift ist für 20 Heller (20 Pfennig) vom Verlage Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand u. Co., Wien VI, Gumpendorfer Straße 10, zu beziehen.

Friedrich Engels, Po und Rhein. Savoyen, Nizza und der Rhein. Zwei Abhandlungen. Herausgegeben von Eduard Bernstein. Stuttgart 1915. J. S. W. Dieß Nachf. Kleine Bibliothek Nr. 32. XII, 52 und 47 Seiten. Preis broschiert 75 Pfennig, gebunden 1 Mark.

Im Vorwort erläutert der Herausgeber die politische Situation, aus der die beiden Abhandlungen entstanden, sowie die Schwierigkeiten, die sich anlässlich des italienischen Krieges von 1859 für die revolutionäre Demokratie jener Tage ergaben.

Für Fälle, wo politische oder politisch-soziale Umwälzung und nationale Selbstbehauptung sich zeitweilig auszuschließen scheinen, könne aus den vorliegenden Abhandlungen und der Korrespondenz, die Engels und Marx darüber geführt haben, nicht ohne weiteres erschen werden, auf Grund welcher Merkmale in solcher Situation nach der Ansicht dieser unserer geistigen Führer die Entscheidung zu treffen sei. Sozial aber könne nicht bestritten werden, daß auch sie die Notwendigkeit anerkannten, auf b e i d e Momente Rücksicht zur nehmen; daß auch für sie die Stellungnahme zu einem solchen Gegensatz nicht von vornherein gegeben war. Marx und Engels hätten den Kompaß im Gewirr der nationalen Fragen darin gefunden, daß sie über die nationale Opposition die europäische stellten, die Gegnerschaft gegen den oder die jeweilig stärksten Bedroher der Entwicklung Europas im Sinne der Demokratie des Proletariats.

E. Legien, Warum müssen die Gewerkschaftsfunktionäre sich mehr am inneren Parteileben beteiligen? Berlin 1915. Verlag der Gewerkschaftskommission Berlins und Umgegend. 47 Seiten.

Die Wiedergabe eines Vortrags, den Genosse Legien in einer Versammlung der Gewerkschaftskommission Berlins und Umgegend am 27. Januar d. J. hielt. Da unsere modernen gewerkschaftlichen Organisationen in der sozialdemokratischen Partei ihre politische Vertretung sähen, hätten die Gewerkschaften das weitgehendste Interesse daran, daß die Kraft und Einheitlichkeit der Partei nicht gestört wird. Tatsächlich sei aber jetzt die Einheit der Partei gefährdet, nicht durch Meinungsverschiedenheiten an sich, sondern durch die Bestrebungen, die Meinung der Minorität unter allen Umständen durchzusetzen. Vor allem stehe der „Vorwärts“ in Widerspruch mit der Auffassung der Parteimehrheit. Dadurch, daß er seine Leser über die Vorgänge in den sozialistischen Parteien des Auslandes unzulänglich und irreführend informiere, verhindere er das Durchdringen der Erkenntnis, daß die Fraktion richtig gehandelt habe.

Genosse Legien zitiert eine große Reihe von Aufrufen, Zeitungsartikeln usw., um zu zeigen, wie ungenügend und einseitig die Berliner Arbeiterchaft durch den „Vorwärts“ über die Vorgänge im Auslande unterrichtet werde und welche falsche

Vorstellungen über deutsche Verhältnisse von radikaler Seite verbreitet würden. Er kommt dabei auch ausführlich auf den Streit zwischen der Generalkommission der Gewerkschaften und der Redaktion des „Vorwärts“ zu sprechen.

Als Anhang enthält die Broschüre Materialien betreffend diese Differenz zwischen der Redaktion des „Vorwärts“ und der Generalkommission.

Die Internationale. Eine Monatschrift für Praxis und Theorie des Marxismus. Herausgegeben von Rosa Luxemburg und Franz Mehring. Verantwortlich für Verlag und Redaktion: Peter Berten. Druck von A. Gerisch u. Co., beide in Düsseldorf. Preis der Nummer 30 Pfennig.

Als ihre Aufgabe bezeichnet die Monatschrift, deren erstes Heft (April) vorliegt, Selbstverständigung über die Kämpfe der Zeit. Es gelte, von neuem „die einigende, sammelnde und stärkende Kraft zu erproben, die der Marxismus noch in jeder Schicksalsstunde des proletarischen Emanzipationskampfes bewährt hat“.

In einem noch vor ihrer Verhaftung geschriebenen Artikel spricht Rosa Luxemburg über den „Wiederaufbau der Internationalen“. Am 4. August habe die deutsche Sozialdemokratie politisch abgedankt, sie sei zum Schildknappen des Imperialismus im gegenwärtigen Kriege geworden, und gleichzeitig sei die sozialdemokratische Internationale zusammengebrochen. „Kautsky, der als Vertreter des sogenannten „marxistischen Zentrums“, oder politisch gesprochen: als der Theoretiker des Sumpfes, schon seit Jahren die Theorie zur willfährigen Magd der offiziellen Praxis der „Parteiinstanzen“ degradiert und dadurch zu dem heutigen Zusammenbruch der Partei rädlich beigetragen, habe auch jetzt schon eine neue Theorie gerade zur Rechtfertigung und Beschönigung des Zusammenbruches zurechtgedacht.“ „Die „Neue Zeit“ sei das Organ dieser offiziellen Theorie, die den Marxismus für den jeweiligen Hausbedarf der Parteiinstanzen zur Rechtfertigung ihrer Tagesgeschäfte nach Belieben mißbraucht und die die Wandelbarkeit der Fraktion Dreh Scheibe, gepaart mit dem Jesuitismus des Zentrums geradezu zum Grunddogma der sozialistischen Internationalen erhebe.“

Entweder sei der Klassenkampf auch im Kriege das übermächtige Daseinsgesetz des Proletariats und die Proklamierung der Klassenharmonie an dessen Stelle im Kriege durch die Parteiinstanzen ein Frevel wider die proletarischen Lebensinteressen. Oder der Klassenkampf sei auch im Frieden ein Frevel gegen „die nationalen Interessen“ und die „Sicherheit des Vaterlandes“. Die Stellung des Genossen Hoch, wie sie in dem Artikel in der „Neuen Zeit“ vom 29. Januar Ausdruck findet, bedeute nur, „mit der einen Hand der Regierung das Schwert in die Faust zu drücken, mit der andern den sanften Palmwedel des Friedens über der Internationalen zu schwingen, ein klassisches Stück der praktischen Sumpfpolitik, wie sie theoretisch

¹ Diese Anwürfe gegen Kautsky und die „Neue Zeit“ sind nicht neu. Genossin Luxemburg hat für sie schon vor zwei Jahren volle 15 Seiten der „Neuen Zeit“ selbst in Anspruch genommen, ohne eine Spur von Beweisen vorbringen zu können. („Das Offiziösentum der Theorie“, Neue Zeit XXXI, 2, Seite 828 f.) Kautsky hat es schon damals abgelehnt, sich „dazu verleiten zu lassen, den Rattenkönig von Entstellungen und Verdrehungen zu entwirren, den Genossin Luxemburg künstlich zurechtgemacht hat, um ihn als offiziösen „Nichtsalsparlamentarier“ zu präsentieren und so mit leichter Mühe totzuschlagen“. „Und doch,“ schrieb er (a. a. O. Seite 904), „wäre es recht überflüssig, mich dagegen zu wehren. Wozu der Genossin Luxemburg bei ihrem Bestreben helfen, die bisher rein sachlich geführte Diskussion . . . in einen persönlichen Disput zu verwandeln und das Interesse von der entscheidenden Frage abzulenken?“ Wir begnügen uns heute damit, diese Angriffe, die jetzt womöglich noch sinnloser sind als jemals, niedriger zu hängen. Auf sie gebührend zu antworten wird dadurch unmöglich gemacht, daß Genossin Luxemburg im Gefängnis sitzt. Auf sachliche Ausführungen einzugehen, die in einigen Artikeln des Heftes enthalten sind, wird sich vielleicht später Gelegenheit finden. Die Redaktion.

in derselben „Neuen Zeit“ propagiert werde. In der Frage unserer Stellung zur Propaganda des Friedens gebe es „nur ein Entweder — Oder: entweder Bethmann Hollweg oder — Liebtnecht“.

In einem Artikel „Wer zahlt die Kriegskosten?“ kommt Johannes Kämpfer auf Grund von Untersuchungen über die voraussichtlichen Kriegskosten, ihre Wirkungen auf den Staatshaushalt und über die nächsten ökonomischen Wirkungen des Krieges zum Schlusse, die Arbeiterklasse werde den Krieg mit Abnahme ihrer Lebenskraft zu zahlen haben.

Paul Lange untersucht unter dem Titel „Sozialismus, wohin wir blicken!“ die sozialpolitische Seite des Kriegszustandes und findet, für die Arbeiterschaft bestehe gar kein Anlaß, über „soziale Errungenschaften“ zu jubilieren.

Räte Dunder spricht über „Unsere Frauen und der nationale Frauendienst“. Hätte die Fraktion am 4. August die Kredite abgelehnt, dann hätte die Beteiligung der proletarischen Frauen an den bürgerlichen Hilfsaktionen zum Beweis gedient, daß wir zwar nimmermehr Wunden zu schlagen, wohl aber Wunden zu heilen bereit seien. Da aber die Fraktion die Kredite angenommen, sei für die klassenbewußten Genossinnen die Pflicht entstanden, den Trennungstrieb zwischen sich und der bürgerlichen Welt nicht auch noch verweisen zu helfen, sondern sich mit aller Energie in den Dienst unserer Organisations- und Aufklärungsarbeit zu stellen. Die persönliche Mitarbeit zahlreicher Genossinnen bei der Kriegshilfe sei menschlich wohl zu begreifen. Die offizielle Beteiligung der Parteigenossinnen sei dagegen nicht als richtig anzuerkennen.

Klara Zetkin bespricht die bisherigen Friedensbestrebungen, die von den sozialistischen Parteien der neutralen und der kriegführenden Länder sowie von einzelnen Gruppen oder führenden Persönlichkeiten der Parteien ausgegangen sind und fordert zur Friedensagitation auch in Deutschland auf.

Aufsätze von Ströbel und einem Anonymus berichten über den „Riß in der preußischen Landtagsfraktion“ und „Die Zerfetzung der Reichstagsfraktion“. Thalheimer bespricht mehrere Broschüren aus der Reihe „Zwischen Krieg und Frieden“. Mehring zeigt, daß sich die „Instanzenpolitik“, d. h. „die Politik, die die Mehrheit einiger Parteinstanzen (Partei Vorstand, Parteiauschuß, Reichstagsfraktion) seit Beginn des Weltkrieges getrieben hat“, sich nicht mit Recht auf Ansprüche oder Handlungen unserer „Altmeister“ Marx, Engels und Bassalle berufen darf, insbesondere nicht auf den Artikel, den Engels 1892 im Almanach du Parti Ouvrier veröffentlichte, und aus dem heute oft herausgerissene Zitate in durchaus falschem Sinne verwendet werden.

Das Heft schließt mit anonymen sehr abfälligen Kritiken der jüngst erschienenen Broschüren von Rautsky und Cunow.

In eigener Sache.

In einer Erklärung „Zur Abwehr“ der von Rautsky an seiner Broschüre „Die deutsche Sozialdemokratie und der Weltkrieg“ in Nr. 2 der „Neuen Zeit“ geübten Kritik erzählt Genosse Lensch im „Hamburger Echo“ vom 15. April:

„Als ich Ende Oktober bei der „Neuen Zeit“ anfragte, ob man Raum und Luft habe, einige Artikel von mir über den Krieg anzunehmen, erhielt ich eine zufagende Antwort. Als ich den ersten Artikel jedoch einsandte, der das Verhältnis zu England betraf, wurde er abgelehnt mit der Begründung, der Aufnahme des Artikels selber stünden Bedenken nicht im Wege, allein bei den augenblicklichen Preß- und Zensurverhältnissen sei es der Redaktion unmöglich, gründlich genug gegen den Artikel zu polemisieren. So damals die Redaktion der „Neuen Zeit“. Jetzt dagegen, wo es mir schließlich doch gelungen ist, einen Verleger zu finden und in Broschürenegestalt die anfangs für die „Neue Zeit“ berechneten Aufsätze zu veröffentlichen, da hat die Redaktion der „Neuen Zeit“ plötzlich so viel Möglichkeit, gegen mich zu polemisieren, daß sie mich gleich zweimal totschlägt

Zuerst rückte Genosse Eckstein mit einem Artikel gegen mich an; da ich aber augenscheinlich noch nicht tot genug war, vollendete Genosse Rautsky in höchst eigener Person das schwere Werk. Man kann nicht sagen, daß durch dieses jetzige Verhalten der „Neuen Zeit“ die Begründung, mit der sie im Herbst meinen Artikel ablehnte, irgendwie glaubwürdiger geworden sei. Es handelte sich eben damals um den glatten Versuch, mich mundtot zu machen. Diese Vorgänge muß man kennen, um die jetzige Haltung der „Neuen Zeit“ mir gegenüber würdigen zu können.“

Tatsächlich bot uns Lensch mit Postkarte vom 29. Oktober „einen Artikel über Partei und Krieg oder so ähnlich“ an, indem er hinzufügte: „Selbstredend wäre der Artikel ohne jede Polemik.“ Auf unsere Einladung sandte er uns dann einen Artikel, in dem er den Nachweis zu führen suchte, daß es für die deutsche Volkswirtschaft und damit für das deutsche Proletariat eine Lebensnotwendigkeit sei, daß Englands Seeherrschaft mit Waffengewalt gebrochen werde.

Darauf antwortete ihm die Redaktion: „Ihr Artikel entwickelt ein Problem, das sicher der Diskussion dringend bedarf, und für dessen Ausfechtung die „Neue Zeit“ der gegebene Boden wäre, wenn nicht der Kriegszustand bestände, der jedem Kritiker Ihrer Auffassung einen Maulkorb vorlegte. Heute können wir derartige strittige Fragen nur in intimeren Diskussionszirkeln mit ausreichender Freiheit erörtern.“

Genosse Lensch kam nun selbst in die Redaktion. Bei dieser Unterredung gaben wir ihm zu bedenken (wir glaubten es damals noch mit demselben Mann und Politiker zu tun zu haben, der die „Leipziger Volkszeitung“ durch viele Jahre in radikalstem Sinne geleitet hatte), daß aus seinen Ausführungen leicht jemand inner- oder außerhalb der Partei den Schluß ziehen könne, unsere bisherige Politik des Widerstandes gegen die Flottenrüstungen hätte im Widerspruch gestanden zu den Interessen der deutschen Volkswirtschaft und des deutschen Proletariats; er selbst würde aber dann durch die herrschenden Zensurverhältnisse verhindert sein, dieser Argumentation mit der nötigen Schärfe und Deutlichkeit entgegenzutreten. Genosse Lensch behauptete lediglich, es sei unsinnig, aus seinen Ausführungen diese Schlußfolgerungen zu ziehen. Wir beharrten aber auf der Ansicht, daß eine solche Gefahr bestehe und daß durch die Veröffentlichung seines Artikels eine Diskussion erzwungen würde, die wir während des Kriegszustandes nicht als förderlich für die Partei betrachten könnten und deshalb vermeiden wollten. Genosse Lensch hat dann den Artikel mit einigen anderen zusammen als Broschüre herausgegeben. Damals dachten wir allerdings, daß Lensch mit seinen Auffassungen, die allen bisherigen Anschauungen der Partei und ihrer Politik geradezu ins Gesicht schlagen, in der Partei ein Eingänger wäre und bleiben würde. Deshalb glaubten wir uns auch beim Erscheinen der Broschüre auf die Richtigstellung ihres schlimmsten ökonomischen Irrtums beschränken zu dürfen. Inzwischen hat uns allerdings das lebhafteste Echo, das diese Broschüre in einem Teil der deutschen Parteipresse fand, gezeigt, wie notwendig es ist, heute Dinge wieder klarzustellen und zu beweisen, die wir bis zum Ausbruch dieses Krieges als hinreichend geklärt und durchaus feststehend betrachteten.

Wenn jetzt Genosse Lensch es so hinstellt, als hätten wir durch unsere Entgegnungen auf seine Broschüre unsere Einwände gegen die Veröffentlichung seines Artikels selbst widerlegt, so zeigt das nur, wie vollkommen ihm und seinen jetzigen Freunden das Verständnis dafür abhanden gekommen ist, daß das, was heute öffentlich gesagt werden kann, noch lange nicht all das in sich schließt, was man im Interesse der Partei sagen müßte, aber infolge der Zensurverhältnisse nicht sagen darf. Und so waren auch wir gezwungen, in unseren Entgegnungen nur innerhalb engerer Grenzen gegen ihn zu polemisieren und auf manches schlagende Argument gegen seine Ausführungen zu verzichten.

Die Redaktion.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 6

Ausgegeben am 7. Mai 1915

33. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Zur Stellungnahme von Marx und Engels während des Deutsch-Französischen Krieges.

Von N. Kjasanoff.

I.

Könnte noch jemand die außerordentliche geistige Bedeutung bezweifeln, die Marx und Engels für das internationale Kulturleben erlangten, so würde ihn die Polemik, die in allen Kulturländern, den kriegsführenden und den neutralen, nicht nur in der sozialdemokratischen, sondern auch in der bürgerlichen Presse über die Haltung der beiden Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus während des Deutsch-Französischen Krieges geführt wird, eines Besseren belehren.

Dieser literarische Krieg, in dem man nur Tinte vergießt, verfolgt aber einen praktischen Zweck. Alle Gegner der Sozialdemokratie, alle Widersacher des Marxismus benutzen die Haltung, die die Sozialdemokratie in verschiedenen Ländern einnahm, um aus dieser den vollständigen Bankerott des wissenschaftlichen Sozialismus zu folgern, um aus der Geschichte der alten Internationale eine ihrer schönsten Seiten auszumerzen, um aus den beiden größten Wortführern des Internationalismus, Marx und Engels, reinste Chauvinisten zu machen. Den Rekord in dieser Beziehung hat der bekannteste Theoretiker der russischen Sozialrevolutionäre, Gardenin, geschlagen, der in einer Artikelserie „unwiderleglich“ bewiesen hat, daß Marx in seinem Chauvinismus soweit ging, daß Liebknecht aus Verzweiflung über Marx' Angriffe nach Amerika flüchten wollte.

Die Hauptquelle für alle diese Anklagen bildet, ebenso wie für diejenigen Sozialdemokraten, die für ihre heutige Haltung Marx und Engels als Kronzeugen anrufen, der „B r i e f w e c h s e l“, insbesondere die Briefe, die sie im Juli, August und September 1870 austauschten.

Leider vergessen ebensowohl die Gegner von Marx und Engels, wie ihre alten oder neuen Anhänger — nie haben die Opportunisten sich so oft auf Marx berufen wie jetzt —, daß sie es mit einer sehr unvollständigen Quelle zu tun haben, die nur mit Hilfe anderer Quellen und Dokumente ein richtiges Bild zu geben imstande ist. Nicht davon zu sprechen, daß öffentliche Äußerungen den Vorzug vor Meinungen haben, die in p r i v a t e n Briefen ausgesprochen sind, um b e s t i m m t e Persönlichkeiten in dieser oder jener Beziehung zu beeinflussen, sie zu einer p o l i t i s c h e n T a t aufzumuntern oder von einer p o l i t i s c h e n Handlung abzuhalten. Und die Briefe, die Marx und Engels austauschten, gehören noch zu den i n t i m e n Briefen, die oft nicht feste U e b e r z e u g u n g e n, sondern Gedanken, nur einen hastigen Reflex einer soeben erfahrenen Tatsache enthalten. Das trifft auf Marx zu und noch mehr auf Engels, in dessen Briefen

wir oft sich schnurstracks widersprechende Meinungen über einen und denselben Gegenstand beobachten.

Wir können daher Bernsteins Mahnung, bei der Berufung auf Marx und Engels zugunsten einer bestimmten Taktik etwas größere Vorsicht walten zu lassen, nur wiederholen. Ganz richtig bemerkt er in seinem Artikel „Friedrich Engels und die deutsch-französische Frage“¹: „Wenn es nun jedem freisteht, andere Auffassungen in der Politik zu haben und zu vertreten, als die Verfasser des Manifestes der Kommunisten, so kann doch niemand gestattet werden, diese letzteren zu Aposteln einer von ihnen verworfenen Politik zu stempeln“.

Wie verwirrend aber in dieser Beziehung der „Briefwechsel“ auch auf ernste Forscher wirkt, bewies Bernstein selbst in seinem Artikel „Karl Marx und Friedrich Engels in der zweiten Phase des Krieges von 1870/71“, wo er die Behauptung aufstellte, daß in dem Streit, der zu Anfang des Krieges sich zwischen dem Braunschweiger Ausschuß der Sozialdemokratischen Partei Eisenacher Programms einerseits und Bebel und Liebknecht andererseits entwickelte, Marx und Engels in der Hauptsache dem ersteren gegen die letzteren recht gaben, daß also in der ersten Phase des Krieges Marx und Engels eine ganz andere Politik verfolgten als während der zweiten Phase. Zwar hat Bernstein in seinem neuen Artikel diese Behauptung wieder etwas abgeschwächt, es bleibt aber auch jetzt der Eindruck, als ob Marx und Engels erst später der Abstimmung von Bebel und Liebknecht „viel mehr als nur das Attribut eines Beweises von Mut zuerkannt“ hätten.

An der Hand desselben Briefwechsels und anderer Dokumente machten wir im „Kampf“ den Versuch zu beweisen², daß diese Auffassung den Tatsachen nicht entspricht. Schon von Anfang an teilten weder Marx noch Engels die naive Auffassung des Braunschweiger Ausschusses, daß es sich nur um einen „revolverischen“ Angriff der Napoleoniden handle, von allen anderen Illusionen der Braunschweiger nicht zu reden. Schon in der ersten Adresse des Generalrats, die von Marx geschrieben ist, ohne daß er wahrscheinlich dabei Bebels und Liebknechts Erklärung berücksichtigen konnte (sie ist unterschrieben am 23. Juli), zieht er eine klare Demarkationslinie zwischen seiner Auffassung und der Auffassung der Braunschweiger. Und nicht nur in der zweiten, sondern auch in der ersten Adresse erklärt Marx, daß der Krieg nicht nur auf Frankreichs, sondern auch auf Preußens Seite ein Eroberungskrieg sei. Wir brauchen dem Genossen Bernstein nicht auseinanderzusehen, was der russische Sozialrevolutionär Gardenin nicht begreifen kann, nämlich warum Marx diese „Wortklauberei“ trieb, warum er immer von einem Verteidigungskrieg Deutschlands und einem Eroberungskrieg Preußens sprach, warum er die gemeinsame Protestadresse der Franzosen und der Deutschen in London nicht unterschreiben wollte, weil in ihr, wie er Engels schreibt, „nicht einmal der defensive Charakter des Krieges auf seiten der Deutschen (ich sage nicht Preußen) angedeutet“³.

¹ Neue Zeit, XXXIII, 1, Seite 710.

² N. Kjasanoff, Marx und Engels über den Deutsch-Französischen Krieg. „Der Kampf“, 1915, März.

³ Briefwechsel, IV, Seite 309.

Nicht nur Marx, sondern auch Engels billigten rückhaltlos Bebels und Liebknechts Haltung in der historischen Reichstagsitzung. Vergleicht man die erste Adresse des Generalrats, die von Marx vor dem 23. Juli geschrieben und auch von Engels gebilligt worden ist, die Erklärung, die Bebel und Liebknecht am 21. Juli im Reichstage abgegeben haben (auch wir wissen jetzt, daß unter Bebels Einfluß Liebknecht seine „ganz verkehrte“ Haltung im „Volkstaat“ geändert hat) und die Erklärung des Braunschweiger Ausschusses, die vom 24. Juli datiert ist, so verstehen wir sehr gut, warum Liebknecht und Bebel dem Braunschweiger Ausschuß gegenüber so stolz auf Marx' Uebereinstimmung mit ihnen hinwiesen. Sie hatten aber noch andere Beweise. Und diese sind in Privatbriefen von Marx und Engels enthalten, die leider nicht alle aufbewahrt worden sind.

In meinem Artikel im „Kampf“ zitierte ich schon einen bisher unveröffentlichten Brief von Marx an Liebknecht, datiert vom 29. Juli, wo er ihm mitteilt, daß seine und Bebels Protesterklärung im Generalrat mit großem Beifall aufgenommen wurde. Für uns ein Beweis, daß Marx schon damals sehr gut eingesehen hat, daß Liebknechts und Bebels Abstimmung eine viel größere Tragweite hatte und in einem ganz anderen Sinne, als es die Braunschweiger befürchteten

Klar ist auch, daß Marx' Billigung dieser Abstimmung einer Mißbilligung der Abstimmung Schweigers gleichbedeutend war, die auch von den Braunschweigern verteidigt wurde. Marx und Engels kämpften eben immer nicht nur „für die Erreichung der unmittelbar vorliegenden Zwecke und Interessen der Arbeiterklasse“, sie haben auch immer „in der gegenwärtigen Bewegung zugleich die Zukunft der Bewegung“ vertreten.

Eben von diesem Standpunkt bildet Bernsteins Beweisführung für Schweiger in Wirklichkeit ihre Beurteilung. Hören wir nur zu:

„Es hat auch weder damals noch später irgend jemand an dieser Abstimmung sonderlich Anstoß genommen. Sie ließ sich als Erfordernis des Augenblicks mit einleuchtenden Gründen verteidigen. Aber sie ist auch über den Augenblick hinaus wirkungslos geblieben. Das Votum von Bebel und Liebknecht dagegen hat nachwirkend eine außerordentliche geschichtliche Bedeutung erlangt. Es ist für die Internationale der Arbeiter zu einem symbolischen Akt geworden. In allen Ländern hat man es in den Kreisen der Sozialisten gefeiert, an ihm haben die heranwachsenden Arbeiterparteien aller Länder Anfeuerung zu ihrem Kampf gegen den Militarismus und Hoffnung für die Verwirklichung des Bundes der Völker geschöpft, und ganz besonders fruchtbar hat es sich für die Agitation erwiesen, welche die Sozialisten Frankreichs jahrzehntlang gegen die Reaktionepolitiker ihres Landes geführt haben.“

Es ist schwer, die geschichtliche Bedeutung der Abstimmung Bebels und Liebknechts besser zu schildern, als es Bernstein in diesen Worten tat. Aber wie hätten Bebel und Liebknecht „die Zukunft der Bewegung“ so gut vertreten können, hätten sie die „unmittelbar vorliegenden Interessen der Arbeiterklasse“ so verteidigt wie Schweiger?

Daß aber schon damals „irgend jemand“ an Schweigers Abstimmung „sonderlich Anstoß genommen“, eben weil er das „Erfordernis des Augenblicks“ im Auge hatte, beweist der folgende Brief, den Engels an Frau Liebknecht gleich nach der Verhaftung ihres Mannes schrieb.

122 Regents Park Road, N.W.

London, 19. Dezember 1870.

Liebe Frau Liebknecht!

Soeben empfangen wir hier die Nachricht, daß Liebknecht, Bebel und Hepner gestern verhaftet worden sind. Es ist das die preußische Revanche für die moralischen Niederlagen, die Liebknecht und Bebel dem preußischen Kaisertum schon vor seiner Geburt beigebracht haben. Wir alle hier haben uns sehr gefreut über das tapfere Auftreten beider im Reichstag unter Umständen, wo es wahrhaftig keine Kleinigkeit war, mit unseren Ansichten frei und trotzig hervorzutreten. Wir vermuten, es handelt sich vor allem um eine kleinliche Rache und um Vernichtung des Blattes sowie Unmöglichmachung der Wiederwahl, und mit der Hochverratsanklage wird es purer Schein sein. Aber die Herren Preußen können sich sehr irren, denn bei der wirklich ganz ausgezeichneten Haltung der deutschen Arbeiter, die selbst den Lump Schweizer zwang, unter Liebknechts und Bebels Führung sich zu stellen, wird dieser Gewaltstreich wahrscheinlich seine Wirkung gänzlich verfehlen und eher das Gegenteil davon hervorrufen. Die deutschen Arbeiter haben während dieses Krieges eine Einsicht und Energie bewiesen, die sie mit einem einzigen Ruck an die Spitze der europäischen Arbeiterbewegung stellt und Sie werden begreifen, mit welchem Stolz wir dies erleben.

Wir haben aber auch die Pflicht, nach Kräften dafür zu sorgen, daß unsere verhafteten Freunde und ihre Familien in Deutschland nicht Not leiden, und gerade jetzt, wo ihnen das bevorstehende Weihnachtsfest ohnehin so verbittert wird. Wir sind daher so frei, inliegend eine Fünf-Pfund-Note der Bank of England „B 10, 04841, London, 12. Oktober 1870“ beizulegen, in deren Ertrag Sie sich gütigst mit Frau Bebel teilen wollen.

Ferner legen wir bei: sieben Taler, welche vom hiesigen deutschen Arbeiter-Bildungsverein aufgebracht und für die Familien der verhafteten Braunschweiger bestimmt sind. Ueber diese bitte ich inliegende Quittung unterzeichnen und mir zurücksenden zu wollen, damit solche dem Verein zu Marx' Entlastung zugestellt werden kann.

Meine Frau ist eine revolutionäre Irländerin, und so können Sie denken, welche Freude gestern hier im Hause herrschte, als die Nachricht ankam, daß die verurteilten Fenier amnestiert seien — wenn auch in der schäbigst-preußischen Weise. Und jetzt kommt die Nachricht gleich darauf von der Verhaftung unserer Freunde in Deutschland!

Leben Sie wohl, liebe Frau Liebknecht und lassen Sie den Mut nicht sinken. Die Preußen und ihre Vorgesetzten, die Russen, haben sich in eine Geschichte eingelassen, die ihnen über den Kopf wächst.

Mit aufrichtiger Teilnahme

Ihr Friedrich Engels.

Die Familie Marx läßt sich Ihnen bestens empfehlen und sendet den Kindern herzliche Grüße.

Wir sehen, daß Friedrich Engels nicht nur später Bebels und Liebknechts Verhalten „oft und mit starkem Nachdruck in seinen politischen Aufsätzen, man kann sagen gefeiert“ hat. Nicht Schweizers Verhalten, sondern das Bebels und Liebknechts haben der deutschen Sozialdemokratie die Führung in der zweiten Internationale gesichert, ihre ungeheure propagandistische Wirkung in allen Ländern genährt, die alte revolutionäre Phrase von der alleinseligmachenden Wirkung der „Konspiration“, des „Putsches“ distre-ditiert.

Das heißt aber nicht, daß Marx und Engels auch damals in allem Liebknecht recht gaben. Ist er in seiner und Bebels Erklärung von

dem Standpunkt, den er noch im „Volksstaat“ knapp vor der Kriegserklärung betätigte, abgetommen, so konnte er doch nicht seinen alten „abstrakten Impossibilismus“, dem er den klassischen Ausdruck in seiner Rede „Ueber die politische Stellung der deutschen Sozialdemokratie“ verliehen hat, ganz abstreifen. Es ist auch kein Wunder, daß Marx und Engels seine Ansichten in dieser Beziehung damals ebenso wenig teilten wie in den Jahren 1866—1869. Ebenso war es nur natürlich, daß Marx den großen Streit zwischen den Braunschweigern und Liebknecht benutzte, um den ersteren, deren Vereinigung mit den „Marxisten“ Liebknecht und Bebel erst einige Monate vorher stattgefunden, auch den Unterschied klarzulegen, der seine Auffassung der deutschen Frage von der Liebknechts trennte. Ist es doch bekannt, daß die Braunschweiger in ihrem berühmten Manifest diese Polemik Marx' gegen Liebknecht gleich ausnuzten, obwohl sie in der Hauptsache, die sie von Liebknecht und Bebel in der Frage der Abstimmung scheid, gleich danach den letzteren ebenso recht gaben wie Marx und Engels'.

II.

Nimmt man den „Briefwechsel“ auch isoliert, so wird man trotzdem keine Stelle finden, die Schweigers Haltung oder die der Braunschweiger billigt. Nur ein Unterschied zwischen Marx' und Engels' Briefen macht sich bemerkbar. Der letztere ist viel optimistischer gestimmt in bezug auf die preussische Politik, wenn er auch die Illusionen der Braunschweiger keineswegs teilt. Man muß noch in Betracht ziehen, daß Engels die Ereignisse oft von einem rein militärischen Standpunkte bewertet: die Zufriedenheit des Fachmannes, der den Krieg als eine Reihe von strategischen Aufgaben verfolgt, die seine theoretischen Vermutungen bestätigen oder widerlegen, und der sich freut, wenn seine Volksgenossen sich brav schlagen, tritt in Engels' Briefen oft hervor, wo er von den politischen Folgen dieser Ereignisse gar nicht entzückt ist. Daß aber auch hier der Schluß, zu dem Bernstein in seinem Artikel kommt, indem er sagt, daß Engels der deutschen Heeresleitung rückhaltlose Anerkennung zollte, einer Korrektur bedarf, zeigen nicht nur dessen Artikel in der „Pall Mall Gazette“, sondern auch der Briefwechsel.

Man darf aber nicht vergessen, daß wir in den veröffentlichten Briefen, die sich auf die Zeit vom 20. Juli bis zum 2. September beziehen, nur Bruchstücke vor uns haben; nicht Briefe, die systematisch die Sache behandeln, sondern Stimmungsbilder, Meinungen, die unter dem Einfluß der nicht immer genauen Berichte, der sehr subjektiv gehaltenen Briefe der deutschen Parteifreunde, der einseitigen Informationen geschrieben worden sind, wobei sich Engels in einer noch viel ungünstigeren Lage befand, da er sogar den „Volksstaat“, wie er selbst zugesteht, sehr selten zu Gesicht bekam. Hätten wir wenigstens alle Briefe, die Marx erwähnt, die Briefe von Kugelmann,

* Vergleiche Brades Aussage im Leipziger Hochverratsprozeß: „Einmal haben wir an Marx in Sachen der Partei geschrieben. Die Leipziger hatten über den letzten Krieg, den wir fälschlich als Verteidigungskrieg auffaßten, eine andere Meinung. Dies veranlaßte einen Konflikt, und um diesen beizulegen, glaubten wir eine Berechtigung zur Anrufung des Urteils einer Person zu haben, welche von uns allen hochgeschätzt wurde. Diese Person war Marx. Sein Antwortbrief kam kurz vor Sedan und überzeugte mich vollständig.“ Der Hochverratsprozeß. Ausgabe von 1911. S. 515.

von Liebknecht, von Bracke, von Bonhorst, dann könnten wir wissen, wie man Marx informierte, wie man ihm von beiden Seiten über die Streitpunkte berichtete.

Leider haben wir nur Kugelmanns Briefe. Aber auch diese werfen manches Licht auf einige Stellen in Marx' und Engels' Briefen, die von dem uns hier interessierenden Standpunkt wichtig sind. So schreibt Marx schon im ersten Briefe, der sich mit dem Kriege beschäftigt⁵:

„Einliegend Brief von Kugelmann, der Dich bedeutend über die politischen Mythen des gegenwärtigen Krieges aufklären wird. Er hat recht mit seiner Kritik des Aufrufs der Braunschweiger Versammlung, den ich beilege in some copies.“

Wir teilen diesen Brief Kugelmanns in seinem ganzen Wortlaut mit. Er ist nicht nur deshalb interessant, weil er zu den Briefen von Marx und Engels einen Kommentar bildet, sondern auch, weil er, wie die anderen, einige Streiflichter auf jene Zeit wirft, wie sie sich in den Briefen eines wenn auch nicht aktiven, so doch hervorragenden Gefinnungsgenossen von Marx und Engels widerspiegelt.

Hannover, 18. Juli 1870.

Mein lieber Marx!

Der Beginn der jetzigen Verwickelungen zwischen Frankreich und Preußen hatte so sehr den Typus korpsburkschlicher Listeleien, daß ich mir nicht denken konnte, daraus würde ein Krieg resultieren. Wirklich ist eine Kriegserklärung erfolgt und diese nicht allein erklärlich aus der gefährdeten Lage Bonapartes in seinem Lande. Er weiß wohl, daß ein Krieg mit Deutschland ein anderer wie mit Italien, Oesterreich usw. usw. — Wie also erklärt sich die Situation? Ich diagnostiziere folgendermaßen:

Vor dem Kriege 1866 haben Transaktionen zwischen Bismarck und Bonaparte in Biarritz stattgefunden, deren Inhalt vielleicht niemand wie diese beiden kennt, die man aber dahin vermuten darf, daß Frankreich durch eine Gebietsvergrößerung über den fortdauernden Besitz seines Herrschers getröstet werden sollte. Man sprach damals viel von der geforderten Abtretung des Saarbeckens, es wird sich daher wohl um etwas anderes gehandelt haben. — Abtretung deutschen Landes sans phrase würde jedem deutschen Staatsmanne unmöglich sein und auch an der Persönlichkeit des Königs Wilhelm eine unübersteigliche Schranke finden. — Möglich auch, daß Bismarck bona fide Versprechungen gemacht, die ihm später unmöglich, auszuführen. — In Frankreich hat sich die Sache inzwischen trotz „liberaler Aera“, trotz Plebiszit immer bedrohlicher für Bonaparte gestaltet, er ist im Begriff, durch die allgemeine Verachtung und Lächerlichkeit erstickt zu werden.

In Preußen hat sich der Siegesrausch bedeutend abgekühlt, Neuwahlen stehen unmittelbar bevor, es bilden sich demokratische Parteien, und selbst die Waschlappen der Fortschrittspartei wollen in den energischeren Elementen für Verringerung des Militäretats eventuell Verringerung des Budgets stimmen. — Das Widerstreben Bayerns und Württembergs gegen die preußische Hegemonie, namentlich die jüngsten Verhandlungen in der bayerischen Kammer zeigen den neuen Konflikt im vollen Anzuge.

Ich halte daher einen zwischen Bismarck und Bonaparte verabredeten Krieg nicht für unwahrscheinlich, dessen Preis auf der einen Seite Belgien, auf der anderen der Eintritt der Südstaaten in den Norddeutschen Bund, Herstellung eines einigen Deutschlands mit Ausschluß Oesterreichs und Wilhelm I. als Kaiser von

⁵ Vom 20. Juli, Briefwechsel IV, Seite 296.

⁶ Es ist die Resolution vom 16. Juli, die den Krieg nur als einen Angriffskrieg der Napoleoniden auffaßt.

Deutschland sein würde. — Ist diese Diagnose richtig, dann würde Süddeutschland, speziell Württemberg und Bayern der Kriegsschauplatz sein, damit diese für die Notwendigkeit preussischer Staatseinrichtungen zugänglich gemacht werden. — Die sich hier neubildende Opposition würde gesprengt, und für die nächste Legislaturperiode Kammern erzielt, wie sie nur gewünscht werden. — Gleichzeitig den revolutionären Bestrebungen auf beiden Seiten des Rheins eine tüchtige Ableitung geschaffen. — Augenblicklich ist der Krieg noch nicht offiziell erklärt. — Sollte England vielleicht ernstliche Schwierigkeiten erheben, schon jetzt Garantien für Belgien verlangen?

Augenblicklich eine revolutionäre Bewegung oder gar Erhebung in Frankreich würde ich für ein Unglück halten. Dem französischen Proletariat die Beseitigung des Empire anraten, ja zur Pflicht machen, ist ebenso komisch, wie das Versprechen, die deutschen Arbeiter würden es im anderen Falle ebenso machen, nicht nur unwahr, sondern auch renommistisch-läppisch ist. —

Außer einer allgemein gedrückten Stimmung, anscheinend durchaus nicht beschleunigten Einberufung der Reserven, einiger Störung des Eisenbahnverkehrs, merkt man hier nichts Besonderes. Du möchtest denn die einstweilen noch polizeilich gestatteten Ausbrüche von „Gut und Blut“-Adressen, wie solche für das Maß des Spießbürgers sich schicken, dazurechnen, mit der obligaten Kriegsbegeisterung der haute finance. —

Was mich in meiner Vermutung über den bevorstehenden Krieg bestärkt, ist der Umstand, daß bei den Unterhandlungen mit König Wilhelm in Ems nicht nur nicht Bismarck, sondern überhaupt nicht einmal ein Minister teilnahm und das ganze Verfahren Benedettis auf eine rasch erfolgreiche Provokation gegen den sich seiner Würde als Bundesoberhaupt bewußten Monarchen berechnet erscheint. —

Mit herzlichsten Grüßen an Deine Damen

Dein treu ergebener L. Kugelmann.

Hat Engels nicht Lust, den Feldzug mit zu beobachten? Könnte er es nicht als Berichterstatter für irgendeine englische Zeitung? Es würde mir eine große Beruhigung sein, unfern Freund im Generalstabe Moltkes zu wissen. —

Und was antwortet Engels?

„Bravo, Kugelmann! Man sieht, der Mann hat seine Schule nicht umsonst durchgemacht. Die Hypothese ist ganz im Geist der Autoren und erklärt alles. Ist sie aber in der Tat richtig, so ist wenigstens dem Bismarck die Geschichte schon über den Kopf gewachsen. Es ist den Herren offenbar gelungen, in Deutschland einen vollständigen Nationalkrieg hervorzurufen. Die vielen Führer von wegen deutscher Gebietsabtretung, Luxemburg usw., wodurch Louis Bonaparte, wie üblich, das Publikum schon vorher an das bevorstehende fait accompli gewöhnen wollte, haben beim deutschen Michel ganz umgekehrt gewirkt. Es ist offenbar diesmal ganz mit sich einig darüber, daß diesem Schwindel ein für allemal ein Ende gemacht werden muß. Demgegenüber, und auch den beiden Armeen und dem alten eigensinnigen Wilhelm gegenüber ist kein Scheinkrieg möglich, on ira au fond.“

Als Engels' Antwort in London eintraf, war schon die erste Adresse des Generalrats fertig, in der Marx Napoleon wie Bismarck gleich scharf angriff. Im nächsten Brief (28. Juli 1870) schreibt Marx, an die farsastische Bemerkung seines Freundes wegen des Kokettierens des Bonaparte mit der Marseillaise anknüpfend:

„Das Singen der Marseillaise in Frankreich Parodie, wie das ganze zweite Kaiserreich. Aber wenigstens fühlt der Hund, daß „Partant pour la Syrie would not do“. In Preußen dagegen sind solche Fagen nicht nötig. „Jesus, meine Zuversicht!“ gefungen von Wilhelm I., Bismarck zur Rechten und Stieber zur Linken, ist die deutsche Marseillaise! Wie 1812 usw. Der deutsche Phylister scheint förmlich

entzückt, daß er seiner eingeborenen Servilität jetzt ungenierte Luft machen kann. Wer hätte es für möglich halten sollen, daß 22 Jahre nach 1848 ein Nationalkrieg in Deutschland solchen theoretischen Ausdruck besitzen würde!

Glücklicherweise geht diese ganze Demonstration von der Mittelklasse aus. Die Arbeiterklasse, mit Ausnahme der direkten Anhänger Schweizers, nimmt keinen Teil daran. Glücklicherweise ist der war of classes in beiden Ländern, Frankreich und Deutschland, so weit entwickelt, daß kein Krieg abroad das Rad der Geschichte ernsthaft rückwärts rollen kann.

In der Veröffentlichung der treaty (über Belgien) hat auch Bismarck sich überboten. Die Londoner Respektabilität selbst wagt nicht länger von der Ehrlichkeit Preußens zu sprechen. Macaire und Co.! Ich erinnere mich übrigens, kurz vor 1866 in dem Blatt des würdigen Braß und in Kreuzzeitung Artikel gelesen zu haben, worin Belgien als „Nest von Jakobinern“ (!) denunziert und seine Annexion an Frankreich empfohlen war. Andererseits die sittliche Entrüstung des John Bull nicht minder spasshaft! Right of treaties! The devil! Nachdem Palmerston es zur englischen Staatsmaxime erhoben, daß, wenn man Verträge beschwört, man deswegen nicht schwört, sie zu halten, und seitdem England seit 1830 demgemäß gehandelt! On all sides nichts als Trug und Niederlichkeit.“

Schon dieser eine Brief verbietet es, Marx mit den Braunschweigern zu identifizieren. Wie wenig aber auch Engels von den Illusionen erbaut war, die ihren Ausdruck in dem Manifest der Braunschweiger fanden, zeigt seine Antwort an Marx (31. Juli 1870):

„Es wird allerdings immer blamabler für uns, unter Wilhelm Krieg zu führen. Aber doch gut, daß er sich so greulich lächerlich macht mit seiner göttlichen Mission und seinem Stieher, ohne den nun einmal die deutsche Einheit nicht fertig wird. . . . Die Adresse wird dem Populus aller Klassen lehren, daß jetzt nur noch die Arbeiter eine wirkliche Foreign policy haben. Sie ist sehr gut, und die Times hat sie sicher nur wegen der Russen nicht genommen. Die Regierungen wie die Bourgeoisie werden sich ungeheuer wundern, wenn nach dem Krieg die Arbeiter ihre unterbrochene Aktion ruhig wieder aufnehmen, als wäre gar nichts vorgefallen. Je mehr der deutsche Philister vor seinem Gott vertrauen und vor Gott kriechenden Wilhelm kriecht, desto frecher wird er gegen Frankreich. Das alte Geheul von Elsaß-Lothringen ist schon wieder ganz flott im Gange — die Augsburgerin voran. Die Lothringischen Bauern werden es aber den Preußen schon beibringen, daß das so einfach nicht ist. Wegen des Vertrages hast Du ganz recht. Die Leute sind nicht ganz so dumm, wie Bismarck sich einbildet. Die Sache hat nur das Gute, daß jetzt der ganze Dreck an den Tag muß, und dann, daß zwischen Bismarck und Bonaparte die Mogetei jetzt am Ende ist.“

Wir übergehen die Briefe vom 1. bis 12. August. In der Zwischenzeit erreichte der Streit zwischen den Braunschweigern und Liebknecht seinen Höhepunkt. Marx wurde von beiden Seiten bestürmt. Man wollte von ihm Verhaltensinstruktionen haben. So schickte er am 12. August 1870 an Engels „Masse Zeug, das ich nach Durchlesung mit Deinem notierten Gutachten zurückhaben muß“.

Von diesem „Zeug“ liegen uns vorläufig nur ein Brief von Liebknecht (3. August 1870) und ein Brief von Kugelmann vom 7. August vor. Unter anderem schreibt Liebknecht:

„Von allen Seiten erhalten wir Anerkennungs schreiben. Ich hoffe, der Aufruf des Londoner Generalrats wird den inneren Frieden wieder herstellen⁷. Es sind zwei Meinungen in der Partei, mögen sie ruhig nebeneinander herlaufen; seien wir tolerant gegeneinander. In wenig Wochen werden wir dann wieder

⁷ Im „Volksstaat“ ist er erst am 7. August veröffentlicht worden.

einig sein. . . . Bracke ist so zartfühlend geworden, daß er die Bezeichnung „alte Jungfer generis masculini“ für unanständig hält. Das ist ja englische Prüderie. Er soll doch Luther, Lessing, Marx und . . . Lassalle lesen. Par dieu, wenn ich nicht „gemäßigt war!“

Dieser Brief ist eigentlich nicht an Marx adressiert, aber ihm ebenso zugesandt worden wie die Kopie des Briefes des Braunschweiger Ausschusses, worin Liebknecht wegen seines Partikularismus stark gerüffelt wird³. Viel ausführlicher ist Kugelmanns Brief, der die Stimmung in Deutschland schildert und einige Bedenken in bezug auf die Adresse des Generalkrats ausspricht.

Hannover, 7. August 1870.

Mein lieber Freund!

Seit unsere letzten Briefe sich kreuzten, ist die Weltgeschichte um ein beträchtliches Stück weiter fortgeschritten. Bonaparte ist dreimal gründlich gehauen worden und hat auf deutschem Boden nur das mutwillig in Brand gesteckte Saarbrücken als Zeichen seiner zivilisatorischen Mission und der Schule seiner Generale zurückgelassen. — Ich war überrascht, in der Times die Bestätigung meiner Vermutung über die Ursache dieses Krieges zu finden. Allerdings irrte ich in einem Punkte. Bismarck machte Ernst aus der verabredeten Komödie. Daher die Unfertigkeit der französischen Armee in jeder Beziehung, daher unzweifelhaft deren Niederlage. Außerdem muß die enorme Ueberzahl unserer Armee, wenn nur einigermaßen gut geführt, die französische erdrücken. — Ich hoffe, das französische Volk, welches diesen Krieg nicht verhindert hat, wird sich nicht zu einem chauvinistischen Enthusiasmus gegen Deutschland hinreißen lassen, der dem Empire neue Lebenskraft geben könnte und selbst nach Beseitigung desselben durch einen deutsch-französischen Volkskrieg die Entwicklung außerordentlich stören würde. —

Hier ist der Krieg durch alle Klassen der Bevölkerung äußerst populär, weil, dem Augenschein nach, ein Angriffskrieg. Ich wüßte keinen, außer der bornierten oder interessierten Welfenpartei, die nicht Bonaparte den Untergang wünschen. Alle Beschwerden und Opfer werden freudig ertragen. Die jungen Leute, pflichtig oder freiwillig, drängen sich mit Ungestüm zu den Fahnen, Privatärzte übernehmen unentgeltlich die Behandlung der Verwundeten in und außer den Lazaretten, Privatleute stellen eine größere oder kleinere Zahl von Betten zur Verfügung, um in ihren Häusern Verwundete zu pflegen, allgemeine Beisteuer für die Opfer des Krieges. Selbst Fränzchen hat mit zwei Schulfreundinnen eine kleine Lotterie veranstaltet, um den Ertrag derselben der Familie eines armen Soldaten zu überreichen.

Diese allgemeine Begeisterung beruht außer auf der Abwehr einer frechen Invasion, dem Hass gegen Bonaparte auf der Ueberzeugung, daß aus dieser blutigen Saat die deutsche Einheit hervorgehen werde. Das französische Volk hat in einer zwanzigjährigen schweren Schule sich von seiner Napoleon-Legende befreien müssen — das deutsche Volk ist im Begriff, seine kaiserliche Totenbeschwörung zu inaugrieren. — Gewiß hat dieser Prozeß für uns eine andere Bedeutung als für Frankreich. Durch die (Jahrhunderte verzögerte) politische Einigung wird die ganze bürgerliche Entwicklung eine beschleunigte Bewegung gewinnen, dem deutschen Proletariat so erst der Boden geschaffen werden, auf dem es sich auf nationaler Stufenleiter organisieren kann, und sicher wird es bald einen hervorragenden Platz in der allgemeinen Arbeiterbewegung erringen.

Ich habe in der „Zukunft“ einen kurzen Bericht über die Ansprache des Generalkrats betreffend dieses Krieges gelesen und gestehe, daß ich den Passus — die

³ Liebknechts Brief an Bracke und Bonhorst vom 20. Juli 1870, der während des Hochverratsprozesses verlesen wurde, ist eine Antwort auf diese Beschuldigungen.

Deutschen sollen sich nur auf die Abwehr beschränken, den Krieg aber nicht gegen das französische Volk führen — nicht verstehe; — erstens weiß ich nicht, wie das strategisch möglich ist, zweitens muß ein Volk, welches einen von seiner Regierung so frivol provozierten Krieg nicht verhindert hat, für dessen Konsequenzen aufkommen. Nach der Kriegserklärung sagte der „Kappel“: „Das geringste, was wir von Euch verlangen, ist der Sieg, unterliegt Ihr aber, dann wird die Demokratie ihre Schuldigkeit tun. Ihr seid nichts als Spieler, die *va banque* sagen, weil das französische Volk den Einsatz bezahlen muß usw.“ Ein Volk, dessen vorgeschrittenste Organe solch elendes Gewäsch an den Tag bringen, bedarf noch einer gründlichen Kur, um zu begreifen, daß, wenn es Vorbeeren ernten will, diese nicht in auswärtigen Kriegen eines zweiten Empire zu holen sind. — Die Blutsteuer müssen wir hüben wie drüben zahlen mit all dem grenzenlosen damit verknüpften Unglück, die Geldsteuer möge man aus dem Vermögen Bonapartes und seiner Komplizen entrichten und aus dem der Senatoren und Abgeordneten, welche für den Krieg gestimmt haben. Es wird dies ebenso gerechtfertigt sein wie die Konfiskation der Güter der Orleans und vieler anderen. — Ob Annexion französischen Gebietes zweckmäßig ist oder nicht, verstehe ich nicht. Eroberung zivilisierter Länder ist stets ein die Menschenwürde schändender Akt, der selbst nicht durch Abstimmungs-komödien wie in Nizza und Savoyen beschönigt wird, aber Frankreich hat das Schlimmste in dieser Richtung geleistet und, was noch ärger ist, das französische Volk ist dadurch in allen Schichten von einer Eitelkeit befangen, die es selbst einer solch kanailleusen Regierung, wie der gegenwärtigen, möglich machte, sich bis jetzt zu halten, Frankreich in enorme Schulden zu stürzen und mit seiner Regierung zu identifizieren.

Bis zum Eintreffen der Nachrichten ernstlicher Erfolge glaubte ich noch nicht recht an den seitens Bismarck beabsichtigten Sturz Bonapartes, weil jede diesem folgende Regierung zunächst Konzessionen machen muß, und eine Rückwirkung auf Deutschland selbst unter dem Eindruck kriegerischer Erfolge unausbleiblich, ebenso auf Italien und Spanien. Die Ereignisse lassen sich allerdings von den meist kurzfristigen Motiven ihrer Urheber nicht in ihren Folgen bestimmen.

Nun sei so gut, lieber Freund, mir recht bald, wie versprochen, Deine Ansicht über die gegenwärtigen Zustände zu sagen.

Dein Kugelmann.

Nimmt man jetzt Engels' Antwort, so sieht man sogleich, wie Kugelmanns Brief auf ihn anregend wirkte. Um so mehr, als ihm ebenjowenig der neue Aufruf der Braunschweiger vom 24. Juli wie die neue Haltung von Liebknecht in bezug auf Bonaparte und Bismarck bekannt waren. Von den „Drohungen mit den Franzosen“ und einer Rechnung auf einen Sieg des Bonaparte, die Engels jetzt noch Liebknecht zuschreibt, findet sich im „Volksstaat“ keine Spur!

Und wie faßt Engels seine Verhaltensinstruktionen für die deutschen Arbeiter?

„Ich meine, die Leute können 1. sich der nationalen Bewegung anschließen — wie stark sie ist, siehst Du aus Kugelmanns Brief —, soweit und solange sie sich auf die Verteidigung Deutschlands beschränkt (was die Offensive bis zum Frieden unter Umständen nicht ausschließt), 2. den Unter-

⁹ Eine Antwort auf die von Kugelmann ausgesprochenen Bedenken. „Kugelmann“ — sagt Marx — „verwechselt einen defensiven Krieg mit defensiven militärischen Operationen. Also wenn ein Kerl mich auf der Straße überfällt, so darf ich nur seine Hiebe parieren, aber nicht ihn niederschlagen (knock down), weil ich mich damit in einen Angreifer verwandeln würde! Der Mangel an Dialektik guckt allen diesen Leuten aus jedem Wort heraus.“

schied zwischen den deutsch-nationalen Interessen und den dynastisch-preußischen dabei betonen.“

„Ganz wie wir es im Unterschied von den Braunschweigern seit dem 21. Juli sowohl im Reichstag wie in unserer Propaganda außerhalb des Reichstags machten“, konnten ihm Bebel und Liebknecht antworten.

Die folgenden vier Leitsätze formulieren nur solche Punkte, in denen vorläufig zwischen den Braunschweigern und Liebknecht-Bebel keine Differenzen bestanden und in denen sie auch später gleich einig wurden. Es sind

3. jeder Annexion von Elsaß und Lothringen entgegenwirken; 4. sobald in Paris eine republikanische, nicht chauvinistische Regierung am Ruder, auf ehrenvollen Frieden mit ihr hinwirken; 5. die Einheit der Interessen der deutschen und französischen Arbeiter, die den Krieg nicht gebilligt und die sich auch nicht beirren, fortwährend hervorheben; 6. Rußland wie in der internationalen Adresse.“

Und liest man Marx' Antwort auf diesen Brief, dann sieht man auch gleich, daß die einzige Differenz zwischen ihm und Liebknecht nur darin liegt: der letztere bemerkte noch nicht, daß „die Geschichte dem Bismarck schon über den Kopf gewachsen“, daß der Krieg, den Bismarck durch seine 1866er Politik dem deutschen Volke aufgenötigt hatte, in seinem Verlaufe ein „nationaler“ geworden war; und so stand er im Begriff, seine alte rein negative Politik im Norddeutschen Reichstage zu wiederholen.

„Es wäre gerade so“ — schreibt Marx — „als wenn wir, weil wir im passenden Moment unsere Stimme gegen die „bonapartistische“ Befreiung Italiens erhoben, die relative Unabhängigkeit, die Italien infolge dieses Krieges erhalten hat, retressieren wollten.“

Daß Marx und Engels in ihrer an Liebknecht — besonders an seinem jogenannten „Partikularismus“ — geübten Kritik selbst über die Schurhauten, daß in ihren Briefen sich eine gewisse Gereiztheit gegen Liebknecht bemerkbar macht, erklärt sich aus den scharfen Kontroversen, die zwischen beiden Freunden und Liebknecht gerade in der Zeit vor dem Ausbruch des Krieges entstanden waren und sogar zu einer Sistierung der Korrespondenz zwischen Marx und Liebknecht geführt hatten. Aber in dem Konflikt zwischen den Braunschweigern und den Leipziguern gaben sie in der Hauptsache den letzteren recht. Hatten sie auch früher an „Liebknechts forcierte Sicherheit der Prinzipienreiterei“ etwas auszusetzen, so behagte ihnen die „theoretische Unsicherheit“ der andern allerdings noch weniger.

Die Befürchtungen der Braunschweiger, daß die Haltung der Leipziger die Partei zugrunde richten werde, daß Liebknecht und Bebel ihr die Herzen der Arbeiter entfremdet hätten, erwiesen sich als zu pessimistisch. Das, was Bracke in seinem Brief an Geib als „reine Negation“ bezeichnete, zeitigte sehr bald recht positive Resultate. Und gegenüber den Anklagen, die schon damals gegen die deutsche Sozialdemokratie erhoben wurden, hat gleich darauf die Konferenz der alten Internationale, die in London im September 1871 tagte, in einer besonderen Resolution erklärt, die „deutschen Arbeiter haben während des Deutsch-Französischen Krieges ihre Pflicht erfüllt“.

Illusionen-Kultus.

Eine Entgegnung auf Kautskys Kritik meiner Broschüre „Partei-Zusammenbruch?“

Von Heinrich Cunow.

I.

Meine Broschüre „Partei-Zusammenbruch?“ hat in der „Neuen Zeit“ eine so eigenartige, teilweise auf völlig haltlosen Interpretationen beruhende Besprechung gefunden, daß ich diese nicht unbeantwortet lassen kann. Wenigstens die Hauptdifferenzpunkte möchte ich klarstellen.

Wie der Rezensent des „Vorwärts“, Genosse Eckstein, tadelt auch Kautsky zu Beginn seiner Kritik, daß ich nicht genau die Parteirichtungen und die einzelnen Parteitheoretiker bezeichne, gegen die sich meine Ausführungen richten. Er hält es für meinen Hauptfehler, daß ich von „manchen Marginalisten“, von „gewissen Ansichten“, von „einigen Theoretikern“ spreche und nicht in jedem einzelnen Fall die Betreffenden namhaft mache. Ich gebe zu, daß einzelne Ausführungen präziser und bestimmter wirken würden, wenn ich die betreffenden Parteigenossen genannt und zugleich aus ihren Schriften und Artikeln die Belege für ihre illusionären Auffassungen beigebracht hätte. Tatsächlich war das auch zunächst meine Absicht; ich hatte mir bereits verschiedene Stellen in ihren Schriften angestrichen, um sie zu zitieren; aber nach einiger Ueberlegung habe ich diese Absicht fallen lassen, obgleich ich mir sagte, daß die Broschüre dadurch an Anziehungskraft verlieren würde, da nun mal jeder gerne auf Kosten eines anderen lacht, zumal wenn dieser andere ihm persönlich unsympathisch ist oder zu einer anderen Parteirichtung gehört.

Was ich mit meiner Broschüre bezwecke, ist durchaus nicht, einen Richtungsstreit nach alter Weise einzuleiten, noch eine Art Strafgericht an irgendwelchen Genossen zu vollziehen, sondern lediglich den heute in wilder Opposition gegen Reichstagsfraktion und Parteivorstand aufschäumenden Parteigenossen zuzurufen: „Urteilt nicht voreilig, prüft zunächst eure überlieferten Parteianschauungen und orientiert euch an dem Gang der Entwicklung, an den neuen geschichtlichen Tatsachen!“

Um damit die gewünschte Wirkung zu erzielen, schienen mir Ausfälle gegen einzelne Genossen und Bloßstellungen ihrer Ansichten nicht gerade das geeignete Mittel. Schließlich kommt es doch nicht darauf an, ob Genosse X diese illusionäre Ansicht vertreten hat, und Genosse Y jene, sondern ob die von mir kritisierten Illusionen überhaupt Kurs in der Partei haben. Dazu kam noch ein zweiter Grund. Wie die feindlichen Mächte, deren Truppen sich heute auf den Schlachtfeldern gegenüberstehen, doch später nach Friedensschluß wieder wirtschaftlich miteinander verkehren werden, so werden auch die meisten von uns wieder in der Partei miteinander arbeiten müssen, und da scheint es mir wenig angebracht, den unzweifelhaft vorhandenen sachlichen Meinungsverschiedenheiten und Gegensätzen auch noch persönliche Differenzen hinzuzufügen. Nur bei einer Person habe ich eine Ausnahme gemacht, bei K. Radek. Diesen aber betrachte ich als schädliches Subjekt, das, da es ausgeschlossen wurde, nicht mehr zur Partei gehört und das sich nach meiner Ansicht die deutsche Sozialdemokratie unbedingt vom Leibe halten muß.

Genosse Kautsky scheint freilich in dieser Hinsicht anders zu urteilen, denn er beginnt seine Darlegung mit einer Art Verteidigung Kadeks. Auf Seite 22—23 meiner Broschüre habe ich auf die Neigung mancher Theoretiker hingewiesen, ohne jede eindringende Analyse, nur darauf hin, daß zwei oder mehrere Erscheinungen zeitlich aufeinander folgen oder gleichzeitig nebeneinander auftreten, zwischen diesen Erscheinungen einen Kausalnexus zu konstruieren. Zur Veranschaulichung, wie oberflächlich manchmal verfahren wird, hatte ich zwei Stellen aus Kadeks Schrift „Der deutsche Imperialismus und die Arbeiterklasse“ zitiert.

Daß Kadek in diesen Zitaten aus der Gleichzeitigkeit zweier Erscheinungen einfach darauf schließt, die Eine sei die Ursache der Anderen, vermag nun auch Kautsky nicht zu bestreiten; aber meint er, wenn auch Kadek in seiner Schrift so verführe, so könne er doch in Gedanken sehr wohl zu dem richtigen Kausalzusammenhang gelangt sein. Wörtlich heißt es bei Kautsky (Neue Zeit, Seite 73):

„Eine derartige Schlussfolgerung ist sicher falsch, aber nichts zwingt anzunehmen, daß ein solcher Fehler hier vorliegt. Freilich, Kadek zeigt den Zusammenhang nicht, seine Auffassung könnte daraus entspringen, daß ihm das Zusammentreffen zweier Erscheinungen genüge, ihren Zusammenhang zu konstruieren, aber nichts berechtigt zu der Feststellung, daß seine Auffassung tatsächlich daraus entspringt. Schon Marx hat darauf hingewiesen, wie verfehlt es ist, die Darstellungsweise mit der Forschungsweise zu identifizieren. Die Kadeksche Bemerkung, daß der Zusammenhang „auch für einen Blinden klar“, also nicht erst zu erforschen sei, ist sicher abgeschmackt, eine der vielen abgeschmackten Uebertreibungen, die er liebt. Aber es ist nicht minder übertrieben, deswegen das Kadeksche Denken als „botokudisch“ zu kennzeichnen. . . .“

Eine recht seltsame literarische Ehrenrettung. Inwiefern geht es denn den Kritiker an, was der von ihm zitierte Autor vielleicht möglicherweise noch außer seinen Ausführungen gedacht und welche Kausalzusammenhänge er sich im stillen konstruiert haben könnte? Für ihn als Kritiker kommt lediglich in Betracht, was der Autor geschrieben hat. Das heimliche Denken, von dem der Kritiker nichts weiß und nichts wissen kann, entzieht sich seiner Kritik; ihr Gegenstand ist lediglich, was der Autor als Gedankenprodukt niedergeschrieben hat.

Uebrigens möchte ich keineswegs behauptet haben, daß sich gerade bei Kadek der gerügte Fehler in besonders scharfer Ausprägung vorfindet; ich habe nur aus den schon vorhin genannten Gründen lediglich seine Schrift genannt. Daß die von mir bemäkelte Art der Konstruierung von Kausalzusammenhängen auch sonst vorkommt, gibt auch Kautsky selbst zu, indem er hinterher bemerkt (Seite 74):

„Kein Zweifel, derartige kommt vor. Aber weder muß der zitierte Kadeksche Passus — und ein anderes Beispiel wird nicht vorgeführt — notwendig diesem Fehler entspringen, noch auch ist eine derartige Oberflächlichkeit etwa ein besonderes Kennzeichen, das sich bei marxistischen Theoretikern „gewöhnlich“ findet. Journalistische Oberflächlichkeit kennzeichnet unsere ganze Zeit, ist in allen Lagern zu finden, um so mehr, je mehr die Journalistik Einfluß auf ihr Geistesleben übt. Warum gerade die Sozialdemokratie besonders damit belastet?“

Sicherlich, „derartige Oberflächlichkeiten“ kommen nicht nur bei sozialistischen Theoretikern vor, sondern auch bei bürgerlichen, ja bei diesen nach meiner Ansicht noch häufiger als bei sozialistischen; aber darauf noch besonders in meiner Broschüre hinzuweisen, hielt ich für überflüssig, um so

mehr, als ich mich mit meiner Kritik überlieferter Illusionen doch nicht an bürgerliche Schriftsteller, sondern an Parteigenossen wende.

Daß ich übrigens gesagt haben soll, bei den marxistischen Theoretikern fänden sich „gewöhnlich“ solche Kausalkonstruktionen, ist eine jener kleinen Unterstellungen, die Kautsky sich in seiner Kritik mehrfach gestattet. Die betreffende Stelle in meiner Schrift lautet (Seite 22):

„Nun läßt sich sicherlich nichts dagegen einwenden, wenn ein Theoretiker nach der Marxschen analytischen Untersuchungsmethode aus dem Wesen des kapitalistischen Wirtschaftsprozesses die in diesem zum Durchbruch kommenden Tendenzen möglichst rein herauszuschälen sucht; aber von solcher Methode einer Anatomie der Erscheinungen ist gewöhnlich gar keine Rede“

Erstens spreche ich hier nicht von marxistischen Theoretikern, sondern allgemein von sozialistischen Theoretikern, und zwar wie sich aus den vorausgehenden Sätzen deutlich ergibt, auch nur von jenem Teil unter ihnen, der an der „Tendenzentdeckungssucht“ krankt; zweitens aber sage ich von diesen nicht, daß sie sämtlich in gleicher Weise wie Kadel argumentieren, sondern nur daß sie gewöhnlich nicht die Marxsche analytische Untersuchungsmethode befolgen.

Das Recht auf nationale Selbständigkeit.

Es ist überhaupt recht seltsam, was Kautsky alles aus meinen Ausführungen herausliest bzw. hineininterpretiert. Weil ich Seite 29 meiner Broschüre sage:

„Auch in der Erklärung der Reichstagsfraktion vom 4. August heißt es, „daß jedes Volk das Recht auf nationale Selbständigkeit“ habe — ein Satz, der uns gar nicht wundern kann, da selbstverständlich auch die Reichstagsfraktion nicht von der in unseren Reihen herrschenden Ideologie unberührt bleibt.“

deshalb habe ich nach seiner Ansicht die Fraktion angegriffen (Seite 78), selbst die einfache Konstatierung einer Tatsache wird demnach bereits zum Angriff.

Doch lassen wir diese kleinen polemischen Kunstgriffe beiseite, und betrachten wir das sogenannte Recht der Nationen auf nationale beziehungsweise staatliche Selbständigkeit etwas näher. Ich hatte in meiner Broschüre gerügt (Seite 29), daß dieses frei konstruierte Recht kein historisch bedingtes, sich aus den geschichtlichen Entwicklungstatsachen selbst ergebendes und mit diesen übereinstimmendes Recht im Marxschen Sinne sei.

Wollte Genosse Kautsky die Richtigkeit meiner Ausführung bestreiten, dann mußte er beweisen, daß sich dieses Recht überall im geschichtlichen Entwicklungsprozeß durchsetzt. Darauf läßt sich aber Kautsky wohlweislich gar nicht ein, und zwar deshalb nicht, weil der geschichtliche Entwicklungsprozeß ganz etwas anderes nachweist. Er fragt einfach (Seite 75):

„Über warum soll das von uns anerkannte Recht auf nationale Selbständigkeit nicht ein solches Recht sein? Tatsächlich wird das Recht und das Streben der Nationen in unserer Literatur als Produkt der historischen Entwicklung behandelt. So zum Beispiel von D. Bauer, so von mir in meiner Besprechung seines Buches, in der Abhandlung über „Nationalität und Internationalität“ (1. Ergänzungsheft zur „Neuen Zeit“, 1908). Aber eine Fraktionserklärung ist keine historische Abhandlung. Sie durfte also auf die Motivierung des von ihr formulierten Rechtes wohl verzichten. Es ist kein Recht, das in den ewigen Sternen geschrieben steht, wohl aber eines, das aus dem demokratischen und internationalen Charakter unserer Partei und dem historisch gewordenen Wesen der modernen Demokratie hervorgeht und als solches von uns anzuerkennen und zu verteidigen ist.“

Also das Recht auf nationale Selbständigkeit ist entwicklungsgeschichtlich begründet, weil es aus dem demokratischen und internationalen Charakter unserer Partei und dem historisch gewordenen Wesen der modernen Demokratie hervorgeht — richtiger: abgeleitet worden ist. Inwiefern geht es aber aus diesem Charakter und Wesen hervor? Darüber schweigt Kautsky. Und zweitens, wird ein aus irgendwelchen unterstellten Wesenheiten abgeleitetes Recht schon deshalb ein mit den geschichtlichen Entwicklungstatsachen übereinstimmendes, historisch bedingtes Recht, weil man es nebenbei auch mit sogenannten historischen Anforderungen oder Nützlichkeitsermägungen begründet? Nicht nur zum Scherz habe ich Seite 29 gesagt, nächstens würde vielleicht gar nach alter Schablone aus diesem Recht auf nationale Selbständigkeit noch ein heiliges Naturrecht. Ich kannte recht wohl die sonderbare völlig unmarxistische Beweisführung, die auf die unbewiesene und unbeweisbare Behauptung hinausläuft: das Recht auf Selbständigkeit jeder Nation liegt im Wesen der Demokratie. Genau wie auch die Naturrechtler argumentieren: dieses oder jenes Recht liegt im Wesen der Menschennatur oder der Gesellschaft, folglich ist es begründet, und zwar nicht nur für eine bestimmte Zeit, sondern für alle Ewigkeit, denn das Wesen der Menschennatur oder der Gesellschaft ist ihnen natürlich ein Gleichbleibendes. Und welche schönen ewigen Rechte sind nicht aus solchem „Wesen“ oder solcher „Wesenheit“ des Menschen oder der Gesellschaft abgeleitet worden: das Recht auf Landokkupation, auf Eigentum, auf freien Handelsverkehr, auf Staatsvertragschließung, auf politische Gleichheit, auf Sklaverei, auf Herrschaft des Mannes über das Weib usw.

Solche Ableitung allgemeiner Rechte aus irgendeiner unterstellten angeblichen Wesenheit des Menschennatur, der Gesellschaft, des Staates, des Liberalismus oder auch der modernen Demokratie beweist für die historische Berechtigung eines Rechtes gar nichts.

Und noch weniger Beweiskraft hat Kautskys Berufung auf seine und Bauers Schrift; denn dort ist nicht der Beweis geführt, daß dieses nationale Recht in der historischen Entwicklung begründet ist, sondern höchstens, daß unter gewissen Verhältnissen auf bestimmter Entwicklungsstufe ein Selbstständigkeitsstreben unterdrückter Nationen eintritt. Ist mit dem Nachweis eines solchen Strebens auch schon dessen Charakter als eines allgemeinen entwicklungsgeschichtlichen, das heißt für jede Nation gültigen Rechts erwiesen? — Ich glaube, Kautsky würde jemand schön ansehen, der den Satz aufstellen würde, jeder Staat hätte ein Recht auf Kolonialerwerbungen, und der ihm dann auf seine Frage nach der Grundlage solchen Rechtes antworten wollte: „Streben denn nicht schon seit Jahrhunderten manche Völker nach Kolonien!“

Uebrigens wäre letztere Begründung immerhin noch berechtigter, als jene Kautskys, denn die Herausbildung großer Nationalstaaten, die ungefähr seit dem 16. Jahrhundert in der historischen Entwicklung Europas hervortritt, besteht doch nicht in einer staatlichen Vervielfältigung der damaligen zahlreichen kleinen Nationen, sondern in ihrer oft gewaltsamen Zusammenfassung zu größeren staatlichen Gebilden: in Frankreich zum Beispiel der eigentlichen Franzosen, der Provenzalen, Burgunder, Normannen, Bretonen, Flamen, Basken usw., im englischen

Reich der Briten, Walliser, Schotten, Iren. Erst auf Grund dieser staatlichen Zusammenfassung bildete sich dann, und zwar teilweise wieder durch Zwang, eine Art Nationalcharakter dieser Staaten heraus.

Nicht eine Herausbildung neuer kleiner Nationen, sondern staatliche Zusammenfassung und schließlich nationale Verschmelzung, das ist nämlich der Gang der Entwicklung von den alten Kulturreichen Asiens und Amerikas bis in die neueste Zeit. Genosse Kautsky sucht das zu bestreiten. Er sagt (Seite 77):

„Noch ein Gesichtspunkt kommt hier in Betracht. Cunow wendet ein, die Anerkennung des Rechts eines jeden Volkes auf nationale Selbständigkeit widerspreche der historischen Entwicklung, denn diese melde, abgesehen von dem südöstlichen Europa während der letzten Jahrzehnte, „nichts von einem nationalen Differenzierungs-, sondern von einem großen Amalgamierungsprozeß, von einer fortgesetzten Verschmelzung der kleinen Nationalitäten zu großen Kulturstaaten“.

Sie meldet beides, und zwar nicht bloß aus dem südöstlichen Europa. Man denke an die „Differenzierung“ zwischen Flamen und Wallonen in Belgien, an das Erstarken der Tschechen, der Letten, an die Differenzierung zwischen Schweden und Norwegern.

Daneben ist im Laufe der Geschichte, freilich nicht in den letzten Jahrzehnten, die Zusammenfassung verschiedener Nationen in großen Staaten vor sich gegangen, und eine Fortsetzung dieses Prozesses wird ein Bedürfnis. Aber der braucht keineswegs im Widerspruch zu stehen zu der Tendenz nach Unabhängigkeit der Nationen.

Cunow begeht hier den Fehler, daß er die Selbständigkeit der Nationen und ihre staatliche Selbständigkeit als gleichbedeutende Begriffe setzt. Das sind sie aber keineswegs. Das zeigt schon das Programm der österreichischen Sozialdemokratie, das die Autonomie der Nationen Oesterreichs ohne Sprengung ihres staatlichen Rahmens fordert.“

Genosse Kautsky scheint sich noch völlig über den ganzen Entwicklungsprozeß im unklaren zu befinden, denn sonst wäre es kaum möglich, daß er sich als Beispiele der Differenzierung auf Flamen und Wallonen, oder auf die Abzweigung der Norweger von Schweden beruft.

Als „Differenzierungsprozeß“ kann doch nur die Spaltung einer größeren Nation in kleinere Nationen bezeichnet werden, als Amalgamierungsprozeß eine Verschmelzung kleinerer Nationen zu einer größeren. Wo ist denn aber eine solche Spaltung erfolgt? Flamen und Wallonen haben noch niemals zusammen eine Nation gebildet, sondern nur nach der Losreißung von den Niederlanden einen Staat, den belgischen Staat, in dem zunächst die flämische Bevölkerung, obwohl zahlreicher als die wallonische, gegen diese zurückwich, bis dann unter Jan Frans Willems die sogenannte flämische, auf Erhaltung der flämischen Sprache und des flämischen Volkstums gerichtete Bewegung einsetzte und um sich griff.

Dasselbe gilt von Norwegen und Schweden. Sie haben nie zusammen eine Nation gebildet, sondern nur zeitweilig zusammen einen Staat. Von 1450 an mit Dänemark vereinigt, wurde Norwegen von diesem 1814 an Schweden abgetreten und blieb mit diesem vereinigt, bis 1906 die trotz der völligen Autonomie Norwegens immermehr erstarkenden norwegischen Separationsbestrebungen zur Aufhebung der bisherigen Union führten. Und die Tschechen — wann bildeten sie mit den Deutschen Oesterreichs zusammen eine Nation? Sie waren stets für sich eine Nation, nur von den

Deutschen in Böhmen niedergehalten, bis dann mit der wirtschaftlichen Entwicklung auch bei ihnen die Nationalitätsbestrebungen erstarkten.

Von einem Differenzierungsprozeß kann also keine Rede sein, wohl aber beweisen die obigen Beispiele, wenn auch nicht für sich allein, daß die Forderung einer nationalen Autonomie ohne staatliche Selbständigkeit ein Konsens ist.

Kautsky wie Eckstein werfen mir vor, daß ich zwischen der nationalen und der staatlichen Selbständigkeit nicht unterscheide. Sie haben recht — aber nicht deshalb, weil ich diese Unterscheidung nicht kenne oder noch nie etwas von der Forderung der nationalen Autonomie im österreichischen Parteiprogramm gehört habe, sondern weil diese Forderung für mich nur ein Verlegenheitsprodukt der österreichischen Nationalitätenverhältnisse ist. Eine wirkliche volle nationale Selbständigkeit ohne staatliche Selbständigkeit gibt es nach meiner Ansicht gar nicht; letztere ist vielmehr Voraussetzung der ersteren. Durch die belgische Grundverfassung und die späteren Sprachgesetze sind Flamen und Wallonen in Belgien einander völlig gleichgestellt, dennoch hat der Rivalitätskampf zwischen beiden Nationen sich immer schärfer zugespitzt. Und Norwegen besaß in seiner Union mit Schweden eine so völlige nationale Autonomie, wie sie meines Erachtens das österreichisch-ungarische Staatsgebilde nie seinen verschiedenen Nationen einräumen kann, ohne zusammenzubrechen; dennoch haben die Norweger (im letzten Streit handelte es sich wesentlich um das Verlangen Norwegens, sein eigenes besonderes Konsulatswesen zu haben) nicht geruht, bis sie auch staatlich selbständig wurden. So lange eben mehrere Nationen von verschiedener Größe, Kulturhöhe, Wirtschaft in einem Staate vereinigt sind, ist es ganz unvermeidlich, daß bei der Regelung gemeinsamer staatlicher Angelegenheiten die größere, stärkere, höherentwickelte Nation auch ein größeres Gewicht in die Waagschale wirft und ihre Interessen obenan stellt.

Und wenn eine Nation endlich die staatliche Selbständigkeit erlangt hat, was dann? Ist sie dann zufrieden? Nein, dann betreibt sie, einigermaßen erstarrt, alsbald ebenfalls die Angliederung fremder Nationen oder Nationalitätenteile. Wir brauchen uns nur der Reihe nach die jüngst nach langen Kämpfen entstandenen sogenannten Nationalstaaten anzusehen, vornehmlich die Balkanstaaten.

Die Berufung auf das Recht der nationalen Selbständigkeit dient immer den neugewordenen Nationalstaaten nur solange zur Begründung ihrer Ansprüche auf die fremden Staaten angegliederten gleichsprachigen Gebiete, als dies ihnen vorteilhaft erscheint und ihren Machtinteressen entspricht. Sonst aber sucht jeder dieser Staaten sich nach wirtschaftlichen und strategischen Gesichtspunkten zu arrondieren und sich jene Gebiete anzugliedern, deren Besitz er für die Entwicklung seines Wirtschaftslebens oder zur militärischen Sicherung seiner Grenzen für nötig hält, ganz gleich, ob diese Gebiete von Angehörigen der eigenen oder einer fremden Nationalität besetzt sind. So hat sich denn auch Rumänien im Bukarester Frieden, obgleich es an den vorausgegangenen blutigen Kämpfen gar nicht teilgenommen hatte, nicht nur die Schleifung der bulgarischen Befestigungen an der rumänischen Grenze ausbedungen, sondern es steckte auch kurzweg das nördlich der Linie Turtukai-Dobritsch-Baltschil gelegene bulgarische Gebiet ein, obgleich dieses fast ausschließlich von Bulgaren und Osmanen bewohnt ist, gerade so wie es 1878

die Dobrudscha annektiert hatte, die damals fast nur von Tataren, Bulgaren und Tscherkesen bevölkert war. Und wenn es vielleicht in den nächsten Jahren Bessarabien, in dem übrigens nur ungefähr die Hälfte der Bevölkerung aus moldauischen Rumänen besteht, gewinnen sollte, dann wird es Odessa verlangen, weil es notwendig dessen Hafengebiet für seinen Außenhandel braucht.

Griechenland beanspruchte 1912 als Kriegsbeute, obwohl dort nur an einzelnen kleinen Küstenstellen eine dichtere griechische Bevölkerung sitzt, sonst aber überall das Bulgaren- und Osmanentum überwiegt, ungeniert die ganze ägäische Küste ostwärts bis Makri. Daß es schließlich dieses Gebiet nicht behalten konnte, sondern auf Drängen der Mächte den östlichen Teil an Bulgarien zurückgeben mußte, war ihm schmerzlich genug. Besonders aber sind die Serbien im Bukarester Frieden zugefallenen mazedonischen Landesteile größtenteils von Bulgaren und Griechen bewohnt; das eingeseffene Serbentum zählt erst in vierter Reihe.

Das ist nun mal der geschichtliche Entwicklungsgang. Deshalb aber ist auch das sogenannte Recht auf nationale oder staatliche Selbständigkeit lediglich eine ethisch-ästhetische Fiktion ohne historische Grundlage.

Damit ist nicht gesagt, daß wir als Partei uns allen Selbständigkeitsbestrebungen der Nationen gleichgültig oder feindlich gegenüberstellen sollen oder müssen. Wo diese Selbständigkeit die Voraussetzung für eine höhere kulturelle Entwicklung ist, wo sie gebundene Kräfte frei setzt, natürlich auch, wo sie im Interesse der sozialistischen Bewegung liegt, da sollen wir, da müssen wir, wie ich in meiner Broschüre (Seite 35) ausführe, sie unterstützen — aber nicht unter Berufung auf ein imaginäres Recht und auch keineswegs jede nationale Bewegung ohne Unterschied ihrer kulturellen Bedeutung.

Mit dieser Stellungnahme zur sogenannten Nationalitätenfrage aber sind wir auf den Boden der Marx-Engels'schen Auffassung gelangt, die keineswegs, wie Kautsky behauptet, sich längst als irrig erwiesen hat, denn eine wohlbegründete historische Auffassung wird nicht dadurch hinfällig, daß Marx oder Engels sich in der Abschätzung einzelner geschichtlicher Größenverhältnisse, in diesem Fall in der Einschätzung der Kulturfähigkeit der Südslawen, geirrt haben.

Ideologie und Geschichte.

Wie wenig Genosse Kautsky von seinem Gesichtspunkt aus den Zweck meiner kleinen Broschüre begreift, zeigt deutlich, daß er mir Seite 79 entgegenhält, zwar hätten manche Parteigenossen vor dem Krieg allerlei Illusionen gehegt, aber auch bürgerliche Kreise wären nicht frei davon gewesen, selbst die Regierungen nicht, und zudem hätten keinesfalls alle Gegner der Bewilligung der geforderten Kriegskredite die „Illusionen auf Massentreit nach Kriegsbeginn“ geteilt.

Ganz richtig, überall waren Illusionen verbreitet. Ich gebe ehrlich zu, daß ich ebenfalls, wenn auch vielleicht weniger als mancher andere, mir eine Anzahl von Illusionen präpariert hatte, sage ich doch selbst Seite 6 meiner Broschüre, daß naturgemäß immer wieder fehlerhafte Gedankenkonstruktionen entstehen müssen; aber es ist mir auch durchaus nicht eingefallen, den einzelnen ihre Illusionen vorzuhalten und ein Strafgericht vollziehen zu

wollen. Ich verlange lediglich: „Bleibt nicht, um als „unentwegt“ zu gelten, an alten Irrtümern kleben; orientiert euch an der Geschichte, denn sie ist der große Korrektor aller politischen Ideologie!“

Wenn Genosse Rautsky fortfährt (Seite 80), meine Ausführungen richteten sich nicht nur gegen Illusionen oder, wie er sagt, Erwartungen, sondern auch gegen eine bestimmte Handlung, nämlich gegen die „Abstimmung über die Kriegskredite“ (gemeint ist wohl die Ablehnung der Kriegskredite durch eine Minderheit unserer Reichstagsfraktion in der Fraktionsitzung, nicht die Abstimmung selbst, denn dagegen, daß überhaupt abgestimmt wurde, dürfte wenig einzuwenden sein), so irrt er grundlich. Nirgends plädiere ich für oder gegen die Annahme der Kriegskredite; im Gegenteil, auf der ersten Seite meiner Schrift erkläre ich von vornherein, daß ich „über die Abstimmungsfrage selbst“ nicht sprechen werde. Freilich habe ich meine bestimmten Ansichten über das Verhalten der Fraktion; aber wenn ich mir die Aufgabe gestellt hätte, die Stellungnahme der Fraktionsmehrheit zu verteidigen oder zu begründen, dann hätte ich das mit anderen Gründen, niemals mit den Worten getan: „Gegenüber der Ideologie hat die Geschichte immer recht“; denn solche Motivierung ist nach meiner Auffassung ein Unsinn. Die Abstimmung für oder gegen eine Regierungsforderung ist doch keine Illusion, höchstens kann die Ursache, weshalb die Abstimmenden sich so oder so entscheiden, in bestimmten Illusionen liegen. Die parlamentarische Abstimmung ist vielmehr eine geschichtliche Handlung und als solche ein Teil der Geschichte selbst. Eine Rechtfertigung des Abstimmungsergebnisses von meiner Seite, wie Rautsky vorgibt, durch den Satz, daß „die Geschichte immer recht hat“, hieße demnach nichts anderes, als „die Geschichte gibt der Geschichte immer recht“. Eine Tautologie; denn der Satz besagt: „Der Maßstab der Geschichte ist die Geschichte“. Was bedeutet überhaupt in diesem Satz das Wort „recht“? Soll es im ethischen Sinne gemeint sein?

Bei einigem Nachdenken hätte sich Rautsky selbst sagen müssen, daß er mit seiner Behauptung auf einem Irrwege wandelt. Sein Eifer, mich zu widerlegen, hat ihm einen Streich gespielt und zu einer Unterstellung verleitet, für die er in meinen Ausführungen nicht den geringsten Beweis, nicht einen einzigen Satz findet. Nirgends sage ich, wie Rautsky unterstellt, die „Abstimmung über die Kriegskredite“ wäre eine Illusion oder Erwartung, noch stelle ich die Ansicht auf, eine Handlung würde mit dem Augenblick, von dem an sie der Geschichte angehört, von selbst zu einer „richtigen“, oder Parteien könnten nie unrichtig handeln; denn derartige Aussprüche sind nach meiner Ansicht direkt widersinnig. Alle meine anderen Kritiker, bis auf Rautsky, sogar die bürgerlichen Rezensenten, haben denn auch genau verstanden, was ich mit den Worten: „Gegenüber der Ideologie hat die Geschichte immer recht“ sagen wollte, nämlich: Der Maßstab für die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Ideologie (das heißt in diesem Fall der politischen Anschauungen, Ideen und Erwartungen) ist der Geschichtsverlauf; verläuft die Geschichte anders, als der Ideologie entspricht, so ist letztere unrichtig.

Hält Genosse Rautsky diesen Satz für falsch, so mag er ihn bekämpfen; aber mir nicht Anschauungen unterschieben, die ich noch nicht mal als alt-

hegelianisch anzuerkennen vermag, die vielmehr nichts sind als eine vulgäre Verflachung des Hegelschen Satzes: „Alles was wirklich ist, ist vernünftig“.

Damit will ich durchaus nicht gesagt haben, daß Genosse Kautsky absichtlich meine Ausführungen falsch interpretiert; seine Voreingenommenheit trübt ihm den Blick, und zudem vermengt sich bei ihm die materialistische Geschichtsauffassung mit allerlei biologisch-soziologischen Motivierungen, die einer klaren Geschichtserkenntnis hindernd im Wege stehen.

So fährt Kautsky zum Beispiel nach seiner obigen Interpretation fort (Seite 80):

„Erwartungen hegen wir in bezug auf Verhältnisse oder Ereignisse, die wir nicht beeinflussen können. Unsere eigenen Handlungen erwarten wir nicht, wir setzen sie, und zwar nach unseren Zwecken. Das Geschehen der Welt, also auch die Geschichte, hat keinen Zweck, sie hat daher auch weder recht noch unrecht. Aber die Menschen — und schon niedere tierische Organismen — setzen sich Zwecke und handeln, um diese zu erreichen. An ihren Zwecken wird ihr Handeln gemessen und als richtig oder falsch beurteilt, je nachdem es zweckmäßig ist oder nicht oder der besondere Zweck, dem es dient, mit dem allgemeinen Zwecke vereinbar ist, den der Organismus sich setzt.“

Zunächst ist es geschichtlich völlig unrichtig, daß wir nur in bezug auf solche Verhältnisse Erwartungen hegen, die wir nicht beeinflussen können. Wenn Kautsky wenigstens noch gesagt hätte: deren Resultat wir nicht bestimmen und berechnen können; denn die politischen Vorgänge sind nicht nur von einer einseitigen bestimmten Beeinflussung abhängig, sie sind vielmehr das Resultat der verschiedenartigsten sich aufhebenden und ergänzenden „Beeinflussungen“. Deshalb wissen wir auch fast nie mit voller Sicherheit, was das Ergebnis der verschiedenen „Beeinflussungen“ sein wird, sondern hegen in bezug darauf nur mehr oder weniger unsichere Erwartungen. Nehmen wir ein Beispiel: eine Gewerkschaft führt einen Streik. Mit allen Mitteln sucht sie ihre Forderungen durchzusetzen; aber ihr Einfluß kommt nicht allein in Betracht, sondern auch der der Unternehmer, des großen Publikums, der Staatsregierung usw. — und das Resultat der verschiedenen miteinander ringenden Einflüsse ist schließlich vielleicht ein solches, das weder den Erwartungen der Arbeiter noch der Unternehmer entspricht.

Nicht minder anfechtbar ist der zweite Satz. Sicher, wir erwarten unsere eigenen Handlungen nicht, aber wir setzen sie auch nicht, sondern wir begehren sie, und zwar nach Zwecken, die wir uns gesetzt haben, womit natürlich nicht behauptet werden soll, daß diese Zwecke immer ganz präzise und deutliche sind. Indem wir uns aber Zwecke setzen, gehen wir von bestimmten Ideen und Anschauungen, das heißt von einer bestimmten Ideologie (zu der auch die Erwartungen gehören) aus; wenn aber die politische Ideologie eine unrichtige, das heißt eine dem Geschichtsverlauf widersprechende ist, dann ist auch die aus dieser Ideologie hervorgegangene Zwecksetzung mehr oder minder unrichtig.

Dem dritten Satz: „Das Geschehen der Welt, also auch die Geschichte, hat keinen Zweck, sie hat daher auch weder recht noch unrecht“ stimme ich völlig zu; dagegen ist nach meiner Ansicht der weitere Satz: „An ihren (der Menschen) Zwecken wird ihr Handeln gemessen und als richtig oder falsch beurteilt“ zwar eine Binsenwahrheit — aber keine vollständige; denn

es kommt geschichtlich nicht nur auf die Art des Zweckes allein an, sondern nicht minder auf die Durchführung des Zweckes, d. h. auf die Anwendung der zweckentsprechenden Mittel. — Auch richtige Zwecke können mit unrichtigen, mit sogenannten „zweckwidrigen“ Mitteln verfolgt werden. Ferner, wenn die geschichtlichen Handlungen an ihren Zwecken gemessen werden, woran werden dann diese Zwecke gemessen? Kautsky erklärt uns zwar, die Zwecke sind danach zu beurteilen, ob sie „zweckmäßig“ sind; aber das ist kein Maßstab, denn diese Erklärung läuft letzten Endes darauf hinaus: die Zwecke sind an sich selbst zu messen.

Was bildet aber dann das Kriterium der Richtigkeit der Zwecksetzung? Nun, für politische Zwecke, und nur um diese handelt es sich hier, der Geschichtsverlauf. Jene Zwecke, die in der Richtung des geschichtlichen Entwicklungsverlaufs liegen, den Entwicklungsverhältnissen also angepaßt sind, sind historisch richtige Zwecke — womit zugleich gesagt ist, daß der politische Zweck nicht an sich richtig oder unrichtig ist, sondern das, was zu einer bestimmten Zeit „zweckmäßig“ ist, zu einer anderen Zeit unzweckmäßig sein kann. Wir kommen also wieder zur Geschichte als Maßstab.

Damit genug. Doch bin ich gerne bereit, falls Kautsky will, mit ihm in einigen Wochen, wenn ich mehr Muße habe, ausführlicher über diese Fragen in der „Neuen Zeit“ zu diskutieren. Wir können dann zugleich auch den Unterschied zwischen dem Begriff der „geschichtlichen Notwendigkeit“ und dem Begriff der einfachen „ursächlichen (kausalen) Notwendigkeit“ erörtern, den Kautsky gar nicht zu kennen scheint, da er mir S. 114 entgegenhält: „Typhus und Kleiderläuse sind ebenso notwendig wie der Imperialismus“. Ich muß offen gestehen, daß ich bisher wohl von einer gewissen ursächlichen Notwendigkeit der Läuseentstehung gewußt habe, nämlich, daß dort, wo in hohem Grade Unreinlichkeit herrscht, auch Kleiderläuse auftreten; aber die Entdeckung, solche Läuseplage sei zugleich eine geschichtliche Notwendigkeit, war mir tatsächlich bisher unbekannt, und ich muß bekennen, kapiert habe ich diese Läusetheorie noch immer nicht — was aber jedenfalls nur an meinem Kopfe liegt.

(Schluß folgt.)

Zur Sezhaftmachung von Kriegsinvaliden und Kriegerwitwen.

Von Karl Marchionini.

Die Siedelungsfrage ist erneut in den Vordergrund getreten. Die Freunde der Aufteilung des Großgrundbesitzes hoffen, daß nach dem Kriege die innere Kolonisation im großen Maßstabe betrieben werden wird. Denn es sind bereits jetzt Bestrebungen im Gange, Kriegsinvaliden und Kriegerwitwen auf dem Lande anzusiedeln. Es werden dafür die verschiedensten Gründe angeführt. Die einen sagen, der Gesundheitszustand der Kriegsinvaliden erfordere einen Luft- und Lebenswechsel. Andere wiederum wünschen die Siedelung, um dem Lande die Bevölkerung zu erhalten. Man hat bereits die Frage aufgeworfen, wie

es möglich sei, die Arbeiterwitwen auf dem Lande festzuhalten. Selbstverständlich sind es nicht in erster Linie die Frauen, sondern die Kinder, die man als Arbeitskräfte dem Lande sichern will.

In manchen Kreisen hat man geglaubt, von dem verwüsteten Gelände in Ostpreußen würde ein möglichst großer Teil zur Ansiedlung von Landarbeitern und Kleinbauern verwandt werden. In der Budgetkommission des preußischen Abgeordnetenhauses ist von fortschrittlicher Seite darauf hingewiesen worden, daß in den verwüsteten Teilen Ostpreußens für die Zwecke der inneren Kolonisation nicht nur die Domänen, sondern auch der private Grundbesitz vorhanden sei, der jetzt für diese Zwecke um so leichter dienstbar gemacht werden könne, als der hohe Gebäudemert jetzt nicht in Frage komme. Der nationalliberale Redner hat diesen Ausführungen im wesentlichen zugestimmt. Man ist in liberalen Kreisen der Ansicht, daß der Krieg eine günstige Situation für die innere Kolonisation geschaffen habe, und deshalb ist der kühne Vorstoß unternommen worden. Doch der Minister hat sofort ganz deutlich abgewinkt. Es ist von dem Landwirtschaftsminister ausgeführt worden, daß man vorläufig davon absehen müsse, den privaten Besitz in Ostpreußen für diese Zwecke heranzuziehen. Es würde auch vielfach an Ansiedlern fehlen, auch müsse in erhöhtem Maße Vorsorge dafür getroffen werden, daß die Getreideproduktion in Deutschland auf der Höhe bleibe.

Am Tage darauf hat der Minister im Plenum des Abgeordnetenhauses wohl erklärt, daß er die innere Kolonisation als eine der wichtigsten Aufgaben der Staatsregierung betrachte, aber auch im Verlauf der Rede hinzugefügt, daß es eine ganze Reihe von weiten Länderstrecken gäbe, in denen auch bei größter Staatsunterstützung der kleine Ansiedler auf die Dauer nicht sein Auskommen finden würde.

Damit hat der preußische Landwirtschaftsminister einige Einwände gegen die innere Kolonisation den Siedelungsfreunden vorgehalten, die in dieser Zeitschrift seit Jahren erhoben worden sind. Der Minister will auch vor allem den Bauernstand vermehren. Wenn Bauern angesiedelt werden, so zeigt sich bei vielen von ihnen bald das Bestreben, mit dem Grund und Boden Handel zu treiben, um es mit der Zeit zum großen Besitzer zu bringen, wogegen die Siedelungsgesellschaften längst Maßnahmen haben ergreifen müssen. Dieser Entwicklungsgang eines Ansiedlers kann aber durchaus nicht im Sinne der Schwärmer für „Familienwirtschaften“ liegen.

Schon bisher gelang es nicht, die erforderliche Zahl von gesunden Arbeitern für die innere Kolonisation zu gewinnen. Jetzt glaubt man aber, Krüppel, Sieche und Witwen werden sich bereitfinden, das schwere Joch eines Ansiedlers auf sich zu nehmen. Sie sollen einen Teil ihrer bescheidenen Renten für die Zwecke der inneren Kolonisation opfern. Dagegen kann nicht früh genug Stellung genommen werden. Die Pläne werden bereits öffentlich in allen Einzelheiten erörtert. Ihre Verwirklichung wird reichlich Geld kosten. Die Ansiedler werden jedoch keinen Nutzen haben, wohl aber in ihrer Freizügigkeit beschränkt werden. Und in zahlreichen Fällen können sie noch in schwere Sorgen geraten, und davor sollte man vor allem Kriegsinvaliden und Kriegerwitwen bewahren, die volles Anrecht auf ein besseres Los haben.

In Berlin hat Frau Geheimrat Paasche, die Gattin des Vizepräsidenten des Reichstages, über die Ansiedelung von Kriegerwitwen auf kleinen ländlichen Besitzümern einen Vortrag gehalten. Nach dem Plane, den die werthe Frau erörtert hat, sollen Staat und Gemeinden den erforderlichen Grund und Boden unentgeltlich hergeben. Es sollen dann Anwesen im Werte von 4000 bis 6000 Mark, kleine Häuschen einschließlich Gartenanlage, Stallung und Kleinvieh mit insgesamt zwei bis drei Morgen Grundfläche in großer Zahl errichtet werden. Die Anzahlung soll 600 Mark betragen; für Anschaffungskosten sollen 400 Mark vorhanden sein. Damit die Frauen die Anzahlung leichter aufbringen können, sollen Beträge zu diesem Zweck geschenkt werden. Den Rest des Kaufgeldes soll die Kriegerfrau erarbeiten, und sie soll sich — auf dem Lande — mit Heimarbeit, Näharbeit und hausindustriellen Arbeiten beschäftigen.

Da Frau Geheimrat Paasche die Aufbringung der Mittel vor allem durch Wohltätigkeit erwartet, wird dieser Plan glatt scheitern, denn die erforderlichen Summen werden nicht geschenkt werden. Und Staat und Gemeinden werden ebenfalls das Gelände nicht umsonst hergeben. Sollten aber irgendwelche weltentlegenen Terrains zur Verfügung gestellt werden, so würden sie für Frauen, die Heimarbeit leisten sollen, ganz und gar nicht in Frage kommen. Solche Frauen müßten schon in der Nähe großer Städte und Industrieorte angesiedelt werden, und hier ist Gelände weder umsonst noch billig zu haben. Die Witwe aus der Stadt, die Heimarbeit verrichten will und auf dem Lande angesiedelt wird, würde in vielen Fällen in eine hilflose Lage kommen. Sie würde entweder keine passende Arbeit oder Beschäftigung zu ungünstigen Bedingungen erhalten. Ihre Abhängigkeit vom Unternehmer würde größer sein als die der Arbeiterin in der Großstadt, denn sie kann ihre einsame Scholle nicht verlassen. Ihr könnten leichter schlechte Lohn- und Arbeitsbedingungen diktiert werden, und die Ansiedlerfrau würde eine Konkurrentin der großstädtischen Heimarbeiterin werden, deren Lage dadurch auch herabgedrückt werden würde.

Für viele Frauen sind auf dem Lande und in den kleinen Städten nicht die Existenzbedingungen vorhanden. Der Ertrag der paar Morgen Land ist auch nicht groß; er wird herabgemindert durch die Ausgaben, die der Frau entstehen, weil sie die größten Arbeiten von fremden Leuten machen lassen und bezahlen muß. Dazu kommen die Ausgaben für Sämereien, für Futtermittel, wenn Kleinvieh gehalten wird. Und wenn nicht die erforderlichen Fachkenntnisse vorhanden sind, mißlingt noch manches und das Geld ist weggeworfen. Dann die öffentlichen Lasten und die Unterhaltungskosten, die einer Frau bedeutend teurer zu stehen kommen als dem Mann, der eher in der Lage ist, dies und jenes selbst in Ordnung zu bringen. Die Frau müßte schließlich, um sich über Wasser zu halten, mit ihren Kindern in der Landwirtschaft Arbeit suchen und hart um ihr Dasein ringen. Hat sie das verdient? Will man den Kriegerwitwen durchaus solche Sorgen auferlegen, nur damit ihre Kinder der Landwirtschaft zugeführt werden?

Man spricht von der „Liebe zur Natur“ und betont, daß es vom hygienischen und sozialen Standpunkt aus ein ungeheurer Segen sei, wenn die Frau aufs Land zurückkehre. Weshalb greift man dann gerade zur Ansiedelung? Warum veranlaßt man nicht Staat und Gemeinden, vor den Toren der größeren Städte kleine Häuschen mit Gartenanlagen und Rasen-

plätzen zu erbauen, und sie zum Selbstkostenpreise an kinderreiche Familien, an Kriegsinvaliden und Kriegerwitwen zu vermieten? Damit bindet man die Leute nicht, es werden ihnen nicht Lasten auferlegt, denen sie auf die Dauer nicht gewachsen sind, und es bleibt ihnen die Möglichkeit, sich passende und lohnende Arbeit auszusuchen.

Dann ist der Plan aufgetaucht — und er wird bereits eifrigst gefördert —, Kriegshilfsvereine für Ostpreußen in deutschen Städten zu gründen, die bei der Sekhaftmachung von Kriegsinvaliden und Kriegerwitwen Hilfe leisten sollen. Der Polizeipräsident von Schöneberg, Freiherr v. Lüdinghausen, der früher Landrat des Gumbinner Kreises war, hat den Vorschlag gemacht, jede vom Kriege heimgesuchte ostpreußische Kleinstadt möge im Reiche eine Patenstadt finden, die ihr bei der baulichen Wiederherstellung und der Wiederbevölkerung behilflich sein solle. Es haben sich bereits Patenstädte gemeldet, so Charlottenburg, Schöneberg, Wilmersdorf, Magdeburg, Essen, Dresden, Beuthen und Potsdam. Die Werbearbeit wird meist von Regierungsbeamten geleistet. Nun können die ostpreußischen Städte, die dem Krieg zum Opfer gefallen sind, Hilfe brauchen. Und wenn man ihnen beim Wiederaufbau, bei der Neuanlage des Stadtbildes mit Rat und Tat zur Seite steht, so ist das sehr löblich. Und auch die ärmere Bevölkerung braucht tatkräftige Unterstützung. Viele haben ihre paar Möbel, ihr Hausgerät, ihre Betten und Wäsche verloren, und es wäre erfreulich, wenn rechtzeitig dafür gesorgt würde, daß die armen Leute nicht den Abzahlungsgeschäften in die Hände fielen. Leider ist von Bemühungen nach dieser Richtung bisher fast nichts zu hören gewesen, und in der Kriegshilfskommission sieht immer noch kein Arbeitervertreter, der die Wünsche und Beschwerden der Arbeiterbevölkerung vortragen könnte.

Was bisher von dem „Verband deutscher Kriegshilfsvereine für zerstörte Städte“ bekannt geworden ist, läßt darauf schließen, daß es ihm im wesentlichen um die Ansiedelung von Kriegsinvaliden und Kriegerwitwen zu tun ist. Der Kriegshilfsverein Wilmersdorf legt bereits ein ganz konkretes Programm vor. Er geht davon aus, daß zum Zwecke der Sekhaftmachung die erste Hypothek in Höhe von 60 Prozent des Wertes von öffentlichen Geldern zu einem durchschnittlichen Zinssatz von $3\frac{1}{2}$ Prozent bei 1 Prozent Amortisation zu erlangen sein wird. Der Ansiedler soll möglichst an sein Anwesen gefesselt werden, deshalb soll er eine Anzahlung von 10 Prozent der Gesamtkosten entrichten, was etwa 600 bis 900 Mark sein würden. Die Restkosten von 30 Prozent will der Hilfsverein gegen 2 Prozent Zinsen und 2 Prozent Tilgung geben.

Die Baukosten für Haus und Stall schätzt der Verein auf 4500 bis 5500 Mark. Dabei legt er die bisherigen ortsüblichen Preise zugrunde, wobei zu beachten ist, daß nach dem Kriege das Bauen wesentlich teurer sein wird. Bereits jetzt treffen die Behörden Maßnahmen gegen die Preistreiberien. Für die Kriegsinvaliden und die Kriegerwitwen sollen Anwesen im Werte von 6000, 7500 und 9000 Mark geschaffen werden. Die Größe des Grundstücks soll je nach der Arbeits- und Kapitalkraft des Ansiedlers zwischen einem halben und fünf Morgen bemessen sein. Es ist berechnet worden, daß die Ansiedler jährlich an Zinsen und Tilgung 234

bis 351 Mark zu entrichten haben. Bisher hat sich fast immer herausgestellt, daß der Ansiedler weit mehr aufbringen muß. Und hier kommt hinzu, daß die Baukosten unbedingt höher sein werden. Dann sind die öffentlichen Lasten und die Unterhaltungskosten bei den Berechnungen ganz außer acht gelassen worden. Würde man die ganzen Summen einstellen, so würde es sich zeigen, daß der Ansiedler selbst schon unter den heutigen Steuer- verhältnissen sehr viel zu zahlen hat. Und schon gefundenen Personen war es oft nicht möglich, sich als Ansiedler zu behaupten. Und jetzt sollen Krüppel angesiedelt werden, von denen die allermeisten landwirtschaftliche Arbeiten nicht verrichten können! Die Siedelung verzehrt einen erheblichen Teil der Rente, so daß Frauen und Kinder außerhalb des Hauses tätig sein müssen. Obendrein müssen sie noch ihr Anwesen be- sorgen. Und fremde Hilfe muß auch in Anspruch genommen und bezahlt werden.

So fällt die Hauptlast auf Frau und Kinder. Soll das „segensreich“ sein und den Ansiedlern und ihren Familien „innere Befriedigung und seelischen Halt“ bieten? Es wäre kulturfördernd, die Kinderarbeit zu be- kämpfen statt sie durch die Siedelungen erst recht in Schwung zu bringen. Dann ist zu beachten, daß die Erwerbsarbeit in den kleinen Städten im Osten sehr beschränkt ist. Die Industrialisierung macht nur schwache Fort- schritte, und die jungen Leute, die nicht in der Landwirtschaft und auch nicht in einem in der Entwicklung zurückgebliebenen Gewerbe tätig sein wollen, können gar nicht in ihrer Heimat bleiben. Das gleiche gilt für die Mädchen. Und soll damit das Familienleben gefördert werden, daß der Kriegsinvalide oder die Kriegerwitwe auf ihrem Anwesen in einer entlegenen Gegend sitzen bleiben, während die erwachsenen Kinder in der Großstadt oder in den In- dustriebezirken Beschäftigung suchen müssen? Damit wachsen gerade für diese Familienmitglieder „die Gefahren der Großstadt“, vor denen sie be- hütet werden sollen. Da ist es doch besser, daß den Familien die Freizügig- keit erhalten bleibt, damit sie dort hingehen können, wo sie lohnende und passende Beschäftigung finden. Es gibt nichts Verfehlteres, als die Ansiede- lung von Kriegerwitwen und Invaliden auf dem platten Lande oder in den kleinen Städten des Ostens.

Im „Berliner Tageblatt“ machte kürzlich Hans Ostwald für die Ansiedelung der Kriegsinvaliden Propaganda. Er stellte auch ungefähr solche Berechnungen auf wie der Kriegshilfsverein Wilmersdorf und meinte, daß den Garten Frau und Kinder bestellten, weil der Mann ganz erwerbsunfähig sei. Darauf hat ihm in Nr. 175 des „Berl. Tagebl.“ Dr. v. Haselberg, Oberstabsarzt d. L., Jüterbog, ge- antwortet:

„Wenn man Leute auf dem Lande ansiedelt, so soll doch in erster Linie der Familienvater mitarbeiten können. Wenn die ganze landwirt- schaftliche Arbeit vom Vater nicht geleistet werden kann, so ist eine solch e Familie für das Land ungeeignet.“

Das ist nicht nur das Gutachten eines Arztes, sondern auch das Urteil eines Kenners landwirtschaftlicher Verhältnisse, der sicherlich den Bestrebun- gen der Freunde für innere Kolonisation vorurteilsfrei gegenübersteht.

In Nr. 189 des „Berliner Tageblatts“ antwortet Hans Ostwald dem Herrn v. Haselberg, daß es von ihm ein Irrtum sei, wenn er glaube, jene Familien seien für das Land ungeeignet, deren Vater nicht die ganze land-

wirtschaftliche Arbeit leisten könne. In außerordentlich vielen Fällen werden die Frau einspringen müssen und besonders dann, wenn es sich um Kleinsiedelung handelt. Sei der Mann noch einigermaßen leistungsfähig, werde er nach vielen bisher gemachten Erfahrungen auch imstande sein, eine kleinere oder größere Bauernwirtschaft zu leiten und unter Umständen sogar ganz zu bewirtschaften.

Kenner ländlicher Zustände wissen, daß es schon gesunde, kräftige Männer sehr schwer haben, wenn sie ein größeres ländliches Besitztum bewirtschaften und nicht in der Lage sind, ausreichende fremde Arbeitskräfte zu beschäftigen. Und wenn der Invalide sich auf die „Leitung“ beschränkt und die Arbeit von bezahlten Kräften ausführen läßt, dann ist es sehr fraglich, ob er sich lange halten kann, zumal er über Betriebskapital nicht verfügt. Ebenso liegt es nicht im Interesse der Familie, die Hauptlasten der Frau aufzubürden.

Dagegen kann auf einem anderen Wege von den Kriegshilfsvereinen sehr nützliche Arbeit geleistet werden. In Ostpreußen fehlen in allen Städten gesunde gute Mietwohnungen für Arbeiterfamilien. Man baue sie auf gemeinnützigem Wege und vermiete sie zum Selbstkostenpreise. Das ist ein Mittel, der Landflucht Einhalt zu gebieten, und wenn man dann noch auf anderen Gebieten die notwendigsten Maßnahmen im Interesse der Arbeiterschaft trifft, so kommt man eher zum Ziele, als durch die Sehhaftmachung, die eine Beschränkung der Freizügigkeit für die Arbeiterfamilien bedeutet.

Wie man nach dem Kriege der Entvölkerung des Landes entgegenzutreten kann, wird ja in weiten Kreisen erörtert. In der Kriegshilfskommission für Ostpreußen hat Stadtrat Rosenstock-Königsberg vorgeschlagen, zu erwägen, jeder Witwe für jedes Kind, mit dem sie auf dem Lande bleibe, eine bestimmte Prämie zuzusichern. Natürlich würde diese Prämie erst nach einer Reihe von Jahren ausgezahlt werden. Ob die Witwe sich dadurch bestimmen lassen wird, mit ihren Kindern auf dem Lande zu bleiben, ist sehr zweifelhaft, besonders dann, wenn nach wie vor die Lohn- und Arbeitsbedingungen auf dem Lande bedeutend schlechter sind als in den industriellen Bezirken. Stadtrat Rosenstock hat ja auch auf die Wichtigkeit der Beschaffung guter Wohnungen hingewiesen.

Am 16. und 17. April hat sich in Berlin ein Kongreß des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohltätigkeit mit der Frage der sozialen Fürsorge für Kriegerwitwen und -waisen beschäftigt, und hier hat selbst der Geschäftsführer der ostpreussischen Landwirtschaftskammer, Dr. Hoffmeister, sich für eine unterschiedslose Ansiedelung von Kriegerwitwen auf dem Lande nicht erklären können. Er betont in seinen Vorträgen, daß nach dem Kriege die Abwanderungsbewegung vom Lande stark zunehmen wird. Er empfiehlt daher unter anderem, der Landarbeiterwitwe eine Zusatzrente von 50 Mark für das Jahr zu gewähren, solange sie mit ihren Kindern auf dem Lande bleibe. Den Kindern sei durchweg eine Zusatzrente von 50 Mark für das Jahr zu gewähren, solange sie auf dem Lande bleiben. Dadurch würde eine Zurückhaltung der Jugendlichen bis zum 18. Lebensjahr bedingt und das unüberlegte Abwandern direkt nach der Schulentlassung verhindert.

Ob viele Witwen und Kinder ihre Freizügigkeit für bare 50 Mark verkaufen werden, wenn sie wissen, daß sie in den Städten und Industriebezirken weit bessere Existenzbedingungen haben als auf dem Lande, dürfte sehr fraglich sein. Herr Dr. Hoffmeister wünscht vor allem die Festhaltung der Frauen und Kinder auf dem Lande, aber für ihre Ansiedelung ist er nur, sofern die wirtschaftlichen Fähigkeiten bei der Witwe vorhanden sind und sie in den Kindern bereits Arbeitshilfskräfte besitzt. Und er sagt weiter, daß die zahlreichen Vorschläge in der Presse über Ansiedelung der Witwen, Zusammenschließung dieser Angesiedelten in genossenschaftliche Verbände usw. im allgemeinen über die Wirklichkeit hinausgingen. Es sei hierbei besonderes Ausschauen und Erwägen geboten.

Also selbst ein Freund der inneren Kolonisation und der berufsmäßige Vertreter agrarischer Interessen sieht sich veranlaßt, seine warnende Stimme zu erheben!

Auf dem erwähnten Kongreß hat übrigens eine andere Referentin, Frau Josephine Lewy-Rathenau, Berlin, zur Sehnsüftmachung der Kriegerwitwen gesagt, Siedelungen auf dem Lande oder gemeinsame Werkstätten würden eher niederdrückend und entmutigend als nützlich wirken.

Ferner machen sich nicht nur in Ostpreußen, sondern auch in anderen Gegenden Bestrebungen bemerkbar, die darauf ausgehen, Kriegsinvaliden anzusiedeln. So hat die Siedelungsgesellschaft Sachsenland zur Ansiedelung von Kriegsinvaliden das neunhundert Morgen große, zwischen Halle und Leipzig gelegene Rittergut Modelwitz gekauft. Jeder Ansiedler soll hier etwa vier Morgen Land erhalten.

Die Arbeiterschaft wird also dieser Bewegung die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden müssen. Denn im wesentlichen kommt es den Anhängern dieser Siedelungen darauf an, dem Lande die Jugend zuzuführen und sie auf dem Lande festzuhalten. Das platte Land soll Arbeitskräfte erhalten. Das ist der Kernpunkt der Frage. Wenn man sich hauptsächlich der Kriegsinvaliden annehmen will, so Sorge man dafür, daß sie eine Rente erhalten, die zu ihrem Unterhalt ausreicht. Man verschaffe ihnen gesunde und billige Mietwohnungen und achte darauf, daß ihnen später durch hohe Zölle und indirekte Steuern die Lebenshaltung nicht verschlechtert wird.

Die Sozialdemokratie hält die Entvölkerung des Landes auch für ein Uebel. Doch ihre Vorschläge zu seiner Beseitigung werden nicht verwirklicht. Auch jetzt nicht. Und es wird nicht einmal in Aussicht gestellt, daß man nach dem Kriege ihren Forderungen für Landarbeiter und Gesinde näher-treten wird. Auf die Rede des Landtagsabgeordneten Genossen Hofer im preußischen Abgeordnetenhaus, der unsere Vorschläge den Herren unterbreitete, wurde nicht einmal geantwortet. Eine Reihe Maßnahmen, die während des Krieges für das Land getroffen sind, sind ädige in das Interesse der Landarbeiter. Es wird schon heftig geklagt, daß bei der Festsetzung von Höchstpreisen und anderen Kriegsmaßnahmen das Wohl des Produzenten weit mehr als das Wohl des Konsumenten berücksichtigt wird. Bei der Förderung von Arbeitgeber- und Arbeiterinteressen auf dem Lande werden Licht und Schatten noch viel ungleichmäßiger verteilt.

Genosse Hofer forderte im preußischen Abgeordnetenhaus, die Kriegsgefangenen in der Landwirtschaft so zu bezahlen, daß sie nicht als Lohnbrücker wirken.

Nach den Grundzügen des Kriegsministeriums für die Beschäftigung von Kriegsgefangenen in der Landwirtschaft beträgt die tägliche Barvergütung für einen Kriegsgefangenen 40 Pfennig; sie fällt sogar noch für jeden Kriegsgefangenen, der die Arbeitskraft eines männlichen, infolge Einberufung zur Fahne im Wirtschaftsbetriebe fehlenden Familiengliedes ersetzt. Ferner darf die Barvergütung ermäßigt oder erlassen und von der Heeresverwaltung zurückgezahlt werden bei vorhandener Notlage, wenn die Hilfsmannschaft besondere Unkosten verursacht hat oder wenn infolge der Teuerung der Lebensmittel zu hohe Kosten bei der Beköstigung erwachsen sind (für den Kriegsgefangenen mehr als 1 Mark, für den Soldaten mehr als 1,50 Mark täglich). Der Tagelohn für Landarbeiter ist auch sehr gering, aber er ist doch auf 1,50 bis 2 Mark nebst freier Wohnung und Deputat von der Landwirtschaftskammer festgesetzt. Dabei verdienen jetzt gewerbliche Erdarbeiter 4,50 bis 5 Mark Tagelohn bei freier Verpflegung. Die geringe Besoldung der Kriegsgefangenen muß die Lohnverhältnisse der Landarbeiter noch ungünstiger beeinflussen, worüber man sich auch in militärischen Kreisen klar ist.

Nach den Berichten der Presse hat in der Hauptsitzung der Westfälischen Landwirtschaftskammer der Kommandierende General des VII. Korps unter anderem erklärt:

„Es ist sicher, daß die Landwirte deutsche Arbeiter bekommen können. Und die Landwirte sind auch in der Lage, ausreichende Löhne zu zahlen. Die Kriegsgefangenenarbeit verkürzt in vielen Fällen den heimischen Arbeitern die Arbeitsgelegenheit und bedeutet oft nur ein bares Geschenk an die Landwirte.“

Wenn auch schon Kriegsgefangene beschäftigt werden, da es in manchen Bezirken an Arbeitern mangelt, so hätten doch mindestens die ortsüblichen Löhne bezahlt werden müssen.

In Bayern ist sogar die Freizügigkeit der Landarbeiter aufgehoben worden. Der Kommandierende General v. d. Lann in München hat dekretiert:

Landwirtschaftliche Dienstboten und landwirtschaftliche Arbeiter dürfen für die Dauer der Verhängung des Kriegszustandes ohne Einwilligung des Dienstherrn oder Arbeitgebers oder ohne wichtigen Grund im Sinne des Artikels 25 des Ausführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuch ihre Arbeitsstelle vor Abschluß der Erntearbeiten nicht verlassen.

Dienstherrn oder Arbeitgeber dürfen landwirtschaftliche Dienstboten und landwirtschaftliche Arbeiter während der Dauer der Verhängung des Kriegszustandes nicht in Dienst nehmen oder als Arbeiter annehmen, ohne daß durch eine Bescheinigung der Distriktpolizeibehörde nachgewiesen ist, daß sie ihr bisheriges Dienst- oder Arbeitsverhältnis mit Einwilligung ihres Dienstherrn oder Arbeitgebers oder aus einem wichtigen Grund im Sinne des Artikels 25 des Ausführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuch gelöst haben.

Versehlungen gegen vorstehende Anordnungen werden nach Artikel 4 des Kriegszustandsgesetzes mit Gefängnis bis zu einem Jahre bestraft.

Es hat sich herausgestellt, daß dieser Erlaß mit Zustimmung der Ministerien des Innern und der Justiz herausgegeben worden ist. Bereits

werden in anderen Teilen des Reiches, wie in Sachsen und Ostpreußen, die Behörden ersucht, dem Beispiele des bayerischen Kommandierenden Generals zu folgen. Dabei kommen selbst aus katholischen Kreisen in Bayern Klagen, daß jetzt manche Herrschaften glaubten, den Dienstboten alles bieten zu dürfen. Sie behandelten sie schlecht mit dem Hinweis, daß sie ja nicht fortgehen dürften. (Entnommen der Nr. 15 des „Bäuerlichen Dienstboten“, des Vereinsorgans katholischer ländlicher Dienstboten.)

In Ostpreußen hat man den Landarbeitern die Sonntagsruhe genommen. Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob nicht die Arbeiterschutzbestimmungen außer Kraft gesetzt werden sollen. Frauen und Kinder sollen soweit wie möglich zur Arbeit auf dem Lande herangezogen werden. Der Bauernführer Dr. Heim hat die Forderung erhoben, daß bereits Kinder vom achten Lebensjahre an beschäftigt werden sollen. Bestimmte Löhne werden nicht festgesetzt. Da verfährt man in England anders. Der Northamptoner Schulrat überließ es den Bezirksschulräten, zwölf Jahre alte Kinder zur Landarbeit bei einem Lohn von vier Schilling wöchentlich zuzulassen, wenn der betreffende Pächter nachweist, daß er den erwachsenen Landarbeitern anständige Löhne gewährt.

Solche Vorsichtsmaßregeln werden bei uns nicht getroffen, und oft verdienen nicht einmal Landarbeiterfrauen vier Mark wöchentlich.

Und dann die ausländischen Arbeiter, die zwangsweise hier festgehalten werden und auf den Gütern arbeiten müssen! Zahlreiche Bestimmungen sind für ihr Verhalten getroffen worden, doch es ist nicht bekannt geworden, daß die Behörden die Landwirte angewiesen haben, diesen Arbeitern anständige Löhne zu zahlen. Die Arbeiter sind völlig wehrlos; sie haben nicht den geringsten Einfluß auf die Gestaltung der Lohnverhältnisse. In Westpreußen, im Bereich des XVII. Armeekorps, wird sogar derjenige mit Gefängnis bis zu einem Jahre bestraft, der „in aufrührerischer oder aufhegnerischer Weise Mißvergnügen oder Unzufriedenheit in bezug auf die gegenwärtige oder zukünftige Regelung des Arbeitsverdienstes zu erregen sucht. Wer solche und ähnliche Verordnungen erläßt, hat auch die Pflicht, zu verfügen, daß die Landwirte angemessene Löhne zahlen. Eine geringe Entlohnung der ausländischen Arbeiter ist indirekt für die deutschen Arbeiter nachteilig. Es müßte daher allgemein eine bedeutende Lohnerhöhung für die ausländischen Arbeiter angeordnet werden. Auch wenn sie Nahrungsmittel erhalten, so werden sie durch die Teuerung gleichfalls getroffen. Das Reich darf nicht dulden, daß Arbeiter, die zwangsweise hier behalten werden, mit Löhnen abgespeist werden, die für die jetzige Zeit zu niedrig sind.

Die Landwirte sind in der Lage, höhere Löhne zu zahlen. Leider hört man nicht einmal davon, daß sie den deutschen Arbeitern die Löhne erhöht haben. Auch jetzt, wo den Gutsbesitzern sehr reicher Gewinn beim Verkauf von Getreide, Kartoffeln und Vieh in den Schoß fällt, wollen die bekannten Klagen auf dem Lande nicht verstummen.

Damit wächst die Abneigung gegen das Land und die Flucht nimmt zu. Die Zeit der Beschäftigung von Kriegsgefangenen und ausländischen Zwangsarbeitern wird auch ihr Ende erreichen, und wenn nichts zur Verbesserung der Arbeiterverhältnisse geschieht, wird sich das sehr bald bitter rächen.

Reformpädagogik, politische Pädagogik.

Von Akademikus.

„Der Einheitsgedanke in der Schulorganisation“ betitelt sich ein Schriftchen, das der Münchener Volksschullehrer Aloys Fischer im Vorblick auf die Behandlung dieses Themas auf der letzten deutschen Lehrerversammlung in Kiel zu Pfingsten des vorigen Jahres veröffentlicht hat.¹ Denn, wie auch er mit Recht betont: so unangebracht das verständnislose Dreinreden eines bloß gefühlsmäßigen Dilettantismus in pädagogischen Dingen ist, so gehören doch gerade die Fragen der Schulziele und der Schulorganisation vor die Öffentlichkeit. Unter der vielerörterten „Einheitsschule“ kann man mancherlei verstehen. Fischer führt selbst nicht weniger als sechs verschiedene Auffassungen auf. (Seite 13.) Seine Forderungen decken sich im allgemeinen mit den unrigen: Vollste Öffentlichkeit und Allgemeinheit, keinerlei Privat- oder Sonderschulen, keine Konfessionschule, kein vorzeitiger Abschluß der Volksschulbildung, kein bloßer Berufsdrill, volle Selbstständigkeit und Unabhängigkeit auch von politischen Mehrheiten (Bayern!). Aber Einheit bedeutet keine schablonenhafte Uniformierung, etwa der Lehrpläne und Lehrmittel, für das ganze Reich. Sondern, nachdem eine „Grund“-Schule, die sich etwa auf die ersten sechs Schuljahre erstrecken kann, das Fundament gelegt hat, muß im übrigen möglichste Mannigfaltigkeit, Elastizität und Beweglichkeit das Ideal sein. Denn, wenn im ganzen auch ein Anschluß an das heute schon bestehende Reformschulsystem möglich ist, wie wir vor einer Reihe von Jahren in der „Neuen Zeit“ dargelegt haben, so ergeben sich, wie Fischer (Seite 32 ff.) mit Recht hervorhebt, aus dem tatsächlichen Stand der Dinge doch allerlei Schwierigkeiten, z. B. für den „talentvollen Volksschüler, der erst in späterem Alter die Mittel zum Besuch höherer Schulen erlangt“, für den einseitig Begabten, der in einem oder zwei Fächern den Normalanforderungen niemals zu genügen vermag, für den spät Differenzierten, der seine Laufbahn in einer bestimmten Gattung höherer Schulen begann und zu spät entdeckt, daß er eigentlich umfattern müßte. Dafür müßten besondere Einrichtungen getroffen, überhaupt das ganze Prüfungs-, Zulassungs- und Berechtigungswesen einer gründlichen Umgestaltung unterworfen werden. Den tiefsten Grund freilich, der es heute, auch bei bestem Willen der Lehrenden und der Schulbehörden, immer wieder bewirken wird, daß Hunderttausende junger Menschen nicht die ihnen angemessene Bildungsgelegenheit bis zur Hochschule einschließlicly finden, die heutige Klassenschichtung der Gesellschaft, läßt der Verfasser unberührt. Aber abgesehen davon gibt seine mit Sachverständnis und ohne den vielfach üblichen Phrasenschwulst geschriebene kleine Schrift manchen wertvollen Fingerzeig.

Hat der Münchener Volksschullehrer die Schule im engeren Sinne im Auge, so behandelt das Buch von F. W. Foerster, „Staatsbürgerliche Erziehung“² nach dem Untertitel „Prinzipienfragen politischer Ethik und politischer Pädagogik“, also ein höchst interessantes und trotz der Kriegszeit aktuelles Thema. Der Verfasser, den Älteren unter uns noch bekannt als hervorragendes Mitglied der Gesellschaft für „Ethische Kultur“ und mehrjähriger Herausgeber von deren gleichnamiger Wochenschrift, damals dem Sozialismus nicht fernegehend, hat seitdem eine Wandlung zum Religiösen durchgemacht, mit starker Hinneigung sogar zum Katholizismus, wie sie besonders in einem vor einigen Jahren veröffentlichten Buche „Autorität und Freiheit“ zutage trat. Das neueste Buch des mittlerweile auf Grund vielgenannter pädagogischer Arbeiten („Jugendlehre“ 1906, „Lebensführung“ 1909) zum Professor der Pädagogik an der Universität Wien Ernannten kehrt wieder zu seinen besseren Traditionen zurück, so daß sich seine Vektüre auch für den politisch Andersdenkenden lohnt. Foerster will das „Erklären der staatsbildenden und

¹ Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena. 1914. 38 Seiten. 80 Pfennig.

² Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin, 1914. VI. und 200 Seiten. Gebunden 3 Mark, gebunden 3,60 Mark.

staaterhaltenden Gefühle“, das er in dem jetzt lebenden Geschlecht wahrzunehmen glaubt, jedenfalls nicht durch „allerlei direkte Belehrungen“ und „patriotische Erweckungen“, wie sie vor dem Kriege bei uns versucht wurden, kurieren, sondern „zum Reich der Mütter hinabsteigen“, d. h. die sittlich-politischen „Grundkräfte“ beleben, üben und klären, die bisher nach seiner Meinung allzusehr vernachlässigten Prinzipien- und Zielfragen erörtern. Trotzdem wird eine in die Tiefe dringende theoretische Grundlegung, wie sie zum Beispiel Ratorps „Sozialpädagogik“ gibt, gar nicht ernstlich versucht; was auch gar nicht wundernimm, da es sich für den Verfasser bei der ganzen Sache weit mehr um eine Kraft- und Willensfrage als um eine solche des Wissens handelt. (Seite 3 ff.)

Nicht ohne Interesse gerade in heutiger Zeit ist es zu lesen, daß Foerster — das Buch ist allerdings vor dem Kriege geschrieben — die politische Kultur Englands als geradezu „vorbildlich“ bezeichnet. „Es ist in der Tat zweifellos, daß dem Deutschen am schnellsten zum Bewußtsein kommt, was ihm an staatlicher Kultur noch fehlt und was überhaupt staatliche Gesittung ist, wenn er englische Zustände studiert.“ (Seite 9.) Vor allem in der Kunst des Regierens, insbesondere des Befehlens, das eben auch eine Kunst sein will, die in das Kapitel einer Pädagogik gegenüber Erwachsenen gehört. Eine gedeihliche und dauernden Erfolg versprechende Wirksamkeit ist hier nur auf der Grundlage gegenseitiger Achtung und gegenseitigen Vertrauens möglich. Das gilt für die Fabriken und Bureaus ebenso wie für den — Kasernenhof. Ausdrücklich und nachdrücklich erkennt Foerster zwar die Vorzüge der militärischen „Präzisionspädagogik“ mit ihrer Gewöhnung an Gehorsam, Pünktlichkeit und Ordnung an, aber er erwartet eine wahrhafte Sicherung und Vertiefung derselben nur davon, daß sie „mit der Achtung vor der Menschenwürde, diesem Fundamente auch aller staatsbürgerlichen Würde, mehr und mehr ... vereinigt“ wird. Wahre Führerkunst heißt nicht: bevormunden, sondern: mündig machen. Neben den großen Seiten der preußischen „Staatsdisziplin“ und dem Nutzen der Exaktheit und des unbedingten Autoritätsprinzips für die Schlacht — während 1870/71 französische Offiziere mitten im Kampfe über die zu ergreifenden Maßnahmen mit ihren Leuten debattierten (Seite 50 ff.) — werden doch auch die Fehler dieser, aus „der seinerzeit gewiß notwendigen Korporalspädagogik des achtzehnten Jahrhunderts“ stammenden preußischen Art der „Menschenleitung“ in allen Zweigen der Staatsverwaltung deutlich gekennzeichnet. Wie anders wirkt es, wenn der japanische Offizier, dem sein Burche das Essen austrägt, aufsteht und dem Diener eine Verbeugung macht (Seite 34), oder wenn der englische Staatssekretär gelegentlich „als Mensch, ja als Politiker mit seinem Portier spricht und ihn auf die besondere Bedeutung dieser oder jener Deputationen oder Einzelbesuche aufmerksam macht!“ (S. 63.) Daneben fallen sehr beherzigenswerte Worte über die heute übliche, schon von einem Stanley verurteilte, gewalttame „Kolonial-Pädagogik“ (Seite 81—87) sowie die richtige Behandlung der Grenzbevölkerungen. Gerade eine starke und mächtige Nation muß den „Mut zur Großmut“ haben. „Die beste Polenpolitik wäre es gewesen, wenn wir in Posen ein polnisches Nationalmuseum und eine polnische Nationalbibliothek eröffnet hätten.“ Durch ähnliche Mittel haben sich seinerzeit die Franzosen die Herzen der Elässer erobert. (Seite 90.)

Wie hat sich nun die Erziehung zu solcher politischen Gesinnung zu gestalten? Vorkurse und Vorschule der staatlichen ist die soziale Erziehung. Zunächst müssen die Egoisten — die nervösen wie die robust-brutalen wie die gedankenlosen — durch eine „Gymnastik des Mitfühlens“ zur Gerechtigkeit und zum Respekt vor den Rechten anderer von früher Jugend an erzogen werden: in Familie (Gespräche über andere, Respekt vor Dienstboten!) und in der Schule. In der letzten könnte die Selbstregierung nach amerikanischem Muster, die man, wenn wir nicht irren, hauptsächlich auf die Anregung von Foerstlers „Jugendlehre“ in einem Teil unserer höheren Lehranstalten einzuführen versucht hat, ohne daß ihr tieferer Sinn bei unserer bürokratisch gewöhnten Jugend bisher recht Wurzel geschlagen hat, Größeres vorbereiten. In einem Gymnasium in Pola (Istrien), wo bis dahin

immer Schülerstreitigkeiten zwischen Italienern, Kroaten, Deutschen und Tschechen geherrscht hatten, soll es einem Lehrer gelungen sein, mit Hilfe der Selbstregierung der Schule die Nationalitätenfrage in einer „für die Erwachsenen vorbildlichen“ Weise zu lösen. (Seite 108.) — Foerster spricht sich auch gegen eine zu weitgetriebene „Militarisierung“ der sogenannten „Jugendpflege“ aus. „Selbst für die wahre Kriegsbereitschaft“ — so schreibt er knapp ein Jahr vor dem Ausbruch des Weltkrieges — „ist das frühzeitige kriegerische Sich-Blähen und Den-Mund-voll-nehmen durchaus schädlich! Tiefen Ernst, schlichten Heroismus, mannhafte Disziplin in die konkreten Aufgaben der Kulturarbeit hineinzutragen, das erzieht auch weit mehr zu kraftvollem Ernst in großen nationalen Entscheidungen, als zu viel jugendliches Spielen mit der furchtbaren Tragik blutiger Völkertöfste.“ (Seite 117, Anm.) Dagegen gewöhne man die Mitglieder der Jugendvereine daran, sich selbst treu zu bleiben, im richtigen Augenblick „Ja“ und „Nein“ sagen zu können, kurz an alle jene Charaktereigenschaften, die den künftigen „Führer“ bilden. Die Masse des „bürgerkundlichen“ Lehrstoffes oder gar die Beherrschung der bestehenden Ordnungen gegenüber dem sozialdemokratischen Nachwuchs (Seite 146) tut es nicht. Empfehlenswerter wäre die Durchdringung dieses „staatsbürgerlichen Unterrichts“ mit sittlichen Ideen und Kulturgedanken, wie in Frankreich, dessen Lehrbüchern die zentrale Idee der Menschenrechte zugrunde liegt. Aus der Schweizer „Vaterlandsfunde“ könnte man das Ausgehen von dem ganz konkreten Lebenskreis des Schülers lernen. Auch auf das Nachahmenswerte der englisch-amerikanischen Settlementsbewegung für das spätere Jungen-Mannes-Alter weist ein besonderes Kapitel hin.

So bietet das Foerster'sche Buch mancherlei gute Gedanken und beherzigenswerte Anregungen. Der religiöse Pferdefuß kommt erst in dem „die bisherige soziale Arbeit“ kritisierenden Schlußabschnitt zum Vorschein. Daß ein dürrer Intellektualismus und die Beschränkung auf rein wirtschaftliche Fragen, wie es der Verfasser der Sozialdemokratie zuschiebt (Seite 187 ff.), den Geist des Arbeiters auf die Dauer nicht zu befriedigen vermag, braucht er uns nicht erst zu sagen. Aber wenn er erzählt, der Vorsitzende eines „sozialistischen Fachvereins“ (?), der ihn um einen Vortrag ersucht, habe erklärt: „Der Wirtschaftliche haben wir jetzt dicke, jeben Se uns wat Ethisches,“ so ließe sich ebenso gut, ja vielleicht noch eher der umgekehrte Fall denken, daß infolge von Ueberfütterung „der Ethische“ schließlich den Zuhörern „dicke“ würde, während, recht verstanden, wahre „Ethik“ und genügende wirtschaftliche Einsicht einander geradezu fordern. Indes, dem jetzigen Foerster genügt die „weltliche“ Ethik nicht einmal. Er fordert als treibendes Element der sozialen „Arbeit“ (wie er mit pastoralem Ausdruck sagt) eine „hinreißende Inspiration“ und nennt zum Schluß eine staatsbürgerliche Erziehung „ohne die Weihe und das Fundament einer religiösen Kultur“ einen „Sport für unbeschäftigte Köpfe“, eine „Illusion“ und einen „Traum ohne gestaltende politische Kraft“ (Seite 197); womit dann glücklich der größte Teil seiner eigenen vorangehenden Ausführungen von ihm selber negiert wird. Der Geist des Opfers, der Wahrhaftigkeit, des freiwilligen Gehorsams, der Menschenliebe, des Glaubens an das Ideal, der allerdings zur Erringung wahrhaften, menschenwürdigen Zusammenlebens notwendig ist, findet sich, wie Foerster wissen müßte, nicht einzig und allein beim Christentum, sondern mindestens ebenso stark und rein in den Köpfen und Herzen der sozialistischen Arbeiterschaft.

Anzeige.

Eduard Bernstein, *Die Internationale der Arbeiterklasse und der europäische Krieg*. Tübingen 1915. J. C. B. Mohr. 56 Seiten. Preis 50 Pfennig.

Separatdruck der in Nr. 20 der „Neuen Zeit“ vom 19. Februar d. J. bereits angezeigten Abhandlung aus dem „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 7

Ausgegeben am 14. Mai 1915

33. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Lehren des Krieges.

Von August Erdmann.

Am 1. April dieses Jahres hat jemand einen Gedanken gehabt, den er für wertvoll genug hält, um ihn der Öffentlichkeit kundzugeben. Wie R. Sternfeld in dem „Tag“ (Nr. 15) erzählt, ist bei der Bismarckfeier vor dem Reichstagsgebäude sein Blick auf die Stelle der hohen Front gefallen, wo immer noch die Inschrift fehlt, „weil man sich über den Wortlaut nicht einigen konnte, weil er zur Parteisache gemacht, weil in der Friedenszeit auch diese Dinge als Kraftproben der Fraktionen und Parteien behandelt wurden“. Das sei nun vorüber, und jetzt sei auch das passende Wort für jene leere Stelle am Reichstagsgebäude gefunden, das Wort des Kaisers vom 4. August nämlich: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche!“ Dieses Wort sei uns allen tief ins Herz geprägt, und „sollte dann, was Gott verhüte, später der alte Haber wieder losbrechen, sollten alle jene entsetzlichen parlamentarischen Mißbräuche und Laster, wie etwa die Obstruktion, aufs neue drohen, dann würde die brennende Scham beim Anblick jener Inschrift an eine große Zeit mahnen, wo Deutschland und seine Vertreter einig waren“.

Der Mann mag sich beruhigen. Der Deutsche Reichstag ist wirklich kein parlamentarisches Sodom und Gomorrha voller Mißbräuche und Laster. Es geht dort artiger zu als in sonst einem Parlament der Welt. Und wenn Herr Sternfeld recht hätte, würde er mit seinem Spruch kaum etwas ändern; sein Vorschlag ist schon deshalb überflüssig, weil ein ähnliches Wort bereits im Reichstag vorhanden ist. An den Wänden der Seitenflure des Sitzungssaals finden sich Figuren angebracht, deren jede mit viel Anstand und Würde einen goldenen Buchstaben trägt. Fängt man an der richtigen Stelle an, dann liest man beim Abgehen der Figurenreihe den Spruch: „Erst das Vaterland und dann die Partei!“ Gar kein Zweifel: das Parteileben im Reichstag hat sich abgewickelt, wie es sich auch abgewickelt hätte, wenn der Spruch weniger umständlich zu lesen oder gar nicht vorhanden wäre. Er hat auch jene „entsetzlichen parlamentarischen Mißbräuche und Laster“, an denen er nach der Ansicht des weisen Mannes vom 1. April leidet, nicht zu verhüten vermocht. Und so darf man auch wohl annehmen, daß das Parteileben im Reiche wie im Reichstage weiter seinen Fortgang nehmen wird, ob an der Front des Parlaments das Kaiserwort vom 4. August oder ein anderer oder gar kein Spruch steht.

Die Parteien sind damit nicht aus der Welt geschafft, daß ihre äußere Tätigkeit, ihre Kampfarbeit, unter dem Zwange außergewöhnlicher Verhältnisse eine Zeitlang ruht, und schon der Reichskanzler hat am 2. Dezember in Anknüpfung an das Wort des Kaisers gesagt: „Wenn der Krieg vorüber ist, werden die Parteien wiedertehren. Denn ohne Parteien, ohne

politischen Kampfs kein politisches Leben auch für das freieste und einigste Volk!" Weil die wirtschaftlichen Gegensätze auch nach dem Kriege innerhalb eines jeden Volkes bestehen bleiben, bleiben auch die Parteien und — ob in verschärfter oder in gemilderter Form — auch die Parteikämpfe bestehen. Das innere Parteileben ruht ja auch im Kriege nicht ganz, und es wäre verwunderlich, wenn nicht mindestens im Kreise der Führer die Vorgänge während des Krieges sorgsam verfolgt, ihre Wirkungen auf das politische Leben insbesondere auch auf die Parteien geprüft und die Maßnahmen vorbereitet würden, mit denen man sich an der verheißenen „Neuorientierung der inneren Politik“ zu beteiligen gedenkt. Soweit davon etwas an die Öffentlichkeit dringt, geschieht das meist in Andeutungen und unverbindlichen Wendungen, die aber genügend erkennen lassen, daß man sich im allgemeinen darauf einrichtet, die Politik da fortzusetzen, wo man vor dem Kriege aufgehört hat.

Ende 1914 veranstaltete die „Kreuzzeitung“ eine Umfrage unter den führenden Leuten der konservativen Partei: Was lehrt uns der Krieg? Die Antworten, von denen die „Kreuzzeitung“ meinte, daß sie schon der Antwortenden willen der regsten Beachtung wert seien, wurden in der Neujaahrsnummer des konservativen Blattes veröffentlicht. Den Reigen eröffnete Herr v. Heydebrand, der aus dem Kriege die Lehre zieht, daß eine Gefahr um unsere nationale Existenz alle Deutschen einige, die allen sonstigen Verschiedenheiten zum Trotz „den unaussprechlichen Wert erkennen, den ein freies, starkes, selbständiges deutsches Vaterland für jedes einzelnen menschliches, privates und öffentliches Dasein, für unsere Kultur in Gegenwart und Zukunft einschließt“. Und weiter: daß „eine höhere Macht diese Aufrechnung von Jahrhunderten zu dem Zwecke vornimmt, die Menschheit einem neuen Kurs des Fortschritts entgegenzuführen, in dem ehrliches deutsches Streben den verdienten Platz behalten wird“. Das klingt gewiß recht schön, läßt aber keinesfalls die Absicht erkennen, daß Herr v. Heydebrand den Wünschen und Forderungen des Volkes gegenüber sich wesentlich anders und entgegenkommender zeigen wird als bisher.

Graf Westarp erklärt, was jetzt in so herrlicher Einigkeit als Grundlage deutschen Wesens erkannt sei, das werde in dem neu erkämpften Deutschland eine neue Stätte finden: „einfache, auf ideale Ziele, auf sittliche und geistige Tüchtigkeit gerichtete Lebensführung; Zucht und Ordnung; einmütiges Erkennen und Wollen in den staatlichen Lebensfragen; pflichtgetreue und opferwillige Hingabe des einzelnen, der Partei, der Berufsgruppe an das Vaterland; Liebe und Treue zu Fürst, König und Kaiser; Gottesfurcht und Gottvertrauen“. Noch deutlicher wird Justizrat Klasing (Bielefeld), dem sich aus der sittlichen und politischen Erneuerung des deutschen Volkes und dem Erfolge seiner Waffen große Aussichten eröffnen, „falls nach dem Kriege die monarchische Gewalt die Führung behält und mit starker Hand auch widerstrebende Kräfte dem monarchischen Gedanken unterzuordnen entschlossen ist“.

Im allgemeinen lehren in den Antworten auf die Umfrage der „Kreuzzeitung“ drei programmatisch betonte Forderungen wieder: Stärkung der Wehrmacht, Schutz der Landwirtschaft, Erhaltung und Festigung des monarchischen Gedankens. Man weiß, was diese drei Forderungen zu bedeuten haben und mit welchen Mitteln und zu welchem Zwecke die Konservativen

an ihrer Durchsetzung arbeiten. Fürst zu Salm-Horstmar, Mitglied des Herrenhauses, ist überzeugt, daß „eine starke Regierung ein Zurückgehen der Demokratie und ein Anwachsen der rechtsstehenden Parteien erleben“ wird: „Das Volk hat den Wert tüchtiger Führer erkannt, es wird auch im Frieden nach solchen verlangen. Deshalb sollen die besten und tüchtigsten, aber auch die unabhängigsten und uneigennützigsten Männer die Führung übernehmen. Darum heißt es: Fort mit jeder Umschmeihlung und selbstfüchtiger Ausnutzung des Volkes, keine Rechte, wo die entsprechenden Pflichten nicht erfüllt werden.“ Und Pfarrer Werner (Frankfurt am Main) verkündet: „Der Konservatismus bleibt auch nach dem Kriege eine kultur- und staatspolitische Notwendigkeit; er wird für die Erhaltung des aristokratischen Geistes, auch in demokratischen Einrichtungen, zu sorgen und dahin zu wirken haben, daß aus der Kriegslage keine Fehlschlüsse gezogen werden. Die Neuorganisation der innerstaatlichen Verhältnisse verlangt die Befestigung des monarchischen Staatsgefüges und die Erinnerung des deutschvölkischen Geistes, daß man sowohl die Snylla eines überspannten Persönlichkeitswertes wie auch die Charybdis einer agitatorischen Vergötterung der Masse vermeidet.“

Man kann nicht sagen, daß aus derartigen Worten irgendwie die Geneigtheit zu erkennen wäre, von dem bisherigen, durch das konservative Programm vorgezeichneten Wege abzugehen. Und auch im Lager anderer politischer Richtungen scheint man es mit der Art der Konservativen zu halten. Der preußische Landtagsabgeordnete Hirsch hat am 20. Januar im Industrieklub zu Düsseldorf eine Rede über Wirtschafts- und Verkehrsfragen im Kriege gehalten. Herr Hirsch zählt sich zur nationalliberalen Partei und ist im Hauptberuf Syndikus der Handelskammer in Essen. Er darf als der Wortführer jener rechtsnationalliberal-freikonservativen Gruppe von Industriellen gelten, die zwar klein an Zahl, aber desto stärker an wirtschaftlichem und politischem Einfluß ist. Herr Hirsch beginnt seine Rede (im Druck erschienen bei Girardet, Essen) mit einem begeistertsten Loblied auf unsere Wehr- und Rüstungspolitik; der Krieg hat es, wie er meint, über allen Zweifel erhoben, „daß wir den allein richtigen Weg gegangen sind, wenn wir unsere äußeren Machtmittel, unser Heer und unsere Flotte, fort und fort ausgestaltet“; er glaubt darauf rechnen zu können, „daß in Zukunft alle Parteien, von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken, von der Notwendigkeit der Fortführung dieses Militarismus überzeugt sein und diese Ueberzeugung einstimmig vertreten werden“. Für nicht minder erwiesen hält Hirsch die Vortrefflichkeit unserer Zoll- und Handelspolitik, insbesondere meint er bezüglich der Landwirtschaft, wenn deren Angelegenheit demnächst wieder im Parlamente verhandelt werde, müsse man nach den jetzigen Erfahrungen wohl eher den landwirtschaftlichen Schutz vervollständigen, statt eine Abbröckelung eintreten zu lassen. Für die Industrie, namentlich im Kohlen- und Eisengewerbe, wünscht er das Fortbestehen der hier maßgebenden Verbände, auf daß nicht die „Stützen unseres Wirtschaftslebens und unseres industriellen Gedeihens zusammenbrechen“. Bezüglich des innerpolitischen Lebens meint Hirsch, daß die Parteien und ihre Kämpfe wiederkehren würden, man möge wollen oder nicht. Und die politischen Kämpfe würden auch in Zukunft nicht leicht sein.

Das zu hindern habe man nicht in der Hand, aber was man in der Hand habe, sei, daß man den wiederkehrenden Kämpfen einen anderen Anstrich gebe. Wenn einerseits mit Recht verlangt werde, daß niemand mehr den Angehörigen einer Partei die Vaterlandsliebe abspreche, so müsse „andererseits auch verlangt werden, daß auf seiten dieser Partei mit gewissen Grundlagen ausgeräumt und daß mit der verletzenden und verhehrenden Methode, die Arbeitgeber und Unternehmer, ohne die es doch nun einmal, wie gerade dieser Krieg deutlich zeigt, nicht geht, schlechtweg als Ausbeuter und Blutsauger zu verschreien, ebenfalls gebrochen wird“.

Es dürfte Herrn Hirsch schwer fallen, nachzuweisen, daß die Sozialdemokratie, und diese Partei meint er, gewohnt ist, die Unternehmer schlechtweg als Ausbeuter und Blutsauger zu bezeichnen. Gewiß ist im politischen und wirtschaftlichen Kampfe bisher manches Wort hinüber und herüber gefallen, das der besseren Verständigung wegen besser unterblieben wäre. Aber schließlich ist es doch wohl die Sache, die die Gegner und deren Stimmung schafft, die den Kampf und dessen Art bestimmt. Herr Hirsch meint nun allerdings, daß manches im öffentlichen Leben anders werden würde; manche Reformen seien angeregt worden und manches Bedeutsame davon werde sich bei gutem Willen auf allen Seiten auch wohl durchführen lassen. Nur über eins müsse man sich von vornherein klar sein, nämlich darüber, wo die Grenzen für solche Bestrebungen liegen, und diese lägen da, wo die Grundlagen der politischen und wirtschaftlichen Weltgeltung unseres Vaterlandes ins Spiel kommen. Das dürfe und möge man auf keiner Seite übersehen. Herr Hirsch erläutert das an folgendem Beispiel:

Gerade die im Kriege befindlichen Arbeiter, die heute mit ihren eigenen Arbeitgebern, mit Staats- und Privatbeamten, mit Gelehrten und Angehörigen aller Berufsclassen Schulter an Schulter stehen, werden, wenn sie auf ihre Offiziere, deren Opfermut und Leistungen blicken, anerkennen müssen und anerkennen, daß Gleichheit und Masse es nicht machen, sondern daß hinzukommen muß starke Autorität und zielbewußte und entschlossene Leitung. Dasselbe gilt aber auch im Staatsleben überhaupt und gilt auch bei der Führung eines jeglichen Betriebes, mag er groß oder klein, mag er industriell oder handwerksmäßig sein. Vor allem diesen Punkt wird man sich bei allen Reformbestrebungen immer vor Augen halten müssen, wenn das Ganze Bestand haben soll.

Herr Hirsch berührt hier zwei bedeutsame Punkte. Wer soll die Grenze bestimmen, wo die Arbeiterforderungen vor dem Wohl der Gesamtheit haltzumachen haben? Der Unternehmer oder die Arbeiter? Und wer soll Herr im Hause sein: der Unternehmer allein oder sollen die Arbeiter ein Mitbestimmungsrecht in der Gestaltung der Betriebsverhältnisse und des Arbeitsvertrages haben? Es ist kein Zweifel, wie Herr Hirsch die Frage beantwortet wird, aber ebensowenig ein Zweifel, daß die Arbeiter sie im gegenteiligen Sinne beantworten werden. Und aller Voraussicht nach werden über diese Fragen noch lange und harte Kämpfe geführt werden, Kämpfe, die in der Form gemildert werden mögen, die in der Sache aber die Kraft und Entschiedenheit der beiden Kampfparteien immer stärker herausfordern. Daran wird kein Krieg, kein Burgfriede, keine politische „Neuorientierung“ etwas ändern. Und je mehr wir Sozialdemokraten uns dessen bewußt sind, desto besser wird es für uns sein, desto sicherer werden wir vor Enttäuschungen und Fehlgriffen bewahrt bleiben.

In der jüngsten Zeit haben sich die Stimmen gemehrt, die erkennen lassen, daß auf der andern Seite der Wille besteht, nach dem Kriege in der inneren Politik da fortzufahren, wo man vor dem Kriege aufgehört hat. Es sei erinnert an die mannigfachen Äußerungen des Freiherrn von Zedlitz gegen die Demokratisierung unseres öffentlichen Lebens und an seine in mehr als einer Hinsicht auffallende Ansicht über die Reform des preußischen Wahlrechts. Es sei erinnert an die Rede des Geheimrats Dr. Emil Kirdorf auf der Generalversammlung der Gelsenkirchener Bergwerks-Aktiengesellschaft, wo er sein Bedauern aus sprach, „daß eine Regierung, die in ihrer äußeren Politik doch so vollständig verfehlte Wege gegangen ist, auch in der inneren Politik Wege einschlägt, die alle diejenigen, die auf lange Erfahrungen im industriellen Leben zurückblicken, für sehr abwegig halten“ — welche Abwegigkeit der Berggewaltige darin erblickte, daß die Regierung in letzter Zeit mit „sogenannten Arbeiterorganisationen“ in Verbindung getreten sei. Es sei erinnert an die Äußerungen des Abgeordneten Böttger, der, wenn auch mit einigem Wenn und Aber, so doch mit sichtlichem Bemühen die Regierung abzubringen versucht von dem Gedanken, sich mit der Arbeiterbewegung auf verträglichen Boden zu stellen, fintemalen, wie er mit bedeutungsvollem Nachdruck hervorhebt, die Gewerkschaften „ausgesprochene Kampforganisationen sind, die das auch nach dem Kriege bleiben wollen“.

Wenn derartige Bestrebungen sich schon in der Öffentlichkeit zeigen, dann kann man sich leicht eine Vorstellung machen, wie im verborgenen gearbeitet wird, die „Neuorientierung der inneren Politik“ im Sinne der Herren Westarp, Zedlitz, Kirdorf und Böttger zu gestalten. Das sollte auch für uns eine Lehre sein.

Uberschwenglichkeiten sind in der Politik allemal von Uebel, was sich vor allen Dingen diejenigen unter uns gesagt sein lassen sollten, die auf der vielberufenen „Politik des 4. August“ jetzt schon allerhand lustige Pläne aufbauen, die an das unverbindliche Wort eines vergänglichsten Ministers ausschweifende Hoffnungen knüpfen und daraufhin heute schon die Partei auf eine neue Taktik zu verpflichten sich bemühen. Das weckt natürlich auf dem anderen Flügel der Partei Stimmungen und Bestrebungen gegenteiliger Art, die allgemeine Nervosität der Kriegszeit und die beschränkte Möglichkeit einer geordneten Aussprache stärken die Gegensätze und verschärfen die Form ihrer Austragung — und so erleben wir denn jetzt eine höchst unnütze, unzeitige und unerfreuliche Auseinandersetzung in der Partei, der nichts dringender not tate als Ruhe, Einigkeit, Besonnenheit und Entschlossenheit. Das schwächt unsere Stellung im selben Maße, wie es die der anderen Parteien uns gegenüber stärkt. Ich verweise auf das Zentrum, das die Jahre vor dem Kriege sich in schweren inneren Kämpfen befand. Die Gegensätze in dieser Partei sind durch den Krieg gewiß nicht aus der Welt geschafft, aber man hat klugerweise die öffentliche Auseinandersetzung darüber verschoben und sucht seine Stärke in dem einheitlichen Willen gegenüber den drängenden Fragen der Zeit.

In dem „Tag“ vom 2. März (Nr. 51) erörtert Dr. Julius Bachem, einer der Klügsten und Geschäftigsten im Zentrum, die Frage, welche Schlüsse sich aus den gegenwärtigen Auseinandersetzungen in der Sozialdemokratie ziehen lassen, und wie je nachdem, wie diese Schlüsse ausfallen, sich das deutsche Parteileben nach dem großen Kriege gestalten werde. Dr. Bachem führt auf Grund eines Artikels des Genossen Kolb („Theorie

und Wirklichkeit“) den Streit der Meinungen in der Sozialdemokratie auf den alten Gegensatz Revisionismus — Radikalismus zurück und schreibt dann, es bestehe kein Zweifel, daß die Haltung der Sozialdemokratie in der ungenügenderen Mehrheit ihrer Mitglieder deren politischen Einfluß bereits nicht unerheblich gestärkt habe, und er gibt Genossen Kolb recht, daß, wenn die Sozialdemokratie auf dem Boden einer sozialistischen Reformpartei bleibe, dieser Einfluß dann noch weiter wachsen werde. Dann heißt es:

In der bürgerlichen Linken sind weite Kreise schon jetzt bereit, der Sozialdemokratie bei der Gewinnung von politischem Einfluß zu helfen. Und auch die Regierung wird sich ernstlich vor die Frage gestellt sehen, ob und unter welchen Voraussetzungen sie eine engere Fühlung mit den Linksparteien zu nehmen habe. Unter welchen Voraussetzungen? Das ist die Frage, auf welche nur die Entwicklung Antwort geben kann. Wenn die Sozialdemokratie in der Kolbschen Richtung bleiben soll, so muß der politische Einfluß, der ihr eingeräumt werden soll, schon recht beträchtlich sein. In dem Augenblick, wo bei den Massen die Ansicht zum Durchbruch kommt, er genüge nicht, würde zweifellos der Radikalismus aufs neue und stärker als früher sein Haupt erheben und der Revisionismus rückwärts revidiert werden. Viel wird auch davon abhängen, ob die alten Parteien rechtzeitig auf der durch den Krieg verschobenen Basis eine Neuorientierung gewinnen werden, ohne welche sie ihren früheren Einfluß schwerlich werden behaupten können.

Man braucht bei dieser Gelegenheit nicht zu erörtern, ob und inwieweit Dr. Bachem recht hat bezüglich seiner Auffassung über das Wesen der gegenwärtigen Auseinandersetzung in der Sozialdemokratie und die größere oder geringere Aussicht dieser oder jener ihrer Richtungen. Begnüge man sich, Bachems Gedankengänge zu folgen: Der Sieg der Kolbschen Richtung bedeutet eine ansehnliche Stärkung des Einflusses der Sozialdemokratie und eine dementsprechende Minderung des Einflusses der alten Parteien. Bachem lenkt beizeiten die Aufmerksamkeit der politischen Welt auf diese, wie er es nennt: „bedeutsame Perspektive“ und hält eine Neuorientierung der alten Parteien für erforderlich, damit diese ihren früheren Einfluß zu behaupten vermögen. Das heißt: Dr. Bachem macht mobil gerade gegen jenen Teil der Sozialdemokratie, dem er selber in seinem Artikel das Zeugnis nationaler Gesinnung und politischer Mitarbeitswilligkeit ausstellt. Und das sollte, wie ich meine, doch denjenigen zu denken geben, die sich großen Hoffnungen hingeben, daß unser Verhalten im gegenwärtigen Kriege die anderen Parteien veranlassen könnte, uns in den großen Forderungen, die wir als Demokraten und als Sozialisten zu erheben und durchzusetzen haben, so ganz anders und soviel weiter entgegenzukommen als bisher. Selbstverständlich werden wir alles tun und nichts unterlassen, um unseren Einfluß zu stärken und an der Durchsetzung unserer Forderungen zu arbeiten. Und selbstverständlich werden wir dabei, wo es die Umstände erfordern, auch neue Mittel und neue Wege nicht scheuen, wenn die alten sich als weniger tauglich erweisen sollten. Aber wir werden vor wie nach um jeden Schritt vorwärts zu kämpfen und bei großen Fragen uns in der Hauptsache auf die eigene Kraft zu verlassen haben. Je weniger diese Tatsache auf der einen Seite der Partei verkannt und je mehr der Ueberschwenglichkeit der Hoffnungen abgesehen wird, desto weniger wird auf der anderen Seite die Neigung bestärkt, sich in Ueberschwenglichkeit der Befürchtungen zu verlieren. Im ganzen aber werden dabei diejenigen Parteitugenden gewinnen, deren wir in der kommenden Zeit am allermeisten bedürfen: die Einigkeit und Entschlossenheit.

Illusionen-Kultus.

Eine Entgegnung auf Kautskys Kritik meiner Broschüre „Partei-Zusammenbruch?“

Von Heinrich Cunow.

(Schluß.)

II.

Was ist Imperialismus?

Genosse Kautsky versteht unter den Bezeichnungen „Imperialismus“, „imperialistische Politik“, „imperialistische Bestrebungen“ etwas wesentlich anderes als ich — eine Tatsache, die mir schon vor dem Erscheinen seiner neuesten Schrift „Nationalstaat, imperialistischer Staat und Staatenbund“ aus seinen Artikeln bekannt war. Nach seiner schon früher in der „Neuen Zeit“ aufgestellten, jetzt Seite 15 der ebengenannten Schrift von ihm wiederholten Definition ist

„der Imperialismus ein Produkt des hochentwickelten industriellen Kapitalismus. Er besteht in dem Drange jeder industriellen kapitalistischen Nation, sich ein immer größeres agrarisches Gebiet zu unterwerfen und anzugliedern, ohne Rücksicht darauf, von welchen Nationen es bewohnt wird“.

Wie Genosse Eckstein in seiner Besprechung meiner Schrift (im „Vorwärts“ vom 4. April) ausführt, fällt diese Begriffsbestimmung praktisch „ziemlich genau mit der modernen Kolonialpolitik zusammen“. Das ist im allgemeinen richtig, nur muß Eckstein das Wort „modern“ entschieden streichen; denn die Kautskysche Definition trifft nicht bloß auf die moderne imperialistische Kolonialpolitik zu, sondern fast auf jede beliebige Kolonialpolitik, sowohl auf die holländische im indischen Archipel wie auf die spanische des 16. und 17. Jahrhunderts in Mittel- und Südamerika. Der charakteristische Fehler dieser Kautskyschen Definition liegt eben darin, daß sie, die doch das Wesen des Imperialismus erklären soll, gerade die modern-imperialistischen Züge der neueren Kolonialpolitik unbeachtet läßt.

Ganz abgesehen davon, enthält diese Definition noch sonst verschiedene Fehler, z. B. entspringt die Kolonialpolitik nicht dem „Drange jeder industriellen kapitalistischen Nation“, sondern dem Drange der kapitalistischen Staaten, und zweitens steht als hauptsächlich treibende Kraft hinter der heutigen Kolonialpolitik nicht der „industrielle Kapitalismus“, sondern das Finanzkapital.

Ich habe diesen Unterschied schon vor 15, 16, 17 Jahren in verschiedenen Artikeln betont, auch in der „Neuen Zeit“, so heißt es z. B. in einem Aufsatz 1900 von mir geschriebenen Artikel „Handelsvertrags- und imperialistische Expansionspolitik“ („Neue Zeit“, 18. Jahrgang, II. Band, Seite 239):

„Wenn vor einem halben Jahrhundert die englischen Nationalökonomien und Handelspolitiker in den Kolonien nur mehr- und minderwertige Absatzmärkte für den Ueberfluß englischer Industrieprodukte sahen, hatte diese Auffassung ihre Berechtigung. Seitdem hat sich jedoch die wirtschaftliche Situation völlig verändert. Aus den Profitakkumulationen des Industriekapitals hat sich wuchernd ein noch fortwährend anschwellendes Geld- und Finanzkapital erhoben, das nach profitabler Bewertung sucht. Neben den Wareneport ist der Kapitaleport getreten; aus Absatzmärkten für die Groß-

industrie haben sich die Kolonien zu Anlagemärkten für das überschüssige Kapital der reichgewordenen Industrieländer entwickelt. Und dieses, wenn man so sagen darf, Verwertungs- und Ausdehnungsbedürfnis des Geldkapitals ist es, was in der modernen Expansions- und Weltpolitik zum Ausdruck kommt, teilweise deren eigenen Fürsprechern unbewußt. Man braucht nur die im Namen des Imperialismus gemachten Kolonialerwerbungen der letzten Jahre auf ihre Motive und ihre Folgen zu prüfen, um sich über diesen Charakter klar zu werden."

Nebenbei bemerkt kann Kautsky schon aus diesem Zitat ersehen, daß auch der Terminus technicus „Finanzkapital“ nicht erst, wie er meint (Seite 107), vom Genossen Hilferding geprägt worden ist, ich habe ihn schon Ende der neunziger Jahre öfters gebraucht, abwechselnd mit den Ausdrücken „Bankkapital“ und „Bankfinanz“.

Doch solche Prioritätsstreitigkeiten haben wenig Zweck; jedenfalls zeigt die Kautskysche Definition des Begriffs Imperialismus — was übrigens meiner Ansicht nach auch durch seine weiteren Ausführungen bestätigt wird —, daß er noch heute über den finanzkapitalistischen Charakter der modernen Kolonialpolitik nicht ganz im klaren ist, denn dann könnte er unmöglich an seiner alten Definition festhalten.

Zudem ist Kautskys Definition auch in anderer Hinsicht viel zu eng. Sie umfaßt nur einen Teil der politischen Erscheinungen, die man schon heute, obgleich die imperialistische Ära erst beginnt, als „imperialistisch“ bezeichnet. Das Bestreben, in fremden Gebieten Eisenbahn-, Bergwerks- und Landkonzessionen zu erlangen, wie sie heute z. B. Japan in China fordert, oder das Bestreben großer Finanzkonfessionen, fremde Länder mit Eisenbahnen zu versorgen und sie dadurch in finanzielle Abhängigkeit von sich zu bringen (siehe Bagdadbahn), oder z. B. der Versuch eines Staates, benachbarte Erz- und Kohlengebiete zu annektieren, um seiner wachsenden Großindustrie billige Rohmaterialien zu verschaffen, oder die Anlegung von Marinestationen in fernen Erdteilen zur Sicherung bestimmter Handels- und kolonialpolitischer Pläne, oder der Bau von Kanälen in fremden Landstrichen (siehe Panamakanal), zu dem Zweck, die Oberherrschaft in den angrenzenden Meeresteilen zu erlangen, vielleicht auch, um gelegentlich den eigenen Kolonialbesitz zu erweitern: alle solche Bestrebungen und Unternehmungen zählen nach Kautskys Definition nicht zu dem Begriff „Imperialismus“, denn sie fallen nicht unter die Rubrik der Angliederung agrarischer Gebiete. Trotzdem werden diese Bestrebungen und die ihnen dienende Politik heute in der Zeitungs- wie auch in der wissenschaftlichen Literatur als imperialistisch bezeichnet.

Kautsky führt ganz richtig aus, daß im Laufe der Zeit die Bedeutung des Wortes „Imperialismus“ mehrfach gewechselt hat. Noch vor zwei Jahrzehnten wurde auch in Deutschland das Wort „imperialistisch“ vielfach im englischen Sinne von dem politischen Streben nach einem „Greater Britain“ gebraucht; aber für Deutschland und andere Länder kam diese Bedeutung nicht in Betracht, da sie keine kulturell entwickelten, unabhängigen Kolonien haben, die sich mit ihnen zu einem Empire vereinigen konnten, zugleich aber traten im politischen Leben allerlei andere nach außen gerichtete Expansionsbestrebungen hervor, und so hat sich der Sinn des Wortes gewandelt und bedeutet heute so ziemlich dasselbe wie „weltpolitisch“.

Hat das Wort damit seine definitive Bedeutung erlangt? Ich glaube kaum; denn das „Wertungs- und Ausdehnungsbedürfnis“ des Finanzkapitals erstreckt sich nicht nur auf Kolonien oder fremde Gebiete, sondern auch auf das eigene Staatsgebiet und wird auch dort, wie ich in meiner Broschüre (Seite 17/18) näher ausgeführt habe, neue wirtschaftliche Erscheinungen hervorrufen.

Und deshalb, weil schon heute sich zwischen den zusammenhängenden Expansionsbestrebungen keine Grenze ziehen und sich nirgends sagen läßt, wo der Imperialismus beginnt und wo er aufhört, ferner weil wir nach meiner Ansicht vor weiteren durch den Finanzkapitalismus bedingten Neugestaltungen stehen — deshalb nenne ich die ganze, sich aus den Lebens- und Entwicklungsbedingungen des Finanzkapitalismus ergebende Politik „imperialistisch“, obgleich ich recht wohl weiß, daß manchem, dem Rautskys Begriff des Imperialismus zu eng sein wird, meine Gleichstellung der imperialistischen mit der modern-finanzkapitalistischen Politik heute noch als zu weitgehend erscheinen dürfte. Doch meiner Ansicht nach sollte das, was aus gleichen wirtschaftlichen Ursachen erwächst und tatsächlich eng miteinander verknüpft ist, auch begrifflich nicht getrennt werden. Ob der weitere Gebrauch des Wortes „Imperialismus“ dahin führen wird, daß man mehr und mehr in meinem Sinne unter der Bezeichnung „imperialistische Politik“ die ganze Politik des Finanzkapitals, unter „ökonomischem Imperialismus“ die neue finanzkapitalistische Wirtschaftsära versteht, weiß ich freilich nicht. Der Name tut schließlich wenig zur Sache, und wenn künftig das Wort Imperialismus durch ein weniger vieldeutiges ersetzt werden sollte, habe ich am allerwenigsten dagegen etwas einzuwenden.

Sedenfalls erscheint mir die Definition des Genossen Rautsky, die heute schon nicht mehr die Fülle der verschiedenen imperialistischen Bestrebungen umfaßt, als völlig verunglückt: als ein deutliches Beispiel jener Auffassung, die in dem Kommenden nur die Verlängerung des Gegebenen sieht oder, wie Engels sagt, die am Anfang einer ökonomischen Entwicklungsperiode vorgefundene wirtschaftliche Lage „als für die ganze Periode gegeben und unveränderlich“ behandelt.

Zieht man die Verschiedenheit unseres Begriffs „Imperialismus“ in Betracht, so sind übrigens manche der Gegensätze, die dem äußeren Anschein nach zwischen Rautskys und meiner Auffassung der imperialistischen Politik bestehen, gar nicht vorhanden. Das hat Genosse Eckstein in seiner Kritik meines Schriftchens im „Vorwärts“ ganz richtig herausgefunden, er sagt dort:

„Beide Autoren verstehen unter „Imperialismus“ zwei sehr verschiedene Dinge, wie es denn überhaupt kaum einen zweiten so in allen Farben schillernden Begriff gibt, wie den des Imperialismus, diese üppigste Quelle von Mißverständnissen. Bezeichnet man mit Cunow die Politik des zur Herrschaft gelangten Finanzkapitals als des bisher höchsten Ausdrucks des Kapitalismus, dann ist es sicher, daß der Imperialismus in diesem Sinne eine Notwendigkeit der kapitalistischen Entwicklung ist. Hingegen versteht Rautsky unter Imperialismus den „Drang jeder industriellen kapitalistischen Nation, sich ein immer größeres agrarisches Gebiet zu unterwerfen und anzugliedern“. Praktisch fällt diese Begriffsbestimmung ziemlich genau mit der modernen

Kolonialpolitik zusammen. Der Imperialismus bezeichnet also nach dieser Begriffsbestimmung nicht die gesamte Politik des Finanzkapitals, sondern nur jenen Teil derselben, der mit Hilfe staatlicher, militärischer Machtmittel der Kapitalistenklasse eines Staates Monopolgewinne zuschanzen will. Dieses Drängen nach kolonialen Anlagemärkten ist aber nach Cunow (Seite 17) „nur eine der verschiedenen Betätigungsarten des Finanzkapitals“, die auch durch andere Formen abgelöst werden könne. In der Sache behauptet also Cunow das gleiche wie Kautsky.“

Im ganzen sind diese Ausführungen richtig. Wenn ich sagte, der Imperialismus sei historisch notwendig, so meine ich natürlich damit den Imperialismus als Politik des Finanzkapitals, nicht lediglich die von Kautsky mit dem Imperialismus identifizierte Kolonialpolitik, die nach meiner Auffassung nur eine der zeitlich und örtlich wechselnden Formen der finanzkapitalistischen Politik ist.

Ein gewisser Gegensatz bleibt allerdings auch dann noch bestehen. Nach Kautsky ist der Imperialismus nicht geschichtlich notwendig, wenigstens nicht für die geschichtliche Zukunft, weil sich gar nicht vorher mit absoluter Gewißheit bestimmen läßt, was sich als notwendig durchsetzen wird:

„Daß der Imperialismus unvermeidlich und insofern notwendig war, wird kein Mensch leugnen wollen. Es wird einfach dadurch bewiesen, daß er da ist. Die Streitfrage ist die, ob er in der Zukunft notwendig ist, und die läßt sich nicht mit absoluter Gewißheit, sondern nur mit geringerer oder größerer, um mit Cunow zu reden, „dreißig- oder zwanzigprozentiger“ Wahrscheinlichkeit beantworten. Die bloße Erkenntnis, daß der Imperialismus ist und aus gegebenen Bedingungen notwendigerweise so hervorgegangen ist wie er ist, daß er also ebensowenig wie irgend etwas anderes, das ist, ein Gebilde des Zufalls darstellt, diese Erkenntnis verhilft uns noch nicht zur leisesten Spur von Einsicht in die Zukunft des Imperialismus.“

Es ist demnach nach Kautskys Meinung höchst unsicher, ob der Imperialismus noch lange existieren wird. Er kann möglicherweise noch einige Zeit fort dauern, er kann aber auch demnächst zusammenbrechen. Darüber wissen wir nichts Genaues. Als das Wahrscheinlichere gilt Kautsky aber doch, daß es nicht mehr lange mit dem Imperialismus und überhaupt mit dem ganzen Kapitalismus dauern wird, denn wie er Seite 142 ausführt, haben wir, was die Technik anbetrifft, „die historisch nötige Stufe schon erreicht“. Und auch die ökonomische Konzentration ist nach Kautsky so weit vorgeschritten, daß ihm das erforderliche Minimum für den sozialistischen Wirtschaftsaufbau „ebenfalls bereits erreicht“ scheint. Demgemäß erklärt er denn auch (Seite 142):

„Die objektiven Vorbedingungen des Sozialismus halte ich in den kapitalistischen Ländern demnach für gegeben. Will man das als „Abwirtschaftung des Kapitalismus“ bezeichnen, dann gehöre ich allerdings zu den mehr oder weniger „klügeren Köpfen“, die diese Auffassung teilen.“

Bleiben noch die subjektiven Vorbedingungen, das heißt die Kraft des Proletariats und das Verhältnis seiner Stärke zum Widerstand der anderen Klassen. Diese Kraft ist, wie Kautsky weiter ausführt, „nichts Absolutes, sondern etwas Relatives“; man weiß nicht recht, wie sich das Kräfteverhältnis und der Klassengegensatz demnächst gestalten wird. Der Krieg kann allerlei Ueberraschungen bringen. Es ist demnach (Seite 145)

zwar noch verfrüht, „von einer vollzogenen endgültigen Abwirtschaftung, auch nur einer moralischen, des Kapitalismus zu sprechen“, nicht minder voreilig aber scheint es Kautsky, „zu erklären, eine solche Abwirtschaftung sei für lange hinaus unmöglich“. Er meint: „Sie k a n n k o m m e n , e h ' i h r ' s g l a u b t.“

Der Grund, weshalb Kautsky die geschichtliche Notwendigkeit des Imperialismus für die Zukunft verneint, besteht also darin, daß nach seiner Ansicht die wirtschaftlichen Vorbedingungen für den Sturz des Imperialismus, überhaupt des ganzen Kapitalismus schon gegeben sind. Drückt er sich auch sehr vorsichtig aus, durchzieht doch seine ganzen Ausführungen wie ein roter Faden der Glaube an den baldigen „Kladderadatsch“.

Das ist eine ganz andere Auffassung als jene, von der ich ausgehe. Wenn ich die expansive Kolonialpolitik, d. h. den Imperialismus nach Kautskyscher Definition, nur als eine bestimmte Form finanzkapitalistischer Politik ansehe, die nicht in allen kapitalistischen Ländern und in diesen Ländern nicht während der ganzen Dauer der finanzkapitalistischen Ära herrschen wird, so nicht deshalb, weil nach meiner Ansicht uns schon der große Kladderadatsch bevorsteht, sondern weil nicht in allen Ländern der Finanzkapitalismus sich in gleicher Weise entwickelt und die geschichtlich wie geographisch gegebenen Vorbedingungen für die Durchführung einer imperialistischen Politik in den einzelnen Ländern ganz verschieden sind — gerade wie ja auch bisher die kapitalistische Entwicklung der wirtschaftlich vorgeschrittensten Staaten nicht genau dieselbe war und diese Staaten nicht sämtlich dieselbe kapitalistische Politik verfolgten. Während in dem einen Lande der Finanzkapitalismus zur expansiven Kolonialpolitik drängt, treibt er in einem anderen Lande zur Erwerbung, vielleicht gewaltsamen Erpressung von Bergwerks-, Land- und Handelskonzessionen, in einem dritten sucht er fremde Gebiete durch Errichtung von Eisenbahnen, Staatsmonopolen, privilegierten Handelskonsortien finanziell auszubeuten, in einem vierten wendet er sich vornehmlich dem inneren Markt zu und gründet dort Banken-, Industrie- und Handelstrusts, Schifffahrtsmonopole usw.

Kommen wir demnach auch zu demselben Ergebnis, daß die expansive Kolonialpolitik nicht in dem Sinne eine geschichtliche Notwendigkeit ist, daß sie sich notwendig als Folge der kapitalistischen Entwicklung überall einstellen muß, so sind doch die Auffassungen, von denen wir ausgehen, grundverschieden. Kautsky geht von der Erwartung eines baldigen Zusammenbruchs des Kapitalismus und damit auch der kapitalistischen Kolonialpolitik aus; ich hingegen von der Ansicht, daß mit diesem Zusammenbruch noch nicht zu rechnen ist, aber die Vorbedingung für die Durchführung einer expansiven Kolonialpolitik nicht überall in gleicher Weise gegeben sind, der Finanzkapitalismus also in den einzelnen Ländern seine Ziele auf mancherlei verschiedenen Wegen verfolgen wird.

In dieser verschiedenen Beurteilung des kapitalistischen Entwicklungsstandes besteht überhaupt der wichtigste Unterschied zwischen unseren Ansichten über so manche heutigen politischen und wirtschaftlichen Erscheinungen, nicht in Unterschieden der marxistischen Methodologie. Kautsky hält zwar eine Fortdauer des Kapitalismus nicht für ganz unmöglich. „Es wäre möglich,“ sagt er Seite 145, „daß wir diesmal noch nicht der moralischen Abwirtschaftung des Kapitals, sondern bloß der des Imperia-

lismus entgegengehen"; aber tatsächlich wird doch seine Betrachtung der Gegenwart immer wieder von der Vorstellung beeinflusst: „das Ende könnte kommen, eh' ihr's glaubt“.

Ich rechne hingegen mit einer neuen, der finanzkapitalistischen Wirtschaftsära, an deren Beginn wir erst stehen. Sie erst wird nach meiner Ansicht die Vorbedingungen schaffen für den Sozialismus, teils durch eine weitere Konzentrierung der Großindustrie, des Kreditwesens, der Schifffahrt, auch mancher Großhandelszweige in die Hände weniger Finanzgruppen, so daß es gar nicht der kleinsten Expropriierung all der einzelnen Werke, Banken, Schiffe usw. bedarf, sondern lediglich der Kontrolle und Enteignung dieser Finanzgruppen, teils durch die Vereinigung technisch zusammengehöriger, voneinander abhängiger und ineinandergreifender Betriebe zu Riesenunternehmungen, in denen die Herstellung der Roh- und Halbstoffe mit denen der Fertigfabrikate verbunden ist, wie z. B. schon heute in den großen gemischten Werken der Eisen- und Stahlindustrie; ferner durch eine zunehmende Enteignung der selbständigen Unternehmer (Bergwerksbesitzer, Fabrikanten, Reeder) und ihre Umwandlung in Angestellte der Finanzgruppen sowie durch die Finanzierung von Handels- und Vertriebsmonopolgesellschaften und damit Degradierung heute noch selbständiger kleiner Geschäftsleute zu Lagerhaltern, Verkäufern, Agenten, Umsatzvermittlern usw. Eine ganz andere Auffassung des vorausichtlichen Werdeganges der nächsten Jahrzehnte, wie sie Kautsky hat, und es ist ohne weiteres selbstverständlich, daß wir beide auf Grund dieser verschiedenen Auffassungen trotz gemeinsamer marxistischer Grundbegriffe auch zu manchen verschiedenen Urteilen über heutige wirtschaftliche Vorgänge und Maßnahmen, und aus diesem Urteil heraus wieder zu verschiedenen taktischen Erwägungen und Handlungen kommen. Kautsky meint zwar (Seite 145):

„Für unsere Taktik, unsere Praxis entscheidend sind nicht bestimmte Termine unseres Fortschreitens, sondern unsere Anschauungen über die Tendenzen der Entwicklung. Entscheidend dafür, ob unsere Taktik illusionär war oder nicht, wird die Beantwortung der Frage, ob wir die Tendenzen des Kapitalismus richtig erkannt haben oder nicht.“

Ich möchte kaum annehmen, daß Kautsky nach einigem Nachdenken selbst an diesem Ausspruch festhalten wird, weiß doch jeder Politiker, daß für eine Partei oder eine Gewerkschaft bei ihren taktischen Erwägungen und Maßnahmen nicht nur als entscheidend die allgemeinen Entwicklungstendenzen in Betracht kommen, sondern auch der jeweilige Stand der Partei- oder Gewerkschaftsbewegung, die wirtschaftliche Konjunktur, das Kräfteverhältnis zu den Gegnern usw.

Wie steht's mit der Abwirtschaftung des Kapitalismus?

Genosse Kautsky wird für den im vorigen Abschnitt kurz skizzierten weiteren Entwicklungslauf den Beweis fordern. Ich kann nur darauf erwidern, daß es für meine Auffassung der wirtschaftlichen Entwicklung der nächsten Jahrzehnte heute natürlich ebensomenig strikte Beweise gibt, wie für seine gegenteilige Auffassung. Ich kann mich wohl auf allerlei Rückständigkeits der heutigen kapitalistischen Entwicklung in Deutschland und andern Ländern, auf die mangelhafte Organisation mancher Industriezweige,

auf allerlei Ansätze zu neuen kapitalistischen Wirtschaftsgestaltungen berufen; aber ich gebe ganz offen zu, eigentliche Beweise sind das alles nicht. Was herauskommt, ist immer nur eine unsichere Wahrscheinlichkeitsrechnung.

In dieser Hinsicht stimme ich völlig zu, wenn Kautsky in seiner Kritik (Seite 113) sagt:

„Von der Zukunft habe ich nicht die mindeste Erfahrung. Ich kann die Erfahrungen der Vergangenheit in die Zukunft verlängern, ich kann unter der Voraussetzung, daß in der Zukunft die gleichen Ursachen die gleichen Wirkungen erzeugen wie in der Vergangenheit, Schlüsse für die Zukunft ziehen, Erwartungen von ihr hegen, aber eine absolute Gewißheit, daß sie in Erfüllung gehen, hätte ich doch nur dann, wenn ich alle Ursachen genau erkannt hätte, die historisch geworden sind und die Zukunft bestimmen. Da solche Erkenntnis keinem Menschen gegeben ist, können wir die notwendige Entwicklung der Zukunft nur mit einem größeren oder geringeren Grad von Genauigkeit erkennen. Wir haben da nicht mit Gewißheiten, sondern nur mit Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten zu tun.“

Wie sich in den nächsten Jahrzehnten unsere wirtschaftliche Entwicklung gestalten wird, weiß sicherlich niemand mit Bestimmtheit; immer handelt es sich nur um eine kleinere oder größere Wahrscheinlichkeit. Dennoch müssen wir, um eine zielsichere, zweckentsprechende Politik treiben zu können, möglichst genau wissen, wohin die Reise geht, und zwar nicht nur, wohin wir wahrscheinlich einmal im Laufe einer ganz unbestimmten Zeit gelangen können, sondern auch, unter welchen Umständen die Reise erfolgt, in welcher Richtung die Reiseroute läuft und möglichst auch, um welche Zeit wir ungefähr in den einzelnen Stationen eintreffen können.

Das herauszufinden, ist meines Erachtens die Hauptaufgabe des politischen und wirtschaftlichen Theoretikers, nicht, nach 20, 50 oder 100 Jahren zu beweisen, daß bestimmte frühere Entwicklungsvorgänge sich so abgepielt haben, wie sie nach den damaligen geschichtlich gegebenen Bedingungen mußten. Immer aber kommt als Ergebnis solcher Wahrscheinlichkeitsrechnung auch nur ein Wahrscheinlichkeitsfazit heraus, zumal, wie ich Seite 11 meiner Broschüre ausführe, immer wieder neue, vielfach noch gar nicht deutlich erkennbare Einschlüsse in die Entwicklung stattfinden, bei deren Bewertung alle Erfahrung versagt und der Entwicklungstheoretiker auf bloße individuelle Abschätzungen, auf eine Rechnung mit unbekanntem Größen angewiesen ist, wobei aber nicht, wie in der Algebra, die Werte der unbekanntem Größen durch Gleichungsoperationen ermittelt werden können.

Deshalb finden wir auch, wenn wir frühere Versuche betrachten, den „Schleier der Zukunft zu lüften“, neben genialen Einblicken in das werdende, oft völlige Verkennungen, bunte Illusionen, die uns heute, gemessen an dem, was tatsächlich geworden ist, als sinnlose Phantasieprodukte erscheinen. Und prüfen wir näher, dann erkennen wir nur zu oft, daß der betreffende Autor neue wichtige Einschlüsse gar nicht gesehen oder sie ganz unrichtig eingeschätzt hat. Wie weit solche Wahrscheinlichkeitsrechnungen richtig sind, und wer im Streit um die zukünftige Entwicklung recht hat, entscheidet immer erst hinterher die Geschichte.

Wenn aber auch die Tatsachen, daß ein Theoretiker in früheren Fällen den Entwicklungsgang richtig erkannt hat, noch durchaus nicht den Beweis

dabei liefern, daß auch sein Urteil über zukünftige Gestaltungen richtig ist, so möchte ich doch darauf hinweisen, daß ich nicht nur die allgemeine Wirtschaftsentwicklung seit mehr als zwei Jahrzehnten richtig beurteilt habe, sondern auch die einzelnen Entwicklungsvorgänge, zum Beispiel schon Ende der neunziger Jahre in verschiedenen Artikeln des „Vorwärts“ die weitere Entwicklung der Kartelle und Syndikate und ihre sogenannte Bewährung in Krisenzeiten (später auch in der „Neuen Zeit“: Artikel „Kartellfragen“, XXI, 1. Band, und „Kartelle in Theorie und Praxis“, XXII, 2. Band), die Ausichten der englisch-imperialistischen Politik (Artikel „Handelsvertrags- und imperialistische Expansionspolitik“, „Neue Zeit“ XVIII, 2. Band), die wirtschaftliche Entwicklung Chinas („Neue Zeit“ XVIII, 2. Band) und die zukünftige Wirtschaftsgestaltung Japans nach Beendigung des russisch-japanischen Krieges (Artikel „Ostasiatische Problemen“, „Neue Zeit“ XXIV, 1. Band), ferner Beginn, Ursachen und Verlauf der amerikanischen Eisenkrise 1903/04 (Artikel „Wirtschaftliche Umschau“, „Neue Zeit“ XXI, 1. Band, Seite 823 ff. und XXII, 1. Band, Seite 347 ff.), die Richtung der amerikanisch-imperialistischen Politik (Artikel „Amerikanische Expansionspolitik in Ostasien“, „Neue Zeit“ XX, 1. Band) usw.

Demgegenüber haben sich die bisherigen Prophezeiungen eines baldigen Zusammenbruchs, besonders die Erwartungen, die sich neuerdings an die ersten Kriegswochen knüpften, sämtlich als irrig erwiesen! Kautsky weist auf die Rede hin, die Bebel 1911 auf dem Parteitag in Jena über die voraussetzlichen Folgen eines zukünftigen Krieges gehalten hat. Aber Bebel hegte doch nicht allein solche Erwartungen; seine Ausführungen fanden lauten Beifall, und auch Kautsky dürfte nicht selten auf Auffassungen gestoßen sein, die weit über Bebels Prophezeiungen hinaus gingen. Und Genosse Kautsky selbst? Wie oft hat er sich nicht in seinen Voraussagen geirrt. Ich möchte hier keine lange Liste aufrollen; ich will nur auf einige Urteile Kautskys aus jüngerer Zeit, die mir im Gedächtnis haften geblieben sind, hinweisen.

Als 1904 die Anzeichen des Beginns einer russischen Revolution am Horizont auftauchten, schrieb Kautsky in seinem Artikel „Allerhand Revolutionäres“ („Neue Zeit“, XXII, 1. Band, Seite 625):

„Eine Revolution in Rußland könnte zunächst kein sozialistisches Regime begründen. Dazu sind die ökonomischen Verhältnisse des Landes noch zu unreif. Sie könnte vorerst nur ein demokratisches Regime ins Leben rufen, hinter dem aber ein starkes und ungestümes, nach vorwärts drängendes Proletariat stände, das sich erhebliche Konzessionen erringen würde.“

Genosse Kautsky hielt also ein demokratisches Regiment in Rußland nicht nur für möglich, sondern hoffte auch auf dessen baldige Ersetzung durch ein „sozialistisches System“. Dadurch würde, meinte er, auch die polnische Frage wieder akut werden, aber sie würde ihre Spitze nicht gegen Rußland, sondern gegen Oesterreich und Preußen richten und die Revolution nach Oesterreich und Deutschland tragen:

„Oesterreich wird dann gesprengt, denn mit dem Zusammenbruch des Zarismus zerfällt der eiserne Reifen, der heute noch die auseinanderstrebenden Elemente zusammenhält. Kommt es aber so weit, dann erst steht für das Deutsche Reich die Notwendigkeit, die von Deutschen bewohnten Länder und Landstriche der Habsburgischen Monarchie — soweit sie ein zusammenhängendes Ganzes ausmachen — in seine Gemeinschaft aufzunehmen.“

In demselben Artikel (Seite 652) wird angekündigt, daß auch Belgien vor einer Revolution stehe und sich dann an diese voraussichtlich ein deutsch-französischer Krieg knüpfen werde, „der sehr wohl den Anfang des Endes bedeuten könnte“.

Gegen Ende des russisch-japanischen Krieges, im Juli 1905, schrieb Kautsky („Neue Zeit“ XXIII, 2. Band, Seite 460):

„Wie immer aber dieser Preis des japanischen Sieges ausfallen mag, auf jeden Fall muß er Konsequenzen für den proletarischen Emanzipationskampf nach sich ziehen, deren Bedeutung heute schon kaum überschätzt werden kann.“

Und die nächste wirtschaftliche Zukunft Japans schildert er folgendermaßen (Seite 529):

„Diese eigenartige und vielleicht kraftvollste unter den verschiedenen Erscheinungsformen des Kapitalismus im zwanzigsten Jahrhundert wird jetzt durch ihre Siege vermehrte Kapitalien und ein stark vergrößertes Ausbeutungsgebiet erhalten. Sollte, wie wahrscheinlich, Rußland außerstande sein, eine Kriegsent-schädigung zu zahlen, so muß um so umfangreicher das Gebiet werden, das Japan besetzt, und der größte Teil der mandchurischen Eisenbahn fällt ihm dann sicher kostenlos zu, deren Erbauung allein Rußland rund eine Milliarde gekostet hat. Und neue Kapitalien werden der rasch aufstrebenden neuen Großmacht auf dem Wege des Kredits zufließen, den sie weit profitabler anwenden wird als Rußland die unzähligen Milliarden, die es aus Europa herausgepumpt. Mit dem japanischen Kapitalismus muß sich aber auch der japanische Sozialismus entwickeln, und wir dürfen annehmen, daß er die gleiche Latkraft und das gleiche Expansionsbedürfnis äußern wird wie die Gesamtheit der japanischen Nation, wenn auch natürlich in ganz anderer Weise und auf ganz anderen Gebieten als die herrschenden Klassen.“

Zugleich verheißt Kautsky (auf Seite 465/66) den sicheren Staatsbankrott Rußlands und in dessen Gefolge revolutionäre Situationen in Westeuropa. Er erklärt (Seite 466):

„Kommt es aber zu diesem Bankrott, und wie die Dinge heute stehen, ist hundert gegen eins zu wetten, daß er kommt, dann gibt es einen Krach, wie ihn die Welt noch nicht gesehen, gegen den der Panamakrach noch ein Kinderspiel. Denn der betraf nur Frankreich, nur dessen Kleinbürgertum; der russische Krach trifft die ganze Kapitalistenklasse Europas; er trifft nicht bloß die „kleinen Sparer“, sondern auch die großen Banken und damit indirekt auch die Industrie — dort, wo Banken und Großindustrie aufs engste liiert sind, diese auch direkt. Beim Panamakrach handelte es sich ungefähr um eine Milliarde; bei den russischen Staatsschulden um das Fünzfache. Nun braucht man sich bloß der Erregung zu erinnern, die der Panamakrach in Frankreich hervorgerufen, wie er diesen Staat an den Rand einer Revolution geführt, und man kann sich ungefähr vorstellen, welches die Wirkungen eines Kraches sein müssen, der die Verheerungen des Panamakrachs vielleicht verzehnfacht und der mit einem wilden Bürgerkrieg in Osteuropa zusammenfällt.“

Und von dort wird dann die Revolution immer weiter um sich greifen (Seite 537):

„Noch dürfen wir hoffen, daß die gewaltige Umwälzung der politischen und sozialen Verhältnisse des ganzen Erdballs, die der russisch-japanische Krieg entfesselt hat, auch am britischen Proletariat nicht spurlos vorübergeht, und daß er es vermag, jede drei großen konservativen Mächte, die jeglicher Revolution unzugänglich schienen, China, Rußland, England, mitten in die Strömung der großen Emanzipationskämpfe unserer Zeit hineinzuziehen und damit deren Tempo enorm zu beschleunigen.“

Nachdem sich dann inzwischen die Revolution in Rußland ganz anders gestaltet hatte, wie Genosse Kautsky prophezeit hatte, schrieb er freilich im November 1906 in seinem Artikel „Triebkräfte und Aussichten der russischen Revolution“ (Seite 333):

„Aber freilich, wir können manche Ueberraschungen erleben. Wir wissen nicht, wie lange die russische Revolution noch dauern wird, und nach den Formen, die sie jetzt angenommen hat, scheint sie nicht so rasch zu Ende gehen zu wollen. Wir wissen auch nicht, welchen Einfluß sie auf Westeuropa üben und wie sie dort die proletarische Bewegung befruchten wird. Endlich wissen wir schon gar nicht, wie die daraus erwachsenden Erfolge des westeuropäischen Proletariats auf das russische zurückwirken werden. Wir tun gut, uns mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß wir da völlig neuen Situationen und Problemen entgegengehen, auf die keine bisherige Schablone paßt.“

Das sind nur einige wenige Beispiele, wie Genosse Kautsky infolge seiner „Ungeduld“ allenthalben Revolutionen und Zusammenbrüche voraussieht. Wenn diese Zitate nicht genügen, mag Kautskys „Weg zur Macht“ nachlesen. Stets habe ich Kautskys ökonomische Kenntnisse anerkannt und, wie ich gerne zugebe, manches von ihm gelernt; aber in der scharfen Erfassung einer gegebenen politischen oder wirtschaftlichen Lage und der Beurteilung ihrer Folgen habe ich nie seine Stärke gesehen. Dazu fehlt ihm meines Erachtens vor allem eines: die nüchterne abwägende Betrachtungsweise, das Vermögen, sich über eigene Herzenswünsche rücksichtslos hinwegzusetzen. Er ist viel zu sehr von dem erfüllt, was er selbst seine *U n g e d u l d* nennt; während nach meiner Ansicht der Theoretiker vor allem danach streben muß, die geschichtlichen Entwicklungsvorgänge nüchtern in ihrem Zusammenhang zu erfassen, gewissermaßen mit dem Seziermesser in der Hand und bereit, wenn das auch schmerzt, seine eigenen Hoffnungen zu sezieren.

Auch in der kleinen kritischen Attacke, die er gegen mich reitet, kommt dieses Hoffen und Wünschen zum Ausdruck. Kautsky fühlt sich in meiner Anzweiflung von Illusionen verlegt, die seinem Herzen nahe stehen. Schon, daß ich diesen Erwartungen respektlos eine andere Wahrscheinlichkeitsrechnung gegenüber zu stellen wage und zur Würdigung der neuen geschichtlichen Tatsachen auffordere, zum „Umlernen“ — nicht etwa zum prüfungslosen Umschwenken — dünkt ihn ein pietätloses Verlassen vertrauter Gedankenbahnen, obgleich ich nirgends, in keinem einzigen Falle, die Marxsche Methodik oder die Marxschen Grundsätze aufgebe und zur Klassenkampftheorie, wie doch wohl mein Buch über die „Parteien der großen französischen Revolution und ihre Presse“ bewiesen haben dürfte, eine schärfere, konsequentere Stellung einnehme, wie so viele Gegner des „Umlernens“. Aus meiner Ansicht, daß wir noch Jahrzehntelang mit einer finanzkapitalistischen Wirtschaftsperiode und einer sich aus deren Bedürfnis ergebenden kapitalistischen Politik zu rechnen haben, folgere ich denn auch nirgends, daß der Kampf gegen den Kapitalismus eingestellt werden soll; wohl aber bin ich der Meinung, daß, wenn es im Felde höchst gefährlich ist, sich durch schöne Wünsche über die Widerstandsfähigkeit der gegnerischen Position hinwegtäuschen zu lassen, dies nicht minder vom politischen Kampf gilt.

Der Kampf um die Meerengen.

Von Spectator.

Den modernen Imperialismus erkennt man am besten, wenn man die einzelnen Objekte genauer kennen lernt, um die jetzt gekämpft wird. An ihnen läßt sich die Richtigkeit unserer allgemeinen theoretischen Schlüsse prüfen. Wollen wir die Kernpunkte des Weltkrieges wirtschaftsgeographisch und verkehrspolitisch bezeichnen, so sind dies die Meerengen, die das Schwarze Meer und das Ägäische Meer mit dem Mittelmeer vereinigen, dann der Suezkanal und schließlich die Weltmeere, um die gestritten wird. Wir wollen hier ausführlicher nur das erste Problem — das der Meerengen beleuchten. Leider geben die im folgenden besprochenen Schriften¹⁾ keine objektive Untersuchung dieser Probleme, sondern sind Äußerungen der Stimmung, die heute ihre Autoren und vielleicht auch die meisten „großdeutschen“ Imperialisten beherrscht. In dieser Hinsicht sind sie aber beachtenswert, indem sie die subjektiven Bestrebungen gewisser, jetzt sehr einflußreicher Kreise zum Ausdruck bringen.

Es wird in der Presse vielfach angenommen, daß der Kampf, den die Flotten Englands und Frankreichs gegen die Dardanellenforts führen, zugleich ein Kampf gegen den russischen Drang nach Konstantinopel ist. Wie ein französischer Diplomat dem Genossen Pawlowitsch erklärt hat, ist dieser Kampf umgekehrt auf Drängen Rußlands begonnen worden. Wie die Anteilnahme Rußlands an diesem Kriege überhaupt, so hat speziell dieser Schachzug gegen die Dardanellen den Verbündeten in der neutralen Welt viel geschadet. Dadurch ist ein höchst kompliziertes Problem aufgerollt und ein Streitobjekt zwischen den einzelnen Balkanmächten, den Mittelmeer-mächten und zwischen ihnen allen und Rußland geschaffen worden.

Welche Interessen haben die einzelnen Balkanmächte an Konstantinopel? Rußland schiebt sein wirtschaftliches Interesse an einer freien Durchfahrt für die Handelsschiffe in den Vordergrund. Daselbe Interesse besteht aber auch für Rumänien. Auch dieses Land braucht die freie Durchfahrt durch die Meerengen für seine Handelsschiffahrt. Mit dem gleichen Rechte könnte Rußland oder auch Italien und Griechenland einen Anspruch auf die Herrschaft über Gibraltar und den Suezkanal erheben. Denn auch das Mittelmeer ist eigentlich nur ein großer Binnensee, aus dem gegen den Willen Englands kein Ausgang da ist. Ebenso hätte Rußland freien Ausgang aus der Ostsee fordern können, wie auch Deutschland aus der Nordsee, die momentan ebenfalls geschlossen ist.

Was nun Bulgarien betrifft, das ebenfalls Ansprüche auf Konstantinopel erhebt, so hat es heute schon freien Zugang zum Ägäischen Meer. Noch weniger haben direkte wirtschaftliche Interessen an den Meerengen Griechenland und Italien. Für sie kommt allein der Gesichtspunkt der Mittelmeerherrschaft und der Herrschaft in Vorderasien in Betracht. „Konstantins Kaiserthum“, meint Trampe, „ist der Pol des mittelmeerischen Lebens, mindestens des levantinischen.“

¹⁾ Richard Hennig, *Der Kampf um den Suezkanal*, 35. Heft der politischen Flugchriften: *Der Deutsche Krieg*; E. Trampe, *Der Kampf um die Dardanellen*, 39. Heft derselben Flugchriftenserie; G. v. Schulze-Gaevernick: *Freie Meere*, 32. Heft der gleichen Serie, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart-Berlin, Preis je 50 Pfennig.

Trampe spricht von Griechenland überhaupt nicht. Er malt aber für Italien folgende Perspektiven, die in gleicher Weise auch für Griechenland Geltung haben. „Wäre für russische Heere und Flotten,“ schreibt er, „der Weg durch die Dardanellen ins Mittelmeer frei, dann reichen sich Rußland und Frankreich militärisch die Hand.“ Dann sei es aber mit dem Bestreben Italiens nach der Mittelmeerherrschaft für immer vorbei. Hätte Italien auf seiten der Zentralmächte am Kriege teilgenommen, so könnte es eventuell zur alleinigen Mittelmeermacht werden, „d. h. zu dem, was sein heißestes Begehren, das Alpha und das Omega all seines Planens ist“. Diese Gelegenheit sei nun schon verpaßt, heute gelte es, die russische Gefahr abzuwehren. Es handelt sich also um die Frage, wer soll Herr im Mittelmeer sein.

Und der wirtschaftliche Sinn dieser Herrschaft? „Das gewaltig aufstrebende Leben des Apenninenlandes hängt an der Levante.“ Das ist sehr, sehr übertrieben. Die Ausfuhr nach der asiatischen Türkei aus Italien ist verschwindend gering.² Wir möchten aber den Gedankengang Trampes nicht stören.

„Die Levante,“ sagt er, „wäre, wenn Konstantinopel in Rußlands Hände fielen, in kurzer Zeit für Italien das verschlossene Paradies. Wer nämlich am Goldenen Horn Herr ist, ist auch Herr Vorderasiens. Das lehrt die Geschichte seit Urzeit. Rußland Herr an den Küsten von Skutari bis Jassa, das heißt gemäß seiner allbekanntesten Gepflogenheit: Errichtung einer so hohen Zollmauer, daß keine fremde national-ökonomische Konkurrenz hinüberkommen kann. Rußland in Konstantinopel ist also gleichbedeutend mit Aufhebung des italienischen Levanteverkehrs, d. h. auch gleichbedeutend mit Vernichtung der italienischen Volkswirtschaft. . .“

Wir müssen hier Herrn Trampe wiederum unterbrechen und darauf hinweisen, daß wir doch nicht mehr im Zeitalter des Merkantilismus leben, daß das Schicksal der Volkswirtschaft nicht vom Handel, sondern umgekehrt das des Handels vom Gedeihen der Industrie abhängt. Eine leistungsfähige Industrie verschafft sich aber überall Absatz. Ferner ist es durchaus unwahrscheinlich, daß Rußland imstande wäre, für sich den ganzen vorderasiatischen Handel zu monopolisieren. Gewiß spukt in den Köpfen der russischen Industriellen eine solche Idee. Die harte Wirklichkeit zerstört aber alle derartigen Illusionen. Man erinnere sich nur an das Potsdamer Abkommen, wonach Rußland sich verpflichtet hat, eine Bahn von Teheran bis Hanekin an der persischen Grenze zu bauen und damit den persischen Markt für deutsche Waren zu öffnen. Also selbst sein Handelsmonopol in Nordpersien konnte Rußland nicht mehr aufrechterhalten. Dabei ist an dem Levantehandel keineswegs etwa allein Italien interessiert. Frankreich und vor allem England unterhalten mit diesen Ländern einen viel regeren Handel. Werden diese Länder Vorderasien so ohne weiteres preisgeben?

Nicht allein Rußland, sondern auch England, meint Trampe, würde, „wenn es etwa den Thron am Bosphorus gewönne und damit allmächtiger Herrscher über das reichste Stück der Erde würde, von den Dardanellen bis zur Tafelbai und von Smyrna bis Singapur, daraus, genau wie Rußland, ein nach allen Seiten hermetisch abgeschlossenes Weltwirtschaftsgebiet für seine Fabrikanten und Händler allein machen“. Die russische

² Die Gesamteinfuhr der Türkei aus Italien betrug 1910/11 im ganzen etwa 66 Millionen Mark!

Handelspolitik gibt tatsächlich Anlaß zu solchen Befürchtungen. Worauf gründen sich aber diese England gegenüber? Trampe beruft sich auf „Chamberlains Greater-Britain-Politik“, die aber nie dahinsteuerte, Englands Kolonialreich „hermetisch abzuschließen.“ Umgekehrt können sich die englischen Imperialisten darauf berufen, daß die englische Verwaltung in Ägypten dem Handel auch der anderen Völker zugute gekommen ist. So hat sich beispielsweise die Einfuhr nach Ägypten aus Deutschland in den Jahren 1901—1911 auf das Dreifache erhöht. Hätte England seinen Plan, ein arabisches Königreich in Vorderasien zu bilden, ausführen können, so würde der Handel auch aller anderen Länder daraus zweifelsohne Nutzen gezogen haben. Es kommt aber bei diesem Streite um Vorderasien gar nicht darauf an. Nicht um die Sicherung des vorderasiatischen Absatzmarktes handelt es sich, sondern in erster Linie um die Ausbeutung der Naturkräfte dieses „reichsten Stückes der Erde“².

Auch die zentraleuropäischen Mächte wünschen, nach Trampe, ein geschlossenes Wirtschaftsgebiet zwischen Schelde und Schatt el-Arab zu bilden. Dieses kann wirtschaftlich oder verkehrspolitisch gebildet werden. Die rückständigen Industriezweige, die einen freien Wettbewerb auf dem Weltmarkte befürchten, oder diejenigen Unternehmer, die untereinander kartelliert, nach einem Extraprofit streben, der sich aus dem Zollschutz ergibt, wünschen die wirtschaftspolitische Abschließung dieser Gebiete, ihre Umgebung mit hohen Zollmauern. Auf den ersten Blick könnte eine solche Ausdehnung des Wirtschaftsgebietes für die zentraleuropäische Industrie höchst erwünscht scheinen. Man muß aber beachten, daß diese Industrie nicht mehr wie etwa vor 40 Jahren für den inneren oder nur europäischen, sondern für den Weltmarkt im vollen Sinne des Wortes arbeitet. Deutschland hat bis jetzt darauf verzichtet, seine Kolonien anders als das Zollausland zu behandeln. Hat dies der deutschen Industrie etwa geschadet? Soll dies aber in der Zukunft anders werden, so würde auch England das gleiche tun, und die deutsche Industrie im ganzen genommen würde einen viel wertvolleren Markt an den englischen Kolonien verlieren als sie selbst nach Schaffung eines geschlossenen Wirtschaftsgebietes von Berlin bis Bagdad gewinnen könnte.

Die Zeiten haben sich eben geändert: War früher die Schaffung eines geschlossenen Nationalmarktes ein Fortschritt, so bedeutet heute seine imperialistische, auf der Grundlage des Schutzzolles gebildete Ausdehnung einen Rückschritt gegenüber dem freien Weltmarkte und ein Hemmnis für die technische Entwicklung. Denn durch die Monopolherrschaft in bestimmten geschlossenen Gebieten erlahmt der Trieb nach technischer Vervollkommnung der Produktion. Wenn die Kartellherrschaft in Deutschland noch nicht in dem Maße die technische Entwicklung hindert, wie dies beispielsweise auf dem Gebiete des Verkehrswesens in den Vereinigten Staaten von Nordamerika geschehen ist, so nur deshalb, weil die deutschen Kartelle auf dem Weltmarkte einen schweren Kampf auszufechten gehabt haben. Wird aber ein großes geschlossenes Wirtschaftsgebiet geschaffen, das ihnen ohne Wettstreit offen steht, so fällt die Notwendigkeit weg, die Technik immer mehr zu vervoll-

² Siehe meinen Artikel in der „Neuen Zeit“, 33. Jahrgang, Band 1, Seite 789 ff.

kommen und dadurch die eigene Profitrate zu drücken. Natürlich ist dies nur als eine Tendenz gedacht, die sich nicht voll verwirklichen kann. Denn in der Wirklichkeit kann heute keine noch so große Ausdehnung des inneren Marktes für die moderne Großindustrie den Weltmarkt ersetzen. Es zeigt sich aber, daß diese imperialistischen Bestrebungen wirtschaftlich und technisch reaktionär sind. Der wirtschaftliche Imperialismus bedeutet, inwieweit er auf die zollpolitische Vereinigung der Kolonien mit dem Mutterlande hinausläuft, keineswegs eine höhere Wirtschaftsstufe, sondern wird tatsächlich vielmehr durch die wirtschaftliche Entwicklung immer mehr überholt. Er stößt auch auf Widerstände, deren Kraft oft unterschätzt wird. Der Chamberlainismus hat im letzten Jahrzehnt in England nicht an Boden gewonnen. Die deutschen Agrarier werden sich gegen die zollfreie Einfuhr von Getreide und Vieh aus den Balkanländern und aus Mesopotamien mit allen Kräften wehren.

In einem anderen Lichte zeigt sich der verkehrswirtschaftliche Zusammenschluß der Länder zwischen der Elbe und dem Euphrat. Die Verkehrsader in Vorderasien soll bekanntlich durch die Bagdadbahn gebildet werden. Jetzt geht der Verkehr zwischen Zentral- und Westeuropa einerseits und Vorderasien andererseits durch den Suezkanal. An diesem Verkehr nimmt England den Löwenanteil, nicht weil es besondere Begünstigungen genießt, sondern weil es noch überhaupt an der Spitze der Schifffahrt der Welt steht. Für Massengüter wird auch in der Zukunft der Weg über Suez seine Bedeutung behalten; dagegen erleichtert die Bagdadbahn einen viel rascheren Transport von hochwertigen Waren. Deshalb wohl suchte England auch aus Rücksicht auf die deutsche Konkurrenz den Bau der Bagdadbahn zu verhindern. Denn der Schienenstrang der Bagdadbahn bedeutet einen großen Vorteil für die deutsche Industrie der englischen gegenüber. Auf dem europäischen Kontinent herrscht die deutsche Industrie; sie würde auch in Vorderasien herrschen, weil die englischen Waren mehrmalige Umladefosten tragen müßten.

Da aber die englische liberale Regierung in der Hauptsache die Baumwollindustrie vertritt, die sich auf dem Weltmarkt sicher fühlt; da außerdem der Weg von Berlin nach Bagdad ein recht langer ist und die Eisenbahntransportkosten hoch sein werden, so hatte England seinen Widerstand gegen den Bagdadbahnbau aufgegeben, sobald es dahinter nur wirtschaftliche Ziele erblickte und die Zusicherung der gleichen Tarifbehandlung auch der englischen Waren erhielt. Noch mehr. Das im Besitze der englischen Schifffahrtsgesellschaft (Euphrates and Tigris Steam Navigation Co.) befindliche Schifffahrtsmonopol auf dem Tigris und Euphrat wurde 1913 zugunsten Deutschlands aufgegeben. Es wurde eine gemeinsame Gesellschaft (unter Beteiligung der Deutschen Bank) gebildet (Société des transports fluviaux en Orient), der dieses Recht übertragen wurde.

Die absolute Monopolisierung gewisser Gebiete läßt sich also immer weniger durchführen. Früher, solange eine Macht allein auftrat oder nur wenige Länder untereinander kämpften, konnte der Erfolg eines Landes diesem ein dauerndes Monopol verschaffen. Heute ist dies nicht mehr möglich. Sowohl der Dreiverband als auch die Zentralmächte müssen mit der Konkurrenz wenigstens Italiens und dann auch Japans und der Vereinigten Staaten rechnen. Trampe glaubt, daß es „eine blendende Aussicht“ für

Italien wäre, an einem geschlossenen Wirtschaftsgebiete zwischen Schelde und Schatt el-Arab teilzunehmen. Ob auch die italienische Industrie der gleichen Ansicht sein würde, bezweifeln wir. Wenn selbst die österreichische Industrie, die doch mit der deutschen eng verbunden ist, als Bedingung für eine gemeinsame Zollgrenze eine Zwischenzolllinie fordert, so wird die italienische Industrie die Konkurrenz des deutschen Kapitals noch mehr fürchten. Trampe betrachtet wie die meisten Imperialisten alles mit der Brille des deutschen Imperialismus und ist unfähig, sich in die Lage des Imperialisten eines anderen Landes zu versetzen. So meint er, daß es nicht nur für Deutschland, sondern auch für Oesterreich-Ungarn nur willkommen sein kann, wenn Italien sich auf dem Balkan festsetzt und mit Bulgarien und Rumänien in enge Beziehungen tritt. Wer die Geschichte der letzten Jahre einigermaßen kennt, der weiß, wie wenig Oesterreich von einer solchen Perspektive erbaut wäre. Einst konnte Bismarck Italien auf Albanien als Kompensation für Bosnien verweisen, während Italien noch nicht wußte, was es mit Albanien anfangen könnte. Heute, im Zeitalter der Flottenpolitik, bedeutet die Festsetzung Italiens in Valona seine Herrschaft über das Adriatische Meer. Eher wird Oesterreich auf das Trentino verzichten, als es sich mit der italienischen Herrschaft über die Adria oder gar über den Balkan abfinden wird. „Nach Lage der Dinge,“ glaubt Trampe, „kann Oesterreichs Balkanpolitik nur dahin gehen und geht nur dahin, seine Handelsinteressen zum Ägäischen Meer hin zu sichern und zu entwickeln.“ Nehmen wir an, daß dem so ist, wird dann Oesterreich nicht eine Störung dieser Interessen durch ein auf dem Balkan herrschendes Italien befürchten? Daß die handelswirtschaftlichen Interessen Oesterreich-Ungarns mit denen Italiens identisch sind, wird selbst Trampe nicht behaupten wollen. Daraus ergibt sich, daß das imperialistische Ideal eines zentraleuropäischen Wirtschaftsgebietes, von der Elbe bis zum Euphrat, ein Ideal, das auch in Densch einen Befürworter gefunden hat, absolut unverwirklichbar ist. Sobald ein solches Wirtschaftsgebiet Monopolgewinne verschaffen soll, plagen sofort die verschiedenen Interessengengensätze aufeinander. Der Imperialismus in dieser Form ist nicht nur nicht eine „Notwendigkeit“, sondern überhaupt eine Unmöglichkeit. Gemeinsames Vorgehen einzelner Staaten kann nur in bestimmten Fällen für eng begrenzte Zwecke geschehen. Das zeigt u. a. die Geschichte des Dreibundes. Ein dauernder Zollverein, der eine Gruppe von Staaten umfassen soll, ist gerade im Zeitalter des Imperialismus schwer möglich. Denn auch in dem Falle, wenn die wirtschaftlichen Interessen schließlich befriedigt werden können, treten sofort die machtpolitischen Gegensätze hervor, die eine dauernde Vereinigung fast unmöglich machen.

Der Verfasser dieser Zeilen hat bei der Bildung des Balkanbundes aus diesem Grunde dessen kurze Lebensdauer vorausgesagt, und die Geschichte hat die Richtigkeit dieser Ansicht rascher bestätigt als ich selbst erwartet habe. Nur als ein Bund von *Demokratien*, die als Bauernländer die heimischen Interessen in erster Linie im Auge haben müßten, hätte er sich halten können; als ein Bund von *Königreichen*, wo Hofcliquen die ausschlaggebende Rolle in der Politik spielen, mußte er enden, wie er endet hat.

So kreuzen sich auf dem Balkan auch die politischen Linien Italiens und Oesterreich-Ungarns. „Konstantinopel steht zu Belgrad in enger geogra-

phischer Beziehung.“ Das ist richtig. Zwischen Belgrad und Konstantinopel liegt der beste Weg auf der Balkanhalbinsel durch das Morawatal, Sofiaenke und Mariktal. „Noch jede Macht, die dort wirklich und kraftvoll geherrscht hat, ist auch hier Herr geworden. Das ist durch die geographischen Verhältnisse bedingt.“ Geographisch läßt sich aber auch eine Ausdehnung der Herrschaft in umgekehrter Richtung denken. Wer in Belgrad gebietet, der ist auch über den Weg Belgrad—Konstantinopel und über Konstantinopel selbst Gebieter. Noch mehr. Belgrad liegt auch auf dem Wege nach Saloniki, das in der Zukunft eine wichtigere Rolle spielen dürfte als Konstantinopel. Das ist ebenfalls verkehrsgeographisch bedingt. Denn Saloniki ist nicht nur der beste Hafen am Ägäischen Meere, sondern auch der nächste für Zentraleuropa auf dem Wege nach Vorderasien. Belgrad beherrscht auch diesen Weg. Von hier aus laufen zwei Arme, die den Balkan umfassen. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, wird nicht nur die Rivalität zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland um den Einfluß in Belgrad, sondern auch die Haltung Italiens in diesem Kriege verständlich, da dieses eigene Wege auf dem Balkan gehen will. Ja, der ganze Charakter dieses Weltkrieges tritt hell hervor: wie Rußland den Schlüssel zu Vorderasien in Konstantinopel, so suchten ihn die Zentralmächte in Belgrad. Wie Oesterreich mit Recht befürchten kann, daß Rußland von Konstantinopel aus den Balkan beherrschen werde, so sehen die russischen Imperialisten mit Besorgnis darauf, daß Oesterreich, sobald es in Belgrad ausschlaggebenden politischen Einfluß erlangt, auch „Herr“ von Zarigrad wird, daß Rußland auf jeden Fall für immer seine Aspirationen auf diese Stadt werde aufgeben müssen.

Man sieht, wie schwer es ist, die imperialistischen Bestrebungen der Staaten auszugleichen. Wie soll auf dieser Grundlage ein Bundesstaat aufgebaut werden? Damit ist aber durchaus nicht gesagt, daß die Expansionsbestrebungen eines Staates nur auf dem Wege des Krieges durchgeführt werden können und müssen. Eben weil die politischen Verhältnisse heute so kompliziert sind, daß ein absolutes Uebergewicht eines Staates ausgeschlossen und ein hermetisch abgeperrtes Wirtschaftsgebiet unmöglich geworden ist, sieht sich jeder Staat bei Verfolgung seiner Expansionsinteressen auf „friedliches“ Zusammengehen mit anderen Mächten angewiesen, je nach der politischen Konstellation. Das war im Grunde auch die Politik Bismarcks, der sich allerdings allzusehr an Rußland klammerte. Auf diese Politik hat auch der anonyme Verfasser der Schrift „Deutsche Weltpolitik und kein Krieg“ hingewiesen. Das ist auch der oberste Grundsatz der englischen Politik in der letzten Zeit.

An die Alleinherrschaft gewöhnt, haben die englischen herrschenden Klassen dennoch rasch die Aenderung der politischen Situation begriffen, die durch das Aufkommen einer Reihe neuer Großmächte hervorgerufen worden ist. England sucht jetzt immer kollektiv hervorzutreten. Auch die Okkupation von Ägypten wünschte es gemeinsam mit Frankreich oder Italien zu machen. In seiner Rivalität mit Rußland suchte es Anlehnung an Japan und wünschte ein Zusammengehen mit Deutschland. Als Deutschland abgelehnt hatte, näherte es sich Frankreich.

„Hätte sich,“ sagt Reventlow, „der jenseits der Nordsee gewünschte englisch-deutsche Zusammenschluß vollzogen, so würde zweifelsohne . . . die Entente cordiale

* Siehe meinen Artikel in der „Neuen Zeit“, 33. Jahrgang, Band 1, Seite 481 ff.

zwischen Frankreich und Großbritannien nicht eingetreten sein. Zu einer Entente cordiale mit dem Deutschen Reiche bedurfte Großbritannien keiner mit Frankreich. Es gab genug Differenzpunkte zwischen den beiden Mächten, die Großbritannien dann mit Deutschland zusammen, zu seinen und Deutschlands Gunsten, mit Sicherheit und Leichtigkeit hätte durchdrücken können. Großbritannien braucht aber notwendig e i n e der großen Festlandsmächte, und als die britischen Staatsmänner sahen, daß Deutschland im Gegenteil auf die Freundschaft Rußlands entscheidenden Wert legte, da vervielfachte sich jene Notwendigkeit für Großbritannien.*

Das gleiche Moment hat auch das englisch-russische Abkommen bewirkt.

„Die Tatsache des englisch-russischen Abkommens war eine Folge jener Entscheidung der Bülow'schen Politik (eine Flotte zu bauen), sie erwuchs konsequent aus ihr in dem Augenblicke, wo die japanischen Waffen sich endgültig siegreich gezeigt hatten.“

Die jetzt vielerörterte E i n f r e i s u n g s p o l i t i k, die man fälschlicherweise als Fortsetzung der früheren nach Weltherrschaft strebenden Politik Englands bezeichnet, ist nur eine Anpassung an die neuen Verhältnisse, die Anerkennung der Tatsache, daß die Alleinherrschaft nicht mehr möglich ist, und daß man selbst zur Erhaltung des schon Erworbenen Bündnisse notwendig eingehen muß. Ob diese Politik, besonders das Bündnis mit Rußland, England nicht über den Kopf wachsen wird, wird die Zukunft zeigen. Das könnte schon heute geschehen, wenn Rußland sich Konstantinopels bemächtigte.

Ein Jahrhundert hat England das Streben Rußlands nach Konstantinopel bekämpft. Sind denn jetzt, nachdem England nicht nur in Indien, sondern auch in Ägypten verlegt werden kann, die Verhältnisse anders geworden? Kann England die unmittelbare Nachbarschaft Rußlands dulden und dabei noch Rußland eine außerordentlich sichere militärische Position überlassen? In Rußland hofft man auf die Nachgiebigkeit Englands. Der Wunsch ist aber hier wohl der Vater des Gedankens. Eine ruhigere Ueberlegung würde den russischen Imperialisten sagen, daß Konstantinopel in russischen Händen gerade England zu den schlimmsten Gegnern Rußlands machen und es zum Zusammengehen mit den Zentralmächten zwingen müßte.

Das Wahrscheinlichste ist aber, wie der Mißerfolg des Kampfes gegen die Dardanellen zeigt, daß sich vorläufig am Bosphorus nichts ändern wird. England wie Frankreich werden auf jeden Fall Konstantinopel lieber bei den Türken lassen als es an Rußland ausliefern. Sollte es aber anders kommen, so wünschen gewisse Kreise in Frankreich und in England die Internationalisierung der Meerengen und von Konstantinopel. Diese Möglichkeit erörtert Trampe überhaupt nicht. Die russischen Imperialisten sind durchaus dagegen. Warum? Den Handelsinteressen Rußlands würde doch eine solche Lösung des Problems durchaus genügen, wie man in Rumänien eigentlich nur diese Lösung wünscht. Aber die imperialistischen Machtpolitiker Rußlands schieben in der Tat die Handelsinteressen bloß als Vorwand vor. Denn sie denken schon heute an eine künftige Auseinandersetzung mit England. Die heutige Politik hat eben nicht friedliche Wirtschaftszwecke, sondern Machtpositionen für den Kriegsfall im Auge.

* „Deutschlands auswärtige Politik“, Berlin 1915. Seite 232—233.

* Ebenda. Seite 296.

Die gleiche Lösung, wie gewisse Kreise in England für die Meerengen und Konstantinopel, sieht Hennig für den Suezkanal vor. Er meint, daß nach einem Siege der Zentralmächte und der Türkei der Suezkanal internationalisiert werden müsse. Dieser Kanal „darf ebensowenig ein türkisches oder gar ein deutsches wie ein englisches Gewässer sein, sondern er soll nur das werden, was er auf dem Papier längst ist. . .“ Dann würde „in Wahrheit eine internationale Kommission, wie sie schon früher in Aussicht genommen war. . . die Oberaufsicht am Kanal zugeteilt erhalten müssen“, als ob eine internationale Kommission die volle Garantie für die Internationalisierung des Suezkanals liefern könnte. Alles kommt in einem Kriege der heutigen Mächte auf das Kräfteverhältnis der Kämpfenden an: Für ein friedliches Zusammengehen aller Staaten muß zunächst die Grundlage, die Rüstungseinschränkung, geschaffen werden, die dem einzelnen den Bahn der Weltherrschaft nehmen könnte. Erst dann, wenn die einzelnen Staaten zu der Ansicht kommen, daß die Weltherrschaft eines einzelnen nunmehr unmöglich ist, werden sie auf das Zusammengehen mit den anderen Mächten und eo ipso auf die Aufrechterhaltung der internationalen Abmachungen Wert legen.

In gleichem Sinne kann man von der „Freiheit der Meere“, die Prof. von Schulze-Gaevernig fordert, sprechen. Nach einer völlig einseitigen Darlegung des geschichtlichen Kampfes zwischen England zunächst mit Holland und dann mit Frankreich, kommt er zum Schlusse, daß „das Wohl und Wehe des einzelnen Volkes wie des einzelnen Menschen heute weithin vom Weltverkehr abhängt, der überwiegend Seeverkehr ist; daß die Menschheit damit dem Briten auf Gnade und Ungnade ausgeliefert ist“. Daher sei „in viel höherem Maße als zu den Zeiten Napoleons die Freiheit der Meere das letzte politische Ziel aller Nicht-Briten“. . . . Sonderbarerweise findet diese Lösung sonst nirgends Anklang. Man kann sich auch gar nicht klar vorstellen, was die „Freiheit der Meere“ bedeuten soll. Falls die Türkei am Bosphorus bleibt, wird sie die Freiheit der Meerengen ebensowenig anerkennen wollen wie dies ein siegreiches Rußland tun würde. Oder wünscht Schulze-Gaevernig, daß Dänemark den Sund öffnen soll? Solange die Staaten Machtpolitik treiben und die Weltherrschaft anstreben, kann von einer Freiheit der Meere keine Rede sein. Als Motto zu seiner Schrift hat Schulze-Gaevernig gewählt: *Durch freie Lüfte zu freien Meeren*. Der jehige Krieg hat indes bewiesen, daß es weder freie Lüfte noch freie Meere gibt und geben kann, ebensowenig wie freie Landwege, solange der Rüstungswettbewerb zu Land, auf den Meeren und in den Lüften andauert. Die Befreiung der Menschen in den Lüften, auf den Meeren und auf der Erde wird nur gleichzeitig möglich sein und eintreten — im Sozialismus.

Die Rechenfehler in der Witwen- und Waisenversicherung.

Von Hermann Mollenbuhr.

In Nr. 25 der „Neuen Zeit“ vom 31. März 1913 und in Nr. 6 vom 8. Mai 1914 brachte ich zwei Artikel, in denen ich nachzuweisen suchte, daß die rechnerischen Unterlagen für die der Invalidenversicherung angegliederte Hinterbliebenenversicherung grobe Fehler enthalten. Die

durch Beiträge aufgebracht. Beträge sowie die als wahrscheinliche Ausgaben für Reichszuschuß in Aussicht gestellten Summen werden nicht annähernd für Hinterbliebenenunterstützung verbraucht! Bleiben die Beiträge auf der jetzigen Höhe und will man im Beharrungszustand für jeden Versicherten 3,58 Mark Reichszuschuß geben, dann können die Witwen- und Waisenrenten erheblich erhöht werden.

Als wir bei Beratung der Reichsversicherungsordnung unsere Anträge, die höhere Renten forderten, stellten, und als ich den ersten Artikel über die Frage schrieb, hatte ich zwar einige Unterlagen, aber man konnte doch Zweifel hegen, ob meine oder die von den Mathematikern des Reichsamts des Innern gezogenen Schlüsse die richtigen seien. Jetzt aber, da Rechnungsergebnisse von einigen Jahren vorliegen, zeigt sich, daß die tatsächlichen Ausgaben noch hinter den von mir angenommenen Sägen zurückbleiben!

Als Einnahme der Versicherungsträger für die Hinterbliebenenversicherung hatte ich in Rechnung gesetzt:

1. Die ersparte Beitragserstattung an Unfallrentner, Frauen, die sich verheiratet, und an Hinterbliebene Verstorbener;

2. die Beitragserhöhung von 2, 4, 6, 8 und 10 Pfennig je nach der Lohnklasse;

3. die Zinsen aus den zinstragend angelegten Ueberschüssen und Beiträgen.

Diese Einnahmequellen brachten im Jahre 1912, also dem ersten Jahre mit Hinterbliebenenversicherung, folgende Summen:

a) Beiträge	54 045 217 Mf.
b) Zinsen der angelegten Beiträge	700 000 "
c) Ersparte Beitragserstattung	8 500 000 "
	<hr/>
	63 245 217 Mf.

Die Ausgaben betragen im Jahre 1912:

Witwen- und Witwerrenten	163 450 Mf.
Witwenkrankenrenten	3 812 "
Waisenrenten	628 943 "
Witwengeld	296 654 "
Waisenaussteuer	2 371 "
Waisenhauspflege	340 "
	<hr/>
	1 095 570 Mf.

Von diesen Ausgaben wurden 776 454 Mark durch Reichszuschuß gedeckt, so daß die Versicherungsträger nur 319 116 Mark zu zahlen hatten. Sie begannen das neue Geschäftsjahr mit einem großen Ueberschuß.

Das zweite Geschäftsjahr gestaltete sich nun wie folgt:

Einnahme:

a) Ueberschuß aus dem Jahre 1912	62 926 101 Mf.
b) Beiträge	56 436 073 "
c) Zinsen	3 215 339 "
d) Ersparte Beitragserstattung	10 000 000 "
	<hr/>
	132 577 513 Mf.

Ausgabe:

Witwenrenten	780 134	Mt.
Witwenfrankenrenten	20 811	"
Waisenrenten	2 573 433	"
Witwengeld	614 122	"
Waisenaussteuer	9 738	"
Waisenhauspflege	22 089	"
	<u>4 020 327</u>	Mt.
Hieroon durch Reichszuschuß gedeckt	2 834 707	"
Von Versicherungsträgern zu decken	1 185 620	Mt.

Der Ueberschuß war nun also auf 131 391 893 Mark angewachsen!

Für das Jahr 1914 liegen abschließende Zahlen noch nicht vor. Die Beitragseinnahme wird um rund 8 Prozent hinter der des Jahres 1913 zurückbleiben, und die Ausgabe für Witwengeld und Waisenrente ist höher als sie ohne den Krieg gewesen wäre.

Die Rechnung würde sich nun wie folgt stellen:

Ueberschuß aus den Vorjahren	131 391 893	Mt.
Beiträge	52 000 000	"
Zinsen	4 730 108	"
Ersparte Beitragserstattung	11 000 000	"
	<u>199 122 001</u>	Mt.

Ich habe die Beitragserstattung nur mit 11 Millionen Mark eingesetzt, obwohl zweifellos durch das natürliche Anwachsen und die Wirkungen des Krieges sie diese Summe erheblich überstiegen hätte.

Von den Ausgaben sind nur die Summen bekannt, die auf Anweisung der 31 Versicherungsanstalten durch die Post ausbezahlt sind. Es fehlen die Ausgaben der zehn besonderen Kasseneinrichtungen. Durch diese erhöhen sich die Ausgaben um zirka 11 Prozent.

Durch die Post wurde 1914 ausbezahlt:

Witwenrenten	1 317 473	Mt.
Witwenfrankenrenten	37 845	"
Waisenrenten	3 956 013	"
Witwengeld	744 221	"
Waisenaussteuer	19 086	"
	<u>6 074 638</u>	Mt.
Von den besonderen Kasseneinrichtungen	668 200	"
	<u>6 742 838</u>	Mt.
Hieroon Reichszuschuß	4 585 104	"
Ausbezahlt von den Versicherungsträgern	2 157 734	Mt.

Man kann also das vierte Geschäftsjahr mit einem Ueberschußvortrag von 196 964 267 Mark beginnen!

Nun wird in den Rechnungsergebnissen der Versicherungsanstalten eine andere Methode befolgt. Für die Hinterbliebenenversicherung wird keine besondere Rechnung aufgestellt. Man sieht zwar, daß der jährliche Ueberschuß, der in den Jahren 1900 bis 1911 zwischen 76 Millionen Mark und 97 Millionen Mark schwankt, im Jahre 1912 auf 169 Millionen und

1913 auf 176 Millionen Mark anwuchs, aber wieviel hiervon auf die Hinterbliebenenversicherung entfällt, kann man nur durch Rechnungen feststellen.

In den Rechnungsergebnissen werden neben den Jahresbeträgen auch die Kapitalwerte der Renten genannt. Es ist die Summe, die voraussichtlich erforderlich ist, um die Rente bis zum Wegfall zu zahlen. Bei den Witwenrenten handelt es sich aber nicht nur um solche Renten, die tatsächlich gezahlt werden, sondern es sind darunter auch Renten, die nur festgesetzt und nur für den Fall gezahlt werden, wenn die Witwe invalide wird. Viele dieser festgesetzten Renten werden niemals zur Auszahlung kommen, weil die Witwen entweder sich wieder verheiraten oder sterben, ohne invalide geworden zu sein. In diesem Falle können Reich und Versicherungsträger den Kapitalwert dieser „Renten“ als unvorhergesehene Einnahme buchen.

Als Kapitalwert ist für die Witwenrente der 10,8 fache und für die Waisenrente der 6,3 fache Jahresbetrag eingesetzt.

Festgesetzt wurden in den drei Jahren folgende Ansprüche:

	1912 M.	1913 M.	1914 M.
Witwenrenten	3 811	8 474	9 836
Witwenkrankenrente	110	303	386
Waisenrente (Waisenhäuser)	13 962	25 919	30 240
„ (Köpfe)	35 528	64 770	75 600
Witwengeld	4 118	8 082	10 273
Waisenaussteuer	108	460	887

Die Leistungen der Versicherungsträger für eine durchschnittliche Jahresrente betragen:

	1912 M.	1913 M.	1914 M.
Witwenrente	27,07	27,68	28,29
Waisenrente pro Kopf	6,79	7,06	7,33

Setzt man nun den Kapitalwert der Witwen- und Waisenrenten in dem Jahr der Bewilligung voll in Ausgabe, dann müßten für Witwen- und Waisenrenten folgende Ausgabesummen als Leistungen der Versicherungsträger eingesetzt werden:

	1912 M.	1913 M.	1914 M.
Witwenrente	1 114 178	2 533 251	3 103 573
Waisenrente	1 519 781	2 880 839	3 490 132

Setzt man diese Summen ein, dann verringert sich zwar der Ueberschußvortrag für 1915 um rund 14 Millionen Mark, aber es kommen auch alle laufenden, für die Zukunft wirkenden Verpflichtungen in Wegfall.

Der Krieg wird nun die Ausgaben für Waisenrenten erheblich steigern. Die Steigerung ist schon in den letzten Monaten des Jahres 1914 in Erscheinung getreten. Aber das steht fest, daß trotz des Krieges die Renten erheblich erhöht werden können, wenn man annähernd die Summen ausgeben will, die bei Schaffung der Reichsversicherungsordnung als wahrscheinliche Ausgabe in Aussicht gestellt und eigentlich vom Reichstage bewilligt wurden. Nach den in der Begründung aufgestellten Rechnungen müßte bei 16,5 Millionen Versicherter der jährliche Zugang an

Waisen 196 940 sein. Es müßten also, wenn man das Jahr 1912 nur als halbes Jahr rechnet, weil vom Todestage des Ernährers bis zum Tage der Festsetzung der Rente mehrere Monate vergehen, in den ersten drei Jahren an 492 350 Kindern Rente bewilligt sein. Tatsächlich ist aber nur 175 898 Waisen Rente bewilligt. Da man auch für die durchschnittliche Höhe der Rente einen höheren Betrag einsetzte als tatsächlich gezahlt wird, und ferner, weil man als Einnahme mit niedrigeren Beträgen rechnete als gezahlt werden, kann man mehr als die dreifache Summe an Waisenrenten geben. Das kann trotz des Krieges geschehen! Die Kapitalwerte der durch den Krieg entstehenden Waisenrenten wird man reichlich aus dem nicht vorhergesehenen Uberschuß der ersten drei Jahre decken können.

Die Verdreifachung der Waisenrente kann auch vorgenommen werden, ohne daß die als Reichszuschuß vorgesehene Summe überschritten wird. Es ist als Reichszuschuß für Waisenrente 66,63 Prozent von 3,60 Mark, also rund 2,40 Mark, für jeden Versicherten in Aussicht gestellt. Das sind für 16,5 Millionen Versicherte 39,6 Millionen Mark. Aus dieser Summe kann man 528 000 Waisen je 75 Mark geben. Nach den bisherigen Erfahrungen wird die Zahl der Waisen nicht ganz auf 500 000 steigen. Durch den Krieg wird die Zahl zwar stärker als sonst anwachsen. Die hieraus entstehenden Lasten sind aber nur vorübergehend. Denn in 15 Jahren scheidet die letzte Waise wieder aus der Liste der Rentempfänger aus. Es käme also für den Reichszuschuß zwar ein schnelleres Steigen und ein früheres Erreichen, aber nicht eine Uberschreitung des angenommenen Maximalbetrages in Betracht. Der Beharrungszustand an Waisen tritt 1928 ein, weil dann Zugang und Abgang sich decken. Dann werden aber $\frac{13}{15}$ der Kriegswaisen wieder ausgeschieden sein, weil sie das 15. Lebensjahr überschritten haben.

Literarische Rundschau.

James Guillaume: **Karl Marx pangermaniste** (Karl Marx ein Alldeutscher), Paris 1915. Librairie A. Colin.

Das stärkste Argument, das man nach der Kirchhofsruhe, die der Kommune folgte, dem wiederauflebenden Sozialismus in Frankreich entgegenhielt, war, daß der Sozialismus eine „deutsche Erfindung“ sei, ein deutsches Gift, bestimmt, das Zerstörungswerk der deutschen Armee von innen heraus zu vollenden. Diese nationalistische Dummheit wurde noch genährt durch den Widerstreit zwischen den Anhängern Proudhons und Bakunins einerseits und Marx andererseits innerhalb der französischen Arbeiterbewegung.

James Guillaume, der einstige Leutnant Bakunins, der von einer Art marxistischen Verfolgungswahn behaftet ist, will alle nationalistische Dummheit wieder zu Ehren bringen. Und welcher Augenblick wäre dazu besser gewählt als dieser Krieg, der das deutsch-französische Nichtverstehen wieder zum blutigen Haß auflodern läßt? Der alte Bakunist nimmt seine „Revanche“. Wir werden gleich sehen, wie er's macht.

Für die bürgerliche Presse Frankreichs ist das soeben erschienene Buch Guillaumes ein gefundenes Fressen. Hat sie nicht seit Monaten der französischen Arbeiterschaft gepredigt, daß ihr Antimilitarismus ein „verderblicher Irrtum“ ist? Hat sie den Arbeitern nicht „bewiesen“, daß die deutsche Sozialdemokratie schon damals, als sie für die neuen Steuern stimmte, die die Militärvorlage notwendig

gemacht hatte, die Invasion Frankreichs vorbereitete? Und welche Fülle von „Beweisen“ nicht ausgepackt wurde! Die deutsche Sozialdemokratie hätte die gesamte Internationale betrogen. Während sie den Arbeitern der andern Länder die „Schwindellehre“ vom Klassenkampf, vom fundamentalen Gegensatz zwischen der Bourgeoisie und der Arbeiterklasse predigte, habe sie selbst jetzt ihre unverbrüchliche Solidarität mit der deutschen Bourgeoisie proklamiert. Auf den internationalen Kongressen hätte sie sich als republikanische Partei aufgespielt, um jetzt nicht mit einer, sondern mit zwei Duzend Monarchien durch dick und dünn zu gehen. Die internationale Solidarität, von der sie stets behauptet habe, sie allein betätige sie praktisch, bekunde sie dadurch, daß sie mit Wonne auf Befehl des Kaisers Belgien und Frankreich überfalle.

Nein! Es gebe keine Internationale, keine Sozialdemokratie mehr. Diese sei eins mit dem deutschen Militarismus, wie sich die Vertreter der deutschen „Kultur“ mit ihm eins erklärt haben. Also, sozialistische Partei Frankreichs, lehre zurück und es wird dir alles vergehen. —

Zu diesem Minnegefang hat James Guillaume den literarischen Vertretern der französischen Bourgeoisie einen neuen Text geliefert. Der „Temps“, der dem Nachwerk einen begeistertsten Artikel gewidmet, triumphiert: „Bismarck und Karl Marx sind zwei Gesichter desselben Feindes.“

Guillaume sagt im Vorwort des Buches, daß er den Beweis liefert, daß „die deutsche Sozialdemokratie von ihrer Gründung an, unter der Inspiration von Marx, eine imperialistische Partei gewesen ist“; daß Marx und Engels „ihre Stellung mißbraucht haben, um zu versuchen, im Namen des Generalrats der Internationale, dem französischen Proletariat auszureden, gegen den eindringenden Feind zu kämpfen“ usw. Wenn Guillaume viel verspricht, so muß man sagen, er „beweist“ noch viel mehr. Seine angebliche Quelle ist der Briefwechsel zwischen Marx und Engels. Alle Fälschungen nachzuweisen, dazu müßte man ein Buch schreiben, dreimal so stark wie das Guillaumes. Es genügt vollkommen, wenn wir zeigen, wie er die zwei oben zitierten Behauptungen „beweist“. Sie haben schließlich auch ein besonderes historisches Interesse.

In der zweiten Adresse des Generalrats der Internationale zum Deutsch-Französischen Krieg, datiert vom 9. September 1870, hatte Marx, die Situation nach der Proklamierung der Republik schildernd, geschrieben: „So befindet sich die französische Arbeiterklasse in äußerst schwierige Umstände versetzt. Jeder Versuch, die neue Regierung zu stürzen, wo der Feind fast schon an die Tore von Paris pocht, wäre eine verzweifelte Torheit. Die französischen Arbeiter müssen ihre Pflicht als Bürger tun; aber (Guillaume läßt dies alles weg und „zitiert“ nur was folgt) sie dürfen sich nicht beherrschen lassen durch die nationalen Erinnerungen von 1792, wie die französischen Bauern sich trügen ließen durch die nationalen Erinnerungen des ersten Kaiserreichs. Sie haben nicht die Vergangenheit zu wiederholen, sondern die Zukunft aufzubauen.“ Und triumphierend ruft der alte Marxötter aus: „Also diese Herren (Marx und Engels), die den Arbeitern gewöhnlich die Teilnahme an den politischen Bewegungen empfehlen, fanden die Gelegenheit günstig, als die deutschen Armeen Frankreich überschwemmten, den französischen Arbeitern im Namen des Generalrats der Internationale zu befehlen, an dem Kriege kein Interesse zu nehmen . . . und ohne einzugreifen, einen schmachvollen Frieden mit dem König von Preußen schließen zu lassen . . ., ihnen abratend, „die Vergangenheit zu wiederholen“ und zu tun, was ihre Väter von 1792 getan hatten, das heißt, die Preußen zu schlagen.“

Nach dieser Probe kann man ermessen, wie Guillaume seine „Beweise“ konstruiert. Um zu „beweisen“, daß „die deutsche Sozialdemokratie von ihrer Gründung an, unter der Inspiration von Marx, eine imperialistische Partei ge-

wesen ist“, zitiert Guillaume unter anderem aus dem Briefwechsel von Marx und Engels die Briefe vom 15. und 17. August 1870. Wir geben den Text der beiden Briefe, soweit sie auf die hier behandelten Fragen unmittelbar Bezug haben, wieder und führen die daraus von Guillaume „zitierten“ Stellen unter Fettdruck an. Man wird sehen, was Guillaume aus diesen Briefen, die ein eminent historisches Interesse haben, gemacht hat.

Engels schreibt am 15. August an Marx: „... Inwieweit der Bräde sich persönlich in nationale Begeisterung hat fortreißen lassen, weiß ich nicht, und da ich in vierzehn Tagen höchstens eine Nummer vom „Volksstaat“ erhalte, kann ich auch den Ausschuß in dieser Beziehung nicht beurteilen. . . . Mir scheint der Refus so zu liegen: Deutschland ist durch Badinguet¹ in einen Krieg um seine nationale Existenz hineingeritten. Unterliegt es gegen Badinguet, so ist der Bonapartismus auf Jahre gefestigt und Deutschland auf Jahre, vielleicht auf Generationen, kaputt. Von einer selbständigen deutschen Arbeiterbewegung ist dann auch keine Rede mehr; der Kampf um Herstellung der nationalen Existenz absorbiert dann alles, und bestenfalls geraten die deutschen Arbeiter ins Schlepptau der französischen. Siegt Deutschland, so ist der französische Bonapartismus jedenfalls kaputt, der ewige Krakeel wegen Herstellung der deutschen Einheit endlich beseitigt, die deutschen Arbeiter können sich auf ganz anderem nationalen Maßstab als bisher organisieren, und die französischen, was auch dort für eine Regierung folgen mag, werden sicher ein freieres Feld haben als unter dem Bonapartismus. Die ganze Masse des deutschen Volkes aller Klassen hat eingesehen, daß es sich eben um die nationale Existenz in erster Linie handelt, und ist darum sofort eingespungen. Daß eine deutsche Partei unter diesen Umständen à la Wilhelm die totale Obstruktion predigen und allerhand Nebenrücksichten über die Hauptücksicht setzen (kann), scheint mir unmöglich.

„Daß — und jetzt kommen die Nebenrücksichten — dieser Krieg von Lehmann, Bismarck und Komp. kommandiert wird und ihnen zur augenblicklichen Glorie dienen mußte, falls sie ihn glücklich durchführen, das verdanken wir der Misere der deutschen Bourgeoisie. Es ist allerdings sehr etlig, aber nicht zu ändern. Darum aber den Antibismarckismus zum alleinleitenden Prinzip erheben, wäre absurd. Erstens tut Bismarck jetzt, wie 1866, immer ein Stück von unserer Arbeit, in seiner Weise und ohne es zu wollen, aber er tut's doch. Er schafft uns reinere Bahn als vorher. Und dann sind wir nicht mehr Anno 1815. Die Süddeutschen treten jetzt notwendig in den Reichstag ein und damit erwächst dem Preußentum ein Gegengewicht. Dazu die nationalen Pflichten, die ihm zufallen und die, wie Du schon schreibst, die russische Allianz von vornherein verbieten. Ueberhaupt, à la Liebkecht, die ganze Geschichte seit 1866 rückgängig machen zu wollen, weil sie ihm nicht gefällt, ist Blödsinn. Aber wir kennen ja unsere Muster-süddeutschen. . . .“

Guillaume reißt also zwei Sätze über die „Nebenrücksichten“ aus dem Briefe heraus, verstümmelt sie, und gibt sie als die Instruktion für die Parteileitung in Braunschweig aus! Wir lassen die Antwort Marx' folgen, in der wir gleichfalls die von Guillaume „zitierten“ Stellen unter Fettdruck hervorheben. Wir werden dann sehen, wie er, nachdem er Engels fälschlich die Meinung unterschiebt, die Partei solle mit der Regierung gehen, weil Bismarck „ein Stück von unserer Arbeit tut“ (Guillaume „übersetzt“: für uns arbeitet!), Marx nicht nur mit diesem „Plan“ ganz einverstanden sein läßt, sondern Marx zum säbel-rasselnden Krieger macht. Marx schreibt:

„... Dein Brief stimmt ganz mit dem Plan der Antwort überein, die ich im Kopf bereits zurechtgemacht. Indes wollte ich in einer so wichtigen Sache — es handelt sich dabei um Verhaltensinstruktion für die deutschen Arbeiter — nicht vorgehen ohne vorherige Rücksprache mit Dir.

¹ Spottname für Napoleon III.

„Liebnecht schließt seine Übereinstimmung mit mir:

1. aus der Adresse der Internationale;
2. aus dem Umstande, daß ich seine und Bebels Erklärung im Reichstag gebilligt habe.

„Das war ein „Moment“, wo die Prinzipienreiterei in acte de courage“ war, woraus aber keineswegs folgt, daß dieser Moment fortbauert, und noch viel weniger, daß die Stellung des deutschen Proletariats in einem Krieg, der national geworden ist, sich in Wilhelms Antipathie gegen Preußen zusammenfaßt. (Guillaume „überseht“ diese zwei Sätze folgendermaßen: „Der Krieg ist ein nationaler geworden: es ist also nicht mehr der Augenblick, wo eine Prinzipienklärung eine mutige Tat ist, wie bei der Erklärung von Liebnecht und Bebel im Reichstag.“) Es wäre gerade so, als wenn wir, weil wir im passenden Moment unsere Stimme gegen die „bonapartistische“ Befreiung Italiens erhoben, die relative Unabhängigkeit, die Italien infolge dieses Krieges erhalten hat, redressieren wollten.

„Das Elsaß-Lothringen-Gelüst scheint in zwei Kreisen vorzuherrschen, in der preußischen Kamarilla und im süddeutschen Bierpatriotismus. Es wäre das größte Unglück, welches Europa und ganz spezifisch Deutschland treffen könnte. Du wirst gesehen haben, daß die meisten russischen Blätter bereits von der Notwendigkeit europäisch-diplomatischer Intervention sprechen, um das europäische Gleichgewicht zu erhalten.

„Kugelmann verwechselt einen defensiven Krieg mit defensiven militärischen Operationen. Also, wenn ein Kerl mich auf der Straße überfällt, so darf ich nur seine Hiebe parieren, aber nicht ihn knock down,² weil ich mich damit in einen Angreifer verwandeln würde! Der want³ an Dialektik guckt allen diesen Leuten aus dem Wort heraus. . . .“

Man kann aus diesen zwei Proben ersehen, wie der alte Bakunist, der in gewissen Kreisen als der berufene Historiker der Internationale gilt, seine „Beweise“ konstruiert. Das Wesentliche, die Instruktionen Engels' für die deutsche Partei, verschweigt er ganz, um eine Nebenbemerkung — noch dazu gefälscht — wiederzugeben. Genau so macht er es mit der Antwort von Marg. Seine prophetische Borausage über die Folgen einer Annexion von Elsaß-Lothringen und seine Stellung dazu verschweigt er ganz. Das Nachwort Guillaumes, der sich damit für immer als gemeiner Fälscher diskreditiert, zeigt, was oft hinter den „authentischen Dokumenten“ steckt. J. S.

Ugel Schmidt, Die russische Sphinx. Politische Flugschriften, herausgegeben von Ernst Jäckh. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin.

Der Verfasser unternimmt in diesem Schriftchen den Versuch, zu beweisen, „daß die russische Sphinx einem Koloss auf tönernen Füßen gleicht.“ Dieser Beweis ist von ihm nicht erbracht worden —, womit freilich nicht gesagt sein soll, daß er nicht erbracht werden könnte. Erforderlich aber wäre hierzu ein solideres Wesen und gründlicheres Eingehen auf die vielgestaltigen Probleme der Politik und der Wirtschaft Rußlands, die in dem Schriftchen von U. Schmidt nur sehr oberflächlich berührt worden sind. Freilich kann man dem Verfasser nicht eine gewisse Summe von Kenntnissen auf diesem Gebiete absprechen, auch nicht den unverkennbaren Wunsch, den reichsdeutschen Leser vor allzugroßem Optimismus hinsichtlich der bei Kriegsbeginn erwarteten „Umwälzungen“ im Zarenreiche zu warnen, aber wo die Darstellung nicht durch die dem Verfasser vorschwebende politische Tendenz verzerrt worden ist, wird sie in ein schlechtes Licht gerückt durch den Mangel an gründlicherem Kenntnis der nationalen, wirtschaftlichen und politischen Probleme Rußlands. Die ganze Schrift erweckt den Eindruck, als ob der Verfasser,

² Eine mutige Tat.

³ Nieder schlagen.

⁴ Mangel.

über den Rand des großen „Hegentessels“ Rußland gebeugt, voll Abscheu in seinen brodelnden Inhalt hineingeblüht, daß er aber trotz allen guten Willens aus seinen Beobachtungen nicht so viel herausgeholt hat, um das Widerspruchsvolle und Eigenartige der russischen Entwicklung — das, was dem Westeuropäer als „russische Sphinx“ erscheint —, einem größeren Leserkreis klarzumachen.

Noch verschlechtert wird dieser Eindruck durch den primitiven rassenpolitischen Standpunkt, den der Verfasser einnimmt. Nach seiner Auffassung ragt zwischen dem „beharrenden Osten“ und dem „fortschreitenden Westen“ eine Scheidewand, und dieser „innere Gegensatz des byzantinischen Ostens zum römischen Westen“ habe in Rußland einen „spezifisch antideutschen Charakter“ angenommen. Bei einer so tiefgründigen Betrachtungsart ist es freilich kein Wunder, wenn neben Dostojewski (bei dem das zum Teil zutrifft) auch von Tolstoi gesagt wird, er habe „die Europäisierung Rußlands aufs heftigste bekämpft“. Man wundert sich auch nicht, wenn man im Anschluß daran folgende Sätze liest:

„Man hat sich in Westeuropa viel zu sehr vom dünnen Kulturfirniss der russischen Oberschicht blenden lassen, hinter dem noch überall in Rußland das wilde Asiatentum hervorlugt. Mag auch Rußland geographisch zu Europa gehören, und mag der Russe ethnographisch mit den Europäern nahe verwandt sein. Kulturell — und das ist schließlich doch ausschlaggebend — ist er Asiater, dem Rauben und Morden tief im Blute steckt, wenn er auch für gewöhnlich harmlos und gutmütig erscheint.“

Im Zeitalter Lissauerischer Haftgefänge mögen ja derartige Ausführungen recht zeitgemäß sein. Man kann aber über die Einschätzung nicht im Zweifel sein, die sie allerseits erfahren werden, wenn die Befinnung wiederkehrt. U. S.

Anzeige.

Die Regelung des Arbeitsnachweises. Berlin 1915, Verlag der Generalkommission Deutschlands (E. Legien). 62 Seiten.

Die Schrift enthält das Protokoll der Konferenz, die auf Einladung der Generalkommission am 10. Februar sich mit der Regelung des Arbeitsnachweises beschäftigte. Vertreten waren das Reichsamt des Innern, das Kaiserliche Statistische Amt, der Deutsche Städtetag, der Verband deutscher und märkischer Arbeitsnachweise, die Gesellschaft für Soziale Reform, die Zentrale für Volkswohlfahrt, der Gesamtverband der Christlichen Gewerkschaften, der Verband der Gewerkschaften (Hirsch-Duncker), die Polnische Berufsvereinigung, die Berliner Gewerkschaftskommission, das Bureau für Sozialpolitik, die Gewerkschaftsverbände, die Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands. An das Referat des Genossen Reichstagsabgeordneten Robert Schmidt knüpfte sich eine ausgedehnte Diskussion, wobei von allen Seiten eine einheitliche Organisation des Arbeitsnachweises zum Austausch der Arbeitskräfte gefordert wurde. In einer engeren Kommission einigte man sich am 18. Februar auf Leitfäden einer Petition an den Reichstag und Bundesrat, während die strittigen Punkte herausgelassen wurden und den einzelnen Korporationen überlassen bleibt, durch die Parteien im Reichstag ihre besonderen Wünsche in Anträgen geltend zu machen. — An einen Bericht über die Besprechung von Vertretern der Kommission mit dem Reichskanzler schließen sich „Leitfäden für die gesetzliche Regelung des Arbeitsnachweises“ nebst Begründung, und Berichte über die Verhandlungen in der Budgetkommission und im Plenum des Reichstages, über den Arbeitsnachweis und der Wortlaut der am 20. März angenommenen Resolution.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 8

Ausgegeben am 21. Mai 1915

33. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Zur Wiederherstellung der Internationale.

Von Wl. Koffowsky.

I.

Die Frage der Wiederherstellung der Internationale beschäftigt schon seit langem die Sozialisten der Länder, die im gegenwärtigen Kriege bisher noch neutral geblieben sind. Mit dieser Frage befaßten sich auch die sozialistischen Konferenzen in Lugano und Kopenhagen, es gelang ihnen aber nicht, in dieser Hinsicht etwas Wesentliches zu leisten. Die Ursache davon liegt auf der Hand: der beste Wille der Neutralsen ist machtlos dort, wo alles in erster Reihe von den Sozialisten der kriegführenden Länder abhängt. Solange diese Sozialisten nicht den Willen bezeigen, über die Grenzen der Länder hinüber, die die Kriegscoalitionen voneinander scheiden, sich die Hände zu reichen, werden alle Bemühungen von außen erfolglos bleiben.

Der Weg zur Wiederherstellung der Internationale ist dicht mit Hindernissen besät. Wenigstens eines von diesen, und bei weitem nicht das kleinste, kann aber fortgeräumt werden. Wir meinen die spezifische *Psychologie*, die sich während des Krieges herausgebildet hat. Zwischen den Sozialisten der Länder gegnerischer Koalitionen ist eine Mauer furchtbaren Mißtrauens emporgewachsen, die es unmöglich macht, daß sie einander die Hände reichen. Diese Mauer muß durchbrochen werden. Um das zu erreichen, müssen wir den Arbeitern den einfachen Gedanken klar machen, daß das einzige Mittel, die Internationale aus dem Sumpfe zu retten, in dem sie gegenwärtig stecken geblieben ist, vor allem darin besteht, die Sozialisten der kämpfenden Staaten, in erster Reihe die deutschen und die französischen Genossen wieder um einen und denselben Beratungstisch zu sammeln und sie zu veranlassen, gemeinsam die Lage zu erörtern.

Man behauptet, dies sei ein Ding der Unmöglichkeit, weil sie miteinander nicht reden wollen. Dieser Grund ist aber durchaus nicht stichhaltig. Die Geschichte der sozialistischen Parteien zeigt uns, daß es solche Unmöglichkeiten nicht gibt. Man erinnere sich der wütenden Feindschaft, die einst „Eisenacher“ und „Lassalleaner“ in Deutschland, „Radikale“ und „Gemäßigte“ in Oesterreich trennte. Gab es doch kaum eine Schurkerel, die nicht zeitweilig eine dieser Fraktionen ihrer Gegnerin zugetraut und vorgeworfen hätte. Parteiverrat, Spitzeltum, Korruption, das waren nur einige der Freundlichkeiten, die man sich gegenseitig an den Kopf warf; manchmal waren es auch materiellere Dinge, und sonstige Handgreiflichkeiten blieben nicht aus. Und doch kamen die so feindlichen Brüder wieder zur Besinnung und zu gegenseitiger Aussprache und Verständigung, als es die Not gebieterisch erheischte, als alle Teile dessen sich bewußt waren,

daß ohne die Vereinigung jeder weitere Schritt nach vorwärts zur Unmöglichkeit geworden.

Natürlich hatte diese Erkenntnis der aufklärenden Vorbereitung bedurft, eine eifrige Agitation für den Friedensschluß, für die Vereinigung war vorhergegangen, eine gewaltige Masse von altem Mißtrauen, gegenseitiger Erbitterung, von Vorwürfen und Schmähungen, von Mißverständnissen und Anklagen hatte in mühsamer Arbeit beseitigt werden müssen. Es hatte des politischen Tactes, des diplomatischen Geschicks der Besten auf beiden Seiten, vor allem aber des drängenden proletarischen Bewußtseins der Masse der Parteigenossen bedurft, um die Vereinigung anzubahnen und endlich herbeizuführen.

Diese Vorgänge müssen wir uns heute zum Vorbild nehmen. Wir müssen jetzt alles aufbieten, die Köpfe zu bearbeiten und können dann sicher sein, daß, wenn die Zeit kommt, die französischen und die deutschen Genossen an einem Tische beieinander sitzen werden. Wenn wir aber die Vorbereitungsarbeit vernachlässigen, kann es geschehen, daß der günstige Augenblick für die Vereinigung verpaßt wird.

Es wird ferner behauptet: Um die Internationale wieder herzustellen, genügt es noch nicht, die schädliche Psychologie zu beseitigen. Dazu sei es noch wichtiger, die bedeutend schädlichere Ideologie wegzuräumen, die durch den Krieg geschaffen wurde. Nicht nur seien Mißtrauen und Feindseligkeit aus den Gemütern der Genossen zu beseitigen, sondern vor allem die Gedanken und Vorstellungen, in denen diese Gefühle Ausdruck gefunden, die Argumente, die jede Seite ins Feld geführt, um die Sache ihres Staates als die allein richtige und gerechte hinzustellen. Dieser Grund trifft aber noch weniger zu als der erste.

Alle sozialistischen Parteien haben gefehlt. Ueberall sind Illusionen entstanden, falsche Vorstellungen, Ideen, die wir als schädlich erachten müssen. Aber anzunehmen, daß man sie heute durch schriftliche oder mündliche Agitation einfach beseitigen könne, und daß man an die Vereinigung erst dann herantreten dürfe, wenn die Köpfe endgültig von jenen falschen Vorstellungen gesäubert worden sind, wäre naiv und kindisch. Gewiß müssen die begangenen Fehler aufgezeigt und bloßgestellt, muß das sozialistische Bewußtsein ausgeglichen werden; das ist eine notwendige Ideenarbeit, die niemals rasten darf, dabei muß man aber immer im Auge behalten, daß der beste, schärfste und wirksamste Kritiker aller Politik in letzter Instanz doch immer die Erfahrung ist, die gesellschaftliche Entwicklung. Die eiserne Logik der Umstände, der kommenden Ereignisse wird die notwendige Berichtigung in die Ideologie der Arbeiterorganisationen hineinragen. Und schließlich wird die Vereinigung selbst zu einem Faktor werden, der die schädlichen Elemente aus der Ideologie ausscheiden helfen wird.

Wie widersinnig es ist, das Reformieren der Ideologie zur notwendigen Bedingung der Wiederherstellung der Internationale zu machen, erweist sich noch klarer, wenn man die Frage stellt: Welches soll die Ideen-Basis sein, auf der die Vereinigung durchzuführen wäre? Auf diese Frage können auch diejenigen nicht genauen Bescheid geben, die sich in der Internationale als die einzigen Gerechten erachten und damit sich brüsten, nicht gefehlt zu haben in einer Zeit, wo nach ihrem Dafürhalten die ganze sozialistische Welt von der Seuche des „Sozial-Chauvinismus“ heimgesucht worden ist.

Was antworten diese Gerechten? Daß sich die „Sozialdemokraten-Internationalisten“ miteinander vereinigen sollen¹. Daß diese Antwort uns auch nicht im entferntesten irgendeinen Ideen-Maßstab gibt, leuchtet sofort ein; denn in dem Begriff der Sozialdemokratie ist die Idee des Internationalismus ohnehin enthalten. Die Antwort besagt also nicht mehr, als wenn sie lautete, alle „wirklichen“ Sozialdemokraten sollten an der Einigung teilnehmen. Weshalb diese Genossen gegenwärtig eine inhaltlose Formel vorbringen, ist allerdings leicht zu verstehen. Vor Ausbruch des Krieges behaupteten sie, daß aus der Internationale die „Opportunisten“ hinausgeworfen werden müßten. Der Krieg hat aber die Karten derartig durcheinander gemischt, daß wir auf beiden Seiten ebenso Opportunisten wie Radikale finden. Die Einteilung in „wahre“ und „unwahre“ Sozialdemokraten fällt also keineswegs zusammen mit der Scheidungslinie zwischen „Radikalen“ und „Opportunisten“.

Und daraus folgt, daß das Kriterium für die Wiederherstellung der Internationale nicht in der Ideologie zu suchen ist. Der Vorschlag, die Internationale aus „Sozialdemokraten-Internationalisten“ zu bilden, geht dahin, aus allen sozialistischen Parteien die Elemente zu sammeln, die sich in Opposition befinden, und aus diesen eine neue internationale Vereinigung, eine „dritte“ Internationale zu gründen. Auf diese Weise könnte aber nur eine Sekte geschaffen werden, eine Karikatur der Internationale, ohne jeglichen Einfluß und ohne Bedeutung.

Eine Internationale, d. h. eine Vereinigung, die die Interessen, die Bestrebungen und den Willen des Proletariats aller Länder zum Ausdruck bringen soll, kann nicht aus Partei-Bruchstücken oder aus einzelnen speziell herausgegriffenen Personen gebildet werden, wenn diese auch von der besten und frömmsten, d. h. radikalsten Sorte sein mögen. Die Spaltungsmethode kann eben nie und nirgends von Nutzen sein. Sie kann uns nichts bringen als die Vernichtung sozialistischer Kräfte.

Die Internationale kann nur aus denselben Elementen aufgebaut werden, aus denen sie bisher bestand: aus den alten Parteien, aus den geschichtlich emporgewachsenen Arbeitervereinigungen, die sich aus den Arbeitermassen entwickelt haben, mit diesen groß geworden, mit ihnen den steinigen Weg des harten Kampfes gegangen und mit ihnen eins geworden sind. Sie haben so manchen Fehler begangen, das war aber in der so überaus schwierigen Situation, in die die Geschichte sie gebracht hatte, wohl kaum zu vermeiden, und der künftige Gang der Arbeiterbewegung wird die Spuren ihrer Fehler verwischen. Sie durchleben alle eine innere Krise, jede Partei wird sie aber aus eigenen Kräften von innen heraus und auf ihre eigene Art überwinden. Und sicherlich werden wir nicht eine „dritte“ Internationale bekommen, nach deren Zustandekommen nur ein Häuflein Sektierer sich sehnt, sondern dieselbe zweite Internationale wird neu erstehen, die nur zeitweilig lahmgelegt worden ist.

II.

Die Aufgabe, mit der die wiederhergestellte Internationale sich in erster Reihe zu befassen haben wird, ist die Organisierung der Agita-

¹ Diese Meinung ist besonders in gewissen Kreisen der russischen Sozialdemokratie populär.

tion für den Frieden. Ueber konkrete Friedensbedingungen hat es jetzt keinen Sinn, sich den Kopf zu zerbrechen. Eins ist aber unzweifelhaft klar: die Bedingungen müssen derartig geartet sein, daß sie einen Frieden garantieren, der verspricht, möglichst fest und von möglichst langer Dauer zu sein. Von einem anderen Kriterium könnten wir uns in dieser Frage nicht leiten lassen.

Nun gibt es aber nicht wenige Sozialdemokraten, die der Ansicht sind, daß im gegenwärtigen Krieg das Geschick der sogenannten „historisch strittigen Länder“ entschieden werden müßte. Sie glauben, es sei unsere Aufgabe, Völkern, die unter verschiedene Staaten verteilt leben, zur nationalen Einigung zu verhelfen, und deshalb müßten wir danach streben, daß die Völker der „strittigen“ Landesgebiete die Möglichkeit bekommen, durch ein demokratisch durchgeführtes Referendum sich frei darüber zu äußern, welchem Staatsorganismus sie angehören und wie sie sich überhaupt staatsrechtlich einordnen wollen. Das ist eine Illusion, die jedes realen Bodens entbehrt. Stellen wir uns aber eine derartige illusorische Aufgabe, so kann dies zur Folge haben, daß die sozialistischen Parteien der kriegführenden Länder über die Friedensbedingungen niemals untereinander einig werden könnten.

Vor allem ist der Begriff der „historisch strittigen Länder“ unbestimmt, verschwommen. „Strittige“ fremdsprachige Landesgebiete finden wir überall, wohin wir unseren Blick auch wenden: beim Zweibund, im Dreiverband, in neutralen Staaten. Und die Ursache liegt auf der Hand: alle Staaten sind historisch auf dem Wege der Gewalt entstanden, durch Raub, durch Abtrennung nationaler Territorien von dem einen Lande und ihre Aneignung durch ein anderes.

Will man sich daher mit der Lösung der Frage der „strittigen“ Landesteile befassen, dann muß man eine radikale Operation vornehmen: eine allgemeine Mobilisation der Territorien aller Weltteile erklären und die Landkarte Europas — ja sogar die der ganzen Welt — völlig umgestalten, Staaten zerstückeln, Landesgrenzen nach vorn und nach hinten verschieben usw. Diese Arbeit könnte allerdings — wenn sie überhaupt möglich wäre — nie zu Ende geführt werden, denn sie müßte eine unendliche Kette neuer Kriege hervorrufen.

Ferner das Referendum. Gewiß ein gutes demokratisches Mittel. Kann es aber bei den jetzigen Verhältnissen überhaupt in Betracht kommen? Es ist anzunehmen, daß die eine oder die andere Kriegskoalition im Falle ihres Sieges die „strittigen“ Landesgebiete — wenn es ihr nur möglich und von ihrem Standpunkte aus nützlich erscheint — ohne viel Worte zu verlieren, ganz einfach mit Gewalt sich aneignen wird, und daß sie sich dabei um den Willen der Bevölkerung in den zu annectierenden Ländern ebenso wenig bekümmern wird wie um den vorjährigen Schnee. Und sollte der Sieger seine Einwilligung zu einem Plebiszit überraschenderweise doch geben — wie wird diese Abstimmung unter dem militärischen Terror einer fremden Gewalt durchgeführt werden können? Es wäre doch mehr als naiv anzunehmen, daß z. B. Rußland, wenn es die Macht haben sollte, Galizien zu annectieren, zeitweilig die Provinz von den russischen Truppen und der russischen Administration säubern und sich an die Bevölkerung etwa wie folgt wenden wird: Beranstaltet ungehindert ein Referendum, und

eurem Beschluß werden wir Folge leisten! Auf diese Weise ist das Referendum ein Traum, durch den man sich selbst und andere narrt. In ganz besonderen Fällen kann ein Referendum vielleicht noch in Betracht kommen, diese theoretisch möglichen seltenen Ausnahmen dürfen aber nicht verallgemeinert werden.

Die Sozialdemokratie kann sich überhaupt nicht auf den utopistischen Standpunkt der Vergütung historischer Ungerechtigkeiten stellen. Unser Ziel besteht nicht darin, die Nationen durch die Gewalt eindringender Heere zu „befreien“ im Sinne einer Vollenbung ihrer nationalen Vereinigung. Wir glauben überhaupt nicht, daß der Krieg jezt ein Mittel sein kann, irgend jemand zu befreien. Auch glauben wir, daß die Volksmassen in den „strittigen“ Landesgebieten ihre Erlösung keineswegs davon erwarten, daß man sie von einem Staate lostrennt und einem andern einverleibt. Was sie erstreben, ist eine weitgehende nationale Autonomie, die ihnen die Möglichkeit geben soll, sich frei zu entwickeln in dem Staate, in dem sie leben. Mehr verlangen sie auch nicht. Zu einer solchen Autonomie führt der Weg eines innerstaatlichen demokratischen Kampfes, keineswegs aber eine Annektionsoperation.

Die Aufgabe, die jezt vor der Sozialdemokratie steht, ist vor allem, alles aufzubieten, daß der Friede auf fester Grundlage aufgebaut wird. Ein dauernder Friede — das ist es, was jezt der internationalen Arbeiterbewegung not tut. Von diesem Standpunkte ausgehend, muß sie sich entschieden gegen jegliche Annexionen aussprechen, denn jede Annexion zieht unvermeidlich die Idee der Revanche nach sich, sie entfacht und befestigt in den Gemütern der Besiegten den festen Entschluß, das mit Gewalt zu rücken, was mit Gewalt genommen wurde, sie führt zu neuen Rüstungen und trägt den Samen künftiger Kriege in sich.

Wir möchten aber nicht mißverstanden werden. Eine Neigung zum Statusquo liegt uns fern, ebenso fern liegt uns eine allzu große Achtung vor der Landkarte, und auch die existierenden Staatsgrenzen erachten wir keineswegs als unantastbare Heiligtümer. Nur sind wir gegen solche Veränderungen der Landkarte, die durch Gewalt herbeigeführt werden, die den Charakter von Eroberungen tragen. Nur wenn der Krieg dazu führen sollte, daß die Bevölkerung irgendeines strittigen Territoriums ohne irgendwelchen äußerlichen Zwang die Forderung aufstellen sollte, man möge sie aus freien Stücken beschließen lassen, wie sie sich künftig in staatsrechtlicher Hinsicht einordnen wolle, wird dieses Bestreben, wie R. Kautsky bemerkt², vollkommen den Prinzipien der Demokratie entsprechen. Und sollte dies durchgeführt werden, dann wird kein aufrichtiger Demokrat dagegen etwas einzuwenden haben, vielmehr wird er es als einen Sieg des Fortschritts und als eine Garantie für den Frieden begrüßen.

Wenn aber selbst eine bestimmte Bevölkerung auf diese Art ihr Selbstbestimmungsrecht verwirklichen sollte, so würde dies als objektives Ergebnis des Krieges zustande kommen, als Aufgabe können wir uns solche Befreiungsaktionen nicht stellen.

Unsere Aufgabe geht dahin, dem Krieg so rasch als möglich Einhalt zu gebieten und einen dauernden Frieden ohne Annexionen herbei-

² Siehe „Neue Zeit“ 1914, 20.

zuführen. Das ist die Friedensformel, mit der sich alle sozialistischen Parteien zusammenschließen können. Würde in dem Moment, wenn die Grundlagen des Friedens unter den Nationen geschaffen werden, die Internationale als geschlossenes Ganzes gegenüber der kapitalistischen Welt hervortreten, so würde dies von der größten Bedeutung für die künftigen Geschicke der Arbeiterbewegung sein, ganz abgesehen davon, von welchem praktischen Erfolg die Friedensforderungen der Sozialdemokratie bei den Friedensverhandlungen der Mächte sich dann erweisen würden.

Nochmals unsere Illusionen.

Eine Entgegnung

von K. Kautsky.

1. Der Imperialismus.

Als Hauptfehler der Broschüre Cunows hatte ich ebenso wie Eckstein die Tatsache bezeichnet, daß er nicht genau erkennen läßt, gegen wen sie sich eigentlich richtet. In seiner Erwiderung gibt Cunow zu, daß „einzelne Ausführungen präziser und bestimmter wirken würden“, wenn er die betreffenden Parteigenossen genannt und wörtlich zitiert hätte. Trotzdem beharrt er dabei, nicht zu sagen, wem eigentlich seine Kritik gilt.

Doch in einem wichtigen Punkt schafft seine Erwiderung erfreuliche Aufklärung.

Alle Besprechungen, die Cunows Broschüre zustimmten, hatten sie dahin gedeutet, sie wolle die Haltung der Reichstagsfraktion in der Frage der Kriegskredite verteidigen. Auch ich hatte sie dahin verstanden. Doch gern nehme ich Kenntnis von seiner Erklärung, daß ich darin irrte, daß er „nirgends für oder gegen die Annahme der Kriegskredite plädiert“:

„Freilich habe ich meine bestimmten Ansichten über das Verhalten der Fraktion; aber wenn ich mir die Aufgabe gestellt hätte, die Stellungnahme der Fraktionsmehrheit zu verteidigen oder zu begründen, dann hätte ich das mit anderen Gründen, niemals mit den Worten getan: „Gegenüber der Ideologie hat die Geschichte immer recht“; denn solche Motivierung ist nach meiner Auffassung ein Unsinn.“ (Seite 179.)

Nach dieser sehr bestimmten Erklärung hat niemand mehr das Recht, sich auf Cunows Schrift als „Verteidigung oder Begründung der Stellungnahme der Fraktionsmehrheit“ zu berufen.

Auch in bezug auf die „Notwendigkeit“ des Imperialismus hat die Auseinandersetzung eine Klärung gebracht, die es künftighin schwer machen wird, die Cunowsche Schrift zugunsten der imperialistischen Politik auszuspielen. Cunow selbst erklärt, der tatsächliche Unterschied unserer Auffassungen in der Frage des Imperialismus sei gering, der Gegensatz mehr ein scheinbarer, dem Unterschied unserer Definitionen zuzuschreiben:

„Zieht man die Verschiedenheit unseres Begriffs „Imperialismus“ in Betracht, so sind manche der Gegensätze, die dem äußeren Anschein nach zwischen Kautskys und meiner Auffassung der imperialistischen Politik bestehen, gar nicht vorhanden.“

Freilich, „ein gewisser Gegensatz bleibt bestehen“, er betrifft aber nur die Aussichten des Imperialismus, die Anschauungen über seine Lebensfähigkeit. Darüber später mehr. Hier nur noch ein Wort über meine Definition des Imperialismus.

Sie erscheint Cunow einmal viel zu eng.

Ich hatte den Imperialismus bezeichnet als den „Drang jeder industriellen kapitalistischen Nation, sich ein immer größeres agrarisches Gebiet zu unterwerfen und anzugliedern, ohne Rücksicht darauf, von welchen Nationen es bewohnt wird“.

Cunow wendet ein, daß zum Imperialismus doch auch das Streben gehört, in fremden Gebieten Eisenbahnen zu bauen oder Bergwerke zu errichten, Marinestationen und Kanäle anzulegen. Selbstverständlich. Aber in welchen „fremden Gebieten“? Eben in agrarischen. Ich meinte nicht, daß das Kapital etwa in die fremden Gebiete geht, bloß um Landwirtschaft zu treiben, also zu rein agrarischen Zwecken, sondern daß es in Länder geht, die noch nicht einen entwickelten industriellen Kapitalismus haben, vielmehr im Stadium vorherrschend landwirtschaftlicher Produktion stehen.

Den Einwand, meine Definition sei zu eng, kann ich also nicht anerkennen.

In anderer Beziehung wieder erscheint Cunow meine Definition zu weit. Sie passe auf jede Kolonialpolitik, nicht bloß auf die imperialistische:

„Die Kautskysche Definition trifft nicht bloß auf die moderne imperialistische Kolonialpolitik zu, sondern fast auf jede beliebige Kolonialpolitik, sowohl auf die holländische im indischen Archipel wie auf die spanische des 16. und 17. Jahrhunderts in Mittel- und Südamerika. Der charakteristische Fehler dieser Kautskyschen Definition liegt eben darin, daß sie, die doch das Wesen des Imperialismus erklären soll, gerade die modern-imperialistischen Züge der neueren Kolonialpolitik unbeachtet läßt.“

Das wäre richtig, wenn meine Definition bloß von dem Streben nach Angliederung oder Unterwerfung agrarischer Gebiete spräche. Darin besteht das Wesen jeglicher Kolonialpolitik. Aber ich sehe die Eigenart des Imperialismus darin, daß dieses Streben einem „hochentwickelten industriellen Kapitalismus“ entspringt. Das war weder bei der portugiesischen, noch der spanischen oder französischen, nicht einmal bei der holländischen Kolonialpolitik der Fall. Die Triebkraft der Kolonialpolitik der erstgenannten Staaten war vielmehr der Feudaladel, der nach neuem Landgebiet für seinen Nachwuchs suchte, und solches nach den großen Entdeckungen am leichtesten jenseits des Meeres fand. Daneben war das Handelskapital beteiligt, es wurde in Holland und noch mehr in England mit dem Geldhandlungskapital der entscheidende Faktor der Kolonialpolitik. Doch spielte auch in der englischen bis ins 19. Jahrhundert hinein der Feudaladel eine wichtige Rolle.

Das industrielle Kapital suchte diese Politik, wo sie bestand, natürlich auszubeuten, zeigte sich ihr aber im ganzen abgeneigt, weil sie ihm mehr Kosten und Verluste brachte, als Gewinne. Je mehr das industrielle Kapital erstarbte, desto mehr schwand in den kapitalistischen Staaten das Interesse an den Kolonien.

Erst in seiner neuesten Phase, seit etwa 30 Jahren, gewinnt das industrielle Kapital Interesse an den Kolonien, nun wird in dem Maße, in dem das industrielle Kapital an Kraft und Bedeutung wächst, die koloniale Expansionspolitik immer mehr der Mittelpunkt der Staatspolitik, dadurch erhält die Kolonialpolitik einen ganz neuen, besonderen Charakter, der es

notwendig macht, sie von der früheren Kolonialpolitik zu unterscheiden. So können wir sie als die Politik des Imperialismus kennzeichnen.

Cunow wendet sich gegen diese Auffassung. Er erklärt, als hauptsächlich treibende Kraft steht hinter der heutigen Kolonialpolitik nicht der industrielle Kapitalismus, sondern das Finanzkapital. Er gebraucht dies Wort als gleichbedeutend mit „Bankkapital“ und „Bankfinanz“.

Auch ich habe öfters das Wort in diesem Sinne angewendet, Hilferding jedoch versteht darunter eine besondere Erscheinung. Er sagt:

„Ich nenne das Bankkapital, also Kapital in Geldform, das in Wirklichkeit in industrielles Kapital verwandelt ist, das Finanzkapital. Den Eigentümern gegenüber behält es stets Geldform, ist von ihnen in Form von Geldkapital, zinstragendem Kapital, angelegt, und kann von ihnen stets in Geldform zurückgezogen werden. In Wirklichkeit aber ist der größte Teil des so bei den Banken angelegten Kapitals in industrielles, produktives Kapital (Produktionsmittel und Arbeitskraft) verwandelt und im Produktionsprozeß fixiert. Ein immer größerer Teil des in der Industrie verwendeten Kapitals ist Finanzkapital, Kapital in der Verfügung der Banken und in der Verwendung der Industriellen.“ (Finanzkapital, Seite 283.)

Akzeptiert man diese Auffassung, wie es wohl auch Cunow tut, dann vereinigt sich im Finanzkapital das industrielle Kapital mit dem Bankkapital zu einer höheren Einheit.

Cunow hat wohl ganz recht, wenn er „als hauptsächlich treibende Kraft hinter der heutigen Kolonialpolitik“ das Bankkapital bezeichnet. Aber er hat unrecht, wenn er mir gegenüber behauptet, daß demnach nicht „der industrielle Kapitalismus“ dahinterstehe, denn das Merkmal der Ära des Imperialismus bildet eben die wachsende Identifizierung von industriellem Kapital und Bankkapital. Und aus dieser Identifizierung ersteht das steigende Interesse des industriellen Kapitals an der Kolonialpolitik. Daraus erwächst aber auch der innere Zwiespalt des Imperialismus, der, obwohl vom industriellen Kapital gefördert, doch auf eine Hemmung der Industrie hinausläuft.

Alle diese Faktoren umschließt meine Definition des Imperialismus und darum halte ich an ihr fest.

Aber auch hier wieder zeigt sich, daß in der Sache selbst kein wesentlicher Unterschied zwischen Cunow und mir besteht.

Das erhellt deutlich daraus, daß er in seiner Entgegnung an seinen alten Artikel aus dem Jahre 1900 in der „Neuen Zeit“ (XVIII, 2, Seite 207 ff.) erinnert. Er entwickelt dort jene Auffassung, die er und ich gleichzeitig und bisher stets in engster Gemeinschaft gegenüber „der seltsamen Mischung von brutaler Realpolitik, verschrobener Romantik und kindlicher Wirtschaftsauffassung, die den Nationalsozialismus charakterisiert“ (Cunow, a. a. O. Seite 241), verfochten haben.

Cunow sagt dort unter anderem:

„Die Erschließung, richtiger Eroberung neuer Länder ist tatsächlich das Ziel des Imperialismus, wenn auch nicht gerade zum Zwecke des Absatzes der im Mutterland erzeugten Fabrikprodukte oder, wie es nicht minder häufig in den imperialistischen Herzergießungen heißt, zur Schaffung von lohnender Arbeit für die Industriearbeiterschaft. . .

Was der Kolonialbesitz als solcher für die industrielle Entwicklung bedeutet, lehrt der wirtschaftliche Verfall Spaniens und Portugals, das industrielle Zurückbleiben des mit großen Kolonien ausgestatteten Hollands gegenüber Belgien, der Rückgang der Ausfuhr Frankreichs trotz seines in den letzten zwanzig Jahren stetig gewachsenen Kolonialbesitzes. . .

Zu der Erweiterung der deutschen Ausfuhr vermag also die Erwerbung von Kolonien recht wenig beizutragen, die einheimische Industrie hat daran ein recht geringes Interesse. Anders steht es mit dem nach profitabler Anlage suchenden Geldkapital, das tatsächlich die wirklich treibende Kraft der imperialistischen Expansionsbestrebungen ist. . .

Für die sozialistische Partei ergibt sich aus diesem Charakter der imperialistischen Weltpolitik nur die Notwendigkeit, diese um so rücksichtsloser zu bekämpfen. Auch für die in Kolonien und fremden Ländern angelegten deutschen Kapitalien hat man den Arbeiter zu interessieren versucht, indem man ihm vorrechnete, daß ein Teil der aus diesen Anlagen gezogenen Gewinne nach Deutschland zurückfließe, hier in den Konsum eingehe und somit zur Ausdehnung der sogenannten nationalen Produktion beitrage. Die teilweise Richtigkeit dieser Rechnung soll nicht bestritten werden, aber die Vergrößerung, die auf diese Weise der innere Markt erfährt, wird mehrfach ausgeglichen durch die Verengung des auswärtigen Marktes. Wenn dort, wo in fremden Gebieten deutsche Biere, deutsche Musikinstrumente, deutsche Eisenwaren usw. Eingang gefunden haben, deutsche Kapitalisten auf Befriedigung dieser Bedürfnisse gerichtete Unternehmungen begründen, wird dadurch den betreffenden deutschen Industrien natürlich das dortige Absatzgebiet mehr oder minder wieder entzogen. Und dann gibt es, wie Amerika erfahren hat und Deutschland und England jetzt erfahren, keine Expansionspolitik ohne Aufwendung kolossaler Mittel: Mittel, die in der einen oder andern Form durch Steuern zusammengebracht werden müssen und die der Arbeiter zum Teil direkt von seinem Konsum abknappen muß. Von der Vermehrung der Gefahr kriegerischer Verwicklungen, der Zuspitzung der Interessengegensätze zwischen den rivalisierenden Staaten und der Rückwirkung dieser Gegensätze auf die gegenseitigen Handelsbeziehungen ganz zu schweigen. Gewiß hat auch der Industriearbeiter ein Interesse daran, daß die industrielle Entwicklung fortschreitet, wozu unter den gegebenen wirtschaftlichen Bedingungen die Steigerung des Exports gehört; aber zur Erreichung dieses Ziels führen nicht zollpolitische Absperrungsmaßregeln oder die Eroberung neuer Kolonialbesitzungen, sondern eine mit Sachkenntnis und Energie durchgeführte Handelsvertragspolitik, aufgebaut auf dem Prinzip des *do ut des*. Speziell Deutschlands Industrie hat eine Stufe der Entwicklung erreicht, daß sie bei einigermaßen günstigen Vertragsbedingungen mit Erfolg den friedlichen Konkurrenzkampf aufnehmen kann. Wenn überhaupt, ist nur auf diesem Wege die Verwirklichung des Traumes von einem freien Handel und Verkehr über alle Länder und Meere hinausstreckenden deutschen Weltreich zu erreichen.“ (Seite 242.)

Diese glänzende Begründung der „Notwendigkeit, die imperialistische Weltpolitik rücksichtslos zu bekämpfen“, unterschreibe ich heute noch Wort für Wort. Da Cunow sich jetzt auf diesen Artikel beruft, bekennt er sich noch zu ihm. Er ist jedem entgegen zu halten, der das Gegenteil aus den jüngsten Ausführungen Cunows herauslesen will, in denen er die „Imperialismusvernichter“ „beschränkten Handwerksmeistern“ gleichsetzt, die in der Zerstörung der Maschinen ihr Heil erblicken. Was immer Cunow heute unter dem Imperialismus verstehen mag, den „entwurzeln“ zu wollen eine „Allbernhheit“ sei — der imperialistischen Weltpolitik steht er nach wie vor in unverföhnlicher Feindschaft gegenüber. Und das ist die Hauptsache.

2. Notwendigkeit und Zweck.

Es geht natürlich nicht an, alle Einzelheiten der Cunowschen Entgegnung zu erwidern, denn das gäbe ein Buch. Bloß zwei Punkte will ich noch eingehender behandeln, weil sie für unsere Haltung und unsere Ausichten von Bedeutung sind: die Frage des Rechts der Nationen auf Selbständigkeit und die der Abwirtschafung des Kapitalismus. Vorher noch ein paar Worte über philosophische Fragen.

Cunow meint, daß ich den Unterschied zwischen historischer Notwendigkeit und ursächlicher Notwendigkeit nicht zu kennen scheine. Er will diesen Unterschied, wenn er mehr Muße hat, mit mir ausführlicher diskutieren. Dazu bin ich gern bereit. Einstweilen nur so viel, daß auch ich nicht beide Notwendigkeiten einander gleichsetze. Wohl ist eine jede geschichtliche Notwendigkeit auch eine ursächliche, nicht aber umgekehrt. Die geschichtliche Notwendigkeit ist eine ursächliche auf einem bestimmten Gebiet, dem der gesellschaftlichen Entwicklung.

Wichtiger ist ein anderer Einwand.

Ich bemerkte, geschichtliche Handlungen, wie die Bewilligung der Kriegskredite, würden an den Zwecken gemessen, die sich die Vollzieher der Handlungen gesetzt hätten. Darauf fragt Cunow weiter:

„Wenn die geschichtlichen Handlungen an ihren Zwecken gemessen werden, woran werden dann diese Zwecke gemessen? Kautsky erklärt uns zwar, die Zwecke sind danach zu beurteilen, ob sie „zweckmäßig“ sind; aber das ist kein Maßstab, denn diese Erklärung läuft letzten Endes darauf hinaus: die Zwecke sind an sich selbst zu messen. . . Was bildet aber dann das Kriterium der Richtigkeit der Zwecksetzung? Nun, für politische Zwecke, und nur um diese handelt es sich hier, der Geschichtsverlauf. Jene Zwecke, die in der Richtung des geschichtlichen Entwicklungsverlaufs liegen, den Entwicklungsverhältnissen also angepaßt sind, sind historisch richtige Zwecke — womit zugleich gesagt ist, daß der politische Zweck nicht an sich richtig oder unrichtig ist, sondern das, was zu einer bestimmten Zeit „zweckmäßig ist“, zu einer anderen Zeit unzweckmäßig sein kann. Wir kommen also wieder zur Geschichte als Maßstab.“

Cunow irrt, wenn er meint, ich hätte irgendwo erklärt, die Zwecke seien nach ihrer Zweckmäßigkeit zu beurteilen. Das ist mir nicht eingefallen.

Ich habe vielmehr über die „Richtigkeit der Zwecksetzung“ überhaupt nicht gesprochen, sondern nur über die Richtigkeit des Handelns der Menschen und darüber gesagt:

„An ihren Zwecken wird ihr Handeln gemessen und als richtig oder falsch beurteilt, je nachdem es zweckmäßig ist oder nicht, oder der besondere Zweck, dem es dient, mit dem allgemeinen Zwecke vereinbar ist, den der Organismus sich setzt.“ (Seite 80.)

Freilich, woran wird „letzten Endes“ die Richtigkeit dieses allgemeinen Zwecks gemessen? Da darf man mit der Frage antworten: Gehört denn dieser letzte Zweck überhaupt zu den Erscheinungen, die man als richtige und falsche unterscheiden kann? Wenn nicht, dann erübrigt sich das Suchen nach einem Kriterium seiner Richtigkeit.

Nun, der letzte Zweck eines jeden Organismus wird mit ihm selbst geboren und beherrscht sein ganzes Leben. Es ist der Zweck der Selbstbehauptung. Der Organismus setzt sich ihn nicht und niemand fragt, ob er richtig sei oder nicht. Er ist. Der Mensch findet aber nicht bloß natürliche,

sondern auch gesellschaftliche Bedingungen vor, unter denen er sich zu behaupten hat, Bedingungen, die nicht bloß für verschiedene Zeiten und Länder, sondern auch für die verschiedenen Klassen der gleichen Zeit und des gleichen Landes sehr verschieden sind. So werden jeder Klasse jederzeit ihre besonderen Existenzbedingungen und damit auch ihre obersten Zwecke von vornherein gegeben. Sie setzt sich diese Zwecke nicht selbst und damit entfällt auch die Frage, ob sie richtig oder unrichtig sind.

Der Kapitalist kann sich nur behaupten, wenn er Mehrwert gewinnt. Das ist sein oberster Zweck. Es wäre ganz müßig zu untersuchen, ob dieser Zweck richtig oder falsch sei. So lange es eine Kapitalistenklasse gibt, wird sie diesem Zwecke dienen.

Andererseits erheischt es die Selbstbehauptung der Arbeiter, daß sie dem Mehrwert zu Leibe gehen, der aus ihrer Ausbeutung entspringt.

Das Resultat dieser gegensätzlichen Zwecke ist der Klassenkampf und damit der Geschichtsverlauf.

Die einzelnen politischen Zwecke jeder Klasse messen ihre Richtigkeit oder Unrichtigkeit an ihrem obersten Zweck, dem Klasseninteresse, und nicht am Ergebnis des Klassenkampfes. Wollte man die Zielsetzung vom Endergebnis der Entwicklung abhängig machen, so hieße das, sich das Ziel erst dann setzen, wenn es erreicht ist. Das will Cunow natürlich nicht sagen, aber was soll dann der Geschichtsverlauf als Kriterium der Richtigkeit der Zwecksetzung bedeuten? Doch nicht die Einsicht, daß man hinterdrein immer klüger ist als im Vorhinein?

Wollte man die Richtigkeit der politischen Zwecke am Geschichtsverlauf messen, so ließe das auf die Schlussfolgerung hinaus, daß für alle Klassen die gleichen politischen Zwecke richtig seien, da der Geschichtsverlauf doch für alle der gleiche.

Natürlich will ich nicht leugnen, daß die geschichtliche Erfahrung von größter Bedeutung für unser politisches Handeln ist. Sie ist unentbehrlich zum Verständnis der Gegenwart und ihrer Zukunftskeime, die nur als Produkte der Vergangenheit begriffen werden können. Sie läßt uns unsere Aussichten besser verstehen, hält uns vom Anstreben unerreichbarer Ziele ab, gestaltet unser Handeln zweckmäßiger. Aber die geschichtliche Erfahrung schafft nicht die letzten Zwecke der Klassen, noch auch die Energie, die sie zu ihrer Erreichung anwenden. Keinerlei Geschichtsverlauf wird dem Kapitalisten die Einsicht beibringen, daß ihr Streben nach Mehrwert als unrichtig aufzugeben sei.

Alles das weiß Cunow natürlich auch. Aber leider hat er sich da wieder so dunkel ausgedrückt, daß man nicht recht weiß, wie man ihn deuten soll. Es wäre wohl wünschenswert, daß er uns einmal ausführlicher darüber unterrichtete, was er unter der Geschichte oder dem Geschichtsverlauf als Maßstab für die Richtigkeit unserer Zwecke verstanden wissen will.

Einstweilen scheint es mir allerdings, daß er den Standpunkt des Mannes, der Geschichte schreibt und dessen, der Geschichte macht, des Forschenden und des Handelnden Menschen nicht streng genug auseinander hält. Aber es ist wohl möglich, daß ich mich irre, und nähere Ausführungen mich eines Besseren belehren.

3. Das Recht der Nationen auf Selbständigkeit.

Der Unterschied, der zwischen Cunow und mir in der Auffassung des Kriteriums besteht, an dem unsere Zwecke gemessen werden, tritt zu Tage in der Frage des Rechts der Nationen, einer Frage, die von äußerster Wichtigkeit gerade jetzt ist, wo die Annerionspolitiker ihre Forderungen erheben und deren Zurückweisung im einzelnen nicht möglich ist. Da wird um so wichtiger die prinzipielle Erörterung, ob das Recht auf nationale Selbständigkeit aus unseren Grundsätzen hervorgeht oder ob es, wie Cunow sagt, „lediglich eine ethisch-ästhetische Fiktion ohne historische Grundlage ist“. (Seite 178.)

Warum soll dieses Recht eine „ethisch-ästhetische Fiktion“ sein? Weil ich sage, es gehe aus dem demokratischen und internationalen Wesen unserer Partei und dem historisch gewordenen Wesen der modernen Demokratie hervor. Cunow bemängelt, daß ich es nicht historisch begründe, und doch hätten wir nach dem Geschichtsverlauf unsere politischen Ziele einzurichten.

Meine Methode der Setzung unserer Ziele ist allerdings nicht die letztere.

Ich habe oben darauf hingewiesen, daß die allgemeinsten Zwecke des Proletariats durch seine Klasseninteressen gegeben sind. Die Aufgabe der Theoretiker des Proletariats ist es nun, dafür zu sorgen, daß die einzelnen Zwecke, die sich das Proletariat setzt, in voller Harmonie zueinander stehen und alle seinem allgemeinsten Zweck dienen, der Sicherung seiner Existenz und der Aufhebung seiner Ausbeutung. Aus seinen allgemeinen Zwecken und Klasseninteressen und nicht aus dem „Geschichtsverlauf“ entspringt sein demokratisches und internationales Wesen, das vielmehr dem Geschichtsverlauf immer mehr seinen Stempel aufdrückt, je mehr das Proletariat an Kraft und Selbstbewußtsein gewinnt. Nur auf dem Boden der Demokratie und nur in engster Solidarität mit den Arbeitern der anderen Länder kann das Proletariat zu dem höchsten Maß von Kraftentfaltung gelangen, dessen es fähig ist. Darum muß die Partei, die seine Interessen am entschiedensten und am weitesten blickend vertritt, die sozialistische, demokratisch und international sein.

Das wird wohl Cunow nicht leugnen wollen.

Andererseits gibt er selbst zu, „daß unter gewissen Verhältnissen auf bestimmter Entwicklungsstufe ein Selbständigkeitsstreben unterdrückter Nationen eintritt“. (Seite 175.)

Aber, fährt er fort, „ist mit dem Nachweis eines solchen Strebens auch schon dessen Charakter als eines allgemein entwicklungsgeschichtlichen, das heißt, für jede Nation gültigen Rechts erwiesen?“

Ich weiß nicht, was Cunow unter einem „allgemein entwicklungsgeschichtlichen Recht“ versteht. Ich kenne nur allgemeine *Gesetze*, nicht aber *Rechte* der *Entwicklung*. Rechte werden von den *Menschen* gefordert und errungen, ihre Rechtsforderungen stammen aus ihren Zwecken und *Interessen*.

Die Frage nach dem Recht der Nationen ist nicht die, ob es ein solches „allgemein entwicklungsgeschichtlich“ gibt, sondern ob wir Sozialdemokraten auf Grundlage der „entwicklungsgeschichtlich“ gegebenen Klasseninteressen des Proletariats ein solches Recht fordern müssen.

Nun meine ich, ist es klar, daß, wenn wir die Demokratie, das heißt die Selbständigkeit des Volkes fordern, wir auch die Selbständigkeit der Nation dort fordern müssen, wo „unter gewissen Verhältnissen auf bestimmter Entwicklungsstufe“ ein Streben nach Selbständigkeit der Nation hervortritt. Wir müssen dies um so mehr tun, da wir nicht bloß demokratisch, sondern auch international gesinnt sind, die Internationalität aber erheischt, wie schon Engels sagt, daß „jedes Volk unabhängig und Herr im eigenen Hause“ sei.

Das ist nicht ein Recht „für alle Ewigkeit“, wie Cunow höhnt, sondern ein Recht, das das Proletariat gemäß seinen Klasseninteressen in der kapitalistischen Gesellschaft und gemäß der besonderen Eigenart der modernen Demokratie fordern muß, die innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise überall die Form des Strebens nach der Selbständigkeit der Nation annimmt.

Aber freilich, sagt Cunow, der tatsächliche Geschichtsverlauf sei ein ganz anderer. Er zeigt nicht die Tendenz nach „Verselbständigung“ der Nationen, sondern nach „ihrer oft gewaltsamen Zusammenfassung zu größeren staatlichen Gebilden“, „teilweise durch Zwang“ — das ist „der Gang der Entwicklung von den alten Kulturreichen Asiens und Amerikas bis in die neueste Zeit“.

Auch auf dem Balkan strebe jetzt jeder Staat danach,

„sich nach wirtschaftlichen und strategischen Gesichtspunkten zu arrondieren und sich jene Gebiete anzugliedern, deren Besitz er für die Entwicklung seines Wirtschaftslebens oder zur militärischen Sicherung seiner Grenzen für nötig hält, ganz gleich, ob diese Gebiete von Angehörigen der eigenen oder einer fremden Rationalität besetzt sind . . . das ist nun einmal der historische Entwicklungsgang.“ (Seite 178.)

Hier taucht wieder die Frage auf: Sollen wir unsere politischen Ziele und Zwecke aus dem Klasseninteresse des Proletariats ableiten oder aus dem Geschichtsverlauf? Aber dieser Verlauf selbst ist das Ergebnis des Kampfes der verschiedenen Klassen mit ihren gegebenen gegensätzlichen Interessen, die gegensätzliche Ziele und Zwecke bedingen. Bestimmte der Geschichtsverlauf die proletarischen Ziele, dann hieße es, daß dort, wo die Gegner des Proletariats herrschen, der Geschichtsverlauf also seinen Interessen ins Gesicht schlägt, seine Ziele im Gegensatz zu seinen Interessen stehen sollen. Wo der Geschichtsverlauf zur Verelendung des Proletariats führt, müßten wir unsere Ziele dem anpassen. Wo er die stete Verlängerung der Arbeitszeit mit sich bringt, wie es in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts der Fall war, bildete die Forderung eines Normalarbeitstages nur eine „ethisch-ästhetische Fiktion“. Und das gleiche gilt offenbar heute, im Zeitalter des Wettrüstens, von der Forderung der Einschränkung der Rüstungen. In der Tat ist mir noch vor dem Kriege bei meiner Verfechtung der Idee der Abrüstung dieser Einwand von radikalmarxistischer Seite gemacht worden. Die erwähnte Forderung sei unmarxistisch-sentimental, denn sie stehe im Widerspruch zum Geschichtsverlauf, das heißt, dem bisherigen Ergebnis des Klassenkampfes. Cunow findet sich da auf gleichem theoretischen Boden mit Kadek, der Arm in Arm mit Lensch gegen mich zu Felde zog.

Wir kämen zu sonderbaren Konsequenzen, wenn wir uns danach allein richten wollten. Es hieße oft nichts anderes, als daß unser Handeln in der

Zukunft eine Fortsetzung des Handelns unserer Gegner in der Vergangenheit zu sein habe.

Also selbst wenn der Geschichtsverlauf in der Frage des Rechts der Nationen bisher im Gegensatz zu unserer Forderung stünde, so würde diese damit allein noch nicht hinfällig.

Er steht aber gar nicht so sehr im Gegensatz dazu, wie Cunow annimmt. Man darf nur nicht die ganze Entwicklung „von den alten Kulturreichen Asiens und Amerikas bis in die neueste Zeit“ in einen Topf werfen. Der Gang der Entwicklung heute ist doch ein anderer als im Inkareich und in Babylon. Man muß unterscheiden zwischen der primitiven Demokratie und der modernen. Darüber handle ich ausführlich in meiner Schrift: „Parlamentarismus und Demokratie“, ich streife die Frage auch in meiner jüngsten Broschüre: „Nationalstaat, imperialistischer Staat, Staatenbund“.

Solange die Völker im Stadium der primitiven Demokratie, der Gentilgesellschaft, der Marktgenossenschaft, der Gemeindedemokratie stehen, da ist der Geschichtsverlauf ganz der von Cunow angegebene. Aber er ändert sich, sobald der Verkehr jene Dimensionen annimmt, die der kapitalistischen Produktionsweise entsprechen. Während bis dahin die Masse der arbeitenden Bevölkerung bloß Kirchturminteressen kannte und die Staatspolitik einer dünnen Oberschicht überließ, gewinnen jetzt auch die arbeitenden Massen Interesse an der Staatspolitik, verlangen politische Rechte und Einwirkung auf die Staatsregierung durch ein Repräsentativsystem. Damit nimmt aber in Staaten, in denen ein Teil der Bevölkerung eine andere Sprache spricht als die herrschende Klasse, bei diesem Teil das demokratische Streben die Form des Strebens nach Absonderung von der herrschenden Nation an, ersteht das Streben nach Zusammenfassung von Nationsteilen, die in mehreren Staaten zerplittert sind, zu einer eigenen staatlichen Gemeinschaft. Der Prozeß der Amalgamierung verschiedener Nationen in einem Staate zu einer größeren Nation nimmt ein Ende. Vielmehr erwachen mit der Ausdehnung der kapitalistischen Produktionsweise immer wieder neue Nationen zu dem politischen Leben der modernen Demokratie, die bisher keinen Anteil daran hatten. So wird nun der Geschichtsverlauf das gerade Gegenteil dessen, was er seit den „alten Kulturreichen Asiens und Amerikas“ bis zur kapitalistischen Produktionsweise gewesen.

Um Beispiele aus unserer Zeit für diesen Verlauf zu geben, sieht sich Cunow denn auch genötigt, auf die Balkanstaaten hinzuweisen, die gerade an der Schwelle der modernen Demokratie stehen und deren Nachbarn in Albanien und den bisher türkischen Gebieten zum Teil noch in der Gentilgesellschaft drin stecken.

Warum blickt er nicht auf die älteren Staaten, auf England, Frankreich, Deutschland?

Im ganzen modernen Europa ist es seit dem Wiener Frieden, also seit hundert Jahren, nicht mehr vorgekommen, daß sich ein Staat ausgedehnteres fremdes europäisches Gebiet ohne Rücksicht auf dessen Nationalität angegliedert hätte. Savoyen, das Napoleon 1859 nahm, war zwar italienischer Besitz, aber die Bevölkerung sprach französisch. Die paar Dänen, die Preußen 1864 annektierte, waren nur Beigabe zu den deutschen Elbherzogtümern, und ebenso die Franzosen in Lothringen Beigabe zu dem 1870 annektierten, überwiegend von Deutschen bewohnten Elsaß. Und doch ist die Germanisierung

dieser Dänen und Franzosen bis heute nicht gelungen. Von den viel zahlreicheren Polen gar nicht zu reden. Ein Zeichen für die Fähigkeit der Nationalität im Zeitalter der modernen Demokratie. Völker, die das Stadium der kapitalistischen Produktionsweise erreicht haben, lassen sich nicht mehr durch Annektierung und Zwang mit fremden Nationen verschmelzen.

Nein, die Bildung der Nationalstaaten geht in diesem Zeitalter ganz anders vor sich als ehemals. Und der Zwang, auf den Cunow hinweist, hilft da gar nichts, er verschärft nur die nationalen Gegensätze innerhalb des Nationalitätenstaates. Das wissen wir Oesterreicher am besten. Cunow muß schon uns „Austromarzipan“ einräumen, daß wir in diesem Punkte mehr Erfahrungen über den „Geschichtsverlauf“ haben als er.

Das ist freilich nicht seine Meinung, und so erklärt er mit erfrischender Deutlichkeit, „daß die Forderung einer nationalen Autonomie ohne staatliche Selbständigkeit ein Nonsens ist“, zu deutsch ein Unsinn.

Er fährt fort:

„Rautsky wie Eckstein werfen mir vor, daß ich zwischen der nationalen und der staatlichen Selbständigkeit nicht unterscheide. Sie haben recht — aber nicht deshalb, weil ich diese Unterscheidung nicht kenne oder noch nie etwas von der Forderung der nationalen Autonomie im österreichischen Parteiprogramm gehört habe, sondern weil diese Forderung für mich nur ein Verlegenheitsprodukt der österreichischen Nationalitätenverhältnisse ist. Eine wirkliche, volle nationale Selbständigkeit ohne staatliche Selbständigkeit gibt es meiner Ansicht gar nicht.“ (Seite 177.)

Das letztere gebe ich vollständig zu. Aber was beweist das gegen mich? Ich habe nie bestritten, sondern vielmehr stets behauptet, daß im Stadium der modernen Demokratie der nationale Staat die vollkommenste Form des Staates ist.

Auch darin stimme ich Cunow zu, daß die Forderung der nationalen Autonomie ein Verlegenheitsprodukt ist, aber doch ein Produkt wirklich bestehender Verlegenheiten, und zwar nicht bloß von Verlegenheiten des österreichischen Staates. Wir finden dieselbe Forderung in Rußland und im britischen Reiche, wo gerade jetzt die nationale Autonomie Irlands sich anschiebt, zur Wirklichkeit zu werden. Die Verlegenheiten, deren Ergebnis die Forderung der nationalen Autonomie darstellt, finden wir eben in jedem Staate, der mit einer Reihe verschiedener nationaler Bestandteile größeren Umfangs in seinem Schoße in das Stadium des Kapitalismus und der Bestrebungen der modernen Demokratie eingetreten ist. Diese Verlegenheiten entspringen gerade daraus, daß in diesem Stadium der alte Weg der zwangsweisen Verschmelzung verschiedener Nationen zu einer einzigen nicht mehr gangbar ist. Will man die alten Großstaaten nicht zertrümmern und in nationale Kleinstaaten verwandeln, von denen gar mancher nicht lebensfähig wäre, was bleibt dann übrig als die Gewährung der nationalen Autonomie? Weiß Cunow einen anderen Weg? Es ist ein großer Fehler seiner Broschüre, daß sie ausschließlich kritisch ist, zu keinem positiven Resultat kommt — was übrigens die von ihm kritisierten Kritiker der Fraktion ebenso machen. So auch hier in der nationalen Frage. Welches ist Cunows Programm in der Nationalitätenfrage? Was möchte er z. B. mit den Tschechen anfangen?

Und warum soll die nationale Autonomie ausgemachter Blödsinn sein?

Unser Programm fordert: „Selbstbestimmung und Selbstverwaltung des Volkes in Reich, Staat, Provinz und Gemeinde.“ Unser Programm

hält also die Autonomie der Einzelstaaten, Provinzen und Gemeinden für möglich, ja notwendig. Warum soll dann in einem Staat, der verschiedene Nationen umfaßt, die Autonomie der Nationen unmöglich sein?

Gewiß ergibt sich eine Schwierigkeit dort, wo die verschiedenen Nationen nicht geschlossene Territorien bewohnen, sondern durcheinander gewürfelt sind. Aber die Hauptmasse jeder Nation bewohnt in der Regel noch ein bestimmtes Gebiet, nur Minderheiten wohnen in der „Diaspora“, unter fremden Völkern. Die Rechte dieser Minderheiten bilden wohl ein ligliches Kapitel, um so mehr, je mehr die inneren Wanderungen manchen Industriebezirken immer wieder neue Nationsplitter aus agrarischen Gegenden zuführen. Jedoch auch für die Lösung dieses Problems sind schon beachtenswerte Vorschläge gemacht worden. Wir brauchen sie hier nicht zu erörtern, da Cunow auf diese Frage selbst kein Gewicht legt, sie nicht erwähnt. Er bringt als Einwand gegen die nationale Autonomie bloß die Behauptung vor, daß die verschiedenen Nationen verschiedene Interessen hätten:

„So lange mehrere Nationen von verschiedener Größe, Kulturhöhe, Wirtschaft in einem Staate vereinigt sind, ist es ganz unvermeidlich, daß bei der Regelung gemeinsamer staatlicher Angelegenheiten die größere, stärkere, höher entwickelte Nation auch ein größeres Gewicht in die Waagschale wirft und ihre Interessen obenan stellt.“

Das gilt jedoch für die verschiedenen Provinzen, ja Gemeinden eines Staates ebenso wie für seine Nationen. Ostpreußen hat auch ganz andere Interessen als das Rheinland.

Die wirtschaftlichen Gegensätze zwischen Nationen oder Provinzen werden durch ihre Autonomie ebensowenig beseitigt wie die Gegensätze der Klassen durch die Demokratie. Wo eine Nation ihre Interessen durch die staatliche Selbständigkeit besser gewahrt glaubt als durch die Autonomie, wird sie die erstere anstreben. Die nationale Autonomie ist ein „Verlegenheitsprodukt“, das aber unentbehrlich ist für jene Fälle, in denen eine Nation eines Nationalitätenstaates zu verlieren glaubt, wenn sie aus dem Staatsrahmen herausgenommen wird, in dem sie bisher lebte. Das gilt von den belgischen Flämen, die ganz gut wissen, daß sie einen eigenen Staat nicht bilden können. Es gilt von den Tschechen, von den Irländern, gilt von einer Reihe Völkerschaften Rußlands. In solchen Fällen ist die nationale Selbständigkeit nicht anders erreichbar als durch die nationale Autonomie.

Ausgeschlossen muß jedenfalls bleiben „eine Verschmelzung kleinerer Nationen zu einer größeren“ durch *statlichen Zwang*, das heißt ausgeschlossen von dem Programm der Sozialdemokratie. Und nie mußten wir mehr Gewicht darauf legen als eben jetzt. Solange die Bourgeoisie selbst noch die Demokratie und damit auch die Selbständigkeit der Nationen auf ihrem Programm hatte, diese Selbständigkeit sich für jeden modernen Menschen von selbst verstand, konnten wir oft gezwungen sein, an den nationalen Bestrebungen insofern Kritik zu üben, als wir die Illusionen aufzeigten, die von bürgerlicher Seite mit ihnen ebenso wie mit den demokratischen Bestrebungen verknüpft wurden und als wir auf die Klassengegensätze innerhalb der Nation hinwiesen.

Nun sind große Teile der Bourgeoisie ihren demokratischen Zielen untreu geworden, und sie hören damit auch auf, die Selbständigkeit der Nationen zu achten, wie so manches Kriegsziel beweist, das heute aufgestellt

wird. Aber gerade deswegen, weil der „Geschichtsverlauf“ damit eine neue Wendung zu nehmen droht, haben wir alle Ursache, ihm entgegenzuwirken, statt uns von ihm unser Programm vorschreiben zu lassen. Wie die Sozialdemokratie immer mehr die einzige wahrhaft demokratische Partei wird, so wird sie immer mehr die einzige, die die Selbständigkeit der Nationen allseitig und rückhaltlos achtet und fordert, nicht um den Klassenkampf durch den nationalen Kampf zu ersetzen, sondern vielmehr, um dieses Hindernis des Klassenkampfes so weit aus dem Wege zu räumen, als das in einer auf Gegensätzen beruhenden Gesellschaft möglich ist.

Sämtliche Friedensprogramme, die innerhalb der Internationale bisher formuliert wurden, das von Kopenhagen, von London, von Wien, sie alle fordern die Anerkennung der Selbständigkeit der Nationen und mit Recht. Diese Forderung hat unsern Kompaß zu bilden im jetzigen Weltkrieg.
(Schluß folgt.)

Der Plan eines deutsch-österreichisch-ungarischen Zollverbandes.

Von E. Varga, Budapest.

Die Idee eines deutsch-österreichisch-ungarischen Zollverbandes wurde in Ungarn im allgemeinen entschieden ablehnend aufgenommen. Sowohl die ungarischen Agrarier als die Industriellen wollen von einem gemeinsamen Zollgebiet nichts wissen. Die Arbeiterschaft hat zu der Frage bisher keine Stellung genommen; wir wollen versuchen, die Frage auch vom Standpunkt der ungarischen Arbeiterschaft zu beleuchten. Vor allem wollen wir den ablehnenden Standpunkt der bürgerlichen Klassen erläutern.

Die ungarischen Agrarier waren vor kurzer Zeit noch eifrige Anhänger einer Zollgemeinsamkeit. Die Aenderung in ihrer Auffassung ist so neu, daß man in Deutschland noch gar keine Kenntnis davon genommen hat. So schreibt Diehl in seiner vor einigen Wochen erschienenen lehrreichen Schrift¹: „Unter den eifrigsten Wortführern eines Zollvereins zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn finden wir in erster Linie die ungarischen Landwirte.“

Heute sind die agrarischen Kreise in Ungarn wie auch in Oesterreich dem Plane einer Zollunion entschieden abgeneigt. In der gemeinsamen vertraulichen Konferenz, welche Ende vorigen Jahres in Prag zwischen den Führern der deutschen, österreichischen, böhmischen und ungarischen Agrarier stattfand — die deutschen waren durch den Abgeordneten Roesicke und Ulrich Gerber vertreten —, wurde die Idee einer Zollgemeinschaft entschieden zurückgewiesen. In scharfer Weise geschah dies auch in dem Organ der Unabhängigkeitspartei „Magyarország“, welches den Agrariern ziemlich nahesteht, schon am 15. September. Es hieß da:

„Wir wissen nicht, ob der Gedanke der Zollgemeinschaft bloß aus dem Emporlodern der kriegerischen Stimmung spontan entsprungen ist oder der Vorläufer einer Agitation in dieser Richtung sein will. Wir verwahren uns aber schon im vorhinein gegen diesen schiefen Gedanken. Wir verwahren

¹ Karl Diehl, Zur Frage eines Zollbündnisses zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn. Jena, Gustav Fischer. 50 Seiten, 1,50 Mark. (Vgl. aber Hofrichter, Der ungarische Protektionismus. „Neue Zeit“, XXXIII, 1, Seite 334 ff.)

uns so entschieden dagegen, daß wir selbst seine Diskussion für verwerflich halten.“

Diese scharfe Tonart nötigte die Regierung — um einer Trübung der Waffenbrüderschafts-Stimmung vorzubeugen —, durch vertrauliche Mitteilungen eine weitere öffentliche Diskussion der Frage zu verhindern.

Der rasche Gesinnungswechsel der ungarischen Agrarier entspringt ganz denselben Motiven, wie in den siebziger Jahren die Umkehr der preußischen Junker vom Freihandel zum Schutz Zoll: solange Deutschland ein Agrarland mit bedeutendem Getreideexport war, schworen die preußischen Junker auf den Freihandel. Als aber Deutschland durch die rasche Zunahme der Bevölkerung und die Industrialisierung ein Importstaat für agrarische Produkte wurde und die Möglichkeit entstand, durch Agrarzölle die Inlandspreise über den Weltmarktpreis zu erhöhen, da gingen die preußischen Agrarier mit fliegenden Fahnen in das Lager der Schutzzöllner über.

Ähnlich steht es mit den Ungariern in der österreichisch-ungarischen Monarchie. Bis zum Jahre 1908 war diese ein Exportland für agrarische Erzeugnisse; die Gestaltung der wichtigsten Zollpost: Getreide, Hülsenfrüchte, Mehl, war die folgende:

	Einfuhr	Ausfuhr	Einfuhr- Ueberschuß Tonnen	Ausfuhr- Ueberschuß
1907	231,488	654,992	—	423,504
1908	250,714	553,733	—	303,019
1909	1 118,977	476,801	642,176	—
1910	602,470	492,727	109,743	—
1911	767,397	356,589	410,808	—
1912	988,765	484,496	504,268	—

Immerhin hat die Monarchie noch eine stattliche Ausfuhr von landwirtschaftliche Erzeugnissen nach Deutschland. Indessen setzt sich diese Ausfuhr — mit Ausnahme der Gerste — hauptsächlich aus Qualitätswaren zusammen, welche in kleinbäuerlichen und Gärtnereibetrieben erzeugt werden. Nach der deutschen Statistik waren die Hauptposten der österreichisch-ungarischen Einfuhr im Jahre 1913:

	Menge	Wert in Mill. Mark
Äpfel, Birnen usw.	88,3 Tausend t	15,4
Spelzbohnen	15,3 "	14,9
Hopfen	2,0 "	7,5
Burken	13,5 "	1,3
Zwiebeln	11,1 "	0,9
Eier (zum Teil Durchfuhr)	67,2 "	76,5
Gänse (Stück)	917,9 "	4,0
Hühner	2,8 "	3,9
Enten	0,6 "	1,0
Bettfedern (roh und gereinigt)	4,4 "	16,3
Federvieh, geschlachtet	2,2 "	3,3
Malzgerste und andere Gerste	136,1 "	22,1
Pferde	4641 Stück	4,9
Zugvieh	23296 "	6,2
Rühe	15192 "	5,6
Döhlen	27892 "	18,8

Wir sehen, es sind überwiegend Artikel, welche der Großgrundbesitz wenig erzeugt. Dagegen hat Deutschland in den Hauptartikeln der unga-

rischen Agrarier, in Weizen und Roggen, mit Hilfe des Einfuhrscheinsystems in den letzten Jahren ganz beträchtliche Mengen nach Oesterreich absetzen können. So wurde im Jahre 1911 Roggen im Werte von 8 Millionen Mark, im Jahre 1912 für 6 Millionen Mark nach Oesterreich ausgeführt. Auch die Preisverhältnisse erklären, warum die ungarischen Agrarier nichts mehr von einer Zollgemeinschaft mit Deutschland wissen wollen. Der Preis des Brotgetreides betrug im Jahresdurchschnitt pro Tonne in Mark²:

	Weizen		Roggen	
	Berlin	Wien	Berlin	Wien
1904	174	175	135	130
1905	175	168	151	130
1906	180	152	164	120
1907	206	190	193	157
1908	211	222	186	182
1909	234	264	176	178
1910	211	219	152	148
1911	204	220	168	168
1912	217	215	186	183
1913	199	208	164	160

Wir sehen, daß der Preis des Brotgetreides in Deutschland nicht höher, bei Weizen sogar seit 1908 niedriger ist als in Wien. Von einem Brotgetreideexport kann daher keine Rede sein; die ungarischen Agrarier haben daher keinen Grund mehr, sich für die Zollgemeinschaft zu erwärmen.

Freilich, die Gestaltung des Handelsverkehrs gibt noch keine hinreichende Erklärung für die schroffe Ablehnung des Planes. Es sind politische Gründe, welche diese Haltung bestimmen. Gegenwärtig sind die Agrarzölle in Deutschland beiläufig ebenso hoch wie in Oesterreich-Ungarn; nur für Gerste hat Deutschland einen bedeutend niedrigeren Zollsatz. Es ist aber fraglich, ob das steigende politische Gewicht der industriellen Bevölkerung in Deutschland nicht eine Herabsetzung der Agrarzölle und hierdurch eine Verbilligung der Lebensmittel erzwingen wird. Dies liegt für Deutschland mindestens im Bereich der politischen Möglichkeiten. In der Monarchie aber ist die politische Machtstellung der Agrarier so felsenfest, daß sie eine Milderung der agrarischen Hochschutzzollpolitik in keiner Weise zu befürchten haben. In Ungarn diktieren die Agrarier: heute kostet eine Tonne Weizen in Budapest 350 Mark. Diese autokratische Herrschaft könnte durch einen Zollverband mit dem hochindustriellen Deutschland vielleicht erschüttert werden. Deshalb verwahren sich die ungarischen Agrarier gegen den Gedanken einer Zollgemeinschaft.

*

Biel schwieriger ist es natürlich, den Standpunkt der Industriellen in dieser Frage klarzulegen, da sich die Industrie eines Landes aus verschiedenen Industriezweigen zusammensetzt, deren Interessen einander oft entgegenstehen. Ist die österreichische Industrie, was den Standort anbelangt, viel besser daran, als die ungarische³, so läßt sich das mit demselben Recht für

² Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich, 1914.

³ Siehe meinen Artikel: „Neue Zeit“, XXXIII, 1, S. 169.

die deutsche gegenüber der österreichischen behaupten. Der Hafen Oesterreichs liegt an dem adriatischen Nebenmeer, während die deutschen Häfen im Zentrum des Weltverkehrs, an der Nordsee, liegen.

Triest ist von den Hauptstätten der österreichischen Industrie in Böhmen, Niederösterreich, Mähren, Schlesien durch die Alpen getrennt; die über See transportierten Waren müssen eine Eisenbahnstrecke bis zu 1000 Kilometer durchlaufen. Hingegen dienen Rhein und Elbe als bequeme, billige Wasserstraßen für den Warentransport bis an die Südgrenze des Deutschen Reiches. Auch an Bodenschätzen, an Kohle, Eisenerzen, Kalisalzen ist das Deutsche Reich viel reicher als die Monarchie. Wir wollen einige Zahlen anführen, nicht für die produzierte Menge, welche ja allgemein bekannt sind, sondern für die Leistungen der Arbeiter⁴.

Förderung pro Kopf der Belegschaft in Meterzentnern:

	Eisenerz		Steinkohle		Braunkohle	
	Oesterreich	Deutschl.	Oesterreich	Deutschl.	Oesterreich	Deutschl.
1905	3990	5364	1950	2460	4544	9622
1908	4860	5300	1840	2500	4492	8847
1910	4684	6110	1860	2460	4433	—
1911	4413	6331	2230	2550	4602	—
1912	4703	6653	2320	2760	4946	—

Diese Zahlen beweisen besser als die Menge der Produktion die Überlegenheit des deutschen Bergbaus über den österreichischen. Dieser Unterschied überträgt sich auf die gesamte Industrie, da Kohle und Eisen in Oesterreich und besonders in Ungarn wesentlich teurer sind als in Deutschland, was die gesamte industrielle Produktion verteuert. Zur Teuerung trägt auch die Preispolitik der Kartelle in der Monarchie viel bei. Es besteht kein Zweifel, daß die deutsche Industrie im allgemeinen billiger produziert und ihre Waren billiger auf den Weltmarkt bringt als die österreichisch-ungarische. Dies geht auch aus den Zollsätzen hervor, wie Diehl ganz richtig ausführt. Die Zollsätze für Industrieartikel sind in Deutschland erheblich niedriger als bei uns. So beträgt der Zoll für:

	Deutschland Markt	Oesterreich Markt
Roh Eisen	1,—	1,59
Draht	2,50 bis 5,50	10,50 bis 17,50
Näh- und Strickmaschinen	5,— " 35,—	16,50 " 65,—
Dynamomaschinen und Elektromotoren	8,— " 9,—	20,— " 60,—
Kammgarn	3,50 " 24,—	10,— " 44,—
Klaviere	40,—	91,—
Teerfarbstoffe	frei	15 Proz. vom Wert

Trotz der sehr hohen Zölle finden die deutschen Industrieerzeugnisse einen steigenden Absatz in der Monarchie. Die Handelsbilanz der Monarchie mit Deutschland war bis 1908 aktiv, seither aber passiv, was zum Teil von der Verringerung der Lebensmittelausfuhr, zum Teil aber von der steigenden Einfuhr von Industrieartikeln herrührt.

⁴ Die Daten sind dem „Compaß“, Finanzielles Jahrbuch für Oesterreich-Ungarn, entnommen.

Die Ausfuhr des Deutschen Reiches an einigen Erzeugnissen der Eisenindustrie betrug im Jahre 1913 nach Oesterreich-Ungarn:

	Wert Mill. Mark	Betrags-Zollfuß Kronen pro Meterzentner
Metallbearbeitungs-Maschinen	12,4	16—28
Oefen, Röhren usw.	9,0	17—20
Rohelfen	8,4	1,90
Personen-Motorwagen	7,2	60—150

Auch die Erzeugnisse der deutschen elektrischen Industrie wie auch der Textilindustrie finden trotz der sehr hohen Zölle ihren Weg auf den Markt der Monarchie. Es ist daher selbstverständlich, daß die Industriellen der Monarchie von einer Zollgemeinschaft mit Deutschland nichts wissen wollen. Freilich gibt es einige Ausnahmen. Einige Industriezweige sind in der Monarchie so gut entwickelt, daß sie einen namhaften Weltmarktexport besitzen und eine Zollgemeinschaft mit Deutschland nicht zu scheuen haben. Es sind dies einige Zweige der Glas- und Tonwarenindustrie, die Erzeugung von gebogenen Möbeln, von Filzhüten usw. Aber der Einfluß dieser besonderen Industriezweige wird keineswegs genügen, um die Aussichten der Zollgemeinschaft zu bessern.

Was die ungarische Industrie im besonderen anbelangt, so besteht wenig Grund, ihre Verhältnisse von jener der österreichischen zu scheiden. Der Verkehr der ungarischen Industrie nach dem Auslande, Oesterreich inbegriffen, betrug im Jahre 1911:

Ausfuhr		Einfuhr	
	Mill. Kronen		Mill. Kronen
Halbfabrikate	184,9	Halbfabrikate	282,9
Hiervon:		Hiervon:	
Erzeugnisse d. Forstindustrie	63,1	Leder	78,0
Leder	25,5	Watte und Garne	43,4
Watte und Garne	27,5	Hüttenindustrie	39,8
Hilfsstoffe d. chem. Industrie	14,1	Holzindustrie	31,8
Fertigfabrikate	691,4	Fertigfabrikate	1344,5
Hiervon:		Hiervon:	
Nahrungs- u. Genußmittel	451,2	Nahrungs- u. Genußmittel	107,8
Textilwaren	62,7	Textilwaren	513,8
Holzwaren	20,3	Konfektion	120,2
		Masch., Apparate, Uhren usw.	164,6
		Eisenwaren	82,8
		Holzwaren	53,9
		Lederwaren	44,0

Wir sehen, der Export Ungarns an Fertigfabrikaten besteht zu zwei Dritteln aus Nahrungsmitteln, während die doppelt so große Einfuhr aus eigentlichen Industrieerzeugnissen besteht. 75 bis 80 Proz. des ungarischen Außenhandels entfällt auf den Verkehr mit Oesterreich.

Der Warenverkehr Ungarns mit Deutschland ist ziemlich gering, die Einfuhr aus Deutschland betrug im Jahre 1912 208 Millionen Kronen; die Ausfuhr 141 Millionen Kronen. In der Einfuhr Ungarns ist Steinkohle der größte Posten: 18,73 Prozent; alles übrige sind Erzeugnisse der Industrie, Fertigware: Maschinen und Apparate 14,2 Prozent, Eisenwaren 4,81 Pro-

zent, Metalle 4,8 Prozent, bearbeitetes Leder 4,4 Prozent, Bücher 2,3 Prozent, Metallwaren 2,1 Prozent, Instrumente 1,8 Prozent usw. Die Ausfuhr Ungarns nach Deutschland bilden fast ausschließlich Lebensmittel und Rohstoffe. Von Industrieartikeln finden wir bloß: Seide und Seidengarn 3 Millionen Kronen, Lederwaren 1,5 Millionen Kronen, einige Arten von Ölen und Fetten in geringem Werte. Wir sehen, die ungarischen Industriellen haben nicht den geringsten Grund, neben der zollfreien Einfuhr der österreichischen Industrieartikel, deren Konkurrenz nur durch gemeinsame Kartelle teilweise ausgeschaltet werden kann, auch noch die freie Einfuhr der noch billiger produzierenden deutschen Industrie, welche trotz hoher Zölle Eingang nach Ungarn findet, herbeizuflehnen. —

*

Nicht so klar liegen die Verhältnisse vom Standpunkte der Arbeiter-schaft. Rein theoretisch schaden alle Schutzzölle der Produktivität der gesamten Weltwirtschaft, indem sie die Produktion der Waren in Ländern mit ungünstiger Standortlage möglich machen, was eine Vergeudung von Arbeitskraft bedeutet. Bei kommunistischer Produktionsweise könnte jedes Land jene Produkte erzeugen, welche dort — die Transportkosten in Betracht gezogen — mit dem geringsten Arbeitsaufwand produziert werden können. Der Irrtum der bürgerlichen Freihändler liegt darin, daß sie diese rein theoretisch richtigen Sätze auch auf die kapitalistische Wirtschaftsordnung übertragen. Hier werden aber die Waren nicht im Verhältnis der in ihnen faktisch enthaltenen Arbeitszeiten, nicht nach ihrem Werte, sondern nach ihren Produktionspreisen: das heißt dem Kostenpreis plus Durchschnittsprofit, ausgetauscht. Je kapitalkräftiger, je konzentrierter eine Industrie ist, desto größer ist der konstante Kapitalteil im Verhältnis zum variablen. Kapital von gleicher Größe, gleiche Mehrwertsraten vorausgesetzt, produziert daher viel weniger Mehrwert in der Industrie als in der Landwirtschaft, wo die organische Zusammensetzung des Kapitals niedrig ist, oder in einer unentwickelten, kapitalarmen Industrie. In der kapitalistischen Produktion herrscht aber die Tendenz der gleichen Profitrate: Waren, welche mit Kapital von überdurchschnittlicher organischer Zusammensetzung produziert werden, gelangen zu höherem Preis zum Verkauf als ihr Wert beträgt; Waren, welche mit Kapital von unterdurchschnittlicher organischer Zusammensetzung produziert werden, zu niedrigerem Preis als ihr Wert ist. Dies hat zur Folge, daß ein großer Teil des Mehrwerts, der in den armen, mit geringem konstanten Kapital produzierenden agrarischen Ländern erzeugt wird, zur Ausgleichung der Profitraten im internationalen Warenaustausch nach den reichen, mit Kapital von hoher organischer Zusammensetzung arbeitenden Industrieländern abfließt. Die reichen Industrieländer beuten auf diese Weise die armen Agrarländer aus.

„Betrachten wir nur die Preise der Waren, so empfängt jedes Land im Austausch soviel es hingibt; fassen wir dagegen die Werte ins Auge, so sehen wir, daß es keine Äquivalente sind, die ausgetauscht werden. In den Produkten, welche das Land mit höherer organischer Zusammensetzung des Kapitals hingibt, ist weniger Arbeit vergegenständlicht als in den Waren, die es von dem Lande mit niederer Zusammensetzung des Kapitals empfängt. Das höher entwickelte Land leistet also für das rückständige, mit dem es Handelsbeziehungen pflegt, weniger Arbeit, als dieses für das fortgeschrittenere Land

leisten muß. Das Kapital des entwickelteren Landes eignet sich einen Teil der Arbeit des minder entwickelten Landes an.⁵

Diesen Gesichtspunkt lassen die bürgerlichen Freihändler zumeist außer acht. Daß sich aber das wirkliche wirtschaftliche Interesse in der Theorie doch Bahn bricht, beweist der Umstand, daß die Freihandelslehre in England die begeistertsten Anhänger zählte zu jener Zeit, als England unumstritten das fortgeschrittenste Land der Welt war. Vom Standpunkt der Arbeiterschaft aus kann man es aber nicht verurteilen, wenn jedes Land trachtet, seine Wirtschaft zu heben, eine nationale Industrie zu schaffen.

Betrachten wir die Frage des Zollverbandes mit Deutschland von diesem Gesichtspunkt aus, so muß auch das Urteil der ungarischen Arbeiterschaft verneinend ausfallen. Durch die freigewordene deutsche Konkurrenz würden viele Zweige der ungarischen Industrie, vor allem die Eisenindustrie, Maschinenbau, chemische Industrie usw. schwer leiden. Die Lage des Arbeitsmarktes würde sich für die Arbeiterschaft sehr ungünstig gestalten. Die sich langsam entwickelnde ungarische Industrie kann die in der Landwirtschaft freigesetzten Arbeitskräfte ohnehin nicht aufnehmen: der sich nach allen westlichen Ländern, vor allem nach Amerika ergießende Strom der Auswanderer beweist dies schlagender als jede statistische Beweisführung. Eine Zollgemeinschaft mit Deutschland würde die Ausnahmefähigkeit der ungarischen Industrie noch mehr herabdrücken, die industrielle Reservearmee ungeheuer vergrößern, Lohnkämpfe erschweren und die Arbeitslöhne und Arbeitsverhältnisse verschlechtern, das kapitalarme Ungarn der Ausbeutung durch das mit Kapital von hoher organischer Zusammensetzung arbeitende Deutschland preisgeben, Grund genug für die ungarische und in noch höherem Maße für die österreichische Arbeiterschaft, sich gegenüber dem Plane eines Zollverbandes mit Deutschland ablehnend zu verhalten.

Für die österreichische Arbeiterschaft wäre eine Zollunion noch vernichtender als für die ungarische. Erstens wird für Ungarn die schädliche Wirkung der Standortvorteile der deutschen Industrie durch die größere Entfernung gemäßigt. Zweitens ist ein großer Teil der ungarischen Industrie nahe dem Fundort der Rohstoffe gelagert.⁶ Die wichtigsten ungarischen Industriezweige, die Mühlen-, Zucker-, Stärke-, Spiritus-, Forstindustrie, haben in Ungarn einen günstigen Standort, würden durch eine Zollunion mit Deutschland wenig geschädigt werden. Für die österreichische schwere Industrie, den Maschinenbau und für die meisten Zweige der Textilindustrie wäre eine Zollunion von vernichtender Wirkung.

Betrachten wir das Problem nur vom Standpunkte des Arbeiters in der Produktion, nehmen wir nur die Folgen des Zollverbandes auf den Arbeitsmarkt, so wäre die Sache hiermit erledigt. Es ist aber sicher, daß ein Zollverband zwischen zwei oder drei Staaten — denn Ungarn ist in vieler Beziehung ein selbständiger Staat — nicht möglich ist ohne eine weitgehende Gleichheit und Einheitlichkeit der anderen wirtschaftlichen Einrichtungen. Ein gemeinsames Zollgebiet bedingt ein einheitliches Währungssystem, dies

⁵ Otto Bauer, Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie. S. 247.

⁶ Siehe: W. Weber: Ueber den Standort der Industrie. I. Keine Theorie des Standorts. Tübingen, J. C. B. Mohr 1909.

eine einheitliche Regelung des Bankwesens. Ueber die Zolleinnahmen muß gemeinsam verfügt werden. Eine Reihe von Zöllen sind reine Finanzzölle: ein einheitliches Zollgebiet hat eine gewisse Gleichförmigkeit des staatlichen Finanzgebarens zur Folge. Für gewisse Artikel, z. B. Tabak, gibt es in der Monarchie ein staatliches Monopol; für andere, z. B. Petroleum, hohe Verbrauchssteuern; das Zollsystem muß sich dieser Tatsache anpassen. Auch ist es selbstverständlich, daß die ganze äußere Politik, welche ja im Grunde genommen Wirtschaftspolitik ist, von Staaten, die ein gemeinsames Zollgebiet bilden, gemeinsam und einheitlich geführt werden muß. Mit einem Wort: es ist unmöglich, Staaten in einem Zollgebiet zu einigen, ohne eine sehr enge Gemeinsamkeit auf steuer- und finanzpolitischem Gebiet wie auch in der äußeren Politik zu schaffen.

Für den ungarischen und den österreichischen Arbeitsmarkt wäre die Zollgemeinschaft, wie wir ausführten, von sehr schlechter Wirkung. Für die ganze Lage der arbeitenden Klassen hingegen hätte der engere politische Anschluß an Deutschland viele gute Wirkungen! Zwar sind wir keine Verehrer des preußischen Junkertums und der deutschen Bureaucratie; aber der politischen Rechtlosigkeit und der brutal-ungebildeten magyarischen Gewaltherrschaft gegenüber, welche Tisza verkörpert, wäre eine Annäherung an das deutsche System, besonders was alle Zweige der Sozialpolitik anbelangt, für die ungarische Arbeiterschaft von großem Vorteil. Ob die günstigen politischen und sozialen Folgen die ungünstigen Folgen auf dem Arbeitsmarkt aufwiegen würden, wollen wir dahingestellt sein lassen. Vielleicht wäre dies in einigen Jahrzehnten der Fall. Die eingehendere Untersuchung erscheint überflüssig, weil wir bei der entschieden ablehnenden Haltung der Agrarier und Industriellen die Verwirklichung des Planes für ausgeschlossen halten. Nur in dem Falle, wenn sich nach Beendigung des Krieges eine Lage ergibt, in der politische Gesichtspunkte absolut über die wirtschaftlichen gestellt werden müßten, könnte dieser Plan zur Ausführung gelangen.

Lamprecht als Historiker.

Von Heinrich Cunow.

Es gehört zum Brauch der politischen wie der feuilletonistisch-literarischen Journalistik, sobald eine bedeutende wissenschaftliche Persönlichkeit aus dem Leben scheidet, in den pflichtgemäßen Nachrufen der Zeitungen und Zeitschriften ihre „Verdienste“ in der überschwenglichsten Weise zu feiern und die Kritik, der man vielleicht noch wenige Wochen zuvor ohne jede Rücksichtnahme die Spalten des Blattes öffnete, pietätvoll verstummen zu lassen oder sich auf einige unter allerlei schönen Komplimenten versteckte schüchterne Einwände gegen gewisse Auffassungen des Gestorbenen zu beschränken. Daher kann es auch niemand wundern, daß, nachdem vor wenigen Tagen, am 11. Mai, der bekannte Leipziger Geschichtsprofessor Karl Lamprecht im sechzigsten Lebensjahre gestorben ist, fast die Zeitungen aller politischen Richtungen, von der äußersten Linken bis zur „Deutschen Tageszeitung“, den Verschiedenen in empfindsamen Nekrologen feiern, in die sich nur ganz selten kritische Bemerkungen gegen die früher

so oft verspottete Lamprechtsche Methodologie und Konstruktionsfucht mischen.

Man mag solche Nekrologen-Biographien schön und vielleicht auch vornehm finden, eben so schön wie die Niederlegung prächtiger Blumenkränze auf das Grab eines Toten, der dem eigenen Fühlen und Denken im Leben ganz fern stand; aber immer bleibt sie ein bloß konventioneller Akt, der mit einer sachlichen wissenschaftlichen Würdigung der Lebensarbeit des Gestorbenen wenig zu tun hat und die Leser oft insofern, als er ihnen Äußerungen, die eigentlich nur konventionelle Redensarten sind, als wissenschaftliche Urteile aufnötigt, zur Verwischung historischer Unterscheidungen und Begriffe verführt. Selbstverständlich wird ein Kritiker am Grabe einer aus dem Leben geschiedenen bedeutenden Persönlichkeit noch mehr als sonst jede Gehässigkeit des Urteils zu vermeiden suchen; aber der alte Satz, daß man vom Toten nur Gutes reden soll, mag ein schöner Grundsatz bürgerlicher Lebensführung sein, ein Grundsatz wissenschaftlicher Biographie ist er nicht. Und gerade die sozialdemokratische Partei hat meiner Ansicht nach um so weniger Anlaß, Karl Lamprecht zu glorifizieren, als man ohnehin bei nicht wenigen Genossen auf die Auffassung stößt, Lamprecht sei, wenn auch kein richtiger materialistischer Geschichtsschreiber, doch so ein halber Anhänger der Marxschen Geschichtsauffassung gewesen, den nur gewisse überlieferte idealistische Anschauungen, man könnte fast sagen professoral-idealistische Schrullen, verhindert hätten, aus seiner Lehre von dem Einfluß der aus sozialwirtschaftlichen Motiven entstehenden Massenbewegungen auf den Gang der Geschichte die richtigen geschichtsmaterialistischen Folgerungen zu ziehen.

Zudem ist aber auch nichts falscher, als Lamprecht, wie das in den letzten Tagen öfters gesehen ist, einen Bahnbrecher einer neuen Geschichtsrichtung, einer neuen „universellen“ Forschungsmethode zu nennen. Er ist ein Anreger geblieben — ein Angreifer alter Anschauungen, der in die Geschichtswissenschaft neue, noch von ihm selbst in ihren Konsequenzen nicht begriffene, halbfertige Intuitionen hineingetragen und sie dadurch aus stagnierender Selbstzufriedenheit aufgeschauert und zur Beschäftigung mit allerlei Problemen der historisch-kausalen Betrachtung gezwungen hat; aber nirgends, wo er methodologische Fragen aufwarf, geschah es mit der Ueberlegenheit eines abgeklärten Geistes, der mit sich im reinen ist und nun von einem festen Fundament aus sicher und selbstklar den Angriff auf überlieferte Betrachtungsweisen unternimmt. Er unternahm vielmehr, wenn man sagen darf, seine Attacken wie ein Dichter oder Künstler, den ein starkes Temperament treibt, seine aus innerer Anschauung gewonnenen neuen Gedankenkeime vor der Öffentlichkeit zur Entfaltung zu bringen, ehe er sich noch selbst über sie vergewissert oder verständigt hat. Dadurch erhielten vielfach seine Thesen etwas Impulsiv-Unfertiges. Es hat eine gewisse Berechtigung, wenn seine wissenschaftlichen Gegner auf historischem Gebiet ihn als einen Träger von Schlagworten bezeichnen.

Wenngleich Lamprecht 59 Jahre alt geworden ist, ein bedeutendes Fachwissen erworben und große Erfolge erlebt hat, ist er nie ein fertiger Historiker in dem Sinne geworden, daß er einen bestimmten, festfundierten Standpunkt erlangt hat, von dem aus er das geschichtliche Werden der

Völker überschaute. Lamprecht hat sich bis zu seinem Tode in einem fortwährenden inneren Gärungszustande befunden und seine Geschichtsauffassung mehrfach gewechselt.

Deutlich lassen sich in seinen Werken drei verschiedene, allmählich in einander übergehende Entwicklungsstadien unterscheiden. Findet Lamprecht in seinem vierbändigen Werk über das „Deutsche Wirtschaftsleben im Mittelalter“ und in den ersten Bänden seiner „Deutschen Geschichte“ die letzte Triebkraft aller geschichtlichen Entwicklung in den wirtschaftlichen Verhältnissen der Völker, so wird ihm später mehr und mehr das allgemeine geistige Leben zum maßgebenden bestimmenden Faktor des geschichtlichen Werdens, und zwar erscheint ihm dieses geistige Leben nicht etwa nur als ideologischer Niederschlag (oder wie Marx sagt: Ueberbau) der Wirtschaftsweise, sondern als eine aus der geistigen Naturanlage der Völker mit fortschreitender kultureller Entwicklung von selbst hervorgehende sozialpsychische Disposition, als eine alles geschichtliche Geschehen bestimmende Seelenverfassung der Völker. Zunächst wird von Lamprecht dieses Geistesleben noch kollektivistisch, als seelische Massendisposition aufgefaßt, aber nach der Reformation bildete sich, wie er behauptet, allmählich in Deutschland ein „individualistisches“, dann ein „subjektivistisches“ und schließlich ein „reizsameres“ Geistesleben heraus, wie er denn auch die Jetztzeit schlechtweg als „Zeitalter der Reizsamkeit“ bezeichnet — und mit diesen Unterscheidungen verschiedener seelischer Entwicklungsstadien bricht auch in Lamprechts „Deutscher Geschichte“ die subjektiv-ideologische Betrachtungsweise immer schärfer durch. An die Stelle der Massendisposition tritt das besondere Seelenleben der einzelnen Völker und an deren Stelle das individuelle Seelenleben der einzelnen leitenden, geschichtemachenden Personen. So gelangt er schließlich wieder nach langem Umweg zu der alten ideologischen Methode — nur erhält diese eine neue psychologische Einleidung.

In gewissem Sinne spiegelt sich in diesem Werdegang Lamprechts selbst ein Stück deutscher Geschichte wider. Als er seinen ersten historischen Studien oblag, 1878 in Leipzig promovierte, sich dann 1882 in Bonn als Privatdozent habilitierte und darauf 1890 als ordentlicher Professor nach Marburg ging, wurde die Geschichte vornehmlich noch als Staaten- und Regierungsgeschichte aufgefaßt, deren Verlauf von oben her bestimmt schien durch das Wirken der Monarchen, Staatsmänner, Heerführer, großen Politiker. Sie und ihre Ideen waren die eigentlichen geschichtlich wirksamen Kräfte; die Völker selbst nur eine Folie ihrer Kraftentfaltung, als deren höchstes Ziel nicht die innere Wirksamkeit galt, sondern die Wirkung nach außen: das Niederzwingen der äußeren Feinde. Ihre Hauptvertreter fand diese Geschichtsauffassung in Ranke, Droysen, Sybel.

Aber nach dem Kriege von 1870/71 änderten sich diese Verhältnisse. An die Stelle der national-politischen Fragen und Bestrebungen trat nun, da das nationale Leben nach außen völlig gesichert schien, als erster Faktor der geschichtlichen Entwicklung das innere Volksleben, das Streben nach wirtschaftlichem Fortschritt. Deutschlands Wirtschaft nahm einen gewaltigen Aufschwung und mit ihm das politische Leben. Die sogenannte untere Volksmasse, die Arbeiterschaft, trat als Partei auf die politische Bühne, und die Lebenshaltung der Masse wurde zur brennenden Tagesfrage. Unter dem

Eindruck dieser Veränderung entstand Lamprechts Geschichtsauffassung als Opposition gegen die Kantische Richtung. Die wirtschaftlichen Zustände und Bedürfnisse sowie die von ihnen ausgehende Wirkung auf die große Masse wurden ihm zu treibenden Kräften der Geschichte, die leitenden Persönlichkeiten zu Geschobenen dieser Kräfte.

Als Ausdruck dieser damaligen Auffassung Lamprechts kann man sein schon erwähntes Werk über das „Deutsche Wirtschaftsleben im Mittelalter“ betrachten, eine Darstellung der mittelalterlichen Wirtschaftsverhältnisse des Mosellandes und der mit ihnen zusammenhängenden gesellschaftlichen und rechtlichen Einrichtungen. Alle Vorzüge der späteren Arbeiten Lamprechts treten schon hier deutlich hervor. Während in so manchen geschichtlichen Darstellungen der Autor vor lauter Quellenkritiken und breitpurigen Auseinandersetzungen gar nicht zur Herausarbeitung und Nachweisung der historischen Zusammenhänge kommt, versteht Lamprecht den Stoff geschickt zu verteilen und anschaulich zu gestalten. Von erhöhtem Beobachtungsstandpunkt überblickt er das wirtschaftsgeschichtliche Terrain und weiß in dem Wegegerirr die dieses durchschneidenden großen Straßenzüge zu verfolgen. Auch verdient der Fleiß Anerkennung, mit dem eine reiche Stoffmenge zusammengetragen ist. Allerdings zeigt sich auch hier bereits die in seinen späteren Arbeiten immer deutlicher hervortretende Sucht, dort wo das historische Quellenmaterial ihn im Stich läßt, einfach die Lücken durch Kombination auszufüllen und fehlende Zusammenhänge kurzweg zu konstruieren.

Immerhin tritt hier die Neigung, über klassende Gründe verbindende Brücken zu schlagen, deren Tragfähigkeit die Belastungsprobe einer sorgfältigen Kritik nicht aushält, nicht so auffällig hervor, wie in Lamprechts „Deutscher Geschichte“, mit deren Herausgabe er 1891 begann, nachdem er kurz vorher dem Ruf der Leipziger Universität gefolgt war. Die Talente Lamprechts als historischer Schilderer, die ihm die Gunst der Masse der nichtfachgelehrten Leser gesichert haben und sichern mußten: die Eröffnung weiter und meist gradliniger historischer Perspektiven, die plastische Herausarbeitung der Vorgänge, die oft geradezu künstlerische Gestaltung des Stoffes kommen in der „Deutschen Geschichte“, wenigstens in den ersten Bänden, voll zur Geltung. Dafür aber auch andererseits die Mängel, vor allem die überwuchernde Konstruktionsucht. Es ist vom sachmännischen Standpunkt geradezu ungeheuerlich, wie Lamprecht ohne jede sichere Basis ganze soziale Zustandsschilderungen einfach nach Bedarf konstruiert, oft auf bloße Annahmen oder ganz unzulängliche Analogien hin — und in welchem weiten Maße er ferner verallgemeinert und schematisiert. Wenn seine Gegner unter den Historikern ihm Mangel an Genauigkeit und konstruktiven Schematismus vorgeworfen haben, so sind solche Vorwürfe durchaus nicht unberechtigt. Besonders die Schilderung der germanischen Urzeit im ersten Bande der „Deutschen Geschichte“ stellt sich bei näherer Betrachtung in manchen Teilen als völlig unhistorisches Phantasieprodukt heraus. Ich habe schon alsbald nach Erscheinen der zweiten Auflage des ersten Bandes diese Tatsache in einem „Ethnologie und Geschichtswissenschaft“ überschriebenen Artikel der

Wiener Monatschrift „Deutsche Worte“ (1896, 16. Jahrgang, Seite 538) festgestellt. Es heißt dort:

„Er (Lamprecht) hat den Bann der Vorurteile und kleinlichen Bedenken durchbrochen, der bislang die Historiker von der Benutzung der ethnologischen Entdeckungen zurückhielt; aber über die Anerkennung dieses Verdienstes darf nicht übersehen werden, wie wenig glücklich sein Versuch im ganzen ausgefallen ist. Ein Ethnologe wenigstens dürfte sich schwerlich davon befriedigt fühlen.“

Was Lamprecht bietet, das ist keine Erklärung und Ergänzung der altgermanischen Einrichtungen aus den ähnlichen Institutionen anderer Völker, das ist vielmehr in der Hauptsache eine freie Rekonstruktion unseres vorgeschichtlichen Lebens auf Grund weitester Verallgemeinerungen ethnologischer Beobachtungen von zum Teil recht unsicherem Werte. Er hat einfach einige der allgemein theoretischen Gesamtdarstellungen der vorgeschichtlichen Organisations- und Familienformen zur Hand genommen und schildert nun danach das Leben und Treiben der germanischen Stämme in der Urzeit.“

Und weiterhin, nachdem die Unzulänglichkeit des betreffenden ethnologischen Materials näher geschildert worden ist, heißt es:

„Wird nun auf Grund eines solchen, die Züge verschiedener Völker zusammenflechtenden Gesamtbildes das urzeitliche Gesellschaftsleben irgendeines anderen Volkes einfach rekonstruiert, so ist das Resultat naturgemäß ein bloßes Phantasiemalerei ohne eigentlichen historischen Wert, ein Bild, das auf alle Völker gleich gut und gleich wenig paßt. Und als etwas anderes kann auch Lamprechts Schilderung der germanischen Urzeit kaum gelten. Sie ist nichts als ein stimmungsvolles Präludium zur eigentlichen Geschichte.“

Mag hier, wo das geschichtliche Quellenmaterial besonders spärlich und unzulänglich ist, die Konstruktionsfucht Lamprechts auch stärker hervortreten als in den jüngeren Bänden seiner „Deutschen Geschichte“, so sind ihm doch auch dort von seinen Gegnern, vor allem von Delbrück, Lenz, v. Below, Hermann Onken, mancherlei grundlose Konstruktionen nachgewiesen worden, und nicht nur diese, sondern bekanntlich auch Kompilationen aus fremden Geschichtswerken, und zwar in einem Umfange, daß die Verlegenheitsausrede Lamprechts, der Schwerpunkt seiner „Deutschen Geschichte“ liege in der Darstellung der wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung, die politische Geschichte wäre ihm völlig Nebensache, und er habe daher die politischen Füllsel einfach dorthin genommen, wo er sie gefunden hätte, auf jeden Unparteiischen einen mehr als peinlichen Eindruck machen mußte.

Zugleich aber entwickelten sich Lamprechts Geschichtsbetrachtungen mehr und mehr zu der alten ideologischen Auffassung zurück, die Besonderheit der kulturellen Entwicklung der verschiedenen Nationen und Völker erkläre sich aus der in ihrer verschiedenen Naturanlage begründeten besonderen Geistes- bzw. Seelendisposition. Auch diese Rückkehr in alte Bahnen erfolgte bei Lamprecht nicht auf dem Wege spekulativer Geschichtsphilosophie, sondern auf Grund der Veränderung des politischen Lebens Deutschlands.

Um die Wende der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts begann in Deutschland die sogenannte weltpolitische Ära. Die nationalen Probleme schienen gelöst; die Bourgeoisie drängte nach außen und verlangte nach Kolonialerwerbungen, nach Expansion. Man knüpfte in steigendem Maße Beziehungen zu fremden Völkern und Kulturkreisen an. Lamprecht machte diese Wandlung zum Imperialismus mit und suchte nun

seine Geschichtsauffassung auch auf die außerhalb des deutschen Kulturbereichs stehenden Völker auszudehnen. Er begründet schließlich 1908 an der Leipziger Universität das Institut für Kultur- und Universalgeschichte. Doch auf diese fremden, andersgearteten Kulturkreise schien Lamprecht seine Auffassung von der Bewegung der Massen durch ihre wirtschaftlichen Bedürfnisse immer weniger anwendbar, und so erklärte er einfach die Besonderheit der fremden Kulturen aus der Besonderheit der Seelenverfassung und Seelenstimmung der betreffenden Völker — man kann im gewissen Sinne sagen: aus ihrer psychischen Rassenanlage.

Die ersten Schritte dieser Rückentwicklung zeigen sich schon in Lamprechts Schrift „Alte und neue Richtungen in der Geschichtswissenschaft“ (1896), in der er zwar noch für die deutsche Geschichte behauptet, „daß die Perioden geistiger Entwicklung mit denen der materiellen Entwicklung zusammenfallen“, aber selbst in bezug auf das deutsche Gebiet die Frage für offen erklärt, ob aus solcher Gleichzeitigkeit auf ein kausales Abhängigkeitsverhältnis der geistigen Bewegungen vom Wirtschaftsleben geschlossen werden dürfe. Generell wäre, meint er, solche Folgerung jedenfalls nicht zulässig. Und an anderer Stelle spricht er von den Grenzen der Anwendbarkeit nicht nur der ökonomisch-kausalen, sondern überhaupt jeder kausalen Geschichtsmethode auf die „Rätsel“ des „höheren geistigen Lebens“.

Fast zugleich erklärte Lamprecht in seiner Abhandlung „Was ist Kulturgegeschichte?“ (Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 1896, N. F. I. Bd., Seite 126 ff.) als sein eigentliches Ziel, eine allgemeingültige, innerhalb der einzelnen Nationalentwicklungen wiederkehrende Periodifizierung von Kulturzeitaltern festzustellen, die er auf der stufenmäßigen Entwicklung der sozialpsychischen Elemente in ihrer Gesamterscheinung, auf sogenannten „typischen Wandlungen der Gesamtdispositionen“, begründen wollte. „Die Summe aller sozialpsychischen Faktoren“, sagt er, „bildet in sich zu jeder Zeit eine Einheit, und darum muß sie auch einer in Perioden zu scheidenden, in sich kontinuierlichen Abwandlung unterliegen.“ Diese wandelbare sozialpsychische Disposition der Völker aber begreift er nicht, wie die materialistische Geschichtsauffassung, als etwas durch die Wirtschaftsgestaltung Bedingtes und Bestimmtes, sondern als „Entwicklungsstufe des Bewußtseins“ im Sinne Hegels.

Wohin diese Auffassung notwendig führt und führen mußte, das beweisen die drei Ergänzungsbände zur „Deutschen Geschichte“, die er in den Jahren 1901/04 unter dem Gesamttitel „Zur deutschen, jüngsten Vergangenheit“ über die Jetztzeit, das „Zeitalter der Reizbarkeit“, veröffentlicht hat. Schon der Grund, weshalb plötzlich Lamprecht, nachdem er bis zum Schluß des Dreißigjährigen Krieges gelangt war, die Fortsetzung seiner „Deutschen Geschichte“ unterbrach und nun erst die Geistesströmung der modern-kapitalistischen, der beginnenden imperialistischen Ära behandelte, beweist, wie gründlich er sich mit seiner neuen psychogenetischen Geschichtsmethode festgefahren hatte. Wie er nämlich behauptete, könne man die Kultur des sechzehnten, siebzehnten, achtzehnten Jahrhunderts nicht verstehen, wenn man nicht vorher die neueste Periode des subjektiven Seelenlebens begriffen habe. Mit anderen Worten: der Entwicke-

lungsgang der Geschichte ist aus seinen gegebenen Vorbedingungen und Voraussetzungen nicht zu verstehen, sondern erst hinterher aus einer bestimmten künstlich konstruierten Seelenverfassung heraus zu begreifen. Mit Recht hat damals Mehring in der „Neuen Zeit“ (Jahrgang 1903/04, 2. Band, Seite 355) dieses seltsame Verfahren mit den Worten verspottet: „Es will uns schlechterdings nicht in den Kopf — und genau dies ist die Ansicht Lamprechts —, daß man erst Wildenbruch, Fulda, Hauptmann, Sudermann verstanden haben müsse, ehe man daran denken dürfe, Goethe, Schiller, Lessing, Wieland und Klopstock zu verstehen, daß man erst Nießsche und Fehner durchschmaruzt haben müsse, ehe man sich an Kant, Fichte und Hegel wagen dürfe.“

Auch die dünnen Fäden, die Lamprecht in seinem „Deutschen Wirtschaftsleben“ und in den ersten Bänden der „Deutschen Geschichte“ mit der Marxschen materialistischen Geschichtsauffassung verknüpften, sind in diesen drei Bänden über das „Zeitalter der Reizbarkeit“ vollends zerrissen. Er verheißt die Vernichtung der „unwissenschaftlichen parteipolitischen Zuspitzung der Marxschen Lehren“ durch den Bernsteinschen Revisionismus und feiert die selbstherrliche Weltpolitik mit den Worten: „Ausdehnung also zum Größtstaate, Zusammenfassung aller Kräfte der staatlichen Gesellschaft zu einheitlichen Wirkungen nach außen, und darum Führung durch einen Helden und Herrn: das sind die nächsten Forderungen des Expansionsstaats.“

Mit großen Worten hat in den letzten Tagen die bürgerliche, zum Teil auch die sozialdemokratische Presse, den Lebensgang Karl Lamprechts und seine Erfolge gepriesen. Ich muß gestehen, nach meiner Ansicht liegt in diesem Lebensgang trotz aller äußerlichen Erfolge ein tragisches Schicksal. Mit stolzen Segeln fuhr einst Lamprecht hinaus, eine neue Geschichtsauffassung und neue Kausalgesetze der geschichtlichen Entwicklung zu entdecken, und er landete dann schließlich bei einer rein ideologischen, halb verhegelter Völkerseelendispositionstheorie, mit der verglichen Adolf Bastians Völkergedanke geradezu ein Muster von Präzision ist. Gewiß, die Werke Lamprechts enthalten viel Lehrreiches, viel neues Forschungsmaterial; sie bieten gar manche Anregung und werden in dem großen nichtfachverständigen Publikum, das des trocknen Tones satt ist, noch lange ihre bewundernden Leser finden — aber was Lamprecht wollte und erstrebte, hat er nicht erreicht!

Literarische Rundschau.

Giuglielmo Quadrotta, *Il Papa, l'Italia e la Guerra.* (Der Papst, Italien und der Krieg.) Verlag Ravà u. Co., Mailand 1915. 175 Seiten. Preis 2 Lire.

Das Buch behandelt, freilich in ziemlich aphoristischer Weise, die Stellung des Papsttums gegenüber dem heutigen Staatenkonflikt, die Erwartungen, die der heilige Stuhl an den Ausgang dieses Konfliktes knüpft, und die Maßnahmen, die Italien im Falle seines Eingreifens in den Krieg dem Vatikan gegenüber ergreifen müßte. Aus diesem Vorwurf allein ersieht man, daß der Autor von der Ueberzeugung ausgeht, daß das Papsttum nicht daran denkt, seine Ansprüche auf weltliche Herrschaft und auf politischen Einfluß aufzugeben. Wer die vatikanische Politik verfolgt hat oder sich auch nur die Mühe nimmt, die zahlreichen Dokumente nachzulesen, die Quadrotta beifügt, wird diese Ueberzeugung unbedingt mit ihm teilen müssen.

Die Hoffnungen, die von jedem neuen Papst das Aufgeben des unverföhnlichen Standpunktes gegenüber dem dritten Italien und die Anerkennung der seit 1870 bestehenden neuen Machtverhältnisse erwarteten, sind beständig getäuscht worden. Von Pius X., der sich vor allem als Hirt und Führer der Seelen fühlte, hatte man ein Wort der Veröhnung erwartet; statt dessen wendete sich der Papst in einem freilich nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Dokument „gegen denjenigen, der gegen jedes Recht die weltliche Herrschaft inne hat“. Der Bauernsohn, der mit solcher Hartnäckigkeit die Kirche im Geiste des Urchristentums zu reformieren strebte, war jeden diplomatischen Sinnes bar und wurde daher das Werkzeug in den Händen einer durch und durch diplomatischen Organisation, des Jesuitenordens. Unter dessen Einfluß blieb Pius X. unbeirrt auf dem Wege der anti-italienischen Politik und kleidete auch seine Ablehnung des Modernismus und der modernistischen-kerikalischen Presse in den Vorwurf ein, daß diese Richtung und diese Blätter es versäumen, „je ein Wort über die Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche zu sagen“. Den Tag der Einweihung des Viktor-Emanuel-Denkmales in Rom nannte der Papst „einen Tag tiefer Trauer für die Kirche“. Mit dem neuen Papst, über dessen Wahl und Karriere das Buch interessante Einzelheiten mitteilt, kam wieder die Nachricht einer Veröhnung in Umlauf. Hatte doch der Papst nach dem Erdbeben in den Abruzzen die Leofstadt verlassen, wenn auch nur, um das Hospital S. Martha zu besuchen, das Eigentum des heiligen Stuhles ist. Auch andere Dinge sprachen für Aufgabe des intransigenten Standpunktes, so die Uebermittlung des päpstlichen Segens in articulo mortis an den Minister Di San Giuliano. Es zeigte sich aber bald, daß der „politische Papst“ in seiner Haltung gegen die italienische Regierung dem „mittelalterlichen Papst“ nichts nachgab. Die erste Enzyklika Benedikts XV. erneuerte den Protest wegen der verlorenen weltlichen Herrschaft des Papstes.

Da der Papst sich als weltlicher Souverän fühlt und gebärdet, muß es sein Bestreben sein, auf der künftigen Friedenskonferenz Vertreter zu haben. Daß er an eine Wiederherstellung des Kirchenstaates glaubt, ist nicht gut anzunehmen, wohl aber deuten verschiedene Anzeichen darauf hin, daß er eine Internationalisierung des Garantiefeges anstrebt. Die internationale Sicherstellung des Gesezes vom Jahre 1871 würde die Gelegenheit zu internationaler Einmischung für den heiligen Stuhl erhöhen und kann deshalb dem Vatikan genehm sein, auch wenn er sie nicht selbst fordern kann, da er ja bekanntlich das Garantiefes selbst nie anerkannt hat.

Was die Frage betrifft, auf welcher Seite die Sympathien des heutigen Papstes sind, so zeigt Quadrotta, daß alle Erwägungen es nahegelegt hatten, in Benedikt XV. einen Freund Frankreichs zu vermuten: die Tatsache, daß er Anhänger und Schüler Rampollas war (dem das österreichische Veto die Tiara vorenthalten hatte), die Wahl Ferratas, eines notorischen Franzosenfreundes, zum Staatssekretär, und andere Dinge mehr. In der Tat bewährt sich aber der Papst immer deutlicher als Freund der Zentralmächte, was der Autor zum Teil dem großen Einfluß des preußischen Botschafters beim Vatikan, Dr. von Mühberg, zuschreibt. Die Folge ist eine wachsende Verstimmung der französischen und belgischen Katholiken, die z. B. in dem Verhalten dieser Länder gegen das vom Papste angeordnete Gebet für den Frieden zutage trat.

Der Autor betrachtet nun das Garantiefes, um die Frage zu beleuchten, was es in heutiger Stunde gegenüber einem notorisch politischen und nicht unparteiischen Papst zu bedeuten habe. Das Gesez gewährt den diplomatischen Vertretern auswärtiger Mächte beim Vatikan Immunität und sichert dem Staatssekretariat des heiligen Stuhls Brief- und Telegraphengeheimnis, sowie das Recht, durch diplomatische Kuriere mit den beim Vatikan akkreditierten Mächten Verkehr zu unterhalten. Es leuchtet ein, daß diese Vorrechte im Falle eines Krieges Italiens eine Gefahr für das Land darstellen können. Es wäre unklug, auf einen freiwilligen Verzicht des Papstes zu rechnen. Daher scheint eine Abänderung des Garantie-

gefehes in den betreffenden Artikeln geboten. Diese Abänderung kann einfach durch Parlamentsbeschluß stattfinden, da es sich lediglich um ein Landesgesetz handelt; eine Einwilligung des heiligen Stuhles ist nicht erforderlich, denn es liegt ein Gesetz und kein Vertrag vor.

In dem Buch, das sehr sachlich geschrieben ist, wird jeder, der sich für vatikanische Politik interessiert, viel Lesenswertes finden. Interessant sind auch die beigegebenen Dokumente, so das Napoleonische Anneziionsdekret vom 17. März 1808, der Text des italienischen Garantiegesetzes, verschiedene Enzykliken des Papstes usw. Leider läßt der Aufbau des Buches sehr zu wünschen übrig; die Kapitel scheinen ohne jedes innere Band bunt durcheinandergewürfelt, jeder logischen oder auch nur chronologischen Ordnung bar. Die Sprache ist klar, schlicht und sachlich.

Oda O l b e r g.

Notiz.

Die Entwicklung der Elektrizitätsindustrie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Das Bureau of the Census veröffentlicht Angaben über die Entwicklung der elektrischen Bahnen, Telephongesellschaften, Zentralen und Telegraphengesellschaften. Größeres Interesse verdienen die Angaben über die Bahnen und Zentralen. Es seien hier daher die zusammengefaßten Resultate der letzten Zählungen wiedergegeben.

Es wurden festgestellt an elektrischen Bahnen:

	1902	1907	1912	1912 mehr als 1902 %
Zahl der Gesellschaften	987	1236	1260	27,7
Meilen der Linien (in 1000)	16,6	25,5	30,5	82,9
Zahl der Wagen (in 1000)	66,8	83,6	94,0	40,8
" " beförderten Personen (in Mill.) .	5836,6	9533,1	12135,3	107,9
" " beschäftigten " (in 1000) .	140,8	221,4	282,5	100,7
Die Einnahmen der Gesellschaften in Millionen Dollar	250,5	429,7	585,9	134,0

Die Entwicklung auf dem Gebiete der elektrischen Bahnen scheint sich seit 1907 verlangsamt zu haben. Während im Jahrfünft 1902—1907 8400 Meilen elektrischer Linien gebaut wurden, kamen im folgenden Jahrfünft nur 5000 Meilen hinzu. Soll das auf eine relative Abnahme des Bedarfs an elektrischen Linien deuten?

Die Entwicklung der Kraftanlagen geht aus folgendem hervor:

	1902	1907	1912	1912 gegen 1902 %
Zahl der Kraftanlagen	3620	4717	5221	44,2
" " Pferdestärken darin (in Mill.) .	1,84	4,10	7,53	308,0
darunter Wasserkraft in Millionen PS. .	0,44	1,35	2,47	463,6
Belieferte Energie in Millionen Kilowatt- stunden	2507,0	5862,3	11533,0	360,0
Zahl der beschäftigten Personen (in 1000)	30,3	47,6	79,3	161,6
Einnahmen in Millionen Dollar	85,7	175,6	302,1	252,5

Läßt sich auch hier im Bau von neuen Kraftanlagen eine Verlangsamung konstatieren, so schreitet ihre Ausnützung rasch vorwärts. Wenn 1907 um 3,35 Milliarden Kilowattstunden mehr an elektrischer Energie abgegeben wurde als 1902, so zeigt das Jahr 1912 eine neue Steigerung von 5,66 Milliarden Kilowattstunden auf. Darin tritt die Konzentration und bessere Ausnützung der Anlagen deutlich zutage. . . .

Sp.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 9

Ausgegeben am 28. Mai 1915

33. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die chemische Industrie Deutschlands und der Krieg.

Von Heinrich Schneider, Hannover.

Die chemische Industrie ist kein scharf umrissener Teil unseres Wirtschaftslebens. Es ist bisher noch nicht gelungen, sie einwandfrei und einheitlich gegen andere Industriegruppen abzugrenzen. Die Gewerbebezühlung zählt ihr teilweise andere Gruppen zu als die Gewerbeaufsicht, und nach wieder anderen Grundsätzen ist die Berufsgenossenschaft der chemischen Industrie gegliedert. Diese wiederum hat im Laufe der Jahre ihre innere Gruppierung mehrfach ändern müssen. Das wird verständlich, wenn man weiß und berücksichtigt, daß zu dieser Berufsgenossenschaft nicht nur die allgemein als chemische Fabriken anerkannten Betriebe gehören, sondern auch Dachstuhlfabriken und Apotheken, Bleistiftfabriken und Salinen, Abfuhrgesellschaften und Abdeckereien. Insgesamt gehören der Berufsgenossenschaft der chemischen Industrie 25 Gruppen der Gewerbestatistik an, in denen im Jahre 1913 in 15 042 Betrieben 282 228 versicherte Personen beschäftigt waren. Im Jahre 1912 waren nur 9147 Betriebe versichert; die abnorme Zunahme erklärt sich aus der Eingliederung der Apotheken, die nach der Reichsversicherungsordnung jetzt sämtlich als versicherungspflichtige Betriebe gelten, während es früher nur diejenigen waren, die einen gewerblichen Nebenbetrieb führten. Damit sind der Berufsgenossenschaft ca. 6000 Betriebe neu unterstellt worden. In der folgenden Tabelle sind einige Zahlen über die Entwicklung der chemischen Industrie zusammengestellt:

Jahr	Betriebe	versicherte Personen		Jahr	Betriebe	versicherte Personen	
		überhaupt	pro Betrieb			überhaupt	pro Betrieb
1887	4235	82 211	19,4	1902	7539	165 889	22,0
1892	5393	103 020	19,1	1907	8618	214 904	24,9
1897	6316	131 100	20,8	1912	9147	258 117	28,2

Diese Zahlen zeigen ein fast sprunghaftes Wachsen der Industrie und eine im Jahrzehnt 1887—1897 noch zögernde, dann aber recht lebhafte Steigerung der durchschnittlichen Arbeiterzahl pro Betrieb.

Zu einer eingehenderen Prüfung der inneren Entwicklung der Industrie reichen allerdings die von der Berufsgenossenschaft gegebenen Zahlen nicht aus. Da muß man schon zurückgreifen auf die Resultate der Gewerbebezühlung. Diese grenzt allerdings, wie schon bemerkt wurde, das Gebiet der chemischen Industrie nach anderen Grundsätzen ab und bringt infolgedessen ganz andere Zahlen. Das ist bei einem Vergleich der folgenden mit der vorigen Tabelle zu beachten.

Zählungs- jahr	Chemische Industrie (ohne Apotheken)		Davon Großbetriebe (mit mehr als 50 Beschäftigten)		Auf 1 Betrieb entfallen be- schäftigte Personen in der chem. Industrie überh. in den Großbetrieben	
	Betriebe	Personen	Betriebe	Personen		
1882	4537	60 096	248	36 573	13	147
1895	5031	99 712	376	71 116	20	189
1907	4628	155 320	575	120 307	34	209

Die Entwicklung zum Großbetrieb tritt in dieser Tabelle ziemlich scharf hervor. Im Jahre 1882 waren noch 40, fünfundzwanzig Jahre später nur noch 23 vom Hundert aller Beschäftigten in Betrieben mit weniger als 50 Arbeitern tätig. Diese Entwicklung würde noch weit schneller vor sich gehen, wenn sie nicht einige in der Natur der Industrie liegende Hemmungen erführe. Manche Rohstoffe der Industrie sind so geringwertig, daß sie Frachtkosten nicht tragen können, sondern dort verarbeitet werden müssen, wo sie gefördert oder gefunden oder als Abfallstoffe anderer Industrien verfügbar werden. Auch manche Erzeugnisse, wie geringhaltige Säuren usw., würden durch lange Fracht unverhältnismäßig verteuert und müssen möglichst da erzeugt werden, wo sie verwendet werden können. Daraus erklärt es sich nicht zuletzt, daß einige Aktiengesellschaften 20 bis 30 Betriebe, die sie, meist nach einem Preiskampf, an sich gebracht haben, in alter Weise weitererzeugen lassen, statt sie zusammenzulegen. Die Ersparnis an Fracht ist eben in manchen Fällen größer als die durch Zusammenlegung zu erreichende Minderung der Erzeugungskosten.

Hand in Hand mit der Entwicklung zu Groß- und Riesenbetrieben geht die Verdrängung des privaten Besitzers durch die Aktiengesellschaft. Im Jahre 1895 wurden in Einzelunternehmungen 39 289 Arbeiter gezählt gegen 33 808 bei Aktiengesellschaften (die übrigen bei Genossenschaften, Kommanditgesellschaften usw.). 1907 war die Arbeiterzahl bei den Einzelunternehmungen auf 43 261, also um 10 Prozent, bei den Aktiengesellschaften dagegen auf 61 426, also um 82 Prozent gestiegen.

Bekannt ist die außerordentliche Rentabilität der chemischen Industrie. Die Aktiengesellschaften dieser Industrie stehen mit ihren Dividenden weitaus an erster Stelle unter allen industriellen Aktiengesellschaften Deutschlands. Die seit 1907 geführte amtliche Statistik über die Geschäftsergebnisse der Aktiengesellschaften erbringt dafür ebenso beweiskräftiges wie instruktives Material. Wir geben hier einige Zahlen daraus wieder:

Es verteilten Dividenden im Durchschnitt:

Jahr	M. G. der chemischen Industrie überhaupt	M. G. der Leer- farbenindustrie	Alle deutschen Aktiengesellschaften
1907/08	15,70	26,60	8,67
1908/09	14,03	20,49	7,38
1909/10	14,86	21,41	7,76
1910/11	15,45	22,28	8,09
1911/12	15,48	23,09	8,39
1912/13	16,31	24,89	8,74

Es wäre nicht ohne Reiz, fällt aber nicht in den Rahmen dieser Untersuchung, den glänzenden Dividenden der chemischen Industrie die durchschnittlich gezahlten Arbeitslöhne gegenüberzustellen. Es würde sich dann nämlich zeigen, daß die so oft und entschieden aufgestellte Behauptung, die

Höhe des Arbeitslohnes werde bestimmt durch die Höhe des Unternehmergewinnes, nichts weniger als unanfechtbar ist.

* * *

Unter den Wirkungen des Krieges leiden einige Zweige der chemischen Industrie sehr schwer, andere wenig oder gar nicht. Einigen hat der Krieg sogar eine früher nie gekannte Hochkonjunktur gebracht. Die Sprengstoffindustrie arbeitet seit Ausbruch des Krieges mit äußerster Anspannung aller Kräfte; ebenso diejenigen Betriebe oder Abteilungen, die Roh- und Hilfsstoffe für die Sprengstofffabrikation herstellen. Nach Chemikalien und Verbandstoffen ist die Nachfrage auch weit größer als in Friedenszeiten, obwohl die umfangreiche Ausfuhr fast ganz wegfällt. Die Gummifabriken liefern Reifen für Kraftwagen und Fahrräder für den Heeresbedarf, ferner Ballonstoffe, chirurgische Instrumente und wasserdichte Ueberziekleider aller Art. Einige Zweige der Industrie, die Kriegslieferungen nicht oder nur in geringem Umfange erhalten, haben ihre Einrichtungen anderweitigen Kriegszwecken nutzbar gemacht.

Diese Einstellung auf den Krieg ist allerdings erst nach und nach erfolgt. In den ersten Kriegswochen stockte wie überall so auch in der chemischen Industrie fast alles. Nur die Betriebe, die Sprengstoffe oder Rohmaterial dazu herstellen, waren sofort übervoll beschäftigt. Von den eigentlichen Riesenbetrieben ist zwar keiner ganz eingestellt worden, aber es gab zahlreiche und sehr weitgehende Betriebseinschränkungen. Teils weil die Rohstoffe infolge der Sperrung des Güterverkehrs nicht hereingeholt, teils weil die fertigestellten Produkte nicht abgefahren werden konnten, teils aber auch, weil durch die Einziehung wichtiger Gruppen aus dem Arbeiter- und Aufsichtspersonal die Fortführung der Produktion erschwert wurde. Weil die Großbetriebe nur Arbeiter in den besten Jahren und nach vorheriger ärztlicher Untersuchung, mit Vorliebe überdies die erst vom Militär entlassenen, einstellen, mußten manche Betriebe einen außerordentlich hohen Prozentsatz an das Heer abgeben.

Burden dadurch wichtige Abteilungen ganz oder fast ganz von Arbeitern entblößt, so wirkte das hemmend auf den ganzen Betrieb zurück; denn eine einfache Umordnung der noch vorhandenen Arbeiter war deshalb nicht ohne weiteres durchführbar, weil in vielen Fällen die Kompliziertheit des Produktionsprozesses und die Gefährlichkeit der verarbeiteten Stoffe sehr geschickte und langjährig geschulte Arbeiter erfordert. Voraussichtlich wird die notwendig gewordene Umordnung der Arbeiter ohnehin zu einer erheblichen Steigerung der Unfall- und Krankenziffern führen. Für diese Auffassung spricht wenigstens der Bericht der Betriebskrankenkasse der größten deutschen Farbenfabrik, der mir soeben zugegangen ist. Einige Zahlen aus diesem Bericht sind so wichtig, daß ich sie hier einschalten will.

Es betrug die Zahl der:

Jahr	Versicherten im Jahresdurchschnitt	Erkrankungstage (mit Erwerbsunfähigkeit)		Todesfälle	
		absolut	p. 100 Versicherte	absolut	p. 100 Verf.
1913	10 060	98 231	924	56	5,27
1914	10 734	136 911	1267	164	15,28

Die enorme Steigerung der Kranken- und Sterbeziffern ist zweifellos auffällig und kaum anders zu erklären als durch die Einwirkung der ungünstigen Verhältnisse, die sich bei der Umgliederung der Arbeiterschaft

ergeben mußten, sowie durch das Zurückgreifen auf weniger gesunde Arbeitskräfte.

Eine recht ernste Frage ist, wenigstens für einige Zweige der chemischen Industrie, das Ausbleiben ausländischer Rohstoffe. Deutschland führt jährlich allein an chemischen und pharmazeutischen Grundstoffen, Säuren, Salzen usw. für etwa 225 Millionen Mark ein. Mineralöle und andere fossile Rohstoffe (von denen die chemische Industrie allerdings nur einen Bruchteil verbraucht) bezieht es jährlich für zirka 120 Millionen Mark, Rautschut für ungefähr denselben Betrag usw.

Der Krieg hat diese Einfuhr zum größten Teil unterbunden. Einige Zweige, wie die Gummiindustrie haben sich rechtzeitig mit Vorräten eingedeckt, andere sind zu Ersatzstoffen übergegangen. So wird der Fortfall der Einfuhr von Salpeter aus Chile, der nicht nur die Landwirtschaft, sondern auch zahlreiche Zweige der chemischen Industrie trifft, leichter getragen, weil inzwischen das Verfahren der Stickstoffgewinnung aus der Luft so weit vorgeschritten ist, daß eine eigentliche Kalamität nicht mehr entstehen kann. Für die Herstellung von Schwefelsäure werden statt der jetzt ausfallenden tunesischen Kiese geringere haltige deutsche, österreichische oder norwegische verwandt oder auch reiner Schwefel, der aus Italien in ausreichender Menge bezogen werden konnte.

Um die für den Kriegsbedarf erforderlichen Rohstoffe zu sichern, wurde eine Kriegskemikaliengesellschaft gegründet, über deren Wirken jedoch wenig in die Öffentlichkeit dringt. Versichert wird jedoch, daß ein Mangel an Rohstoffen für den Bedarf des Heeres nicht eintreten wird und daß der Internationale Sprengstofftrust, der geradezu ein Musterbeispiel kapitalistischer Verfilzung darstellte, endlich gesprengt ist. Man hat, in aller Freundschaft und mit Unterstützung der beiderseitigen Regierungen, mit den englischen Pulverkönigen die gegenseitigen Besitztümer ausgetauscht.

Die Ausfuhr der chemischen Industrie stockt natürlich auch. Zwar hat Amerika sich die Zufuhr von Farben gesichert, aber damit besteht nur ein Bruchteil des alten Handels fort. Nun führt aber die chemische Industrie in Friedenszeiten ungefähr ein Drittel ihrer Erzeugnisse aus, davon einen sehr großen Teil nach den Ländern, mit denen Deutschland jetzt im Kriege steht. So gingen — um einige Beispiele zu nennen — von 930 000 Doppelzentner Steinkohlenteer und Teerölen, die 1913 ausgeführt wurden, 420 000 Doppelzentner nach Belgien und Rußland. Von 650 000 Doppelzentner Steinkohlenpech gingen 470 000 Doppelzentner nach Belgien und Frankreich. Von 410 000 Doppelzentner leichteren Teerölen erhielt Frankreich 335 000 Doppelzentner, also mehr als drei Viertel der ganzen Ausfuhr. Anilin, Naphthol, Nitrobenzol und andere Steinkohlenteerstoffe führte Deutschland 1913 für rund 15 Millionen Mark aus, davon für $3\frac{1}{2}$ Millionen Mark nach Frankreich und Rußland. Von 126 000 Doppelzentner ausgeführten Wachs- und Paraffinwaren gingen fünf Sechstel, nämlich 100 000 Doppelzentner nach Rußland. Von 440 000 Doppelzentner ausgeführtem Natrium ging fast die Hälfte nach Belgien, von 832 000 Doppelzentner Natron bezog Belgien allein mehr als die Hälfte; unsere Ausfuhr von Kalisalpeter ging fast zur Hälfte, unser Weinstein zu zwei Drittel nach England. Rußland ist ein Hauptabnehmer für Düngemittel. Von dem ausgeführten Thomasphosphatmehl bezog es 1913 ein Sechstel, vom Superphosphat zwei Fünftel.

Chemische Erzeugnisse zum Heilgebrauch führte Deutschland 1913 für rund 21 Millionen Mark aus, davon für reichlich 9 Millionen Mark nach Frankreich, Rußland und England.

Sehr umfangreich war auch die Ausfuhr nach Amerika. Für Leersfarben war es unser Hauptabnehmer. 1912 bezog es für 32 Millionen Mark, während England für 23 Millionen Mark erhielt.

Der Wegfall dieser Ausfuhr trifft natürlich die chemische Industrie schwer. Das tritt heute, wo viel durch Kriegslieferungen ausgeglichen wird, noch nicht so hervor, wird sich aber später fühlbar machen. Vor allem dann, wenn es den jetzt gegen uns im Kriege stehenden oder von uns abgeschnittenen Ländern gelingen würde, die deutschen Erzeugnisse durch andere zu ersetzen. In dieser Hinsicht werden die alleräußersten Anstrengungen gemacht. Dieselben Bestrebungen, vom Ausland unabhängig zu werden, die wir in Deutschland haben, finden sich auch in den anderen Ländern.

England, dessen Textilindustrie zu einem großen Teil mit deutschen Leersfarben arbeitete, ist durch das Ausbleiben dieser Farben in einige Verlegenheit gekommen. Diese sind allerdings nicht so groß, wie es in einigen deutschen Blättern dargestellt wird, weil es neben den Erzeugnissen der eigenen Farbenindustrie noch namhafte Vorräte hatte und erhebliche Mengen aus der Schweiz und — über die Schweiz bezieht, aber sie sind doch groß genug, um der Regierung und der Industrie ernste Erwägungen auf Abhilfe nahe zu legen. Das Ergebnis derselben ist der Plan, noch während des Krieges eine leistungsfähige Farbenindustrie mit Staatshilfe zu schaffen. Es soll eine Aktiengesellschaft mit einem Kapital von 2 Millionen Mark gebildet werden, die Farbenfabriken antaufen, vergrößern oder neu gründen soll. Die Regierung übernimmt die Hälfte der Aktien und garantiert eine Dividende von 4 Prozent. Die Aufnahme des Planes war nicht überall günstig. Im Unterhause fand er sehr herbe Kritiker und die „Financial Times“ warnten ihre Leser direkt vor der Uebernahme von Aktien. Auch die Textilindustriellen zeigten sich wenig begeistert, weil sie verpflichtet werden sollen, ihre Farben mindestens 5 Jahre nur bei der Gesellschaft zu kaufen. Sie wollen diese Verpflichtung nicht eingehen, weil sie von der Leistungsfähigkeit der neuen Gründung nicht überzeugt sind.

Bemerkenswert ist, daß selbst in sonst freihändlerischen Kreisen die Notwendigkeit betont wird, die Farbenindustrie durch einen hohen Zoll gegen die deutsche Konkurrenz zu schützen. Der Farbenfabrikant Bedford fordert einen Zoll in Höhe von 20—30 Prozent des Wertes für die nächsten 15 Jahre. Der Präsident der Chemical Society, Professor Perkin, will neben einem ausreichenden Zoll noch die Verpflichtung, für staatliche und wenn zugänglich auch für private Arbeiten nur englische Farben zu verwenden. Und der Chemiker William Ramsay schreibt gar (im „The Chemical Trade Journal“ vom 30. Januar 1915), man müsse entweder alle deutschen Waren mit 25 Prozent Zoll belegen oder — „den Ueberresten der feindlichen Staaten am Ende des Krieges den Freihandel für eine Reihe von Jahren vertraglich vorschreiben“. Es ist abzuwarten, was von all diesen Projekten übrig bleiben mag.

In den Vereinigten Staaten hat der Stahltrust die durch den Krieg geschaffene Lage benutzt, um seinen alten Plan, Benzol in Nebenbetrieben

zu erzeugen, zu verwirklichen. Er hat in Sharon in Pennsylvania eine Benzolfabrik im Bau, die täglich zirka 750 Hektoliter Benzol erzeugen soll. Außerdem hat die Benzol Products Co. in Marcus Hook, einem Vorort von Philadelphia, ein größeres Gebäude angekauft, in dem sie Kohlentee-zwischenprodukte erzeugen will. Diese Gesellschaft hat schon 1910 eine größere Fabrik für den gleichen Zweck erbaut, wurde aber damals, nach ihren Angaben, von den leistungsfähigeren deutschen Gesellschaften niederkonkurriert. Mit dem Hinweis darauf verknüpft die Gesellschaft jetzt die Hoffnung, daß bis zur Beendigung des Krieges die Gesetze des Landes so geändert werden, daß sie „gegen die unlauteren Geschäftsgepflogenheiten der ausländischen Fabrikanten geschützt“ ist. Womit indirekt das Verlangen nach erhöhtem Zollschuß ausgesprochen ist.

In Rußland ist gleich nach Kriegsausbruch eine „Bereinigung zur Förderung der chemisch-pharmazeutischen Industrie“ gegründet worden, die neue Zweige der chemischen Industrie ins Leben rufen will. In der gleichen Richtung arbeitet der „Bund südrussischer Bergwerksindustriellen“. Dieser fordert als erste Vorbedingung für eine Entwicklung der chemischen Industrie in Rußland eine Revision des Zolltarifs, d. h. starke Erhöhung der Eingangszölle auf chemische Erzeugnisse. Den Zoll auf Steinkohlenteer will er von 9 auf 40 Kopeten, den auf ungereinigtes Benzol von 30 Kopeten auf 1 Rubel 50 Kopeten heraufgesetzt haben. Ähnliche Vorschläge macht er noch für eine Reihe anderer Zwischenprodukte. Diese werden jetzt zu geringem Zollsatz von deutschen Großbetrieben nach Rußland ausgeführt und dort in eigenen Filialen weiter verarbeitet. Die Konkurrenz dieser „Zollumgehungsfilialen“ wollen die Bergwerksindustriellen mit ihren Anträgen treffen.

In Frankreich und auch in Japan sind gleichlaufende Bestrebungen im Gange. Alle wollen unabhängig werden von der deutschen chemischen Industrie. Zwar wird von den Kriegsplänen noch manches versiegen, doch ist damit zu rechnen, daß die chemische Industrie Deutschlands nach dem Kriege sehr starke Anstrengungen machen muß, wenn sie sich ihre überragende, fast monopolartige Stellung auf dem Weltmarkte erhalten will.

Das Verhältnis zwischen den Unternehmern und den Organisationen der Arbeiter in der chemischen Industrie ist durch den Krieg nur wenig beeinflusst worden. Von einer besseren Einschätzung der Gewerkschaften ist kaum die Rede. Einige Großbetriebe haben allerdings die seither bestehenden Reverse, auf denen die Arbeiter sich schriftlich verpflichten mußten, dem Verband der Fabrikarbeiter oder einer ähnlichen Organisation nicht beizutreten, zurückgezogen, andere aber lassen sie auch jetzt noch unterschreiben.

Genosse Heinemann meint in seiner, allerdings im ersten Kriegsausbruch geschriebenen Abhandlung über „Die sozialistischen Errungenschaften der Kriegszeit“, es klinge uns „heute wie ein Märchen aus alter Zeit, wenn wir uns daran erinnern, daß es kaum vier Monate her ist, daß es große und mächtige Unternehmergruppen gegeben hat, die sich mit äußerster Starrheit geweigert haben, die Arbeitsbedingungen mit der Gesamtheit der Arbeiter, die sie angehen, festzusetzen, zur Erreichung dieses Zieles die Vertrauensmänner der organisierten Arbeiter hinzuzuziehen, um mit ihnen auf kollektiver Grundlage die einzelnen

Arbeitsverträge aufzubauen". Und für die Zukunft meint er, daß „derjenige Unternehmer, der es künftighin von einem bornierten Herr-im-Hause-Standpunkt aus ablehnen sollte, mit Gewerkschaftsvertretern zu verhandeln, als eine lächerliche altmodische Figur erscheinen würde, wie etwa jemand, der heute noch die Postkutsche benutzte, weil ihm das Fahren mit der Eisenbahn zu gefährlich ist". Heinemann ist Lehrer an der Gewerkschaftsschule und vielgesuchter Rechtsberater der Gewerkschaften. Das schützt ihn gegen den Vorwurf der Unwissenheit in gewerkschaftlichen Angelegenheiten. Aber es sichert ihn nicht gegen die Feststellung, daß seine Auffassung zu den Tatsachen in scharfem Widerspruch steht. Wenigstens in der chemischen Industrie. Dafür nur einige Belege.

Im Dezember des Vorjahres wandte sich die Zahlstelle Dresden des Fabrikarbeiterverbandes schriftlich an die Leitung einer großen und bekannten Druckfarbenfabrik mit dem Ersuchen, eine nach Kriegsausbruch vorgenommene Lohnherabsetzung aufzuheben. In der Antwort hieß es, daß die Betriebsleitung es „lebhaft bedauere“, daß die Arbeiter sich an den Verband gewendet hätten, und daß sie es „wie früher“ ablehne, sich von „außerhalb des Betriebes stehenden Personen und Organisationen“ in ihre Maßnahmen hereinreden zu lassen. Dabei handelt es sich um einen Betrieb, der einen großen Teil seiner Erzeugnisse an die Arbeiterpresse absetzt.

Der Badischen Anilin- und Sodafabrik, dem größten Unternehmen der chemischen Industrie, hatte die Zahlstelle Ludwigshafen des Fabrikarbeiterverbandes im April dieses Jahres ein Gesuch der Arbeiter um eine Teuerungszulage unterbreitet. Fast postwendend kam die Antwort, daß die Firma eine „Unterstützung“ geben würde, daß sie aber der Verbandsleitung davon nur Mitteilung mache, „um nicht den Eindruck entstehen zu lassen, als ob die von uns bereits beschlossene . . . Teuerungsunterstützung Ihrer Vermittlung zu verdanken sei“. Also selbst den Schein, als ob es von der Organisation beeinflusst würde, will das Unternehmertum vermeiden.

Recht unburgfriedlich äußerte sich im Oktober des Vorjahres auch die Zeitschrift „Farbe und Lack“. In einem Artikel unter der Ueberschrift: „Wie werden sich die Arbeiterverhältnisse nach dem Kriege entwickeln?“ wurde einleitend gesagt, die Sozialdemokratie sei jetzt „aus dem reißenden Wolf ein zartes, weißes Lämmchen geworden, das geduldig aus der Hand fraß und sein Halsglöcklein lieblich zur Versöhnung läuten ließ“. Dann werden die Gewerkschaften getadelt, die „nicht nur keine freiwillige Kriegshilfe aus eigenem Vermögen leisten, sondern sogar ihre Satzungen brechen und ihren Mitgliedern die statutarisch gewährleisteten Unterstützungen vorenthalten“. Am Schlusse aber werden die Unternehmer ermahnt, sich durch den scheinbaren Frieden nicht täuschen zu lassen, sondern „diesen Verhältnissen ihre volle Aufmerksamkeit zuzuwenden, zumal bei dem jetzigen reichlichen Arbeiterangebot niemand auf die Mitglieder der sozialdemokratischen Gewerkschaften angewiesen ist“.

Solche Maßnahmen und Auslassungen zeigen, daß der Herr-im-Hause-Standpunkt, wenigstens in der chemischen Industrie, leider noch kein „Märchen aus alter Zeit“ ist, sondern eine, oft noch nicht einmal burgfriedlich verbrämte, Gegenwartsercheinung.

Nochmals unsere Illusionen.

Eine Entgegnung

von A. Kautsky.

(Schluß.)

4. Unsere Taktik und die Dauer des Kapitalismus.

Es könnte scheinen, als bedeute eine Diskussion über den Zusammenbruch des Kapitalismus eine müßige Spintifiziererei. Cunow erwartet den Zusammenbruch erst spät, ich in jugendlicher Ungeduld viel früher; irgend ein zwingender Beweis ist weder für die eine noch für die andere Auffassung zu führen. So möge jeder glauben, was er will. Darüber lange zu streiten, wäre Zeitverlust.

So könnte es auf den ersten Moment scheinen. Aber der Leser wird sehen, daß bei der Erörterung eine Reihe von Gesichtspunkten zutage tritt, die nicht nur für unsere Theorie, sondern auch für unsere Praxis von großer Bedeutung sind, und zwar jetzt mehr als je.

Vor allem muß das Problem selbst richtig gestellt werden. Es ist ein Irrtum, wenn Cunow meint, die Differenz zwischen ihm und mir bestehe darin, daß er den Zusammenbruch des Kapitalismus fern sieht und ich nahe. Sie besteht vielmehr in folgendem:

1. er behauptet bestimmt, die soziale Revolution stehe in weiter Ferne, während ich es für unmöglich erkläre, einen bestimmten Termin für dies Ereignis festzusetzen. Es kann fern sein, es kann schon vor der Tür stehen;

2. Cunow nimmt an, die soziale Revolution werde ein Produkt des ökonomischen Zusammenbruchs des Kapitalismus sein. Ich erwarte sie von anderen Faktoren.

Untersuchen wir zunächst die erste Differenz. Cunow sagt:

„Drückt Kautsky sich auch sehr vorsichtig aus, durchzieht doch seine ganzen Ausführungen wie ein roter Faden der Glaube an den baldigen „Kladderadatsch“. Das ist eine ganz andere Auffassung als jene, von der ich ausgehe.“

Darin ist nur so viel richtig, daß ich mich „sehr vorsichtig ausdrücke“, nicht aus Zaghaftigkeit, sondern aus wohlwogener Absicht.

Schon 1902 erklärte ich in meiner Schrift über die „soziale Revolution“ (I, Seite 57):

„Wir können wohl bis zu einem gewissen Grade die Richtung der Entwicklung im voraus erforschen, nicht aber ihre Formen und ihr Tempo. Bei der Untersuchung der Richtung der Entwicklung handelt es sich um relativ einfache Befehle; hier kann man absehen von der ganzen verwirrenden Mannigfaltigkeit jener Erscheinungen, die wir nicht als gesetzmäßige, notwendige erkennen können und die uns daher als zufällige erscheinen. Dagegen spielen diese eine große Rolle bei der Bestimmung der Formen und des Tempos der Bewegung.“

Und ebenso sagte ich in meinem „Weg zur Macht“, Seite 112:

„Niemals war es schwieriger wie jetzt, Formen und Tempo der kommenden Entwicklung vorauszusagen, wo alle in Betracht kommenden Faktoren, das Proletariat ausgenommen, so unbestimmt und unberechenbar sind. Sicher ist nur die allgemeine Unsicherheit.“

Wegen dieser Unberechenbarkeit und Unsicherheit wendete ich mich auch dagegen, als einige meiner Freunde die Partei auf Massenaktionen für bestimmte Gelegenheiten und Zeitpunkte — im Wahlrechtskampf, in der Bekämpfung des Krieges — festlegen wollten, was mir von ihnen in der

Tat den Vorwurf der Zaghaftigkeit oder gar charakterlosen Parteioffiziententums einbrachte. Ich war dagegen, weil ich es für verderblich hielt, Erwartungen in bezug auf Aktionen entweder der Partei oder der Massen wachzurufen, von denen man nicht sicher sein konnte, daß sie in Erfüllung gingen. Das Ausbleiben der in Aussicht gestellten Aktionen mußte entmutigend und lähmend wirken. Derartiges ist jetzt in der Tat eingetroffen. Die einen jener erwartungsvollen Genossen proklamieren heute den Zusammenbruch der Partei, ihre „Auflösung in blauen Dunst“, die anderen den Zusammenbruch der Theorie und der Taktik, die unsere Partei bis zum Kriege beherrschten. Es ist kein Zufall, daß wir unter den „Umlernern“ gerade so viele „Radikale“ finden. Wenn ihr Radikalismus auf der festen Erwartung des demnächstigen Kladderadatsches beruhte, dann schlugen sie leicht um, sobald ihre Erwartung sie täuschte. Die Lensch und Haenisch und Stengele folgen nur den Spuren, die zwei Jahrzehnte vor ihnen die höchst radikalen Schippel, Hans Müller und Josef Bloch gewandelt.

Angesichts dieser üblen Folgen getäuschter Erwartungen werde ich mich hüten, jetzt den nahenden Kladderadatsch an die Wand zu malen.

Aber deshalb braucht man nicht in das andere Extrem zu verfallen und mit Lensch zu verkünden,

„daß im Gegenteil gerade durch diesen Weltkrieg die kapitalistische Geschichtsperiode zu ungeheuren Kräften kommen wird, daß ihr Siegeszug nicht am Ende, sondern für die größten Teile der Welt erst am Anfang steht.“ („Hamburger Echo“, 21. April 1915.)

Hier wird also der Sieg unserer Sache ins Endlose hinausgeschoben. Das heißt aber auch wieder nur eine neue Entmutigung schaffen und das Proletariat empfindlich schwächen. Denn der Kampf um den Sozialismus bedeutet keineswegs eine bloße Schwärmerei weltfremder Idealisten, die für unsere Praxis keine Bedeutung hat. Nur das Streben nach politischer Macht zu dem Zwecke der Umgestaltung der Gesellschaft im proletarischen Interesse verleiht dem Proletariat die höchste Kraft, deren es fähig ist. Wo sein Interesse bloß den nächstliegenden, „praktischen“ Zielen gilt, da verliert es das einigende Band, das es zusammenhält, denn die „nächsten, praktischen Ziele“ sind für die einzelnen Schichten des Proletariats sehr verschieden. Andererseits verschwindet nun die Trennungslinie, die das Proletariat von den bürgerlichen Parteien scheidet. Eine besondere Proletarierschicht findet immer irgendeine bürgerliche Partei, die einzelne ihrer Forderungen zu vertreten verspricht. Zersplitterung und Abhängigkeit von bürgerlichem Denken und bürgerlicher Führung, völlige Unselbständigkeit, das ist das Ergebnis dort, wo das Proletariat das Interesse an der sozialistischen Gedankenwelt nicht besitzt oder verliert. Daher die große Schwäche des Proletariats in den Vereinigten Staaten.

Die große Masse wird aber nicht durch Ziele bewegt, von denen sie mit Bestimmtheit weiß, daß sie in den nächsten Jahrzehnten nicht erreichbar sind. Die Versicherungen aus sozialistischem Munde, daß der Kapitalismus noch lange nicht zu entwurzeln sei, müßten also die proletarische Bewegung aufs äußerste schwächen, wenn sie ernst genommen würden.

Freilich, man muß aussprechen, was ist. Wir dürfen das Proletariat nicht belügen, es nicht durch falsche Vorspiegelungen gewinnen. Bestände irgendeiner Gewißheit, daß der Sozialismus für lange hinaus undurchführ-

bar sei, dann müßten wir es zweifellos offen herausagen. Aber von solcher Gewißheit ist gar keine Rede.

Woran haben wir uns aber dann zu halten, wenn wir unsere Taktik feststellen wollen? Sie hängt ab von unseren Erwartungen der Zukunft. Entbehren diese jeder festen Grundlage, schwebt dann nicht unsere ganze Taktik in der Luft, beruht sie nicht auf bloßem Raten und Wünschen? Keineswegs. Gerade das macht die Taktik der marxistisch geschulten sozialistischen Parteien so erfolgreich, daß sie auf einer festen, wissenschaftlichen Grundlage ruht. Man erinnere sich des oben ausgesprochenen Satzes, daß wir die Richtung der Entwicklung im voraus erforschen können, nicht aber ihre Formen und ihr Tempo. Auf der Erkenntnis dieser Richtung beruht unsere Taktik. Sie ist nicht zum mindesten deshalb so erfolgreich, weil sie an keine bestimmten Termine der Entwicklung gebunden ist, nicht davon abhängt, ob die Revolution morgen kommt oder nach fünfzig oder gar hundert Jahren, wie Lenin anzunehmen scheint.

Alle die großen theoretischen Kämpfe der letzten Jahrzehnte drehten sich denn auch um die Richtung der Entwicklung, um ihre Tendenzen, ob der Großbetrieb und damit das Proletariat wächst, ob die Klassegegensätze sich verschärfen usw., und nicht darum, wann der Kladderadatsch zu erwarten sei.

Von diesen Erwägungen ausgehend schrieb ich in meiner Kritik von Cunows Broschüre (Seite 143):

„Für unsere Taktik, unsere Praxis entscheidend sind nicht bestimmte Termine unseres Fortschreitens, sondern unsere Anschauungen über die Tendenzen der Entwicklung. Entscheidend dafür, ob unsere Taktik illusionär war oder nicht, wird die Beantwortung der Frage, ob wir die Tendenzen des Kapitalismus richtig erkannt haben oder nicht.“

Cunow bemerkt hierzu:

„Ich möchte kaum annehmen, daß Kaustky nach einigem Nachdenken an diesem Ausspruch festhalten wird.“

Er hat übersehen, daß diese Auffassung nicht einen gelegentlichen Einfall bildet, der mir jüngst in einem flüchtigen Augenblick unterkam, sondern eine Basis meiner Parteiarbeit seit Jahrzehnten.

Schon 1899 pries ich die Taktik der Sozialdemokratie wegen ihrer Anpassungsfähigkeit:

„Sie ist auf jede Eventualität gerüstet und auf kein bestimmtes Tempo der Entwicklung angewiesen. Sie rechnet mit der Krise wie mit der Prosperität, mit der Reaktion wie mit der Revolution, mit Katastrophen und mit langamer friedlicher Entwicklung. In dieser Anpassungsfähigkeit der Sozialdemokratie liegt großenteils ihre Lebenskraft. Sie hat keine Ursache, sie zu beeinträchtigen durch Zuspitzung ihrer Taktik auf Katastrophen, aber auch nicht durch ihre Zuspitzung auf die friedliche Kleinarbeit für alle Zeiten. Ihr frommt ebensowenig eine Taktik, die von Krisen, Katastrophen, Revolutionen grundsätzlich abseht, wie eine Taktik, die auf dergleichen spekuliert. Sie nützt jede Situation aus und bindet sich nie im voraus die Hände.“ (Bernstein und das sozialdemokratische Programm, Seite 166.)

Ich habe jetzt 16 Jahre Zeit gehabt, über diesen „Ausspruch“ nachzudenken. Trotzdem und trotz der angeblichen Neubelebung des Kapitalismus durch die jüngste Eisenhartkur halte ich auch heute noch an meiner alten Anschauung fest.

5. Der Zusammenbruch des Kapitalismus.

Cunow meint, der Zusammenbruch des Kapitalismus stehe noch lange nicht bevor, ja es scheint, daß er mit Lensch die Ansicht teilt, das Regime des Kapitalismus beginne jetzt erst recht, der gegenwärtige Krieg habe seine Lebensfähigkeit ins hellste Licht gestellt.

Ob wir den Zusammenbruch des Kapitalismus noch lange nicht erwarten dürfen, hängt vor allem davon ab, was wir darunter verstehen. Cunow drückt sich darüber nicht sehr deutlich aus. Wir müssen annehmen, er handle von einem ökonomischen Zusammenbruch. Das kann für die kapitalistische Produktionsweise kaum etwas anderes bedeuten als ein Stocken ihres Zirkulationsprozesses, in erster Linie aus Mangel an Absatz. Vorübergehende Zirkulationsstörungen, Krisen, kommen in der kapitalistischen Produktionsweise von Zeit zu Zeit immer wieder vor. Unter dem Zusammenbruch stellt man sich eine dauernde Wirtschaftskrise vor, die nicht mehr zu enden vermag, aus der nur der Uebergang zum Sozialismus helfen kann. Daß der Kapitalismus einem solchen Zustand entgegengeht, ist des öfteren behauptet worden, ich selbst habe eine Zeitlang auch angenommen, daß wir diesem Stadium entgegeneilten. Zu dieser Anschauung kam ich in den achtziger Jahren, als Europa in eine Zeit chronischer Depression eingetreten war und es schien, als wolle sie nicht enden. Der Aufschwung der neunziger Jahre berichtigte jedoch meine Auffassung.

Ich will hier nicht auf theoretische Erörterungen darüber eingehen, ob nicht doch anzunehmen ist, der Kapitalismus müsse bei ungestörter Entwicklung eine Grenze erreichen, von der an das Tempo seiner weiteren Ausdehnung sich verlangsamte, indes die Akkumulation eine immer raschere Ausdehnung verlangt, und ob dadurch der Fortgang seines Mechanismus nicht immer mehr erschwert und schließlich unmöglich wird. Für unsere Streitfrage hier ist das belanglos, denn ich stimme Cunow vollkommen darin zu, daß, wenn mit einem Zusammenbruch des Kapitalismus dieser Art überhaupt zu rechnen ist, er in unabsehbarer Ferne steht. Jene Theorien sind sicher falsch, die ein derartiges Ende schon für die nächste Zeit in Aussicht stellen.

Zu dieser Einsicht waren wir jedoch schon vor dem Kriege gekommen, und ich wüßte wirklich nicht, was der Krieg uns an neuer Erkenntnis darüber hätte bringen können. Wir erwarteten wohl, daß sein Ausbruch eine Panik erzeugen werde, eine vorübergehende Krise, aber diese Erscheinung hat absolut nichts zu tun mit jener dauernden Hemmung der Produktion, die allein man als ökonomischen Zusammenbruch des Kapitalismus bezeichnen könnte.

Cunow freilich beharrt trotz meines früheren Hinweises dabei, die Erwartungen einer Panik beim Beginn des Krieges mit den Erwartungen des dauernden Zusammenbruchs der kapitalistischen Produktionsweise zusammenzuwerfen. Wie in seiner Broschüre, behauptet er auch in seiner Entgegnung wieder:

„Die bisherigen Prophezeiungen eines baldigen Zusammenbruchs, besonders die Erwartungen, die sich an die ersten Kriegswochen knüpften, haben sich sämtlich als irrig erwiesen.“ (Seite 206.)

Ein scharfer Denker, wie Cunow, sollte sich so hartnäckigen Beharrens bei einer bereits klargelegten Verwechslung doch nicht schuldig machen!

Woher kommt es aber, daß wir einen solchen Zusammenbruch nahe sahen, dann wieder in weite Ferne hinauschoßen, ohne daß wir unsere Anschauungen über die Aussichten auf Sieg des Sozialismus änderten? Das rührt ganz einfach daher, daß wir unsere Aussichten nicht vom ökonomischen Zusammenbruch abhängig machten. Marx rechnete mit wachsenden Krisen, nicht aber mit einem Zustand dauernder Schwierigkeit der Fortführung der Produktion. Nicht an ihrem ökonomischen Unvermögen sollte die kapitalistische Produktionsweise zugrunde gehen, sondern daran, daß sie „ihre eigenen Totengräber produziert“, die Proletariat. Nicht aus dem Zusammenbruch des Kapitalismus, sondern aus dem Klassenkampf des Proletariats soll nach den Erwartungen des Kommunistischen Manifests, soll nach unseren Erwartungen der Sieg des Sozialismus hervorgehen. Krisen oder chronische Depression mochten diesen Sieg beschleunigen, weil sie die Unzufriedenheit und Erregung der Arbeitermassen aufs höchste steigerten, und andererseits die Zahl derjenigen äußerst tief herabdrückten, die von der Fortdauer des Bestehenden etwas erhofften, durch seine Abschaffung etwas verloren: immer ist es die politische Tat der Eroberung der politischen Macht durch das Proletariat und nicht der von selbst eintretende ökonomische Zusammenbruch der kapitalistischen Produktionsweise, wovon wir seit dem Kommunistischen Manifest die Wandlung vom Kapitalismus zum Sozialismus erwarten.

Dieses politische Ereignis liegt nun nicht in so unabsehbarer Ferne, wie der ökonomische Zusammenbruch des Kapitalismus. Messen wir unsere Aussichten an dem wahrscheinlichen oder möglichen Termin eines politischen Sieges der Sozialdemokratie, und nicht an dem des ökonomischen Zusammenbruchs der heutigen Produktionsweise, dann verkürzt sich ganz erheblich die Zeitdauer, die uns vom Sozialismus trennt, wie unbestimmt und unsicher auch immer alle Berechnungen dieser Art sein mögen.

Welche neuen Tatsachen hat aber der Krieg erzeugt, die uns in dieser Beziehung veranlassen könnten, „umzulernen“? Eine große Ueberraschung brachte er uns allerdings: Wir hatten alle erwartet, der Krieg werde überall mit einer großen Sozialistenhaß beginnen. Statt dessen traten in Frankreich Sozialisten ins Ministerium ein, in Deutschland ging die Regierung wohl nicht so weit, aber sie zeigte der Partei und den Gewerkschaften wenigstens formell ein Entgegenkommen, das ichroff abstach von dem bisherigen Verhalten im Frieden. Auch wer das als eine Gefahr ansieht, wird zugeben müssen, daß darin eine weitgehende Anerkennung der Kraft des selbständig organisierten Proletariats liegt. Soll diese Anerkennung etwa die neue Tatsache sein, die der Krieg zutage gefördert hat, und die uns zwingt, unsere Aussichten heute geringer einzuschätzen, als wir es vor dem Kriege taten? Oder welche anderen Tatsachen des Krieges sollten uns dazu veranlassen?

Wir wissen noch nicht, wie diese kolossale Kraftprobe enden, welches die Situation sein wird, die sie schafft, aber bis jetzt liegt nicht das mindeste Anzeichen dafür vor, daß die Tendenzen, die vor dem Kriege bestanden, die wachsende Unzufriedenheit in der Bevölkerung schufen, die Zahl unserer Mitglieder und Wahlstimmen rapid steigerten, durch das furchtbare Ringen in irgendeiner Weise abgeschwächt werden; kein Anzeichen dafür, daß die

Unternehmerverbände ihre Arbeiterpolitik ändern, die Teuerung schwindet, die Steuern geringer werden, eine Aera langdauernder Prosperität die Volksmassen mit Zufriedenheit erfüllt und an das Bestehende fesselt. Wenn wir aber erwarten müssen, daß von alledem das Gegenteil eintreten wird, wie können wir da behaupten, daß der Krieg uns lehrt, die voraussichtliche Lebensdauer der Herrschaft der Kapitalistenklasse heute länger anzuschlagen, als wir es vor einem Jahre getan?

Dabei halte ich es nicht für ausgeschlossen, daß die Beendigung des Krieges uns noch eine neue Aera kapitalistischen Aufschwunges bringt. Bestimmtes läßt sich jedoch heute darüber noch nicht sagen, alles wird davon abhängen, unter welchen Bedingungen der Krieg beendet wird. Entscheidend wird vor allem dabei die Frage werden, ob er allgemeine Einschränkungen der Rüstungen bringt oder eine Fortsetzung des Wettübens. In ersterem Falle ist es möglich, daß die furchtbaren Zerstörungen des Krieges in nicht allzu ferner Zeit überwunden werden. Im zweiten Falle gestaltet sich die Situation für das Wirtschaftsleben Europas hoffnungslos. Ich halte es für sehr voreilig, jetzt schon, ehe wir darüber irgend etwas wissen können, eine neue Aera des Kapitalismus zu prophezeien, die jetzt beginne und nach deren Ablauf wir erst an unsern Sieg denken dürften. Cunow sagt:

„Ich rechne mit einer neuen, der finanzkapitalistischen Wirtschaftsära, an deren Beginn wir erst stehen. Sie erst wird nach meiner Ansicht die Vorbedingungen schaffen für den Sieg des Sozialismus.“ (Seite 204.)

Cunow vergißt, daß das Kommen dieser neuen kapitalistischen Aera von Bedingungen abhängt, deren Eintreten noch völlig in der Luft schwebt. Daß sich darüber also noch gar nichts Bestimmtes sagen läßt. Aber selbst wenn sie käme, ginge daraus noch keineswegs die Notwendigkeit hervor, daß der Sieg des Sozialismus es erheische, sie erst völlig ablaufen zu lassen; daß ein vorheriger Sieg unserer Partei nicht möglich wäre oder gar unheilvoll wirken müßte. Die von ihm erwartete finanzkapitalistische Wirtschaftsära könnte den Kapitalisten unerhörte Reichtümer bringen und den Arbeitern unerträgliche Lebensbedingungen, so daß sich die Klassengegensätze auf das höchste zuspitzen müßten.

Mit Recht fügt Cunow zu dem obigen Satz hinzu, der Unterschied unserer Auffassungen müsse dahin wirken, daß wir „trotz gemeinsamer marxistischer Grundbegriffe“ zu „manchen verschiedenen Urteilen über heutige wirtschaftliche Vorgänge und Maßnahmen“ und daraus „wieder zu verschiedenen taktischen Erwägungen und Handlungen kämen“. Aber er irrt, wenn er daraus schließt, die taktische Praxis der Massen werde durch die Sezung bestimmter Termine der Entwicklung entschieden und nicht durch deren Tendenzen. Die praktische Haltung der Massen hängt von den Entwicklungstendenzen ab; wirken diese nach dem Kriege in derselben Richtung wie vorher, ja noch verstärkt, dann wird die Praxis der Partei eine Fortsetzung unserer bisherigen Praxis bilden, wahrscheinlich noch schärfer, noch energischer als bisher. Alles theoretische Hinausschieben des ökonomischen Zusammenbruchs des Kapitalismus, alle Beteuerungen, daß der jetzige riesenhafte Aberlaß ihm zu „ungeheuren Kräften“ verhelpfe, werden nichts daran ändern.

Allerdings bedeutet diese erwartete Verschärfung des Klassenkampfes alles andere eher als einen Zusammenbruch des Sozialismus. Daß ein

solcher nicht stattgefunden, darin stimme ich Cunow zu, nur aus ganz anderen Gründen: Nicht, weil so viele unserer Erwartungen sich als Illusionen erwiesen haben, sondern weil wir die triftigsten Gründe haben, die besten unserer Erwartungen heute ebensowenig wie vorher für Illusionen zu halten.

6. Verunglückte Revolutionsprophezeiungen und der Weltkrieg.

Cunow begnügt sich nicht damit, für seine Auffassung einige Argumente vorzubringen. Er fügt noch die Bemerkung hinzu, daß der Leser ihm eigentlich in bezug auf Weisagungen mehr glauben dürfe wie mir, denn er habe schon des öfteren richtig prophezeit, während ich mich „wie oft“ in meinen „Voraussetzungen geirrt“ habe.

Ich beabsichtige nicht, in diese Schönheitskonkurrenz der Propheten einzutreten, die Cunow hier eröffnet, wobei er gleichzeitig als Aphrodite und Paris auftritt, so daß er in der Lage ist, sich selbst den Apfel zu reichen. Was über marxistische „Prophezeiungen“ zu sagen wäre, habe ich bereits in meinem „Weg zur Macht“ bemerkt, ich will den Artikel durch Wiederholungen einer ziemlich persönlichen Sache nicht verlängern. Ich bin der letzte, der leugnen möchte, daß wir Cunow eine Reihe höchst wichtiger Aufschlüsse und Vorhersagungen verdanken. Ausgenommen sein jüngstes Broschürchen, gibt es keine Schrift Cunows, deren Lektüre mir nicht Gewinn gebracht hätte: Andererseits wird er wohl selbst nicht behaupten, daß er niemals eine falsche Voraussage gemacht. Den Politiker oder Ökonomen möchte ich sehen, der das von sich erklären könnte! Unsere Aufgabe gilt der Vorbereitung der Zukunft, unser Handeln in der Gegenwart wird bestimmt von unseren Erwartungen für die Zukunft, und je mehr wir uns dabei vor Widersprüchen hüten wollen, je einheitlicher unser Handeln sein soll, desto weiter in die Zukunft müssen wir blicken. Daß dabei mitunter Irrtümer passieren, das ist das Los eines jeden, der sich mit politischen und sozialen Dingen beschäftigt. Aber die irrigen Prophezeiungen der einen werden mit ihren Schriften und Reden vergessen, die der anderen bleiben mit ihren Schriften lebendig. Dies der Grund, warum die falschen Prophezeiungen von Marx und Engels eine große Rolle spielen.

Daß ich unfehlbar bin, habe ich natürlich nie behauptet. Um so angenehmer bin ich davon überrascht, daß man mir immer wieder eine „Prophezeiung“ entgegenhält, die eine Reihe sehr wichtiger und richtiger Vorhersagen aufweist — ich meine die Prophezeiung der russischen Revolution, die ich 1904 äußerte. Ich hatte das Glück, damals schon nicht nur die Revolution selbst zu erwarten, sondern auch einige ihrer Konsequenzen voranzusehen, die für den Charakter des heutigen Weltkriegs bestimmend wurden! Aus diesem Grunde sei meine damalige Vorhersage hier etwas näher gekennzeichnet.

Die Ausführungen, die Cunow meine verunglückte Prophezeiung nennt, finden sich in dem Artikel „Allerhand Revolutionäres“, die ich im Februar 1904 in der „Neuen Zeit“ veröffentlichte. Sie bildeten eine Auseinandersetzung mit einem polnischen Parteigenossen, der meine Schrift über die soziale Revolution kritisiert hatte. Er ging dabei unter anderem von der Voraussetzung aus, die nächste Revolution werde ihren Ausgangspunkt in Deutschland finden. Diese Annahme war weitverbreitet. Mußte

die nächste Revolution nicht aus dem Lande der stärksten Sozialdemokratie hervorgehen? Gegen diese Erwartung wendete ich mich. Ich meinte:

„Das ist sicher nicht unmöglich, aber es ist nur eine unter zahlreichen Möglichkeiten, und es ist unter ihnen nicht die wahrscheinlichste. Heute wenigstens stehen eine ganze Reihe von Staaten der Revolution näher als Deutschland, trotz der Raschheit seiner ökonomischen Entwicklung und des Anwachsens seiner Sozialdemokratie. Die deutsche Regierung ist heute noch die kraftvollste der Welt. Sie verfügt über die stärkste, bestdisziplinierte Armee und Bureaucratie und ihr steht eine Bevölkerung gegenüber, die nüchtern und friedliebend ist und jeder revolutionären Tradition ermangelt. . . Es müßte sehr dick kommen, sollte vom deutschen Volke die Initiative der nächsten Revolution ausgehen.“ („Neue Zeit“, XXII, 1, Seite 623.)

Rechnet das Cunow auch zu den mißlungenen „Prophezeiungen“? Ich habe diese Auffassung stets vertreten. Sie wurde mir später von Pannetkoef und Rosa Luxemburg sehr verübelt, die vermeinten, sie hätten es da mit einer Wandlung und nicht mit einer festgewurzelten Anschauung zu tun.

Ich führte dann weiter aus, die zwei Staaten, die in Europa der Revolution am nächsten ständen, seien Belgien und Rußland. In Belgien sei eine Revolution nicht ausgeschlossen. Sie würde die deutsche Regierung veranlassen, Belgien zu besetzen. Das müßte unweigerlich zu einem Konflikt mit Frankreich führen, zu einem Krieg, der die entschlossene Gegnerschaft der deutschen Arbeiterschaft finden würde, weil er zur Niederwerfung der belgischen Proletarierrevolution geführt werde. Es wird „ein Krieg, der, selbst wenn er zum Siege führt, diesen nur in langem, wechselvollem und opferreichem Ringen erlangt, denn die feindlichen Armeen sind heute anders gerüstet als 1870 und wären von ganz anderem Geiste befeelt als die Prätorianer Napoleons.“

Das würde ein Krieg, der sehr wohl den Anfang des Endes bedeuten könnte.“ (Seite 654.)

Auch hier wieder: Wo liegt der Unsinn der Erörterung dieser Möglichkeiten?

Nur um solche handelte es sich. Viel wahrscheinlicher, als die belgische, erschien mir die russische Revolution. Lusnia, der mich warnte, die revolutionäre Kraft des russischen Proletariats zu überschätzen, erwiderte ich:

„Kein Zweifel, die ökonomische Entwicklung Rußlands steht weit hinter der Deutschlands und Englands zurück und sein Proletariat ist weit schwächer und unreifer als etwa das deutsche oder englische. Aber alles ist relativ, auch die revolutionäre Kraft einer Klasse. Mehr als anderswo ist heute in Rußland das Proletariat der Verfechter der Lebensbedingungen der ganzen Nation, so daß es in seinem Kampfe gegen die Regierung kaum eine Gegnerschaft bei einer der andern Klassen findet. Andererseits gibt es in ganz Europa, von der Türkei vielleicht abgesehen, keine Regierung, die schwächer wäre als die russische, denn diese hat keine andere Stütze im Staat als eine völlig korruptierte Bureaucratie und eine Armee, die bereits Keime der Desorganisation und des Mißvergnügens aufweist. . . Bis in die achtziger Jahre fand der russische Absolutismus eine kraftvolle Stütze in einer kraftvollen Bauernschaft. Diese Stütze ist dahin; der Bauer verkommt, verhungert oder rebelliert. . . .“

Der Krieg mit Japan kann den Sieg der Revolution in Rußland zusehends beschleunigen, wenn er nicht zu einem raschen und gewaltigen Erfolg der russischen Armee führt. . . .

Was sich nach dem Russisch-Türkischen Krieg ereignete, würde sich diesmal in verstärktem Maße wiederholen: ein gewaltiges Aufflammen der revolutionären

Bewegung. Nicht nur ist heute die Regierung schwächer, sind die revolutionären Elemente stärker als damals; der Krieg gegen die Türkei zur Befreiung der slawischen Brüder war populär, er war ein Kampf gegen die Barbarei für die Freiheit — wenigstens in der Illusion der Kämpfenden, er führte zunächst dazu, das Ansehen der Regierung im eigenen Lande zu heben. Wie ganz anders der Krieg gegen Japan, ein Krieg gegen ein freieres, höher stehendes Land, an dessen Niederwerfung das russische Volk nicht das mindeste Interesse hat. Man vergleiche die zum Kriege drängende Aufregung, die Rußland von 1875 an durchtobte, als der Aufstand in Bosnien und der Herzegowina ausbrach, bis zur Kriegserklärung 1877 mit der Gleichgültigkeit, mit der vor wenigen Wochen noch in Rußland, im Gegensatz zu Japan, die kriegschwängere Situation ausgenommen wurde.

Eine Revolution in Rußland könnte zunächst kein sozialistisches Regime begründen. Dazu sind die ökonomischen Verhältnisse des Landes noch zu unreif. Sie könnte vorerst nur ein demokratisches Regime ins Leben rufen, hinter dem aber ein starkes und ungestümes, nach vorwärts drängendes Proletariat stände, das sich erhebliche Konzessionen erringen würde." (Seite 623—625.)

Hinterdrein ist man immer viel weiser als im Vorhinein. Trotzdem ist in allen diesen Ausführungen kein Wort, das ich zurückzunehmen hätte. Als verfehlte Prophezeiung konnten sie Cunow nur dadurch scheinen, daß er eine Warnung vor übergroßen Hoffnungen jetzt als eine überschwengliche Verheißung auffaßt. Ich hatte gesagt, eine Revolution in Rußland könne bei seiner ökonomischen Unreife zunächst keine sozialistische sein. Cunow deutet das dahin, daß ich nicht nur ein demokratisches Regime in Rußland für möglich hielt, „sondern auch auf dessen baldige Ersetzung durch ein „sozialistisches System“ hoffte“!

Aber freilich, einen großen Fehler habe ich begangen. Ich habe nur den Ausbruch der Revolution prophezeit, nicht auch ihre Niedererschlagung. Doch den Sozialdemokraten möchte ich kennen, der das getan hätte, auch nachdem die Revolution schon ausgebrochen war. Das wäre ein trauriger Tropf, der mit Unkenrufen in eine weltgeschichtliche Aktion seiner Klasse einträte.

Meine Ausführungen vom Februar 1904 zeigen nicht nur, warum ich damals die russische Revolution erwarten durfte, sondern auch, warum sie diesmal weniger wahrscheinlich ist. Der jetzige Krieg ähnelte in seinem Ausgangspunkt nicht dem russisch-japanischen, sondern dem russisch-türkischen von 1877, der zu seinem Beginn in Rußland sehr populär war. Andererseits ist das Proletariat Rußlands heute, obwohl absolut stärker, doch relativ schwächer als 1904, weil die Bauernschaft aufgehört hat, durch Rebellionen die Regierung zu schwächen und sich gespalten hat in eine wohlhabende Schicht, die von den steigenden Getreidepreisen profitiert, und eine hilflose, verkommene Menge. Die Bourgeoisie und der Adel aber haben, erschreckt durch die Kraft und Selbständigkeit, die das Proletariat 1905 entfaltetete, sich unter die Fittige der Regierung geflüchtet. Diese weiß jetzt die ganzen besitzenden Klassen hinter sich. Dabei hat die Revolution, so dürftig ihre schließlichen Ergebnisse waren, wenn man sie an den Bedürfnissen des Proletariats mißt, doch tiefgehende Wirkungen geübt, die die Staatsverwaltung wie die Armee modernisierten und kräftigten. Eine bloße Wiederholung von 1905 versprechen uns also die russischen Verhältnisse von 1915 nicht.

Ich prophezeite 1904 jedoch noch mehr. Ich untersuchte die Wirkungen, die eine russische Revolution auf die auswärtige Politik haben würde. Wie

aus den oben erwähnten, zitiert Cunow auch aus diesen Ausführungen nur ein Stück, das für sich allein meine Anschauungen und Absichten nicht erkennen läßt. Ich gebe daher auch sie ausführlich wieder. Es hieß weiter:

„Es scheint mir zweifellos, daß eine russische Revolution den Panславismus in einer neuen Form wiederbeleben müßte. In seiner jetzigen ist er ziemlich heruntergekommen . . . Ein demokratisches Rußland muß den Drang der Slawen Oesterreichs und der Türkei nach Erlangung der nationalen Unabhängigkeit und das Streben, dazu die Hilfe des großen russischen Volkes zu gewinnen, von neuem gewaltig aufflammen lassen. Da wird auch die polnische Frage wieder akut werden. . . Oesterreich wird dann gesprengt, denn mit dem Zusammenbruch des Zarismus zerfällt der eiserne Keisen, der heute noch die auseinanderstrebenden Elemente zusammenhält. Kommt es aber so weit, dann ersteht für das Deutsche Reich die Notwendigkeit, die von Deutschen bewohnten Länder und Landstriche der habsburgischen Monarchie — soweit sie ein zusammenhängendes Ganzes ausmachen — in seine Gemeinschaft aufzunehmen.“

Wieso Cunow dazu kommt, auf diese Gedankengänge vom Februar 1904 hinzuweisen, um zu zeigen, wie oft ich mich in meinen Vorherfügungen geirrt, weiß ich nicht. Gewiß habe ich, aber nicht ich allein, sondern gleichzeitig die gesamte Sozialdemokratie aller Länder, 1904 und 1905 noch nicht mit der Niederschlagung der russischen Revolution gerechnet. Sie hat sicher noch kein „demokratisches Rußland“ geschaffen, keinen „Zusammenbruch des Zarismus“ herbeigeführt. Doch um so bemerkenswerter, daß schon ein bißchen Annäherung an diese Ziele genügte, die von mir erwarteten Ergebnisse zu zeitigen: die Erhebung der Balkanvölker zum Teil gegen die Türkei, zum Teil gegen Oesterreich, die Bedrohung der Existenz der habsburgischen Monarchie, das Aufwerden der polnischen Frage, ja sogar den engeren Anschluß Deutsch-Oesterreichs an Deutschland, der eben jetzt in immer weiteren Kreisen Deutschlands wie Oesterreichs als eine Notwendigkeit betrachtet wird.

Der jetzige Krieg ist ein Kind nicht bloß des Imperialismus, sondern auch der russischen Revolution.

Mit dem Aufkommen des Kapitalismus geht Hand in Hand das Erwachen bisher „geschichtsloser“ Nationen zu modernem nationalen Leben, erstehen zahlreiche nationale Probleme, die insofern revolutionärer Natur sind, als sie den Rahmen der überkommenen Staatengemeinschaften zu sprengen drohen. Aber die Bourgeoisie hört auf, revolutionär, demokratisch und Befechter der Selbständigkeit der Nationen zu sein. Ihr graut vor allen Revolutionen, nicht bloß vor sozialen, sondern auch vor nationalen. Seit 1878, seit dem Berliner Kongreß, schob sie die Lösung eines jeden nationalen Problems auf die lange Bank. Es schien, als sollte erst die proletarische Revolution diese Fragen alle zum Verschwinden bringen. Nun hat vorher schon die russische Revolution sie wieder auf die Tagesordnung gesetzt und zugleich vermehrt, da sie den nationalen Bestrebungen des Orients einen mächtigen Anstoß verlieh, zu den europäischen Problemen asiatische hinzufügte.

Sie alle melden sich während des jetzigen Krieges ungestüm zum Wort, und sie werden vielfach entscheidend für die Stimmung der Volksmassen, auch der proletarischen, während in den herrschenden Klassen die imperialistischen Tendenzen überwiegen.

Auf die Proletarier wirkte jedoch noch eine andere Lehre der russischen Revolution ein. Sie hatte gezeigt, wie eng heute die Schicksale der verschiedenen Völker Europas miteinander verknüpft sind, wie sehr sie gegenseitig ihre innere Politik bestimmen. Die russische Revolution war zum großen Teil gescheitert an der Intervention Westeuropas, nicht seiner militärischen, aber seiner finanziellen. Die herrschenden Klassen Westeuropas hatten gezeigt, daß sie ihre Position bedroht fühlten, wenn der Zarismus zusammenbrach. Der demokratische Fortschritt ganz Europas schien gehemmt durch einzelne Mächte, vor allem durch das Zarentum und das zur Zeit der Revolution ihm treu zur Seite stehende Kaisertum Deutschlands. Entweder die eine oder die andere dieser Mächte zu beseitigen durch einen Krieg, der wie der russisch-japanische eine Revolution entfesselte, diese Forderung aus den Ereignissen vor zehn Jahren drängte sich vielen Sozialisten in dem einen oder dem anderen Land auf, als der Krieg ausgebrochen war. Sie trieb sie nicht zum Krieg, aber sie versöhnte sie mit ihm.

7. Der Zusammenbruch der Sozialdemokratie und unsere Illusionen.

Alles das bewirkte es, daß nicht nur die Ursachen des Krieges, sondern noch mehr die Motive der Haltung der einzelnen sozialistischen Parteien im Kriege überall so ungemein kompliziert wurden, die Volksmassen ihm schwankend, ratlos gegenüberstanden, in der Internationale so tiefer Zwiespalt ausbrach.

Es ist einfach nicht wahr, daß der Krieg ein rein imperialistischer ist, daß die Alternative bei seinem Ausbruch die war: Imperialismus oder Sozialismus, und daß die sozialistischen Parteien und proletarischen Massen Deutschlands, Frankreichs, vielfach auch Englands sich ohne Besinnen auf bloßes Geheiß einer Handvoll Parlamentarier dem Imperialismus in die Arme gestürzt, den Sozialismus verraten und so den beispiellosesten Zusammenbruch aller Zeiten herbeigeführt hätten.

Kein Zweifel, es sind überall Fehler gemacht worden, aber zwischen einem Fehler und der Preisgebung aller Grundsätze, die man ein halbes Jahrhundert lang verteidigt, liegt doch ungeheuer viel dazwischen.

Sehen wir von den Deutschen ab, um nicht pro domo zu plädieren, aber wer könnte im Ernst behaupten wollen, Männer wie Bailant und Guesde, Hyndman und Plechanoff seien über Nacht zu Imperialisten geworden und hätten den Sozialismus preisgegeben?

Und wollen wir absehen von den Parlamentariern und den „Instanzen“ — aber wer darf behaupten, daß für vier Millionen klassenbewußter deutscher Proletarier einzig das Kommando einer Handvoll Parlamentarier genügt, daß sie binnen 24 Stunden rechts schwanken und Front gegen ihre bisherigen Ziele machen?

Wäre das richtig, dann zeigte das allerdings einen furchtbaren Zusammenbruch, aber nicht bloß unserer Partei, sondern auch der Masse. Wäre die eine so charakterlose Hammelherde, dann könnten wir uns begeben lassen.

Zum Glück zwingt uns nichts zu solcher Schwarzseherei. Wir brauchen bloß die fixe Idee aufzugeben, daß der Krieg sich um die Alternative dreht: Imperialismus oder Sozialismus, brauchen bloß an Stelle dieser einfachen Konstruktion die Untersuchung der unendlich mannigfaltigen Wirklichkeit zu

sehen, und wir begreifen die sozialistischen Parteien und die Massen. Das führt nicht zu allgemeinem Verzeihen — unser Amt ist nicht das eines Sittenrichters, wir haben weder zu verurteilen, noch zu verzeihen —, sondern zu ungeschmälerter Bewahrung unserer Zuversicht in die Kraft der proletarischen Bewegung. Wie Parteinstanzen und Theoretiker können auch die Massen irren und haben es oft genug getan. Sie können getäuscht werden und enttäuscht. Aber sie sind nicht wankelmütig dort, wo sie von bestimmten Idealen gepackt wurden, wo sie sich feste Ziele gesetzt haben. Angst vor der feindlichen Invasión, der Drang, einen feindseligen Despotismus zu stürzen, Vertennung der Mächte, denen man dient, haben hüben wie drüben manche verkehrte Aeußerung und Maßregel hervorgerufen — aber nirgends eine Belehrung zu imperialistischen Anschauungen en masse.

Wenn es aber auch nicht richtig ist, daß die proletarischen Massen beim Ausbruch des Krieges ungemessene Charakterlosigkeit bekundet und daß sie verehrt hätten, was sie am Tage vorher verbrannt, so darf man daraus nicht schließen, daß sie auf jeden Fall immun gegen imperialistische Verfeuchung seien und daß in unseren Reihen keine imperialistischen Tendenzen bestehen.

Sie sind da und sie erzeugen Illusionen, die zur Zeit weit gefährlicher sind, als die von Cunow bekämpften — gefährlicher deshalb, weil der momentane „Geschichtsverlauf“ sie begünstigt. Jeder besondere Abschnitt des Geschichtsverlaufs erzeugt seine besonderen Tendenzen und Illusionen, die Prosperität andere als die Krise, der Frieden andere als der Krieg. Gerade diese aus einem Stück des Geschichtsverlaufs entspringenden oder durch ihn geförderten Illusionen zu bekämpfen ist Aufgabe des Theoretikers, der sich nicht vom Geschichtsverlauf treiben lassen darf, sondern ihn überschauen muß.

Die Zeit der Teuerung, der wachsenden Erbitterung der Massen vor dem Krieg erzeugte die Gefahr einseitiger Zuspitzung unserer Taktik auf „ Kühne Initiativen“ und „revolutionäre Aktionen“ und förderte die solcher Taktik entsprechenden Illusionen. Anders wirkt die heutige Situation mit ihrem Entgegenkommen der Regierungen, der Einschränkung des Klassenkampfes, der Unterbrechung der internationalen Beziehungen, erbitterten Kämpfen mit anderen Staaten, mangelnden Informationen, eingeschnürter Kritik der Opposition. Da gedeiht die Tendenz zugunsten der entgegengesetzten Einseitigkeit unserer Taktik, gedeiht der Imperialismus, gedeihen Illusionen über wachsende Klassenharmonie.

Diesen lebenden Illusionen entgegenzutreten, nicht die zusammengebrochenen nochmals totzuschlagen, das halte ich jetzt für die wichtigste Aufgabe sozialistischer Theoretiker, soweit sie auf die Illusionenjagd gehen.

Cunow hat sich einseitig bloß gegen die zusammengebrochenen Illusionen gewendet. Die Illusionäre der anderen Seite haben das als eine willkommene Unterstützung begrüßt.

Doch bürgt uns Cunows bisherige Tätigkeit dafür, daß er die zurzeit lebendigen Illusionen ebensowenig teilt wie die von ihm begrabenen. Es wäre zu wünschen, daß er bald Gelegenheit findet, auch jenem „Illusionenkultus“ zu Leibe zu rücken.

Vom Wirtschaftsmarkt.

Wie steht es um die Verdrängung des deutschen Exports von den südamerikanischen Absatzmärkten?

Deutschlands Handel mit Zentral- und Südamerika. — Deutsche Industriewaren in Südamerika. — Deutschlands Anteil am südamerikanischen Außenhandel. — Deutscher Schiffsverkehr nach südamerikanischen Häfen. — Südamerikas Zukunft. — Aussichten für den deutsch-südamerikanischen Handel nach Friedensschluß. — Die nordamerikanische Konkurrenz. — Fremde Kapitalien in Südamerika. — Welchen Erfolg hatte seit Kriegsbeginn die amerikanische Konkurrenz in Südamerika?

Berlin, 21. Mai 1915.

Der immer weitere Staaten ergreifende Völkerring hat Deutschland vom Handelsverkehr mit den überseeischen Ländern fast völlig abgeschnitten. Zwar gehen noch immer ansehnliche Massen deutscher Waren nach fernen Gebieten, selbst bis tief in das Innere Südamerikas,

„wo durch die Eb'nen in der heißen Zone
in ihrem Laufe sich gefellen
der Orinoko und der Amazone —“,

aber die Ausfuhr der Produkte deutschen Gewerbestrebes wie die Einfuhr der Bodenerzeugnisse jener tropischen Gegenden in das deutsche Zollgebiet erfolgt auf Umwegen über fremde Häfen und durch fremde Schiffe. Die Wiederanknüpfung dieser durch den Krieg zerstörten alten Handelsverbindungen und die Wiedergewinnung der verlorengegangenen, teilweise inzwischen durch fremde Konkurrenten besetzten Absatzmärkte wird nach Friedensschluß die erste und wichtigste Aufgabe des deutschen Handels sein müssen, wenn nicht der Krieg für verschiedene der deutschen Exportindustrien höchst nachteilige Folgen haben soll.

Neben den nordamerikanischen Ländern, den Vereinigten Staaten, Mexiko und Kanada, dessen Handelsbourgeoisie sich bekanntlich ganz besonders darin gefällt, bei jeder Gelegenheit ostentativ ihre Anhänglichkeit an das englische Mutterland hervorzukehren, und wo es daher voraussichtlich sehr schwer halten wird, alte Handelsfäden wieder anzuknüpfen, kommen in dieser Beziehung vornehmlich die Republiken Zentral- und Südamerikas in Betracht. Trotz der finanziellen Schwierigkeiten, von denen sie fast alle geplagt werden, haben sie sich durchweg in den letzten Jahrzehnten wirtschaftlich schnell entwickelt, voran Argentinien, Brasilien und Chile, und mit diesem wirtschaftlichen Fortschritt hat sich auch in raschem Tempo der deutsche Handels- und Schiffsverkehr nach jenen Gegenden gehoben. Im Jahre 1903 betrug Deutschlands Einfuhr aus Amerika, abgesehen von dem Handelsverkehr mit den obengenannten drei nordamerikanischen Staaten, erst 617 Millionen, die Ausfuhr dorthin 231 Millionen Mark, der Anteil dieses amerikanischen Handelsverkehrs am deutschen Gesamt-Außenhandel (Spezialhandel) nur 7,4 Prozent. Vor dem Krieg, im Jahre 1913, stellte sich bereits die deutsche Einfuhr aus denselben Ländern auf 1178 Millionen Mark, die Ausfuhr auf 740 Millionen Mark, der Anteil am deutschen Gesamt-Spezialhandel auf 9,2 Prozent.

An dem glänzenden Aufschwung des deutschen Außenhandels im letzten Jahrzehnt hat demnach der Warenverkehr mit den mittel- und südamerikanischen Ländern einen beträchtlichen Anteil, der sich als noch weit

günstiger herausstellt, sobald man untersucht, aus welchen Waren die Ein- und Ausfuhr besteht und in welchen Händen die Geschäftsvermittlung liegt, wem also der Handelsprofit zufällt. Es ist heute vielfach Brauch geworden, einfach die Zahlen der Handelsstatistik einander gegenüberzustellen und dann aus deren Größenverhältnissen kurzweg Schlüsse zu ziehen, ganz unbekümmert um die Natur des Imports oder Exports und des Profitanteils des Kaufmannskapitals an dem betreffenden Warenverkehr. Hauptfächlich heute, wo der eine gerne nachweisen möchte, daß Englands Handel durch die deutsche Konkurrenz aufs stärkste gefährdet wird, der andere, daß sich der Handelsverkehr beider Länder harmonisch ergänzt, ist diese Art der statistischen Jongleurkunst, die meist jede Kenntnis des Export- und Importgeschäfts und seiner Eigenheiten vermissen läßt, sehr beliebt geworden. Und doch sollte eigentlich schon einfaches, kurzes Nachdenken zu der Erkenntnis führen, daß es z. B. absolut nicht gleichgültig ist, ob vornehmlich Roh- und Halbstoffe oder feine Fertigfabrikate ausgeführt werden, deren sogenannter Materialwert sehr gering ist, in deren Exportpreis aber eine hohe Arbeitslohnsomme steckt, bei deren Herstellung also die Arbeiter des Produktionsgebietes einen relativ hohen „Arbeitsverdienst“ erzielt haben. Vielleicht obendrein auch die Fabrikanten einen hohen Fabrikationsgewinn. Und ebensowenig ist es einerlei, ob z. B. die Ware in Deutschland von den Agenten eines südamerikanischen Handelshauses, vielleicht einer argentinischen Firma, in Buenos Aires eingekauft und auf Kosten und Gefahr dieses argentinischen Hauses in Hamburg oder Bremen verladen wird, vielleicht auch noch in einem argentinischen Schiff — oder ob die Exportware von einem Hamburger Exporthause eingekauft und von diesem an seine Filiale in Buenos Aires mit einem deutschen Schiff versandt wird. Dem Arbeiter, der an der Herstellung der betreffenden Exportware beteiligt ist, mag das im ganzen einerlei sein, wenn er nur Arbeit hat und für diese einen verhältnismäßig guten Lohn erhält. Aber schon dem Hamburger Seemann und dem Schiffsreederei ist es keineswegs einerlei, in welchen Händen das Transportgeschäft liegt. Und ebensowenig ist es volkswirtschaftlich gleichgültig, ob der Handelsprofit und der Frachtgewinn ins Ausland geht oder an eine einheimische Firma fällt, also den einheimischen Kapitalreichtum vermehrt und hier zu neuer Kapitalanlage führt. Der Abfluß des Handels- und Frachtgewinnes in das Ausland ist im Grunde genommen nichts anderes als verstedter Kapitalexport.

Betrachtet man unter diesem Gesichtspunkt den deutschen Handelsverkehr mit Mittel- und Südamerika, so ergibt sich, daß die amerikanischen Republiken bisher nach Deutschland fast ausschließlich Nahrungs- und Genußmittel sowie Rohstoffe lieferten, vornehmlich Kaffee, Getreide, Leinsaat, Häute und Felle, Wolle, Gerbholz, Salpeter, Kautschuk, Rohabak, Kakao, während die deutsche Ausfuhr dorthin fast ausschließlich aus fertigen Fabrikaten bestand, vornehmlich aus Eisenbahnmaterialien, Eisen- und Stahlwaren aller Art, Maschinen, elektrotechnischen Artikeln, Papierwaren, feinen Metallwaren, Spielzeug, Waffen, Klavieren, besseren Geweben usw., und zwar hat diese Ausfuhr deutscher Fabrikate, deren Wert vor zwanzig Jahren noch nicht ein Drittel der uns von Süd- und Mittelamerika gelieferten Bodenprodukte ausmachte, seitdem dermaßen zugenommen, daß sie, hätte nicht der Krieg den normalen Entwicklungsgang gestört, wahrscheinlich be-

reits in wenigen Jahren den Wert des deutschen Imports süd- und mittel-amerikanischer Produkte erreicht hätte. Verschiedene deutsche Fabrikate haben geradezu eine Art Monopolstellung auf den südamerikanischen Märkten erlangt. So war z. B. Deutschland in den letzten Jahren an dem argentinischen Import von Druckpapier mit 80, Baumwollstrümpfen mit 70, Küchenartikeln mit 68, Spielwaren mit 65, galvanisiertem Draht mit 64, Draht für elektrische Leitungen usw. mit 60 Prozent beteiligt. Freilich behauptet noch immer Großbritannien als Lieferant von Industriewaren auf den mittel- und südamerikanischen Märkten den ersten Rang. Es lieferte in den letzten Jahren dem Werte nach fast 50 Prozent mehr Industriewaren nach Südamerika wie Deutschland und beherrscht in einigen Artikeln, wie z. B. in besseren Baumwollstoffen und Wollgeweben, noch fast völlig den Markt; doch macht ihm gerade in manchen feineren Fabrikaten, wie z. B. besseren Metallwaren, Elektromotoren und Beleuchtungsartikeln, elektrotechnischen Artikeln, Stahlwerkzeugen, Arzneiwaren usw. die deutsche Industrie in steigendem Maße das alte Absatzgebiet strittig. Dagegen hinten die Vereinigten Staaten hinter England und Deutschland her. An dem Gesamt-Außenhandel Südamerikas, der sich im Jahre 1912 nach der amerikanischen Statistik in der Einfuhr auf 4034 Millionen Mark, in der Ausfuhr auf 4943 Millionen Mark stellte, waren nämlich beteiligt: England mit 28,4, Deutschland mit 18,7, die Vereinigten Staaten mit knapp 16 Prozent.

Diese relativ günstige Handelsstellung Deutschlands auf dem südamerikanischen Markt gewinnt noch insofern an wirtschaftlicher Bedeutung, als der Handelsverkehr von hien und drüben größtenteils von deutschen Handelsfirmen, meist Hamburger Häusern und ihren Filialen, vermittelt wird, und ferner das Frachtgeschäft ebenfalls in den Händen deutscher Reedereien liegt, besonders der Hamburg-Amerika-Linie und der mit ihr zusammen arbeitenden Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft, ferner des Norddeutschen Lloyd, der Hansa- und der Kosmoslinie.

Zudem müssen gewissermaßen die Zukunftswerte dieses Handelsverkehrs mit in Anschlag gebracht werden. Die meisten Länder Südamerikas, vornehmlich Argentinien, Süd-Brasilien, Chile, Kolumbien, haben eine große wirtschaftliche Zukunft. Bisher haben Mißregierung, innere Gegensätze zwischen der teilweise recht bunt zusammengewürfelten Bevölkerung, fortgesetzte politische Parteistreitigkeiten und Aufstände, Kapitalmangel, ungünstige Lage zum großen europäischen Wirtschaftsmarkt die ökonomische Entwicklung der lateinischen Staaten Amerikas gehemmt und die Ausnutzung der reichen Bodenschätze verhindert; mit der Freigabe des Panamakanals für die Schifffahrt, dem Anwachsen des europäischen Finanzkapitals und seiner Suche nach neuen vorteilhaften Kapitalanlagemärkten, der zunehmenden Bedeutung des Stillen Ozeans, des großen Mittelmeeres der Zukunft, werden sich aber ganz zweifellos auch die Mittel für die Ausbeutung und Verwertung der reichen südamerikanischen Naturschätze finden.

Um so mehr muß es die Aufgabe des deutschen Handels nach Friedensschluß sein, das inzwischen durch den Krieg verlorene Terrain baldigst zurückzugewinnen und neues hinzuzufügen; eine Aufgabe, die nur in scharfer Konkurrenz mit England und den Vereinigten Staaten von Amerika, zum Teil auch mit Frankreich durchgeführt werden kann. Dazu ist Vorbedingung, daß alsbald nach Beendigung des Krieges die deutsche Schiff-

fahrt nach den wichtigen Hafenplätzen Südamerikas mit möglichst voller Kraft wieder aufgenommen wird — eine Forderung, deren Erfüllung den großen deutschen Reedereien freilich infolge der starken Schiffsverluste zunächst sehr schwer fallen wird. Selbst nach Bewältigung dieses Hindernisses wird die Zurückeroberung der früheren Absatzmärkte große Energie erfordern; denn die Engländer und Yankee, in Argentinien auch die Italiener, haben keineswegs die Gelegenheit veräußt, soweit das ihnen in der abgelaufenen Kriegszeit möglich war, die bisher in deutschen Händen befindlichen Positionen zu besetzen. Zudem kommt die mit den perfidesten Mitteln hervorgerufene feindliche Stimmung der südamerikanischen Bevölkerung gegen Deutschland in Betracht. Doch darf man alle diese Schwierigkeiten nicht überschätzen. Ich habe schon Anfang November v. J. in der „Neuen Zeit“ hervorgehoben, daß die Herren Imperialisten jenseits des großen Teiches schwerlich alle die schönen Hoffnungensträume, die damals in ihren Blättern auftauchten, reifen sehen würden — und heute bietet die Wirtschaftsgestaltung Südamerikas dem deutschen Handel entschieden günstigere Aussichten als vor sieben Monaten. Gewiß, die deutschfeindliche Stimmung in Argentinien, Brasilien, Chile hat sich kaum vermindert; aber die vornehmsten Träger dieser Stimmung sind nicht die großen Geschäftsleute und auch nicht die eigentlichen Arbeiter, sondern das große Heer der wenig beschäftigten Advokaten, der Lehrer höherer Lehranstalten, Beamten, verbummelten Gelehrten, Literaten, Journalisten usw., eine Schicht, die in den südamerikanischen Großstädten noch mehr als in manchen südeuropäischen einen abenteuerlichen Bohémien-Typus repräsentiert. Als sogenanntes „gebildetes“ Element haben sie auf die unter dem Einfluß der Pariser Boulevardblätter stehende einheimische Presse einen starken Einfluß. Doch gerade auf diese Spezies der „Intellektuellen“ kommt es bei den Bestrebungen zur Wiedergewinnung alter Absatzmärkte vielleicht am wenigsten an, und zudem hält diese nach Sensationen haschende und Sensationen machende Schicht selten lange an bestimmten Anschauungen fest. Sie besteht zumeist aus Stimmungspolitikern, deren Interesse heute durch dies, morgen durch jenes geseßelt wird.

Als der Krieg ausbrach, tauchte sofort das Bestreben in den Vereinigten Staaten auf, die Abschneidung Deutschlands vom Ueberseehandel zur Verdrängung des deutschen Exports nach Südamerika auszunutzen. Mehrere Konferenzen der beteiligten Handelskreise fanden statt. Auch das Staats- und das Handelsdepartement beriefen eine Konferenz nach Washington zur Beratung der Frage ein, auf welche Weise sich der Handelsverkehr nach Südamerika heben lasse. Staatssekretär Bryan und Handelssekretär Redfield begrüßten selbst die Versammlung, an der fast sämtliche Gesandten der südamerikanischen Republik teilnahmen. Gesandter Calderon von Bolivien führte aus, die erste Vorbedingung der Hebung des Handelsverkehrs zwischen der nordamerikanischen Union und den südamerikanischen Staaten sei die Schaffung besserer Dampferverbindungen der nordamerikanischen Häfen mit den südamerikanischen, ferner die Erweiterung des Kredits für südamerikanische Firmen und die stärkere Beteiligung des nordamerikanischen Kapitals an südamerikanischen Gründungen. Dieselbe Ansicht vertrat im wesentlichen der Gesandte Pezet von Peru, während der Sekretär Redfield vom Handelsdepartement betonte, daß beide Teile sowohl Käufer als Verkäufer sein müßten. Wenn die südamerikanischen Staaten wünschten, daß

die Vereinigten Staaten ihnen einen größeren Teil ihrer Bodenprodukte abnehmen, müßten sie in höherem Maße nordamerikanische Industrieerzeugnisse importieren.

Die kurze Aussprache zeigt tatsächlich die Hauptgründe, weshalb bisher der Handelsverkehr zwischen den Vereinigten Staaten und Südamerika zurückgeblieben ist — und es auch fernerhin Uncle Sam schwer fallen dürfte, den deutschen Handel zu verdrängen. Es fehlt an guten Dampferverbindungen der Union mit dem Süden. Als Beispiel mag der Schiffsverkehr mit Argentinien dienen. Bis vor drei Jahren (wieweit inzwischen Änderungen vorgekommen sind, vermag ich nicht zu sagen, doch können sie von irgendwelcher, das Größenverhältnis ändernder Bedeutung nicht sein) liefen die Dampfer von 15 englischen und 6 deutschen Schiffslinien die argentinischen Häfen an, aber nur zwei nordamerikanische Linien unterhielten mit dem La Plata-Staat regelmäßigen Verkehr, die American Rio Plata Line und die Johnson Line, die beide mit den großen deutschen und englischen Linien durchaus nicht zu konkurrieren vermögen, wie denn auch die Gesamttonnage der in den argentinischen Häfen ein- und ausgelaufenen englischen Schiffe während der letzten Jahre durchschnittlich 14—15 Millionen Registertonnen betragen hat, der deutschen Schiffe 2,6—3 Millionen Registertonnen, der italienischen Schiffe 1,4—1,6 Millionen Registertonnen (die italienischen Dampfer bringen außer Fracht meist italienische Einwanderer nach Argentinien), der französischen Schiffe ungefähr 1 Million Registertonnen. Doch auch dann folgt noch nicht sogleich die nordamerikanische Schifffahrt, sondern zunächst noch die norwegische, spanische und holländische Handelsflotte. Noch weit niedriger stellt sich der Anteil der Vereinigten Staaten an dem Schiffsverkehr der Länder an der südamerikanischen Westküste. Im Durchschnitt der Jahre 1910/12 waren z. B. an dem Fern-Schiffsverkehr Chiles (die Küstenschifffahrt also nicht mitgerechnet) Großbritannien und Irland mit 49, Deutschland mit 28 Prozent beteiligt, dagegen die nordamerikanische Union noch nicht mit 1 Prozent.

Ein weiteres Hemmnis bildet, wie die Gesandten Calderon und Pezet auf der Washingtoner Konferenz richtig ausführten, die bisherige geringe Beteiligung des Yankee-Kapitals an den fremden Kapitalsanlagen in Südamerika und die Schwierigkeit der argentinischen Importeure und Exporteure, sich nordamerikanischen Bankkredit zu verschaffen. Einen weiten Vordringung hat auch auf diesem Gebiet des Wirtschaftslebens Old England, dessen Gesamtkapitalanlage in Südamerika vom Londoner „Economist“ für 1912 auf fast 13 Milliarden Mark berechnet worden ist, wovon etwas mehr als 240 Millionen Mark in Banken investiert sind. Demgegenüber wird der Betrag des in Südamerika investierten nordamerikanischen Kapitals im ganzen nur auf $2\frac{1}{4}$ bis $2\frac{1}{2}$ Milliarden Mark veranschlagt. Immerhin eine weit größere Summe als der Gesamtbetrag der deutschen Kapitalsanlage, die nur auf 1600 bis 1800 Millionen Mark geschätzt wird, doch „arbeitet“ — wie der fachmännische Ausdruck lautet — das deutsche Kapital weit mehr im Handels- und Bankbetrieb als das nordamerikanische.

Bisher hat denn auch der Versuch der nordamerikanischen Handelskreise, ihren Warenexport nach den südamerikanischen Absatzmärkten auszudehnen, keinen Erfolg gehabt; im Gegenteil, die Ausfuhr nordamerikanischer Industriewaren nach Südamerika hat sich wesentlich vermindert. Vergleicht

man die erste Hälfte des Rechnungsjahres 1914/15, d. h. die Monate Juli bis Dezember 1914 (das amerikanische Rechnungsjahr beginnt am 1. Juli) mit dem entsprechenden Zeitraum des Vorjahres, also den sechs Monaten von Juli bis Dezember 1913, so ergibt sich für die beiden wichtigen südamerikanischen Exportländer Argentinien und Brasilien folgendes Verhältnis:

	Ausfuhr der Union	
	Juli-Dezember 1913	Juli-Dezember 1914
nach: Argentinien . . .	29,8 Millionen Dollar	10,7 Millionen Dollar
„ Brasilien . . .	17,5 „	10,8 „

Sicherlich ein Rückgang der Ausfuhr, der zu den schönen Hoffnungen, in denen sich bei Beginn des Krieges die amerikanische Handelspresse gefiel, in grellestem Widerspruch steht. Und auch die beiden folgenden Monate Januar und Februar 1915 wiesen nach den vorläufigen Feststellungen ähnliche Resultate auf. Für den Monat Januar ergeben sich z. B. folgende Ziffern:

Ausfuhr nach:	Januar 1914	Januar 1915
Argentinien	2,9 Millionen Dollar	1,7 Millionen Dollar
Brasilien	2,2 „	1,8 „

Wie so manche anderen schönen Kriegsrechnungen haben nämlich auch die Exportkalkulationen der nordamerikanischen Exporteure sich als verfehlt herausgestellt. Der Krieg brachte nicht, wie sie erwartet hatten, eine Steigerung der Nachfrage nach amerikanischen Industriewaren auf den südamerikanischen Märkten, sondern vielmehr zunächst deren völlige Zerrüttung, die die südamerikanischen Importeure veranlaßte, ihre Aufträge aufs äußerste einzuschränken. Und als dann die Wirtschaftslage sich allmählich etwas besserte, da fehlte es infolge der großen Lebensmittelverschiffungen aus der Union nach England, Frankreich und Italien gänzlich an der Gelegenheit, zu billigen Frachtfäßen Warenexporte nach südamerikanischen Häfen vornehmen zu können. Zudem aber fanden nun manche großindustriellen Kreise der Vereinigten Staaten, daß es viel profitabler sei, Kriegslieferungen für die Ententemächte auszuführen, als für den südamerikanischen Markt Waren zu gedrückten Exportpreisen zu liefern.

Wie lähmend selbst auf die kapitalkräftigeren südamerikanischen Staaten der Krieg wirkt, dafür bietet Argentinien ein drastisches Beispiel. Nach seiner kürzlich erschienenen Handelsstatistik für 1914 hat es in diesem Jahr nur für 272 Millionen Goldpesos (1 Goldpeso = 4,05 Mark) Waren importiert, für 150 Millionen weniger als im Jahre 1913. An diesem Ausfall sind beteiligt Großbritannien mit 38, Deutschland mit 31, die Vereinigten Staaten mit 25, Frankreich mit 16 Millionen Goldpesos. Prozentuell hat, da der Krieg jede direkte Verbindung mit deutschen Häfen unterbrochen hat, freilich die Einfuhr aus Deutschland am meisten gelitten; aber auch der Handel der übrigen Großstaaten nach Argentinien, und zwar vor allem der der Vereinigten Staaten, hat enorm abgenommen.

Dennoch wird aller Voraussetzung nach das Verhältnis der Union zum südamerikanischen Markt eine gewisse Veränderung erfahren; aber die Gefahr besteht weit weniger in einer Verdrängung des deutschen Warenexports, als in einer zunehmenden Erstarkung des New Yorker Kapitalmarktes und seiner finanziellen Herrschaft über die südamerikanischen Republiken — eine Entwicklung, die freilich mehr die Stellung Englands als die Deutschlands in Südamerika bedroht. Darüber Weiteres in einem zweiten Artikel.

Heinrich Cunow.

Feuilleton

Das Kriegsflugzeug.

Von Richard Woldt.

Die technische Entwicklung in der Luftfahrt hat sich in den letzten Jahren in Siebenmeilenschritten vollzogen, und man kann nicht sagen, daß der heutige Stand von den zünftigen Fachleuten selbst vorausgesehen worden wäre.

Im Jahre 1909 schrieb noch der „Nautikus“, ein angesehenes Jahrbuch auf dem Gebiet des Marinewesens, über die Möglichkeiten der Luftschiffahrt im Krieg: „Die Durchschnittsgeschwindigkeiten betragen 41 bis 44 Kilometer die Stunde, 50 bis 60 Kilometerstunden sind zu fordern, größere Höhen als 1500 Meter sind nur auf Kosten der Belastung zu erreichen. Bis vor kurzem herrschten die abenteuerlichsten Ansichten. Man las schon von Schlachten in der Luft und von der Möglichkeit, England vom Kontinent aus anzugreifen. Hiervon ist natürlich heute gar keine Rede. Die Mitnahme von 300 bis 400 Kilogramm Munition würde die Fahrdauer auf wenige Stunden beschränken . . .“

In einer technischen Uebersicht vier Jahre später erklärt derselbe „Nautikus“, daß alle Bedenken und Zweifel, „die man vom sachmännischen Standpunkt aus haben durfte, heute durch die Praxis längst widerlegt worden sind.“ Nicht in dem Sinn phantastischer Schriftsteller, sondern vom Standpunkt des Technikers, der die größten Schwierigkeiten zu überwinden imstande war, ist nun in diesem Krieg das Flugzeug als bedeutungsvolle Waffe zur Anwendung gekommen.

* * *

Zielgestaltig und fein gegliedert ist hier ebenfalls der kriegstechnische Organismus, und es sind zwei Aufgaben, die den Kriegswaffen der Luft gestellt werden: der Kampf um Nachrichten und der zerstörende Bombenwurf.

Bei Beginn eines Krieges werden Truppen und Schiffe nach einem bestimmten Plan zusammengezogen. Für die Heeresleitung ist es notwendig, die Absichten des Gegners rechtzeitig zu erkennen. Auch muß während der Operationen die „Gefechtsaufklärung“ geschaffen werden: die Erkundung der Stellung und Verteilung der feindlichen Truppen und Schiffseinheiten, die Feststellung ihrer Stärke, Art und Bewegung, das Erkennen der Wirkung durch Artilleriegeschosse, die Angaben, welche Reserven sich noch hinter der Front befinden. Dieser Kundschafterdienst ist durch die „Sicht von oben“ verfeinert worden.

Aber auch durch die Entfesselung von Zerstörungsträften kann aus der Luft wirksam in den Krieg auf der Erde eingegriffen werden. Explosionskörper werden abgeworfen, die nun Zerstörungen von Brücken, Magazinen, besetzte Stellen, Lagerstätten, Telegraphen- und Telephonleitungen, Transportzügen, Schiffen herbeiführen sollen. Durch Bombenwurf wird die Truppenverpflegung, der Anmarsch der Truppen, die Verteidigung von Plätzen, die Nachrichten- und Befehlsübermittlung zu hemmen gesucht.

Die Seele des Flugzeuges ist der Motor. Von seinem regelmäßigen Gang hängt die Durchführung des Fluges ab. Der Flugzeugmotor ist eine Spezialkonstruktion des Automotors. In seinen Eigenschaften und in seiner Leistungsfähigkeit verfeinert und hinaufgetrieben, beruht der Flugzeugmotor auf demselben Grundprinzip wie der Automotor. Benzin wird in kleinen Mengen eingespritzt, kommt zur Entzündung, reißt einen Kolben zurück und leistet Arbeit.

Der Flugzeugmotor ist eine Glanzleistung moderner Technik. Bei dem Besuch einer Motorenfabrik ist mancherlei vom modernen kapitalistischen Geist verstehen zu lernen: wie jedes einzelne Maschinenglied sorgfältig durchkonstruiert worden ist, wie das Material genau untersucht wird, wie Massenanfertigung und Maschinenbetrieb Qualitätsarbeit zu leisten imstande sind. Nach dem Zusammenbau kommt der Motor auf den Probierstand. Hier muß er tagelang zur Probe arbeiten. Er brüllt und rast, Kontrollapparate überwachen seine Arbeitsweise, und erst wenn der Motor seine Prüfung bestanden hat, wird er in das Flugzeug eingebaut.

Die Anforderungen, die an eine solche Konstruktion gestellt werden, sind: unbedingte Betriebsicherheit und Betriebsbereitschaft dazu, möglichst hohe Kraftleistung des Motors bei geringem Eigengewicht der Maschine.

Erst zu Beginn unseres Jahrhunderts gelang es, das Motorgewicht für die Pferdekraft nennenswert herabzudrücken. Doch war die Betriebsicherheit vorläufig gering, der Brennstoffverbrauch dagegen sehr groß. Um das Gewicht des Wassers für die Kühlung zu entbehren, versuchte man mit Luftkühlung auszukommen. Der Luftzug des schnell sich bewegendes Fahrzeuges reichte anfangs kaum aus, die Kühlung zu bewerkstelligen, deshalb ließ man die Zylinder um die Achse rotieren. Es entstand der Rotationsmotor¹.

Zahlen regieren die Arbeitswelt des Technikers. In nachfolgender Tabelle kommt für die Ausbildung des Motors das Konstruktionsziel klar zum Ausdruck, das Motorgewicht pro Pferdestärke herabzudrücken, den Benzinverbrauch zu vermindern, dagegen die Motorleistung durch steigende Umdrehungsgeschwindigkeit hinaufzutreiben. Das ist geschehen. Nach einem Schaubild von Prof. Kammerer ergeben sich folgende Zahlen:

Jahr	Motorleistung in Pferdestärken	Umdrehungs- geschwindigkeit pro Minute	Motorgewicht in Kilogramm pro Pferdestärke	Benzin- verbrauch pro Stunde
1892	11	440	45,0	5,0
1899	40	680	25,7	4,0
1905	90	1050	4,1	2,65
1907	100	1080	3,4	2,5
1909	115	1100	3,2	2,4
1910	145	1100	3,1	2,4
1913	180	1200	2,55	2,25

¹ Diese Konstruktionen sind so vorzüglich, daß sie auch in die Kriegsflugzeuge anderer Staaten eingebaut worden sind, wie ja überhaupt die deutsche Flugzeugindustrie reich ist an Beispielen, daß die technische Reifekultur eines nationalen Kapitalismus international in militärischer Beziehung für das Mutterland zu sehr bösen Komplikationen führen kann. Doch ist das eine Frage, die einmal später gesondert zu behandeln ist.

In der Flugzeugfabrik wird der Motor eingebaut, nachdem die Traggestelle und die Propellervorrichtungen fertig sind. Und dann kommen die Abnahmefahrten, denn die Heeresleitung ist anspruchsvoll, nur Fabrikate, die den sorgfältig formulierten Abnahmevorschriften genügen, werden käuflich übernommen.

Das Flugzeug wird dem Kriegsschauplatz zugeführt. Am Bestimmungsort wird es eingereiht, bekommt seine Nummer und wird ein Bestandteil der Fliegerstation. Aber es ist nicht nur die Zahl der am ersten Tage der Mobilmachung fahrbereiten Kampfeinheiten ausschlaggebend, sondern während des Krieges spielt auch die Organisation für Nachschub und Ersatz eine entscheidende Rolle. Es werden Zentralstellen vorgelesen und Fliegerabteilungen gegründet, um die verschiedenen Punkte eines Heereskörpers in der notwendigen Weise ergänzen zu können. Genosse Hugo Schulz hat kürzlich in einem Bericht für die Tagespresse aus dem Felde anschaulich geschildert, wie ihn der Organisationsplan überrascht hat, die Flugzeuge einer Station immer vollzählig und betriebsbereit zu halten: Da gibt es Transportkolonnen, die sich aus mehreren Lastautos für den Nachschub von Betriebsstoffen und Reserve- sowie Ersatzteilen zusammensetzen. Dazu kommen noch Werkzeugautos, Feldlastwagen und die nötigen Personenautos. Andere Feldfliegerabteilungen sind mit Werkstatteinrichtungen und technischem Personal derart versehen, daß sie sogar auch größere Reparaturen ausführen können, ein beschädigtes Flugzeug braucht nur bei ganz schweren Aufbesserungsarbeiten nach der Fabrik zurückgeschickt werden.

Das nötige Personal erhalten die Fliegerabteilungen von den Fliegerschulen, die von der Heeresleitung entweder selbst eingerichtet wurden oder den großen Flugzeugfabriken unter militärischer Aufsicht angegliedert sind.

Vom Oberkommando einer größeren Heeresabteilung ist der Befehl an die Fliegerstation gekommen, über den Feind zu steuern und dessen Stärke und Marschrichtung festzustellen. Wenige Minuten nach der Befehlsübergabe steht der wuchtige Zweidecker abfahrtbereit vor seinem Schuppen.

„Loslassen“ In mächtigen Sähen springt das Fahrzeug, torkelt wie ein aufsteigender Storch über den Boden hinweg und schießt mit gewaltigem Satz hinauf in sein Reich. Schnell fliegt der graue Vogel der Richtung zu, wo die feindliche Stellung sich befinden soll.

Zwei Mann sind in dem Flugzeug, arbeitsteilig sind die Funktionen vorgelesen: Der Führer hat alle Nerven und Sinne gespannt, um seinen Apparat zu beherrschen und zu dirigieren, der Begleiter kann seine Aufmerksamkeit vollständig darauf konzentrieren, die feindlichen Stellungen zu beobachten und festzustellen.

Kaltblütig muß der Führer in großen Spiralen das Flugzeug die Stellung umkreisen lassen, kaltblütig hat der Beobachter peinlich genau und sauber die Stellung in seinen Karten zu „trotieren“. Er hat sogar photographische Geländeaufnahmen zu machen.

Inzwischen ist unten der unangenehme Besuch bemerkt worden. Das Flugzeug wird bombardiert. Da mit Patronen und Schrapnells dem Flieger nicht beizukommen ist, wird eine Spezialwaffe auf das Ziel gerichtet: die Ballonabwehrkanone. Die größte Gefahr besteht für den Flieger, wenn die Geschosse den Motor treffen. Dann steht das Herz des Flugzeugs still. Aber

wenn nur die Tragflächen durchschossen werden, kann immer noch der Flieger mit seinen wichtigen Mitteilungen zur Heeresleitung zurückkommen.

Auch offensiv arbeitet das Flugzeug. Wir haben schon dargelegt, daß es zur Aufgabe eines Flugzeuges mit gehört, feindliche Bahnstrecken und Bahnhöfe, öffentliche Gebäude durch Bombenwurf zu zerstören oder Petroleumlager in die Luft zu sprengen. Die Bevölkerung einer Stadt soll durch solche Bombenwürfe in Angst und Schrecken versetzt werden. Aber die wichtigsten Funktionen des Flugzeuges bestehen doch in den Rekognoszierungsfahrten, in dem Voranstürmen, dem Erspähen der feindlichen Absichten, dem Signalisieren, wo der Feind gefährliche Artilleriestellung zusammengezogen hat oder wo der eigene Angriff einen schwachen Widerstand finden würde.

Und so ist der Kampf in den Lüften, Flieger gegen Flieger, schon in diesem Kriege in Erfüllung gegangen. Gegen den feindlichen Späher wird ein eigenes Flugzeug hinaufgeschickt. Schilderungen aus dem Feld können uns auch hier wieder die beste Vorstellung geben. Der italienische Journalist Luigi Barzini gibt in seinem Blatt von einem Flugzeugkampf an der belgisch-französischen Grenze folgende Darstellung:

„Von Valenciennes her kam ein deutscher Aeroplan. Er kam von einem Erkundigungsflug über die Grenze und kehrte zu seinem unbekanntem Standort zurück. Tausend Meter hoch etwa zog er dahin. Er schien unbeweglich auf ruhigen, ausgebreiteten, durchsichtigen Flügeln schwebend, aber an dem Gang der Wolken verriet sich seine Geschwindigkeit. Es war, als glitte er über den Leib der ungeheuren grauen Wolken dahin. Aber er war nicht allein im All. . . Von Tournay nahte sich ein anderer Apparat, kleiner, feiner, leichter und schneller wie es schien, ein Franzose.

Bald hatten sich die beiden Feinde entdeckt.

Der französische Apparat änderte die Richtung seines Fluges, um seinem Gegner den Gang abzuschneiden. Der Deutsche bog nicht aus. Aber er begann zu steigen, immer höher und höher. Kleiner wurde er und verschwand fast dem Blick.

Und der Franzose stieg. Stieg und kam dem Feinde näher. Immer kleiner wurde die Entfernung zwischen den Beiden. Es war nicht mehr zu vermeiden, sie mußten sich treffen. Eine ungeheure Spannung bemächtigte sich der Menschen, die schweigend den märchenhaften Kampf verfolgten.

Der Deutsche ging dem Angriff nicht aus dem Wege. Er flog geradeaus und stieg. Etwas Entschiedenes und Eiliges lag in seinem Flug. Er trug wichtige Meldungen. Vielleicht hing der Sieg ab von dem was er gesehen hatte. Er schien entschlossen, durchzukommen.

Plötzlich wurde sein Manöver klar. In dem Himmel suchte er sein Versteck. Wo? Höher, höher oben. Im ungeheuren Labyrinth der Wolken. Er erreichte sie und verschwand in ihnen. . . .

Für einen Augenblick sahen wir ihn wieder auftauchen zur Seite einer großen Wolke, die ihn wie eine riesige Rauchwolke verschleierte. Die nächste Wolke nahm ihn wieder auf. Er hatte seinen Kurs geändert. Ihm nach stürzte sich der Franzose in die weichen und endlosen Dämpfe. Aber der Feind entkam.

Wir haben sie nicht wieder gesehen. In unsichtbarer Höhe setzte sich die Jagd fort. . . .“

Nicht immer gelingt es, daß ein Flugzeug mit wichtigen Meldungen ungehindert entfliehen kann. Es kommt auch oft zum Duell oben in den Lüften, dem nicht mehr auszuweichen ist. Eine solche Szene schildert z. B. der Feldpostbrief eines französischen Artilleristen: „Ganz hinten am Horizont kommt in gewaltigen Stößen wie ein Raubvogel das schwarze, deutsche Flugzeug herangerauscht. Als es herangekommen ist, umkreist es in bedrohlichem Zirkel unseren Flieger, der über uns steht. Bald steigt es, bald fällt es, bald dreht es sich um sich selbst, als wenn es den Feind schwindlig machen wollte. Die Leute meiner Batterie sehen mit atemlosem Schweigen dem aufregenden Schauspiel zu. Die Augen bohren sich förmlich in den Himmel und die Lippen beben vor Erregung. Der französische Flieger betätigt das Tiefensteuer und stellt sich dem Gegner zum Kampf. Da knallt auch schon ein Schuß. Eine dünne Rauchwolke breitet sich über das feindliche Flugzeug. Der deutsche Aeroplan legt sich plötzlich zur Seite, scheint einen Flügel beschädigt zu haben. Wir atmen erleichtert auf. Ein Offizier neben mir ruft: „Er ist getroffen.“ Leider ist es nicht wahr. Es war nur ein listiges Manöver. Das Flugzeug hat sich wieder aufgerichtet und läßt sein Maschinengewehr spielen. Das Feuer wird vom französischen Eindeder Zug auf Zug erwidert. Wir hören deutlich das charakteristische Knackgeräusch der Maschinengewehre. Der französische Aeroplan scheint seinem Gegner entrinnen zu wollen. Er biegt scharf nach rechts aus, scheint einen Augenblick das Gleichgewicht zu verlieren, richtet sich aber wieder auf. Dichter Rauch entströmt seinem Körper. Schließlich gerät er ins Schwanken, kippt und neigt sich der Erde zu. Er ist verwundet. Ein Schreckensschrei entringt sich unserer Brust. Wir werfen uns auf die Pferde und sprengen im Galopp der Stelle zu, wo das fallende Flugzeug den Boden erreicht haben muß. Ein paar Bauern, die auf dem Felde arbeiten, haben ihre Geräte im Stich gelassen und laufen gleichfalls der Stelle zu. Der französische Eindeder stürzt mit rasender Geschwindigkeit herab. Eine lange Stachflamme schießt aus seinem Innern hervor. Als wir herankommen, liegt er verkohlt am Boden. Die beiden Insassen, der Flieger und sein Begleitoffizier, sind zu einer unkenntlichen Masse verwandelt und halb verbrannt.“

Ein drittes Beispiel aus dem Luftkrieg von heute: wie die französische Heeresleitung sich gegen den Bombenwurf deutscher Flugzeuge zu schützen sucht. An einem Ort nordöstlich von Paris sind Luftschilddwachen stationiert. Eine große Anzahl von Maschinen, die sich besonders für die Jagd auf feindliche Luftfahrzeuge eignen, steht immer betriebsbereit. Wenn das Telephon Alarm schlägt, wenn signalisiert wird, daß eine deutsche Taube oder ein Zeppelin sich auf dem Wege nach Paris befindet, wenn der drahtlose Telegraph die Ankunft des Kriegsfahrzeuges signalisiert hat, kommt Bewegung in das Lager. Die Maschinen stehen in ihren Schuppen klar zum Ausrücken, wie die Dampfsprizen auf einer Feuerwehrrstation, stets mit Benzin im Behälter, mit geladener Mitrailleuse und den Karabinern bereit zum Schuß. Die Aviatiker ergreifen ihr Lederzeug, Helm und Brille mit einem Handgriff, das Fernglas und die Kartentasche fliegt über die Schulter und im selben Augenblick, wenn das Luftfahrzeug herausgezogen ist, haben auch die beiden Flieger bereits Platz genommen und geben das Signal. Die Maschine beginnt zu arbeiten, rast über das Feld, steigt in die Luft. Der Führer gibt den Kurs an, der Höhenmesser markiert, und mit gutem Winde

im Rücken fliegt die Maschine mit einer Geschwindigkeit von 125 Kilometern in der Stunde davon. Nun heißt es aufzupassen, wenn der kleine schwarze Punkt am Himmel im Fernglas des Observatoriums zwischen zwei Wolken in Sicht kommt. Die Flieger müssen mit großer Intelligenz manövrieren, sie müssen steigen und fallen, sich dem feindlichen Luftschiff nähern, über ihm kreuzen und den Versuch machen, mindestens 100 Meter über ihm emporzusteigen, und, wenn der Feind das gleiche versucht, durch entgegengesetzte Manöver ihm auszuweichen.

Und so sehen wir auch hier für die Bedienung des Flugzeuges den Soldatenberuf modernisiert: es ist technische Intelligenz, die erforderlich wird, ein Beherrschen und Dirigieren komplizierter Apparate und Maschinen. Was hat nicht alles der Flugzeugführer um sich in seinem Sitz: einen Kompaß für die Richtung, einen Barographen für den Luftdruck, eine kleine Wanduhr für die genaue Zeitbestimmung seiner Beobachtungen, einen Kartenrollapparat für das Abrollen der Geländekarte, einen Höhenmesser für das Registrieren von Steigen und Fallen des Ballons, einen Tourenzähler für die Angabe der Umdrehungsgeschwindigkeiten des Motors, einen Manometer für die Druckmessungen im Benzinbehälter. Alle Apparate müssen im Auge behalten werden, dazu die Herrschaft über den Motor und in jedem Augenblick Klarheit, welche Bewegung dem Flugzeug gegeben werden muß.

Der Führer muß sich hinein fühlen in die Individualität seines Apparates. Während er mit den Beinen die Pedale des Seitensterrades bedient, mit den Händen Verwindung und — durch Anziehen oder Begründen der Sterradwelle — das Höhensteuer betätigt, muß er gleichzeitig vom Wirbel bis zur Zehe ein lebendiges Variometer und eine Wasserwaage sein. Jede Veränderung in der Vertikale und in der Horizontale muß er merken und sofort in Laten umsetzen. Aber auch der Motor mit allem Drum und Dran muß ständig unter Aufsicht gehalten werden, um nötigenfalls sofort mit ein paar Handgriffen Störungen abzustellen. Außerdem kommt noch ferner hinzu, in jedem Augenblick auf die Notwendigkeit einer Landung im Gleitfluge gefaßt zu sein, und daher auch das Gelände kinematographisch im Hirn aufzufangen und auf Landungsmöglichkeiten richtig zu beurteilen. „Das kann nur ein Mensch mit federnden Sehnen und unverbrauchten Sinnen. Nicht umsonst wird nur die körperliche Elite junger Offiziere zum Fliegerdienst ausgewählt, Leute mit Nerven von Stahl und den Instinkten eines Spürhundes.“

Es zeigt sich auch hier eine ähnliche Erscheinung wie bei der Marine, bei der Artillerie, bei den Pionieren: der Parade Soldat des alten Schlages ist für den Ernstfall dieses Krieges nicht mehr zu gebrauchen, neue Anforderungen an das Können und die Kenntnisse werden gestellt, und diese Wandlungen sind mit durch die kriegstechnischen Fortschritte vollbracht worden.

Wenn erst einmal dieser Krieg aus einer gewissen Distanz betrachtet werden kann, wenn Ursache und Wirkungen klarer zu unterscheiden sind, dann wird auch zugleich in seiner ganzen Tragweite der Einfluß der Kriegstechnik auf die Wandlungen der modernen Kriegstechnik erkennbar sein.

² Gerd Freß Leberecht, Luftfahrten im Frieden und im Kriege. Simion Verlag, Berlin.

Notiz.

K. Kadel ersucht uns um die Veröffentlichung einer Berichtigung von Ausführungen, die in der „Neuen Zeit“ über ihn gemacht wurden. Er schreibt:

„In Nr. 3 der „Neuen Zeit“ vom 16. April zitiert Kautsky in seiner Besprechung der Cunowschen Broschüre: *Parteizusammenbruch* eine Stelle, in der H. Cunow mich einer botokudischen Logik zeicht. Ich soll in meiner Broschüre: *Der deutsche Imperialismus und die deutsche Arbeiterschaft* (Bremen 1912) nur aus der Gleichzeitigkeit des Stillstands der Sozialreform und der imperialistischen Politik den ursächlichen Zusammenhang der beiden Erscheinungen gefolgert haben.

Kautsky verteidigt mich gegen diesen Vorwurf, indem er annimmt, daß es sich bei mir nur um einen Mangel der Darstellung, nicht aber der Denkweise handelt. Diese Verteidigung ist unnötig, denn tatsächlich habe ich in der zitierten Stelle das ursächliche Verhältnis zwischen den beiden Erscheinungen zu beweisen gesucht. Ich schrieb in meiner Broschüre (Seite 72—73):

„Auch für den Blinden ist es klar, daß zwischen den beiden Tatsachen, dem gänzlichen Versagen der Sozialreform und dem ununterbrochenen Rüsten ein Zusammenhang besteht.“ Soweit zitiert Cunow. Ich fahre jedoch fort: „Aber es hieße an der Oberfläche der Dinge haften bleiben, wenn man annehmen wollte, dieser Zusammenhang bestehe nur darin, daß die Rüstungsausgaben das für die Sozialreform notwendige Geld verschlingen. Der Zusammenhang ist ein viel tieferer. Nicht nur das Geld wird durch die Rüstungen verschlungen, die Rüstungen sind zudem Ausfluß desselben Kurzes, der die Sozialreform zum Stillstand verurteilt. Die Sozialreform entspringt entweder dem Kampfe der verschiedenen Schichten der bürgerlichen Gesellschaft untereinander, der von der Arbeiterklasse geschickt ausgenützt wird, oder sie ist ein Ausfluß des Glaubens der herrschenden Parteien, die Arbeiterklasse durch Zugeständnisse von dem revolutionären Kampfe abbringen zu können. Eben dieser Spekulation verdankt die Arbeiterklasse, daß die deutsche Regierung in den neunziger Jahren ihr soziales Herz entdeckt hat, und daß sich diese sozialen Gefühle noch verstärkten, als die Peitsche des Sozialistengesetzes sich als ohnmächtig erwies. Es zeigte sich aber bald, daß die deutsche Arbeiterklasse nicht umsonst dreißig Jahre Klassenkampf hinter sich hatte. Es trat bald zutage, daß die Regierung, die den „neuen Kurs“ inaugurirt hatte, nicht imstande war, ihn durchzuführen, da die Klassen, deren Willen sie zu vollstrecken hatte, ihr das nicht erlaubten. Der hohe Grad des proletarischen Bewußtseins entsprach einer mit jedem Jahre an Kraft zunehmenden Macht des Kapitals, das nicht bloß Herr im Hause sein wollte, sondern auch über die fernen Meere seine Herrschaft zu ziehen suchte. Dieselbe Macht, die dem Kapital ermöglichte, dem neuen Kurs Einhalt zu gebieten, gestattete ihm auch, der Regierung den imperialistischen Kurs vorzuschreiben. Die Knechtung der arbeitenden Klasse in Deutschland und die Ausbeutung der fremden, wenig entwickelten Völker durch die imperialistische Politik gehen Hand in Hand miteinander. Daß der Arbeitertrug und der Imperialismus aus einer Quelle fließen, bedeutet aber keineswegs, daß die imperialistische Politik den Arbeitertrug nicht stärken sollte. Sie tut es in bedeutendem Maße schon dadurch, daß die Bourgeoisie, die die Eingeborenen in den Kolonien wie Sklaven behandelt, geneigt ist, dieselben Herrschaftsmethoden auch gegenüber dem Proletariat im Mutterlande zu gebrauchen. Aber noch stärker beschleunigt der Imperialismus diese Rückentwicklung vom Arbeiterschutz zum Arbeitertrug, indem er die Entwicklung des Staates zur Demokratie hemmt.“

Ich überlasse jedem Leser das Urteil, ob diese meine Beweisführung botokudisch ist! Was die Ausfälle Cunows in Nummer 6 der „Neuen Zeit“ anbetrifft, ich sei „ein schädliches Subjekt, das, da es ausgeschlossen wurde, nicht mehr zur Partei gehört“, so kann ich erklären, daß ich der russischen Sozialdemokratie nach wie vor und der schweizerischen seit einigen Monaten angehöre.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 10

Ausgegeben am 4. Juni 1915

33. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der gegenwärtige Stand der preußischen Wahlrechtsfrage.

Von Paul Hirsch.

Die Neuorientierung der inneren Politik, die dem deutschen Volke nach Friedensschluß verheißen ist, wird in einer Beseitigung aller Klassenwahl-systeme zu den gesetzgebenden Körperschaften der Einzelstaaten und zu den kommunalen Vertretungen und in ihrem Ersatz durch das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht gipfeln müssen. Hugo Haase hat sich der Anschauung weitester Kreise Ausdruck verliehen, als er am 10. März dieses Jahres im Reichstage erklärte:

„Nichts kann die Masse unseres Volkes tiefer, schwerer verletzen als das Bewußtsein, daß diejenigen, welche infolge des Krieges in ihrer Erwerbsfähigkeit gemindert sind, wegen verringerten Einkommens gar noch zu Staatsbürgern niederen Grades gestempelt werden. Für ein Klassenwahlrecht ist innerhalb des Deutschen Reiches kein Platz mehr. Und wenn die Regierung mit tatkräftiger Initiative dahin strebt, wird sie, gestärkt durch die Mehrheit des Volkes, alle Hindernisse überwinden, die ihr dabei im Wege stehen. Je offener und je entschiedener sie vorgeht, um so leichter wird sie an das Ziel gelangen.“

Für ein Klassenwahlrecht ist innerhalb des Deutschen Reiches kein Platz mehr! Und doch ist das Wahlrecht zum Hause der Abgeordneten gerade des führenden deutschen Bundesstaates ein Klassenwahlrecht in des Wortes ausgesprochener Bedeutung, ein Wahlrecht oder besser gesagt ein Wahlunrecht, das den weitaus größten Teil des preußischen Volkes entrechtet.

Nur einem der vielen Schönheitsfehler dieses Wahlsystems ist es zu danken, daß im Jahre 1908 endlich auch einige wenige Sozialdemokraten ihren Einzug in den preußischen Landtag halten konnten. Wäre nicht bei der Reform von 1891 die Drittelung über die ganze Gemeinde durch die Drittelung in den einzelnen Urwahlbezirken ersetzt worden, so würden die bürgerlichen Parteien auch heute noch unter sich sein. Durch diese Maßnahme — die aber an dem Wesen des Dreiklassenwahlsystems nichts ändert —, in Verbindung mit der im Jahre 1906 erfolgten Neu-Einteilung einiger Landtagswahlbezirke ist es der stärksten politischen Partei endlich gelungen, in einer Reihe von Bezirken mit weniger steuerkräftiger Bevölkerung auch die erste und zweite Abteilung und insolgedessen ein paar Mandate zu erobern. An der Zusammensetzung des preußischen Landtages aber hat sich dadurch so gut wie nichts geändert.

Ueber die Notwendigkeit einer Reform des preußischen Dreiklassenwahlsystems herrscht unter den Parteien und unter der Regierung nur eine Stimme, über die Ziele der Reform aber gingen die

Meinungen bisher so weit auseinander, daß eine Ueberbrückung der Gegenjäge schier undenkbar war. Man vergegenwärtige sich nur das Schicksal der so kläglich gescheiterten Reform von 1910 und rufe sich die letzte Wahlrechtsdebatte, kurz vor Ausbruch des Weltkrieges, ins Gedächtnis! Am 10. Januar 1908 hatte Fürst Bülow die Wahlreform angekündigt, aber ausdrücklich erklärt, für die Regierung stehe es nach wie vor fest, daß die Uebertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen dem Staatswohl nicht entsprechen würde und deshalb abzulehnen sei. Ja nicht einmal die Ersetzung der öffentlichen Stimmabgabe durch die geheime konnte die Regierung in Aussicht stellen. Dieser Ankündigung entsprach auch die Wahlrechtsvorlage vom Jahre 1910; die Regierung dachte gar nicht daran, eine Verstärkung des Einflusses der Massen, eine Demokratisierung des Wahlrechts, vorzunehmen, für sie handelte es sich, wie der jetzige Minister des Innern später einmal ausgeführt hat, stets nur um eine Sicherung oder Stärkung des Einflusses des breiten Mittelstandes in Stadt und Land bei den Wahlen — ein Ziel, das sie übrigens auf dem von ihr eingeschlagenen Wege niemals erreicht hätte.

Die Reform von 1910 ist gescheitert. Kein Mensch, welcher Partei auch immer er angehört, hat ihr eine Träne nachgeweiht. Die einen deshalb nicht, weil sie ihnen nicht einmal eine bescheidene Abschlagzahlung war, die anderen nicht, weil sie in ihr schon ein zu weites Entgegenkommen erblickten. Was aber die Mehrheit des Volkes erwartete, das war die baldige Einbringung einer neuen Vorlage. Statt dessen schien die Regierung für absehbare Zeit auf jeden Versuch einer neuen Reform verzichten zu wollen. Denn was anders bedeutet das Wort, das **B e t h m a n n** **S o l l w e g** am 13. Januar 1914 im Abgeordnetenhaufe gesprochen hat:

„So wenig wie die Staatsregierung den Versuch machen wird, dem Parlament eine Wahlreform zu oktroyieren, ebenso wenig wird sie sich vom Parlament eine Wahlreform oktroyieren lassen. So gut wie die Staatsregierung seinerzeit die Initiative ergriffen hat, so gut wird sie die Staatsregierung ergreifen, wenn sie selbst den Zeitpunkt für gekommen hält“.

Ähnlich der damalige Minister des Innern v. **D a l l w i k** am Tage darauf:

„Die Staatsregierung darf für sich in Anspruch nehmen, daß sie in vollkommen loyaler Weise der Ankündigung der Thronrede vom Jahre 1908 gerecht geworden ist, daß die von ihr dieserhalb in die Wege geleitete gesetzgeberische Aktion aber an dem mangelnden Entgegenkommen dieses hohen Hauses gescheitert ist und es daher in ihr Ermessen gestellt bleiben muß, wann sie die Wiederaufnahme von Wahlrechtsverhandlungen für angezeigt hält“.

Also die Regierung will selbst die Initiative ergreifen! Wann, darüber hat sie sich nicht geäußert, darüber war sie sich selbst noch nicht schlüssig — das eine aber wußte sie sicher und machte auch gar kein Geheimnis daraus, daß die Reform, wenn sie kommt, sich in den äuserengsten Grenzen bewegen werde. Beantwortete doch Herr v. **L o e b e l l**, der inzwischen das Ressort des Ministeriums des Innern übernommen hatte, am 18. Mai 1914 die Frage eines fortschrittlichen Abgeordneten, ob er gewillt sei, das geheime und direkte Wahlrecht vorzuschlagen, mit einem runden Nein. Dabei

war wenigstens für diese Reform eine wenn auch nur kleine Mehrheit im Abgeordnetenhaus gesichert; denn im Grunde genommen war es bisher nur noch die Rechte, die selbst einer so geringen Verbesserung Widerstand leistete. Aber auf die Mitwirkung der Konservativen bei einer Wahlreform war ja nach ihrer vor dem Kriege beobachteten Haltung überhaupt nicht zu rechnen. Sprach es doch ihr Führer noch am 18. Mai 1914 offen aus:

„Von uns können Sie sicher sein, daß wir in dem preussischen Wahlrecht in seinen Grundzügen den letzten und den festesten Wall gegen die Demokratie in Preußen und ich sage es, auch im Reich erblicken und daß Sie lange warten können, bis Sie unseren Widerstand in der Richtung besiegen werden. Wir warten ruhig ab, was geschieht, und haben die Hand am Schwert“.

Das war die Stellung der Parteien und der Regierung unmittelbar vor Ausbruch des Krieges. Haben nun die Erfahrungen der letzten 10 Monate, haben die gewaltigen Opfer, die das Volk im Felde und daheim gebracht hat, diese Stellung geändert?

Die Antwort darauf erteilt uns bis zu einem gewissen Grade der Bericht über die Sitzung der verstärkten Budgetkommission des Abgeordnetenhauses vom 27. Februar dieses Jahres, in der bei Beratung des Etats des Ministeriums des Innern aufs neue die Wahlrechtsfrage angeschnitten wurde. Fortschrittler, Polen und Sozialdemokraten bekannten sich nach wie vor als unbedingte Anhänger eines allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Landtagswahlrechts, erstere unter ausdrücklicher Betonung, daß ihr prinzipieller Standpunkt durch die Erfahrungen des Krieges eine weitere Stütze gewonnen habe; das Gefühl, daß das Vaterland allen im gleichen Maße gehöre, daß bei der Gestaltung der Reichsgeschicke nicht nach Klassen unterschieden werde, habe sicherlich zu der erhebenden Einigung beigetragen, die wir militärisch und moralisch brauchten. Was möglich und nützlich für das Reich sei, müsse auch für den Großstaat Preußen möglich und nützlich sein. Der Vertreter des Zentrums begnügte sich mit der „Feststellung“, daß seine Freunde ihren Standpunkt in der Wahlrechtsfrage „so klar und unverrückbar“ wiederholt bei den Verhandlungen im Plenum dargelegt hätten, daß sie lediglich darauf Bezug zu nehmen brauchten, ohne in eine weitere Debatte im Interesse des Burgfriedens einzutreten. Auch die Nationalliberalen beriefen sich lediglich auf die in ihren Anträgen beschriebenen Ziele einer Wahlreform und stellten nach dem Kriege die Wiederaufnahme ihrer Bemühungen in Aussicht.

Boten die Erklärungen der Parteien der Linken und des Zentrums nichts Ueberraschendes, so war um so charakteristischer die reformfeindliche Haltung des freikonservativen Redners. Die Freikonservativen haben sich ja stets als Gegner des Reichstagswahlrechts für Preußen bekannt, sie haben in der schärfsten, oft in provozierender Form ihren Standpunkt betont. Aber daß sie sich selbst in der gegenwärtigen Situation keine Zurückhaltung auferlegen würden, das hätte man kaum erwartet! War es wirklich nötig, und vor allem war es taktisch geboten, von neuem die Einführung des gleichen Wahlrechts für Preußen als ein Unglück zu bezeichnen? War es klug, hinzuzufügen nicht nur, daß an

dieser Auffassung der Krieg nicht das Mindeste geändert habe, sondern auch daß die Erfahrungen des Krieges nach einer ganz anderen Seite als nach der einer völligen Demokratisierung des Wahlrechts gehen, daß nicht die Demokratie, sondern eine starke Staatsgewalt, deren Wichtigkeit der gegenwärtige Krieg mit aller Offenheit lehre, die Folge sein solle?

Nichts vergessen und nichts hinzugelern! Zu diesem Schluß müßte man hiernach logischerweise gelangen und jede Hoffnung aufgeben, daß es auf dem parlamentarischen Wege über den preußischen Landtag zu einer noch so bescheidenen Wahlrechtsreform kommt. Denn wie ist eine Reform denkbar, wenn die Parteien sich über deren Grundzüge nicht einig sind, wenn jede Partei unentwegt an ihren Zielen festhält und sich selbst durch die Lehren eines Weltkrieges darin nicht beirren läßt? Und doch ist nicht jede Hoffnung geschwunden. Wer nicht in den Wolken schwebt, wer als Realpolitiker nüchtern die Dinge betrachtet, der darf an keiner Erscheinung achtlos vorübergehen, der muß seine Schlüsse ziehen nicht nur aus dem, was gesagt ist, sondern auch aus dem, was nicht gesagt ist. Und da dürfte vielleicht das Schweigen der Konservativen in der Kommission beredter sein als die langen Ausführungen der Freikonservativen. Man gebe sich keinem übertriebenen Optimismus hin, aber vielleicht darf man aus dem systematischen Schweigen der Konservativen schließen, daß sie jetzt aus Gründen politischer Klugheit ein Opfer ihrer Ueberzeugung zu bringen und kleine Zugeständnisse zu machen bereit sind. Allzu groß ist diese Hoffnung nicht, denn man kennt die Abneigung der Konservativen gegen eine Reform des preußischen Dreiklassenwahlsystems, man weiß, daß die Regierung gegen den ausgesprochenen Willen dieser Partei keinen Reformversuch wagen wird und daß sie, selbst wenn sie es wollte, nicht dazu imstande wäre. Gesezt den Fall, sie hätte die ernstesten Absichten, zu deren Durchführung sie auch vor dem äußersten Mittel, vor einer Auflösung des Abgeordnetenhauses, nicht zurückschrecken würde! Was hätte sie damit erreicht? Sie hätte das Herrenhaus zu um so heftigeren Widerstand getrieben, zu einem Widerstand, zu dessen Ueberwindung es eines Paarschubs in noch nie dagewesenem Umfange bedürfte! Man male sich die Folgen aus! Preußische Regierung und regierende Klasse Preußens in offenem Kampfe! Daran ist im Ernst nicht zu denken, selbst die lebhafteste Phantasie wird sich eine solche Situation nicht vorstellen können. An Drohungen, sogar an Kampfesansagen an die Adresse der Regierung fehlt es ja keineswegs! Hat nicht am 25. Februar 1909 der Abgeordnete Freiherr v. Rithofen im Abgeordnetenhaus rund heraus erklärt, wenn die Regierung eine Vorlage bringe, die an den Grundlagen des Dreiklassenwahlsystems rüttelt, so würde das für das Verhältnis der Regierung zur konservativen Fraktion und auch für das Verhältnis der Konservativen im Lande zur Regierung von der einschneidendsten Bedeutung sein? Und hat nicht Graf Roon im Herrenhaus der Regierung die allerschärfste Opposition angedroht für den Fall, daß sie jemals die „Schwäche“ haben sollte, „uns hier auch in Preußen das geheime Wahlrecht zuzumuten“?

Aber denkt die Regierung überhaupt daran, dem Landtage nach Friedensschluß eine Wahlrechtsvorlage zu unterbreiten?

Wir wissen es nicht, an einer bestimmten Erklärung hat sie es bislang fehlen lassen! Zwar hat sie die Notwendigkeit anerkannt, „infolge der Einmütigkeit des ganzen Volkes in diesem Kriege zu prüfen, in welcher Weise die innere Politik auf wichtigen Gebieten mit den veränderten Zeitverhältnissen in Einklang zu bringen sei“, aber bei dieser summarischen Erklärung hat sie es bewenden lassen, und der Minister des Innern hat es ausdrücklich abgelehnt, aus dem großen Komplex der Fragen der inneren Politik eine herauszugreifen, noch dazu eine, die wie die Wahlrechtsfrage bisher Gegenstand von Meinungsverschiedenheiten zwischen der Regierung und den Parteien und auch innerhalb der Parteien gebildet habe.

Hält man sich all diese Tatsachen vor Augen, so hat man einen Begriff von den Hindernissen, die genommen werden müssen, und von den Schwierigkeiten, die sich der Lösung der Wahlrechtsfrage entgegenstellen. Ein Hindernis freilich kann endgültig als beseitigt gelten: Mit der Phrase, daß es nötig sei, einen Damm aufzuwerfen „gegen die umstürzlerischen Massen der im Deutschen Reiche durch das allgemeine Wahlrecht entfesselten Gewalt des vierten Standes“ wird man uns in Zukunft nicht mehr kommen können. Denn was wäre aus dem Deutschen Reiche ohne den Opfermut des „vierten Standes“ geworden? Wenn die sozialdemokratische Reichstagsfraktion die Kredite bewilligte, wenn die so viel geschmähten freien Gewerkschaften ihre Erfahrungen, ihre Kenntnisse, ihre Kraft in den Dienst der Aufrechterhaltung des deutschen Wirtschaftslebens stellten, so taten sie das natürlich nicht irgendeiner herrschenden Klasse oder der Regierung zuliebe, sondern im Interesse der deutschen Arbeiter. Sie erwarten deshalb auch keinen Dank, sie fordern das Wahlrecht nicht als Belohnung für die Dienste, die sie dem Vaterlande geleistet haben, sondern als ein Recht, das ihnen gewaltsam vorenthalten ist! Die Angriffe auf das Reichstagswahlrecht, die in der Hauptsache vom preußischen Landtage ausgingen, sind hoffentlich auf immer verstummt; dem deutschen Volke soll keine Regierung, soll keine Partei je sein höchstes Recht zu schmälern wagen!

Aber warum nur für Deutschland, warum nicht auch für die Einzel- landtage, allen voran für Preußen, das allgemeine gleiche, direkte und geheime Wahlrecht? Ist das Dreiklassenwahlsystem um soviel besser als das Reichstagswahlrecht, oder aber hat der preußische Landtag um so viel mehr geleistet als der Deutsche Reichstag? Zur Beantwortung der ersten Frage verweisen wir auf die nahezu einmütige Verurteilung des Dreiklassenwahlsystems durch bürgerliche Vertreter von Politik und Wissenschaft. Wenn der verstorbene Professor des Staatsrechts Georg Meyer in Heidelberg die in Preußen bestehende Verteilung des Wahlrechts als vollendete Systemlosigkeit bezeichnet, so darf man daran ebensowenig vorübergehen wie an dem gerade jetzt recht zeitgemäßen Ausspruch von Professor Böning:

„Ich halte dieses Wahlrecht für ein unwahres, weil es ein allgemeines ist, aber durch die Konstruktion des Wahlrechtes 85 Prozent der Wähler tatsächlich das Wahlrecht entzieht. . . Ich habe das Wahlrecht ein ungerechtes genannt. . . , weil 85 Prozent der Staatsbürger, die dem Staate mit der Waffe Dienste leisten,

die im Kriege für den Staat ihr Leben lassen müssen, die einen großen Teil der Staatslasten aufbringen, durch das Wahlrecht um den Wert ihrer Stimmen gebracht sind.“

Und was die positiven Leistungen beider Parlamente betrifft, so stehen die des Reichstages turmhoch über denen des preußischen Abgeordnetenhauses. Ja man kann mit Fug und Recht fragen, ob denn der Landtag im letzten Jahrzehnt überhaupt Gesetze von nennenswerter Bedeutung zustande gebracht hat. Daß er unter dem Kriegszustande auf dem Gebiete der Kriegsfürsorge anderen Bundesstaaten vorangegangen und hinter dem Reichstage nicht hinterhergehinke ist, sei unumwunden zugegeben. Die einmütige Annahme des Nachtragsetats von 1½ Milliarden Mark und die ebenso einmütige Bewilligung der 110 Millionen Mark für Zwecke der Kriegswohlfahrtspflege sind Lichtblicke in der Geschichte der preußischen Gesetzgebung. Im übrigen aber sind die meisten Gesetzentwürfe, durch die notwendige Kulturbedürfnisse befriedigt oder dringende Reformen angebahnt werden sollten, gescheitert, noch dazu häufig genug an der Selbstsucht der Parteien. Lassen wir die Kanalvorlage, deren Geschick Bände spricht, aus dem Spiele, und erinnern wir uns einiger anderer Vorlagen! Ein Jahrzehnt hat es gedauert, von der Veröffentlichung des ersten Entwurfs an gerechnet, bis das Wohnungsgesetz die Kommissionsberatungen wenigstens eines der beiden Häuser des Landtages passiert hat. Und was ist daraus geworden? Ein Polizeigesetz in des Wortes wahrster Bedeutung, dessen Nichtzustandekommen kein wirklicher Wohnungsreformer bedauern würde. Die letzte Novelle zum Einkommensteuer- und Ergänzungsteuergesetz ist gescheitert, der Novelle zum Kommunalabgabengesetz droht das gleiche Schicksal. Die Reform der Städteordnungen, deren Notwendigkeit die Regierung schon vor fast 40 Jahren anerkannt hat, wird auf die lange Bank geschoben, zahllose Polizeigesetze aus der Zeit der finstersten Reaktion, ja teilweise sogar aus der Zeit vor der Märzrevolution, zieren noch heute die preußische Gesetzesammlung. Andere Gesetze weisen deutliche Spuren des Verfalls in reaktionäre Zeiten auf, wieder andere entpuppen sich als Ausnahme Gesetze gegen bestimmte Teile der Bevölkerung — kurz und gut wohin wir blicken, Rückschritt über Rückschritt, selten einmal ein kleiner Fortschritt.

Diesen Zuständen ein Ende zu machen, ist Preußen sich selbst schuldig. Der erste Schritt hierzu aber ist eine andere Zusammensetzung des Landtags, und dies Ziel wiederum läßt sich nur durch die Beseitigung des Dreiklassenwahlsystems erreichen. Darum ist und bleibt die Wahlrechtsfrage die wichtigste preußische, und bei dem Einfluß der preußischen Regierung auf den Bundesrat, auch die wichtigste deutsche Frage. Ob die Wahlrechtsgegner wollen oder nicht, nach Friedensschluß wird der Wahlrechtskampf aufs neue entfacht werden. Welche Formen er annehmen wird, das vermag heute niemand vorauszusagen, das hängt nicht nur von der Sozialdemokratie ab, sondern vor allem von der Regierung und den bürgerlichen Parteien.

In Fluß gekommen ist die Wahlrechtsbewegung in Preußen erst durch die Sozialdemokratie. Solange sich die Sozialdemokraten an den Wahlen

nicht beteiligten, solange sie die Bedeutung des preussischen Landtages unterschätzten, war von einem Wahlrechtskampf wenig oder nichts zu merken. Ihr Eingreifen übte seine Rückwirkung auch auf die bürgerlichen Parteien. Aber während diese sich auf gelegentliche Reden und auf die Stellung von Anträgen beschränkten, bediente sich die Sozialdemokratie neben der Aufklärungsarbeit in ihrer Presse, in Flugschriften und Versammlungen eines bis dahin in Deutschland unbekanntes Kampfmittels, sie schritt zu Straßendemonstrationen. Diese und die sich daran anschließenden Aktionen von Polizei und Staatsanwalt haben manch einen, der früher den politischen Tagesfragen ohne jedes Interesse gegenüberstand, aus seinem Schlummer aufgerüttelt, und die wahlrechtsfreundlichen bürgerlichen Parteien sind dadurch veranlaßt worden, in einem schnelleren Tempo und mit gesteigerter Energie Anträge zu stellen und zu begründen, und auch die Ankündigung und die schließliche Einbringung der Vorlage von 1910 ist nicht zuletzt hierauf zurückzuführen. Andererseits freilich ist dadurch auch der Widerstand der Wahlrechtsgegner gestärkt worden. Jetzt erst recht nicht, abtroßen lassen wir uns nichts! Das war der Ton, auf den ihre Reden nunmehr gestimmt waren.

In den letzten Wochen scheint sich ja nun eine Annäherung in den Anschauungen verschiedener bürgerlicher Parteien über die Ziele einer Wahlrechtsreform angebahnt zu haben. Kurz nachdem der national-liberale Abgeordnete Schiffer in einer Rede in Frankfurt a. M. für die Notwendigkeit einer Reform mit dem Ziele der Einführung des geheimen Wahlrechts, des Wegfalls der indirekten Stimmabgabe und einer Abstufung des Stimmrechts eingetreten ist, hat der fortschrittliche Abgeordnete Hoff im „Tag“ einen Artikel veröffentlicht, aus dem man schließen kann, daß auch seine Freunde, unbeschadet ihrer prinzipiellen Forderung der Uebertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen, sich mit dem Gedanken der Abstufung des Wahlrechts abgefunden haben. Damit nähert sich Herr Hoff dem Standpunkt der Nationalliberalen und der Freikonservativen, und da auch das Zentrum von jeher wenig Gewicht auf die Uebertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen gelegt und sich stets bereit erklärt hat, auch die bescheidensten Abschlagszahlungen hinzunehmen, so ist es sehr wohl denkbar, daß ein gemeinsames Vorgehen der genannten Parteien auf der Grundlage einer Reform ähnlich dem Wahlrecht zum sächsischen Landtage zustande kommt. Auch die Konservativen würden einer solchen Aktion wohl kaum unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legen, denn die aus dem Jahre 1860 stammende Wahlkreiseinteilung sorgt dafür, daß ihnen selbst bei diesem Wahlsystem nicht allzuviel Abbruch getan würde.

Möglich wäre es auch, daß die gesetzgebenden Körperschaften, dem von dem Abg. Böhmeler neuerdings im „Deutschen Kurier“ gemachten Vorschlage folgend, sich vorläufig mit einigen Notbestimmungen begnügen, die neben der geheimen und direkten Wahl eine Minderung des plutokratischen Charakters des Dreiklassenwahlsystems herbeiführen, und den weiteren Ausbau des Wahlrechts einem auf dieser Grundlage gewählten Parlament überlassen würden.

Für die Sozialdemokratie ist jede Reform, die dem Volke nicht zum mindestens das gleiche Wahlrecht bringt, und die nicht von einer gerechten Einteilung

der Wahlkreise begleitet ist, unannehmbar. Die Sozialdemokratie steht keineswegs auf dem Standpunkt der „Alles- oder Nichts-Theorie“, ihre parlamentarische Geschichte beweist, daß sie in gewissen Grenzen stets zu Entgegenkommen bereit gewesen ist und auch unbefriedigenden Reformen zugestimmt hat. Aber Voraussetzung war immer und muß auch für die Zukunft bleiben, daß sich die Reformen auf dem Wege zu ihrem Ziele bewegen! Eine Reform in der ange deuteten Richtung jedoch würde uns dem Reichstagswahlrecht nicht nähern, sie würde vielmehr eine Verewigung des Klassenwahlsystems nur in anderer Form bedeuten, und deshalb muß die Sozialdemokratie, unbekümmert darum, daß sie durch ein so gestaltetes Wahlrecht die Zahl ihrer Mandate nicht unbeträchtlich vermehren könnte, aus grundsätzlichen Erwägungen dagegen Front machen.

Der Wahlrechtskampf wird also nach dem Kriege aufs neue entflammen! Daß er weiter bis zu Ende durchgekämpft werden muß — darüber ist sich die Sozialdemokratie einig.

Welchen Weg aber sie wählen wird, um an ihr Ziel zu gelangen, das zu entscheiden, ist Sache der berufenen Parteinstanzen. Sicher ist, daß sie sich von ihrem Prinzip kein Jota abhandeln läßt, daß sie kein Mittel unverfucht lassen wird, das auch nur einigermaßen Aussicht auf Erfolg verheißt, und daß sie wie bisher so auch in Zukunft alle diejenigen als Bundesgenossen begrüßt, die gleich ihr die Wahlrechtsfrage nicht von dem Gesichtspunkt aus bewerten, ob sie als Partei bei diesem oder bei jenem Wahlssystem besser fährt, sondern die das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht betrachten als unerläßliche Vorbedingung des kulturellen Aufstiegs, des sozialen Fortschritts und der innerpolitischen Gesundung Preußens und Deutschlands.

Italiens heutige Finanz- und Wirtschaftslage.

Subsidienkrieg. — Italiens Staatseinnahmen und Staatsschuld. — Das italienische Bankwesen. — Hyperpatriotische Banken. — Die Banca d'Italia. — Die industrielle Lage. — Kohle und Metalle. — Die italienische Seiden- und Baumwollindustrie. — Deutschland und Oesterreich als Abnehmer italienischer Waren. — Der Getreidebau in Italien. — Getreidemangel.

Berlin, 28. Mai 1915.

Die drohenden Gewitterwolken, die sich seit Monaten am politischen Horizont Italiens zu dunklen Massen zusammenballten, haben sich entladen: Italien hat Oesterreich-Ungarn und damit auch Deutschland den Krieg erklärt. Wildes Kriegsgeheul braust durch die Straßen der italienischen Großstädte. Die Proteste der sozialistischen Arbeiterschaft wurden durch aufgebotene Polizeimannschaften und Truppen blutig unterdrückt, die gegen den Kriegsfanatismus demonstrierenden Arbeitervereine durch ministeriellen Ukas aufgelöst.

Militärisch ist alles vorbereitet. Die angeordnete Mobilmachung ist nur eine Vollendung der seit Monaten offenkundig betriebenen Rüstungen. Aber zum Kriegführen gehört nach Montecuculis bekanntem Ausspruch Geld, Geld und abermals Geld. Das galt schon für die Kriegführung im 18. Jahrhundert; es gilt noch mehr für die heutige Zeit. Ist Italien auch finanziell

gerüstet? Ruht sein Finanzwesen, seine ganze Volkswirtschaft auf festen Grundlagen? Das italienische Parlament hat in überschwämmer Kriegsbegeisterung der Salandra'schen Regierung jede begehrte Vollmacht erteilt, auch die Vollmacht, die in keinem anderen am Kriege beteiligten Lande gefordert und bewilligt wurde — nach eigenem Ermessen die nötigen Geldmittel aufzubringen und aufzunehmen, ohne daß sie an eine bestimmte Grenze gebunden sein sollen. Ist dieser Verzicht auf das parlamentarische Bewilligungsrecht, auf das doch gerade sonst in Italien großes Gewicht gelegt wird, nur eine Folge ungebündigter Kriegsleidenschaft und grenzenloser Opferfreudigkeit? Aber wenn das Parlament so opferfreudig ist, dann würde es doch auch vor den höchsten Milliardenforderungen des Salandra'schen Kabinetts kaum zurückgeschreckt sein! Warum fordert das Kabinett also nicht offen die ihm nötig erscheinenden Kriegskredite? Wie sich aus den Auslassungen der französischen, zum Teil auch der italienischen Presse immer deutlicher ergibt, deshalb nicht, weil England die Verpflichtung übernommen hat, einen wesentlichen, vielleicht den wesentlichsten Teil der italienischen Kriegskosten zu tragen.

Der jetzige Krieg hat so manche alte frühere Kriegspraxis, fast möchte man sagen Landsknechtspraxis wieder auferstehen lassen, die man längst unter unserer vielgerühmten modernen Kultur begraben wähnte; wie es scheint, soll auch der alte Subsidienkrieg wieder Brauch werden nach dem Rezept: das reiche Land gibt die Geldmittel her, das ärmere zahlt mit Blut und Menschenleben. Ein Kriegskommanditgeschäft, das für Italien als beteiligten Gesellschafter insofern nicht unvorteilhaft sein mag, als seine schwache Finanzkraft dadurch geschont bleibt. Doch wird voraussichtlich seine wirtschaftliche Konstitution, vor allem sein Handelsverkehr und seine Volksernährung, deshalb nicht minder unter den Kriegswirkungen leiden, denn sie ruht auf viel unsolideren Fundamenten als die Wirtschaft Deutschlands, Englands oder Frankreichs.

Eine Besserung der italienischen Staatsfinanzen in den letzten beiden Jahrzehnten läßt sich sicherlich nicht bestreiten. Während im Rechnungsjahr 1894/95 die Staatseinnahmen Italiens sich noch auf 1807 Millionen Lire belaufen hatten, gingen sie in den folgenden Jahren unter dem Einfluß innerer Krisen und Unruhen, sowie verschiedener Eroberungsunternehmungen, vornehmlich des abessinischen Abenteuers, trotz mehrfacher Steuererhöhungen mehr und mehr zurück und fielen 1901/02 auf 1675 Millionen Lire, stiegen dann aber infolge stärkerer Anziehung der Steuer-schraube und Besserung der Wirtschaftslage im Jahre 1902/03 auf 1944 Millionen. Im Jahre 1905/06 stellten sich die Gesamteinnahmen auf 2562, und 1906/07 auf 2256 Millionen Lire, denen in den folgenden Jahren wiederum Rückgänge folgten. Im Budget für das Rechnungsjahr 1912/13, also vor dem Einsetzen der neuen Krise, wurden die ordentlichen Einnahmen mit 2323, die außerordentlichen mit 323 Millionen Lire veranschlagt. Den Hauptertrag lieferten die direkten Steuern, die Gewerbe- bzw. Geschäftssteuern, die Verbrauchsabgaben und Zölle sowie die Erträge des Tabak-, Salz-, Pulver-, Chininmonopols und der Lotterie, insgesamt 1875 Millionen Lire.

Im Vergleich zu den jährlichen Staatseinnahmen und der Produktionskraft des Landes ist Italiens Staatsschuld relativ hoch, obgleich sich auch hier eine Besserung der Gesamtlage vor dem Kriege konstatieren läßt. Sie belief sich Ende 1902 (außer den Anleihschulden der Provinzen und den ziemlich beträchtlichen der Gemeinden, letztere damals ungefähr 1300 Millionen Lire) auf 12,76 Milliarden Lire und erforderte einen Zinsaufwand von 575 Millionen Lire, das heißt, ungefähr ein Drittel (32 Prozent) der Gesamteinnahme mußte für die Bezahlung der Zinsen der Anleihschuld verwendet werden.

Durch mehrfache Teilamortisationen und den Verkauf eingezogener Kirchen- und Klostergüter gelang es, bis zum Beginn des jetzigen Krieges trotz verschiedener neuer Anleiheaufnahmen eine wesentliche Steigerung der Staatsschuld zu vermeiden, wohl aber eine beträchtliche Abnahme der Zinslast durchzusetzen. Im Jahre 1906 betrug die Zinsen der Anleihschuld noch 562, 1907 infolge der Herabsetzung des Zinsfußes nur noch 461 Millionen Lire. Ende 1913 stellte sich die Staatsschuld ohne die Rückstände aus dem Feldzug in Lybien, die ungefähr 800 Millionen Lire betragen, auf etwas über 14½ Milliarden Lire. Seitdem sind hinzu gekommen die im Januar 1915 aufgenommene 4½ prozentige Kriegaanleihe von 1000 Millionen Mark, die Ausgabe von 175 Millionen Lire in Staatscheinen (Reichskassenscheine zu 5 und 10 Lire) und ferner die auf Antreiben der Regierung von den drei Notenbanken Italiens, der Banca d'Italia, der Banca di Napoli und dem Banco di Sicilia, vorgenommene Banknotenvermehrung, die offiziös auf 750 Millionen Lire angegeben wird, tatsächlich aber höher zu sein scheint, denn vergleicht man den Ausweis der größten dieser Notenbanken, der Banca d'Italia, vom 20. Juli 1914 mit dem Ausweis vom 10. April dieses Jahres, so ergibt sich allein für diese Bank eine Notenvermehrung von 1661 auf 2269 Millionen, also um 608 Millionen Lire.

Außerdem schweben noch allerlei kleinere Kredite, die die italienische Regierung zur Inangriffnahme von Notstandsarbeiten für die seit Kriegsbeginn aus dem Auslande zurückgekehrten Arbeiter, zur vorläufigen Unterstützung notleidender Gemeinden usw. in Anspruch genommen hat. Rechnet man alles in allem, so dürfte sich eine Gesamtstaatsschuld von nahezu 17 Milliarden Lire ergeben, mit der Italien in den Krieg eintritt — und doch hat schon bisher der Krieg eine starke Verminderung der Zoll- und Steuereinnahmen, Eisenbahn-, Post- und Telegraphenerträge gebracht, die freilich sich noch nicht im einzelnen genau nachweisen läßt.

Dazu kommt, daß das italienische Bankwesen zu einem wesentlichen Teil schwach fundiert ist. Als in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts die Krise Italien heimsuchte und der Pariser Markt die fallenden Werte abstieß, nahm die deutsche Finanzwelt eine Reihe dieser Papiere auf und betrieb zugleich die Gründung mehrerer deutsch-italienischer Banken — angeblich, um der notleidenden Wirtschaft Italiens zu helfen, tatsächlich, weil man die Zeit gekommen glaubte, den Pariser Einfluß zurückdrängen und den italienischen Geldmarkt unter deutsche Kontrolle bringen zu können. Das ist dem deutschen Bankkapital nicht gelungen. Italien erholte sich, wie vorhin schon erwähnt wurde, bald und die in Deutschland untergebrachten Wertpapiere flossen nach Italien zurück, zunächst die vom deutschen Finanz-

markt willig aufgenommenen italienischen Staatsanleihen und die staatlich garantierten Eisenbahnprioritäten, dann auch die nach Deutschland gewanderten Aktien der neugegründeten italienischen Banken. Heute spielt das deutsche Kapital in Italien nur noch eine untergeordnete Rolle. Vor einigen Monaten hat der frühere italienische Handelsminister Nitti in einem Vortrage, den er in der Akademie der politischen Wissenschaften zu Neapel gehalten hat, die Frage zu beantworten versucht, wieviel ausländisches Kapital zurzeit noch in Italien angelegt sei. Er schätzte das gesamte in Wertpapieren aller Art angelegte fremde Kapital nur auf 550 Millionen Lire. An der Spitze steht Frankreich mit 150, dann folgt England mit 110, darauf an dritter Stelle Deutschland mit 50 Millionen Lire.

Mit diesem Rückfluß der Wertpapiere hat auch die deutsche Finanz ihren einstigen Einfluß auf das italienische Bankwesen mehr und verloren; ihre Vertreter sind fast überall aus den Verwaltungen hinausgedrängt worden, selbst aus der Banca Commerciale Italiana und dem Credito Italiano, die einst größtenteils mit deutschem Kapital gegründet worden sind und heute noch meist in Italien als „deutsch“ gelten. Im ganzen können diese beiden „deutschen“ Kreditbanken so ziemlich als die solidesten gelten, während es mit den in italienischem Hyperpatriotismus machenden, sogenannten „rein italienischen“ Bankinstituten, wie z. B. dem Banco di Roma, der Società Bancaria Italiana, recht schwächlich bestellt ist, so daß sie sich infolge der Einwirkungen des Völkerkrieges auf Italiens Wirtschaft bereits zu sogenannten „Sanierungen“ genötigt sehen — bevor noch das eigene Eingreifen Italiens in den Kampf begonnen hat.

Die größte dieser Kreditbanken ist der Banco di Roma, der sich aus kleinen Anfängen zu einer imperialistischen Spekulationsbank mit einem Aktienkapital von 200 Millionen Lire entwickelt hat. Dem großen Zuge und Expansionsdrange des „italienischen Geistes“ folgend, verschmäht diese Bank die kleineren Geschäfte auf dem italienischen Markt und hat sich auf die Gründung und Fundierung großer Unternehmungen in Kleinasien, Ägypten, Nordafrika, Spanien verlegt. Doch dort ist jetzt nichts zu holen, und so hat sich denn die Bankleitung vor einigen Wochen zu der Ankündigung genötigt gesehen, das Aktienkapital müsse dadurch um 50 Millionen Lire vermindert werden, daß immer vier Aktien zu dreien zusammengelegt werden. Das ist jedoch erst der Anfang der Kur, dem bald, wenn der Krieg noch längere Zeit anhält, weitere Sanierungsversuche nach Eisenbartischem Rezept folgen dürften, wenigstens schätzt man die Sicherheit dieses Instituts in den römischen Kapitalistenkreisen so niedrig ein, daß man für die zusammengelegten Aktien des Banco di Roma, wie die Blätter melden, nur noch 42—44 Prozent bezahlt.

Ähnlich steht es mit der Società Bancaria Italiana, die sich, obgleich man ihr vor zwei Jahren von Paris aus unter die Arme griff, so weit heruntergewirtschaftet hat, daß sie jetzt von der Banca Italiana di Sconto, einer Zweiggründung der Società Italiana di Credito Provinciale, übernommen werden soll.

Gerade keine schönen Ausblicke in die italienische Finanzlage! Selbst wenn England die Hauptkriegskosten trägt, können wir recht kuriose italienische Finanztragödien erleben.

Und in Geldsachen hört die Gemütlichkeit auf. So patriotisch man sich auch jetzt in Italien gebärdet, ist es doch eine aus den Bankausweisen deutlich hervorgehende Tatsache, daß man wenigstens in Kapitalistkreisen schon bisher von der ganzen Wirtschaftskonstitution Italiens keine besonders hohe Meinung hatte. Das zeigt die starke Rückziehung der Depositen trotz des in der Nacht vom 3. zum 4. August erlassenen und durch weitere Verfügungen vom 16. August, 27. September und 20. Dezember erweiterten Moratoriumdekrets, das die Banken und Sparkassen ermächtigte, die Auszahlung von Einlagen bis zum 20. August (später wurde die Frist bis 10. September verlängert) auf 5 Prozent, von diesem Termin ab bis Ende September wiederum auf 5 Prozent und dann für jeden folgenden Monat auf 10 Prozent herabzusetzen. Selbst die solidesten der italienischen Kreditbanken sehen sich heute durch die Abnahme der Einlagen und der Barbestände in ihren geschäftlichen Unternehmungen mattgesetzt. Und daselbe gilt von den drei Notenbanken. Nehmen wir als Beispiel die größte der Notenbanken, die Banca d'Italia. Nach ihren Ausweisen hat sie vom 20. Juli 1914 bis 10. April 1915 trotz krampfhafter Anstrengungen ihren Goldbestand nur um 28 Millionen Lire zu vermehren vermocht, zugleich aber stiegen der Notenumlauf von 1661 auf 2268, die Debitoren von 214 auf 620, das Wechselportefeuille und die Vorschüsse an Private von 528 auf 1066, die Vorschüsse an den Staat von 204 auf 439 Millionen Lire.

Wie das Finanzwesen ruht auch die Industrie Italiens auf schwachem Fundament. Die wichtigste aller Industrien ist heute in der Welt die Kohlen-, Eisen- und Stahlindustrie. Italien besitzt aber nur wenige ergiebige Kohlengruben. Nach der italienischen Statistik hat es 1912 nur 663 812 Tonnen Steinkohlen gefördert. Italien ist deshalb seit Jahrzehnten in steigendem Maße zur Ausnützung der zahlreichen Wasserkräfte, besonders in der Lombardei, für industrielle Zwecke übergegangen. Immerhin gebraucht es, um seine industriellen Betriebe aufrechtzuerhalten, eine jährliche Zufuhr von mehr als 9 Millionen Tonnen Kohlen (im Jahre 1912 importierte es 9 242 021 Tonnen), wofür es jährlich 300—350 Millionen Lire an das Ausland zu zahlen hatte (1912 fast 333 Millionen). An dieser Lieferung ist England ungefähr mit 9 Zehnteln, Deutschland ungefähr mit einem guten halben Zehntel beteiligt. Nun ist bekannt, daß Italien seit April beträchtliche Mengen deutscher Kohlen eingeführt und aufgestapelt hat, doch lange werden diese Vorräte kaum reichen. So entsteht die Frage, wird England, das jetzt weit mehr Kohlen braucht als zu Friedenszeiten und das überdies auch Frankreich, Norwegen, Holland, zum Teil auch Nordrußland mit Kohlen zu versorgen hat, imstande sein, eine ausreichende Zufuhr zu garantieren? Schon während der bisherigen Kriegszeit fehlte es mehrfach an Kohlen, so daß der Preis für englische Kohlen zeitweilig bis auf 100 Lire pro Tonne stieg und sich die Großindustriellen zu Stillsetzungen ihrer Betriebe genötigt sahen.

Noch schlimmer ist der Mangel an eigenen Metallen. Die Erzeugung Italiens an Eisenerz betrug 1912 nur rund 582 000 Tonnen, die Roheisenproduktion 380 000 Tonnen. Das Rohmaterial (Gußeisen, Alt- und Bruch Eisen) muß deshalb größtenteils aus dem Auslande bezogen werden. Hauptlieferanten waren bisher Deutschland, Frankreich und England.

Frankreich, dessen Erz- und Eisenhüttengebiete größtenteils in deutschen Händen sind, ist bereits als Lieferant ausgeschieden. Nun scheidet auch Deutschland aus. Kann England allein den Ausfall decken? Soweit das im einzelnen Fall überhaupt möglich ist, kann es jedenfalls nur zu beträchtlich erhöhten Preisen geschehen. Außerdem hat aber Italien in den letzten Jahren durchschnittlich für 60 bis 65 Millionen Lire bearbeitetes Eisen (Stabeisen, Eisenbahnmaterialien, Röhren, Defen, Eisenstangen, Bleche usw.) aus Deutschland erhalten.

Auch die eigene Produktion Italiens von Zink und Blei ist gering; nur seine Kupferproduktion hat sich in den letzten beiden Jahrzehnten sehr entwickelt. Im Jahre 1912 produzierte es bereits 26 700 Tonnen Kupfer.

Nicht weniger wird die Textilindustrie, vornehmlich die Seiden- und Baumwollindustrie, getroffen. Beiden wird es zwar nicht an Rohstoffen fehlen, denn Italien ist selbst Produzent von Rohseide und die Baumwollzufuhr wird nun, da Englands Hinderungsmanöver wegfallen, sicherlich weniger unter Hemmnissen leiden als bisher, wohl aber wird die bisherige Absatzstörung sich verschärfen.

Es ist eine alte Regel, daß Luxusindustrien, die auf den Export angewiesen sind, stets am schärfsten unter den Kriegswirkungen leiden. Diese Erfahrung hat auch Italien wieder mit seiner Seidenindustrie gemacht, als der Krieg ausbrach. Die Ausfuhr Italiens von Seidengespinnsten sank sofort im August 1914 auf 208 000 Kilogramm gegen 653 000 im gleichen Monat des Vorjahres und die Ausfuhr von Seidengeweben auf 58 000 gegen 141 000 Kilogramm. Doch bald trat eine gewisse Erholung ein, zum Teil infolge der wiedererwachenden Nachfrage Englands, der Levante und Mitteleuropas, so daß die italienische Gesamtausfuhr des Jahres 1914 in Seide und Seidenartikeln mit 435 Millionen Lire nur um 105 Millionen gegen 1913 zurückgeblieben ist.

Auch die italienische Baumwollindustrie hat sich nach einer starken Depression in den Monaten August und September bald wieder erholt, hauptsächlich infolge der aus den kriegführenden Staaten einlaufenden Kriegsbestellungen auf Baumwollgewebe. Der Rückgang des Baumwollwarenxports Italiens im Jahre 1914 gegen 1913 beträgt denn auch nur 54 Millionen Lire. Er sank von 256 auf 202 Millionen.

Aber an dieser Wiedererholung der italienischen Textilindustrie hatte der Export nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn einen wesentlichen Anteil. Jetzt fällt der Export nach beiden Ländern größtenteils fort. Das bedeutet eine Abnahme von beinahe 23 Prozent der bisherigen italienischen Gesamtwarenausfuhr, denn an dieser waren im Jahrfünft 1908/12 Deutschland mit 14,4, Oesterreich-Ungarn mit 8,5 Prozent beteiligt. Und zu diesem Ausfall gesellt sich weiter der Verlust, den Italien durch das Ausbleiben des großen Fremdenverkehrs und der von den im Auslande beschäftigten italienischen Arbeitern regelmäßig nach Hause gesandten Ersparnisse erleidet: eine jährliche Summe, die zusammen auf 900 bis 1000 Millionen Lire geschätzt werden darf. Das ist eine Einbuße, die für Italien um so empfindlicher werden dürfte, als seine Handelsbilanz stark passiv ist (1913 betrug die Einfuhr Italiens 3659, die Ausfuhr 2584 Millionen Lire) und nennenswerte Einkünfte aus auswärts angelegten Kapitalien fehlen.

Noch mehr sieht sich die Landwirtschaft durch die Einberufung der Landarbeiter und Bauern in ihrer wirtschaftlichen Existenz bedroht. Obgleich das Forstareal in Italien verhältnismäßig gering ist und ungefähr 92 Prozent der landwirtschaftlich nutzbaren Bodenfläche angebaut sind, liefert doch die italienische Landwirtschaft, in der nahezu drei Fünftel der italienischen erwerbstätigen Bevölkerung beschäftigt sind, nicht genügend Getreide, Kartoffeln und Vieh, um die Bevölkerung zu ernähren.

Es betragen 1913 Anbaufläche und Ernteertrag für:

Weizen . . .	4 743 600 Hektar	5 835 200 Tonnen
Roggen . . .	124 100 "	142 000 "
Gerste . . .	250 800 "	235 200 "
Hafer . . .	506 200 "	631 000 "
Kartoffeln . .	292 300 "	1 797 200 "

Der relativ geringe Ertrag erklärt sich daraus, daß die Bewirtschaftung der Getreidefelder in Italien noch sehr rückständig ist und ungefähr auf der gleichen Stufe steht wie in Bulgarien und in Finnland. So erzielt zum Beispiel Italien durchschnittlich nur einen Ertrag von 12 Doppelzentnern Weizen und 9 Doppelzentnern Gerste pro Hektar, im ganzen ungefähr nur die Hälfte, an Kartoffeln sogar noch nicht 40 Prozent des deutschen Ertrages.

Außer den obigen Getreidesorten wird noch Mais und Reis in beträchtlichem Umfange angebaut. Die mit Mais bebaute Fläche betrug 1913 in runder Ziffer 1 484 000, die Reisfläche 146 000 Hektar. Geerntet wurden davon 2,75 Millionen Tonnen Mais und 543 200 Tonnen Reis.

Mit seiner eigenen Produktion an Lebensmitteln kommt Italien daher nicht aus. Es muß alljährlich enorme Mengen aus dem Auslande hinzukaufen. In schlechten Erntejahren natürlich mehr, in guten weniger. So hat es zum Beispiel 1912 für 630 Millionen, 1913 für 569 Millionen Lire Getreide eingeführt. Nahezu ein Sechstel der ganzen Einfuhr bestand demnach in Getreide. Infolge der Zufuhrstörung ist im letzten Jahr der Wert der Getreideeinfuhr auf 329 Millionen Lire gesunken. Dieser Ausfall hatte aber eine enorme Preissteigerung zur Folge, so daß jetzt guter amerikanischer Weizen auf den italienischen Hauptmärkten 460 bis 500 Lire pro Tonne kostet. Und während auf diesem Gebiete Mangel herrscht, werden voraussichtlich die Wein-, Südfrucht- und Obstbauern, denen nun durch die italienische Kriegserklärung ihre wichtigsten Absatzmärkte entzogen werden, im Ueberfluß erstickten.

Das sind, vorausgesetzt, daß der Krieg längere Zeit noch anhält, wenig tröstliche Aussichten für Italiens Wirtschaft. Weit mehr als in den Ländern, die nun schon zehn Monate in heißem Kampf miteinander stehen, ist Italiens Wirtschaftslage für katastrophale Ereignisse disponiert. Es ist denn auch nur allzu begreiflich, daß weder die eigentliche Arbeiterklasse den Krieg gewollt hat, noch die Bauernschaft, noch die große Industrie- und Handelsbourgeoisie, soweit sie nicht bereits hochbezahlte Kriegsaufträge erhalten hat und auf neue rechnet. Die Kriegserklärung Italiens ist im wesentlichen ein Werk der sogenannten Intellektuellen und Intelligenzen.

Heinrich Cunow.

Finanzpolitisches aus Oesterreich.

Von A. Hofrichter.

Nur die Staaten werden militärische Erfolge in politische Errungenschaften umzuwandeln vermögen, die in ihrer Wirtschaft und Steuerkraft leistungsfähig sind. Die Schicksale Oesterreichs erhärten diese eindringliche Wahrheit. Die Geschichte seiner finanziellen Schwierigkeiten ist aufs engste mit der Geschichte des Hauses Habsburg verknüpft. Der Ehrgeiz der Dynastie ging auf die Fundierung eines starken Kaisertums im Reiche und später auf die Begründung eines Weltreiches, in dem die Sonne nicht untergehen sollte. Es gelang ihm zwar nicht, dem deutschen Kaisertum neuen Inhalt zu geben, aber ein großes Reich gehörte im Anfang des 18. Jahrhunderts den Geboten der österreichischen Habsburger. Doch die Basis war zu klein, die finanzielle Belastung der Erblande zu groß: schon unter Karl VI. gingen Serbien, Neapel und Sizilien verloren, das Heer mußte von 160 000 auf 80 000 Mann verringert werden und Friedrich der Große, der Herrscher eines Staates, der neben dem österreichischen Koloss verschwand, konnte Schlefien erobern und behaupten. Die Schulden Oesterreichs waren zu groß, als daß Maria Theresia die Beute ihrem Feind hätte abjagen können.

Die dynastischen Großmachtspläne waren so schwer zu finanzieren, weil sich die Naturalwirtschaft im Uebergange zur Verkehrswirtschaft befand. An die Stelle des Lehnindienstes, der Fronarbeiten, der Naturalabgaben traten die Steuern und besoldeten Heere. Die Warenwirtschaft entwickelte sich nur allmählich, das Geldbedürfnis sprunghaft. Die Ausführung der ehrgeizigen Absichten erforderte Geld, Geld und abermals Geld. „Ich möchte doch endlich wissen,“ schrieb Prinz Eugen an die Regierung, „ob der Kaiser nicht remedieren wolle; kein Geld, kein Volk, keine Magazine, keine Munition, kein Fonds, keine Sorge und doch gleichwohl Krieg führen, triumphieren und Kron und Zepter mit Land und Leuten gewinnen wollen, das sind Contradictoria, die ich nit auseinanderklauben kann.“ Die schwere Schuld zwang, neue Geldquellen zu eröffnen und machte die Herrscher für alle Zauberkünste empfänglich, die Gold ins Land bringen sollten: für alchymistische Kunststücke und volkswirtschaftliche Systeme. Darüber vergaßen sie nicht nur, daß allein eine blühende Volkswirtschaft die Quelle ergiebiger Steuern ist, sondern auch daß feste, nicht willkürlich bestimmte, nach Maßgabe der Leistungsfähigkeit umgelegte Steuern die Bedingung einer blühenden Volkswirtschaft sind. Sie trieben ihr Streben nach unbefränkter Selbstherrschaft so weit, daß sie die Macht der Stände brachen, die, so verjunktet sie sein mochten, ein Gegengewicht gegen landesfürstliche Willkür bildeten; daß sie die Städte ihrer selbstbemühten Bürger beraubten, die gewerbetüchtigen Protestanten in die Verbannung und das Elend schickten. Die Vertreibung dieser Vertreter der Geldwirtschaft war mehr als ein Verbrechen, war ein Fehler. Denn von Bauern, die für ihren Bedarf arbeiteten und ernteten, in ihrer Familie aufgingen und für keinen Markt produzierten, war schwer Geld zu holen. Daher verfiel man auf ganz absonderliche Aufwandsteuern, besonders Luxussteuern, denen von Anfang an ein wichtiges Merkmal einer

guten Steuer fehlte: Ergiebigkeit. So wurde zur Fundierung des Zuchthauses in Wien durch Verordnung vom 17. Dezember 1692 ein jährlicher Ausschlag auf alle „Billards, Truchl oder andere verdingte Spieltische und Tafeln, sowie auf alle Regelpfäße“ ausgeschrieben.

Die Steuern waren aber so wenig gerecht, wie der Staat ein verlässlicher Schuldner war. Gläubiger, die ihren Wunschkettel auf der Hofkammer präsentierten, wurden mit Prügeln bedient, und den Juden blieb die Wahl der Kreditgewährung oder Landflucht. Gaben die Hebräer Geld, so wurden sie nützliche Elemente, über denen die Huld ihres Landesherrn wachte. Als in Wien im Anfang des 18. Jahrhunderts der Mob die Juden jagte, wurde scharf geschossen, „mit Rücksicht auf die großen Verdienste, welche die jüdischen Kaufleute sich um die Hofkammer und das Handelswesen teils schon erworben hatten, teils noch zu erwerben versprochen“. Die Frankfurter Juden wurden Anfang 1711 auf Wunsch der Reichshofkanzlei geschützt „im Interesse des Kredits, da diese (die Frankfurter Juden) mit ihren Wiener Glaubensgenossen in Handelsverbindung stünden“.

Die Rechtsunsicherheit und die schlechte Finanzgebarung machen es erklärlich, daß Geld nur zu unverschämten hohen Zinsen (15 bis 20 Prozent) zu erhalten war. Die ausländischen Gläubiger gaben Geld nur gegen wertvolle Pfänder, die inländischen hielten sich mit Schlaueit schadlos, ohne aber trotz aller Gerissenheit immer das Risiko zu decken. Der Verlust des Kredits zwang den Kaiser, bei Adligen und Beamten Darlehen aufzunehmen und Bürgerschaft zu erbitten. Riccarda Huch schildert in ihrem gewaltigen, breit angelegten Roman „Der große Krieg in Deutschland“, diese tristen Zustände, die man dort mit gemütvolltem Behagen nachlesen kann. Der Schacher mit Aemtern und Titeln untergrub alle Moral der Beamten und diese weltliche Simonie wurde noch lustig getrieben, als in England bereits ein Incomptabilitätsgesetz eingeführt wurde. „Die Beamten, insbesondere die der berühmten Hofkammer, waren nicht nur unerfahren und gewissenlos, sondern auch bestechlich, demoralisiert, wortbrüchig.“

Dr. Max Reinisch schildert in seinem Werkchen „Das österreichische Staatsschuldwesen“ (Dunder u. Humblot, Leipzig) die geschichtliche Entwicklung der österreichischen Finanzen. Leider erschöpft er sich in einer Fülle von Details, die interessant genug sind, die aber kein deutliches Bild der regen Wechselbeziehungen zwischen den Finanzen und der Volkswirtschaft, der Heeres- und Behördenorganisation und der politischen Geschichte des Staates bieten. Fragen, wie sie Schmoller in seiner gedrungeneren Skizze¹ aufwirft, liegen Reinisch fern. Die Fragen:

„Wie sind die Budgets entstanden, wie hängen sie mit der äußeren und inneren Politik zusammen, wie verhalten sie sich zu dem Wohlstand des Landes, seiner sonstigen Verfassung und Kultur, seiner gesellschaftlichen Gliederung? Wie hängt mit ihnen einerseits der Aufstieg des Staates, andererseits die finanzielle Mißwirtschaft und der politische Mißerfolg zusammen?“

Seit der Umwandlung Oesterreich-Ungarns in einen Verfassungsstaat sind auch seine Finanzen saniert und die verschiedenen Anleihetypen unifiziert

¹ Gustav Schmoller, „Skizze einer Finanzgeschichte von Frankreich, Oesterreich, England und Preußen.“ Leipzig 1909.

worden. Erst wieder im letzten Dezennium haben die Eisenbahnverwaltung und die großen Ansprüche der Heeres- und Flottenverwaltung zur Aufnahme von Schulden gezwungen, die man machte, wie man gerade konnte. Manche Obligationen verzinsen sich mit $3\frac{1}{2}$, andere zu 4, andere zu 4,2 und wieder andere zu 4,5 Prozent. Die Balkanpolitik war begleitet von der Aufnahme kurzfristiger Darlehen und der Ausgabe von Schatzanweisungen, die zum Teil nur unter drückenden Bedingungen im Ausland placiert werden konnten. So 50 Millionen Dollars Schatzanweisungen bei Ruhr, Löb u. Co. und der National City Bank in New-York zu $6\frac{7}{8}$ Prozent effektiver Verzinsung, wozu der Verlust bei der Umwandlung in Rente und beim Kauf von Dollar-Devisen zur Zinszahlung und Einlösung kommt. Helfferich schätzt das Volksvermögen Deutschlands auf 300 Milliarden, der Direktor der ungarischen Agrar- und Renten-Bank Dr. Friedrich Fellner das Oesterreich-Ungarns (also beider Reichshälften) auf 126 Milliarden Kronen oder 105 Milliarden Mark. Auf den Kopf der Bevölkerung entfallen in Deutschland 4100 Mark, in Oesterreich-Ungarn 2050 Mark, gerade die Hälfte der deutschen Kopfquote. Professor Philippovich bemerkt dazu in seiner gut informierenden Broschüre: „Ein Wirtschafts- und Zollverband zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn“ (S. Hirzel, Leipzig): „Ich glaube annehmen zu dürfen, daß das Verhältnis in der Wirklichkeit dieser Schätzung entspricht“. Dr. Reinig beziffert das jährliche Volkseinkommen auf 8,5 Milliarden Kronen. Die für werbende Zwecke kontrahierte Eisenbahnschuld Oesterreichs beläuft sich auf 3026,4 Millionen Kronen, die von Vätern und Großvätern übernommene, zur Deckung der außerordentlichen Bedürfnisse der militärischen und zivilen Verwaltung und der Defizite aufgenommene Schuld auf 8,5 Milliarden Kronen. Bei einer durchschnittlichen effektiven Verzinsung von 4,5 Prozent und einer gewissen jährlichen Amortisationsquote sind für den Dienst der unproduktiven Schulden rund 380 Millionen Kronen, für den der Gesamtschuld 530 Millionen Kronen notwendig. Die tatsächliche dauernde Belastung des Nationaleinkommens durch die Zinsen für unproduktive Schulden muß auf etwa 8 Prozent geschätzt werden. Da von dem Volkseinkommen in Deutschland nach der Schätzung Helfferichs ungefähr 25 Prozent aufgeschafft werden, so dürfte nach demselben Maßstab der jährliche Wertzuwachs in Oesterreich höchstens 1250 bis 1500 Millionen Kronen betragen. Der Zinsaufwand für unproduktive Schulden verhält sich also zu dem Wertzuwachs etwa wie 1:3 oder anders ausgedrückt: für die Verzinsung steriler Staatsschulden wurden allein 25 Prozent von dem nicht für andere öffentliche Zwecke verwendeten und im persönlichen Konsum aufgekehrten Volkseinkommen gebraucht. Ein Vergleich mit Deutschland hebt die Schwere des Steuerdruckes besonders hervor. Helfferich macht in seinem bekannten Büchlein: „Deutschlands Volkswohlstand 1888/1913“ folgende Rechnung auf: „Von den 42 Milliarden Volkseinkommen werden jährlich etwa 7 Milliarden Mark, also ein Sechstel, für öffentliche Zwecke aufgewendet, etwa 27 Milliarden Mark dienen dem privaten Verbrauch und 8 bis $8\frac{1}{2}$ Milliarden, die sich durch den automatischen Wertzuwachs des vorhandenen Vermögens auf 10 Milliarden Mark erhöhen, wachsen als Wertzuwachs dem Volksvermögen zu gegen etwa $4\frac{1}{2}$ bis 5 Milliarden vor 15 Jahren. Das deutsche Volksvermögen beträgt heute mehr als 300 Milliarden Mark gegen rund 200 Milliarden Mark um

die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts". Die Ausgaben für öffentliche Zwecke, unter denen Helfferich den Bedarf des Reichs, der Bundesstaaten und der anderen öffentlichen Körperschaften mit Ausschluß der außerordentlichen Ausgaben und der für staatliche Gewerbebetriebe versteht, betragen 16,5 Prozent des Volkseinkommens. In Oesterreich belastet die Verzinsung nicht verbender Staatsschulden das Nationaleinkommen allein mit 8 Prozent. Selbst die Annahme, daß das Volkseinkommen in Oesterreich, nach der Methode Helfferichs berechnet, die Schätzung Reinig' übertrifft, mildert nicht das trasse Mißverhältnis. Die staatliche Verschuldung schwächt die Akkumulationskraft des Kapitals, die in dieser Gesellschaftsordnung Bedingung der wirtschaftlichen Entwicklung ist. Die Wirkung wird noch durch die Verteilung des Nationaleinkommens erhöht, von dem 40 Prozent auf Wien und Niederösterreich, 22,5 Prozent auf Böhmen und nur 37,5 Prozent auf die anderen 15 Kronländer entfallen.

Die Folge der Ueberschuldung ist der niedrige Rentenkurs und die Notwendigkeit, im Auslande Anleihen aufzunehmen. Die Verschuldung an das Ausland bleibt nur für innerlich gefestigte, steuerlich und politisch leistungsfähige Staaten ohne dauernde Rückwirkung auf die Allgemeinpolitik. Die Erhöhung der Verschuldung findet Grenzen, die in Zeiten großen Bedarfes und politischer Verwickelungen wie ein Drosselstein wirken. Der Kurs der österreichischen Renten ist auffallend niedrig:

	Verzinsung	Tiefster Kurs 1906—1909	Höchstkurs 1912 oder 1913	30. Juni 1914	24. Juli 1914
Rente	4 0/0	92,15	91,30	81,20	78,80
Kronenrente	4 0/0	92,10	91,20	81,60	79
Ung. Kronenrente	4 0/0	89,60	92,20	79,80	76,50
Ung. Goldrente	4 0/0	108,50	110,70	96,95	93,30

Der niedrige Kurs und die erhöhte Rentabilität ziehen aber nur wenige Käufer an. Die großen Kursverluste im letzten Dezennium schrecken ab, die hohen Dividenden der Industripapiere und die Hoffnung auf eine glückliche spekulative Anlage verstärken die Zurückhaltung der Kapitalisten. Ein anderes hinderndes Motiv ist die Vielzahl der Nationen, die eine straffe Zentralisation des Geldverkehrs erschwert. Die einseitige Entwicklung des Nationalgefühls, das das Staatsgefühl ganz in den Hintergrund drängt, verlangt die Verwendung aller verfügbaren Gelder ausschließlich für die Entwicklung der nationalen Produktivkräfte und der Festigung und Erweiterung des Besitzstandes jedes Volkes, ein Streben, das sich, wie natürlich, am lebhaftesten bei den geldarmen Völkern der Doppelmonarchie äußert.

Reinig sinnt auf Mittel und Wege, den Kurs der Rente zu erhöhen und ihre Beliebtheit zu vergrößern. Seine Vorschläge entwickeln keine neuen Gedanken: Sie laufen hinaus auf Ausstaffierung der österreichischen Obligationen mit den Reizen der französischen Rente und die Verpflichtung der Sparkassen zur Anlage von mindestens 15 Prozent in staatlichen Schuldverschreibungen.

Vielleicht, daß sich mit diesen Mitteln vor dem Kriege etwas hätte ausrichten lassen. Nach dem Kriege sind sie wie ein Tropfen Wasser auf weißglühender Stahlplatte. Sie reichen unter normalen Umständen nur den Staatsfinanzen zum Vorteile, ohne dadurch die Schäden auszugleichen, die sie besonders einer wenig entwickelten Volkswirtschaft zufügen.

Der Industrie, dem Gewerbe und Handel wird durch die Verpflichtung, Anleihen zu kaufen, Kapital entzogen, die Zinsen der Baukredite und Hypotheken und folglich auch die Wohnungspreise steigen, die allgemeine Erhöhung des Zinsfußes senkt den Kurs der fest verzinslichen Rente, deren Rentabilität für den Käufer durch den allgemein geltenden Preis des Leihkapitals bestimmt wird. So treibt ein Keil den anderen, so vollendet sich der fehlerhafte Zirkel: Die Not der Staatsfinanzen entzieht der Volkswirtschaft Kapital, der Zinsfuß steigt, der Rentenkurs sinkt, die Verzinsung der Staatspapiere wird erhöht, der Ausgabekurs erniedrigt, der Schuldendienst verlangt höhere Steuern oder neue Anleihen und so wiederholt sich auf lange Jahre hinaus das fröhliche Spiel.

An einem Beispiel sei der schwere Druck der staatlichen Verschuldung veranschaulicht. Philippovich teilt in einem Aufsatz im Bankarchiv: „Die allgemeine Lage der Finanzen und Volkswirtschaft in Oesterreich-Ungarn“ mit, daß in Ungarn seit 1906 der Boden mit einer Schuldenlast von $4\frac{1}{2}$ Milliarden Kronen belastet worden ist. Auch in Oesterreich leidet die landwirtschaftlich tätige Bevölkerung unter der Verschuldung, die durch die Zollpolitik noch gesteigert worden ist. Sie wird besonders empfindlich, weil der kleine und Mittelbesitz vorherrscht. Was Hörenz in seiner Schrift „Preisbewegung landwirtschaftlicher Güter“ (Duncker u. Humblot, Leipzig 1914) für Bayern konstatiert, gilt auch für Oesterreich-Ungarn: „Daß die Güter in ihren Preisen weit über dasjenige Maß gestiegen sind, das durch die infolge des Zolltarifs gestiegene Grundrente gerechtfertigt wird“. Von 28 Millionen Hektaren steuerpflichtiger Grundfläche, auf der eine Gesamtschuld von 13 Milliarden Kronen lastet, entfallen 16,5 Millionen Hektare auf Besitze bis zu 2 Hektaren. Die Verschuldung des kleinen und Mittelbesitzes wird auf 4,5 Milliarden Kronen, die jährlichen Neubelastungen auf 100—150 Millionen Kronen geschätzt. Während in Deutschland und den skandinavischen Ländern, die 3- und $3\frac{1}{2}$ -prozentigen bäuerlichen Darlehen überwiegen, gibt es in Oesterreich fast gar keine $3\frac{1}{2}$ -prozentigen Hypotheken, „wohl aber lasten auf dem bäuerlichen Besitz rund 50 Prozent Privatschulden mit 5—10 Prozent, in der Bukowina sogar 15 Prozent Verzinsung“.

Die Zersplitterung des Bodens und die Verschuldung der Kleinbauern hemmt die Entwicklung der landwirtschaftlichen Produktivität, die in Deutschland so große Triumphe gefeiert hat.

Die Hektarerträge betragen in:

	Weizen	Roggen	Gerste in Doppelzentnern	Hafer	Kartoffeln
Deutschland	23,6	19,1	22,2	21,9	158,6
Oesterreich	15,0	14,6	16	13,0	100,2
Ungarn	12,8	11,9	14,4	11,7	75,4

Man kann sagen: Die österreichische Landwirtschaft ist im Verhältnis zum Staat passiv, sie nimmt mehr vom Staat als sie ihm gibt. An eine Hebung der Produktivität und der Steuerkraft, an eine Entschuldung oder Verbilligung des Kredits ist natürlich nach dem Krieg auf Jahrzehnte nicht zu denken.

² „Bank-Archiv“, Berlin, XIV, 2. Vergl. auch Walther Feder n, „Oesterreich-Ungarns Geld- und Kreditwesen im Kriege.“ „Krieg und Wirtschaft.“ 2. Heft. Tübingen 1915.

Für die richtige Einschätzung der militärischen und politischen Kraft der verbündeten Donaumonarchie ist die kleine, aber inhaltreiche und leicht lesbare Broschüre „Oesterreichs Finanzen und der Krieg“ von Franz Meisel und Arthur Spiethoff (Duncker u. Humblot, Leipzig, 1915) von Wert. Wie ihr Titel zeigt, beschränkt sich die Abhandlung auf Beschreibung der österreichischen Finanzen, die zwar zur rechten Zeit kommt, aber unvollständig ist, weil sie Ungarn nicht berücksichtigt, also ein zutreffendes Urteil über die finanzielle Leistungsfähigkeit der gesamten Monarchie nicht ermöglicht, das für die richtige Schätzung der militärischen Stärke und politischen Widerstandsfähigkeit von höchster Bedeutung ist.

Auf die im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder, wie das Staatsgrundgesetz ziemlich weiterschweifig den politischen Begriff „Oesterreich“ umschreibt, entfallen 7,5 Milliarden Kronen an Schulden. An der Verzinsung und Tilgung der gemeinsamen Schuld von 5158 Millionen Kronen partizipiert auch Ungarn, so daß auf Oesterreich allein ein Schuldenstand von 11 523 Millionen Kronen, auf Ungarn von 6717 Millionen Kronen entfällt. Der Schuldendienst Oesterreichs verlangt 530 Millionen Kronen. Der Staatsvoranschlag für das Finanzjahr 1914/15 (1. Juli bis 30. Juni) balanciert mit 3,41 Milliarden Kronen. Sowohl Oesterreich wie Ungarn haben Defizite durch Anleihen zu decken: Oesterreich 222,8 und Ungarn 295,9 Millionen Kronen. Meisel und Spiethoff vergessen, diese nicht ganz unwesentliche Tatsache zu betonen und auf die „Anleihen für Spezialkredite der Heeres- und Marineverwaltung“ und die „Anleihen für Fahrbetriebmittel der Staatseisenbahnen“ in ihrer Tabelle der Staatseinnahmen besonders hinzuweisen. Auch die Landesverwaltungen sind passiv. Genosse Karl Renner berechnet in seiner wirkungsvoll geschriebenen Broschüre „Das arbeitende Volk und die Steuern“, die als Ergänzung und Korrektiv der hier angezeigten Literatur unentbehrlich ist, das Gesamtdefizit der 17 Kronländer, von denen nur zwei zusammen einen Ueberschuß von 40 025 Kronen verzeichnen dürfen, für das Jahr 1908 auf 62 700 318 Kronen oder mehr als 20 Prozent ihres Gesamterfordernisses von 317 Millionen Kronen. Ebenso leiden die Gemeinden schwer unter der Finanznot, die ihre Tätigkeit einschränkt und durch die Lahmlegung vieler Landtage noch verschärft wird. In vielen Gemeindeordnungen ist die Aufnahme größerer Schulden an die Bewilligung der Landtage gebunden, deren Arbeitsunfähigkeit entweder zur Kontrahierung teurer schwebender Kredite oder zum Verzicht auf jede soziale Tätigkeit zwingt. Auch davon wissen Meisel und Spiethoff nichts zu berichten. Sehr hoch ist der Personalaufwand. Der Finanzminister v. Jaleski hat den Personalaufwand für 1913 auf 777,8 Millionen Kronen angegeben, wozu an Nachtragskrediten noch 232 Millionen Kronen kommen. Ganz erkleckliche Summen! In Oesterreich ist die Stellung des Beamten noch immer das Ziel eines Lebens. Die freien Berufe treten für die akademische Jugend in den Hintergrund. Diese Erscheinung wiederholt sich überall, wo nicht das Wirtschaftsleben in starken Schlägen pulsiert und die Reize eines großen Strebens und Schaffens entfaltet. Der Kampf der Nationen um den Staat verstärkt diese Neigung. Die Nationen, die realste Tatsache der Politik, existieren für die österreichische Verfassung nicht und sind rechtlos; sie suchen sich deshalb *via facti*, auf dem Wege der Tatsachen, zu behaupten, die Macht im

Staate oder wenigstens einen Teil der Macht durch Ausübung staatlicher Funktionen durch ihre Angehörigen, durch Befetzung möglichst vieler Beamtenstellen zu erobern. An der Zahl der Beamten mißt sich die Macht einer Nation in Oesterreich. Die Beamten gewinnen mit der Erweiterung des Herrschaftsgebietes ihrer Nation neue Arbeitsfelder und tragen als Spracharbeiter, als Angestellte, deren wichtigstes Arbeitsmittel die Sprache ist, in den nationalen Kampf jene Note eines erbitterten Konkurrenzstreites, der allen feineren Naturen die Teilnahme am politischen Leben zu einer qualvollen Pflicht macht oder ganz vergällt. Der nationale Kampf hebt die Verfassung auf und zertrümmert das Parlament. Die Vertreter einer Nation stören das staatliche Leben durch Obstruktion im Abgeordnetenhaus und in den Landtagen und erzwingen so eine Art Anerkennung ihrer Nation: Weil die Verfassung von den Nationen nichts weiß, erreichen die Vertreter der Nationen durch Stillsetzung der verfassungsrechtlichen Institutionen, durch Reduzierung der öffentlichen Tätigkeit auf Erfüllung der „Staatsnotwendigkeiten“ mittelbar das Geständnis, daß man ohne die Nationen nicht regieren kann, daß sie Realitäten sind, die man respektieren muß. Die Ohnmacht des Abgeordnetenhauses ist die Allmacht der Bürokratie, die in der Tat mächtiger ist als in Rußland.

Den Aufwand dieser souveränen Bürokratie, die um ihrer selbst willen existiert, wollen Meisel und Spiethoff beschneiden. Das Rezept ist verdammt einfach. Man stellt einige Jahre keine Beamten mehr ein! O über die törichten Menschen, die Columbus den Ruhm überließen, dem Ei die Spitze einzudrücken! Wie einfach, wie wunderbar einfach! Der Gedanke wäre brillant, wenn er Erfolg verspräche. Aber er wendet sich nur gegen die Wirkung, er ist ein polizeiliches Mittel, auf gut Deutsch — man lügt im Deutschen, wenn man höflich ist —: Er ist Quacksalberei. Ist es nicht besser, die Ursache selbst zu bekämpfen, den trüben Quell zu stopfen, aus dem alle Misere strömt, den Nationen das Recht zu geben, nach dem sie dürften? Die Verfasser stellen das Finanzproblem nicht in einen großen politischen Rahmen, der die Details schärfer hervortreten läßt und den Gesamteindruck erhöht; sie zetern über Bürokratie und Parlament und begreifen beide in ihrer Bedingtheit nicht oder geben sich wenigstens so, als begriffen sie sie nicht.

Trotzdem ist die Studie wegen ihres reichen und übersichtlich angeordneten Tatsachenmaterials eine zu empfehlende Lektüre. Hier seien aus ihr und aus dem schon zitierten Aufsätze des Hofrats Professor Philippovich einige illustrierende Beispiele zitiert, die amüsant sein würden, wären sie nicht traurig.

„Die Kommission für Verwaltungsreform in Oesterreich hat durch einen nach Deutschland gefandten Hofrat die Kosten der dortigen Zentralstellen erheben lassen. Das Ergebnis war z. B., daß im preußischen Ministerium des Innern jährlich 80 000 nummerierte Akten von 35 Juristen und 65 Kanzleibeamten erledigt wurden und auf einen Akt 7,5 Kronen Gehalt entfallen. Im österreichischen Ministerium des Innern wurden 70 000 Akten von 135 Juristen und 250 Kanzleibeamten erledigt und ein Akt kostete 18,6 Kronen. Ueber die Personalkosten unserer Staatsbahnen bestehen verschiedene Ansichten. Von einer Seite wird eine große Ueberfüllung behauptet, von der Bahnseite selbst auf die schwierigen Betriebsverhältnisse hingewiesen. Immerhin ist die folgende Tatsache auffallend. In der Verwaltungskommission wurde von einem Großindustriellen aus Witkowitz (Zentrum der Kohlen- und Eisenindustrie) festgestellt, daß, als die an diesem Ort passierende Borortbahn

Privatbahn war, das Personal aus einem Stationschef und sechs Beamten bestand. Die Bahn wurde verstaatlicht und gegenwärtig sind an dieser Station 1 Stationschef, 6 Stellvertreter und 35 Beamte, obwohl sich der Verkehr nur um 50 Prozent vergrößert hat. 17 dieser juristischen Beamten (!) müssen Streckendienst machen."

„Namentlich sind die Kosten der Zentraleitung seit Begründung des Eisenbahnministeriums nicht unwesentlich gestiegen, nämlich von 4—5 Prozent vorher auf 8 Prozent im Jahre 1910, wobei zwischenher zahlreiche Jahre über 8 bis 10 Prozent aufwiesen. Auch die jüngste große Verstaatlichung hat statt einer zu erwartenden Verbilligung eine Verteuerung der allgemeinen Verwaltungskosten gebracht. Im Jahre 1905 betragen bei einer Ausdehnung des Netzes von 12 679 Betriebskilometern die kilometrischen Zentraleitungskosten 1650 Kronen, im Jahre 1910 waren sie bei 19 145 Kilometer auf 2338 Kronen, also um 41 Prozent gestiegen."

Genug des grausamen Spiels! Resigniert gestehen Meisel und Spiethoff:

„In der Uebung der Volkvertreter und der Aemter herrscht die unglückselige Auffassung, der Staat und seine Mittel seien die Quelle für die Deckung aller Wünsche und Bedürfnisse. Der Gedanke, für den Staat zu sparen, ist nicht nur der österreichischen Bevölkerung, sondern auch der Verwaltung fremd geworden. Ja, man steht öffentlichen Mitteln geradezu mit dem Gefühl der Verantwortungslosigkeit gegenüber. Der gegenwärtige herrschende Grundsatz läuft nicht nur in persönlicher, sondern auch in sachlicher Beziehung darauf hinaus, möglichst viel aus dem Staate herauszuziehen."

Auf die Gehälter und Pensionen entfallen 1914/15 über 1 Milliarde Kronen, fast ein Drittel des Gesamtbudgets. Durch Ersparungen sollen 300 Millionen Kronen, durch ein stärkeres Anziehen der Steuerfahraube 250 Millionen Kronen gewonnen werden. Auf die Details dieser Vorschläge einzugehen, erübrigt sich hier. Wichtig ist nur, daß die Steuerreserven sehr beschränkt sind und eine über das gegenwärtige Maß hinausgehende Besteuerung den Akkumulations- und Konsumtionsfonds sehr gefährlich bedroht. Zwar sagen Meisel und Spiethoff, daß das österreichische Steuersystem noch reiche Entwicklungsmöglichkeiten berge, aber sie selbst gestehen, daß die Verzehrungssteuern, deren Ergiebigkeit seit dem Aufkommen der Verkehrswirtschaft die Kata Morgana aller Finanzminister ist, in Oesterreich so gut entwickelt sind, daß sie keine schlummernden Rücklagen bieten, außer denen ihrer natürlichen Entwicklung. Die Luxussteuern, auf die das Autorenpaar verweist, sind ein geringer Trost: die Zölle auf englische Tuche, französische Seide, Spitzen, Hüte, Damenkleider, Wein usw.

Oesterreich hat also keine Steuerreserven, die es mobilisieren könnte, ohne seine Volkswirtschaft zu gefährden und die Erholung von den Schlägen dieses Krieges aufzuhalten. Professor Philippovich sagt es in seinem zitierten Artikel mit spindeldürren Worten:

„Da auch alle anderen Steuern (als die Verzehrungssteuern) schon von jeher eine in Deutschland unbekannt hohe haben — Gebäudezinssteuern mit Zuschlägen von Gemeinden und Land bis 50 Prozent, Steuern auf Aktiengesellschaften mit Zuschlägen bis zu 25 Prozent, Besoldungssteuern von Privatbeamten mit Zuschlägen bis 30 Prozent — muß man sagen, daß für weitere Steuererhöhungen keine Reserven mehr vorhanden sind. Dasselbe dürfte für Ungarn gelten."

Professor Philippovich fährt dann fort: „Es wird daher bei Rückkehr normaler politischer Zustände die Sorge der Regierung die sein müssen, in der Verwaltung Ersparungen zu machen." Ersparungen in der Verwaltung sind, wie die Beispiele beweisen, möglich und notwendig. Aber es wäre ein

gefährliches Unterfangen, wollte die österreichische Regierung versuchen, die Ersparungen auf Kosten der Gehälter der Beamten vorzunehmen, die Bezüge, wenn nicht zu schmälern, so doch nicht den fabelhaft hohen Wohn- und Lebensmittelpreisen anzupassen. Reformiert die österreichische Regierung die Verwaltung, so wird sie dieses große Unternehmen nur mit Erfolg in verständnisvoller Zusammenarbeit mit den österreichischen Beamten durchführen können, die ausgezeichnet organisiert sind, und die, so erfolgreich sie das Lebensniveau und damit die Moral ihres Standes gegen eine Verschlechterung verteidigen, verstehen werden, daß der Staat keine Futtertrippe ist, und die Jugend in der Volkswirtschaft ein weites Feld zu bestellen hat, das des Pfluges und des Sämanns harret. Auch an eine starke Vermehrung der Einkünfte aus werbenden Anlagen ist nicht zu denken.

Denn im Gegensatz zu Preußen sind Oesterreichs Bahnen kein Schaf mit goldenem Blicß, das man stets scheren kann und das stets Wolle gibt. Sie sind wegen der größeren Terrainschwierigkeiten teurer gebaut, der Verkehr ist geringer. In Preußen wurden die Privatbahnen in einer der schwersten kapitalistischen Krisen vom Staate billig erworben, in Oesterreich mußten sie zum bedungenen Preise gekauft werden, der nach ihrem Ertrage berechnet wurde. Die Privatgesellschaften investierten vor der Verstaatlichung so gut wie gar nichts und nutzten die Anlagen bis zum äußersten aus. Sie trafen zwei Fliegen mit einem Schläge: sie steigerten das Erträgnis und den Uebernahmepreis. Der Staat wurde doppelt belastet: durch den hohen Preis und durch die Notwendigkeit, das Material zu erneuern. In wie engen Grenzen sich die Neuanschaffungen der staatlichen Eisenbahnen gehalten haben, weiß jeder mit Bedauern zu berichten, der den Unterschied der Personenwagen dritter Klasse in Preußen und Oesterreich studieren durfte.

Nebenher sei getadelt, daß Meißel und Spiethoff die Herabsetzung des Existenzminimums fordern und die konkreten Vorschläge unserer Genossen im Abgeordneten Hause, an Stelle der von der Regierung vorgeschlagenen bessere Steuern zu setzen, übergehen: Aufhebung der Liebesgaben an die Schnapsbrenner; Erhöhung der Steuerfüße für alle Einkommen von mehr als 100 000 Kronen; Aufhebung der Befreiungen von der Personaleinkommensteuer, die dem Kaiser, den Erzherzogen und Offizieren zugute kommen; höhere Besteuerung der Klöster, Stifte und des Großgrundbesitzes.

Professor Julius Wolf³ schätzt die Kriegskosten Oesterreich-Ungarns für einen Tag, vielleicht zu niedrig, auf 20 Millionen Mark, für ein Jahr also auf 7,5 Milliarden Mark. Die Invasion Galiziens, Oberungarns, Syrmiens, der Butowina und der Reichslande hat einen Sachschaden von wenigstens 5 Milliarden Mark angerichtet. Die gesamten Kriegskosten, nicht gerechnet die Einbuße am Volksvermögen und Volkseinkommen, betragen also bei einjähriger Kriegsdauer rund 12,5 Milliarden Mark oder 15 Milliarden Kronen. Wird der Bedarf effektiv zu 6 Prozent verzinst, so ergibt sich ein Bedarf von 900 Millionen Kronen, von denen ungefähr 350 Millionen Kronen nach der Quote von Ungarn zu tragen sind. Die Quote bestimmt das Verhältnis, in dem Oesterreich und Ungarn für die

³ Dr. Julius Wolf, „Die Kriegsrechnung“. Berlin 1914, und Frhr. von Sedlitz und Neufirch, „Reichs- und Staatsfinanzen im Kriege.“ Leipzig 1914.

gemeinsamen Auslagen beizusteuern haben, und beträgt jetzt für Oesterreich 63,6, für Ungarn 36,4 Prozent. Oesterreich muß 550 Millionen aufbringen, aus neuen Steuern und Ersparungen, aus Steuern, von denen ein Mehrertragnis nicht sicher ist, und aus Verwaltungsreformen, die nicht wahrscheinlich sind. Aber nicht nur der Krieg kostet viel Geld, sondern auch die Umwandlung der Staats- und Volkswirtschaft aus dem Kriegs- in den Friedenszustand: das Reetablisement von Heer und Marine, die Wiederanschaffung von Borräten, besonders Munition und Proviant, die Wiederherstellung der Bahnen, besonders des Fuhrparks, der Wiederaufbau zerstörter oder beschädigter Festungen sowie der versenkten Kriegsschiffe, die Wiedereinrichtung der für besondere Kriegszwecke verwendeten Gebäude für ihre eigentliche Zweckbestimmung, die Fürsorge für die Kriegsinvaliden und die Hinterbliebenen der Kriegsteilnehmer und endlich die Deckung des Defizits im Staatshaushalt. Dazu kommt schließlich das Defizit des Friedensetats von 222 Millionen Kronen. Bei einjähriger Kriegsdauer wird die dauernde jährliche Neubelastung des österreichischen Etats, einschließlic des bisherigen Defizits, nach niedriger Schätzung 1,2 bis 1,5 Milliarden Kronen betragen, denen die sehr optimistischen Herren Meisel und Spiethoff nur 550 Millionen Kronen steuerlichen Mehrertrag und Verwaltungserparnisse gegenüberstellen können.

Schlechter als Oesterreich ist Ungarn daran, dessen Finanzlage sich zu der Oesterreichs wie die Oesterreichs zu der Deutschlands verhält. Der Redakteur des „Budapest Naplo“, Eduard Balgi, läßt in seiner, in der bekannten Sammlung „Zwischen Krieg und Frieden“ erschienenen Schrift „Deutschland und Ungarn“ den „Ungarn“ zum „Deutschen“ sagen: „Auf unseren Gütern und Häusern lasten etwa 4 Milliarden Kronen Schulden, auf den gemeinnützigen Kommunalwerken eine weitere Milliarde, und obendrein ist das alles zum größten Teil im Ausland placiert, wohin wir jährlich die Zinsen senden müssen. Was das bedeutet, wirst du daraus ersehen, daß unsere gesamten Barersparnisse, die in der Form von Spareinlagen angehäuft wurden, ebenfalls nur 4 Milliarden betragen. Also nicht mehr wie unsere Hypothekenschulden allein. Wo sind nun noch die übrigen Schulden? Unsere Wechselschulden, die wir zwar bei den heimischen Banken und Sparkassen aufgenommen haben, welche selbst aber zumelst von Wien aus finanziert werden? Wo die Staatsschuld, die ebenfalls im Ausland untergebracht ist, wohin die Schulden folglich zu zahlen sind? Es läßt sich nicht bestreiten und es ist offiziell bekanntgegeben, daß von den Schuldverschreibungen des ungarischen Staates im Jahre 1912 bloß 273 Millionen Kronen im Besiz einheimischer Banken, Sparkassen, Bodenkreditinstituten und Genossenschaften waren! Also nicht 5 Prozent der ganzen Staatsschuld. Von der Gesamtsumme der Obligationen und Pfandbriefe waren kaum 10 Prozent, nämlich 572 Millionen Kronen, in dieser Weise placiert. Auf 1183 Millionen bezifferte sich der Gesamtwert der Wertpapiere, die sich 1912 im Besiz ungarischer Kreditinstitute und der von ihnen verwalteten Fonds und Stiftungen befanden; in diese weniger als 1½ Milliarden sind nicht bloß Staatspapiere und Obligationen, sondern auch noch alle Aktien eingerechnet, während die Staatsschuld allein 7 Milliarden betrug. So sehr find wir dem Auslande gegenüber verschuldet, weil nur ein Bruchteil unserer Verpflichtungen im eigenen Lande placiert ist.“

In der Finanzlage Oesterreichs entstehen Probleme, auf die wir den Finger legen. Ihre Lösung eilt, denn in Wahrheit werden die von Philippovich, Meißel und Spiethoff geforderten Ersparungen nicht gemacht werden, die vorgeschlagenen Erhöhungen der Steuern im besten Falle die Ausfälle kompensieren, die der Fiskus infolge des geminderten National-einkommens und des eingeschränkten Konsums zu verzeichnen haben wird. Schon in Friedenszeiten genügt die Kapitalkraft Oesterreich-Ungarns nicht zur Befriedigung des Staatsbedarfes. Es muß in Frankreich, Holland, England, Deutschland, selbst in den Vereinigten Staaten Geld aufnehmen. Alle diese Kapitalmärkte werden nach Friedensschluß Fremden gesperrt bleiben, auch der deutsche und nordamerikanische, weil alle Länder den eigenen dringenden Kapitalbedarf von Staat und Wirtschaft kaum werden befriedigen können. Auch Rußland ist an das Ausland verschuldet, aber es verfügt selbst bei einem nüchternen Budget noch über enorme Einnahmequellen¹, Frankreich, das arg mitgenommen ist, hat keine Schulden, sondern Guthaben im Ausland, die vielleicht im Augenblick unbeweglich und zum Teil auch entwertet sein mögen, aber nicht verloren sind². Sollte sich aber doch der deutsche Markt öffnen, so wird man billig das Mindestmaß des Notwendigen nicht überschreiten dürfen. Die Umwandlung produktiven Kapitals in Rentekapital ist in Deutschland groß genug, um ernste Besorgnisse einzusflößen. Die Wiederbelebung von Handel und Wandel, Gewerbe und Industrie ist für Deutschland unendlich wichtiger als der Ankauf ausländischer Schuldverschreibungen. Gebieterisch verlangt aber sein Lebensinteresse eine vollkommene finanzielle Sanierung Oesterreichs, die ohne politische Neugestaltung nicht denkbar ist, und die ergänzt werden muß durch eine vollkommene Konsolidierung Ungarns, dessen finanzielle Kraft sich zu der Oesterreichs verhält wie die steuerliche Leistungsfähigkeit Oesterreichs zu der Deutschlands. An eine Befriedigung dieses Bedürfnisses kann aber nur ernstlich gedacht werden, wenn der Frieden die riesigen unproduktiven Ausgaben der Gegenwart durch eine Einschränkung der unproduktiven Ausgaben der Zukunft erträglich macht.

Eine Verteidigung der Zustimmung zu den Kriegskrediten.

Von K. Kautsky.

Am 6. März hielt Genosse David in Bielefeld eine Rede, die jetzt unter dem Titel „Sozialdemokratie und Vaterlandsverteidigung“ erschienen ist¹. Sie bezweckt eine Rechtfertigung der Abstimmung vom 4. August. dürfte jedoch keineswegs die Zustimmung aller Mitglieder der damaligen Majorität der Fraktion finden. Denn in bezug auf ihre Motive bildeten sie nichts weniger als eine geschlossene Masse, und es ist sehr fraglich, ob die

¹ Professor Dr. C. Ballod, „Rußlands Volkswirtschaft und Staatshaushalt“, „Bank-Archiv“, XIV, 4.

² H. Hartung, „Die wirtschaftliche und finanzielle Entwicklung Frankreichs und der Krieg“, „Bank-Archiv“, XIV, 7. Dr. Eugen Kaufmann, „Die Finanz- und Wirtschaftslage Frankreichs im Kriege.“ „Krieg und Wirtschaft.“ II. Heft. Tübingen 1915.

¹ Buchhandlung Volkswacht, Bielefeld. 20 Pf.

Argumente, die David in Bielefeld darlegte, am 3. und 4. August in der Fraktion großen Anklang gefunden hätten.

Nicht einmal die tatsächlichen Angaben, die David macht, sind immer einwandfrei. So sagt er auf Seite 15, die Tripelentente war eine

„auf den Vänderraub im größten Maßstabe ausgehende Unternehmung. In die Pläne dieser Eroberungskompagnie ist der deutsche Imperialismus störend hineingeraten. . . . Auch der deutsche Imperialismus war bestrebt, koloniale Eroberungen zu machen, aber diese koloniale Expansion war es nicht, die uns mit England in kriegerischen Konflikt brachte. Wir wissen heute, daß kurz vor dem Ausbruch des Weltkrieges ein Abkommen zwischen England und dem Deutschen Reich hinsichtlich der Kolonien in Afrika perfekt geworden war und nur noch der Unterschriften harrete. Also da hatte man sich geeinigt.“

Wenn es trotzdem zum Konflikt kam, fährt David fort, so war daran das Streben Englands und Rußlands nach Aufteilung der Türkei schuld. Deutschland suchte die Türkei zu erhalten und zu stärken, so namentlich durch den Bau der Bagdadbahn, „an sich ein friedliches wirtschaftliches Unternehmen. Aber es bedeutete eine Durchkreuzung jenes englisch-russischen Eroberungsplanes in Kleinasien“. Daher der Gegensatz zwischen englischem wie russischem und deutschem Imperialismus:

„Bei diesem ganzen Handel war Deutschland doch nicht der angreifende Teil. Deutschland wollte doch den bestehenden Rechtszustand, das heißt: das osmanische Reich, erhalten; es wollte verhüten, daß der russische Bär im Norden und der englische Löwe im Süden ihre Klauen in den Leib des osmanischen Reiches trieben, um es auseinander zu reißen.“

Diese Darstellung Davids ist zum Teil falsch. Er hat sie wohl auch, wie mancher andere, von Rohrbach entnommen, dessen Ausführungen aber nicht genau im Kopfe behalten, denn Rohrbach erklärt ausdrücklich, daß das Abkommen zwischen England und Deutschland sich nicht bloß auf Afrika beschränkte:

„Nehmt, wo sich alles gewandelt hat, kann man ja ruhig sagen, daß die Verträge mit England über die Abgrenzung unserer Interessengebiete im Orient und in Afrika fertig und unterschrieben waren (also nicht der Unterschrift harreten. R.) und nur noch um ihre Veröffentlichung verhandelt wurde. In Afrika war uns die englische Politik überraschend weit entgegengekommen. In der Türkei war nicht nur in der Bagdadbahnfrage dem deutschen Standpunkt weitgehende Rechnung getragen, sondern auch die damit zusammenhängenden Angelegenheiten, die Ausbeutung der mesopotamischen Petroleumfelder und die Tigris-Schiffahrt, die England schon ganz allein in Besitz gehabt hatte, waren unter deutscher Beteiligung geregelt. Danach hatte es den Anschein, als ob England sich mit dem Gedanken abgefunden hatte, sowohl in den afrikanischen Tropen, als auch im türkischen Orient den allgemeinen Wettbewerb Deutschlands auf breiterer Grundlage als bisher neben sich anzuerkennen. Der eigentliche psychologische Grund lag in dem allmählichen Zurücktreten der englischen Besorgnis vor den fälschlich geargwöhnten deutschen Angriffsplänen. . . .“

Die zunehmende Aktivität Rußlands in den Balkan- und Orientfragen war für England unbequem, so daß vom Beginn der ersten Balkankrise an die englische Politik öfters mit der deutschen parallel ging, mitunter sogar direkt zusammenarbeitete, um es nicht bis zum Vordringen Rußlands ans Mittelmeer in dieser oder jener Form kommen zu lassen.“ (Der Krieg und die deutsche Politik, S. 85.)

Rohrbach führt weiter aus, daß, als der Krieg zwischen den Zentralmächten und ihren Nachbarn ausbrach, England in eine schwierige Lage geriet. Es mußte sich entscheiden.

„Wer in aller Welt sollte Deutschland hindern, nachdem es im Bunde mit Oesterreich-Ungarn die Russen und die Franzosen besiegt hatte, mit dem Gelde der französischen Kriegsentfädigung und im Feuer des nationalen Aufschwungs nach dem Siege eine Flotte zu bauen, die der englischen vollkommen gewachsen war.“ (Seite 86.)

Man sieht, bei dem sachkundigen Rohrbach erscheinen die Dinge doch in etwas anderem Lichte als bei David. Rohrbach ist kriegsbegeisterter Englandhasser und glühender Imperialist. Trotzdem urteilt er über England unbefangener als der internationale Sozialdemokrat und Friedensfreund David.

Rohrbach weist aber auch auf eine Kriegsursache hin, von der David völlig schweigt: auf die Angst, die man auf verschiedenen Seiten vor einem feindlichen Angriff hatte, das heißt, auf das Wettrüsten. Dieses Schweigen bei David ist um so merkwürdiger, als gerade unsere Partei es stets gewesen war, die betonte, daß die imperialistische Expansionspolitik wohl die Ursache kriegerischer Verwickelungen erzeuge, daß aber das Wettrüsten, das aus dem Imperialismus hervorgehe, solche Verwickelungen geradezu unvermeidlich mache.

Der internationale Kongreß von Kopenhagen 1910 beschloß denn auch, die sozialdemokratischen Parteien sollten immer wieder die Abrüstung fordern. Bloß ein Redner sprach dagegen, Kadel. Sollte David in dieser Frage zu Kadel übergegangen sein? Sein Schweigen über den für die Sozialdemokratie wichtigsten Punkt in der Frage der Kriegsursachen wirkt befremdend. Um so wortreicher erweist er sich dort, wo er sich bemüht, eine der größten Verwechslungen dazu auszunutzen, ein Schreckgespenst für die Arbeiterschaft an die Wand zu malen. Die Verwechslung besteht darin, daß er ein Mittel der Kriegführung, das England anwendet, als ein Ziel hinstellt, das England im Frieden erreichen will. Er schreibt:

„Wirtschaftliche Kriegsziele sind von seiten Englands proklamiert worden, die nicht minder gefährlich für uns sind (als eine Verkleinerung Deutschlands). England verfolgt den Plan, Deutschland auszuhungern und es zeigt sich, daß England in der Tat in der Lage ist, uns die Zufuhr von Rohstoffen und Nahrungsmitteln in weitgehendem Maße abzuschneiden. Es hat uns die Zugänge zum Weltmeer versiegelt. Wie ein Riegel liegt England vor dem europäischen Kontinent, es beherrscht den Kanal und die nördliche Umfahrt, und auch überall draußen hat es die Eingänge zu den Meeren in seiner Gewalt. Im Bunde mit Frankreich kann es uns vollkommen vom Weltverkehr absperrern. Ein Sieg unserer verbündeten Feinde würde also unserer wirtschaftlichen Expansion im Osten eine nahe, unübersteigliche Schranke ziehen; er würde nach allen Seiten politisch und wirtschaftlich uns so einengen, daß unsere ganze Entwicklung bedroht wäre. Unserem Handel würden Fesseln angelegt, ein großer Teil unserer Industrie würde einfach erdroffelt werden. Das Wirtschaftsleben Deutschlands würde um Jahrzehnte zurückgeworfen werden.“ (S. 23.)

David setzt dann breit auseinander, was kein Mensch bestreitet, daß die deutsche Industrie ohne Zufuhr von Rohstoffen nicht bestehen könne und daß dies „für Millionen Arbeiterfamilien die Zertrümmerung ihrer Existenz zur Folge hätte. . . Die Kriegführung Englands hat diese Gefahr jetzt in ihrer ganzen Größe offenbart“.

Ein Mann, der auf ökonomisches Wissen Anspruch erhebt, wagt uns ein derartiges Durcheinander zu bieten.

Der Krieg hat gezeigt, daß es möglich ist, während seiner Dauer Deutschland vom Welthandel fast völlig abzuschließen, wenn fast alle Nachbarn seine Feinde sind. Diese Abschließung vom Welthandel hört mit dem Moment auf, in dem der Krieg aufhört. Das ist eine glatte Selbstverständlichkeit. Sie hat mit der Frage, ob Sieg oder Niederlage, nicht das mindeste zu tun. Daß eine Niederlage Deutschland schwer schädigen würde, ist natürlich ebenso selbstverständlich. Aber unter allen den schlimmen Folgen, die für den Fall einer Niederlage befürchtet werden, hat kein ernsthafter Politiker oder Ökonom auch eine „Absperrung von der Weltproduktion“ ins Auge gefaßt, weil sie während des Friedens einfach unmöglich ist. Man kann von ihr nur reden, wenn man zwischen Krieg und Frieden absolut nicht zu unterscheiden weiß. Oder bildet sich David ein, nach geschlossenem Frieden werde England fortfahren, alle nach Deutschland bestimmten Schiffe zu kapern, würden Frankreich und Rußland keine Waren mehr nach Deutschland lassen, werde Amerika keine Baumwolle, kein Kupfer mehr nach Deutschland transportieren dürfen? Man braucht bloß den Versuch zu machen, sich diese Absperrung im Frieden auszumalen, und man erkennt sofort die Sinnlosigkeit der ganzen Vorstellung.

Aber aus solcher Sinnlosigkeit zieht David weitgehende Konsequenzen:

„Daraus ergibt sich auch unser Friedensziel. In unseren Erklärungen vom 4. August und 2. Dezember 1914 haben wir gesagt, das Ziel des Kampfes sei die Sicherung unseres Landes. Darunter verstehen wir natürlich (!) nicht nur die Sicherung seiner territorialen Grenzen, sondern wir verstehen auch darunter, daß uns nicht der Hungerriemen um den Leib gezogen werden kann, daß uns die Tür zum Weltmarkt offen bleibt, daß wir den ungehinderten Zugang zu den Rohstoff- und Nahrungsquellen des Erdkreises behalten, daß uns die Möglichkeit, unsere wirtschaftlichen Kräfte in der weiten Welt arbeiten zu lassen, gegeben ist.“ (S. 25.)

Was doch die Sicherung des Landes nicht alles umfassen kann! Und aus dem ungehinderten Zugang der Rohstoffe und Nahrungsmittel der Erde zu uns, welcher Zugang am besten erreicht wird durch Freihandel, am meisten gehindert durch Schutzzölle, wird unterderhand der Zugang zu den Rohstoff- und Nahrungsquellen, und aus der Sicherung des Gedeihens der Arbeit in Deutschland wird unversehens die Sicherung des „Arbeitens unserer wirtschaftlichen Kräfte“ in der „weiten Welt“, das heißt, die Förderung des Kapitaleports wird zum Kriegsziel erhoben.

Jetzt glaubt David, seine Leser dort zu haben, wo er sie haben möchte, und so fährt er fort:

„Wir können uns als großes Volk der Anteilnahme an diesem Werk der wirtschaftlichen Welterschließung nicht entziehen. Und wir dürfen uns von der Ruhnießung kolonialer Gebiete nicht ausschließen lassen. Denn ein Volk, das sich ausschließen ließe, würde zur wirtschaftlichen Stagnation und im Gefolge davon zum politischen und kulturellen Stillstand verurteilt werden. Dies zu verhindern, dafür kämpfen wir in diesem großen Kampf und darum ist für uns Sozialdemokraten der glückliche Ausgang dieses Kampfes nicht weniger wichtig als für irgendeine andere Partei.“

David sagt nicht, was er unter der „Ruhnießung kolonialer Gebiete“ versteht. Doch nicht etwa den Freihandel nach den Kolonien anderer Staaten? Um den Freihandel wird der Krieg nicht geführt. Es kann hier nur die Ruhnießung eigener kolonialer Gebiete gemeint sein, also die Besitznahme solcher Gebiete.

Will das wirklich die Sozialdemokratie und hat sie darum die Kriegskredite bewilligt? Nicht zur Sicherung der Grenzen des Vaterlandes, sondern zur Förderung der Kolonialpolitik?! Und muß wirklich die Sozialdemokratie der großen Völker andere Grundsätze haben als die der kleineren? Gehört in großen Völkern zum sozialdemokratischen Programm das Streben nach Ausbeutung anderer Völker?

Unsere Partei hat die Kolonialpolitik stets abgelehnt, so einstimmig auf dem Parteitag von Mainz, an dem David teilnahm. Sie hat stets erklärt, die Kolonialpolitik bringe nicht erhöhte Sicherheit, sondern die Gefahr kriegerischer Verwickelungen und damit erhöhte Unsicherheit für das Land, das sie treibt. Will David die jetzige Situation benutzen, in unserer Partei für die Kolonialpolitik Stimmung zu machen, so tut er das in vollem Gegensatz zur bisherigen Haltung der Partei, und zwar ohne irgendein Argument für seine Auffassung anzuführen, das mehr wäre als eine hohle Seifenblase.

Wir dürfen aber auch annehmen, daß David hier nicht im Namen der Mehrheit derjenigen spricht, die am 4. August für die Kriegskredite stimmten. Wir haben allen Grund zu der Annahme, daß die Mehrheit sich damit nicht in Gegensatz zu den Ergebnissen unserer bisherigen Erfahrungen und zu den von unserer Partei akzeptierten Grundsätzen stellen wollte. Sonst hätten diejenigen recht, die in dem Verhalten der Fraktion einen Gesinnungswechsel, ein Ueberlaufen in das Lager des Imperialismus erblickten. Die Genossen, die für die Kriegskredite stimmten, haben alle Ursache, von der David'schen Deutung ihrer Abstimmung unzweideutig abzurücken.

Die Schule an die Front!

Von Arnulf.

Die öffentliche Erziehung ist heute zum großen Teil eine direkte Erziehung für den Krieg geworden; eine allgemeine Neuorientierung von Schule und Pädagogik nach den Gesichtspunkten und großen Bedürfnissen des Tages ist eingetreten. Der Zug der Zeit fordert auch die Schule an die Front, und daß sie mehr als bereit ist, zu folgen, zeigen sowohl Erscheinungen ihres inneren Betriebes wie auch die literarischen Produktionen auf diesem Gebiete.

Zur Abschaffung der Fremdsprachen, wie einige nationalistische Heißsporne verlangten, ist es ja nicht gekommen; aber eine Verdeutschungsbewegung hat eingesetzt, daß sich die früheren Sprachreiner seit des seligen Opitz' Zeiten hörbar im Grabe herumdrehen und die liebe Jugend mit ihren Tabellen von Fremdwörtern, die sie ins Deutsche zu übertragen hat, von Pontius zu Pilatus laufen muß, um Hilfe bei dieser Arbeit zu finden.

Es ist nur zur Beruhigung ängstlicher Gemüter, wenn der frühere Vortragende Rat im preußischen Kultusministerium Dr. Adolf Matthias in seiner Flugschrift „Krieg und Schule“ (Heft 16 der Sammlung „Zwischen Krieg und Frieden“, S. Hirzel in Leipzig, 50 S. 80 Pf.) sagt: „Es sind ja gar nicht so große Umwälzungen nötig, nur ein Herabsetzen weniger dringlicher und weniger wertvoller Forderungen zugunsten wichtigerer Unterrichtsstoffe, mehr Entfugungsfähigkeit derer, die im Besitze alter Unterrichtsstoffe sind und deshalb auch im Rechte zu sein glauben.“ In Wahrheit will

er nichts Beringeres als eine Erziehung durch den Krieg und für den Krieg! Neue Pflichten, führt der Verfasser aus, liegen unserer Schule für die Zukunft ob. Die Gegenwartswerte müssen viel kräftiger gepflegt werden, als es geschieht. Daß der Schulmeister bei Saboma gesiegt habe, ist eine Phrase, mit der man nichts weiter bezeugt als Ueberhebung. Die Schule kann und muß künftig weit mehr tun, um unser waffengewaltiges Volk noch mehr innerlich zu kräftigen. Der Geschichtsunterricht soll in erster Linie Gegenwartsgeschichte behandeln, der Unterricht in der Erdkunde mehr in den Dienst des Geschichtsunterrichts treten, also politische Geographie werden. Ueberhaupt mehr Raum für den geschichtlichen Unterricht, auch darum, weil er mit der Staatsbürgerkunde innig verwachsen ist, Verständnis für staatsbürgerliches Wissen, für politische Fragen der Gegenwart vermitteln soll.

Man steht bereits, wohin die Reise geht. Was da wohl über die Sozialdemokratie gelehrt werden soll!

Aber warum kann neben der Gegenwartsgeschichte nicht auch die griechische und römische mit Liebe behandelt werden? Warum können die verschiedenen Sprachen nicht in der Schule Heimatsberechtigung finden? Warum muß der eine Unterrichtsstoff vor dem anderen zurücktreten, sobald neue Erziehungsideale, wie hier durch den Krieg auftauchen? Nun — weil in der heutigen (Volks-) Schule alle genau denselben Bildungsgang vollenden müssen, nach dem Ideal der allgemeinen gleichen Bildung, die ein gewisses Minimum nicht überschreiten darf. Der Kampf der Unterrichtsfächer und Unterrichtsstoffe gegeneinander würde aber aufhören, wenn durch die Schaffung größtmöglicher Bildungsgelegenheit jedem die freie Entwicklung seiner individuellen Anlagen garantiert würde, was natürlich einen entsprechenden Fortschritt der gesamten sozialen Verhältnisse, die Vergesellschaftung aller Produktions- und Bildungsmittel zur Voraussetzung hätte. In der Arbeit, der erzieherischen, von der Ausbeutung befreiten, haben wir die Verschmelzung von Wissen und Können, in der Arbeitsschule der Zukunft die Einheit von Schule und Leben vor uns.

Die gegenwärtige Zeit läßt uns etwas dergleichen ahnen, indem sie eine Pädagogik der Lat befürwortet und möglichst sogar betreibt. Für große Umwälzungen ist man „auf schulischem Gebiete“, wenigstens was die Volksschule betrifft, sonst bekanntlich nicht gewesen. Jetzt aber möchte (möchte!) sich die Schule zu vaterländischen Zwecken stracks in eine Arbeitsschule verwandeln, denn des Wollfachsens, Paketeschnürens, Geldsammelns, Vaterlandsliedervertreibens ist kein Ende. Einmal stand man auch schon im Begriff, Lehrer und Schüler für die Landarbeit zu beurlauben, da erinnerte man sich noch rechtzeitig der „Arbeitslosen“.

Ueber die pädagogische Qualität der Veranstaltungen ist damit nichts gesagt. Einmal ergibt sich für die Lehrer in Folge der Einberufungen aus ihren Reihen eine Mehrbelastung mit Arbeit, und die Stetigkeit des Unterrichts wird durch häufige Versetzungen von einer Schule zur andern arg behindert; dann aber läßt sich bei der Erfüllung der neugestalteten Aufgaben auch der Charakter des Improvisierten nirgends verkennen. Immerhin geht der Schulmechanismus noch ziemlich seinen Gang und bezeichnenderweise oft so sehr, daß Wünsche laut wurden, man möge bei den Examenanforderungen doch die Zeitstimmung auch etwas in Rücksicht ziehen.

Das Uhrwert der Schule funktioniert zur Beruhigung und Erhebung der Kinderwelt und des gesamten Landes im allgemeinen weiter wie zuvor und wird nötigenfalls durch Einstellung weiblicher Lehrkräfte in Bewegung erhalten. Man hat aber die Lehrenden eindringlich auf ihre hohe Verantwortung in dieser Zeit hingewiesen und ihnen neben der besonderen Pflege des vaterländischen Geschichts- und Gesinnungsunterrichts das religiös-erbauliche Moment ans Herz gelegt. In diesem Sinne sind der Jugend auf Anregung der höchsten Schulbehörde die Gegenwartereignisse nahe zu bringen, in möglichst lebhaften Bildern darzulegen und „geistige und sittliche Reime in die Herzen der Jugend zu senken, die aufgehen sollen zu segensreicher Frucht für unseres teuren Vaterlandes Wohl und gesunde Zukunft“. (H. Matthias.) Die Jugend soll Verständnis für diesen Krieg gewinnen. Wir wollen unsern Schülern sagen, „daß dieser unheimliche Krieg kommen mußte, früher oder später“, ihnen zeigen, wie der „Reid der Nachbarn zu Lande und überm Meere auf das aus Schwäche zur Stärke umgewandelte deutsche Volk wuchs und wuchs“, „wie gerne wir Frieden gehalten hätten, das soll unsere Jugend von uns hören, und wie unser Kaiser immer wieder nachgegeben hat, anstatt mit eiserner Faust auf den Tisch zu schlagen, wenn das anmaßende Wesen der Franzosen und Engländer und auch der Russen unseren berechtigten Ansprüchen entgegentrat, bis schließlich die Sache zu arg wurde und die russischen Rüstungen gefahrdrohend sich zusammenzogen zum vernichtenden Stoße gegen unser Vaterland“. Allerdings warnt der Verfasser vor plumper Gesinnungsmacherei, wie sie „vielfach bisher“ stattfand; aber das Resultat der verstärkten Bemühungen und verstärkten Tendenz kann doch eigentlich kein anderes sein, als daß die Jugend nun noch viel mehr in die vorgeschriebene Gesinnungsschablone hineingezwängt wird.

Das bringt schon die Schwierigkeit der unterrichtlichen Darstellung mit sich. Man höre nur die Verfasserin der kleinen Schrift „Der Krieg und unsere Kinder“ (Anregungen für Eltern und Erzieher von Elise Zurbellen-Pfleiderer, Verlag von Friedrich Andreas Perthes u.-G., Gotha, 1915, 36 Seiten, 50 Pfennig), die den Versuch macht, für die naive gestellten Kinderfragen nach dem Warum? und Wozu? des Krieges Antwortmaterial zu geben und der es gewiß nicht an pädagogischem Takt fehlt. Es soll

„in der ganzen deutschen Jugend das Bewußtsein geweckt, oder, wo es schon vorhanden ist, bestärkt werden, daß wir Deutschen unter den Kämpfenden das wertvollste Volk sind. Im einzelnen läßt sich das ja Kindern schwer beweisen: von geistiger Arbeit, von sittlicher Tüchtigkeit, von Volksfruchtbarkeit, von Qualitätsware, von sozialer Fürsorge kann man ihnen noch keine Anschauung geben. Aber manches läßt sich doch vielleicht begreiflich machen. Daß wir Deutschen das gebildetste Volk sind, ist schnell bewiesen mit der Zahl der Analphabeten in unserm und im französischen oder gar russischen Heer. Daß wir die Anständigsten sind, haben schon beim Kriegsausbruch unsere Kleinen tief empfunden, denn auch sie hörten von der ehrlichen Friedensliebe Deutschlands und dem ränkevollen Erdrosselungsversuch unserer Nachbarn. Und jetzt hören sie täglich von unserer klaren, knappen Berichterstattung und den Lügenfeldzügen auf allen Seiten. Daß wir die Bestdisziplinierten sind, daran zweifeln sie gar nicht, wenn sie hören, wie drüben die Stiefel fehlten, wieviel Blindgänger unter den Granaten sind, daß die Feinde im eigenen Lande plündern — und wie bei uns alles so sicher klappt. Eines Kindes nationales Selbstbewußtsein zu steigern, dürfte niemals schwer sein, am wenigsten in solcher Zeit.“

Wenn diese Verfasserin, der es im Ernst darum zu tun ist, den Feinden Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, schon in solchem Maße nationaler Einseitigkeit verfällt, was will man dann vom Durchschnitt der Lehrer fordern?

Daß die Volksschullehrer protestieren würden gegen die Anschulldigung, sie erziehen Barbaren, hätte man ihnen auch ohne den Protest geglaubt!

„Die Schule soll bei aller Erziehung zur Friedensliebe auch eine Vorschule zum Kriege und zu mannhafter Kraft der Hammerführung sein und bleiben“, läßt sich der Verfasser von „Krieg und Schule“ vernehmen, der ein feines Organ für offizielle Schulpolitik selbst da verrät, wo er bestehende Zustände kritisiert. Ellen Key, „Das Jahrhundert des Kindes“, ist Mutterföhnchen-Pädagogik, vor der sich der bessere Teil unserer Jugend ins rauhere Gelände der Natur zu kriegerischer Vorbereitung rettete. Die Schulbank soll nicht „in überspannter Hygiene mit dem weichlichen Polster entlastender Methodik“ ausgestattet werden. Der große Krieg hat der „seichten Pädagogik“, die vom Preise der R e c h t e des Kindes überquoll, ein rasches Ende bereitet und „auf dunklem, blutgerötetem Hintergrunde das heilige Wort „Pflicht“ widerstrahlen lassen“.

Es ist ein gelinder Widerspruch zwischen diesen Ausführungen und denen des Genossen Rühle, der kürzlich den Satz schrieb: „Man wird einmal sagen dürfen, daß die neue Erziehung aus den Schützengräben zu uns gekommen sei.“ Das wird nicht ganz richtig sein, meint er, aber doch etwas sehr Richtiges enthalten. Die moderne Infanterie fordert Selbständigkeit und persönliche Tüchtigkeit von jedem einzelnen. Dazu bedarf es aber einer Erziehung, die viel früher einsetzt als die militärische Ausbildung. Schon die Schule muß wichtige, vielleicht die wichtigste Vorarbeit geleistet haben.

Wird das aber geschehen, fragen wir, wenn man die Rechte des Kindes, die in dem freien Spiel seiner Kräfte, in seiner vielseitigen Betätigung bestehen, oder vielmehr bestehen sollten, statt sie zu erweitern, schmälert und die Jugend mehr noch als bisher ins Joch der heiligen Pflicht spannt?

In das Joch der Erziehung zum Krieg! —

Das sozialistische Erziehungsideal berührt sich einesteils in der Tat mit dem Erziehungsideal, das der gegenwärtige Weltkrieg auslöst; aber die Tendenz ist es, die beide unterscheidet, und die ist denn doch das Wesentlichste.

Anzeige.

Hermann Wendel, **Weltkrieg und Sozialdemokratie**. Eine Rede an die Freiburger Wähler am 5. Mai 1915. Dresden, A. Kadon u. Co. 32 Seiten. 30 Pf.

Eine Ablehnung der Kriegskredite hätte bedeutet, daß die Sozialdemokratie erklärte, sie wolle mit der Verteidigung des Heimatbodens nichts zu tun haben. In diesem Falle wären all die Hunderttausende sozialdemokratischer Reservisten, Landwehrleute und Landstürmer nur mit Unlust zu den Waffen geeilt. Mit der Zustimmung zu den Krediten haben wir dem Vaterland nicht nur soundso viel Kisten Gold bewilligt, sondern auch den Willen zum Sieg.

Die Ursachen des Krieges seien keineswegs überall imperialistische Bestrebungen. Nur der Konflikt zwischen Deutschland und England sei ein eigentlich imperialistischer. Eine Niederlage Deutschlands würde zu seiner Zertrümmerung führen; das wäre aber zugleich der schwerste Schlag für die internationale Arbeiterbewegung. Eine Niederlage Englands aber würde dort den Sozialismus stärken.

Schließlich zitiert Wendel Aussprüche französischer und belgischer Parteigenossen gegen die Friedensagitation und verurteilt die Schmähung der Gegner.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 11

Ausgegeben am 11. Juni 1915

33. Jahrgang

Nachdruck des Textes nur mit Quellenangabe gestattet

Die Sozialdemokratie im Weltkrieg.

Von K. Kautsky.

I.

In der Nummer 10 veröffentlichten wir eine Besprechung der Bielefelder Rede des Genossen David. Gerade als diese Besprechung in die Presse ging, erschien eine erweiterte Ausgabe derselben Rede in Form eines Buches, das 12 Bogen umfaßt.¹ Das Buch bringt natürlich viel mehr Material als das Broschürchen, das die Rede wiedergibt. Wir finden jedoch in den Hinzufügungen nichts, was uns veranlassen könnte, unser früheres Urteil irgendwie abzuändern. Was wir von der Broschüre gesagt, gilt auch von dem Buch.

Es regt uns nur noch zu einigen Zusätzen an.

Seine wesentlichste Aufgabe ist dieselbe wie die der Bielefelder Rede, die Verteidigung der Abstimmungen vom 4. August und der folgenden über die Kriegskredite. Es bildet die jüngste der Streitschriften der äußersten Rechten unserer Partei gegen den linken Flügel. David drückt sich in der Form gemäßigter aus als manche der bisherigen Kritiker. Doch in der Sache stellt er sich auf den gleichen bequemen Standpunkt, den seine Vorgänger eingenommen haben. Ablehnung der Kredite ist auch ihm gleichbedeutend mit Vaterlandslosigkeit, ihre Bewilligung also eine Selbstverständlichkeit. So ruft er:

„Für viele unserer politischen Gegner war die nationale Haltung der Sozialdemokratie eine Ueberraschung. Daß es aber auch in den Reihen der Sozialdemokratie Leute gab, die eine andere Haltung erwarteten, denen unsere Zustimmung zu den Krediten eine Enttäuschung bereitete, ist schwer zu verstehen. Jene politischen Gegner, die uns ein Versagen in der Stunde der Not zutrauten, hatten ihre Kenntnis über Wesen und Ziel der Sozialdemokratie aus der einseitigen Quelle gehässiger, gegnerischer Blätter geschöpft. Tausendmal hatten sie es in ihrem Leibblatt gelesen, daß die vaterlandslose Gesinnung zu einem echten Sozialdemokraten gehöre, wie der Pferdefuß zum leibhaftigen Gottseibeius. Aber welche Entschuldigung haben Mitglieder der Sozialdemokratie, die unsere Literatur über die Frage der „Vaterlandslosigkeit“ kennen, die in jedem Wahlkampf diesen perfiden Vorwurf zurückgewiesen hätten?“ (Seite 24.)

Jene unentschuldbaren Mitglieder der Sozialdemokratie wagen gegenüber dieser moralischen Verdonnerung schüchtern nur auf die eine kleine Tatsache hinzuweisen, daß in unserer ganzen Literatur vor dem Kriege nirgends auch nur ein einziger Satz zu finden ist, der im Namen des Vaterlandes in jedem Krieg unter allen Umständen die Bewilligung der Kriegskredite fordert und jedes andere Verfahren als Vaterlandslosigkeit brandmarkt.

¹ Dr. E d u a r d D a v i d, M. d. R., Die Sozialdemokratie im Weltkrieg. Berlin, Buchhandlung Vorwärts. Preis 2 Mark.

Vorbildlich wurde immer die Haltung Bebels und Liebknechts 1870 gepriesen, die die Kriegskredite nicht bewilligten, und immer haben wir uns dagegen verwahrt, daß diese Haltung als Vaterlandslosigkeit bezeichnet werde. David selbst feiert in seinem Buche wieder Bebels Patriotismus. Dabei kann er aber nicht umhin, auch Bebels und Liebknechts Verhalten im Deutsch-Französischen Kriege zu erwähnen. Er sucht um die Schwierigkeit, die ihm daraus erwächst, dadurch herumzukommen, daß er hervorhebt, sie hätten die Kriegskredite nicht abgelehnt, sondern sich bloß der Stimme enthalten. „Das ist ein gewaltiger Unterschied.“ (Seite 25.) Gewiß, aber keiner, aus dem hervorgeht, daß nur derjenige das Vaterland liebt, der bewilligt.

David selbst weist mit Befriedigung auf die serbische und russische Sozialdemokratie hin, die die Kriegskredite ablehnten. Es fällt ihm nicht ein, sie deswegen der Vaterlandslosigkeit zu zeihen. Im Gegenteil. „Jede Kritik an dem Verhalten der russischen Sozialisten wäre verfehlt.“ (Seite 163.) Warum? Wohl sind, nachdem der Krieg einmal ausgebrochen, Rußland und Serbien im Falle der Niederlage auch von Invasion und Verkleinerung bedroht, aber unsere Genossen haben in Rußland mit einer Regierung zu tun, deren „Zusammenbruch als die unbedingt notwendige Voraussetzung jeder fortschrittlichen Entwicklung betrachtet wird“, und außerdem war die russische Regierung die angreifende und nicht die angegriffene Partei.

Nun, die Sozialisten Serbiens motivierten ihre Ablehnung anders, und auch die Rußlands sahen keineswegs in ihrer Regierung den allein schuldigen Teil. Doch sehen wir davon ab. Auf jeden Fall gibt David mit seiner eigenen Argumentierung zu, daß die Ablehnung der Kriegskredite keineswegs gleichbedeutend ist mit Vaterlandslosigkeit oder Gleichgültigkeit gegen die Verwüstung oder Verkleinerung des Landes. Er wird doch nicht behaupten wollen, daß die serbischen und russischen Sozialisten die Schädigung ihrer Heimat wünschten? Er rechtfertigt die Ablehnung in Rußland mit dem mangelnden Vertrauen zur Regierung.

Wenn unsere Literatur vor dem Kriege den Vorwurf der Vaterlandslosigkeit zurückwies, so war das demnach nichts weniger als gleichbedeutend mit der Versicherung, in einem kommenden Kriege jeder Regierung unbefehle alle von ihr verlangten Mittel zu bewilligen, ohne auch nur zu fragen, ob die von ihr verfolgte Politik nicht die Nation aufs höchste gefährde und einem Abgrund zuführe.

Die Davidsche Berufung auf unsere Parteiliteratur wäre nur dann gerechtfertigt, wenn für die Sozialdemokratie Vaterlandsliebe wenigstens während eines Krieges gleichbedeutend wäre mit bedingungsloser Unterstützung jeder gerade am Ruder befindlichen Regierung, welchen Charakter immer diese fragen mag.

II.

Die Abstimmungen über die Kriegskredite waren keine einfache Sache, am allerwenigsten die vom 4. August. Die Schwierigkeit lag nicht bloß in den verwickelten Verhältnissen des Weltkriegs, sondern auch darin, daß von der Haltung unserer Fraktion nicht greifbare materielle, sondern unwägbare moralische Wirkungen, die sogenannten Imponderabilien, abhingen. Daß die Regierung die geforderten Milliarden erhielt, das stand fest. Von der Abstimmung unserer Fraktion hing dabei gar nichts ab. Dagegen mußte

diese Abstimmung den tiefsten Eindruck auf die proletarischen Massen machen. Aber welchen? Das lag nicht ohne weiteres klar zutage. Es war ebenso möglich, daß sie die Bewilligung der Kriegskredite als einen Bruch mit unseren bisherigen Grundsätzen auffaßten wie auch das Gegenteil eintreten konnte.

Man mochte aus einer Ablehnung die Gleichgültigkeit gegen Niederlage und feindliche Invasion mit allen ihren entsetzlichen Folgen, ja sogar den Wunsch danach herauslesen. Das war natürlich nicht der Gedankengang der Minderheit, die die Kriegskredite ablehnen wollte. Der ging in anderer Richtung. Sie stimmte jenem Satz der Fraktionserklärung zu, der sagt:

„Die Folgen der imperialistischen Politik, durch die eine Ära des Wettrüstens herbeigeführt wurde und die Gegensätze unter den Völkern sich verschärften, sind wie eine Sturmflut über Europa hereingebrochen. Die Verantwortung hierfür fällt den Trägern dieser Politik zu, wir lehnen sie ab.“

Die Minderheit meinte, die logische Folge dieser Ablehnung der Verantwortung sei auch die Ablehnung der Kriegskredite. Mit der Bewilligung nehme man vor dem Volke die Verantwortung für den Krieg und auch für die Kriegführung und die Kriegsziele einer Regierung auf sich, der unsere Partei bisher jedes Vertrauen verweigert habe.

In der Tat konnte man die Zustimmung zu den Kriegskrediten so auffassen, und das hätte sicher bedeutet, daß wir über Nacht unsere bisherige Politik in ihr Gegenteil verkehrten. Doch war das nicht die einzige mögliche Deutung. Die Fraktionserklärung fuhr fort:

„Uns drohen die Schrecknisse feindlicher Invasionen. Nicht für oder gegen den Krieg haben wir heute zu entscheiden, sondern über die Frage der für die Verteidigung des Landes erforderlichen Mittel.“

Legte man den Nachdruck auf diesen Satz, und fügte man noch hinzu die Beurteilung des Eroberungskriegs, die in der Erklärung später folgte, dann brauchte die Bewilligung der Kriegskredite nicht als Kundgebung des Vertrauens zur Regierung zu gelten, nicht als Versprechen, ihre Politik während des Krieges moralisch zu unterstützen, sondern nur als Ergebnis einer Zwangslage, einer Notlage, wobei unsere Haltung als Partei unverföhnlicher Opposition in keiner Weise eine Änderung erfahren sollte.

So konnte man die Bewilligung deuten. Aber es mußte nicht geschehen. Wie immer wir uns entscheiden mochten, ob wir die Kredite ablehnten oder sie bewilligten, wir mußten damit rechnen, daß unser Verhalten die extremste, für uns ungünstigste Deutung erfuh, nicht nur bei den Gegnern, die alles mißdeuten, was wir tun, sondern bei dem Proletariat selbst.

Dieser Schwierigkeit konnten wir meines Erachtens am besten entgehen, wenn wir uns an das Vorbild Bebels und Liebknechts im Jahre 1870 hielten, die Stimmenthaltung übten. Dem wurde von beiden Seiten entgegengehalten, daß eine Fraktion von 110 Mann anders handeln müsse als eine von zwei Mann. Dem war zu entgegnen, wenn aus der größeren Macht größere Pflichten entspringen, dann gebraucht wenigstens Eure Macht, macht Eure Abstimmung davon abhängig, daß die Regierung Garantien für die Ziele ihrer Kriegführung gibt. Sind wir die stärkste Partei, dann dürfen wir uns doch nicht jeden Einflusses auf das Kriegsziel begeben. Es wäre widersinnig, sollte gerade unsere Stärke uns verpflichten, die Regierung völlig unabhängig von unserer Kontrolle zu machen.

Darauf wurde erwidert, daß für die Wechselfälle des Krieges und der Regierungen keine Garantien gegeben werden könnten. Die Regierung möge beim Ausbruch des Krieges keine Eroberungsabsichten haben. Ein überwältigender Sieg über die Gegner würde solche Absichten unwiderstehlich machen und die Regierung hinwegfegen, die sich ihnen widersetze.

Das ist richtig, wäre jedoch ein Einwand nur dann, wenn es sich bei der Abstimmung um materielle und nicht um moralische Wirkungen gehandelt hätte. Wollten wir einen unübersteiglichen Wall gegen auftauchende Eroberungsgelüste haben, dann freilich wurde er durch bloße Versicherungen der Regierung nicht gebildet. Indes wäre ein solcher Wall beim Ausbruch des Krieges auch auf keine andere Weise aufzubauen gewesen. Wir erreichten schon viel, wenn wir durch die Festsetzung von Bedingungen für die Abstimmung den Eindruck nicht aufkommen ließen, als seien wir gewillt, fortan der Regierung bedingungslose Gefolgschaft zu leisten. Unsere Friedenspropaganda wäre uns später sehr erleichtert worden. Und die Gegnerschaft des Auslands gegen Deutschland sehr abgeschwächt.

Näher lag jedoch eine andere Möglichkeit. Es war zu erwarten, daß die Regierung es ablehnte, von vornherein jede Eroberung von sich zu weisen. — Dann wären wir durch die Festlegung unserer Bedingungen verpflichtet gewesen, gegen die Kredite zu stimmen, konnten es jedoch in vorteilhafterer Position tun als bei unbedingter Ablehnung, da wir uns bereit erklärt hätten, sie für einen Krieg zu bewilligen, der bloß der Abwehr diene.

Die bedingungslose Bewilligung der Kredite wurde mit großer Mehrheit beschlossen. Nun, dachte mir, ging wohl die wichtigste Aufgabe der Genossen dahin, es zu erreichen, daß die Auffassungen der Mehrheit wie der Minderheit der Fraktion vor der Welt nicht in ihrer extremsten, der Partei ungünstigsten, sondern in jener Deutung erschienen, die mit der bisherigen Haltung der Partei und mit ihrer inneren Geschlossenheit am besten vereinbar waren. Leider ist es anders gekommen. Von der äußersten Linken wie der äußersten Rechten setzte bald die Kritik, hier an der Mehrheit, dort an der Minderheit ein. Versprach das von vornherein keine Klärung, solange die Verhältnisse des Burgfriedens andauerten, die in vielen Punkten eine offene Aussprache erschwerten, so wurde die Verwirrung noch vermehrt dadurch, daß jede Seite die Auffassung der anderen in ihrer extremsten Deutung untersuchte. Die Kritik zwar wurde dadurch sehr erleichtert, aber das Verständnis der wirklich treibenden Kräfte in unserer Partei aufs höchste verdunkelt. Davids Buch haut leider, wie wir gesehen haben, in die gleiche Kerbe.

III.

David stellt die Diskussion über die Bewilligung der Kriegskredite von vornherein auf eine falsche Basis, indem er die Minderheit, die jene Kredite ablehnen wollte, der Vaterlandslosigkeit verdächtigt. Doch übt er ausgleichende Gerechtigkeit. Denn nicht nur die Haltung der Minderheit, sondern auch die der Mehrheit der Fraktion deutet er im extremsten Sinne.

Die Mehrheit selbst hatte sich am 4. August in ihrer Erklärung auf das Schärfste gegen die Politik des Imperialismus und des Wettrüstens ausgesprochen, den Krieg als eine Folge dieser Politik angesehen, wofür die

Verantwortung den Trägern dieser Politik zufalle. Unsere Partei lehne die Verantwortung für den Krieg ab.

Von dieser Auffassung spüren wir in der Davidschen Darstellung keinen Hauch. Vom Betrüsten, dem eigentlich Schuldigen, ist in seinem Buch ebenso wenig die Rede wie in seiner Bielefelder Rede, und statt die Verantwortung für die Folgen der imperialistischen Kritik allen ihren Trägern gleichmäßig zuzuschieben und von uns abzulehnen, unterscheidet er einen braven, defensiven und einen bösen, aggressiven Imperialismus und versucht mit Nachdruck die Sache des ersteren. (Siehe namentlich Seite 68 und 96.)

Seine Darlegungen über die Verhältnisse und Vorkommnisse, die zum Kriege führten, stehen in schroffstem Gegensatz zu den Bekundungen unserer Partei bis zum Kriege. Einige Probbchen ihrer Schiefheit und Einseitigkeit haben wir schon in unserer Besprechung seiner Bielefelder Rede gegeben. Darüber hinauszugehen, ist unter dem Regime des Burgfriedens schwer möglich. Hier können wir Kritik nicht an den Resultaten üben, zu denen David kommt, sondern nur die Methode kennzeichnen, die er anwendet.

So schreibt er z. B. über das russisch-französische Bündnis, das Marx schon 1870 als notwendige Konsequenz der Eroberung Elsaß-Lothringens durch Deutschland erkannt hatte:

„Das alte Ziel Frankreichs, die Ausdehnung seiner Grenzen bis an das linke Rheinufer, hatte, wie Friedrich Engels in seinem Schriftchen „Po und Rhein“ (1859) treffend darlegte, eine eminent strategische Bedeutung für Frankreich. Eine nicht minder große Bedeutung hatte der Besitz des linken Rheinufers aber auch in ökonomischer Hinsicht. Die französische Bourgeoisie hat eine Anleihe nach der anderen an Rußland gegeben, um dieses instand zu setzen, seine Armee auf die Höhe der modernen Technik zu heben, seine strategischen Bahnen und seine Festungen im Westen auszubauen. Das erschien an sich schon als kein schlechtes Geschäft. Im Hintergrund winkte als höherer Lohn die Wiedergewinnung der 1870 verlorenen Provinzen und womöglich der 1801—1815 besessenen übrigen Rheingebiete dazu. Diesem Ziele zuliebe mußte alle politische Moral schweigen. So schreckten die honetten Republikaner nicht davor zurück, das durch die Revolution von 1905 vorübergehend banterotte Regiment des Despoten an der Nema mit ihren Milliarden wieder flottzumachen und ihm zu helfen, mit Kerker und Galgen furchtbare Rache zu nehmen an den russischen Freiheitskämpfern.“ (Seite 55.)

Nach dieser famosen Darstellung müßte man annehmen, die „honetten Republikaner“ unterstützten 1905 und 1906 den Zaren, weil sie seine Hilfe gegen Deutschland brauchten, dem sie das linke Rheinufer abnehmen wollten. Kein Wort davon, daß in edlem Wettstreit mit französischen Kapitalisten deutsche Kapitalisten unter der Führung eines großen Berliner Bankhauses zahlreiche Millionen in russischen Wertpapieren anlegten, also dem Zaren halfen, „seine Armee auf die Höhe der modernen Technik zu heben“. Kein Wort davon, daß das gesamte kapitalistische Europa, Deutsche wie Franzosen, Juden wie Christen, dem Zaren in seiner Bedrängnis beistand!

Aber dann wie fein die Methode, dem Leser zu suggerieren, Frankreich habe sich mit Rußland verbündet, um das linke Rheinufer zu gewinnen! David hütet sich, das direkt herauszusagen, denn dann müßte er doch Beweise bringen, und da geriete er in große Verlegenheit. Dafür erzielt er die gleiche Wirkung, ohne sich zu einem Beweise zu verpflichten, wenn er sich auf Engels beruft, der im Jahre 1859 — Welch neues Datum — darauf

hingewiesen hatte, warum die Franzosen e h e d e m das linke Rheinufer anstrebten. Jawohl, es bildete für sie eine günstige strategische Grenze. Aber Engels war weit entfernt davon, zu behaupten, sie habe „für Frankreich eine eminente Bedeutung“. Er wies darauf hin, daß, wenn Frankreich nicht das ganze linke Rheinufer von Basel bis zur Mündung ins Meer besitze, für den Schutz von Paris die Aufrechterhaltung der belgischen Neutralität sehr wichtig werde. Da aber nicht darauf zu rechnen sei, ein angreifendes Deutschland werde sie beachten, sei die Befestigung von Paris notwendig geworden.

„Seitdem Paris befestigt ist, kann Frankreich die Rheinprovinz entbehren.“ (Engels, Po und Rhein, Ausgabe Bernstein, Seite 44.)

Auf diese Weise bewies Engels die „eminente strategische Bedeutung (des linken Rheinufers) für Frankreich“.

Dieser „Beweis“ aus der Zeit des zweiten Kaiserreichs genügt David, zu behaupten, die „honetten Republikaner“ im zwanzigsten Jahrhundert wollten gleich die „1801—1815 besessenen Rheingebiete“ annectieren. Hat er überlegt, wie weit diese Gebiete reichen? Zu ihnen gehört ganz Belgien und ein gutes Stück Holland. Diese wurden also nach seiner Behauptung von Frankreich bedroht! Wertwürdig dabei die französischen Sympathien der heutigen Belgier und Holländer! Zur Zeit Napoleons, als Engels die zitierte Broschüre schrieb, waren sie antifranzösisch. Damals war Frankreich nach dem Besitz Belgiens lüstern.

Um mißverständlichen Auslegungen vorzubeugen, sei hier darauf hingewiesen, daß gerade in der zitierten Schrift Engels sich ausdrücklich gegen die Theorie der „ausschließlich durch militärische Erwägungen festgestellten Grenzen“ wendete.

Noch schärfer allerdings tat es Marx in der zweiten Adresse des Generalrats über den Deutsch-Französischen Krieg (9. September 1870), wo es heißt:

„Aber ehrlich gesprochen, ist es nicht überhaupt eine Ungereimtheit und ein Anachronismus, wenn man militärische Rücksichten zu dem Prinzip erhebt, wonach die nationalen Grenzen bestimmt werden? . . . Wenn die Grenzen durch militärische Interessen bestimmt werden sollen, werden die Ansprüche nie ein Ende nehmen, weil jede militärische Linie notwendig fehlerhaft ist und durch Annexion von weiterem Gebiet verbessert werden kann; und überdies kann sie nie endgültig und gerecht bestimmt werden, weil sie immer dem Besiegten vom Sieger aufgezwungen wird und folglich schon den Keim eines neuen Krieges in sich führt.“

So viel über die Anschauungen, die Marx und Engels von den strategischen Grenzen hegten. Kehren wir zu David zurück.

In gleicher Weise, wie über die französische Republik orientiert er die Leser auch über die Parteigenossen Frankreichs. Ich habe schon an anderer Stelle einige Beispiele seiner Darstellungen gegeben, deren Schiefe und Einseitigkeit geeignet ist, in die Internationale unnötigerweise Verbitterung hineinzutragen, wo gerade jetzt die äußerste Zurückhaltung und taktvolles Trachten nach besserem gegenseitigen Verständnis nötiger ist als je.

Hier noch ein weiteres Beispiel seiner Darstellungsmethode. Er behauptet, zwischen Jaurès und den übrigen französischen Genossen habe eine große Kluft bestanden:

„Am verständnislosesten stand die auf ihre Intelligenz so stolze französische Nation der Haltung der deutschen Sozialdemokratie gegenüber. Mit Jaurès schien

der einzige Mann gefallen zu sein, der zu einem objektiven Urteil über die deutsche Situation befähigt war.“ (Seite 98.)

Hier wird Jaurès entschieden in Gegensatz zu seiner Partei gebracht. Er habe über die deutsche Sozialdemokratie und die deutsche Regierung ganz anders gedacht wie seine Genossen. Und der Beweis dafür? David beruft sich nicht auf Aussagen von Jaurès selbst. Er weiß eine viel zuverlässigere Quelle über die französischen Parteiverhältnisse.

Auf Seite 77 teilt er mit, die „Münchener Post“ habe im Januar „Auszüge aus dem Brief einer hohen russischen Aristokratin, einer nahen Verwandten des Zaren veröffentlicht“. Weder der Name der hohen Dame noch der ihres Adressaten wird genannt. Wir erfahren nur, daß er „ein Mitglied der hohen österreichischen Aristokratie“ ist, der es aus „nationalen Gründen für richtig hielt, einiges Wesentliches aus dem Brief der deutschen Öffentlichkeit zu übergeben“. Wieso dieser erlauchten Gesellschaft dabei gerade die „Münchener Post“ am nächsten lag, erfahren wir auch nicht. Man sollte meinen, daß sich jedermann hüten wird, ein solches Mysterium als historische Quelle zu benutzen. Unser Münchener Parteiorgan hat es auch für besser gehalten, aus dem Brief keine Schlüsse zu ziehen. Es druckte ihn ohne Kommentar ab.

David besitzt größere Kühnheit. Er wagt es, sich in einer Schrift, die auf wissenschaftlichen Wert Anspruch macht, auf dieses anonyme Zeug aus Petersburg zu stützen, um daraus die Arbeiter Deutschlands über die Sozialdemokratie Frankreichs zu unterrichten! Selbst wenn der Brief echt war, bezeugte er nichts als die geringe Intelligenz der Brieffschreiberin. So teilt die Verwandte des Zaren mit:

„Zur Zeit der Anwesenheit Poincarés und Vivianis hatte Bendendorff bereits aus London berichtet, daß die von England mit Belgien, Portugal, Japan geschlossenen Koalitionen jedes Risiko für alle Teilnehmer ausschlossen.“

Man denke! Die Allianz mit Portugal usw. schloß für Rußland und Frankreich jedes Risiko aus! Nun durften sie beruhigt in den Krieg ziehen. David scheint diese Mitteilung sehr ernsthaft zu nehmen, denn hinter der Nennung Belgiens bringt er ein Ausrufungszeichen an.

Was weiß nun jene mysteriöse Fürstin über Jaurès zu berichten? Sie sagt: „Die eigentliche Entscheidung war schon bei der Anwesenheit Poincarés und Vivianis in Petersburg gefallen“, und fährt dann fort:

„Seinen Haupttrumpf beim Zaren habe Nikolai mit der angeblichen Versicherung Vivianis ausgespielt: „Die französische Regierung habe mit Annahme von Jaurès die ganze Sozialdemokratie geschlossen hinter sich und könne darüber hinaus die Gewähr bieten, daß die revolutionären Elemente Rußlands aller Schattierungen während des Krieges von jeder aggressiven Haltung gegen die Zarenfamilie und die Regierung absehen würden.““

Hier haben wir also die Mitteilung einer anonymen Dame, die irgendwo in Petersburg beim Tee gehört hat, was der Zar vom Großfürsten Nikolai gehört haben soll, was dieser von Viviani gehört haben will. In der Tat, eine zuverlässigere Quelle über den französischen Sozialismus kann man sich nicht vorstellen.

Sogar David kommen einige Bedenken:

„Wie weit die hierin gegen Poincaré und Viviani erhobenen Anklagen richtig sind, kann nicht festgestellt werden. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Viviani über

die Haltung der französischen und russischen Sozialisten so bindende Versicherungen abgegeben hat, aber ebensowenig trägt die Äußerung den Stempel freier Erfindung. Die Bemerkung betreffend Jaurès verdient besondere Beachtung.“

Das nennt man Quellenkritik!

Die von Viviani erzählten Äußerungen „können nicht festgestellt werden“, sind „nicht wahrscheinlich“, wir können hinzufügen, sind blödsinnig, aber sie passen David in den Kram, und darum fühlt er sich berechtigt, sie zu benutzen, mit der Motivierung, sie müßten ja nicht notwendigerweise ganz erfunden sein! Ja, er unterstreicht noch die Bemerkung über Jaurès als besonders beachtenswert!

Hätte er sein Wissen über Parteiverhältnisse statt in anonymem angeblichem Petersburger Klatsch in Parteikreisen gesucht, dann vermochte er ohne weiteres festzustellen, wie es mit Jaurès stand. Freilich wäre ihm das wenig erfreulich gewesen. Wenige Tage vor seinem Tode wohnte Jaurès noch der letzten Sitzung des Internationalen Bureaus in Brüssel bei, in Begleitung von Baillant, Guesde, Sembat und Longuet. Unter der französischen Delegation herrschte vollständige Harmonie. Sie waren alle einig darin, daß die französische Regierung in dem Streben nach Beruhigung der russischen ihr möglichstes tue. Damit wird das Petersburger Geschwäg Lügen gestraft, das behauptet, die französische Regierung habe im Bund mit Nikolai beim Zaren den Krieg geschürt. Wohl stand damals die französische Sozialdemokratie geschlossen hinter ihrer Regierung, aber nur deshalb, weil sie ihrer Friedensliebe vertraute. Und Jaurès war darin mit seinen Genossen völlig einig.

David selbst gibt später (Seite 83) eine andere Darstellung, die mit der auf Seite 77 mitgeteilten unvereinbar ist und nur das mit ihr gemein hat, daß sie sich als ebenso falsch erweist.

Er erzählt, daß die französischen Genossen von ihrer Regierung die Einwirkung auf die russische im Sinne des Friedens verlangten, „was sich mit dem von deutscher Seite in Paris angestrebten Ziel deckte“ (S. 83), und daß die französische Regierung das ablehnte. Danach hätten also die deutsche Regierung und die französische Sozialdemokratie das gleiche Streben gegenüber der französischen Regierung an den Tag gelegt und diese ihre Pflicht veräußert. Jaurès stellte in Brüssel die Dinge ganz anders dar. Er betonte auf das entschiedenste, daß die französische Regierung zur Erhaltung des Friedens ihre volle Pflicht tue. Er erhob Anklagen nicht gegen die französische Regierung, sondern nach anderen Seiten hin, und zwar nicht bloß in vertraulicher Sitzung, sondern in öffentlicher Versammlung. David selbst kennt diese Rede, er zitiert folgendes Stück daraus (Seite 120):

„Unsere Pflicht ist es, darauf zu bestehen, daß die französische Regierung mit Nachdruck auf Rußland einspreche, sich zurückzuhalten. Sollte aber unglücklicherweise Rußland dem nicht nachkommen, so ist es unsere Pflicht, zu erklären: Wir kennen nur einen Vertrag, den Vertrag, der uns an das Menschengeschlecht bindet.“

Aber Jaurès sagte in Brüssel noch mehr. Er wandte sich an uns deutsche Sozialdemokraten und erklärte: Eure Pflicht ist es, darauf zu bestehen, daß die deutsche Regierung mit gleichem Nachdruck und in gleichem Sinne auf Oesterreich einwirkt. Das ist unerläßlich zur Erhaltung des Weltfriedens.

Ebenso wenig wie auf Saurès darf David sich auf Engels berufen. Auch da gelingt es ihm nur dadurch den Schein einer Übereinstimmung herbeizuführen, daß er von sehr entscheidenden Sätzen abieht. Aus dem jetzt so viel angezogenen Artikel aus dem Jahre 1892 zitiert er wohl den Satz, daß im Falle eines Angriffs Frankreichs und Rußlands auf Deutschland die deutschen Sozialisten sie bekämpfen müßten. Aber David sieht ab von der Wiedergabe der folgenden Sätze, wo gezeigt wird, wie Engels diese Bekämpfung sich vorstellte. Er mag seine Gründe haben, mit Rücksicht auf den Burgfrieden von der Wiedergabe dieser weiteren Sätze abzu sehen. Aber er darf nicht die Rücksicht auf den Burgfrieden dahin ausnutzen, einen Artikel, der eine der seinigen entgegengesetzte Taktik fordert, für sich in Anspruch zu nehmen.

Und wie hier, so auch an anderen wesentlichen Stellen des Buches. Seine Darstellung steht und fällt mit dem Burgfrieden. Innerhalb seines Bereichs und für seine Dauer mag sie bei Gemütern, denen die wirklichen Zusammenhänge fremd sind, einige Wirkung erzielen. Außerhalb seines Bereichs wirkt sie der leiseste kritische Lufthauch um wie ein Kartenhaus. Und es stände schlimm um die Bewilligung der Kriegskredite, wenn sie nur mit Davidschen Argumenten zu verteidigen wäre.

Die auswärtige Politik der alten Internationale und ihre Stellungnahme zum Krieg.¹

Von N. Kjašanoff.

I.

Die Fragestellung.

„Die Tradition aller toten Geschlechter lastet wie ein Alp auf dem Gehirn der Lebenden. Und wenn sie eben damit beschäftigt scheinen, sich und die Dinge umzuwälzen, noch nicht Dagewesenes zu schaffen, gerade in solchen Epochen revolutionärer Krise beschwören sie ängstlich die Geister der Vergangenheit zu ihrem Dienste herauf, entlehnen ihnen Namen, Schlachtparole, Kostüme, um in dieser altehrwürdigen Verkleidung und mit dieser erborgten Sprache die neue Weltgeschichtszene aufzuführen.“

Solch einer neuen „weltgeschichtlichen Totenbeschwörung“, wie sie Marx nennt, wohnen wir jetzt wieder bei. Heute dient sie dem Zwecke, die neuen Kämpfe zu verherrlichen, die von außen gestellte, von übermächtigen weltgeschichtlichen Kräften aufgedrungene Aufgabe in eine aus der inneren Entwicklung der Sozialdemokratie sich notwendig entwickelnde, von ihren Prinzipien angeblich vorgeschriebene zu verwandeln. Statt sich damit zu begnügen, die angenommene Haltung durch die bittere Not, die bekanntlich nicht nur kein Gebot, sondern auch keine Resolutionen kennt, zu erklären durch die neuen Bedürfnisse der Gegenwart, klammert man sich — vielleicht im Bewußtsein, daß die neue Methode nicht ganz im Einklang mit dem alten Programm steht — an die Vergangenheit, um in ihr eine Stütze für diese neue Methode zu suchen. Man beruft sich dabei nicht nur auf die großen

¹ Für diese Abhandlung benutzte der Verfasser Dokumente, die demnächst in dem Werke „Das Urkundenbuch der Internationale“ veröffentlicht werden.

Toten, auf Marx und Engels, Bebel und Liebknecht, man appelliert auch an die alte Internationale, um in ihr eine prinzipielle Rechtfertigung zu finden.

Es steht in der Tat fest, daß die zweite Internationale, deren Beschlüsse — auch ein Stück Papier — von den jetzt „kriegführenden“ oder „zentralen“ sozialdemokratischen Parteien mitverfaßt sind, den Krieg als Methode des Emanzipationskampfes des Proletariats in entschiedenster Weise verwarf und nur den Verteidigungskrieg „gegen kriegerischen Angriff und gewaltsame Unterdrückung“ als Ausnahme zuließ.

Nicht so in bezug auf die alte Internationale. Schon früher hörten wir von Vertretern der unterdrückten Nationalitäten, die immer auf einen europäischen oder Weltkrieg als Mittel der Verwirklichung ihrer nationalen Ideale rechneten, daß im Gegensatz zur zweiten Internationale die alte viel „revolutionärer“ war, und auch jetzt hören wir wieder, sowohl von den Verteidigern wie von den Anklägern der Haltung, die verschiedene sozialdemokratische Parteien beim Ausbruch des Krieges einnahmen, daß die alte Internationale eine ganz andere auswärtige Politik befürwortete, die nichts weniger als pazifistisch war.

Heinrich Weber,² einer der hervorragendsten Mitarbeiter des wissenschaftlichen Organs der deutschen Sozialdemokratie in Oesterreich, schrieb:

„So war die Politik der alten Internationale keineswegs eine Politik des Friedens. Sie betrachtete den Krieg als ein unermeyliches Ergebnis der kapitalistischen Produktionsweise. Erst mit dem Kapitalismus werde die Kriegsgefahr verschwinden. Solange der Kapitalismus besteht, sei der Friede eine Utopie. Das Proletariat könne aber der kriegerischen Politik der herrschenden Klassen nicht teilnahmslos gegenüberstehen. Es müsse sie in die Richtung zu drängen versuchen, die sein Interesse erheischt. Sein höchstes Interesse aber sei die Zertrümmerung Rußlands.“

Oder wie es F. Adler³ neuerdings wiederholt:

„Die alte Internationale hatte auf ihrem Programm den Kampf gegen Rußland, der „ein Teil des allgemeinen Kampfes für die Emanzipation der arbeitenden Klassen“ sei. Die neue Internationale hat kein Programm für den Fall des Krieges aufgestellt, und sie wird wohl schwerlich ein positives aufstellen können. Denn in der Zeit der alten Internationale kam nur der Eroberungskrieg für die Demokratie in Frage, und da konnten sich die Völker des Westens, in denen einzig das Proletariat eine wesentliche Rolle spielte, wohl auf eine Kriegslosung einigen.“

Allerdings ist F. Adler nicht so apodiktisch wie H. Weber; er sagt, daß der Satz, den er zitiert, sich nur in der Inauguraladresse findet und auf keinem späteren Kongresse der alten Internationale wiederholt wurde. Es unterliegt aber für ihn ebensowenig wie für H. Weber einem Zweifel, daß die alte Internationale sowohl in ihrer auswärtigen Politik, wie in ihrer Stellungnahme zum Krieg „keineswegs eine Politik des Friedens“ verfolgte. Betrachten wir aber die Sache näher.

² H. Weber, Der Sozialismus und der Krieg, „Der Kampf“, 1. Dezember 1912, Seite 101.

³ F. Adler, Die Sozialdemokratie in Frankreich und der Krieg, „Der Kampf“, Februar 1915, Seite 70.

II.

Die auswärtige Politik der Inauguraladresse.

Man betrachtet gewöhnlich diese Adresse als das offizielle Programm der alten Internationale. Das ist aber eine Legende, die mit anderen Legenden über das Programm der alten Internationale auch von Jaech wiederholt wurde. So sagt er über die Inauguraladresse, daß sie bis zum Genfer Kongreß, ebenso wie die Statuten und das Reglement, einen provisorischen Charakter hatte und erst in Genf zu einem anerkannten offiziellen Aktstück wurde.¹

Leider ist diese Behauptung gänzlich aus der Luft gegriffen. Auf dem Genfer Kongreß widmete man der Inauguraladresse kein Wort. So leidenschaftlich in der Kommission und auch im Plenum die provisorischen Statuten und Reglements erörtert wurden — die Inauguraladresse hat man gänzlich ignoriert. Und aus einem einfachen Grunde. Sie verfolgte einen bestimmten Zweck: die europäische Arbeiterklasse darüber zu informieren, was für Motive die Arbeiter verschiedener Länder, die sich am 28. September 1864 in dem öffentlichen Meeting zu St. Martins Hall in London versammelten, zur Stiftung der Internationalen Arbeiterassoziation anspornten. Es war Marx' diplomatische Geschicklichkeit, daß es ihm gelungen ist, in dieser rein geschichtlichen Adresse seine persönlichen Ansichten, wenn auch in sehr abgeschwächter Form, hineinzusetzen. Er konnte somit durch die Inauguraladresse propagandistisch wirken und eine günstige Stimmung für seine Ansichten auf dem künftigen Kongreß der Internationale vorbereiten. Es ist ja bekannt, daß in den provisorischen Bestimmungen, die das eigentliche Programm der alten Internationale von Anfang an bildeten, nicht alle seine Ansichten einen ganz unverfälschten Ausdruck fanden, und daß Marx gezwungen war, mit anderen Ansichten Kompromisse zu schließen.

Diese provisorischen Statuten und Reglements, die mit einigen Änderungen auf dem Genfer Kongreß gutgeheißen wurden, bilden seitdem das offizielle Programm der alten Internationale und sind als solches oft abgedruckt worden. Die Inauguraladresse dagegen war und blieb nichts weiter als eine Kundgebung des provisorischen Zentralrats, der bis zum Genfer Kongreß funktionierte, und wurde nach dem Genfer Kongreß nie mehr vom Generalrat auch in seinen offiziellen Veröffentlichungen wiederholt. Wäre es anders, dann hätte der innere Kampf in der alten Internationale, der später anläßlich der politischen Tätigkeit der Arbeiterklasse entbrannte, einen ganz anderen Verlauf genommen. Proklamierte doch die Inauguraladresse die Eroberung der politischen Macht als eine der ersten Pflichten der Arbeiterklasse!

Man wird aber einwenden, daß, so richtig es sein mag, daß die Inauguraladresse nie das offizielle Programm der alten Internationale war, sie in der Tat doch den Krieg gegen Rußland als „einen Teil des allgemeinen Kampfes für die Emanzipation der arbeitenden Klassen“ proklamierte, und damit wird die ganze auswärtige Politik der alten Internationale als eine kriegerische gezeichnet. Und der Verfasser dieser Adresse war kein geringerer als Karl Marx!

¹ G. Jaech, Die Internationale, Leipzig 1904, Seite 26.

Die historische Kritik aber beweist, daß auch diese Auffassung der Inauguraladresse auf einer Legende beruht.

Wenden wir uns daher an das Original.⁵ Ueber Rußland spricht Marx in dem letzten Absatz der Inauguraladresse. Er konstatiert zuerst, daß „die vergangene Erfahrung gezeigt hat, wie Mißachtung des Bandes der Brüderlichkeit, welches die Arbeiter der verschiedenen Länder verbinden und sie anfeuern sollte, in allen ihren Kämpfen um die Emanzipation fest zusammen zu stehen, stets gezüchtigt wird durch die gemeinschaftliche Vereitelung ihrer zusammenhangslosen Versuche“. Das war die eine Ueberzeugung, die das Meeting in St. Martins Hall bewog, die Internationale Arbeiterassoziation zu gründen. Aber auch „eine andere Ueberzeugung besetzte jenes Meeting“. Es war das Bewußtsein, daß eine derartige innere Politik der Arbeiterklassen, die auf ihre Emanzipation hinzielt, unvereinbar ist mit der auswärtigen Politik der herrschenden Klassen. Wir zitieren diese Stelle wörtlich nach der Uebersetzung, die im Berliner „Sozialdemokrat“ in den Nummern 2 und 3 (vom 21. und 30. Dezember 1864) erschienen ist, also in der Fassung, in der sie schon vor dem Genfer Kongreß bekannt geworden ist:

„Wenn die Emanzipation der Arbeiterklassen das Zusammenwirken verschiedener Nationen erheischt, wie jenes große Ziel erreichen mit einer auswärtigen Politik, die frevelhafte Zwecke verfolgt, mit Nationalvorurteilen ihr Spiel treibt und in piratischen Kriegen des Volkes Blut und Gut vergeudet? Nicht die Weisheit der herrschenden Klassen, sondern der heroische Widerstand der englischen Arbeiterklasse gegen ihre verbrecherische Torheit bewahrte den Westen Europas vor einer transatlantischen Kreuzfahrt für die Verewigung und Propaganda der Sklaverei. Der schamlose Beifall, die Scheinsympathie oder idiotische Gleichgültigkeit, womit die höheren Klassen Europas dem Meuchelmord des heroischen Polen und die Erbeutung der Bergfeste des Kaukasus durch Rußland zusahen; die ungeheueren und ohne Widerstand erlaubten Uebergriffe dieser barbarischen Macht, deren Kopf zu St. Petersburg und deren Hand in jedem Kabinett von Europa, haben den Arbeiterklassen die Pflicht gelehrt, in die Geheimnisse der internationalen Politik einzudringen, die diplomatischen Akte ihrer respektiven Regierungen zu überwachen, ihnen, wenn möglich, entgegenzuwirken; wenn unmöglich, zuvorkommen, sich zu vereinen in gleichzeitigen Denunziationen, und die einfachen Gesetze der Moral und des Rechts, welche die Beziehungen von Privatpersonen regeln sollten, als die obersten Gesetze des Verkehrs von Nationen geltend zu machen. — Der Kampf für solch eine auswärtige Politik ist eingeschlossen im allgemeinen Kampf für die Emanzipation der Arbeiterklasse.

Proletarier aller Länder, vereinigt Euch!“⁶

⁵ Die Inauguraladresse wird in deutschen Schriften meist nach der Eichhoffschen Uebersetzung zitiert, die man in dem Leipziger „Hochverratsprozeß“ abgedruckt findet. Doch ist diese Uebersetzung keineswegs verläßlich und an einigen Stellen geradezu irreführend.

⁶ Wegen der Wichtigkeit dieses Passus sei hier auch der Wortlaut des englischen Originals mitgeteilt:

„If the emancipation of the working classes requires their fraternal concurrence, how are they to fulfil that great mission with a foreign policy in pursuit of criminal designs, playing upon national prejudices, and squandering in piratical wars the people's blood and treasure? It was not the wisdom of the ruling classes, but the heroic resistance to their criminal folly by the working classes of England that saved the West of Europe from plunging headlong into an infamous crusade for the perpetuation and propa-

Man kann Marx' Worte drehen, wie man will, es ist unmöglich, diese Stelle in die Predigt eines Krieges überhaupt und eines Krieges gegen Rußland insbesondere zu verwandeln. Man würde damit den tiefen Gedanken völlig verkennen, den Marx hier so klassisch formulierte: den Hinweis auf den notwendigen Zusammenhang zwischen der inneren und der auswärtigen Politik; die Warnung vor dem beschränkten nationalen Egoismus der rückständigen Schichten des Proletariats, die bereit sind, mit den herrschenden Klassen die auf Unterdrückung anderer Völker berechnete auswärtige Politik mitzumachen und nicht merken, daß eine derartige auswärtige Politik, trotz augenblicklicher wirtschaftlicher Vorteile, ihre Position in der inneren Politik schwächt; die Aufforderung, alle Mächenschaften der geheimen Diplomatie stets im Auge zu behalten und in die Geheimnisse der internationalen Politik einzudringen. Man würde mit obiger Auslegung die auswärtige Politik der Arbeiterklasse auf das Niveau der Vulgärdemokratie herunterbringen, sie mit der auswärtigen Politik der damaligen ungarischen, italienischen, polnischen, rumänischen Revolutionäre identifizieren, die, ungehindert durch die Forderungen des Emanzipationskampfes des Proletariats, im Interesse ihrer Nation bereit waren, mit den Unterdrückern anderer Nationen zu paktieren.

Der Kampf gegen die Diplomatie aller europäischen Regierungen, gegen eine auswärtige Politik, die frevelhafte Zwecke verfolgt, mit Nationalvorurteilen ihr Spiel treibt und in piratischen Kriegen der Völker Blut und Gut vergeudet; der Kampf für eine auswärtige Politik, die die einfachen Gesetze der Moral und des Rechts, welche die Beziehungen von Privatpersonen regeln sollten, als die obersten Gesetze des Verkehrs von Nationen geltend machen will — der Kampf für solch eine auswärtige Politik bildet nach der Inauguraladresse „einen Teil des allgemeinen Kampfes für die

gation of slavery on the other side of the Atlantic. The shameless approval, mock sympathy, or idiotic indifference, with which the upper classes of Europe have witness the mountain fortress of the Caucasus falling a prey to, and heroic Poland being assassinated by Russia; the immense and unresisted encroachments of that barbarous power, whose head is at St. Petersburg, and whose hands are in every cabinet of Europe, have taught the working classes the duty to master themselves the mysteries of international politics; to watch the diplomatic acts of their respective governments; to counteract them, if necessary, by all means in their power; when unable to prevent, to combine in simultaneous denunciations, and to vindicate the simple laws of moral and justice which ought to govern the relations of private individuals the rules paramount of the intercourse of nations.

The fight for such a foreign policy forms part of the general struggle for the emancipation of the working classes.

Proletarians of all countries, unite!“

⁷ Der Wiener Soziologe R. Goldscheid behauptet in seiner unlängst erschienenen Schrift „Das Verhältnis der äußeren Politik zur inneren“, die sich vorteilhaft von dem übrigen Troß der pazifistischen Literatur unterscheidet: „Marx hat eben außer acht gelassen, wie die soziale Entwicklung aus inneren Tendenzen durch die äußere durchkreuzt wird.“ Sowohl diese Äußerung, wie Goldscheids Kritik des wissenschaftlichen Sozialismus liefern einen neuen Beweis, daß es leichter ist, über einen Gegenstand „kritisch“ zu urteilen, als ihn kennen zu lernen.

Emanzipation der arbeitenden Klassen“, und nicht der Krieg gegen Rußland, wie es Heinrich Weber und nach ihm Friedrich Adler behaupten.

Auch während des „tollen Jahres“ war für Marx und Engels der Krieg gegen Rußland an ganz konkrete Bedingungen gebunden, nie als ein Eroberungskrieg unter der Führung der bestehenden Gewalten gedacht, vielmehr als ein Krieg des revolutionären Deutschlands im Bunde mit dem übrigen revolutionären Westeuropa gegen das despotische Rußland und seine möglichen Bundesgenossen.⁸ Die Situation im Jahre 1864 war aber eine ganz andere als 16 Jahre vorher. Hatte doch die Erfahrung des polnischen Aufstandes gezeigt, mit was für einer „idiotischen Gleichgültigkeit“ oder „schamlosem Beifall“ oder zynischer Liebedienerei die englische und andere Regierungen dem „Meuchelmord des heroischen Polen“ zuzahen.

Wahr ist nur, daß Marx auch in den sechziger Jahren der Todfeind des russischen Zarismus blieb, der immer bereit war, „seine diplomatischen Akte zu überwachen, ihnen wenn möglich: entgegenzuwirken, wenn unfähig: sie zu denunzieren“, der diese seine Ueberzeugung mit voller Energie propagierte, der aber nicht minder bereit war, dasselbe Werk auch den nicht barbarischen Regierungen Westeuropas gegenüber zu vollbringen, der ebenso scharf die diplomatischen Akte eines Bonaparte, eines Palmerston, eines Bismarck überwachte und denunzierte. Aber einen Krieg zu predigen im Namen der Internationalen Arbeiterassoziation — man muß sich wirklich wundern, wie eine solche Legende entstehen konnte!

Als das wichtigste Mittel, Westeuropa vor dem Zarismus zu schützen, betrachtete Marx auch in den sechziger Jahren die Wiederherstellung Polens. Und er tat alles, um aus dieser Ansicht auch das Leitmotiv der auswärtigen Politik der alten Internationale zu machen. Mit welchen Argumenten, mit welchen taktischen Empfehlungen, mit welchem praktischen Erfolg, werden wir im nächsten Kapitel sehen.

⁸ Wir werden noch Gelegenheit haben, diese Frage ausführlicher zu behandeln. Wie aber die Tradition auch den Blick solcher Forscher, wie Heinrich Weber, trübt, zeigt nicht nur sein Zitat aus der Inauguraladresse, sondern auch das aus dem Nachlaß: „Der Krieg, der möglicherweise jetzt aus den Beschlüssen in Frankfurt entstehen kann, würde ein Krieg Deutschlands gegen Preußen, England und Rußland sein. Und gerade solch ein Krieg tut der einschlummernden deutschen Bewegung not; ein Krieg gegen die drei Großmächte der Konterrevolution, ein Krieg, der Preußen in Deutschland wirklich aufgehen, der die Allianz mit Polen zum unumgänglichen Bedürfnis macht, der die Freilassung Italiens sofort herbeiführt, der gerade gegen die alten konterrevolutionären Alliierten Deutschlands von 1792—1815 gerichtet ist, der „das Vaterland in Gefahr bringt und gerade dadurch rettet, indem er den Sieg Deutschlands vom Siege der Demokratie abhängig macht“. Aus diesem Zitat läßt Weber alle von uns unterstrichenen Zeilen weg, erseht sie durch die Worte „Krieg gegen Rußland, das wäre usw.“ und fügt hinzu: „So schrieb damals Karl Marx!“ Heißt das nicht, den Weg versperren, um den Unterschied zwischen der Marx'schen Auffassung und der platten bürgerlich-demokratischen Russophobie verstehen zu lernen? Das, was Weber unterschiebt, steht noch unter den Anklagen, die Bakunin gegen den angeblichen Verteidiger des „Empire Knouto-Germanique“ schleuberte.

⁹ „Soweit in der Adresse die internationale Politik vorkommt, spreche ich von countries (Ländern), nicht von nationalities (Nationalitäten) und denunziere Rußland, nicht die minores gentium (kleineren Staaten).“ Marx an Engels, 4. November 1864.

(Fortsetzung folgt.)

Die finanzielle Kriegsrüſtung Frankreichs.

Von G. Iſch—ſy.

Schon beim Kriegsausbruch war der franzöſiſche Finanzmarkt ſtark erſchüttert. Zu ſeiner damaligen Schwäche trug es ſicherlich viel bei, daß das franzöſiſche Kapital durch die ſüdamerikanische Krise ſtark mitgenommen wurde. Die wirtschaftliche Lage in Südamerika hatte ſich fortwährend verſchlechtert, bis die Krise endlich im Frühjahr 1914 akut wurde. Die Pariſer Finanzwelt ſteht aber mit Südamerika in enger Beziehung. Nach den Berechnungen von Neymarck betrug der franzöſiſche Beſitz an argentinischen, braſilianischen und mexikanischen Papieren im Jahre 1910 4—5 Milliarden, d. h. etwa 10—12 Prozent des ganzen franzöſiſchen Beſitzes an ausländiſchen Werten. Seitdem ſoll dieſer Betrag eher noch geſtiegen ſein. Und anderſeits wies auch der direkte Kredit, den die franzöſiſchen Banken ſüdamerikanischen Unternehmungen gewährten, eine Steigerung auf. Leroy ſpricht in der „Revue de deux mondes“ von der Leichtfertigkeit, mit der den egotiſchen Staaten Konti eröffnet wurden, und dieſe „Leichtfertigkeit“ beklagt auch Raſſalowicz im „Journal des Economistes“. Die ſüdamerikanische Krise verſchärfte die Situation auf dem Pariſer Finanzmarkt, der ſchon durch die allgemein ungünſtige Konjunktur bedrängt war. Unter ſolchen Bedingungen ſcheiterte die am 7. Juli 1914 zur Zeichnung aufgelegte Anleihe, die die Koſten des Ueberganges zur dreijährigen Dienſtzeit decken ſollte. Allerdings wurde ſie anfangs etwa 37mal überzeichnet, und Leroy-Beaulieu wollte ſchon von ihrem glänzenden Erfolge wiſſen; aber die Ueberzeichnung galt nur bis auf Termine, wo die weiteren Beiträge einzuzahlen waren: am 7. Juli brauchte man bloß einen geringen Teil der gezeichneten Summe zu bezahlen, die ganze weitere Summe ſollte erſt ſpäter und allmählich eingebracht werden. Am 10. September waren von 805 Millionen erſt 380 tatsächlich eingegangen.

Und jezt ſpricht ſelbſt der bekannte Fürſprecher der franzöſiſchen Finanzkreiſe und Finanzattaché bei der ruſſiſchen Geſandtschaft, A. Raſſalowicz, nur mehr von „einer verunglückten Anleihe“.

Durch dieſen Mißerfolg, wie auch durch den unglücklichen Verlauf der erſten Kriegsmonate wurde von vornherein eine öffentliche Kriegsanleihe unmöglich gemacht. Deſſenungeachtet wollte man von der Einführung neuer Steuern oder einer Erhöhung älterer aber nichts wiſſen. Die indirekten Steuern könnten in der Tat nicht viel mehr einbringen: ſie ſind bereits die Grundlage des Finanzſystems Frankreichs und wurden ſchon in Friedenszeit übermäßig beansprucht. Was aber die direkten Steuern betrifft, ſo weiß man doch, wie feindlich die Groß- und Finanzkapitaliſten ſich ihnen gegenüber verhalten. Ja, man hat durch das Geſetz vom 26. Dez. 1914 ſelbſt das Inkrafttreten der kurz vor dem Krieg bewilligten Einkommensteuer auf den 1. Januar 1916 verſchoben, unter dem Vorwand, daß die nötigen Vorbereitungen des Krieges wegen nicht getroffen werden könnten. Vielleicht wollte man die Leute nicht ärgern, um nicht den Burgfrieden zu brechen? —

Zwar hat man verſchiedene Erſparniſſe an den ordentlichen Ausgaben vorgenommen, doch konnten die rieſigen Neuausgaben durch die ordentlichen Einnahmen auch nicht annähernd gedeckt werden, und dieſes um ſo weniger, als die Einnahmen bedeutend abgenommen haben; und zwar im Zeitraum von vier Monaten (Auguſt—November) allein um etwa 578 Millionen.

Als Retter sprang die Banque de France ein. Laut der geheimen Vereinbarung vom 11. November 1911, deren Inhalt erst nach dem Kriegsausbruche bekannt wurde, hatte sie sich, mit der Bank von Algier zusammen, verpflichtet, dem Staate 3 Milliarden Frank vorzuschließen. Am 21. September 1914 wurde dieser Vertrag ergänzt, indem das Maximum der gesamten Vorschüsse von 3 auf 3,6 Milliarden erhöht wurde. Am 1. Oktober erreichten die ausgegebenen Vorschüsse schon 2,1 Milliarden. Leider ist es auf Grund der bisher erschienenen Angaben unmöglich, festzustellen, was für Summen in den ersten Tagen und Wochen des Krieges in Anspruch genommen wurden. Diese waren aber so groß, daß die Bank ihre Nothilfe an die Privatbanken vorläufig einstellen mußte. Allerdings wurde sie auch in dieser Hinsicht stark in Anspruch genommen und mußte insbesondere ungeheure Posten an Wechseln in ihr Portefeuille aufnehmen. Die Anlage in guten Warenwechseln mit nicht zu langer Laufzeit sichert bekanntlich den Banken in normalen Zeiten die regelmäßige Rückkehr bestimmter Teile der angelegten Gelder. Dieses zurückkehrende Geld genügt gewöhnlich, um den täglich fälligen Verbindlichkeiten nachkommen zu können. Wenn aber die Banken größere Summen benötigen, können sie diese guten Wechsel bei der Zentralbank rediskontieren lassen.¹ Man rechnet deshalb den größten Teil des Wechselportefeuilles zu den *liquiden* Mitteln erster Ordnung, d. h. zu den Mitteln, die jederzeit realisiert werden können. Im Juni 1914 waren bei den vier Pariser Großbanken über 3,5 Milliarden in Wechseln angelegt, während die sämtlichen ihnen anvertrauten fremden Gelder 5,5 Milliarden betragen.

Als nun in der letzten Juliwache ein wahrer Run auf die Banken stattfand, sahen diese sich gezwungen, sich an die Banque de France zu wenden. Das Wechselportefeuille der Banque de France, das noch am 23. Juli 1541 und am 27. Juli 1583 Millionen betrug, schwoll bis zum 1. August um zirka 1,5 Milliarden auf 3041 Millionen Frank an.

Die Bank mußte aber zunächst den Staat in seinen Kriegsmaßnahmen unterstützen und daher vorläufig ihre Hilfeleistung an die Privatbanken einschränken, worüber man sich in den Finanzkreisen nicht wenig beklagte. Infolgedessen, wie andererseits durch das am 31. Juli erlassene Moratorium, verlor das Portefeuille der Privatbanken seine Bedeutung als greifbare Quelle zur Deckung der Verbindlichkeiten. Zwei Tage vorher, am 29. Juli, hatte man die Liquidation der Geschäfte in Wertpapieren, die an der Pariser Börse am 15. Juli abgeschlossen wurden und Ultimo Juli, d. h. am 31. Juli ihre Erfüllung finden sollten, auf Ultimo August verschoben, weil man ein starkes Sinken der französischen Staatspapiere befürchtete. Infolgedessen wurde auch die Befreiung jener Gelder unmöglich, welche die Banken an die Spekulanten gegen Deponierung von entsprechenden Papieren ausgeliehen hatten, die sogenannten Depoirtgelder, und das um so mehr, als die Regierung und die Banque de France außerstande waren, den Gläubigern die fehlenden Hunderte von Millionen vorzuschließen. Allerdings handelte

¹ Man spricht vom „Diskontieren“ eines Wechsels, wenn man ihn vor seiner Verfallszeit kauft, wobei der Diskontierende, der Käufer, den Betrag in Abzug bringt, der den Zinsen bis zum Verfallstage entspricht. Das Diskontieren von Wechseln ist eines der ältesten und wichtigsten Bankgeschäfte. Läßt eine Bank einen der von ihr diskontierten Wechsel bei einer anderen Bank neuerdings diskontieren, so spricht man von Rediskont. Der der Zinsberechnung zugrunde gelegte Zinsfuß heißt Diskontsatz.

es sich diesmal um verhältnismäßig geringe Summen — 650 Millionen —, die teilweise in Geschäften mit neuer 3½prozentiger tilgbarer Rente angelegt waren. Aber alles in allem haben diese Vorgänge die Einstellung der Auszahlung von Depositen mit sich gebracht. „Es ist in der Tat unmöglich, die Verpflichtung der Kreditanstalten, die Gesamtheit ihrer Depositen auszahlen zu müssen, beizubehalten, während man ihnen momentan alle Mittel zur Realisierung ihres Portefeuilles entzogen hat, das zu einem großen Teil das Unterpfand der Depositen bildet.“ So wurde diese Maßnahme von offizieller Seite gerechtfertigt. Den Gläubigern blieb zunächst nur das Recht, 250 Frank und 5 Prozent ihrer weiteren Guthaben bei der Bank einzuziehen.

Auf die Dauer konnte dieser Zustand natürlich nicht bestehen; er hätte eine völlige Lahmlegung des Geschäftslebens Frankreichs bedeutet. Deshalb bot die Banque de France, sobald die ersten Bedürfnisse des Staates befriedigt waren, den Privatbanken von neuem ihre Hilfe an. Dadurch wurde es erst möglich, den mobilisierbaren Teil der Depositen allmählich von 5 bis auf 50 Prozent zu bringen, bis endlich die Großbanken vom 1. Januar an auf weiteren Gebrauch des Moratoriums für die Depositen überhaupt verzichten konnten. Schon am 20. August setzte die Notenbank ihren seit dem 1. August festgehaltenen Diskontsatz von 6 Prozent auf 5 Prozent herab. Das Wechselportefeuille wies dann eine ununterbrochene Steigerung auf, die am 1. Oktober ihren Höhepunkt mit 4476 Millionen erreichte.²

Die Vorschüsse an den Staat, deren gesetzliches Maximum seitdem auf 6 Milliarden gebracht wurde, stiegen auch in gewaltigem Maße. Sie bezifferten sich am 10. Dezember auf 3,6, am 4. März auf 4,5 Milliarden.

Woher hat aber die Banque de France die Mittel genommen, um diese riesigen Ausgaben zu bestreiten?

Einmal kamen ihr hier das Mißtrauen des Publikums gegen die Privatbanken sowie die starke Störung des Wirtschaftslebens zugute, da diese beiden Momente die Depositen der Zentralbank fast verdreifachten, und zwar von 941 Millionen am 23. Juli auf 2671 Millionen am 10. Dezember. Seither sind sie freilich um etwa 300 Millionen zurückgegangen.

Dann aber, und in viel größerem Maße, hat die Notenpresse geholfen. Während der Notenumlauf am 23. Juli 5,9 und am 30. 6,6 Milliarden betrug, wies er am 1. Oktober 9,3 Milliarden auf. Später erscheint zwar die Steigerung viel geringer: in der Zeit vom 1. Oktober bis zum 10. Dezember betrug sie bloß 686 Millionen. Seitdem nahm der Notenumlauf noch um über 1 Milliarde zu, so daß er am 4. März sich auf 11,1 Millionen bezifferte.³

² Seitdem ebte es fortwährend ab. So betrug es am 10. Dezember 3850 Millionen, am 24. Dezember 3735, am 4. März 3336. Es ist noch zu beachten, daß am 10. Dezember zum erstenmal das noch nicht fällig gewordene Portefeuille angeführt erscheint, das aus neu gezogenen Wechseln besteht, und zwar in der winzigen Summe von 213 Millionen. Am 4. März betrug dieser Posten 311 Millionen.

³ Bekanntlich behielt die Banque de France aus der letzteren Papiergeldperiode, die mit dem Jahre 1878 endet, die Kontingentierung der Notenausgabe bei. Deren Höhe steht aber in keinem gesetzlich festgestellten Verhältnis zum Metall- und Wechselbestand der Bank, und man schiebt die Grenzen der Notenausgabe immer weiter hinaus, sobald die Zirkulation sich der bestehenden Grenze nähert. Seit dem Jahre 1911 betrug das gesetzliche Maximum 6,8 Milliarden, es wurde aber am 6. August 1914 auf 12 Milliarden gebracht. Jetzt spricht man schon von der Absicht, diesen Grenzbetrag auf 15 Milliarden zu erhöhen.

Dank dieser Angaben können wir uns vergegenwärtigen, woher und wie die Bank sich die notwendigen Mittel verschaffte, die der Staat und das lahmgelegte Geschäftsleben in den ersten sieben Kriegsmonaten von ihr beanspruchten.

Es wurde vom 23. Juli bis zum 4. März

mehr ausgegeben:		mehr eingenommen:	
Portefeuille	+ 1795 Mill. Fr.	Notenausgabe	5161 Mill. Fr.
Vorschuß an den Staat	4500 " "	Depositen	1391 " "
Lombard	19 " "		
	<hr/>		<hr/>
	6314 Mill. Fr.		6552 Mill. Fr.

Bis zum 25. Februar hat die Regierung von der Bank 4,4 Milliarden entliehen. Die verfloßenen Kriegsmonate haben aber viel mehr gekostet. Veron-Beaulieu berechnet die Kriegsausgaben Frankreichs auf 1,2 Milliarden monatlich, d. h. 8,4 Milliarden bis Ende Februar. Laut der Rede des Finanzministers Ribot in der Kammer Sitzung vom 18. März wurden bis zum 15. März 8,8 Milliarden über die ordentlichen Einnahmen ausgegeben.

Die Einzahlungen auf die verunglückte Anleihe vom 7. Juli 1914 scheinen einige Hunderte Millionen eingebracht zu haben. Hauptsächlich aber hat sich der Staat die fehlenden Milliarden durch die kurzfristigen (drei- bis zwölfmonatlichen) Schatzscheine verschafft, und zwar durch die fünfprozentigen „Bons du Trésor“ und die „Bons de la défense nationale“, wie die Schatzscheine genannt werden, die von dem 13. September an erscheinen. Am 5. Februar machten sie zusammen über 3 Milliarden aus.⁴ Jetzt scheint der Regierung der Augenblick geeignet, ihre Kreditoperationen zu erweitern. Und zwar kündigte sie auf Grund der Verordnung vom 10. Februar die Zeichnung auf Obligations de la défense nationale auf den 13. Februar an. Ihre Verzinsung bleibt zwar dieselbe, wie die der Schatzscheine, ihre Frist ist aber länger. Sie sind erst im Jahre 1925 fällig, dürfen jedoch schon von 1920 an gelöst werden.⁵

Man darf aber kaum annehmen, daß damit die Beanspruchung der Banque de France beendet ist. Wie wir wissen, ist die Bank verpflichtet, der Regierung noch 1,5 Milliarden vorzuschießen. Es ist jedoch sehr zweifelhaft, ob man bei dieser Ziffer auf die Dauer stehen bleiben wird, wenn auch die Beträge weiterer Vorschüsse vom Erfolg der öffentlichen Anleihen abhängen werden. Es entsteht daher die Frage, ob man auf die Dauer den französischen Notenumlauf erweitern kann, ohne die Noten zu entwerten und die Rückkehr zur Metallwährung auf die Dauer zu verhindern. Bisher ist der Kurs des französischen Franken sehr günstig gewesen. Anfangs schien ihm gegenüber

⁴ Es ist für die Lage des französischen Geldmarktes charakteristisch, daß man anfangs sehr wenig auf einen Erfolg der Schatzscheine rechnete. Ein halbes Jahr hindurch blieb die gesetzliche Grenze ihrer Emission auf 1,4 Milliarden festgesetzt. Erst am 26. Dezember erhöhte man ihren Betrag auf 2,5, am 10. Februar auf 3,5 Milliarden. Am 18. März erklärte Ribot, diese letztere Summe sei mit 3,85 Milliarden überschritten. Die Kammer hat die Erlaubnis erteilt, die Schatzscheine bis zum Betrage von 4,5 Milliarden auszugeben.

⁵ Maurice Esques hält in seinem kurz vor dem Kriege erschienenen Buch über die „Kriegsfinanzen im 20. Jahrhundert“, Paris, Alcan, diese Anleiheart für „nicht empfehlenswert“, da sie dem Staat die geringste Bewegungsfreiheit läßt.

selbst das englische Pfund stark entwertet zu sein. Dieser Umstand erklärt sich zunächst daraus, daß vor dem Krieg die französischen Banken bestrebt waren, Wechsel auf England in englischen Valuten (Pfund) anzulaufen. „Jedes Haus, jedes Institut,“ erzählt Raffalowicz, „hat Pfunde im Portefeuille.“ Beim Kriegsausbruche wollten „Banken, Bankiers, Kaufleute und Private ihre Guthaben mobilisieren und einen Teil ihrer Reserven von London in die Heimat zurückbringen“. Es erfolgte also plötzlich ein starkes Angebot von Pfundwechseln, wodurch deren Kurs gedrückt wurde. Dann kam es Frankreich zugute, daß England seine Truppen in Nordfrankreich verproviantieren und zu diesem Zwecke auch Einkäufe in Frankreich machen mußte. Dadurch besserte sich die Zahlungsbilanz Frankreichs. Allerdings hat man später für zirka 100 Millionen Frank Schatzscheine in englischer Währung ausgegeben, um nicht den Kurs wegen großer Einzahlungen an England und die Vereinigten Staaten momentan sinken zu lassen. Aber es ist zu beachten, daß Frankreichs Zahlungsbilanz überhaupt durch zwei Umstände günstig beeinflusst ist: erstens ist Frankreich, welches weniger industrialisiert ist als England oder Deutschland, in normalen Zeiten nicht in solchem Maße auf die Einfuhr von Landwirtschaftsprodukten angewiesen, wie jene beiden. Ferner wird, wenn auch seit dem Jahre 1909 eine Verschlechterung in dieser Hinsicht zu beobachten ist, die Differenz durch die Erträgnisse der im Auslande angelegten Kapitalien mehr als beglichen. Dazu müssen wir noch die gewaltigen Metallvorräte der Banque de France und die Einstellung der Einlösung der Noten fast überall in Europa in Betracht ziehen.⁶

Es ist aber klar, daß es der Bank nach dem Krieg, wenn ihr jene gewaltigen Summen nicht zurückgezahlt werden, die sie gegen Wechsel und als Vorschüsse an den Staat während des Krieges in Banknoten ausgegeben hat, unmöglich sein wird, die überflüssigen Noten zurückzuziehen und den Notenumlauf zu verringern. Dieser ist aber für freie Zirkulation zu groß. Jetzt, wo die Einlösung der Noten eingestellt ist, haben die größeren Beträge dazu gedient, die Zahlungen der Banken an die Kunden und die des Staates an die Lieferanten usw. zu ermöglichen. Sie haben somit eher die Funktion der Zahlungs- oder Thesaurierungsmittel⁷, als die der Umlaufsmittel erfüllt.

Wie lange wird jetzt die Papiergeldperiode dauern?

Das hängt, caeteris paribus, von der Raschheit ab, mit der die Verringerung des Wechselbestandes bei der Bank und die Tilgung ihrer Vorschüsse an die Regierung vor sich gehen werden. Nach dem Deutsch-Französischen Kriege von 1870/71 verschwand der Posten der verfallenen Wechsel schon Ende 1871 aus den Ausweisen. Ihre Menge ist aber jetzt viel größer. Veroy-Beaulieu, der sich im allgemeinen sehr optimistisch ausdrückt, ist der Meinung, daß die Liquidierung des gegenwärtigen Portefeuilles viel Zeit

⁶ Der Metallbestand der Banque de France betrug am 23. Juli 1744, am 30. Juli 1766 Millionen Frank. Dann sank er um einige Hunderte von Millionen Silber, während der Goldbestand eher eine Steigerung aufwies. Gegenwärtig steigt der Metallbestand sehr langsam, aber ununterbrochen. Er betrug am 4. März 4617 Millionen Frank.

⁷ Der Gouverneur der Banque de France, Herr Ballain, schätzt den Betrag der thesaurierten Noten auf $1\frac{1}{2}$ —2 Milliarden Frank!

— vielleicht ein halbes Duzend Jahre — in Anspruch nehmen, und daß Frankreich wahrscheinlich für denselben Zeitraum auf den Zwangskurs angewiesen sein wird.

Was die Vorschüsse betrifft, so hat die Regierung in Vereinbarung mit der Bank schon jetzt Vorkehrungen getroffen, die angeblich ihre Tilgung beschleunigen sollen. Bekanntlich wurde der Regierung vor dem Kriege der vertragsmäßige Vorschuß von 200 Millionen unverzinslich gewährt. Hingegen werden die Kriegsvorschüsse vom Anfang an verzinst. Die Vergütung beträgt 1 Prozent, ja eigentlich $\frac{7}{8}$ Prozent, da $\frac{1}{8}$ Prozent nach dem Gesetze von 1897 über die Besteuerung der Noten von vornherein abgezogen wird. Ein Jahr nach Friedensschluß wird die Verzinsung auf 3 (bzw. $2\frac{7}{8}$) Prozent erhöht, und mit diesen 2 weiteren Prozenten beabsichtigt man speziell die Rückzahlung der Staatsschuld an die Bank zu beschleunigen. Es ist aber zu beachten, daß diese Quelle auch einem anderen Zwecke dienen soll, und zwar muß sie der Bank jene Verluste gut machen, die sie an ihrem verfallenen Portefeuille erleiden wird. Auf diese Weise hat die Regierung eine direkte Garantierung des Wechselportefeuilles vermeiden wollen, wie sie der Bank von England von der englischen Regierung gewährt wurde. L'Economiste Français glaubt, die Verluste werden etwa 6—8 Prozent betragen, gesteht aber, daß es Leute gibt, die mit Verlusten von 25 Prozent rechnen. Wenn wir die Mitte zwischen beiden Berechnungen, d. h. 12—15 Prozent Verluste annehmen, so wird der 2prozentige Ertrag von 6 Milliarden, d. h. 120 Millionen jährlich, in 4—5 Jahren die Verluste der Bank, in der Summe von 500—600 Millionen, nicht aber die Schulden der Regierung an die Bank decken. Wir sehen, diese Maßnahme ist außerstande, die Wiederaufnahme der Goldwährung zu beschleunigen. Und man darf vermuten, daß sie nicht einmal zu diesem Zwecke getroffen wurde. Vielmehr wollte man damit der Bank das verfallene Portefeuille garantieren und dann überhaupt die Aktionäre beruhigen, um dadurch die Bank nachgiebiger zu machen. Um dasselbe zu erreichen, hat man vor 44 Jahren die staatlichen Wälder der alten Zivilliste für die Staatsschulden an die Bank haftbar gemacht. Es wäre aber niemand eingefallen, diese Domänen versteigern zu lassen, wenn auch der Staat nicht so pünktlich gewesen wäre. — Alles kommt also darauf an, wie es in Frankreich mit der Volkswirtschaft während des Krieges und nach dem Friedensschluß aussehen wird. Leider fehlt es an Material, um die wirtschaftliche Lage Frankreichs ausführlich zu erörtern. Alles, was man darüber sagen kann, ist, daß sie vorläufig keine glänzende ist.

Trotz der Mahnungen vieler Schriftsteller, darunter auch sozialistischer, gelingt es Frankreich nicht, seine Pläne durchzuführen, die Unterbrechung der deutschen Handelsbeziehungen im Interesse der heimischen Industrie auszunützen. Der Genfer Professor Genosse Edgar Milhaud schließt (in der „Humanité“) seine Betrachtungen über die Ein- und Ausfuhr Frankreichs wie folgt: „Wir gewinnen keine deutschen Märkte, wir verlieren im Gegenteil die eigenen.“⁸

⁸ „L'Humanité“, 10. und 11. März 1915: „Die Wiederaufnahme der Arbeit setzt die Organisation des Kredits voraus.“ Der Verfasser empfiehlt nachdrücklich, Darlehenstassen zu errichten, wie sie in Deutschland und in der Schweiz errichtet

Zu schwarz darf man sich aber die Sache nicht vorstellen. Es wurde eine Untersuchung veranstaltet, deren Ergebnisse unlängst dem Arbeitsministerium bekanntgegeben wurden. Sie umfaßte freilich bloß 31 676 Unternehmungen, die in normalen Zeiten 1 070 093 Arbeiter beschäftigt hatten. Diese Enquete zeigt eine unzweifelhafte Besserung der Lage. Während im August 1914 die Zahl der beschäftigten Arbeiter um $\frac{2}{3}$, d. h. um 66 Prozent abnahm, sank dagegen im Oktober diese Quote bis auf 60 und im Januar auf 44 Prozent. Es ist zu bemerken, daß gleichzeitig mit dem Sinken der Zahl der unbeschäftigten Arbeiter, das Wachsen der Zahl der mobilisierten Arbeiter stattfand und somit die Arbeitslosigkeit in noch höherem Maße abnahm, als es aus den bloßen prozentualen Zahlen hervorgehen mag. Es ist aber unmöglich festzustellen, ob die Lage noch während des Krieges sich noch wesentlich verbessern kann.

Es scheint immerhin unbestreitbar zu sein, daß auch Frankreich gegenwärtig kein finanzieller Bankrott droht. Es ist aber überhaupt im höchsten Maße zweifelhaft, ob es der Mangel an finanziellen Mitteln bei einem der Kriegführenden sein kann, der den anderen den Sieg verschaffen wird.

Zur Würdigung der Arbeiterversicherung.

Von Gustav Hoch, Hanau a. M.

Der Krieg hat scheinbar in manchen bürgerlichen Kreisen einen völligen Umschwung in der Würdigung der Sozialpolitik hervorgerufen. Vor dem Kriege fanden Männer wie Friedensburg, der sich gar nicht genug entrüsten kann über die schändlichen Folgen der Sozialpolitik, immer mehr Nachbeter. Zutreffend schreibt die „Soziale Praxis“ (laufender Jahrgang, Spalte 674/675):

„Vor dem Krieg war es Mode geworden, die sozialpolitischen Bestrebungen zu kritisieren und mehr Freiheit für das industrielle Unternehmertum zu fordern. . . Vielfach erlahmte die Teilnahme an der sozialen Reform; an den maßgebenden politischen Stellen schwand der Antrieb zu sozialer Gesetzgebungsarbeit. Der Staat schien nicht mehr weiterhelfen zu wollen, und schon rüstete man sich, ihn für die Unterdrückung der Selbsthilfe in Anspruch zu nehmen. . .“

Der Krieg hat die Stimmen gegen die Sozialreform zum Schweigen gebracht. Ihre Gegner sind nicht plötzlich alle bekehrt, am wenigsten, soweit sie kurzfristigen Interessentkreisen angehörten. Aber es scheint, als sei der unbeteiligte Haufe der Mittläufer . . . wesentlich zusammengeschrumpft. Zu berechtigt hat der Krieg gesprochen. Die gemeinnützige Regelung der Arbeit ist ein Segen für die Gesamtheit.“

Jetzt stellen sich wieder immer mehr bürgerliche Verteidiger der Sozialpolitik ein und wiederholen die alten Gründe oder suchen nach neuen Gründen zur Rechtfertigung der Sozialpolitik.

Die Herren der „Sozialen Praxis“ können sich mit Recht darauf berufen, daß sie auch vor dem Kriege für die Fortführung der deutschen

wurden — da er die Langsamkeit, mit der die Wiederaufnahme der Arbeit in Frankreich vor sich geht, zum großen Teil dem Mangel an Kredit zuschreibt.

Im Gegensatz dazu warnen alle finanziellen Fachschriftsteller, die der Finanzbourgeoisie nahe stehen, vor der Nachahmung der deutschen Maßnahmen. So z. B. Veron-Beaulieu.

Sozialpolitik eingetreten sind. Und zwar haben sie — so schreibt die „Soziale Praxis“ weiter:

„ihre Forderungen stets zuwörderst um des Staates willen vertreten. Wo sie wirkten, im engsten wie im weitesten Kreise, haben sie den Staatsgedanken vorangestellt. Sie kämpften für soziale Gerechtigkeit als eine ernste Staatsnotwendigkeit. Sie suchten den sozialen Ausgleich, um den Staat innerlich zu einigen. Sie traten für Gleichberechtigung der deutschen Arbeitererschaft ein, um dem Staate die Kraftfülle, die in dieser liegt, zuzuführen.“

Der tatsächliche Verlauf der sozialen Gesetzgebung paßt freilich recht schlecht zu diesen Grundsätzen: In Wahrheit mußten die Arbeiter die sozialpolitischen Fortschritte in jahrzehntelangem schweren Ringen allmählich der herrschenden Klasse abzwängen. Am bezeichnendsten ist es, daß unter Bismarck das Reich zur Zeit des Ausnahmegesetzes gegen die Arbeiter mit der Arbeiterversicherung begonnen hat, zur Zeit der schlimmsten Ungerechtigkeit gegen die Arbeiter, nachdem sich die Peitsche des Ausnahmegesetzes als unwirksam zur Vergewaltigung der Arbeiter erwiesen hatte. Die kläglichen Anfänge der Arbeiterversicherung, die den Arbeitern nicht viel mehr gewähren sollten, als ihnen die Armenpflege schließlich zugestehen mußte, sollte das Lodemittel sein, um die große Masse doch noch von dem Kampfe gegen die kapitalistische Ausbeutungswirtschaft abzubringen. Und nur der immer stärker werdenden Kraft der Arbeiterbewegung, nur dem immer größeren Nachdruck, mit dem die aufgeklärte Arbeitererschaft ihren Kampf um möglichst günstige Arbeits- und Lebensverhältnisse führte, verdanken wir es, daß die Arbeiterversicherung allmählich weiter ausgebaut werden mußte.

Daneben ging allerdings von Anfang an hemmend oder fördernd der Streit darum, ob das, was auf diesem Gebiete die herrschende Klasse sich von der Arbeitererschaft abzwängen lassen mußte, für die Gesamtheit nützlich oder schädlich sei. Die Kapitalisten, deren Gewinn durch die von den Arbeitern geforderten Gesetze geschmälert werden konnte, sahen in jedem neuen Schritt vorwärts auf diesem Wege den Untergang des Staates, der Gesellschaft, der ganzen Bildung und Gesittung. Auf der andern Seite wiesen die Sozialdemokraten nach, daß eine zweckmäßige, ernsthafte Sozialpolitik, für die die Arbeiter eintreten mußten, um sich gegen die schlimmsten Folgen der kapitalistischen Ausbeutung zu schützen, zugleich die Bahn ebnet für die weitere segensreiche wirtschaftliche und politische Entwicklung der Gesamtheit. Die bürgerlichen Sozialpolitiker endlich mühten sich mit der Versicherung ab, daß eine nicht zu sehr „überstürzte“ Sozialpolitik auch manche gute Folge haben könne; wobei die Herren sich je nach den Verhältnissen bald mehr mit der Warnung vor der „Ueberstürzung“, bald mehr mit der Empfehlung der guten Folgen abgaben. Auf diese Weise suchten sie möglichst weite bürgerliche Kreise allmählich mit den unvermeidlichen sozialpolitischen Fortschritten zu versöhnen.

Diesen löblichen Zweck verfolgten gegenwärtig, unter dem Druck der Kriegslehren, bürgerliche Sozialpolitiker mit ganz besonderem Eifer. Die „Soziale Praxis“ macht in ihrem Artikel auf eine Schrift von Dr. Ludwig Heyde über den Krieg und den Individualismus¹ aufmerksam: Die Schrift bejahe die Frage, ob die neue Sinnes-

¹ Dr. Ludwig Heyde, Der Krieg und der Individualismus, Jena, Gustav Fischer. 24 Seiten. 0,75 Mark.

richtung mit dem klassischen Ideale der Persönlichkeitsentwicklung vereinbar sei. Gerade in einem Ausbau der Sozialreform und in mehr Staatssozialismus erblicke der Verfasser die Grundlagen, auf denen vieles Persönlichkeitsstreben sich überhaupt wird aufbauen können. — Heinz Potthoff erinnert in seiner Flugschrift über Krieg und Sozialpolitik² daran, wie „das Wesen der Sozialpolitik richtig zu erfassen“ sei. Die Sozialpolitik sei nicht, wie vielfach noch heute schlagwortartig behauptet wird, eine Staatsfürsorge für die Bürger, sondern umgekehrt ein staatlicher Zwang auf die Bürger, für sich selbst zu sorgen, damit die Staatsfürsorge nicht einzutreten braucht. Sie sei nicht eine Belastung des Wirtschaftslebens und damit eine Verteuerung der Warenerzeugung, sondern im allgemeinen und auf die Dauer eine Verbilligung, eine Entlastung. Hieran schließt Potthoff eine Reihe von Bemerkungen über Sozialpolitik vor dem Kriege, im Kriege und nach dem Kriege, wobei er insbesondere auf die sozialpolitischen Forderungen eingeht, die nach dem Kriege zu erfüllen sein werden.

„Worauf es im Grunde ankommt“ — so schließt er — „ist: daß unser Recht unter den sozialen Kernsatz gestellt wird: der Mensch ist mehr wert als seine Sachgüter. Der Mensch ist der Zweck des Staates. Alle Staatsmaßnahmen müssen nach dem Ziele hinstreben, recht viele, gesunde, arbeitsfähige, aber auch arbeitsfreudige, glückliche Menschen zu Bürgern zu zählen! Auf das Jahr der Menschenvernichtung muß ein Jahrhundert der Menschenökonomie folgen, in dem alle Wünsche und Bestrebungen einzelner Bürger und Gruppen sich dem Gemeinwohl unterordnen, das in dem höchsten Stücke aller auf Grund der höchsten Leistung aller liegt. In unserer allgemeinen Wehrpflicht haben wir das stärkste Stück Sozialismus verwirklicht, das sich denken läßt. Und der Krieg hat die Probe aufs Exempel gemacht: wir haben hier das vollständige Aufgehen der einzelnen Persönlichkeit in die Allgemeinheit restlos erlebt. Mehr als das Leben kann niemand hinwerfen. Sollte es nicht möglich sein, diesen Gedanken in die Friedenszeit hinüber zu retten und auch auf den minder bedeutsamen Gebieten wirtschaftlicher Opfer die Rücksichten auf die Allgemeinheit über die Wünsche des einzelnen, sich auf Kosten seiner Mitbürger zu bereichern, triumphieren zu lassen?“

Was Hilfe es einem Volke, so es die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an Leib und Seele seiner Volksgenossen! Wir wollen nicht die Welt mit Waffengewalt erobern, aber wir wollen ein wachsendes Volk, gesund an Leib und Seele sein. Und allen Völkern wollen wir die Segnungen einer deutschen Kultur bringen, die eine soziale Kultur sein muß.“

Mit solchen Gründen begnügt sich aber nicht Prof. Arthur Salz: Die Rechtfertigung der Sozialpolitik³, der sein „Bekenntnis“ seinem Lehrer Prof. Brentano zum 70. Geburtstag gewidmet hat. Er fragt „klipp und klar“: Warum treten wir letzten Endes für Sozialpolitik ein?

Im großen und ganzen seien es zwei Gedankenreihen, die den idealen Ueberbau der praktischen deutschen Sozialpolitik lieferten: der Gedanke der Humanität — ein Gedanke des ethischen Individualismus, und der Gedanke des nationalen Machtstaates — ein Gedanke des sozialen Eudämonismus (des Strebens nach dem besten Zustand der Gesamtheit). Oberster Kultur- und letzter sittlicher Wert — dies sei aus der ersten Gedankenreihe angeführt — ist der Mensch in der Voll-

² Heinz Potthoff, Krieg und Sozialpolitik. (Bag — Flugschriften 6.) Jena, Eugen Diederichs. 36 Seiten. 80 Pfennig.

³ Arthur Salz, Die Rechtfertigung der Sozialpolitik. Heidelberg, Weißsche Universitätsbuchhandlung. 37 Seiten. 0,80 Mark.

entwicklung all seiner Fähigkeiten und Anlagen zur größten Vollentwicklung; der volle, runde Mensch darf — dies ist oberstes Gebot — durch die Wirtschaft nicht verkümmert werden. Um feinetwillen dürfen wir den wirtschaftlichen Dingen nicht freien Lauf lassen, sondern müssen sie so einrichten und einrenken, daß jener oberste Wert je und je die Bedingungen seiner Existenz, die äußeren Bedingungen, unter denen er sich verwirklichen kann, vorfindet. Um der höchsten Gerechtigkeit willen werden die Maßnahmen einer sozialen Verwaltungspolitik zugelassen, gebilligt, geheißt. — Für die zweite Gedankenreihe ist die soziale Frage eine nationale, und die soziale Reform ist eine wirtschaftspolitische Maßregel. Man ist für Sozialpolitik aus nationalem Patriotismus, aus Klugheits- und Zweckmäßigkeitserwägungen, so wie man je nachdem für Hölle oder freien Handel eintritt. Wenn feststeht, daß das gesunde, zähste und schließlich zufriedenste Volk im weltwirtschaftlichen Konkurrenzkampf die besten Aussichten hat, und wenn weiter feststeht, daß Sozialpolitik der richtige Weg ist, ein Volk gesund und kräftig zu erhalten, dann empfiehlt sich die Sozialpolitik von selbst als die zweckmäßige Hygiene im wirtschaftlichen Wettkampfe der Völker. — Beide Gedankenreihen sind aber, das will Herr Salz „ehrlich“ eingestehen, nicht geeignet, einen Gegner der Sozialpolitik oder einen, der der Sozialpolitik gleichgültig gegenübersteht, zu einem Anhänger der Sozialreform zu bekehren. Dazu sind die Gründe zu ausgeklügelt, enthalten eine Menge unbewiesener und unbeweisbarer Voraussetzungen. Niemand wird sich wissenschaftlich beweisen lassen, daß ein Volk Sozialpolitik treiben müsse. Erst wenn diese Frage tatsächlich zugunsten der Sozialpolitik entschieden ist, läßt sich darüber wissenschaftlich verhandeln. Die Frage nach dem „Recht“ der Sozialpolitik ist vielmehr die Frage, ob wir uns als Volk, d. h. als Tat und Leidensgemeinschaft bejahen oder nicht. In unserer Zeit, deren Parole lautet: jeder für sich, keiner für alle, ist uns eine wirkliche Sozialpolitik eine Sicherheit dafür, daß wir noch ein Volk sein können und sein wollen. Der entschlossene Wille, daß ein Volk sei und lebe, und daß der darin beschlossene Wert nicht verkümmere durch Satttheit der einen und Gleichgültigkeit der anderen, drängt wie ein zauberhafter Trieb nach Tätigkeit für das Volk und um des Volkes willen und ist immer wach. Erst indem wir die Sozialpolitik so fassen als Produkt und Bewährer eines vorhandenen Kollektivbewußtseins, werden wir ihrer Eigenart inmitten unserer staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen gerecht. Als ob dieser Auffassung, die nur sehr bedingungsweise, mehr aus Not und Sehnsucht, denn als freudige Gewißheit dargelegt wurde, das Glück der Erfüllung zuteil würde: so kam der jetzige Krieg. Dieser Krieg, den ein Volksheer der allgemeinen Wehrpflicht und des großstädtischen Proletariats führt, bestätigt uns, daß die, die an der Sozialpolitik nicht zweifeln haben, auf dem richtigen Wege waren. Die Bahn ist wieder frei für eine großzügige Sozialpolitik, die nicht dem bloßen Mitleid und nicht dem Wunsch nach Bewährung des persönlichen Ich entspringt, sondern einfach natürliche Funktion unseres Lebens, Arbeit und Tat an uns selbst, die Liebe des Volkes zu sich ist.

Eine ganz andere Bedeutung hat die Schrift von Dr. Friedrich Zahn, Ministerialrat, Direktor des Königl. Bayer. Statistischen Landesamts und Universitätsprofessor in München, die der Verfasser ebenfalls seinem Lehrer Prof. Brentano zum 70. Geburtstag gewidmet hat: *Wirkung der deutschen Sozialversicherung. Mit Nachtrag: Die Sozialversicherung und der jetzige Krieg⁴. Ueber die Lasten der Sozialversicherung hat das „Comité Permanent Internationale des Assurances Sociales“ auf seiner*

⁴ München, J. Schweiger. 116 Seiten. 3 Mark.

Tagung in Zürich im September 1912 verhandelt. Damals wurde beschlossen, daß das Komitee die Frage weiter prüfen und durch eine internationale Untersuchung klären sollte. In Deutschland hat demgemäß das „Deutsche Komitee für internationale Arbeiterversicherung“ fünf Einzelberichte eingeholt vom Geheimen Bergrat Weidmann, Generaldirektor des Allgemeinen Knappschaftsvereins Bochum, vom Generaldirektor der Bayerischen Versicherungsbank, Regierungsdirektor von Rasp, vom Verein für die bergbaulichen Interessen Niederschlesiens, vom Ersten Direktor der Norddeutschen Knappschaftspensionkasse, Stieber, vom Präsidenten der Reichsversicherungsanstalt für Angestellte, Koch. Ferner hat das Deutsche Komitee den Verfasser der vorliegenden Schrift, Dr. Jahn, veranlaßt, einen allgemeinen Bericht über die Lasten der deutschen Sozialversicherung zu erstatten. Das ist in dieser Schrift geschehen, wobei die fünf Einzelberichte berücksichtigt, außerdem noch viele sonstige Angaben aus Einzeldarstellungen, Jahresberichten usw. verwendet wurden. Jahn ist zu folgenden Ergebnissen gelangt:

1. Wirkung auf die Arbeiter. Je nach der Art der einzelnen Betriebe stellt sich die Höhe der Beiträge verschieden. Im allgemeinen machen sie 3 bis 4 Prozent des Arbeitseinkommens aus; wird auch die Angestelltenversicherung berücksichtigt, so belaufen sich die Beiträge für die Kreise, die der Angestellten- und der Arbeiterversicherung unterliegen, auf 4 bis 6 Prozent des Gehalts. Eine Ausnahmestellung nimmt der Bergbau ein, wo die Versicherungsbeiträge sich zwischen 5 bis 8 Prozent des Lohnes bewegen. Ausschlaggebend für diese Mehrbelastung des Bergbaues ist in der Hauptsache die landesrechtliche knappschaftliche Sonderversicherung in den Pensions- und Unterstützungskassen. — Die Belastung ist aber kein Unglück; vielmehr erwächst im Zeichen der Arbeiterversicherung eine körperliche und geistig leistungsfähigere, arbeitsfreudigere, konsumkräftigere und zugleich sozial gehobene Arbeiterschaft.

2. Auch für die Unternehmer waren die Lasten der Arbeiterversicherung erträglich. Handel und Industrie des Inlandes erzielten im ganzen einen durchaus befriedigenden Gewinn. Der Wettbewerb mit dem Ausland gelang so, daß unsere Industrie sich zu einem hochwertigen Bestandteil der Weltindustrie, unser Handel sich an die zweithöchste Stelle auf dem Weltmarkte emporarbeiteten.

3. Die Lasten der Arbeiterversicherung sind weniger als Lasten, sondern vielmehr als notwendige und zugleich sich sehr lohnende Auslagen unserer Volkswirtschaft zu bewerten. Die Arbeiterversicherung wie die gegenwärtige Sozialpolitik überhaupt ist eine Verbesserung unserer Volkswirtschaft; sie ist eine Voraussetzung dafür, daß der Ertrag unserer Volkswirtschaft größer wird. Dem weiteren Blick erscheint als oberstes Ziel der Gesamtheit nicht Reichtum und Tüchtigkeit Weniger, sondern größte körperliche, wirtschaftliche und sittliche Kraft der Massen. Nur ein Volk mit beträchtlicher Volkszahl, dessen einzelne Glieder aufs beste ernährt und in jeder andern Beziehung planmäßig gefördert sind, in dem ein zahlreicher, tatkräftiger Nachwuchs heranwächst, entfaltet auch die höchste Leistungsfähigkeit, steigert bis aufs äußerste die Ergiebigkeit der Volkswirtschaft und bewährt sich aufs beste in dem Wettbewerb auf dem Weltmarkte. Darum erscheint das Volk, die Volkskraft als das kostbarste Gut der Nation, das in weitem Umfang den Mutterboden der Kultur und des wirtschaftlichen Fortschrittes darstellt. Demgemäß darf die Verwertung und Entwicklung unserer Volkskraft nicht Raubbau sein. Unser Streben muß sich mehr als auf möglichst viel Geld und Gut darauf richten, die körperliche, geistige und sittliche Kraft des Volkes zu erhalten und zu stärken.

In dem Nachtrag legt Zahn dar, daß die Sozialversicherung sich auch bei unserer Kriegsvorsorge und Kriegsfürsorge bewährt hat.

Jahrzehnte hindurch hat sie mit ihren weitverzweigten vielseitigen Einrichtungen wesentlich zur Erhaltung und Stärkung unserer Wehrkraft beigetragen. Nunmehr hilft sie auch erfolgreich, die Schäden, die der Krieg auf gesundheitlichem und sozialem Gebiet hervorruft, in ihren Folgen für den einzelnen und für das ganze Volk möglichst zu beschränken.

„Darum wird die Sozialversicherung auch nach dem Kriege, wenn an Stelle der jetzigen Menschenmühle die Menschenökonomie treten darf und muß, ganz besonders zur Geltung kommen. Zunächst bei uns selber beim Aufbau eines neuen großen Deutschlands, dessen Gesamtkraft selbstverständlich wie bisher von einer ernsthaften, wirksamen Sozialpolitik getragen werden muß. Ebenso aber international, wenn die jetzt zertrümmert am Boden liegende Wirtschafts- und Kulturgemeinschaft unter den Völkern wieder aufgenommen und aufgerichtet wird, wenn dann — schon insofern zwingender Notwendigkeit — allenthalben Menschenökonomie sowie Erhöhung der menschlichen Art zielbewußt gepflegt wird. Hernach wird gerade wegen ihrer im Dienste der Menschenökonomie so erprobten Leistungen die Sozialversicherung sich noch mehr als bisher im internationalen Recht durchsetzen und wichtige Bausteine liefern zu einer neuen und hoffentlich besseren, nachhaltigeren Völkersolidarität.“

So schließt Zahn seinen Nachtrag ebenfalls mit einem Ausblick aus der traurigen Gegenwart in eine bessere Zukunft. Auch ich bin überzeugt, daß insofern eine ganze Reihe von Gründen nach dem Kriege wichtige sozialpolitische Fortschritte erreicht werden, wenn — die Arbeiter selbst dann wieder in geschlossenen Reihen und mit aller Kraft ihren Kampf um bessere Arbeits- und Lebensbedingungen aufnehmen. Denn trotz aller schönen Selbsttäuschung der bürgerlichen Sozialpolitiker, trotz der begeisterten Worte, die wir gegenwärtig bei jeder passenden Gelegenheit und oft sogar bei ganz unpassender Gelegenheit zu hören bekommen über das Wohl des ganzen Volkes — trotz alledem ist unsere Zeit nach wie vor vom Klassenkampf beherrscht. Demgemäß hängt die Zukunft der Sozialpolitik ganz besonders ab von der aufstrebenden Klasse, von der für die weitere wirtschaftliche Entwicklung maßgebenden Klasse, von der Arbeiterklasse, von ihrer Zielklarheit, Einigkeit, Opferfreudigkeit, Ausdauer, Tatkraft.

Daß hierin die Arbeiterschaft nach dem Kriege Großes leisten wird, darauf ist in der Tat zuversichtlich zu rechnen. Der Krieg und seine unmittelbaren Folgen wird die Macht des Großkapitals in unserm wirtschaftlichen und politischen Leben bedeutend vergrößern. Um so notwendiger wird es für die Arbeiter, sich durch ihre wirtschaftlichen und politischen Verbände immer größeren Einfluß auf die Regelung der Arbeits- und Lebensverhältnisse zu erringen. Dazu ist die Sozialpolitik ein wichtiges Mittel. Je mehr sie nach den Forderungen der Arbeiter ausgebaut wird, desto weiter wird die Uebermacht der Großkapitalisten eingeschränkt zur Sicherung der körperlichen, geistigen und sittlichen Kräfte unserer Arbeiterschaft. Das ist für die Arbeiterschaft entscheidend; das treibt sie immer wieder von neuem in den Kampf für die sozialpolitischen Fortschritte; und das ist die Gewähr dafür, daß es nach dem Kriege auch für die Verbesserung unserer Arbeiterversicherung keinen Halt geben wird.

Zum Schluß der Diskussion.

Nachdem Genosse Kautsky nochmals in zwei Artikeln („Neue Zeit“, Nr. 8 und 9) meine kleine Broschüre „Partei-Zusammenbruch?“ totgeschlagen hat, wollte ich, um die Diskussion nicht endlos auszudehnen, nur noch kurz auf drei, vier Seiten einige Richtigstellungen vornehmen. Keifliche Ueberlegung läßt mich auch davon absehen; erstens, weil die meisten Leser der „Neuen Zeit“ nach sieben langen Artikeln genug von der Kritik und Antikritik haben dürften, zweitens, weil ich den Eindruck gewonnen habe, daß wir (Kautsky und ich) von verschiedenen Standpunkten aus aneinander vorbeireden, zumal Genosse Kautsky sich nicht an das hält, was ich gesagt habe, sondern darüber hinaus zu ergründen sucht, was ich wohl gemeint haben könnte. Vorläufig ist der Imperialismus noch nicht „entwurzelt“ und schon bald dürfte sich Gelegenheit bieten, einige der aufgeworfenen Fragen im einzelnen ausführlicher und gründlicher zu behandeln. Zum Teil können sie ja überhaupt nicht durch Worte entschieden werden. Der weitere Gang der Entwicklung wird entscheiden, wer recht gehabt hat.

Nur einen Punkt möchte ich doch richtigstellen. Auf den sonderbaren Vorwurf, ich hätte behauptet, „die Geschichte habe immer recht“, und ich hätte damit die Haltung unserer Reichstagsfraktionsmehrheit verteidigen wollen, antwortete ich in meiner Antikritik (Seite 179):

„Freilich habe ich meine bestimmten Ansichten über das Verhalten der Fraktion; aber wenn ich mir die Aufgabe gestellt hätte, die Stellungnahme der Fraktionsmehrheit zu verteidigen oder zu begründen, dann hätte ich das mit anderen Gründen, niemals mit den Worten getan: „Gegenüber der Ideologie hat die Geschichte immer recht“; denn solche Motivierung ist nach meiner Auffassung ein Unsinn.“

Darauf entgegnete wieder Genosse Kautsky in seinem neuesten Artikel „Nochmals unsere Illusionen“ (Seite 230):

„Nach dieser bestimmten Erklärung hat niemand mehr das Recht, sich auf Cunows Schrift als „Verteidigung oder Begründung der Stellungnahme der Fraktionsmehrheit“ zu berufen.“

Ich begreife, aufrichtig gestanden, nicht, was Genosse Kautsky mit diesen Zeilen sagen will. Will er damit nur nochmals betonen, daß er, als er von meiner kleinen Schrift meinte, sie solle der Verteidigung der Fraktionsmehrheit dienen, sich getäuscht hat, oder soll diese Äußerung bedeuten, ich billigte die Stellungnahme der Fraktionsmehrheit zu den Kriegskreditforderungen gar nicht und wüßte sie auch nicht zu begründen?

Sollte das der Sinn sein, so möchte ich kurz erklären, daß ich der Stellungnahme der Fraktionsmehrheit zustimme und diese Ansicht auch recht wohl zu begründen weiß. Wenn ich trotzdem in meiner Broschüre die Frage, was richtiger gewesen wäre, Ablehnung oder Bewilligung der Kredite, gar nicht berührt habe, so deshalb nicht, weil mir unter den heutigen Umständen die Darlegung, aus welchen illusionären Anschauungen die Redereien von Partei-Zusammenbruch, Abdankung, Prinzipienverrat usw. entspringen und die Aufforderung zur Neuorientierung viel wichtiger erschienen.

Friedenau, den 31. Mai 1915.

Heinrich Cunow.

Nur die Anfrage des Genossen Cunow sei noch kurz beantwortet. Mit dem oben zitierten Satz wollte ich selbstverständlich nicht sagen, Cunow billige die Haltung der Fraktionsmehrheit zu den Kriegskrediten nicht oder wisse sie nicht zu begründen. Daß er jene Haltung billigt, geht aus seiner Schrift unzweideutig hervor. Ich bezweifle auch gar nicht, daß er wohlserwogene Gründe dafür hat. Aber er bringt sie in seiner Schrift nicht vor und daher bildet sie keine „Begründung der Stellungnahme der Fraktion“.

Eunow schließt die Diskussion mit einer Aufforderung zur „Neuorientierung“. Will er damit sagen, daß der Krieg ganz veränderte Situationen schaffen wird, so daß wir zu dem bisher Bemühten viel Neues hinzuzulernen haben, dann stimme ich ihm gerne zu. Sollte er unter der Neuorientierung nicht ein Hinzulernen, sondern ein Umlernen verstehen, dann erwarte ich mit Spannung seine Begründung dafür.

Karl Kautsky.

Literarische Rundschau.

Edmond Théry, *La transformation économique de la Russie*. Paris, Economiste Européen, 1914. Preis 3,50 Franken.

Der bekannte Redakteur des *L'économiste Européen*, E. Théry, gibt in der angeführten Schrift eine Zusammenfassung der wichtigsten offiziellen Daten über Produktion, Handel und Verkehr sowie die Entwicklung des Bankwesens in Rußland. Es ist eine durchaus untrübsame, recht optimistische Wiedergabe der offiziellen Statistenschriften der russischen Regierung. Wenn diese nicht zugänglich sind oder wer die Zahlen schon verarbeitet und übersichtlich haben will, dem kann diese Schrift empfohlen werden, sonst aber können wir ihr nicht beipflichten. Besonders trifft es nicht zu, wenn Théry den ganzen wirtschaftlichen Aufschwung Rußlands der Agrarreform Stolypins zuschreibt. Hätte Théry die Anbaufläche des Getreides berücksichtigt, so würde er sofort bemerken, daß der landwirtschaftliche Aufschwung mit dieser „Reform“ nichts zu tun hat, wie ich dies schon in der „Neuen Zeit“ (XXI, 2, Seite 84) nachgewiesen habe. Die bürgerlichen Volkswirte, besonders die französischen, sehen aber noch immer in dem bäuerlichen Individualbesitz die wichtigste Triebfeder der Entwicklung, während schon viele Bauern selbst dem Genossenschaftsprinzip sich zuwenden.

Der Aufschwung Rußlands wird durch folgende Zahlen illustriert: Im Vergleich mit den Jahren 1898/1902 war in den Jahren 1908/1912 die Weizenproduktion um 37,5 Prozent, die Ernte von Roggen um 2,4 Prozent, die von Gerste um 62,2 Prozent, die von Hafer um 20,9 Prozent, die von Mais um 44,8 Prozent und die Gesamternte dieser fünf Getreidearten um 22,5 Prozent höher. Das ist eine viel raschere Produktionssteigerung als in Deutschland, obgleich Rußland bis Ende 1913 keine Agrarzölle gekannt hat. . . . Daß aber der Bauer trotzdem weniger Getreide für sich behalten konnte, geht aus der noch viel rascheren Steigerung der Ausfuhr (um 55 Prozent!) hervor, die 1898/1902 nur 12,6 Prozent, 1908/1912 aber schon 15,9 Prozent der gesamten Erntemengen dieser fünf Getreidearten ausmachte. . . . Das ist das Resultat des Steuerdruckes, der nicht allein eine Folge des ostasiatischen Abenteuers, sondern in viel höherem Maße noch der neuen Wendung der russischen Politik im nahen Orient ist. Gerade die letzten Jahre haben ungeheuerliche Rüstungsausgaben gebracht. Nach Théry waren sie 1908/1912 um 50 Prozent höher als 1898/1902!

Im allgemeinen ist die Ausfuhr um 93,7 Prozent, die Einfuhr aber bloß um 66,3 Prozent und der Exportüberschuß um 103,4 Prozent gestiegen. In dieser Beziehung kommt Rußland zugute, daß die Preise für Bodenerzeugnisse rascher gestiegen sind als die für Fabrikate. Dem ist auch zum Teil das Entstehen des inneren Marktes zu verdanken, der ein Aufleben der Industrie ermöglichte. Die Kohlenförderung ist um 79,3 Prozent, die Roheisenerzeugung um 24,8 Prozent, die Produktion von Halbfabrikaten um 45,9 Prozent und die von Eisen und Stahl um 53,1 Prozent gestiegen. Dabei spielen jetzt die Regierungsaufträge eine relativ geringere Rolle als früher; die Ausfuhr von Fabrikaten ist sogar zurückgegangen. . . .

Als weiteren Beweis der wirtschaftlichen Entwicklung Rußlands kann man die Zunahme der Spindelzahl anführen. Sie hat sich vom 1. März 1910 bis zum 1. März 1914 von 8,2 auf 9,1 Millionen oder um fast 11 Prozent vermehrt; die Zahl der Fabrikarbeiter überhaupt ist um 18,8 Prozent gestiegen. So machte Rußland in den letzten Jahren bedeutende Fortschritte. Ob es sich aber auch nach diesem Kriege so rasch erholen wird, ist zweifelhaft.

Sp.

Abstammungslehre. Systematik. Paläontologie. Biogeographie. Unter Redaktion von R. Hertwig und R. v. Wettstein. 620 Seiten. Mit 112 Abbildungen. B. G. Teubner, Leipzig 1914. Preis geb. 22 Mark.

Das Buch bildet einen Band der großen Sammlung: „Kultur der Gegenwart“. Es behandelt eine Reihe von Problemen, die von allgemeinsten Bedeutung in der Biologie sind. Vor allen Dingen die Abstammungslehre, die von sachkundiger Seite, und zwar von Richard Hertwig in München, bearbeitet worden ist. Der Verfasser bemüht sich, die einzelnen Begriffe der Abstammungslehre in möglichst klarer und präziser Weise herauszuarbeiten. Es werden diskutiert: Der Artbegriff, die verschiedenen Formen der Variabilität, die Ursachen der Artbildung, und zwar in einzelnen Theorien, die hier in Betracht kommen — der Lamarckismus, die Selektionstheorie von Darwin usw. In einem letzten großen Abschnitt wird eine Uebersicht über die Physiologie des Tier- und Pflanzenlebens gegeben. Die Arbeit von Richard Hertwig ist eine Monographie für sich, die ein wirkliches und zusammenhängendes Bild der modernen Abstammungslehre vermittelt. Wer schon einigen Einblick in die Probleme der Abstammungslehre gewonnen hat, wird die Arbeit von Hertwig mit außerordentlichem Genuß lesen und wird sehr viel dabei gewinnen.

In einem zweiten Abschnitt behandelt Plate die Prinzipien der Systematik und das System der Tiere, in einem dritten Abschnitt Professor Wettstein das System der Pflanzen. Es folgen einige Aufsätze über Biogeographie, in die sich Enaler und Brauer geteilt haben. Der bekannte Paläontologe Abel (Wien) behandelt die Paläontologie und Paläozoologie. Die Paläobotanik hat Jongsman geschrieben. Die nächsten Aufsätze behandeln die Phylogenie der Pflanzen und der Tiere, speziell der Wirbellosen (Heider) und Wirbeltiere (Boas).

Was mir als besondere Stärke dieses Buches erscheint, das ist die außerordentliche begriffliche Klarheit, die in allen seinen Aufsätzen zum Ausdruck kommt, und insofern sticht das Buch in außerordentlicher Weise ab von jener begrifflichen Flatterhaftigkeit, möchte ich sagen, durch die leider eine große Zahl von populären Darstellungen so unvorteilhaft gekennzeichnet sind. Das Buch ist allerdings für Leser bestimmt, die schon manchen Einblick in die Biologie gewonnen haben, aber es ist eine so ganz ausgezeichnete Leistung, daß es größeren Arbeiterbibliotheken zur Anschaffung bestens empfohlen werden kann. Wer Muße findet, dieses Buch gründlich zu lesen, der hat ein für allemal einen wirklich großen Schatz von Wissen und — was besonders wichtig ist — von kritischer Einstellung gegenüber den Problemen der Biologie erworben.

Mancher Leser wird allerdings durch ein Buch bald abgeschreckt, das an ihn den Anspruch stellt, sich für längere Zeit an sein Studium zu machen und bei ihm zu bleiben. Die Sache liegt aber in Wahrheit so, daß man viel mehr hat von der Durcharbeitung eines Buches, das biologische Probleme gründlich behandelt, als wenn man sich in Eile auf eine Reihe von kleineren Schriften stürzt, die notwendigerweise den großen Nachteil haben, daß sie den Leser über viele kritische Einwände, über viele Schwächen in der Behandlung des behandelten Problems oder Themas hinwegtäuschen, weil es der Raum nicht gestattet, näher auf sie einzugehen. Gerade mit Rücksicht auf die kritische Stärke des Buches möchte ich ihm den verdienten Erfolg auch in den Kreisen der weiter fortgeschrittenen Arbeiter wünschen.

Lipisch üß.

Notizen.

Die wirtschaftlichen Rückwirkungen des Krieges in Frankreich lassen sich heute noch nicht genauer übersehen, besonders da die schon früher nicht besonders zuverlässige französische Statistik seit Ausbruch des Krieges stark desorganisiert ist. Immerhin gewähren einige Daten, die man erhalten kann, einen gewissen Einblick in den allgemeinen Ruin.

In den ersten vier Kriegsmonaten hat der Staat über 300 Millionen Frank für Beihilfen an die Familien der Mobilisierten und für Subventionierung von Arbeitslosenverfassungen verausgabt.

Ueber den Umfang der Arbeitslosigkeit lassen sich weder genaue noch vollständige Zahlen mitteilen, da das Bulletin des Arbeitsministeriums seit dem Ausbruch des Krieges nicht mehr erscheint, wie übrigens auch die Gewerkschaftspressen. Folgende Zahlen werden jedoch einen Einblick in den Umfang der Arbeitslosigkeit gewähren. Am 31. Dezember stellte sich die Zahl der Arbeitslosen in Paris, die von der Stadt Paris Arbeitslosenunterstützung bezogen — worin die arbeitslosen Familienangehörigen der Mobilisierten, die vom Staate die Beihilfe beziehen, nicht einbegriffen sind — auf 243 932! Bei der Berufszählung von 1906 wurden in Paris 838 000 berufstätige Personen festgestellt. Wie hoch sich die Zahl der Mobilisierten beläuft, wie hoch die Zahl der arbeitslosen Familienangehörigen, wissen wir nicht. Schätzt man die Zahl jener auf 300 000, die Zahl der Familienangehörigen auf 60 000, dann kann man auf ungefähr 50 Prozent Arbeitsloser im Dezember 1914 schließen. Und damals waren die schlimmsten Wirkungen der Wirtschaftskrise und insbesondere des allgemeinen Moratoriums, das zeitweilig zur Stodung des ganzen Wirtschaftslebens geführt hatte, bereits überwunden.

Auf den Stand der Wirtschaftsverhältnisse werfen die Angaben über den Außenhandel einiges Licht. Während der ersten acht Kriegsmonate — vom 1. August 1914 bis 31. März 1915 — betrug der Rückgang des französischen Außenhandels im Vergleich zur gleichen Periode des Vorjahres nahezu 6 Milliarden Frank, und zwar 2946 Millionen in der Ausfuhr und 2935 Millionen in der Einfuhr oder 56½ Prozent.

Nun ist allerdings während des ersten Vierteljahres 1915 eine augenscheinliche Besserung eingetreten. Der Rückgang des Außenhandels im Vergleich zum ersten Vierteljahr 1914 betrug nur 1781 Millionen Frank oder 45½ Prozent. Unterfucht man die Zahlen jedoch etwas genauer, soweit dies auf Grund der bisher veröffentlichten Statistik möglich ist, dann entdeckt man, daß dieser Fortschritt nur scheinbar ist, oder vielmehr, daß er sich auf Kosten der französischen Industrie vollzogen hat.

In der Tat sank die Einfuhr der Lebensmittel nur von 460 auf 442 Millionen oder um 4 Prozent. Die Einfuhr von industriellen Rohstoffen dagegen sank von 1445 auf 616 Millionen Frank oder um 57½ Prozent. Die Einfuhr von Fertigfabrikaten stieg sogar, und zwar von 386 auf 424 Millionen oder um 9¾ Prozent.

Dagegen sank die Ausfuhr von industriellen Rohstoffen von 480 auf 145 Millionen oder um 69¾ Prozent. Die Ausfuhr von Fertigfabrikaten sank von 833 auf 332 Millionen oder um 60 Prozent. Die Ausfuhr von Postpaketen (die meist Erzeugnisse der Luxusindustrie enthalten) sank von 145 auf 46 Millionen oder um 68½ Prozent. Während also die Einfuhr von Fertigfabrikaten trotz der allgemeinen Krise ganz erheblich stieg, sind die Ziffern, die den Rückgang der Ausfuhr von Fertigfabrikaten anzeigen, relativ und absolut die stärksten Abnahmeziffern und stehen weit über dem Durchschnitt. Ihnen folgen unmittelbar — und das ist nicht minder bezeichnend — die Zahlen, die den Rückgang der Ein- und Ausfuhr der industriellen Rohstoffe anzeigen.

Ein Rückgang der Ausfuhr wie der Einfuhr wäre an sich nur natürlich. Der Handelsverkehr mit Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Türkei, Belgien und Rußland, der 1911 sich auf 4150 Millionen belief, ist ganz oder so gut wie ganz eingestellt. Außerdem mußte der Handelsverkehr infolge der allgemeinen Krise notwendig auch mit den anderen Ländern leiden. Denn daß die französische Industrie nicht im Handumdrehen die Absatzgebiete der deutschen Industrie erobern kann, liegt

auf der Hand. Es ist überhaupt sehr fraglich, ob die französische Industrie auf diesem Gebiete je erhebliche Eroberungen wird machen können.

Die Einfuhr aus Deutschland und auch aus Belgien ist für die französische Industrie zum guten Teil eine Lebensnotwendigkeit. Deutschland liefert der französischen Industrie für 250 Millionen Frank Kohlen und Maschinen, Belgien für 150 Millionen Frank. Dazu kommen die chemischen Produkte, die z. B. für die Textilindustrie unerlässlich sind. Andererseits ist Deutschland ein ausgezeichnete Kunde. So kam z. B. die südfranzösische Delproduktion ganz ins Stocken, weil deren Abfallprodukte, die zur Mästung verwendeten Delkuchen, die fast ausschließlich nach Deutschland exportiert werden, keinen Absatz mehr fanden. Einen unermesslichen Schaden erleidet die südfranzösische Landwirtschaft, der ihr Hauptabsatzgebiet, Deutschland (für Gemüse, Obst, Blumen), verschlossen ist, während der Transport nach England, dem zweitbesten Kunden, verteuert und unsicher ist. Der französische Weinbau steht unmittelbar vor einer furchtbaren Krise. Das Jahr 1914 war ein außerordentlich ertragreiches. Der Innenkonsum ging jedoch stark zurück, während zugleich die besten Kunden — Deutschland und Belgien — (Deutschland ist zugleich der beste Weinreisende Frankreichs) verloren gingen.

Unter diesen Umständen ist es nicht überraschend, wenn Frankreich vielleicht am stärksten von allen kriegsführenden Ländern — das unglückliche Belgien natürlich ausgenommen (Polen ist kein selbständiges Wirtschaftsgebiet) — unter den Rückwirkungen des Krieges leidet. Das um so mehr, als die im Nordosten Frankreichs sich befindende Schwerindustrie durch die deutsche Okkupierung von Frankreich abgeschnitten ist. In welchem Maße sich diese Wirkungen weiter entwickeln, wird zunächst von der Dauer des Krieges und schließlich von den handelspolitischen Friedensbedingungen abhängen. J. S.

Der Tribut Indiens an England. In seiner soeben erschienenen Abhandlung „Nationalstaat, Imperialistischer Staat und Staatenbund“ schreibt Karl Kautsky: „Es ist rund eine halbe Milliarde Mark, was England jahraus, jahrein aus Indien ohne Gegenleistung zieht“ (Seite 43) und: „Der plötzliche Verlust Indiens und der aus ihm gepumpten jährlichen Milliarde würde für sie (die herrschenden Klassen Englands) den Bankrott bedeuten“ (Seite 44).

Ich kann mich der letzten Auffassung nicht anschließen, bin vielmehr seit langem der Ansicht und habe ihr auch oft in Wort und Schrift Ausdruck gegeben, daß der finanzielle Wert Indiens für England ungeheuer überschätzt wird.

Was zunächst die Summen betrifft, die Indien jährlich direkt an England zahlt, nämlich die im indischen Budget als home charges bezeichneten Ausgaben, so belaufen sie sich in deutschem Gelde auf nicht ganz 400 Millionen Mark im Jahr. Im Budget für 1911/12, das letzte, worüber mir Zahlen vorliegen, waren es 18 865 000 Pfund Sterling, und diese Summe ist in keinem der Budgets früherer Jahre erreicht worden, die ich nachgeschlagen habe.

Wofür sind nun diese rund 18,9 Millionen Pfund Sterling gezahlt worden? Sie legen sich wie folgt zusammen:

	Pfund Sterling
Zinsen für Eisenbahnanleihen und Obligationen	8 760 000
Zinsen für Bewässerungsanleihen	117 000
Zinsen für die Staatsschuld	1 892 000
Unterhalt der Flotten- usw. Magazine	1 203 000
Zahlungen für britische Truppen	1 005 000
Anderer Ausgaben für Heer und Flotte	3 065 000
Renten und Pensionen für Zivilbeamte	1 405 000
Urlaubsgehälter für Zivil- und Militärbeamte	996 000

Zusammen 18 443 000

Der Rest entfällt auf kleinere Ausgaben.

Da Indien, wenn es morgen die Herrschaft Englands abschüttelte, nicht zugleich seine Zahlungen von Zinsen für regelrecht gezahlte Anleihen einstellen würde, würden mehr als die Hälfte der 18,9 Millionen Pfund Sterling auch dann noch nach England gehen. Weitere 4 Millionen Pfund Sterling sind Zahlungen für Heeres- und Flottenmaterial, das die englische Verwaltung selbst wieder zu bezahlen hat, deren Wegfall also kein absoluter Verlust sein würde. Es bleiben dann etwa $3\frac{1}{2}$ Millionen Pfund Sterling oder 70 Millionen Mark für Gehälter, Soldatenlösung, Pensionen und dergleichen — eine für das jährliche Nationaleinkommen Englands winzige Summe. Sie kommt gegenüber den Kosten, die der Besitz Indiens dem englischen Reich verursacht, kaum in Betracht. Finanziell betrachtet, kostet Indien England ganz erheblich mehr, als es ihm einbringt.

Aber auch der volkswirtschaftliche Vorteil im weiteren Sinne, den die Beherrschung Indiens für England bedeutet, wird ungemein überschätzt. Allerdings ist England allen übrigen Ländern bei der Einfuhr Indiens weit voraus. Aber das ist keine ewige Hypothek. Die Einfuhr aus England genießt keine Vorzugsbehandlung in Indien, die Konkurrenz anderer Länder gegen sie ist durch kein Gesetz gehemmt und macht sich auch zunehmend geltend. Gewisse Vorteile, die sich durch den Einfluß der Beamten auf die Verwaltung ergeben, mögen in bestimmten Fällen englischen Industriellen zugute kommen, aber im großen volkswirtschaftlichen Betriebe fällt auch das nicht so schwer ins Gewicht, daß die Fortdauer der Oberherrschaft Englands über Indien als ein Lebensinteresse der englischen Volkswirtschaft bezeichnet werden könnte. Diese Oberherrschaft ist ein wirtschaftliches Interesse bestimmter, begrenzter Gesellschaftsschichten Englands, aber nicht der englischen Nation als ein Ganzes.

Für Indien selbst machen die vorerwähnten home charges von Jahr zu Jahr einen kleineren Prozentsatz seiner Einkünfte aus. Die indischen Finanzen können den Vergleich mit den Finanzen der bessituierten Staaten Europas aushalten. Der indische Reichsschuld von rund $5\frac{1}{2}$ Milliarden Mark stehen Guthaben in höherem Betrage gegenüber, weit über die Hälfte ist Besitz an werbenden Anlagen, das meiste davon Eisenbahnen, die im Budget für 1912/13 mit einem Nettoüberschuß von 110 Millionen Mark verzeichnet stehen. Die Gesamteinnahme aus werbenden Anlagen belief sich auf 178 Millionen Mark. Auch in bezug auf die staatlichen Steuern steht Indien weit günstiger da, als die meisten europäischen Staaten. Sie berechnen sich im Haushalt für 1912/13 einschließlich der Grundsteuer, die in vielen Teilen Indiens die Bodenpacht darstellt, im Durchschnitt auf 3,80 Mark, ohne die Grundabgabe auf 2,10 Mark in deutschem Gelde pro Kopf. Dies, obwohl Indien, bestimmte große Gebiete Mittelindiens ausgenommen, kein armes Land ist. Es bringt seit Jahr und Tag seine Anleihen zu erheblich günstigeren Bedingungen an den Markt, als z. B. das Deutsche Reich. Selbst heute, wo infolge des Krieges der Zinsfuß international in die Höhe geschneit ist, stehen die dreieinhalbprozentigen indischen Konsuls mit über 80 Prozent auf dem englischen Markt notiert, höher als die den gleichen Zinsfuß zahlenden Staatsanleihen der meisten neutralen Staaten. Treffend bemerkt Kautsky, daß die Ausgabe Indiens für Heer und Flotte zwar bedeutend, aber im Verhältnis doch sehr viel geringer ist, als die der Staaten Europas. Sie war — für ein Reich von 230 Millionen, nämlich Indien ohne die Tributärstaaten — im Budget für 1912/13 mit 393 Millionen Mark angesetzt. Der „britische Friede“ kostet Indien nicht den zehnten Teil pro Kopf, den vor Ausbruch des jetzigen Krieges der bewaffnete Frieden der Großstaaten Europas diese gekostet hat.

Diese Tatsachen liefern einen Teil der Erklärung für das Verhalten derjenigen Bevölkerungsschichten Indiens zum gegenwärtigen Krieg, die heute die öffentliche Meinung des Riesenreichs bilden.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 12

Ausgegeben am 18. Juni 1915

33. Jahrgang

Nachdruck des Artikels nur mit Quellenangabe gestattet

Amerikaner über den Weltkrieg.¹

Von Ed. Bernstein.

Wie in den kriegführenden Ländern selbst, so hat auch in den neutralen Ländern der Krieg eine Flut von Abhandlungen aller Art hervorgerufen. In Zeitschriften und Broschüren ist das Für und Wider des Rechts der kriegführenden Koalitionen immer von neuem abgehandelt worden, hier polemisch und dort apologetisch, bald aus der Feder von mehr oder weniger interessierten Parteigängern der in Frage kommenden Regierungen, und bald auch von Leuten, die man als unabhängig in ihrem Urteil betrachten kann. Es versteht sich von selbst, daß es uns besonders interessieren muß, Stimmen dieser letzteren Art zu vernehmen, vorausgesetzt selbstverständlich, daß sie von Leuten ausgehen, deren Wort den Empfindungen eines beachtenswerten Teils ihrer Nation Ausdruck gibt oder sie beeinflusst.

Während aber die Tagespresse meist zu bestimmten politischen Zwecken von ihnen Kenntnis genommen hat, worunter die informierende Berichterstattung stets mehr oder weniger zu leiden pflegt, scheint es uns nötig, einmal ohne jede Verquickung mit tendenziösen Betrachtungen ein objektives Bild der Veröffentlichungen hervorragender Persönlichkeiten darzubieten, die auf das amerikanische Publikum in der einen oder anderen Weise eingewirkt haben. Nur dann wird man ja das Verhalten des amerikanischen Volkes in dieser Frage richtig einzuschätzen und vorauszuberechnen wissen, wenn man sachgetreu darüber unterrichtet ist, unter welchen Gesichtspunkten es in seinen verschiedenen Schichten den Krieg betrachtet. Und zwar dürfen für diesen Zweck gerade solche Äußerungen am meisten Beachtung beanspruchen, die der Öffentlichkeit übergeben wurden, bevor noch Agitatoren der großen politischen Parteien der Vereinigten Staaten sich der Sache zu bemächtigen gesucht haben. An solchen, von Parteiabsichten noch unbeeinflussten Kundgebungen hat es aber, wie gesagt, drüben nicht gefehlt.

So hat zum Beispiel der in den Ruhestand getretene Präsident der Columbia-Universität von New York, Professor Charles W. Eliot, im Monat Oktober vorigen Jahres in der „New York Times“ das Wort genommen, um darzulegen, wie nach seiner Kenntnis die öffentliche Meinung der Vereinigten Staaten über die Kriegführenden beschaffen ist und warum sie so beschaffen ist, und seine Ausführungen, über die damals auch einiges in deutschen Blättern zu lesen war, sind seitdem von den Leitern der anderen Hochschulen der Vereinigten Staaten fast ausnahmslos als zutreffend anerkannt worden. Man ist daher zu der Folgerung genötigt, daß das, was er

¹ Das Manuskript dieses Artikels befindet sich schon seit mehreren Wochen in unseren Händen. Raummangel verhinderte bisher die Veröffentlichung.

Die Redaktion.

sagte, in Wirklichkeit die Empfindungen eines wichtigen Teils der öffentlichen Meinung der Vereinigten Staaten wiedergibt. Die Gelehrtenwelt nimmt heute in Amerika eine wesentlich geachtete Stellung ein, als man bei uns zu wissen scheint. Man ist in Deutschland nur zu geneigt, die Riesenrepublik jenseits des Atlantischen Ozeans lediglich als das Land der Beutepolitiker und der dem Dollar nachjagenden Trustmagnaten samt Gefolge zu betrachten. Tatsächlich beherbergt sie aber unter der dünnen Oberschicht dieser Klassen ein großes Volk von Erwerbstätigen aller Art, die nicht weniger achtbar sind, als der große Durchschnitt der bürgerlichen und proletarischen Elemente der alten Welt, und immerhin in den Ueberlieferungen eines republikanischen Gemeinwesens aufgewachsen sind, dessen Geschichte als ihre größten Ereignisse zwei gewaltige Freiheitskämpfe von weltgeschichtlicher Bedeutung verzeichnet. Zwischen Denken und persönlichem Verhalten gähnt überall eine ziemliche Kluft. Aber der Unterschied zwischen dem, was die Nation sich einbildet zu sein und was sie wirklich ist, ist drüben sicherlich nicht größer, als er heute bei uns ist, wo man als das Land des Idealismus betrachtet sein will, während die Leute mit der Laterne zu suchen sind, die für das Selbstbestimmungsrecht eines anderen Volkes sich zu erwärmen vermögen, wenn es mit dem vermeintlichen Machtinteresse des eigenen Landes in Widerspruch gerät.

In dem obenerwähnten Artikel verwahrt Professor Eliot zunächst sich und seine Landsleute dagegen, in irgendeiner Weise gegen Deutschland und das deutsche Volk voreingenommen zu sein, und zählt eine Reihe von Eigenschaften und Leistungen auf, die sie im Gegenteil an Deutschland hochschätzen, mit dem in Freundschaft zu leben ihr aufrichtiger Wunsch sei. Obwohl aber die Amerikaner für das deutsche Volk in guten und schlechten Zeiten, in Krieg und Frieden starke Sympathie hegten, sei im gegenwärtigen Krieg doch das ganze Gewicht der öffentlichen Meinung ihres Landes auf der Seite der Alliierten.

Warum dies? Es ist interessant, daß Professor Eliot, dessen Brief zu einer Zeit geschrieben wurde, wo Amerika vom Krieg nur erst finanziell und kommerziell litt, als Fundamentalgrund jener Parteinahme gegen Deutschland den Gegensatz bezeichnet, der zwischen den politischen Begriffen des Amerikaners und, wie er es ausdrückt, „bestimmten nationalen Praktiken Deutschlands von großer Bedeutung“ obwalte — welche Praktiken nach ihm „das Ergebnis preussischer Theorien und Erfahrungen sind, die im Laufe der letzten hundert Jahre Oberhand gewonnen haben“. Er geht nun Punkt für Punkt die Einzelfragen durch, an denen sich nach ihm der Gegensatz der Auffassungen kundgibt. Wir müssen uns darauf beschränken, einige derjenigen Feststellungen herauszuziehen, die für unser Thema besonders in Betracht kommen.

Es ist nur natürlich, daß der Bürger der Vereinigten Staaten Gegner alles persönlichen Regiments in der auswärtigen Politik und den Fragen von Krieg und Frieden ist. Die Tatsache, daß Deutschlands Mobilmachung drei Tage vor Zusammentritt des Reichstags angeordnet wurde, widerspreche „allen amerikanischen Begriffen und Gepflogenheiten hinsichtlich der Rechte des Volkes und der gebührenden Grenzen für die Vollmachten der Exekutivgewalt“. Die Bürger der Vereinigten Staaten seien in der glücklichen Lage, von ihrem Staatswesen sagen zu können, daß es nicht

auf Militärgewalt gegründet sei. Sie sehen es ohne ein stehendes Heer von irgendwelcher Bedeutung wirtschaftlich und allgemein kulturell mächtig sich entfalten und beurteilen danach die Frage nach dessen Bedeutung für die Größe der Nationen. Sie sind daher, führt Eliot aus, überwiegend Gegner jeder Ausdehnung der Staatsgebiete durch Militärgewalt, die im Widerspruch stehe mit den Wünschen der in Frage kommenden Bevölkerung. Welche Gegnerschaft die unvermeidliche Folge ihrer demokratischen Einrichtungen sei. „Die Amerikaner,“ schreibt er, „sind dieser demokratischen Auffassung unter sehr schwierigen Umständen treu geblieben, zum Beispiel als sie aus Kuba herausgingen, dieser reichen Insel, die 1908 in dem kurzen Krieg mit Spanien von amerikanischen Truppen besetzt worden war, und als sie es ablehnten, zum Schutz der amerikanischen Kapitalsanlagen gewalttätig in Mexiko einzuschreiten, als dieses Nachbarland durch Kriege von Parteilgängern verwüstet wurde.“ Nach Analogie dieser Vorgänge beurteilten sie frühere Annexionen Deutschlands und jetzt die Frage Belgiens.

Nicht minder scharf verurteilten die Amerikaner die Verletzung von Verträgen zwischen den Völkern unter der Berufung auf militärische Notwendigkeiten oder irgendwelche anderen Gründe. „Sie glauben, daß der Fortschritt der Kultur von der allgemeinen Anerkennung der Heiligkeit der Verträge oder friedlicher Abmachungen zwischen den Nationen und der Fortbildung des internationalen Rechts auf Grund allgemeiner Zustimmung abhängt. . . Die Vereinigten Staaten haben mehr Verträge dieser Art vorgeschlagen und abgeschlossen als irgendeine andere Macht, an ihnen festgehalten und von ihnen Förderung gezogen. Unter dem Schutz eines solchen vor nahezu hundert Jahren abgeschlossenen Vertrages haben Kanada und die Vereinigten Staaten sich Rüstungen und Forts gegeneinander erspart, obwohl sie ernsthafte Meinungsverschiedenheiten und Interessentkonflikte miteinander hatten, und die Grenze 3000 englische Meilen lang ist und zum größten Teil der natürlichen Schutzmittel entbehrt.“ Befiehlt von der Hoffnung, daß der Friede Europas und die Rechte seiner Völker durch feierliche Verträge und die Einsetzung eines internationalen, durch internationale Macht unterstützten Gerichtshofes mögen gesichert werden, erblickten die Amerikaner in der Behandlung des Vertrages über die belgische Neutralität durch Deutschland als eines Stückes Papier, das unter der Berufung auf militärische Notwendigkeit zerrissen werden darf, „den Uebergang Deutschlands zu einer Reaktionspolitik beunruhigendster Art“.

Schon dieser Schritt Deutschlands würde die öffentliche Meinung Amerikas zugunsten der Alliierten gestimmt haben, wenn er allein stände. Sie sei indes noch in anderer Weise durch das Vorgehen Deutschlands abgestoßen worden. Eliot zählt eine Reihe von Maßnahmen der Kriegsführung auf, wie das Werfen von Bomben aus Luftfahrzeugen in Städte und Ortschaften, die hauptsächlich von Nichtkombattanten bewohnt sind, das Legen von Streuminen usw. Seine Liste schließt mit dem System der Auserlegung von Lösegeld an Städte und Ortschaften unter der Androhung von Zerstörungen, und der Festnehmung von unbewaffneten Bürgern als Geiseln für das friedliche Verhalten großer Bevölkerungen unter der Androhung des summarischen Erschießens dieser Geiseln im Falle irgendwelcher Unordnung. „Alle diese Dinge scheinen den Amerikanern unnötige, unzweckmäßige und ungerechtfertigte Kriegsmaßnahmen, die sicher geeignet

sind, Haß und Verachtung gegen die Nation zu säen, welche sie in Anwendung bringt, und es den kommenden Generationen erschwert, Frieden und Ordnung in Europa aufrechtzuerhalten. Sie können nicht umhin, der Verluste zu gedenken, welche die Zivilisation erleiden mag, wenn je die Preußen die Art der Kriegführung, die deutscherseits in Belgien und Frankreich geübt wird, nach Westeuropa tragen sollten. Sie hatten angenommen, daß der Krieg in diesem Jahrhundert nur gegen öffentliche, bewaffnete Armeen, deren Hilfsmittel und Unterkunftsstätten geführt werden würde."

Die Ausführungen Eliots über die Verantwortung, die nach Ansicht der Amerikaner das persönliche Regiment, die Geheimdiplomatie und der Militarismus selbst am Kriege tragen, brauchen hier nicht im einzelnen wiedergegeben zu werden. Sie zeichnen sich vor den Artikeln anderer Amerikaner über diese Frage durch eine sehr gemäßigte Sprache und Vorsicht in der Verteilung der Verantwortungen aus. Alle erfahrenen Leser auf der amerikanischen Seite des Ozeans seien sich dessen bewußt, schreibt Eliot, daß ihre Informationen überwiegend aus englischen und französischen Quellen stammten und trügen dem im Urteil Rechnung. Aber ihre grundsätzliche Auffassung steht nach ihm fest. „Die Sympathien Amerikas sind mit den Deutschen in deren Verlusten und Leiden, aber nicht mit ihren Regierern, der Militärlaste oder den Professoren und Schriftstellern, die während mehr als einer Generation gelehrt haben, daß Macht Recht bildet.“ Der letztere Satz enthält nach Eliot „den fundamentalen Trugschluß, der fünfzig Jahre hindurch die Quellen des deutschen Denkens und der deutschen Politik in öffentlichen Angelegenheiten vergiftet hat“.

Den Hinweis auf die russische Gefahr weist Eliot mit den Worten ab, die Furcht vor dem Moskowiter könne höchstens insofern Deutschlands und Oesterreich-Ungarns Vorgehen erklären, wie internationale Panik überhaupt eine Handlung erklären kann. „Gegen ein mögliches, wenn auch nicht wahrscheinliches aggressives russisches Vorgehen würde ein fester Defensivbund Westeuropas ein viel besserer Schutz sein, als die alleinstehende Macht Deutschlands. Es ließen sich auch leicht zwei neue Pufferstaaten ausdenken: ein wiederhergestelltes Polen und ein Balkanbund.“ In Frankreichs Verlangen nach Revanche erblickt unser Amerikaner bezeichnenderweise „die unvermeidliche und lobenswerte (sic!) Folge der Behandlung, die Deutschland 1870/71 Frankreich hat angeeignet lassen. Die Entrüstung der Deutschen über die etwaige wirkungschwache Gegenwehr, die Großbritannien der großen Ausbreitung von Deutschlands Handel entgegenzusetzen haben mag“, sei ihm unerklärlich und könne Deutschlands Versuch, sich zum Oberherrn Europas aufzuschwingen, nicht rechtfertigen. Sein Brief endet mit den Worten:

„Schließlich hoffen und erwarten die Amerikaner, daß der gegenwärtige Krieg kein so verhängnisvolles Ende nehmen wird, wie etwa die Vernichtung oder den Ruin der deutschen Nation. Im Gegenteil glauben sie, daß Deutschland freier, glücklicher und größer sein wird, wenn es erst das ungeheuerliche bismarcksche politische System und die archaische Auffassung des Kaisers von seinem Amt los sein und zwanzig Jahre wirklichen Friedens genossen haben wird.“

Die letzten Worte allein mußten dem amerikanischen Gelehrten Proteste aus der Feder von Anwälten der deutschen Politik zuziehen. Aber sein Brief ist auch sonst reich an Bemerkungen, welche nach Beantwortung

durch solche riefen, und an Erwidern aus jenen Reihen hat es denn auch nicht gefehlt. Unter anderen hat kein Geringerer als Staatsminister Bernhard Dernburg, der damals gerade in Amerika weilte, es für der Mühe wert erachtet, Eliot entgegenzutreten. In einem längeren Schreiben, das in der „New York Times“ vom 5. Oktober 1914 abgedruckt ist, geht er Eliots politische Auffassungen Punkt für Punkt durch und hält ihnen die deutsche Auffassung entgegen. Da es sich hier nicht um Untersuchung der Richtigkeit der Behauptungen, sondern nur um Kennzeichnung der Standpunkte handelt, Dernburgs Brief außerdem seinerzeit auch in der deutschen Presse veröffentlicht worden ist, erübrigt es sich, den Darlegungen des ehemaligen deutschen Kolonialministers im einzelnen zu folgen. Auch der von ihm Abweichende muß zugeben, daß Dernburg den Standpunkt der deutschen Regierung ziemlich geschickt vertreten hat, geschickter vielleicht, als es in verschiedenen direkt von Berlin ausgehenden Publikationen geschehen ist. Er setzt, nach einer Verbeugung vor Eliot, dessen große Autorität auf beiden Seiten des Ozeans anerkannt sei, wirksam mit Aufdeckung einiger schwachen Stellen des Eliotschen Briefes ein und verlegt sich im übrigen darauf, nachzuweisen, daß alles, was Eliot den Deutschen vorwirft, von den Alliierten und ganz besonders jetzt oder in der Vergangenheit begangen worden sei.

Von amerikanischen Gelehrten, die für das offizielle Deutschland Partei genommen haben, sei gleichfalls ein Dozent der Columbia-Universität genannt. Professor John W. Burgess, der zeitweise als Austauschprofessor in der Berliner Universität Vorlesungen gehalten hat, hat in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften mit Wärme die Verteidigung Deutschlands geführt. Insbesondere hat er den deutschen Kaiser lebhaft gegen den Vorwurf verteidigt, daß seine Friedensliebe nur Schaustellung gewesen sei, und sich bemüht, das Vorgehen Deutschlands gegen Belgien als eine Maßnahme zu kennzeichnen, zu der Englands Verhalten Deutschland gezwungen habe und durch das eine wahrhafte Neutralität überhaupt nicht verletzt worden sei. Die Schuld Englands leitet Burgess davon ab, daß dessen Minister Grey sich weigerte, gegen das Versprechen Deutschlands, gegebenenfalls Belgiens Neutralität zu respektieren, diesem die Neutralität Englands beim bevorstehenden Krieg Deutschlands wider Frankreich zuzusichern, daß Grey am 4. August 1914 der belgischen Regierung sagen ließ, seine Regierung erwarte, daß Belgien einem von Deutschland auf es ausgeübten Druck mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln Widerstand leisten werde, wo doch eine Million deutscher Soldaten an Belgiens Grenze standen, und Belgien England Beistand zusagte, der erst sehr viel später und unzulänglich erfolgt sei. In einem anderen Zusammenhang vertritt Professor Burgess die Ansicht, daß Belgien durch die Zunahme seiner Bevölkerung aus dem Rahmen eines Staates, dessen Neutralität von seinen Nachbarn verbürgt werden müsse, hinausgewachsen und „zum Selbstschutz reif“ geworden sei. Eine Zusammenfassung seines Aufsatzes, der diese Darlegungen enthält, ist Ende Dezember 1914 in der „Kölnischen Zeitung“ veröffentlicht worden.

Ein anderer Leiter einer amerikanischen Hochschule, der zur belgischen Frage das Wort genommen hat, ist Professor John Grier Hibben, Präsident der Princeton-Universität, New Jersey. Ihm hatte es das bekannte Manifest der 93 deutschen Gelehrten und Künstler angetan. Da

dieses Manifest es rundweg für „nicht wahr“ erklärte, daß Deutschland die Neutralität Belgiens verletzt habe, und behauptete, es sei „bewiesen“, daß im Gegenteil Frankreich und England „diese Verletzung beschlossen hatten“ und Belgien sich „damit einverstanden“ erklärt habe, fand sich Professor Hibben veranlaßt, einem der Urheber des Manifests, Herrn U e d e n - J e n a, der ihm persönlich bekannt ist, einen Brief zu schreiben und diesen Brief öffentlich bekanntzugeben — New York, „Times“, vom 25. November 1914 — worin er ihm höflich aber sehr bestimmt auseinandersetzt, daß man drüben gerade von Männern der Wissenschaft eine andere Art Behandlung für umstrittener Dinge erwartet hätte.

„Es ist das Wesen gerade der wissenschaftlichen Art, Fragen irgendwelcher Art abzuhandeln, daß man für jede wichtige und bezeichnende Behauptung, die man ausspricht, seine Gewährsquellen anführt. . . . In Ihrem Ausruf ist jedoch die bei weitem wichtigste Ihrer Aufstellungen, diejenige, welche die Ehre und Reinheit Ihrer Nation am intimsten betrifft, ohne auch nur den Versuch eines Beweises geblieben, von der bloßen Behauptung abgesehen, die Sie und Ihre Kollegen darbieten. Es liegt im Interesse eines guten Verständnisses für die Stellungnahme Deutschlands, daß Sie uns, die wir der deutschen Wissenschaft so viel Dank schulden, volle Kenntnis all der Tatsachen ermöglichen, die endgültig für die jetzige Lage in Betracht kommen.“

Gleichzeitig schrieb Hibben an einen ihm befreundeten englischen Gelehrten, der Vorsteher eines der Cambridger Kollegien ist, und ersuchte ihn um authentisches Material darüber, was an der oben zitierten Behauptung Wahres sei. Er erhielt eine ausführliche Denkschrift des britischen auswärtigen Amtes, die natürlich jene Behauptung entschieden in Abrede stellt und mit anderen Einlagen auch eine längere Erklärung des belgischen Ministers Davignon erbringt, worin dieser darzutun sucht, daß die von deutschen Behörden in Brüssel aufgefundenen und durch die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ bekanntgegebenen Berichte über Unterhaltungen englischer Militärs mit leitenden Beamten des belgischen Kriegsministeriums wegen Entsendung englischer Truppen nach Belgien im Falle eines englisch-französischen Krieges mit Deutschland das nicht bewiesen, was die deutsche Regierung aus ihnen herleitete. Auch dieses Schriftstück veröffentlichte Hibben in der „New Yorker Times“.

Eine viel schärfere Sprache als er und Eliot führt der Präsident des Carnegie-Instituts in Pittsburg, S. H a r d e n C h u r c h, in einem vom 9. November 1914 datierten offenen Brief an Professor F r i k S c h a p e r in Berlin, der ihm das Manifest übersandt hatte. Wie die Genannten, beginnt Church mit einer großen Lobrede auf die Leistungen der Deutschen in Kunst, Wissenschaft und Industrie. Er beruft sich auf seine freundschaftlichen Beziehungen zu einer ganzen Reihe von hervorragenden Vertretern Deutschlands und betont in den wärmsten Ausdrücken die Sympathien der Amerikaner für die Deutschen als Volk und das Deutsche Reich.

„Das Gewebe unserer eigenen Nation würde uns zu wahren Freunden Deutschlands in allem seinen moralischen Recht machen, denn wir haben jetzt in unserem Volk acht Millionen, die von Geburt oder von Abstammung deutsch sind, und diese Bürger gehören zu den Besten unseres Landes.“

Indes schätzten die Amerikaner auch die Angehörigen der anderen Rassen, denn sie seien eine kosmopolitische Nation — „unser Blut und unser Aufbau begreifen das ganze Menschengeschlecht in sich“. Nur den Aflaten gegenüber stellten sie sich leider noch anders, die Zeit werde aber kommen,

wo sie geistig so weit gewachsen sein würden, auch die Kinder Asiens mit gleicher Gastfreundschaft aufzunehmen. Als Nation folgten sie mit Bezug auf den Krieg der Weisung des Präsidenten Wilson, sich streng neutral zu verhalten. Das hindere sie aber nicht, dem Recht nachzuzuforschen und das Unrecht zu verurteilen, denn Neutralität dürfe niemals Gleichgültigkeit heißen. Wenn in dem Manifest gesagt werde, die Feinde Deutschlands suchten „durch Lügen und Verleumdungen“ Deutschlands Ehre in seinem harten Kampf um seine Existenz, der ihm aufgezwungen sei, zu besudeln, so dürfe Deutschland wegen der Amerikaner außer Furcht sein, daß sie sich durch Lügen und Verleumdungen seiner Feinde irreführen ließen.

„Wir alle gehen bei unserem Forschen nach der Wahrheit tiefer als auf die Oberfläche. Sie sagen in Ihrem Brief, Deutschland stehe in einem Kampf, „der ihm aufgezwungen worden ist“. Das ist die ganze Frage, alles andere ist Beiwerk. Wenn dieser Krieg Deutschland aufgezwungen wurde, dann steht es in der Tat in machtvoller Würde und Ehre da, sollte die ganze Welt ihm Beifall zollen und Beistand leisten zur äußersten Niederwerfung und Bestrafung seiner Feinde, die es angegriffen haben. Aber wenn dieser schändliche Krieg ihm nicht aufgezwungen worden ist, würde dann nicht vernunftgemäß daraus folgen, daß seine Stellung der Würde und Ehre ledig ist und daß seine Feinde es sind, die mit Beifall zu begrüßen und bis zur äußersten Grenze menschlicher Sympathie zu unterstützen wären?“

„Ich glaube, lieber Dr. Schaper,“ fährt Mr. Church fort, „daß das Urteil über diese Hauptfrage schon gebildet ist.“ Das Urteil gründe sich „nicht auf die Lügen und Verleumdungen der Feinde Deutschlands, noch auf die niederlichen Berichte der Zeitungen, sondern auf das tiefe Studium der offiziellen Korrespondenzen zu der Sache.“ Diese von den beteiligten Regierungen veröffentlichten offiziellen Urkunden seien von der „New York Times“ in einer Riesenaufgabe nach der andern und dann von der Amerikanischen Association für Internationales Schlichtungswesen veröffentlicht worden, und obwohl Millionen des amerikanischen Volkes sie schon gelesen hätten, lasse die Nachfrage nicht nach. „Ich kann nicht umhin, wissen zu wollen,“ schreibt Church, „ob sie in Deutschland zirkulieren, und zu wünschen, daß das deutsche Volk die gleiche Möglichkeit haben möge, diese Staatspapiere unverkürzt zu lesen, wie meine Landsleute sie gehabt haben“.

Die Frage gibt zu einer recht melancholischen Betrachtung Anlaß. Wenn ihr die Vermutung zugrunde liegt, daß äußere Schwierigkeiten der Verbreitung jener Urkunden in Deutschland im Wege standen, so können wir als Tatsache feststellen, daß dem nicht so ist, die in Frage kommenden Urkunden sind dem deutschen Volke zugänglich. Was aber bei uns nicht entfernt in dem Maße vorhanden ist wie drüben, ist das Interesse an ihnen, die Nachfrage. Eine überaus klare Beleuchtung des Unterschiedes zwischen einem Volke, das wenigstens den Glauben hat, daß es in letzter Instanz sich selbst regiert, und einem Volke, dem jede Spur eines solchen Glaubens noch fehlt. Die Amerikaner sind gewohnt, über die großen Fragen ihrer Politik auf jede Weise informiert und befragt zu werden, und diese Gewohnheit verläßt sie auch nicht bei einer bedeutungsvollen Frage, ehe noch diese sie ernsthaft berührte. Bei unserem Volk aber, um dessen eigenstes Geschick es sich doch handelt, ist der Drang, die zugänglichen Urkunden selbständig zu studieren, um zu einem eigenen Urteil zu gelangen, außerordentlich gering. Selbst bei Leuten, die sich für gebildet halten, verspürt man äußerst wenig davon, es überwiegt noch völlig die

von Lassalle so bitter gerügte Gewohnheit des Urtheilens nach Hörensagen. Womit denn auch manche böse Erscheinungen, die von Außenstehenden auf einen sittlichen Defekt der Deutschen unserer Lage zurückgeführt werden, als Folgen eines intellektuellen Fehlers sich erklären.

Man wird wahrscheinlich einwenden, die amtlichen Veröffentlichungen seien schon darum unzuverlässig, weil sie samt und sonders lückenhaft sind, weil die Regierungen ohne Ausnahme alles aus ihnen fortlassen, was ihre Karten in kompromittirlicher Weise aufdecken würde. Das soll ohne weiteres zugegeben werden, der aufmerksame Leser der Weiß-, Blau-, Gelb- usw. Bücher kommt sehr bald dahinter, daß sie ihm vieles vorenthalten, dessen Kenntniss zur Bildung eines erschöpfenden Urtheils unbedingt notwendig wäre. Aber mehr oder Genaueres als aus der Presse erhält der Leser doch aus ihnen, zum mindesten braucht er sie als Handhabe zur Nachprüfung der Presse-Äußerungen, und außerdem kontrollieren die zu einem gewissen Grade die Publikationen der einen Regierung bis der anderen. Daß ihnen nur ein bedingter Wert innewohnt, ist kein Grund, sie zu ignorieren.

Eine andere Frage ist es freilich, ob man berechtigt ist, aus ihrem Studium ein endgültiges Urtheil über diesen Krieg in der Weise abzuleiten, wie es Mr. Church und andere seiner Landsleute offensichtlich getan haben. Die tieferen Gründe, welche das Handeln der Regierungen bestimmen, kommen in diplomatischen Aktenstücken dieser Art sicherlich nicht zum Wort. Sie behandeln im wesentlichen nur Fragen formaler Natur, bzw. nur die formale Seite von Streitfragen materieller Natur.

Daß sie dies unbeachtet lassen, ist ein Fehler, von dem man den später in Broschürenform herausgegebenen Brief des Mr. Church und ähnliche Publikationen von Amerikanern über den Krieg nicht freisprechen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Die auswärtige Politik der alten Internationale und ihre Stellungnahme zum Krieg.

Von N. Kjaanoff.

III.

Die alte Internationale und die Wiederherstellung Polens.

Als die Versammlung in St. Martins Hall endlich zustande kam, war der polnische Aufstand, der zweifellos als ein Anlaß der Zusammenkunft zwischen den englischen und französischen Arbeitern im Juli 1863 betrachtet werden kann, die den wirklichen Ausgangspunkt der alten Internationale bildete, schon längst in blutigster Weise unterdrückt. Jede Hoffnung auf eine baldige Befreiung Polens mußte aufgegeben werden. Die bezweckte PreSSION auf die englische und französische Regierung zugunsten Polens blieb erfolglos. Der russische Zarismus, der sich durch die Konvention vom 8. Februar 1863 Preußens Hilfe sicherte, scheute vor keinen Mitteln zurück, um so schnell wie möglich des Aufstandes Herr zu werden. Hand in Hand mit der schonungslosen Repression ging die Reformation zugunsten der polnischen Bauern, die der russischen Regierung den Beifall der gesamten liberalen Presse Europas brachte.

Zwar erwähnt noch Beesly in seiner Eröffnungsrede Polen, aber zugleich mit anderen unterdrückten Völkern. Auch Tolain spricht über das, was man gewöhnlich als den Hauptgegenstand der Gründungsverammlung der alten Internationale erachtet, nur um den Mißerfolg der ganzen Aktion zugunsten Polens zu konstatieren. Ebenso wie in der englischen Adresse tritt jetzt auf den ersten Plan nicht die Frage der unterdrückten Nationalitäten, nicht die nationale Frage, sondern der Emanzipationskampf der Arbeiterklasse, die soziale Frage.

Noch ein Jahr, und das Interesse für die polnische Sache läßt nach nicht nur in Frankreich und Belgien, sondern auch in England. In den ersten beiden Ländern kann man diesen Umstand auch durch den wechselnden Einfluß des Proudhonismus erklären.

Schon in seinem Werke „Der Krieg und der Friede“ (1861) hatte Proudhon sich gegen die Wiederherstellung Polens ausgesprochen, viel entschiedener aber in seiner Broschüre „Si les traités de 1815 ont cessé d'exister?“ (Bestehen die Verträge von 1815 nicht mehr?), die Ende 1863 erschien, als der Aufstand noch der Brennpunkt des politischen Interesses für ganz Europa war. In heftigster Weise protestiert er gegen die Behauptung, daß Rußland die Hauptschuld an der Teilung Polens trage, daß die „moskowitzische Invasion“ das schrecklichste Uebel sei, das Europa überhaupt drohen könne, und schildert in rosigten Farben das „Reformwerk“ Alexanders II.¹⁰

Die neue Stimmung fand ihren Ausdruck schon auf der ersten Konferenz, die anstatt des in den provisorischen Bestimmungen vorgesehenen allgemeinen Kongresses in Brüssel, im September 1865 in London stattfand.

Der Zentralrat unterbreitete dieser Konferenz ein Programm, das in seiner Sitzung vom 25. Juli 1865 erörtert und angenommen worden war. Als neunter Punkt dieses Programms, das unter dem starken Einfluß von Marx ausgearbeitet war, wurde folgendes vorgeschlagen:

„The Muscovite invasion of Europe and the reestablishment of an independent and integral Poland“ oder deutsch: Die moskowitzische Invasion und die Wiederherstellung eines unabhängigen und einheitlichen Polens.“

Was in dieser Formulierung gleich in die Augen springt, ist die ganz andere Terminologie als die, die Marx in der Inauguraladresse gebraucht hat. Warum spricht er jetzt über die „moskowitzische Invasion“?

Die Erklärung gibt uns Marx selbst in seinem Brief an Engels, der ein paar Wochen vor der betreffenden Sitzung des Zentralrats geschrieben ist (24. Juni 1865):

„Hinsichtlich Polen habe ich mit vielem Interesse gelesen Elias Regnaults (derselbe, der die Geschichte der Donaufürstentümer verfaßt hat) Schrift „La question européenne faussement nommée la question polonaise (die europäische Frage, fälschlich die polnische Frage genannt)“. Ich sehe daraus, daß Lapinskis Dogma, die Großrussen seien *leine Slawen*, von Monsieur Duchinski (von Kiew, Professor zu Paris) allen Ernstes linguistisch, historisch, ethnographisch usw. vertreten worden ist; er behauptet, daß die eigentlichen Moskowiter, das heißt Einwohner des ehe-

¹⁰ Ueber diese Broschüre sagt Marx in seinem Brief über Proudhon, daß der letztere darin „dem Zaren zur Ehre kretinartigen Zynismus treibt.“

maligen Grand Duchy of Moscow, größtenteils Mongolen oder Finnen usw., wie die weiter östlich gelegenen Teile Rußlands und seine südöstlichen Teile. Ich ersehe daraus jedenfalls, daß die Sache das Petersburger Kabinett (da es dem Panlawismus ein Ende mit Schrecken werden würde) sehr beunruhigt hat. Alle russischen Gelehrten wurden zu Antworten und Widerlegungen aufgefordert, und diese sind in der Tat unendlich schwach ausgefallen. Die Reinheit des großrussischen Dialekts und seine Anschließung an das Kirchenlawisch erscheint in dieser Debatte mehr für die polnische Auffassung als für die moskowitzische zu zeugen. Während der letzten polnischen Insurrektion wurde dem Duchinski ein Preis von den Nationalvereinen für seine „Entdeckungen“ gezahlt. Es ist dies von geologischer und hydrographischer Seite nachgewiesen worden, daß östlich vom Dnjepr große „asiatische“ Differenz eintritt, verglichen mit dem ihm westlich liegenden, und daß (was schon Marchison behauptet) der Ural durchaus keine Scheide bildet. Resultat, wie Duchinski es zieht: Russia ist ein von den Moskowitern usurpierter Name. Sie sind keine Slawen, gehören überhaupt nicht zur indogermanischen Rasse, sind des intrus (Eindringlinge), die wieder über den Dnjepr gejagt werden müssen usw. Der Panlawismus im russischen Sinne ist eine Kabinetts-erfindung usw. Ich wünsche, daß Duchinski recht hat und at all events diese Ansicht herrschend unter den Slawen würde. Andererseits erklärt er manche der bisher als slawisch betrachteten Völker der Türkei, wie Bulgaren zum Beispiel, für nichtslawisch.“

Der neunte Punkt des projektierten Programms kam in der öffentlichen Sitzung am 27. September 1865 zur Verhandlung. Aber schon in der Kommission wurde er einer redaktionellen Aenderung unterworfen und gelangte in folgender Form zur Diskussion:

„Es ist dringend notwendig, den fortschreitenden Einfluß Rußlands in Europa zu vernichten, indem man Polen „das jedem Volke zustehende Recht verleiht, über sich selbst zu bestimmen“, und diesem Lande wieder eine soziale und demokratische Grundlage gibt.“

Der Berichterstatter dieser Kommission war Marx. Leider erfahren wir nichts über die Gründe der neuen Aenderung. Aber auch in dieser Form stieß der neunte Punkt auf lebhaften Widerspruch.

Le Lubez (Frankreich) beantragte, daß nur der letzte Teil der Resolution beibehalten werde, das heißt „daß die Völker das Selbstbestimmungsrecht haben“. Damit drückte man dasselbe Prinzip aber auf einer breiteren, in der Tat allgemeinen Grundlage aus. Der Engländer Weston unterstützte dieses Amendement: er sei gegen die Hineinzerrung anderer als sozialer Fragen, man sollte nur ein Ding zu einer Zeit tun, das aber gut!

Noch entschiedener sprach gegen den vorgeschlagenen Punkt der belgische Delegierte, Caesar De Paepé:

„Er glaube nicht, daß die Frage überhaupt gestellt werden sollte (ought to be introduced at all). Die Wiederherstellung Polens könne nur drei Klassen nützen: dem hohen Adel, dem niederen Adel und der Geistlichkeit. Was die Bauern anbelangt, so haben sie wenig zu hoffen. Ihr wollt, sagte er, den russischen Einfluß hemmen? Welchen Einfluß denn? Den der Regierung? Dann verlange ich, daß der Einfluß aller Regierungen Europas gehemmt werde. Ist der Einfluß der preussischen österreichischen, englischen, französischen Regierung weniger verhängnisvoll als der der russischen? Ich sage nein. Aber wenn ihr den Einfluß des russischen Volkes dabei meint, dann sage ich, daß die Russen genau so ein Volk sind wie alle anderen. In der Tat, unter der russischen Bauernschaft entwickelt sich eine Bewegung, die

„Land und Freiheit“ verlangt. Dann gibt es so viele Völker, die leiden, daß es nahezu ungerecht ist, bloß eines zu nennen.“

In seinem Sinne sprachen noch Lassalle und Besnier. Der Pole Bobczynski, die Engländer Odger, Wheeler, Carter unterstützten den Antrag der Kommission, der endlich von der Konferenz genehmigt wurde.

Es war nur ein halber Sieg. War schon die Stellung der Frage auf die Tagesordnung der künftigen Konferenz einer solchen Opposition begünstigt, so konnte man noch eine viel leidenschaftlichere Diskussion später erwarten, wo es sich um die Annahme einer Resolution im Namen der Internationalen Arbeiterassoziation handeln sollte.

Gleich nach der Konferenz eröffnete in Belgien einer der Delegierten, Besnier, den Feldzug gegen den Zentralrat gerade anlässlich der polnischen Frage. Wir übergehen seine Anklagen, die in den Hauptpunkten Proudhons Ansichten wiederholen: Rußland sei nicht der einzig Schuldige an der Teilung Polens, der Bonapartismus sei nicht besser als der Zarismus, kein Volk dürfe um der Missetaten seines Unterdrückers willen mit dem Bann der Menschheit belegt werden, die russische Regierung habe reformatorisch gewirkt.

In Anbetracht dieser Polemik wendete sich Marx an Engels (5. Januar 1866):

„Der eigentliche Kern der Polemik ist die Polenfrage. Die Kerls haben alle an den Proudhon-Herzenschen Moskowitzismus angebunden. Ich werde Dir daher die früheren Artikel der Orakel in der „Tribune du Peuple“ gegen Polen schicken und Du wirst eine Gegenarbeit machen, sei es für unsere Genfer Blätter oder für den „Workmans Advocate“. Die Herren Russen haben in dem proudhonistischen Teil des „Jeune France“ die allerneuesten Bundesgenossen gefunden.“

Engels schrieb darauf den Artikel: „What have the working classes to do with Poland“, (Was haben die arbeitenden Klassen mit Polen zu tun?), worin er zeigt, daß die auswärtige Politik der arbeitenden Klassen seit dem Beginn einer selbständigen Arbeiterbewegung sich in die wenigen Worte — Wiederherstellung Polens — zusammenfassen läßt. An der Hand der Geschichte der Teilungen Polens will er beweisen, daß, wenn Preußen und Oesterreich auch Teilnehmer an der Zerstückelung Polens waren, doch ihre Schuld im Vergleich mit Rußlands Schuld verschwindend ist. Außerdem waren die deutschen Arbeiter immer für die Wiederherstellung Polens. Schon dieser Umstand allein genügt, um das deutsche Volk, als solches, zu entlasten:

„Werden die arbeitenden Klassen Rußlands (wenn es in diesem Lande etwas Ähnliches in dem Sinne, in dem dieses Wort in Westeuropa gebraucht wird, existiert) einmal ein politisches Programm bieten, und wird dieses Programm die Wiederherstellung Polens enthalten, dann, aber nicht früher, wird auch Rußland als Volk entlastet und allein die zarische Regierung unter Anklage bleiben.“

¹¹ Eigentlich wiederholt De Baeye die Argumente, die Hector Denis, ein Schüler Proudhons, in einer Reihe von Artikeln in dem belgischen Arbeiterblatt „La Tribune du Peuple“, entwickelte. Im Unterschied von seinem Lehrer unterließ er alles, was Marx als „kretinartigen Zynismus“ bezeichnete.

¹² So seltsam für uns diese Argumentation klingt, Engels blieb bekanntlich konsequent. Seine Artikel werden von uns demnächst veröffentlicht in Prof. C. Grünbergs „Archiv für die Geschichte des Sozialismus“.

In der Denkschrift für den Genfer Kongreß, in der Marx alle Fragen, die auf der Tagesordnung standen, erörterte, machte er auch den Versuch, den europäischen Arbeitern die Wichtigkeit der polnischen Frage auseinandersetzen. In sehr gedrängter Form beantwortete er dabei die Haupteinwendungen, die schon auf der Londoner Konferenz gemacht worden sind.

„a) Warum müssen die Arbeiter Europas diese Frage aufnehmen? Erstens, weil die Schriftsteller und Agitatoren der Bourgeoisie konspirieren, sie zu unterdrücken, obgleich sie alle Arten von Nationalitäten auf dem Kontinent, sogar Irland, in Schutz nehmen. Woher dieses Schweigen? Weil beide, Aristokraten und Bourgeois, die finstere asiatische Macht im Hintergrunde als die letzte Zuflucht gegen das steigende Wachstum der Arbeiterbewegung betrachten. Diese Macht kann nur wirklich unschädlich gemacht werden durch die Wiederherstellung Polens auf demokratischer Grundlage.

b) In dem gegenwärtigen veränderten Zustande von Mitteleuropa, und speziell Deutschlands, ist es mehr als je nötig, ein demokratisches Polen zu haben. Ohne dieses wird Deutschland ein Vorposten der heiligen Allianz, mit diesem ein Verbündeter des republikanischen Frankreich. Die Arbeiterbewegung wird beständig unterbrochen, gehemmt und zurückgeworfen, bis diese große europäische Frage erledigt ist.

c) Es ist speziell die Pflicht der deutschen Arbeiterklasse, die Initiative zu ergreifen, weil Deutschland ein Mitschuldiger der Teilung Polens ist.“

Diese Argumentation ließ nur eine Frage offen: wie diese so wichtige Wiederherstellung Polens faktisch zu verwirklichen sei. Durch eine neue Insurrektion? Durch den Krieg der an der Zerstückelung Polens nicht beteiligten Mächte gegen die Teilnehmer? Durch eine allgemeine europäische Revolution und den Krieg der westeuropäischen Mächte gegen die im Hintergrunde Europas lauende asiatische Macht?

Die Franzosen, die ihren eigenen Despotismus hatten und dazu noch im Verdacht standen, mit ihrem Bonapartismus zu mogeln, der soeben seine befreiende Mission in eklatantester Weise in Mexiko und in Italien bewiesen hatte, konnten nicht auf einen Protest bloß gegen den russischen Despotismus eingehen. In ihrer Denkschrift drücken sie sich in folgender Weise um die Frage herum:

„Als Verteidiger der Freiheit erklären wir, daß wir gegen jede Art des Despotismus protestieren, daß wir die Organisation und die sozialen Tendenzen des russischen Despotismus, die unausbleiblich zu einem geisttötenden Kommunismus führen müssen, energisch verdammen und verwerfen, daß wir aber als Delegierte zu einem ökonomischen Kongreß glauben nicht befugt zu sein, über die politische Wiederherstellung Polens uns auszusprechen.“

In den uns vorliegenden schriftlichen Protokollen des Genfer Kongresses ist nur gesagt, daß Johann Philipp Becker und Card (Pseudonym, ein Pöse) zugunsten der Vorschläge des Generalrats sprachen:

da aber die allgemeine Ueberzeugung die war, daß es eine rein politische Frage sei, daß die Freiheit nicht durch die Kämpfe einer Nationalität gegen eine andere, sondern nur durch die Befreiung aller vom Despotismus Fortschritte machen kann, geht der Kongreß zur Tagesordnung über, indem er den deutschen und schweizerischen Mitgliedern überläßt, den Antrag Beckers zugunsten der Wiederherstellung Polens zu zeichnen und dem Protokoll beizulegen.“

Viel ausführlicher ist der Bericht, der in dem von Becker herausgegebenen „Vorboten“ erschien.

Nach Vorlesung der betreffenden Stelle aus der Denkschrift des Generalrats erhob sich Fribourg und stellte im Namen der französischen Delegation den Antrag, daß der Kongress nicht über diese Frage abstimmen, sondern sich mit der Erklärung begnügen möge: daß er den Despotismus jeder Art und aller Länder verabscheue, daß er aber in die verwickelte Frage der Nationalitäten nicht eintrete. „Man muß,“ fügte er bei, „ebensowohl in Rußland wie in Polen die Emanzipation des Volkes wünschen und verlangen und die alte Politik, welche ein Volk dem anderen gegenüberstellt, verwerfen“.

Die englische Delegation, besonders Odger, Eccarius, Carter, erklärten sich „mit Entschiedenheit für die Annahme der vorgeschlagenen Resolution zugunsten der Sache Polens, wie diese Sache auch bei dem demokratischen und intelligenten Teile des englischen Volkes immer die größten Sympathien gehabt habe, ja wie sogar die erste Beteiligung englischer, deutscher und französischer Arbeiter zum Zwecke einer Manifestation ihrer Gesinnung gegen die Unterdrückung Polens stattgefunden habe, wodurch eigentlich der erste Schritt zur Gründung der Internationalen Arbeiterassoziation gemacht worden sei“. Dupleix (Schweizer, Franzose) will dagegen die Frage, die nur ein deutsches Interesse haben könne, fallen lassen und schließt sich dem Antrage der französischen Delegation an.

Der alte Becker antwortete mit einer ausführlichen Rede. Der Leser wird bemerken, wie „modern“ noch diese vor beinahe 50 Jahren gehaltene Rede klingt. Es ändern sich die Produktionsverhältnisse, es ändern sich die politischen Konjunkturen, es ändern sich alle Formen des gesellschaftlichen Lebens, nur die Ideen widersezen sich dieser Bewegung und führen ihr eigenes Leben.

Becker begann seine Rede mit dem Ausdruck seiner Verwunderung, wie die Versammlung bei der vorliegenden Frage plötzlich eine wenig würdige Engherzigkeit beschleiche. Es handle sich nicht darum, dem russischen Volke den Krieg zu erklären, und es verstehe sich von selbst, daß die Internationale Arbeiterassoziation jedweden Absolutismus verdamme und die Emanzipation aller unterdrückten Völker zum Ziel habe, daß aber die Befreiung des polnischen Volkes die Beschleunigung der Befreiung des russischen bedeute. Er machte darauf aufmerksam, wie das russische Kaiserreich durch seinen Umfang, seine geographische Lage und seine klimatischen Verhältnisse, seine Bodenbeschaffenheit, die tiefe Kulturstufe seiner verschiedenen Völkerschaften, seine in politischer und religiöser, sozialer und ökonomischer Beziehung, mit Ausnahme einiger größerer Städte noch völlig mittelalterlichen Zustände, nur ein gewisses Bedürfnis nach Frieden haben könne, und wie dort durch den Krieg bei weitem nicht, wie in den modernisierten Staaten, häusliche und wirtschaftliche Verhältnisse der Zerrüttung ausgefetzt, also die Seele und die Materie zur Testamentsvollstreckung Peters des „Großen“ genugsam vorhanden wären, um eine permanente Gefahr für die Kultur und freie Entwicklung Europas zu sein. Er wies durch statistische Notizen nach, wie Rußland nur durch die polnischen Provinzen zu seiner Angriffsstellung gegen das westliche Europa gekommen, wie ihm dieselben, vermöge ihrer dichteren und dadurch zivilisationsfähigeren, der westlichen Bildung näherstehenden Bevölkerung die Elite zu seiner Armee und hauptsächlich die Mittel zu deren Aus-

rüstung und Ernährung liefern, wie ihm durch die Herstellung eines größeren unabhängigen Polens die Aggressivkraft gebrochen und er dadurch mehr auf innere Entwicklung angewiesen werde, was eben die Emanzipation der unter dem Jarentum schmachtenden Völkerschaften allein beschleunigen könne. Auch wies er darauf hin, wie der Zar die Kirchengewalt mit der Staatsgewalt in sich vereinige, wie ihn der griechische Klerus auch außerhalb Rußlands als Messias hinstelle; wie der Panflawismus die Religion der russischen Jugend geworden und die Herstellung eines slawischen Weltvolkes in poetisch-prophetischer Form als der Wille der göttlichen Vorsehung gepredigt und besungen werde. Es handle sich hier hauptsächlich darum, daß die Arbeiterklasse, als sozialdemokratische Partei, im Gegensatz zum Verhalten der Bourgeoisie und Diplomatie, die an Selbstgenügsamkeit, Geldsacks- und Haus- und Hofpolitik ein wackeres Volk hinschlachten, aufhängen, in sibirische Gefangenschaft schleppen ließ, einen Hoffnungstern für die Zukunft leuchten lasse und dem Volke Polens sage und zeige, daß seine Sache die Sache der Arbeiterklassen aller Länder, ja die Sache der ganzen Menschheit sei. Schließlich bemerkte er, wie irrtümlich die in der Versammlung gefallene Meinung sei, als wäre die polnische Frage nur für Deutschland von Interesse und empfahl die Annahme des Artikels.

Trotzdem noch andere deutsche und Schweizer Delegierte für die Annahme sprachen, blieb die französische Delegation auf ihrem Standpunkt fest. Sie wollte unter keiner Bedingung nur einen Despotismus erwähnen, obwohl sie schon bereit war, prinzipiell die Forderung der Wiederherstellung eines unabhängigen Polens anzuerkennen. Es war aber klar, daß sie keineswegs gewillt sei, dem Vorschlag des Generalsrats zuzustimmen.

„Als die Mehrheit — führt der Bericht im „Vorboten“ fort — für den Artikel zwar noch nicht zweifelhaft war, es aber, da sonst alle Artikel (der Denkschrift des Zentralrats) bisher einstimmig angenommen wurden, nicht angemessen erschien, durch eine Abstimmung auf einer oder anderer Seite Mißstimmung zu erregen,“ so schlug Becker vor, dem Protokoll folgende Erklärung beizufügen:

„Da sich die Internationale Arbeiterassoziation die Emanzipation der Arbeiterklasse aller Länder, somit die Bekämpfung jedweder Gewaltherrschaft und die Verwirklichung der Gleichberechtigung aller Menschen und aller Völker zur Aufgabe stellt, so ist in ihrer Bestrebung die Beseitigung des imperialistischen Einflusses Rußlands und die Wiederherstellung eines sozialdemokratischen Polens mit eingeschlossen.“

Dieses Amendement wurde sofort von allen deutschen und deutsch-schweizerischen Delegierten und den französischen Schweizern des Jura unterstützt, in seiner schriftlichen Vorlage unterschrieben und ohne weitere Diskussion mit dem Antrage der französischen Delegation einmütig angenommen.

Der Leser möge jetzt die „schriftliche Vorlage“ des Becker'schen Amendements und den Antrag der französischen Delegation vergleichen, so wie sie beide dem Protokoll beigegeben sind:

Der Kongreß erklärt, überzeugt zu ſein, daß ſich durch die Beſtätigung und Ausbreitung der Internationalen Arbeiteraſſoziation die Vernichtung des deſpotiſchen Einflusses Rußlands in Europa und die Herſtellung eines ſozialdemokratiſchen Polens von ſelbſt vollziehen werde.

Le congrès déclare: Persuadé que par le développement et la consolidation de l'Association internationale des Travailleurs, tout despotisme disparaîtra et la réconstitution de la Pologne démocratique et sociale se fera de lui-même.

Beide Reſolutionen unterſcheiden ſich nur darin, daß die franzöſiſche dort, wo die deutſche über die Vernichtung des ruſſiſchen Deſpotismus ſpricht, generalisierend ſagt, „jede Art Deſpotismus“. Aber beide ſagen übereinstimmend, daß ſie dieſe Vernichtung nicht von irgend einem Kriege, nicht von äußeren Faktoren, ſondern von der inneren Entwicklung jedes Landes und von der Ausbreitung der Internationalen Arbeiteraſſoziation¹² erwarten.

Man kann dieſer Reſolution vieles nachſagen, man kann ſie verwerfen oder billigen, obwohl die zweite Internationale auch zu keiner anderen, „praktiſcheren“, in dieſer Frage gekommen iſt; eins ſteht aber feſt: Wenn man behauptet, daß die auswärtige Politik der alten Internationale von ihrer Idee einer Wiederherſtellung Polens als dem einzigen Mittel, Europa vor dem Zarismus zu ſchützen, damit auch von der Idee des Krieges gegen Rußland beherrſcht wurde, ſo gehört das zu den zahlreichen Legenden und Mythen, die die Geſchichte der alten Internationale ebenſo wie die Geſchichte der anderen ſozialen Bewegungen auszeichnen.

„Man hat biſher geglaubt — ſagt einmal Marx —, die chriſtliche Mythenbildung unter dem römischen Kaiſerreich ſei nur möglich geweſen, weil die Druckerei noch nicht erfunden war. Gerade umgekehrt.“

Marx war der leitende Geiſt der alten Internationale. Aber ſo einflußreich er war, iſt es ihm auch weiter nicht gelungen, ſeiner Auffaſſung die Zuſtimmung der geſamten Internationale zu ſichern.¹⁴

¹² Wir ſtützen uns auf die ſchriftlichen Protokolle. Auf Grund dieſer Protokolle aber gab der neue Generalrat in London ein offizielles Protokoll heraus, das von Marx und Lafargue unter Beihilfe der engliſchen Delegierten zuſammengestellt war (franzöſiſch und engliſch, beide im „*Courier International*“, einer engliſch-franzöſiſchen Zeitung in London, März-April 1867). In dieſen Protokollen wird die franzöſiſche Redaktion Becker zugeſchrieben und nur dieſe veröffentlicht, ſo daß der Streit um die beiden Formulierungen völlig unbegreiflich bleibt. In der offiziiellen Ausgabe der Reſolutionen des Genfer und des Brüſſeler Kongreſſes fehlt auch ſie, formell ganz richtig, weil der Kongreß, als Ganzes, keine Reſolution in dieſer Frage beſchloſſen hat.

¹⁴ Dagegen unterließ der Generalrat es nie, bei einer paſſenden Gelegenheit ſeine Sympathien für die polniſche Sache auszudrücken. Seine Vertreter nahmen an allen Verſammlungen teil, die von der polniſchen Organisation in London veranſtaltet wurden. Als Floquet, der ſpätere Präſident des franzöſiſchen Abgeordnetenhauses, während des Beſuches Alexanders II. im Palais de Justice (im Jahre 1867) ausrief: „Vive la Pologne“, nahm der Generalrat in der Sitzung vom 18. Juni 1867 folgende Reſolution an:

„1. Der Generalrat der Internationalen Arbeiteraſſoziation dankt den Arbeitern, Studenten und Advokaten, die an der unlängſt in Paris zugunſten Polens veranſtalteten Demonſtration teilnahmen, dafür, daß ſie den Zar von Moskau daran erinnerten, daß die Beherrſchung jenes Teils von Europa, genannt Polen, durch eine

Es lag überhaupt ein innerer Widerspruch in dieser Aufgabe, der in Engels Artikeln so grell hervortritt, und der auch in der Marx'schen Begründung für den Genfer Kongreß nicht verschwunden ist. Man kann doch nicht im Namen der Internationalen Arbeiterassoziation ein ganzes Volk in den Bann tun, und es war schwer, nicht nur die Belgier, die in den sechziger Jahren in Napoleon ihren Hauptfeind sahen, der nur auf eine Gelegenheit wartet, um Belgien zu annektieren, sondern auch die Franzosen zu überzeugen, daß die Hauptgefahr, die ihnen drohte, nur von einem Despotismus herrührte. Und nichts hatte so augenscheinlich die Fruchtlosigkeit aller Versuche nachgewiesen, auf die respektiven Regierungen zugunsten Polens zu wirken, wie die Geschichte des polnischen Aufstandes von 1863.

Nach dem Genfer Kongreß kommt die alte Internationale auf die Polenfrage nie mehr zurück. Auch in dem Konflikt zwischen dem „Russen“ Bakunin und dem „Deutschen“ Marx spielt sie keine Rolle. Dem unbändigen Revolutionär konnte man alles vorwerfen, nur nicht Ungültigkeit gegen Polen. Im Generalrat selbst wird die polnische Frage durch die irische verdrängt.

Die Wiederherstellung Polens bleibt ein Postulat der auswärtigen Politik des internationalen Proletariats, die polnische Frage aber verliert für die alte Internationale vollends ihren praktischen Charakter. Erst die Entwicklung des Sozialismus, die Ausbreitung der Prinzipien der Internationale in Polen selbst hat diese Frage wieder auf die Tagesordnung gebracht. Aber auch für die zweite Internationale blieb die Frage, mit welchen Mitteln und unter welchen Bedingungen Polens Wiederherstellung zu erreichen sei, ebenso wie für die alte Internationale eine „akademische“ Frage.

Wie stark sich die internationale Lage im Laufe von 25 Jahren änderte, wie stark in dem „unbeweglichen“ Rußland die innere Entwicklung fortgeschritten war, zeigte die neue Debatte anläßlich der Polenfrage im Jahre 1896. Während für die russischen Sozialdemokraten die Wünschbarkeit der Wiederherstellung eines unabhängigen Polens keinen Zweifel hinterließ, erhob sich aus der Mitte der polnischen Sozialdemokraten ein Protest gegen die Uebertreibung dieser Forderung in ihrer Bedeutung für das internationale Proletariat. Kautsky wies schon damals darauf hin, daß ebenso wie Polen aufgehört habe, das Revolutionsland par excellence

asiatische und barbarische Macht mit der Gerechtigkeit und dem öffentlichen Bewußtsein in Widerspruch steht.

2. Wenn Maitre Floquet von vielen streberischen oder unwissenden Leuten wegen seines mutigen und wahrhaft kosmopolitischen Verhaltens getabelt wurde, das er im Justizpalast dem moskowitzischen Zaren gegenüber gezeigt hat, erklären wir unsere Zustimmung zu diesem Verhalten und danken der Disziplinarkammer der Advokaten dafür, daß sie es ablehnte, Maitre Floquet ihre Mißbilligung auszusprechen.

3. Der Generalrat der Internationalen Arbeiterassoziation gratuliert der britischen Nation und Regierung zu dem Glücksfall, daß sie einer näheren Bekanntschaft mit dem moskowitzischen Zaren unwürdig erachtet wurde.“

In dem Bericht im „Commonwealth“ wird nicht gesagt, wer diese Resolution vorgeschlagen hat. Marx war es sicherlich nicht.

zu sein, so auch die Idee einer Wiederherstellung Polens als Bollwerk des freien Europa gegenüber dem russischen Absolutismus viel von ihrer Bedeutung verloren habe. Liegt man jetzt seine Kritik der für den Londoner Kongreß der zweiten Internationale vorgeschlagenen Resolution zugunsten der Unabhängigkeit Polens, so wird man gleich an die Argumente der Broudhonisten gegen die Marxsche Resolution erinnert. Und wenn er dagegen protestierte, daß „man die alte Schablone wieder beleben und der neuen Internationale zumuten“ will, „in der polnischen Frage genau die Haltung einzunehmen, die die erste Internationale eingenommen“, irrte er sich nur in einem Punkte. Das was er als die „alte Schablone“ bezeichnete, gehörte nicht der alten Internationale. Der Genfer Kongreß verwarf die Marxsche Motivierung und stimmte nur dem Grundsatz zu, den sie aussprach: die Wünschbarkeit der Wiederherstellung eines Polen, aber eines unabhängigen und demokratischen Polen. Denn auch Marx und Engels erstrebten „die Beseitigung allen imperialistischen Einflusses Rußlands in Europa durch die Aufrechterhaltung des Prinzips der Selbstbestimmung der Völker und die Herstellung eines sozialdemokratischen Polen“.

Inwieweit Marx später an seinem Standpunkt — auch in der Form, die er ihm in der Denkschrift zum Genfer Kongreß gegeben hat — festhielt, ist eine Frage, die uns an einer anderen Stelle beschäftigen wird.¹⁵

(Fortsetzung folgt.)

Kautsky zur Antwort!

Von Eduard David.

In Nummer 10 der „Neuen Zeit“ wendet sich Genosse Kautsky gegen meine Schrift „Sozialdemokratie und Vaterlandsverteidigung“, die eine im März in Bielefeld gehaltene Rede wiedergibt.

Mein Werkchen taugt natürlich gar nichts. „Nicht einmal die tatsächlichen Angaben, die David macht, sind immer einwandfrei.“ Da kann man sich denken, wie es mit dem übrigen Inhalt bestellt ist. Kautsky bezweifelt, ob ich mit dieser Verteidigung der Zustimmung zu den Kriegskrediten am 3. und 4. August v. J. in der Reichstagsfraktion großen Anklang gefunden hätte. Ich meinerseits bezweifle, daß Kautsky der berufene Interpret der Auffassungen der Fraktionsmehrheit ist. Jedenfalls hat er bei seinem Ver-

¹⁵ Hier nur ein Beispiel, wie er einige seiner Ansichten sachlich geändert hat. Wir sahen oben, wie er für die Theorie von Duchinski begeistert war. Und doch schreibt er schon kaum fünf Jahre später an Kugelmann (17. Februar 1870): „Daß der Pole Duchinski in Paris den großrussischen Stamm für nicht slawisch, sondern mongolisch erklärt und dies mit viel Aufwand von Gelehrsamkeit zu beweisen gesucht hat, war vom Standpunkt eines Polen in Ordnung. Dennoch ist die Sache falsch. Nicht die russische Bauernschaft, sondern nur der russische Adel ist stark mit mongolisch-tatarischen Elementen vermischt. Der Franzose Henri Martin hat seine Theorie von Duchinski genommen und „der begeisterte Gottfried Kinkel“ hat Martin übersezt und sich zum Polenenthusiasten aufgeworfen, um die demokratische Partei seine servile Huldigung gegen Bismarck vergeffen zu machen.“

sich am 2. Dezember v. J., die Fraktion zum Aufgeben ihrer Politik vom 4. August zu bewegen, eine gründliche Abfuhr erlitten.

Der Vorwurf, daß meine tatsächlichen Angaben nicht einwandfrei seien, richtet sich gegen meine Darstellung des Interessentens Konflikts in Kleinasien, dem ich eine hohe Bedeutung unter den Kriegsurursachen beimesse. Kautsky rügt, daß ich mich dabei nicht streng an Paul Rohrbach gehalten habe. Ich hätte dessen Ausführungen, meint er, „nicht genau im Kopfe behalten“. Rohrbach erkläre nämlich, daß sich das deutsch-englische Kolonialabkommen nicht bloß auf Afrika beschränkt, sondern auch unsere Interessengebiete im Orient abgegrenzt habe. Kautsky zitiert dann, um meinem Mangel an Gedächtnis abzuwehren, die betreffenden Stellen aus Rohrbach.

Darauf möchte ich dem gestrengen Herrn Lehrer zu meiner Rechtfertigung erwidern: Nicht Bergeßlichkeit, sondern Gewissenhaftigkeit hat mich veranlaßt, die Darstellung Paul Rohrbachs nicht ungeprüft zu übernehmen. Ich weiß sehr wohl, daß Rohrbach zurzeit die tiefste Erkenntnisquelle für gewisse Vertreter der allein echten „marxistischen“ Kriegswissenschaft ist. Man kann aus den Rohrbachschen Schriften auch gar manche nützliche Belehrung schöpfen. Aber zu dem heiligen Orden der Unfehlbaren zähle ich Paul Rohrbach doch nicht.

Zu meinem Bedauern kann ich mich sonach der kombinierten Autorität Rohrbach-Kautsky nicht löblich unterwerfen. Das Orientabkommen war weder „fertig und unterschrieben“, noch trug es dem deutschen Standpunkt „weitgehende Rechnung“. Weiter aber — und da habe ich es mit Kautsky allein zu tun — das Abkommen bedeutete keineswegs ein Aufgeben des großen englischen Projekts einer Landverbindung zwischen Kairo und Kalkutta. Nur wenn dies der Fall gewesen wäre, würde es meine Darstellung erschüttern. Der russisch-englische Zertrümmerungsplan gegen die Türkei blieb von ihm unberührt.

Das Abkommen war auch keine Lockerung der Entente. Es gab in der englischen Regierung Männer, die einer kolonialen Verständigung mit Deutschland geneigt waren; aber selbst diese wollten nicht die Lösung der Entente mit Frankreich-Rußland. Den treibenden und entscheidenden Kräften in England aber stand die Festigung der Entente und die Verwirklichung der imperialistischen Ziele unter allen Umständen über sekundären Verständigungsaktionen mit Deutschland. Von den zwei Eisen, die England im Feuer hatte, war ihm das französisch-russische das weitaus wichtigste.

Was nun weiter mein „befremdendes“ Schweigen über das Wettüften und die Abrüstungsfrage betrifft, so sehe ich im Wettüften nicht das primär ursächliche Moment, sondern das Symptom der zum Kriege treibenden ökonomisch-politischen Gegensätze. In den letzteren sind die Kriegsurursachen verankert; das Wettüften ist eine Folgeerscheinung. Daß ich die Hezarbeit finanziell am Rüstungswesen interessierter Kreise und sonstiger Kriegsinteressenten verurteile, ist selbstverständlich. Mein mißtrauischer Kritiker kann in meinem größeren Buche „Die Sozialdemokratie im Weltkrieg“ einige Belegstellen dafür finden.

An der Abrüstungsfrage bin ich aber auch in meinem Vortrage nicht ganz vorübergegangen. Ich verweise Kautsky auf Seite 9 und folgende.

Ich denke doch, daß unser Wehrprogramm, Erziehung zur allgemeinen Wehrhaftigkeit zwecks Heranholung des letzten Mannes zur nationalen Verteidigung, wenn harte Notwendigkeit es erheischt, mit zu dieser Frage gehört. In seiner ganzen Breite und Tiefe habe ich dieses schwierige Problem freilich nicht behandelt. Aber vielleicht meint Kautsky, es sei gar kein Problem mehr, mit der Kopenhagener Formel sei alles erledigt? — Ein gewisser Mangel an realem Sinn zielt freilich den „echten Gelehrten“; aber man darf diesen Vorzug doch nicht bis aufs äußerste Extrem treiben.

Während mich Kautsky in Sachen der Abrüstung eines befremdenden Schweigens zeihet, bin ich an einem anderen Punkt zu „wortreich“, nämlich da, wo ich mich bemühe, „eine der größten Verwechslungen dazu auszunutzen, ein Schreckgespenst für die Arbeiterschaft an die Wand zu malen. Es handelt sich um die Möglichkeit Englands, uns vom Weltverkehr abzusperren. Die Verwechslung besteht darin, daß David ein Mittel der Kriegsführung, das England anwendet, als ein Ziel hinstellt, das England im Frieden erreichen will.“

Angeichts einer solchen elementaren Denkfähigkeit auf meiner Seite ruft Kautsky entsetzt aus: „Ein Mann, der auf ökonomisches Wissen Anspruch erhebt, wagt uns ein derartiges Durcheinander zu bieten!“

Das ist reichlich grob. Zugleich ist es typisch für die kritische Methode Kautskys. Man unterstelle seinem Gegner immer das Dümme, dann ist es eine Kleinigkeit, ihn sachlich zu widerlegen. Nachdem dies vollbracht, gibt man ihm noch einen persönlichen Fußtritt. So ist der Tropf ganz und gar abgetan, und die ernste Wissenschaft feiert wieder einmal einen Triumph.

Der normal veranlagte Leser wird schon aus den von Kautsky zitierten Stellen meiner Schrift erkennen, um was es sich bei meiner Darstellung handelt. Die gegenwärtige Kriegsführung Englands hat uns eine Gefahr für die Zukunft gezeigt, die vordem nur theoretische Konstruktion war, fortan aber als weltpolitische Realität in die Rechnung unserer auswärtigen Politik eingestellt werden muß. England kann uns vom Welthandel abschließen; seine beherrschende Seestellung ermöglicht ihm, uns die Ader freier wirtschaftlicher Entwicklung zu unterbinden. Bleibt diese unbedingte Beherrschung der Seewege bestehen, werden beim Friedensschluß keine Garantien für die Freiheit der Meere errungen, so hängt unsere wirtschaftliche Betätigung in Zukunft von der Gnade Englands resp. von seinen politischen Kombinationen ab.

Kautsky sagt: „Diese Abschließung vom Welthandel hört mit dem Moment auf, in dem der Krieg aufhört. Das ist eine glatte Selbstverständlichkeit. Sie hat mit der Frage ob Sieg oder Niederlage nicht das mindeste zu tun.“ — Das nenne ich eine glatte Verständnislosigkeit. Eine gänzliche Verkennung des schwierigsten Problems dieses Krieges, die Erzielung eines Friedens zwischen Deutschland und England, der den beiden Nationen die nationale Unabhängigkeit und — was untrennbar damit zusammenhängt — die weltwirtschaftliche Betätigungsfreiheit sichert.

Kosmopolitische Ideologen und imperialistische Annektionswüteriche lösen dieses Problem leicht. Kautsky aber übertrumpft beide. Für ihn existiert es gar nicht. Dafür habe ich nur ein Gefühl der — Nüchternung!

Zur Ideologie des Imperialismus.

Von Rich. Seidel, Berlin.

Hinter den Zielen des modernen Imperialismus stehen kleine, aber mächtige, weite und wichtige Teile des Wirtschaftslebens der Völker souverän beherrschende Kapitalistengruppen. Kaum jemals ist das wirtschaftliche und politische Machtstreben zahlenmäßig so kleiner Gesellschaftsteile von so einschneidender und ausbeutender Wirkung für die Völkermassen gewesen, niemals hat es die Nationen zu einer so erschütternden Katastrophe geführt, wie dieser Weltkrieg ist, den der Imperialismus gebar.

Die dem Imperialismus vorausgegangenen gesellschaftlichen Entwicklungsstufen haben jedoch in allen modernen Staatswesen mehr oder minder demokratische Regierungsformen geschaffen. Sie verbieten das Aufkommen einer nackten oligarchischen Herrschaft der Imperialisten, obwohl diese Staatsform der wirtschaftlichen Basis des Imperialismus am meisten entspräche.

Diese unbequemen Folgen der historischen Entwicklung zwingen den Imperialismus, seine politischen Mittel und Ziele weiteren Kreisen der Bevölkerung schmachhaft zu machen. Der Imperialismus bedarf also einer ideologischen Verbrämung.

Paul Rohrbach bemüht sich in seinem Buche „Der deutsche Gedanke in der Welt“, eine Ideologie des Imperialismus zu schaffen. Während der Weltkrieg tobt, ist eine neue Auflage des Buches erschienen, deren Inhalt ganz auf den Krieg und die durch seinen Ausbruch hervorgerufene Volksstimmung eingerichtet ist. Schon der Untertitel des Buches deutet ohne Umschweife das Streben der konsequenten Imperialisten an. Er klingt wie ein Motto und sagt, daß das Buch der „Behauptung, Ausbreitung und Wirkung des deutschen Wesens bei der beginnenden Neugestaltung der Erde“ dienen soll. Auch äußerlich ist das Buch für eine weite Verbreitung gekennzeichnet: es ist in der wohlfeilen Sammlung „Blaue Bücher“ des Verlages Langewiesche in Königstein im Taunus und Leipzig erschienen. Der 225 Seiten fassende Band kostet 1,80 Mark.

Was Rohrbach unter dem deutschen Gedanken und seiner Ausbreitung in der Welt versteht, sagt er auf Seite 8 seines Buches:

„Der deutsche Gedanke bedeutet also den sittlichen Wesensgehalt des Deutschtums als festhaltende Kraft im gegenwärtigen wie im zukünftigen Weltgeschehen.“

Ganz klar wird es dem unbefangenen Leser aber erst allmählich, was hinter diesem, das ganze Buch umspannenden Gedanken verborgen ruht. So verstehen wir den Verfasser schon besser, wenn er auf Seite 48 gesteht, er verlange vom „nationalen Instinkt“, daß der Deutsche „alles, was irgendwo in der Welt geschieht, als zu den Angelegenheiten seiner Nation gehörig betrachtet.“ Wir stützen ein wenig und entsinnen uns einer ganz ähnlich klingenden Äußerung einer anderen bekannten Persönlichkeit, nach der nichts in der Welt geschehen dürfe, ohne daß Deutschland um seine Meinung gefragt worden sei. Wir wissen, daß dieses Wort ein politisches Programm bedeutete, dessen Absichten und Wirkungen weiten Kreisen wohl erst durch diesen Krieg zum klaren Bewußtsein gekommen sind. Betrachten wir Rohrbachs Wort in diesem Zusammenhang, dann fühlen wir schon deutlicher, was es mit dem deutschen Gedanken in der Welt für eine Bewandnis hat.

Bei den Engländern, die Rohrbach sonst nicht sehr gut leiden mag, bewundert er die Neigung, alle Angelegenheiten der Welt als Angelegenheiten ihrer Nation zu betrachten. Das sei keineswegs Anmaßung, sondern ein Recht, das die Engländer durch den Aufbau ihres Weltreiches erworben haben. Darum sollen wir uns nicht über die Briten entrüsten, sondern uns lieber bemühen, es ihnen gleich zu tun, womit wir ihnen zugleich eine Grenze setzen, denn: „Die Grenzen Englands liegen nicht am Himalaja oder an der Antarktis, sondern sie liegen dort, wo ein

anderes Volk stark genug ist, die Fahne des nationalen Gedankens aufzupflanzen.“ In diesem Satz liegt deutlich die Konsequenz der Verbreitung des deutschen Gedankens nach Rohrbachs Manier, die zur Voraussetzung ein deutsches Weltreich oder doch das Streben danach haben muß. Mit seiner Parallele zu dem Weltreich der Briten sagt er das deutlich genug: die Folge dieses Programms müssen starke Reibungen mit England sein. Folgen wir nicht seinem Rat, sehen wir nicht unsere ganze Kraft ein für die Erwerbung des Rechtes auf Einmischung in alle Angelegenheiten der Welt, dann wird in einem Menschenalter nur noch die Hälfte der Deutschen vom „Brot der Heimat leben können“. Die Weltpolitik im Sinne des Imperialisten Rohrbach ist also die Voraussetzung für den wirtschaftlichen Bestand des deutschen Volkes. Damit beginnt die Demagogie.

Denselben Zweck, die Gesamtheit der Völker als an der modernen Weltpolitik interessiert hinzustellen, hat es, wenn Rohrbach an vielen Stellen, den Begriff des deutschen Gedankens erweiternd, vom deutschen Volksgedanken spricht. Woran Rohrbach jedoch denkt, wenn er vom deutschen Volke spricht, merken wir erst am Ende seines Buches. Auf Seite 196 sagt er im Zusammenhang mit einer allgemeinen Betrachtung des Bildungsstandes des deutschen Volkes: „Geistig gesprochen sind wir heute tatsächlich weniger ein Kulturvolk als zur Zeit unserer Klassiker und in der unmittelbar darauf folgenden Periode.“ Es ist der „Fehler in unserer geistigen Verfassung“, daß wir „kaum ein Bedürfnis empfinden, uns große und zusammenhängende Anschauungen von den Dingen zu bilden“. Daran hindert uns heute das Ueberwiegen des Spezialwissens.

Also in der Periode der Klassiker war unser „Volk“ gebildeter, da es Träger eines bestimmten Bildungsideals war. Es ist Rohrbach sicher bekannt, daß nur eine dünne Schicht der Intelligenz von dem geistigen Ideal der Klassikerzeit erfaßt worden ist. Aber diese Schichten sind eben nach Rohrbach das Volk; sie allein sind für ihn die Träger der Kultur.

Dagegen, daß Rohrbach seinen Lesern zuredet, sie mögen nach dem Besitze eines umfassenden Weltbildes streben, läßt sich nichts einwenden. Das wünschen wir ja auch, und wir dürfen die Hoffnung hegen, daß die ernsthaft nach einer Weltanschauung strebenden Zeitgenossen keineswegs ausschließlich zur Begeisterung für das imperialistische Weltbild gelangen, das Rohrbach für sie bereithält.

Auch zahlreiche andere Parteien beweisen, daß es Rohrbach hauptsächlich auf die Beeinflussung der gebildeten Schichten des Volkes, wie man es nennt, ankommt. Die Masse, meint er, denkt doch schon so, wie es die „führenden Schichten“ angeben. Nach seiner Ansicht sind dies vor allem die Berufsgruppen, die zwischen der Bourgeoisie und dem Proletariat stehen oder zu stehen glauben: Intellektuelle, Beamte, Kaufleute, Techniker bis hinab zum Werkmeister. Auf die Gewinnung dieser Volksschichten müssen wir aber auch bei unserer Propaganda Wert legen. Und wenn die Gegner sich anschicken, diesen Volksteilen in den Zielen des Imperialismus ein politisches Ideal aufzustecken, so müssen wir uns beeilen, diesem Weltbilde das wissenschaftliche Ideal des Sozialismus entgegenzusetzen. Unser Bildungswesen, das diesem Zweck in der Hauptsache dient, erscheint in diesem Zusammenhang aufs neue als ein Arbeitsfeld von großer Wichtigkeit. Daran müssen wir denken, wenn unsere Bewegung wieder von den Fesseln erlöst ist, in die sie der Krieg geschlagen hat.

In seinen Argumenten für die Notwendigkeit der Ausbreitung des deutschen Gedankens in der Welt bietet Rohrbach nichts Neues. Sehr breit behandelt er die Bevölkerungszunahme in Deutschland, die die Notwendigkeit einer Erweiterung des wirtschaftlichen Betätigungsfeldes des deutschen Volkes beweisen soll. Seine Betrachtung beendet er mit einer donnernden Philippika gegen den Rückgang der Volksvermehrung in den letzten Jahren. Der Anspruch auf den Rang eines Weltvolkes soll durch die steigenden Ziffern des deutschen Auslands Handels begründet

sein, obgleich nach unserer Meinung gerade diese Zahlen beweisen, daß die wirtschaftliche Betätigung der Deutschen in der Welt auch ohne die von Rohrbach beliebte Weltpolitik weitesten Spielraum hat. Und auch im Innern sieht Rohrbach eine glänzende Entwicklung; wir ersticken fast vor Satttheit. Die bekannten Berechnungen des Nationalwohlstandes spielen für ihn eine große Rolle. Die großartigste Schöpfung des deutschen Volkes ist jedoch das Heer und die Flotte. Diese Leistung haben wir — nach Rohrbach — ohne Anstrengung unserer Steuerkraft vollbracht. Das stimmt schon, soweit die bestehenden Schichten in Betracht kommen. Was aber Deutschland wirklich leisten kann, das habe „andeutungsweise“ die Wehrsteuer gezeigt, „voll und ganz aber (hat sich unsere Leistungsfähigkeit erst offenbart), als der Krieg ausgebrochen war“. Alles das, die Aufbringung der ungeheuren Mittel für Heer und Flotte durch indirekte Steuern, die Wehrsteuer, die Krieganleihe, nennt Rohrbach in einem Atemzuge als Leistungen des deutschen Volkes, als ob es gar kein Unterschied wäre, daß die Krieganleihe den Besitzenden Zinsen einträgt, während die indirekte Steuer am Marke der armen Bevölkerung zehrt. Es erübrigt sich, diese Behandlung der finanziellen Leistungen des deutschen Volkes an dieser Stelle eingehend zu kritisieren. Wir teilen sie hier nur mit, um zu zeigen, mit welchen Mitteln der Imperialismus mit allen seinen Begleiterscheinungen populär gemacht werden soll. Solchen „Leistungen“ werden wir in den politischen Kämpfen nach dem Kriege noch oft begegnen.

Es ist ganz klar, daß in dem Buche Rohrbachs, wenn es seinen Zweck erreichen soll, ein Quantum demokratischen Deles nicht fehlen darf. Um den nationalen Instinkt zu entwickeln, ist es raffam, dem schon ziemlich emporgekommenen demokratischen Instinkt entgegenzukommen. So rügt er denn das preußische Wahlrecht, das „maßvoll konservativ“ sein müßte. Die ungeschickte Bekämpfung der Sozialdemokratie mißfällt ihm und auch die Klassenjustiz wünscht er nicht. Die kräftigsten Pfeile seiner Kritik aber richtet er auf die Bevorzugung des grundbesitzenden Adels bei der Vergabung der Beamtenstellen des Reiches. Er will mit aller Gewalt der bürgerlichen Intelligenz Raum im Staatsdienst schaffen. Wir brauchen nicht darzulegen, wieso das ganz und gar zum Programm der Popularisierung der Weltpolitik im Sinne des Imperialismus gehört. Rohrbach scheint aber auch zu fühlen, daß der innerpolitische Druck und das Bestehen einer Beamtenkaste die Entfaltung der wirtschaftlichen Kräfte Deutschlands in der Welt einengt und die Achtung mindert, die das demokratischere Ausland dem Deutschen entgegenbringt. Das zeigt sich im letzten Abschnitt seines Buches, das von moralischen Eroberungen handelt. Der moralischen Eroberung steht der Ruf politischer Unfreiheit sehr im Wege. Sie ist aber notwendig, denn sie bereitet der Ausdehnung des deutschen Kapitals in den agrarischen Ländern den Boden, die wiederum die Voraussetzung zur territorialen Angliederung ist. In dieser Weise hat der „deutsche Gedanke“ im türkischen und chinesischen Reich schon in glücklichster Weise Wurzel gefaßt. Rohrbach spricht allerdings klugerweise nicht so deutlich über den Zusammenhang zwischen moralischer und territorialer Eroberung. Wie sehr ihm aber an der „räumlichen Ausbreitung des deutschen Volksgedankens in überseeischen Ländern“, wie er die deutsche Kolonialpolitik nennt, liegt, zeigt sich an anderer Stelle deutlich. Deutschlands Kolonialpolitik hat eine große Zukunft. In den siedlungsfähigen Hochländern Afrikas sieht er ein neues Deutschland erstehen, in dem „der Schwarze die dienende Masse, der Weiße die soziale Oberschicht bilden muß“. Die besitzende Oberschicht wird einst 1—2 Millionen umfassen; sie werden in dem von ihnen selbst verwalteten Kolonialreiche ein schönes Leben führen, kulturell weit höher stehen als eine Million Durchschnittsmenschen in Deutschland, und eine „erfreuliche Bereicherung des deutschen Volkstums darstellen“.

Um dieses Utopien aufzurichten, wird das Regervolk enteignet, denn es führt ja doch nur ein „barbarisches Naturdasein“. Damit sie ein „sittliches Anrecht auf ihr Dasein“ erwerben, müssen die Neger lernen, im Dienste der höheren Rasse Werte zu

schaffen. Das wäre also ungefähr der Endzweck der Verbreitung des „sittlichen Wesensgehaltes des Deutschtums“ im Auslande.

In demselben Tempo, wie dieses Deutschafrika sich seiner Vollenkung nähert, wird sich der Ertrag der Kolonien heben und die Handelsbilanz sich bessern, die jetzt noch von „Kurzlichtigen zum Vorwand ihrer Kolonialgegnerschaft gemacht wird.“ Zur Erreichung dieses Zieles fordert Rohrbach Kapitalausfuhr, da ohne Eisenbahnen, Straßen und Häfen eine wirtschaftliche Hebung der Kolonien unmöglich ist. Vor allem aber muß das Kolonialgebiet vergrößert werden. „Dazu helfe uns der Krieg!“

Damit enthüllt uns Rohrbach sein Ziel. Nicht weniger deutlich ist er auf Seite 185 seines Buches, wo er schreibt: „Die auswärtige Politik stellt sich dar als die Summe der Mittel, die ein Volk dazu anwendet, um seinen nationalen Gedanken in der Welt zur Geltung zu bringen. So betrachtet, ist auch der Krieg kein Ding an sich, sondern, wie Clausewitz gesagt hat, nur die Fortsetzung der Politik mit veränderten Mitteln. Der Kampf, in den Deutschland durch die Gewissenlosigkeit seiner verbündeten Gegner hineingezwungen worden ist, wird wahrscheinlich im Bestehende der meisten Nationen, die heute in ihn verwickelt sind, Veränderungen zur Folge haben.“ Der Krieg, der uns territorialen Gewinn bringen soll, setzt also die alte Politik mit veränderten Mitteln fort, was den Rückschluß erlaubt, daß auch jene Politik auf die Erweiterung des Machtbereichs Deutschlands gerichtet war. Sie war aber bei der Verteilung der Erde vor dem Kriege nur auf Kosten der anderen Kolonialmächte möglich. Wenn Rohrbach das zugibt, dann verstehen wir nicht, wie so „Deutschland durch die Gewissenlosigkeit seiner Gegner“ in den Krieg hineingezwungen sein soll. Hier besteht ein unverkennbarer Widerspruch zu den schon oben besprochenen Darlegungen des Verfassers, wonach Deutschlands Außenpolitik bewußt das Ziel verfolgen müsse, Englands Weltpolitik „eine Grenze zu setzen“. Wir erkennen immer deutlicher, daß hinter dem Wort Rohrbachs von der Ausbreitung des deutschen nationalen Gedankens in der Welt sich imperialistische Machtpolitik aggressivster Natur verbirgt.

In dem Kapitel über die auswärtige Politik erörtert Rohrbach sehr breit den deutsch-englischen Gegensatz um türkische und afrikanische Gebiete. Um Deutschland von der Schuld am Kriege freizusprechen, ergibt sich der Verfasser einem gewissen Fatalismus. Englands Einkreisungsbestrebungen gegen Deutschland mußten zum Kriege führen. England war im Bunde mit Rußland und dessen Gegenseite zu Deutschlands Orientpolitik wuchsen nach dem Abdrängen Rußlands durch Japan in Ostasien. Das Zarenreich hatte jedoch den Mut zu einem Angriff auf Deutschland nur, weil es wußte, daß es England im Kriege an seiner Seite sehen würde. Das sagt Rohrbach, der genau weiß, daß die Diplomaten Englands und Deutschlands vor dem Kriege auf dem Wege waren, einen Ausgleich der orientalischen und afrikanischen Differenzen herzustellen. Er setzt sich darüber hinweg mit dem Sage: „Es hat jetzt keinen Zweck mehr, die wechselnden Phasen unseres Verhältnisses zu England während der letzten Jahre vor dem Ausbruch des Krieges zu verfolgen.“ Wie gering die Berechtigung Rußlands war, auf unbedingte Gefolgschaft Englands im Kriege gegen Deutschland zu bauen, zeigen auch die Veröffentlichungen des „Labour Leader“ über die Vorgänge im englischen Ministerium vor der Kriegserklärung.

So ist Rohrbachs Buch ein wortreicher, wenn auch nicht neuer Versuch, den Imperialismus als notwendiges Einheitsziel des wirtschaftlichen und politischen Strebens des ganzen Volkes darzustellen. Sein wissenschaftlicher Wert kann sich bei weitem nicht mit dem anderer Bücher des Verfassers messen. Aber es ist mit großem demagogischem Geschick gemacht und wird sicher von vielen Leuten, die nach dem Kriege in die politische Arena steigen, um dem Volke die blendenden Vorteile eines unbegrenzten Imperialismus vorzuführen, als Lehr- und Handbuch benutzt werden. Das muß dem Buche unsere Beachtung verschaffen.



Einige historische Daten zur „Rassenreinheit“ des Judentums.

Von B. Feigenbaum.

In seiner Schrift über „Rasse und Judentum“ erwähnt Genosse Kautsky nur kurz die ursprüngliche Rassenmischung des jüdischen Volkes und nur zwei Umstände, die während der Feudalzeit der Neubildung einer reinen jüdischen Rasse entgegenwirkten: die über die verschiedensten Weltgegenden erstreckten Niederlassungen der Juden, die bei ihnen die Wirkung eines einheitlichen Milieus unmöglich machten, und die Vergewaltigung ihrer Frauen und Töchter durch ihre nichtjüdischen Nachbarn (S. 51).

Eine Durchforschung der Bibel und der talmudischen und rabbinischen Literatur ergibt für die ursprüngliche Rassenkomposition und die Rassenvermischung der Juden im Altertum einige interessante Daten und selbst für die Feudalzeit einen viel bedeutenderen Umstand als die zwei erwähnten. Es ergibt sich, daß in allen Zeiten massenhafte Elemente anderer Völker und Rassen und gelegentlich ganze Stämme und Völker im Judentum aufgegangen sind.

1.

Den Bibelverfassern, die äußerst nationalistische Tendenzen verfolgten, lag natürlich eine Neigung zur Uebertreibung der Beimischung fremder Elemente im Judentume sehr ferne. Wenn sie daher solche Beimischungen erwähnen, muß es als Geständnis aufgefaßt werden, gemacht, um die für die Zeitgenossen augenscheinliche Tatsache des Vorhandenseins zahlreicher fremder Volkselemente im jüdischen Volke zu erklären. In diesem Sinne sind derartige Bibelstellen zweifellos als historisch-authentische Belege für ein solches Vorhandensein in der Zeit ihrer Niederschreibung aufzufassen.

So erzählt der Verfasser des Exodus schon vom Ursprunge des jüdischen Volkes, das nach ihm in einer riesenhaften einmaligen Auswanderung aus Aegypten gekommen sein soll, „auch eine sehr große Beimischung — nichthebräischer Elemente — wanderte mit ihnen zusammen“. (Exodus 12, 38.)

Von den Zeiten Joschuas wird erzählt, daß ein ganzes Volk, die Gibeoniten, aus vier „Städten“, Gibeon, Cephirah, Beeroth und Kirjath-Jearim, in das jüdische Volk aufgenommen wurden. Da sie zu den den Juden benachbarten Völkern gehörten, deren Ausrottung ihnen geboten war, man dies aber mit den Gibeoniten wegen des ihnen gegebenen Gelübdes nicht tun konnte, wurden sie als niedere Kaste von Wasserträgern und Holzhackern abge sondert. (Joschua 9.) Was aber besagt, daß nichtnachbarliche Bevölkerungselemente, also noch weit entferntere Rassenfremde, viel eher und ohne jegliche Sonderstellung aufgenommen wurden.

Sklaven von den besiegten Völkerschaften hatten die Juden immer in Massen. Und nach dem Befehl galten dieselben, wenn freigelassen, als vollberechtigte Juden.

Die Erzählung des Buches Esther, daß „viele von den Völkern des Landes Juden wurden“ (Esther 8, 17) muß auch als Erklärung der Anwesenheit zahlreicher fremder Elemente im jüdischen Volke aufgefaßt werden.

Der Prophet Ezeiel spricht von den „Kindern fremder Völker unter den Kindern Israels“ (44, 9). Und, was noch bedeutungsvoller, er prophezeit, daß, wenn die Juden von dem babylonischen Exile, in dem sie sich in seiner Zeit befanden, zurückkehren werden, das Land durch das Los aufgeteilt werden wird „zwischen den Juden und zwischen den Kindern Fremder, die unter euch wohnen und Kinder unter euch zeugten, und sie werden unter euch sein wie Alteingeseffene zwischen den Kindern Israels“ (47, 22).

Dies wurde wahrscheinlich später als Prophezeiung Ezeiels ausgegeben, um die massenhafte Assimilierung fremder Elemente und ihr Eigentumsrecht an ihrem Grundbesitz als von Gott verheißen darzustellen und zu rechtfertigen.

So wird auch dem Propheten Isaia die Prophezeiung in den Mund gelegt, daß: „Jahveh wird sich über Jakob erbarmen und Israel noch einmal erwählen und sie in ihrem Lande lassen (nach Wiederkehr aus dem babylonischen Exile), der Fremde wird sich ihnen anschließen und in Jakobs Haus aufgehen“ (14, 1).

Das alles wird wohl nachträglich geschrieben worden sein im Interesse der assimilierten reichen und mächtigen nichtjüdischen Abkömmlinge, die das neue zweite jüdische Vaterland mitbegründeten. Zwischen den verhältnismäßig wenigen Kolonisten aus Persien, die das neue Judenland gründeten und den einzigen ursprünglichen Kern des heutigen „reinen Judentums“ bilden (die „zehn Stämme“ sind bekanntlich verschwunden), befand sich wieder ein sehr großer Prozentsatz nichtjüdischer Elemente. So erzählt Esra, daß, als die vom Exile wiedergekehrten Juden zum ersten Male das Passahopfer aßen, sich an dem Feste „alle diejenigen beteiligten, die sich von den Unreinlichkeiten der Völker des Landes abwendeten und zur Anbetung Jahves, des Gottes Israels, sich wendeten“. (Esra 6, 21.) Selbst der Talmud interpretiert das nicht, als würde es sich auf Juden beziehen, die sich früher von Jahve ab- und den „Unreinlichkeiten der Völker“ zugewandt hatten und jetzt zurückkehrten. Der Talmud erklärt vielmehr ausdrücklich, daß diese Stelle sich „auf bekehrte Nichtjuden und befreite nichtjüdische Sklaven“ beziehe. (R. Chisda, Kiduschin 70, 1.)

Die Mishnah (der älteste Teil des Talmuds) sagt ausdrücklich, daß bei dieser „Wiederkehr der Juden aus dem Exile“ sehr zahlreiche fragwürdige Elemente mitgingen: „Profelyten, befreite heidnische Sklaven, Bastarde, Gibeoniten, Menschen zweifelhafter Abstammung, Findlinge“ usw. Und allen diesen Elementen wurde, nach dem Talmud, die Verschwägerung mit Juden und das vollständige Aufgehen im jüdischen Volke gestattet. (Ebenda.)

Im ganzen zählte diese Emigration, die nunmehr der Ursprung des ganzen neuen palästinischen Judentums werden sollte, 42 360 Seelen. Unter dieser kleinen Zahl waren 7337 nichtjüdische Sklaven, die nachträglich im Judentume aufgingen. Und sehr zahlreich war unter den „Herren“ selbst

ein Element, „das aus Tel Malach, Tel Characha, Cherub, Adon und Imer heraufzog, von denen man nicht sagen konnte, von wem sie eigentlich abstammen und ob sie Nachkommen von Israel seien“. (Nehemia 7, 61.)

Während der Dauer des zweiten jüdischen Reiches in Palästina wurden ganze Völker gewaltsam dem jüdischen Volke einverleibt. So das Volk der Edomiter, das sich so gründlich dem Judentume assimilierte, daß sie, wie Josephus sagt, „nachher nichts anderes als Juden waren“. (Jüdische Altertümer 13, IX.)

II.

Aber auch nach der Zerstörung des zweiten jüdischen Reiches und während der langen, bis jetzt andauernden Diaspora der Juden wurden zahlreiche Elemente verschiedener Völkerschaften, mitunter sogar ganze Nationen, zur jüdischen Religion „bekehrt“ und somit dem Judentume einverleibt.

Schon Tacitus bemerkte, daß er es gar nicht erklären könne, wie es kam, daß in seiner Zeit so zahlreiche Römer sich „der Beschneidungsoperation“ unterziehen, ihrem Vaterlande, ihren Eltern, ihren Kindern, ihren Verwandten entsagen und zum Judentum übergehen konnten.

Daß Kaiser Domitian strenge Gesetze gegen jüdisches Proselytentum erließ, beweist sicherlich, daß solches häufig war. So erzählt auch Josephus von zahlreichen begeisterten jüdischen Proselyten aus verschiedenen Völkern, die er selbst gesehen.

Die schmerzliche Operation war zwar ein Hindernis für die massenhafte „Bekehrung“ zum Judentume. Darum entschied aber auch Rabbi Jehoschua, „daß ein Proselyt durch das rituelle Untertauchen allein, auch ohne Beschneidung, ein vollständiger Jude werden kann“. (Sebamoth 46, I.) Diese Entscheidung deutet auch auf die Häufigkeit des Proselytentums hin.

Selbst ein römischer Senator, ein Better des Kaisers Domitian, Flavius Clemens, ging mit seinem Weibe Flavia Domitilla zum Judentume über. Einen ihrer Söhne hatte Kaiser Domitian zum Thronfolger bestimmt. Wäre seine Thronbesteigung nicht durch nachfolgende Ereignisse verhindert worden, so hätte das römische Weltreich einen jüdischen Kaiser bekommen.

Der Talmud berichtet von zahlreichen hochangesehenen jüdischen Familien im neupersischen Reiche (dem Zentrum des Judentums in den ersten Jahrhunderten n. Chr.), die nichtjüdischer Abstammung waren. Rabbi Johannan schwört beim heiligen Tempel, daß er selbst von vielen großen Familien weiß, die als Juden gelten, es aber nicht sind. Er könne es aber nicht verraten, „weil hochangesehene Juden der Generation unter ihnen sind“. (Kiduschin 70, II.)

Selbst „Cohanim“, die doch als direkte Abkömmlinge Aarons, des Bruders Moses, gelten, waren nicht immer jüdischer Abstammung. Der Talmud berichtet von 4000 „Cohanim“, die von assimilierten nichtjüdischen Sklaven abstammen. (Ibid.) Herr Professor Sombart sollte sich das merken. Selbst wenn Coen Cohen wäre, würde das auch noch keine Garantie für die jüdische Rassenangehörigkeit des so Benannten liefern.

Der Armorerer Samuel erklärt im Talmud ganz unumwunden, daß man jeden Juden der ganzen Welt außerhalb Babyloniens als nicht „koscher“ anzusehen hat, solange er nicht dokumentarisch nachweisen kann, daß er von legitim-jüdischer Abstammung ist! Die Talmud-

Heiligen selbst gestehen ein, daß auch sie nicht für ihre eigene reine und legitime jüdische Abstammung garantieren können. So sagt Rabbi Ula zu Rabbi Jehudah: „Und wir selbst, wissen wir denn, welcher Abstammung wir sind? Wir können möglicherweise von jenen abstammen, von denen geschrieben steht: Frauen in Zion schändeten sie (die Babylonier), Jungfrauen in den Städten Jehudahs (Lament. 5). Und wenn du sagen willst, daß nach dem Gesetz Kinder von durch Nichtjuden genotzüchtigten Israelstöchtern als koschere Judenkinde gelten, so können wir aus Ehebruch abstammen, der nach der Bibel im alten Israel vorherrschend war“. (Kiduschin ebenda.)

So gesteht der Talmud ein, daß nichtkoscheres Blut massenhaft dem koscheren beigemischt ist und illegitimerweise als koscher gilt. Damit aber ist das Blut der Heiden gemeint, die nicht zum Judentum übergingen. Proselyten waren überhaupt vollständig „koscher“. Daß sie „nach dem Gesetz“ koscher waren, verhindert aber nicht, daß sie anthropologisch nicht zur jüdischen „Rasse“ gehörten und die jüdische „Rassenreinheit“ sehr problematisch machen. Koschere Proselyten hat das Judentum völkerweise aufgenommen, auch in seiner Diaspora.

III.

Man sollte nie aus dem Auge lassen, daß das heutige Judentum keine ununterbrochene Geschichte seit der Austreibung aus Palästina hat. Für Jahrhunderte verschwinden verschiedene Teile der jüdischen Diaspora vom historischen Horizont. Plötzlich erscheinen diese oder andere Teile auf anderen Plätzen der Erde. Wie sie dorthin kamen und woher sie stammen, bleibt unaufgeklärt. Es ist daher nicht ausgeschlossen, daß ganze Teile des heutigen Judentums überhaupt gar nicht vom alten Judenvolk abstammen, sondern von zum Judentum bekehrten Völkern verschiedener Rassen. Gerade wie der Islam der Tataren, Neger, Hindus und Mongolen nicht auf ihre Abstammung von Arabern deutet, so deutet der jüdische Glaube so mancher in der Feudalzeit am historischen Horizont auftauchender Teile des Judentums nicht notwendigerweise auf ihre Abstammung von Alt-Israel.

Denn gerade wie arabische Kaufleute den Islam nach Indien, China, Austral-Asien, dem Kaukasus und nach Afrika trugen und dort ganze Völkern zu Teilen des „Volkes Mahomed's“ machten, so konnten auch jüdische Kaufleute die Religion Moses' unter solchen Völkern verbreiten und ganze Stämme zu Teilen des „Volkes Israel“ umwandeln.

Daß solches wirklich geschah, beweisen die Neger-Juden in Afrika, die Hindu-Juden „Benei Israel“ in Indien, die Abessinier-Juden, die Falaschen in Nordafrika und die chinesischen Juden in Kai-Fung-Fu. Diese Juden zeigen vielfach untrüglich die Merkmale der Rasse ihrer Umgebung, und ihre Zugehörigkeit zu diesen Rassen ist unbestritten. Gerade wie diese Menschen durch Bekehrung Juden wurden, so konnten auch ganze Völker und Stämme k a u k a s i s c h e r Menschensorte es werden. Da solche aber in ihren Merkmalen von der sogenannten semitischen Rasse nicht so auffallend abweichen wie die erstgenannten, so wurden sie nach ihrem Auftauchen in der Geschichte zu Alt-Israel gerechnet. Besonders aber war dieses natürlich der Fall, wenn das betreffende Volk judenähnlich war.

Diese apriorische Möglichkeit ist aber auch vielfach tatsächlich historisch nachgewiesen.

So wurde ca. 500 n. Chr. in Arabien ein ganzes jemenisches Volk mit- samt seinem König *Abu-Kariba* zum Judentume bekehrt. So im Jahre 1185 ein ganzes Volk armenischer Tataren. (Sibub R. Pethachia.)

Was aber am allerwichtigsten ist, ist die jetzt historisch unbestreitbar nachgewiesene Tatsache, daß der heutige Hauptteil des Judentums, der „echteste“ und „unverfälschteste“ — der russisch-polnische — zu einem wer weiß wie großen Teil von einem hunnischen Volke, den *Chasaren*, stammt. Das war ein mächtiges Volk in Rußland, das nacheinander 12 jüdische Könige hatte und erst im 10. Jahrhundert durch den russischen Großfürsten *Swatislaw* überwunden wurde. Als die deutschen Juden nach Polen und Rußland kamen, fanden sie dort Glaubensgenossen, die seit undenklichen Zeiten dort wohnten und slawisch sprachen. Zweifellos stammten sie zum großen Teil von den hunnischen Chasaren. Selbstverständlich verschwägerten und vermischten sich die neu eingewanderten deutschen Juden mit ihnen. Das Resultat dieser Mischung ist das heutige „jüdische“ Judentum, das „echteste“ der Welt.

So sehen wir, daß nicht allein dem Judentume fremdes Blut beigemischt wurde, sondern es auch umgekehrt vorkam, daß „jüdisches Blut“ bloß eine Beimischung zu nichtjüdischen und selbst nichtsemitischen Stämmen und Völkern bildete, die bloß Juden durch Bekehrung waren und jetzt als koschere Juden gelten.

Deshalb sagt *Rabbi Isaaß* im Talmud, „eine Gnade bewies Gott den Juden, indem er bewirkte, daß Nicht-Juden, die einmal (selbst als Nicht-Proselyten) mit Juden assimiliert werden, zu echten, rechten Juden werden“. (*Kiduschin* 71, 1.) Sie bekommen also durch ein Wunder „jüdisches Blut“.

* * *

Bei all dem ist nur das Vaterrecht berücksichtigt, nach dem nur Kinder nichtjüdischer Väter als Fremde galten. Kinder jüdischer Väter konnten die Töchter aller Nationen der Welt zu Müttern haben, so wurden sie doch als vollgültige Juden ohne weiteres und ohne jegliches Bedenken angesehen. Nichtjüdische Mädchen aber nahmen die Juden in die Tausende zu Ehefrauen und Kebsweibern. Im Kriege riet ihnen das Gesetz Moses' das selbst an. (*Deut.* 21, 10—15, *Num.* 31, 17.) Von den Midianiten nahmen sich die Juden auf einmal 32 000 Jungfrauen. (*Ibid.* 35.) Von ihnen gaben sie sogar „dem Jahve“ 32 „Stück“. Wozu der Herr Jahve 32 midianitischer Jungfrauen bedurfte, wird nicht gesagt. Immerhin beweist das zweifellos, daß die Töchter der fremden Völker ganz koscher waren. Moses selbst hatte deren einige, eine davon eine Negerin. (*Num.* 12, 1.) Salomon hatte deren tausend.

Selbst die verhältnismäßig kleine Schar Emigranten aus Persien, die die Grundlage zur zweiten Auflage des Judentums legten, von der alle heutigen Juden abstammen sollen — selbst sie, die doch keinen Krieg führten und keine Eroberungen machten —, führten massenhaft nichtjüdische Ehefrauen mit. (Siehe *Esra* 10, 10.)

Run machten die „Goiinnen“ nach dem mosaischen Gesetze ganz koscher sein und die Kinder, die sie den Juden gebaren, unzweifelhaft „Kinder Israels“ — die Anthropologie richtet sich nicht nach dem mosaischen Gesetze und erkennt auch den Müttern einen Einfluß auf das „Rassenblut“ zu.

Alterarische Rundschau.

Gustaf Steffen, **Krieg und Kultur**, Sozialpsychologische Dokumente zum Weltkrieg. Aus dem Schwedischen übersezt von Marie Langfeld. Jena 1915. Eugen Diederichs. 205 Seiten. Preis 4 Mark.

Niemand wird leugnen, daß ein Krieg wie der gegenwärtige die Kultur-entwicklung der Menschheit stark beeinflussen kann. Durch den Krieg wird die menschliche Kulturarbeit gestört, nicht nur daß große Werte vernichtet werden, die kulturellen Zwecken dienen könnten, auch das für unsere ganze Entwicklung so dringend notwendige Zusammenarbeiten der Völker wird unterbrochen. Es ist nicht abzusehen, wann die Wunden, die der Krieg schlägt, geheilt sein werden. Andererseits ist es nicht ausgeschlossen, daß der Krieg in mancher Beziehung befruchtend wirkt. Er kann die Veranlassung zu technischen oder volkswirtschaftlichen Fortschritten werden, die für die Entwicklung der Menschheit von dauerndem Nutzen sind; er wird vielleicht auch die Erkenntnis von der Notwendigkeit eines friedlichen Zusammenarbeitens den Volksmassen in allen Ländern erst recht tief einprägen. Welche Wirkungen der gegenwärtige Krieg auf die Kulturentwicklung hat, wird sich vollständig erst nach Jahrzehnten übersehen lassen. Immerhin kann wohl auch heute schon über die mannigfachen Fragen, die vor uns auftauchen, wenn von Krieg und Kultur gesprochen wird, mancherlei gesagt werden.

Wer das Buch unseres schwedischen Parteigenossen Steffen in die Hand nimmt in der Hoffnung, dort reichhaltiges Material zu dem Problem „Krieg und Kultur“ zu finden, dürfte enttäuscht sein. Es enthält hauptsächlich Äußerungen von Anhängern des Dreiverbandes, von Engländern und Russen, über den Krieg. Zum Teil sind Auslassungen, die schon anderweitig veröffentlicht wurden, in dem Buche abgedruckt, zum Teil sind Briefe wiedergegeben, die Steffen von befreundeten oder bekannnten Persönlichkeiten zugegangen sind. Unter andern kommen in dem Buche die Engländer Sidney Webb und G. B. Shaw, der bekannte russische Anarchist Krapotkin und der Revolutionär Burzëß zum Wort.

Es ist psychologisch begreiflich, daß Angehörige eines kriegführenden Landes, die glauben, die Sache ihres Vaterlandes vertreten zu müssen, den Krieg irgendwie zu idealisieren suchen, und so finden wir überall das Bestreben, es so darzustellen, als wenn mit dem Siege des eigenen Landes auch der Sache der „Kultur“ oder der „Freiheit“ gedient wäre. Dabei wird der Gegner oft möglichst schwarz gemalt, und es geht ohne mehr oder minder große Uebertreibungen nicht ab. So auch in vielen der gegen Deutschland gerichteten Äußerungen, die in dem Buch von Steffen zusammengestellt sind. Häufig finden wir dort die Klagen über die angebliche deutsche Brutalität, während man sich über die Tatsache, daß man mit dem barbarischen Rußland im Bunde steht, mit hoffnungsfeligen Redensarten über die dort sicher in Aussicht stehende Wendung zum Bessern hinwegzuhelfen sucht.

Steffen ist im Gegensatz zu der Mehrzahl unserer Parteigenossen im neutralen Ausland ein eifriger Freund Deutschlands. In kurzen, den abgedruckten Rundgebungen angehängten Äußerungen, wendet er sich gegen die Beschuldigungen, die gegen Deutschland erhoben werden, und er verspottet die Hoffnungen, die auf einen baldigen liberalen Frühling in Rußland gesetzt werden, wobei er auf die russische Unterdrückungspolitik der letzten Jahre und auf die völlige Rechtlosigkeit aller übrigen in Rußland wohnenden Volksstämme gegenüber dem herrschenden Großrussentum hinweist. Besonders nachdrücklich wendet sich Steffen gegen die in vielen Äußerungen der Dreiverbandsparteigänger zum Ausdruck kommende Ansicht von der besonderen Gefährlichkeit des preußisch-deutschen Militarismus. Er macht dagegen geltend, daß der Militarismus eine internationale Erscheinung sei, die in allen Großstaaten beobachtet werden könne.

Zweifelloß ist der Militarismus, wenn wir dem Wort den Sinn unterlegen, in dem wir es gewöhnlich gebrauchen, eine internationale Erscheinung, aber aus

vielen der von Steffen wiedergegebenen gegen Deutschland gerichteten Äußerungen geht, wenn auch oft nicht gerade sehr klar, hervor, daß, wo vom deutschen Militarismus gesprochen wird, nicht nur an die Tatsache gedacht wird, daß in Deutschland ebenso wie in anderen Ländern eifrig militärisch gerüstet worden ist, sondern daß man zum Ausdruck bringen will, in Deutschland sei Militarismus gleichbedeutend mit Herrschaft eines eigenartigen militaristischen Geistes, der in den inneren Zuständen Deutschlands wurzelt. Mit am deutlichsten ist diese Auffassung wohl ausgedrückt in einem Artikel des Engländers J. G. Wells, der unter andern sagt:

„Deutschland ist gegenwärtig noch bis auf den Grund vom Geist des Militarismus durchhäuert; aber sobald der Mißerfolg kommt, werden die preußische Offizierskaste, der Kaiser und die Krupporganisation einem Volke gegenüberstehen, das sich irregeführt fühlt.“ (Seite 64.)

Von einer ähnlichen Auffassung wie Wells ist offenbar auch der englische Romanschriftsteller Galsworthy erfüllt, der in einem von Steffen abgedruckten Artikel von den deutschen Soldaten sagt:

„Sie sind Sklaven des abscheulichen Gottes der Emporkömmlinge, der Erfolg um jeden Preis heißt.“ „Anderthalb Generationen eines eisenharten Militarismus,“ so heißt es bei Galsworthy dann weiter, „haben Deutschland in etwas verwandelt, das wir, die wir einst Deutschland ehrten und achteten, kaum wiedererkennen können.“ (Seite 67.)

Im weiteren Verlauf seiner Ausführungen stellt dann Galsworthy die Demokratie, deren Sache die Gegner Deutschlands führten, der militaristischen Autokratie gegenüber, die seiner Meinung nach in Deutschland herrscht.

Es ist ein Mangel des Steffenschen Buches, daß der Verfasser nicht erst näher unterfucht, was die Dreiverbandsleute mit ihren allerdings oft reichlich phrasenhaften Ausführungen meinen, und daß er, sich einfach an das Wort Militarismus klammernd, ihre Angriffe gegen Deutschland mit dem Hinweis darauf abtut, daß er auf den Militarismus in ihren eigenen Ländern verweist. Sehr gewagt muß übrigens auch die Behauptung Steffens erscheinen, daß sich innerhalb jeder der kämpfenden Großmächte das Bedürfnis der Einigkeit in Stimmung und Streben mit ungeheurer Kraft in allen Schichten der Bevölkerung geltend gemacht habe. Gewiß hat wohl überall die große Masse der überhaupt an den Zeitereignissen teilnehmenden Bevölkerung den Wunsch, die Niederlage des eigenen Landes verhütet zu sehen, aber dabei sind doch die verschiedenen Volksteile von so verschiedenen Wünschen und Empfindungen erfüllt, daß man von einer einheitlichen Stimmung nicht sprechen kann.

Als Fortsetzung des hier besprochenen Buches soll binnen kurzem von demselben Verfasser eine Schrift über „Weltkrieg und Imperialismus“ erscheinen.

W. Sachs.

J. Starosson und R. Respital, **Häusler Großmann**. Schauspiel in drei Akten. Verlag Mecklenburgische Volkszeitung, Rostock 1914.

Von der letzten dramatischen Arbeit unseres im Lande Reuters tätigen Genossenpaares Starosson-Respital wurde in der „Neuen Zeit“ eingehend gesprochen. Das Werk gelangte in Rostock zur Aufführung, aber die von der Berliner Freien Volksbühne geplante Probe auf großem Theater vereitelte der Krieg, oder vielmehr der Einfluß des Burgfriedens. Erst wenn die Zeit dieser Gewalten vorüber sein wird, hat das Drama „Verflucht sei der Acker“ Aussicht, daß ihm sein Recht auf die Bühne gewonnen wird, und hoffentlich beweist alsdann die Freie Volksbühne auch an diesem echten Arbeiterdrama, daß ihre Arbeit das Vertrauen der Berliner Arbeiterschaft verdient auch während der Zeit der verminderten Selbständigkeit, die sie auf sich nehmen mußte; denn dies Vertrauen braucht sie; es ist ihr Rückgrat und ihr Lebenssaft.

Inzwischen haben Starosson-Hospital ein drittes dramatisches Werk in Buchform erscheinen lassen. Wieder ein Stück aus dem Leben des mecklenburgischen Landvolks. Das soziale Schicksal des Häuslers, der zur kleinbäuerlichen Selbständigkeit aufsteigen will, wird geschildert. Die schwarze Lücke dieses Schicksals besteht darin, daß eiserner Wille und offenbare Tüchtigkeit allein nicht genügen, das Ziel zu erreichen. Im Augenblick der Entscheidung werden sie geradezu tote Faktoren. Das ist für die dramatische Behandlung des Stoffes natürlich nicht vorteilhaft, und es würde in der Tat, wie sich auch an der Führung der Handlung erkennen läßt, besser mit erzählender Technik herauszugewinnen sein. Wie das Schauspiel geformt ist, nimmt man seine Szenen beim Lesen — und es ist eine gute Lektüre! — wie Ausschnitte aus einer Erzählung hin.

Der Häusler Grothmann, die Hauptgestalt, will wirtschaftlich sein eigener Herr werden; er hat sich um ein Stück Kompetenzland der Gemeinde beworben. Aber es nützt ihm gar nichts, daß die Bauern anerkennen, daß er ein tüchtiger Kerl ist. Sie sehen die Frage durchaus von ihrem Vorteil aus an; stimmen sie zu, so verlieren sie einen energischen Arbeiter; so sind sie fast sämtlich gegen Grothmanns Wunsch. Das egoistische Interesse der Bauern zu überwinden, fehlt dem Häusler also jede Macht. Das eben lähmt die Gestalt dramatisch: ihr bester menschlicher Wert kommt kaum erstlich zum Handeln, sie ist zur abwartenden Passivität verdammt. Wäre nicht ein gewandter Amtmann da, der die Bauern durch private Vorteile zu ködern weiß, so läme Grothmann nicht zum Ziel. Die schroffe Ablehnung seiner Wünsche durch die Bauern, mitten hinein in die derbe Lustigkeit, die sich in seinem Hause im Anschluß an die Geburt eines dorfwichtigen Bullenkalbes entwickelt, gibt dem ersten Akte den Kern; die Gemeinderatsitzung, in der der Amtmann eine Mehrheit für Grothmann herausdreht, füllt den zweiten Akt. Der Milieu-ton dieser Bauernszenen ist auch diesmal den Verfassern bemerkenswert gelungen. Sie haben dem Landvolk durch die Haut ins Blut gesehen und wissen es humorvoll vollsecht zu individualisieren.

Schwerer als der Widerstand der Bauern gegen die Sehnsucht des Häuslers, aufzukommen, wiegt die Last, die diesem die kleine Selbständigkeit aufbürdet. In mutigem Selbstvertrauen meint Grothmann: „Arbeiten, arbeiten! Das 's erst mal die Hauptsache! Das is heutzutage kein Gottbescheren, das 's auch 'n Hab-Dich-danach!“ Ein achtzigjähriger Bauer, der einzige, der ihm wacker beispringen will, sagt: „Rechen, rechen, ins Rechen liegt das ganze menschliche Leben!“ Aber ein anderer Bauer, ein gewiß überlegener, den keiner niederkriegt und der sich nicht selbst ein X für ein U vormacht, zeigt die bäuerliche Wirklichkeit ohne Illusionen: „Unn wenn's nich buttern will, denn butterts nich, unn wenn sich einer um unn dumm rechnet! . . . Wie wir von Wind unn Wetter abhängen — da is 'ne Handvoll Glück mehr wert als 'n Scheffel Verstand.“

Grothmann soll nur allzu schnell erfahren, daß dem Kleinbauer trotz schuftender Arbeit und pfennigsparenden Rechnens noch andere Mächte als Wind und Wetter das Glück verderben. Soll ihm die Rechnung stimmen, dann muß er und sein Weib die volle Kraft bis zum letzten in die Scholle hineinrackern können. Und mit den zwei Kindern, die er hat, muß es genug sein. Aber die Frau trägt — noch den Augen verborgen — ein neues keimendes Leben. Gleichwohl hat der Mann das Kompetenzland zu übernehmen gewagt. Der Amtmann hat auf die Bauern eingeredet: das Land sei der Jungbrunnen des Volkes, es müsse Gelegenheit schaffen, daß mehr Menschen siedeln und wachsen können, um den städtischen Geburtenrückgang wett zu machen. Wie es um diese soziale Hoffnung bestellt ist, spiegelt nun das Schicksal Grothmanns: im dritten Akt (der auf der Bühne nur wie ein sozial belehrendes Nachspiel wirken würde) sieht man, daß der bis zur Erschöpfung abgearbeitete Mann seinen achtjährigen Jungen als Ackerknecht einschirren mußte und daß sein Weib an den Folgen der Beseitigung ihrer Leibesfrucht elend zugrunde geht.

Franz Diederich.

Max Werworn (Bonn), Die Mechanik des Geisteslebens. Sammlung: „Aus Natur und Geisteswelt“. B. G. Teubner, Leipzig 1914. 92 Seiten mit 19 Abbildungen. Preis geb. 1,25 Mark.

Das Büchlein von Werworn liegt in 3. Auflage vor. In übersichtlicher und klarer Weise wird in ihm eine Reihe von Problemen behandelt, die von Bedeutung sind für die Betrachtung der Vorgänge im Nervensystem. Was das Buch besonders wertvoll erscheinen läßt, das ist der außerordentlich klare Blick und die konsequente Durchführung des Gedankens, daß man das Geistesleben nicht anders als Objekt der Forschung werten kann, als die anderen Dinge der Welt. Das Denken ist für Werworn nicht etwas, was nach anderen Prinzipien wissenschaftlich behandelt werden muß als die Dinge sonst, sondern es ist ihm ein Ding, wie alle anderen Dinge der Welt und Objekt der Forschung wie andere auch.

Im 1. Abschnitt, der betitelt ist „Leib und Seele“, behandelt Werworn auch eine Reihe erkenntnis-theoretischer Probleme, aus denen dann eben die Möglichkeit abgeleitet wird, die Erscheinungen des Geisteslebens in derselben Weise wissenschaftlich zu behandeln, wie die Dinge der Welt sonst. Das 2. Kapitel ist betitelt: „Die Vorgänge in den Elementen des Nervensystems“, das 3. behandelt die Bewußtseinsvorgänge. In diesen zwei Abschnitten kommen immer wieder die neuen Untersuchungen zum Ausdruck, die Werworn im Verlauf der letzten Jahre zusammen mit seinen Schülern ausgeführt hat. Für denjenigen, der diesen Problemen Interesse entgegenbringt, ist es eine wahre Freude, die Ausführungen Werworns über dieses Thema zu lesen. Von besonderem Interesse wird es auch für den Leser sein, zu erfahren, wie weit die Ergebnisse physiologischer Forschung über die Vorgänge in den Elementen des Nervensystems schon herangezogen werden können für die Darstellung psychischer Vorgänge, und mancher wird den Eindruck davontragen, daß man über diese Dinge schließlich doch schon viel mehr weiß, als man annehmen wollte. Ganz besonders sei verwiesen auf die Ausführungen Werworns über das Gedächtnis und auf seine Betrachtungen über das Zustandekommen der abstrakten Ideen.

Das 4. Kapitel behandelt Schlaf und Traum, das 5. Suggestion und Hypnose.

Wir haben um so mehr Veranlassung, auf dieses Büchlein von Werworn hinzuweisen, als man in allen Kreisen immer wieder Anschauungen geltend zu machen sucht, die darauf hinausgehen, daß der physiologischen Forschung für die wissenschaftliche Bearbeitung der Probleme des Geisteslebens keine Bedeutung zukommt. Diese Auffassung ist ebenso falsch, wie wenn einer behaupten wollte, daß etwa die Probleme der Muskelarbeit unabhängig von der Physiologie eine Bearbeitung finden können. Man kann allerdings jede einzelne Bewegung in ihre Bestandteile zerlegen ohne Berücksichtigung der physiologischen Vorgänge, die sich in der lebendigen Substanz des Muskels abspielen. Das ist richtig und ist mit Hilfe verschiedener Methoden (in jüngster Zeit mit Hilfe des Kinematographen) auch in ausgezeichneter Weise geschehen. Aber wie man mit einer solchen Zerlegung einer Bewegung in ihre einzelnen Komponenten die Untersuchung, die wissenschaftliche Ergründung einer Bewegung noch nicht bis zu dem heute möglichen Endpunkt durchführt, so auch nicht, wenn man bei der Analyse der Vorgänge des Geisteslebens sich darauf beschränkt, sie in ihre einfacheren psychischen Komponenten zu zerlegen, ohne schließlich auf die physiologischen Vorgänge zu kommen, ohne die die psychischen Vorgänge nicht gegeben sind. In dieser Beziehung ist Werworn ein Kämpfer im Streite für eine wissenschaftliche Behandlung der Probleme des Geisteslebens durch die Physiologie und er vermittelt mit dem vorliegenden Bändchen auch in weiteren Kreisen eine Kenntnis von dem, was die experimentelle Physiologie für den Ausbau einer Mechanik des Geisteslebens bisher geleistet hat.

L i p s i z h.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2 Band Nr. 13

Ausgegeben am 25. Juni 1915

33. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die Erneuerung der Tarifverträge.

Von Adolf Braun.

Aus der Fülle der während des Krieges für die Zukunft aufgeworfenen Probleme, die sich stark im Raum stoßen, sind einige wenige, die sich nach dem Kriege, ob man will oder ob man es bedauert, ihre Lösung erzwingen werden. Das sind vor allem die Anknüpfung der früheren Handelsbeziehungen und die Finanzprobleme, auf die in einem anderen Zusammenhange in der „Neuen Zeit“ schon mehrfach hingewiesen wurde. Dann kommt das große Problem der Rückführung der demobilisierten Truppen in ihre zivilen Berufsstellungen, und endlich die Erneuerung der Tarifverträge, die in Deutschland nach dem Kriege in einen engen Zeitrahmen zusammenfallend ihre Ablaufszeit haben werden.

Wie das in unserer Volkswirtschaft selbstverständlich, verflechten sich alle diese Probleme, so wenig sie äußerlich zusammenzuhängen scheinen, aufs innigste. Wenn man auch genötigt ist, die einzelnen Probleme gesondert zu betrachten, so soll man sich nie verleiten lassen, sie als isoliert lösbar zu erachten. Es ist die große Aufgabe jeder wissenschaftlichen Problemstellung, sofort nach der Fragestellung und der Umgrenzung des Problems alle seine Beeinflussungen und Zusammenhänge mit anderen Problemen mit nahe- oder fernstehenden Kraftwirkungen und Hemmungsgefahren ins Auge zu fassen. Trotzdem ist mit der Darstellung jedes Problems nur zu oft ein notwendiger Verzicht auf die Herausarbeitung aller Zusammenhänge verknüpft, müssen wir uns ja nur zu oft mit engem Raume und mit der begrenzten Zeit der Leser und auch der Darsteller begnügen. Wenn wir auch schon zu dem Verzicht genötigt werden, so müssen wir doch immer wieder daran erinnern, daß den wirtschaftlichen und politischen Problemen zahlreiche Zusammenhänge und Hemmnisse innewohnen, daß wir vor allem mit den Widerständen rechnen müssen, die aus den Wünschen entgegenstehender Klassen der Durchsetzung unseres eigenen Wollens entgegengestellt werden. Die häufig beliebten isolierten Betrachtungsweisen lassen es vielleicht gut erscheinen, einmal wieder auf diese notwendigen methodischen Voraussetzungen jedes wissenschaftlichen und damit auch jeden tieferen politischen und gründlicheren wirtschaftlichen Denkens hinzuweisen. Das erscheint gerade in dieser Kriegszeit notwendig, wo wir auf der einen Seite die höchste methodische Ausbildung des Krieges bestaunen und auf der anderen Seite den höchsten Mangel an Methode bei dem papierenen Kriege zu beobachten haben, der nach innen wie nach außen dem Kriege der Waffen parallel geht.

Es kann natürlich bei diesem kurzen methodischen Hinweis aus Anlaß der großen gewerkschaftlichen Probleme, die sich gleich nach dem Abschluß des Krieges bei uns und übrigens auch in zahlreichen anderen Ländern ein-

stellen werden, nicht darum handeln, ein erschöpfendes Bild der ganzen wirtschaftlichen Umwelt zu zeichnen, in der sich die Neuregelung des Tarifwesens abspielen wird, aber ich glaube doch, daß selbst eine unvollkommene Darstellung zur Beleuchtung des Problems beitragen und vielleicht dazu führen wird, daß diese Ausführungen, wo sie Mängel und Lücken haben, ihre Ergänzung durch andere finden werden.

An dem Probleme der Neuregelung des Tarifvertragswesens sind natürlich die gewerkschaftlich organisierten Arbeiter in erster Linie auf das höchste interessiert, aber man sollte deshalb nicht unterschätzen die Einwirkung der künftigen Tarifverträge auf alle Klassen der Gesellschaft, auf unsere industrielle Entwicklung, auf unseren inneren Markt und auf unsere Ausfuhr, auf die Konsumkraft der Arbeiterklasse und auf die nach dem Kriege besonders notwendige Regeneration der Bevölkerung sowohl nach Quantität, das heißt nach dem Geburtenüberschuß, als nach Qualität, das ist nach der Lebensfähigkeit, körperlichen und geistigen Gesundheit des nachfolgenden Geschlechts. Wenn man die Tarifverträge mitten hineinstellt in die wirtschaftlichen und sozialen Probleme, die uns nach dem Kriege in überreicher Fülle entgegenstehen werden, dann werden wir erst die Bedeutung der Tarifvertragsabmachungen in den dem Kriege folgenden Jahren in ihrer ganzen Größe erfassen. Freilich hieße es mit unvollkommenen Mitteln ein dickes Buch schreiben, wollte man auch nur eine erschöpfende Klarstellung der bei der Tarifvorbereitung in Betracht zu ziehenden Momente und eine Darstellung der aus den verschiedenen Möglichkeiten der Tarifpolitik resultierenden Wirkungen versuchen. Was ich will, ist weniger.

Ich will einmal in großen Strichen das Problem zeichnen und andere anregen, das Bild zu vervollständigen, aber auch die Gewerkschaften veranlassen, auf ihre eigenen Lebensbedingungen die allgemeine große Fragestellung anzuwenden. Niemand weiß, wann das Ende des Krieges kommen wird, es kann uns ebenso zur Ueberraschung werden wie der Ausbruch des Krieges. Wir werden deshalb klug handeln, wenn wir zur Vorbereitung der Friedensarbeit, vor allem zur Regelung der künftigen Arbeiterverhältnisse nicht später mit unserer Kraft einsetzen als die andere Partei, die der Unternehmer, die bei der kollektiven Vertragschließung in Betracht kommt. Bei der Heimlichkeit, mit der die Unternehmer ihre Maßregeln vorbereiten, sind die Arbeiter naturgemäß im Nachteil, denn bei den Arbeitern muß man ja mit Wirkungen auf Massen rechnen; deswegen muß die Vorbereitung recht früh erfolgen. Mancherlei Anzeichen, vereinzelte Äußerungen, Bemerkungen in der Presse, die Organe der Unternehmer, gewisse Versteifungen der Beziehungen zwischen Gewerkschaften und Unternehmerverbänden, selbst dort, wo Arbeitsgemeinschaften gebildet wurden, lassen annehmen, daß bei den Unternehmern heute schon der Frage der Tarifverträge viel Aufmerksamkeit geschenkt wird; sie bereiten nun schon emsig die künftige Regelung der Arbeitsbedingungen vor. Die Unternehmer denken viel wirtschaftlicher als die Arbeiter. In der uns täglich neu erschütternden Zeit des Krieges ist es für die Arbeiter schwer, was niemand verkennen sollte, Erörterungen über Tarifprobleme das große Interesse zu widmen, das sie auch heute verdienen. Fragen, die mit dem Kriege und mit der großen Politik, auch der großen inneren Politik zusammenhängen, nehmen die Arbeiter und ihre Führer leichter gefangen. Es ist das Schicksal aller wirtschaftlichen Probleme, daß

sie den Geist, die Stimmungen und auch die Phantasie weit weniger anzuregen vermögen als die Probleme der Politik. Die politischen Probleme haben, wenn man sie an sich und nicht im Zusammenhange mit ihren mannigfachen wirtschaftlichen Verknüpfungen betrachtet, etwas Luftiges. Eben deshalb erlauben sie eine weite Freiheit der Diskussion, nicht zuletzt gerade um deswillen, weil es sich bei ihnen in der Regel auch um weit schwerer fassbare und in noch viel geringerem Grade für die Zukunft genau zu bestimmende Dinge handelt als bei den wirtschaftlichen Fragen. Wer wollte aber leugnen, daß in dieser Zwanglosigkeit ein besonders kräftiges Moment für den politischen Scharfsinn und für das Aufwerfen aller möglichen Lösungen steckt.

Sind die Tarifverträge als ein wichtiges Element der künftigen Wirtschaftsgestaltung in Deutschland zu betrachten? Wir glauben, daß neben der künftigen Gestaltung unserer Handelsbeziehungen, der Ueberführung der Krieger in die Friedensarbeit, der Kriegsinvalidentfürsorge, wozu Kriegswitwen- und Kriegswaisenversorgung kommen werden, und endlich neben dem großen zentralen Problem der Regelung der Reichsfinanzen die Tarifverträge bei der Neugestaltung der deutschen Volkswirtschaft von der höchsten Wichtigkeit sein werden.

Gerade bei den Tarifverträgen wird es sich zeigen, daß wir, so vieles auch der Krieg zerstört und zerrissen hat, doch in vielem wieder anknüpfen müssen an das, was vor dem Kriege gewesen ist, wenn sich auch freilich da immer wieder die Wirkungen des Krieges als ein sehr notwendiges Moment bei der Erwägung jeden praktischen Wirkens herausstellen werden. Die Tarifverträge blieben auch während des Krieges die Grundlage für die Lohnabmachungen für eine große Anzahl von Arbeitern. Leider kann man die Zahl der am Ende der Friedenszeit durch Tarifverträge gebundenen Arbeiter nicht genau angeben, weil wir für das Jahr 1914 keine Statistik besitzen und auch die für das Jahr 1913¹ keine vollständige Zahl angibt, da die baugewerblichen Tarife beim Abschluß der Statistik von den Zentralinstanzen noch nicht genehmigt waren und deswegen noch nicht verarbeitet werden konnten. Der Bestand wird für 1913 mit 1 398 597 mit diesen Vorbehalten angegeben, aber man muß die Zahl auf rund 1 600 000 einschätzen, da ja der Bestand Ende 1912 schon mit 1 574 285 angegeben war. Nun wird diese Zahl bei der großartigen Entwicklung der deutschen Industrie verhältnismäßig gering erscheinen, da wir ja nach der Berufszählung vom Jahre 1907 mit 10 852 873 Arbeitern und Arbeiterinnen in der Industrie mit Einschluß des Bergbaus und des Baugewerbes zu rechnen hatten.

Wir würden also in runden Zahlen dazu kommen, daß wohl zu Beginn des Krieges unter etwa 11 Millionen industrieller Arbeiter und Arbeiterinnen noch nicht anderthalb Millionen Arbeiter und Arbeiterinnen, also rund 13,5 Prozent, vorhanden waren, deren Arbeitsbedingungen durch kollektive Verträge geregelt wurden. Aber es wäre durchaus verfehlt, die Tarifverträge lediglich nur zu beurteilen nach dem formalen Tarifvertragsgebiete. Tatsächlich wirken die Tarife weit über den Personenzreis, den sie vertrags-

¹ Die Tarifverträge im Deutschen Reiche am Ende des Jahres 1913 (10. Sonderheft zum „Reichs-Arbeitsblatte“), bearbeitet im Kaiserlich Statistischen Amt, Abteilung für Arbeiterstatistik (Berlin 1914), Seite 14*.

mäßig umschreiben, hinaus. Die Tarifverträge strahlen starke Wirkungen auch in die von den Tarifen nicht erfaßten Gebiete, sie werden zum Maßstab von Lohnregelungen, sie werden zum Antrieb der Arbeiter, sich den tarifmäßigen Löhnen in ihrer Nachbarschaft anzupassen, sie bringen die Gefahr der Abwanderung aus Gegenden ohne Tarife in Gegenden mit Tarifen mit und führen deshalb die Unternehmer zu ausgleichender Lohnregelung, sie werden somit zu einem ausgleichenden Moment. Die Tarife gelten vielfach auch dort, wo sie formell nicht anerkannt sind, weil eben der tarifmäßige Lohn für viele Unternehmungen, die den Tarif nicht anerkennen, die Voraussetzung für die Beschaffung und für die Festhaltung der Arbeitskräfte ist. So ist mit den statistisch erfassbaren Betrieben und Arbeitern die volkswirtschaftliche Bedeutung der Tarifverträge durchaus nicht erschöpft. Gerade während des Krieges, nicht zuletzt unter Mitwirkung der Militärbehörden, denen außer den Tarifverträgen kein Maßstab für die Lohnfestsetzungen gelernter Arbeiter gegeben war, setzten sich die Tarifverträge auf manchem bisher für sie steinigem Boden durch.

Wir brauchen am allerwenigsten aus gewerkschaftlichen Kreisen einen Widerspruch zu fürchten, wenn wir die Bedeutung der Tarifpolitik und der kollektiven Arbeitsverträge für die Gewerkschaften als Gesamtheit und nicht bloß für die Gewerkschaften, die Tarifverträge durchgesetzt haben, kräftig unterstreichen. Jede Einengung des tarifarisch geregelten Gebietes, jede Verschlechterung der Tarifbedingungen würde uns als eine bedauerliche Entwicklungserscheinung der für die Arbeiterbewegung so überaus wichtigen, ja ganz unentbehrlichen Gewerkschaften erscheinen. Seit dem Frankfurter Gewerkschaftskongreß sehen wir einen immer stärkeren Antrieb in den Gewerkschaften zur tarifarischen Regelung der Arbeitsbedingungen. In den Auseinandersetzungen mit den Unternehmern handelt es sich nicht mehr bloß um die Festsetzung von Lohnsätzen und Arbeitszeiten in den Tarifverträgen, auch Art, Umfang, Methode und Zeit des Tarifabschlusses werden zu den wichtigsten Aufgaben der Gewerkschaftspolitik. Galt das schon für die Zeit vor dem Kriege, so in noch viel höherem Maße für die Periode, die mit dem Friedensschlusse anheben wird.

Vor dem Kriege war es eine der großen Aufgaben der Gewerkschaftspolitik, den Abschluß der Tarifverträge auf möglichst viele Zeitpunkte zu verteilen. Die Unternehmer dagegen hatten das Bestreben, die Tarifvertragsablaufzeiten zusammenzudrängen, womöglich zentrale Tarifabschlüsse zu erzwingen. Allen bekannt sind die starken Bemühungen der baugewerblichen Unternehmer nach dieser Richtung, ähnlich lag es bei den Malermeistern und bei den Holzindustriellen. Der Zeitpunkt des Tarifablaufes allein hat schon zu komplizierten Verhandlungen, ja selbst zu ernstesten Kämpfen geführt. In einer Zeit, in der in bürgerlichen Kreisen alle Internationalen für mausetot erklärt werden, muß man erinnern, daß die baugewerblichen Unternehmerorganisationen Deutschlands mit denen Oesterreichs und der Schweiz, der skandinavischen und vielleicht auch anderer Staaten öfters Beratungen gepflogen haben, um den gleichzeitigen Ablauf der baugewerblichen Tarifverträge in allen diesen Wirtschaftsgebieten zur gleichen Zeit herbeizuführen. Man wollte die Solidarität der Arbeiter im Lande und die internationale Solidarität der Gewerkschaftsorganisationen brechen, indem man die Tarifverträge für ein ganzes Land in einem Ge-

werbe, in einer Gewerbegruppe, ja über eine Gewerbegruppe hinaus gleichzeitig ablaufen lassen wollte, und indem man weiter vorbereitete, daß die Tarifverträge für eine Reihe von Ländern gleichzeitig ablaufen. Daß die Unternehmer trotz des starken Widerstands der Gewerkschaftsorganisationen gegen diese Politik die Entwicklung nach jener Richtung zu beeinflussen verstanden haben, erkennen wir ja aus dem Verlaufe der gewerkschaftlichen Kämpfe, seit dem von Winnig so ausgezeichnet geschilderten großen Kampfe im Baugewerbe vom Jahre 1910.

Der Krieg kam dem Streben der Unternehmerorganisationen nach möglichst gleichzeitigem Ablauf einer möglichst großen Anzahl von Tarifverträgen in ganz außerordentlich hohem Maße entgegen. Zum Teil infolge von Abmachungen zwischen den Verbänden der Unternehmer und der Arbeiter, zum Teil stillschweigend, vereinzelt auch unter Beeinflussung amtlicher Kreise sind die während der Kriegszeit abgelaufenen Tarifverträge weiter verlängert worden; die meisten Tarifverträge enthalten die Bestimmung, daß sie, wenn sie nicht rechtzeitig gekündigt wurden, ein Jahr weiter zu laufen haben. Das gilt also für die Tarifverträge, die in der Zeit von Ende Juli 1914 bis in die Monate nach Abschluß des Krieges abgelaufen sind, beziehentlich noch ablaufen werden. Nun ist aber das Jahr 1916, ganz abgesehen von dem Ablauf der Tarifverträge während der Kriegszeit, ein besonders wichtiges Tarifablaufsjahr. Ende des Jahres 1916 läuft der ausgebildetste Tarifvertrag, der des Verbandes der Deutschen Buchdrucker mit dem Deutschen Buchdruckerverein ab, der 8527 Firmen mit 67 935 beschäftigten Personen bei seinem Abschluß umfaßte. Es laufen weiter u. a. im Jahre 1916 ab alle baugewerblichen Tarifverträge, die Tarifverträge der Maser und Schneider und rund ein Drittel der holzgewerblichen Tarife. Da die weitaus größte Zahl der Tarifverträge in Deutschland für drei Jahre und weniger als drei Jahre abgeschlossen werden, so ergibt sich, daß das Jahr 1916, falls es das erste Friedensjahr sein wird, auch das Jahr der Tariferneuerung für die in den Jahren 1916 und 1915 und für die in der zweiten Hälfte des Jahres 1914 abgelaufenen Tarifverträge sein würde, daß somit im Jahre 1916 schon ein ganz beträchtlicher Teil der Tarifverträge, vor allem die wichtigsten und bedeutungsvollsten, ablaufen würden. Sollten aber die Tarife wegen des Hineinwährens des Krieges bis tief in das Jahr 1916 auch im Jahre 1916 ausdrücklich oder stillschweigend verlängert werden, so würde für das Jahr 1917 gelten, daß es das Ablaufsjahr aller Tarifverträge in Deutschland, von höchstens unerheblichen Ausnahmen abgesehen, sein müßte².

² Leider fehlen die statistischen Zusammenstellungen für die Ablaufszeiten der Tarife sowohl in der amtlichen Statistik, wie auch in den meisten gewerkschaftlichen Veröffentlichungen. Um mir ein klares Bild für die hier erörterte Frage zu schaffen, habe ich mir auf Grund des zuletzt erschienenen Jahrbuchs des Deutschen Holzarbeiterverbandes, des Jahrbuchs für das Jahr 1913, aus der „tabellarischen Uebersicht über sämtliche Tarifverträge am Jahreschlusse 1913“ (Seite 58—83) die Ablaufszeiten der Tarifverträge auf Grund der Angaben für jeden einzelnen zusammengestellt. Danach liefen ab in der Zeit bis Ende 1913, sie sind wohl als stillschweigend verlängert zu betrachten, Tarife für 404 Betriebe mit 4575 Arbeitern und Arbeiterinnen. Im Jahre 1914 liefen ab Tarifverträge für 1733 Betriebe mit 19 702 Arbeitern und Arbeiterinnen, 1915 sollten die Tarife ablaufen für 2790 Betriebe mit 39 473 beschäftigten Personen, im Jahre 1916 die Tarife für 2574 Betriebe und 26 067 „Abhängige“. Es würden somit bis Ende 1916 ablaufen Tarife für

Daß der gleichzeitige Ablauf der Tarifverträge von größter Bedeutung für die Zeit nach dem Kriege werden kann, bedarf gar keiner Auseinandersetzung. Die Reichsregierung hat durch den Mund des Reichszanzeners erklären lassen, daß sie nicht des naiven Glaubens sei, daß nach dem Kriege der Burgfrieden aufrechterhalten werden könne, daß sie die Auseinandersetzungen der Parteien und der wirtschaftlichen Interessengruppen nach dem Kriege als etwas Selbstverständliches und nicht zu Verhinderndes betrachtet. Trotzdem wird der Ablauf der meisten und wichtigsten Tarifverträge zur gleichen Zeit, wenn er auch einem starken Wunsche der Unternehmerorganisationen entgegenkommt, der Regierung recht unerwünscht sein. Die Reichsregierung dürfte aber kaum an dem bestehenden Rechtszustande der Koalitionen während oder sofort nach dem Kriege ändern wollen oder können. Würde doch das Herantreten der Gesetzgebung an das Koalitionsproblem die ganze industrielle Welt in die lebhafteste Diskussion versetzen, die die Regierung schon im Interesse ihrer finanzpolitischen Pläne nach dem Kriege nicht wünschen wird. Dabei soll nicht ausgeschlossen bleiben, daß irgendein Professor oder ein noch schlauerer Geheimrat den Zeitpunkt für die Durchführung einer streikverhütenden Gesetzgebung gleich nach dem Kriege gekommen erachten könnte. Es mag sein, daß irgendein Projektmacher empfehlen könnte, die aus der letzten Redaktion des Strafgesetzbuchentwurfes bekannten Bestimmungen für Streiks in Kraft zu setzen. Aber das Mindestmaß politischer Vernunft müßte gegen eine so einseitige und offenkundige Klassenmaßregel sprechen. Noch näher liegt die Empfehlung eines Systems der Zwangseinkünfte nach australischem Muster, das ja in den Jahren vor dem Kriege von deutschen Australienreisenden verschiedentlich behandelt und zum Teil auch warm empfohlen wurde. Aber es ist kaum anzunehmen, daß die Reichsregierung, so vieles Interesse diesen Studien und Reiseberichten entgegengebracht werden mag, den Wunsch haben wird, gleich nach dem Kriege das australische System auf Deutschland zu übertragen. Die Unternehmer haben schon während des Krieges bewiesen, daß sie gegen alle staatliche Einmischung in die inneren Verhältnisse ihrer Betriebe, vor allem gegen autoritative Lohnfestsetzungen sehr entschieden gestimmt sind. In der Zeit des Friedens, befreit vom Druck des Kriegszustandes und ohne Rücksicht auf die Interessen der Kriegsindustrien, werden sie sich nicht einfach „australischen“ obligatorischen Schiedsgerichten für gewerbliche Streitigkeiten unterwerfen wollen. Daß die Gewerkschaften in Australien diesem System eine von Jahr zu Jahr wachsende Abneigung entgegenbringen, scheint nach manchen Berichten festzustehen. Die Arbeiter werden eine neue Koalitions-Gesetzgebung kritisch beurteilen, aber auch die Unternehmer werden

7501 Betriebe und für 89 817 Arbeiter und Arbeiterinnen. Diesen bis Ende 1916 ablaufenden Tarifen stehen gegenüber die im Jahre 1917 auslaufenden für 5165 Betriebe mit 54 558 Arbeitern und Arbeiterinnen. In zwei aufeinanderfolgenden Jahren wären die Tarife für über 14 000 beschäftigte Personen, davon drei Fünftel im ersten und rund zwei Fünftel im zweiten Jahre neu abzuschließen. Auch der der gewerkschaftlichen Praxis fernstehende Leser wird sich ein Bild der geistigen, organisatorischen und materiellen Opfer machen können, die mit diesen zeitlich zusammengebrängten Aufgaben verknüpft sein müssen. Daß diese Aufgaben in Zeiten nach einem ungeheuren Kriege, wo die gewerkschaftliche Disziplinierung der Massen und ihre Erfüllung mit dem alten Geiste allein eine Riesenaufgabe aller Organisationsleiter sein wird, ganz außerordentlich gesteigert ist, liegt klar zutage.

bei aller Begeisterung für das Prinzip der streitverhütenden Gesetzgebung eine sehr gründliche Prüfung von ihrem Interessenstandpunkt aus eintreten lassen, bevor sie ihre Zustimmung zu einer Umgestaltung der §§ 152 und 153 der Gewerbeordnung geben werden.

Nun könnte die Regierung durch ein Notgesetz den gleichzeitigen Ablauf der Tarifverträge umschiffen wollen, indem sie die geltenden Tarifverträge zwangsweise fortlaufen ließe für so viele Monate, als zwischen Kriegserklärung und Friedensschluß verstrichen sind, welche Zeit zu rechnen wäre vom Eintritt des Friedenszustandes. Auf diese Weise könnte man den Abstand der Ablaufszeiten der Tarifverträge genau ebenso belassen, wie er vor dem Kriege gewesen ist. Aber damit wäre die Staatsgewalt zur Anerkennung der Tarife und damit auch zu einer Ausdehnung des Koalitionsrechtes gekommen. Ganz abgesehen von dieser prinzipiellen Frage dürfte eine derartige allgemeine Verlängerung der Tarifverträge auf den Widerspruch der Arbeiter und der Unternehmer und damit auch auf die Ablehnung der Parteien, die die Interessen der Unternehmer und der Arbeiter vertreten, stoßen. Daß selbst dieser einfachste gesetzgeberische Vorschlag zur Verhinderung fast gleichzeitiger Verhandlungen über alle kollektiven Arbeitsverträge in Deutschland undurchführbar ist, wird die wirtschaftliche Betrachtung der Verhältnisse nach dem Kriege wahrscheinlich machen.

Eine der wichtigsten, lange nach dem Kriege nachwirkenden wirtschaftlichen Erscheinungen dürfte wohl die Teuerung sein. Sie ist während des Krieges eine internationale Erscheinung, sie wirkt im geschlossenen deutschen Handelsstaate wie in den kriegführenden und neutralen Ländern mit völlig freier Lebensmittelzufuhr wie auch in den kriegführenden und neutralen Ländern, die in Friedenszeiten die entscheidenden Ausfuhrgebiete für Nahrungsmittel bildeten. Trotz des Krieges der Waffen haben wir es hier mit einer weltwirtschaftlichen Erscheinung von höchster Bedeutung und, wie ich glaube, von langer Nachwirkung auch in Friedenszeiten zu tun. Es kann natürlich nicht die Aufgabe dieser Abhandlung sein, die Gründe dieser internationalen Erscheinung während des Weltkrieges aufzudecken und vollständig klarzustellen, aber eine in die Augen stechende Tatsache, die auch eine Welterscheinung ist, die Entwertung des Geldes, die Zerstörung der Weltwährungsordnung mag hervorgehoben werden. Das bedeutet aber, daß die Kaufkraft der vor dem Kriege tarifarisch festgelegten Löhne, man mag sagen, infolge der Geldentwertung oder infolge der Teuerung, ganz erheblich abgenommen hat. Die einfache Fortdauer der Tarifverträge nach dem Kriege würde also nicht eine Sicherung der Lage der Arbeiter, sondern bei gleichbleibenden Geldlöhnen eine ganz bedeutende Reduzierung der Reallöhne bedeuten, das hätte also zur Folge, daß die Arbeiter eine einfache Verlängerung der Dauer der ungeänderten Tarife um die Länge der Kriegszeit als eine erhebliche Schädigung ihrer Lebenshaltung, mindestens für eine der Kriegsdauer gleichkommenden Zeitperiode, betrachten müßten.

Auch die Unternehmer dürften dieser für sie so vorteilhaften Regelung Widerspruch entgegensetzen. Wohl müssen die Unternehmer mit einer Prosperitätsperiode nach dem Kriege rechnen, aber sie können annehmen, daß diese Prosperitätsperiode nicht sofort nach dem Friedensschlusse einsetzen wird, und daß sie nicht von langer Dauer sein wird. Wie wird sich die Wirtschaft nach dem Kriege einigermaßen begründeter Vermutung nach gestalten können? Die Zeit nach dem Kriege wird uns je nach den kriegerischen Ver-

hältnissen ein entweder sprunghaftes oder sich nach und nach entwickelndes Zurückfluten der im Kriege stehenden Industriearbeiter bringen. Viel langsamer aber als diese Industriearbeiter zurückströmen werden, werden die Betriebe angepaßt werden den Voraussetzungen des normalen Friedensbedarfs. Die Kriegsindustrien werden wenigstens zum großen Teile umgestaltet werden müssen für ihre ursprünglichen Friedensaufgaben.

Die Beschaffung jener Rohmaterialien, die aus unserem Lande nicht zu gewinnen sind, wird geraume Zeit erfordern. Große Warenmengen an Schafwolle und Baumwolle, an Metallen, Leder, Borsten, Fetten, Ölen und zahlreichen anderen Stoffen werden erst von jenseits des Ozeans beschafft werden müssen. Es wird sich wieder eine internationale Erscheinung einstellen: in allen Ländern werden sich ähnliche Bedarfserscheinungen ergeben. Die in den Ausfuhrländern aufgestapelten Waren werden den plötzlich eintretenden Bedarf entweder überhaupt nicht oder erst nach geraumer Zeit decken können. Die notwendigen Materialien werden nicht in den Ausfuhrhäfen in der nötigen Masse angehäuft sein, sie werden erst dahin gebracht werden müssen. An Transportmitteln wird es auch zuerst fehlen, weil auch die Handelsflotten, die zum Teil in der Flucht vor den Kaperschiffen ungeeignete Häfen aufgesucht haben, in die Ausfuhrhäfen gebracht werden müssen, zum Teil wurden sie für kriegerische Zwecke, so der fünfte Teil der englischen Handelsflotte, benützt, so daß sie erst umgestaltet werden müssen für die Zwecke, denen sie ursprünglich zu dienen hatten. Gerade diese mannigfachen Schwierigkeiten werden sowohl die Befürchtung der Ausfuhrwaren wie die Transport- und Seeverversicherungsgesellschaften zu großen Preistreibernereien veranlassen. Die zu befürchtende starke Steigerung der Rohmaterialpreise, die eine internationale Erscheinung werden dürfte, wird noch weiter verschärft werden durch den Umstand, daß die internationalen Zahlungen in Gold zu erfolgen haben werden, das ja in der ganzen Welt aus dem Verkehr geschwunden ist. Eine weitere Schwierigkeit wird aus dem Umstande erwachsen, daß den kriegführenden Staaten, und das gilt für alle, ja es gilt auch für die neutralen Staaten, die ihre Truppen aufgeben haben, das umlaufende Kapital die Mittel zur Kriegführung geliefert hatte. Was in Friedenszeiten zu neuer Kapitalanlage in der Industrie, um es mit einem gewöhnlichen Worte zu sagen, zu Gründungen benützt wurde, was für Löhne und Rohmaterialien ausgegeben wurde, das wurde nun während des Krieges von einem großen Teil der Unternehmer in allen Ländern in den hochverzinslichen Kriegsanleihen angelegt. Um wieder Rohmaterialien schaffen zu können, werden die nun anderen Zwecken dienenden und in mannigfachen Staatsanleihen angelegten, früher umlaufenden Kapitalien wieder flüssig gemacht werden müssen. Diese Liquidierung ist aber nur möglich durch die Lombardierung der Anleihen. Diese dürfte wegen des allgemeinen Bedarfs an Rohmaterialien und wegen des Strebens nach raschem Bezug vor dem der Konkurrenten der anderen Länder wie des eigenen Landes etwas sprunghaft erfolgen. Liquide Mittel der Banken, die ja in der finanziellen Kriegsrüstung Deutschlands eine so glänzende Rolle gespielt haben, dürften für den Frieden aus sehr naheliegenden Erwägungen nicht in großer Menge vorhanden sein. Deshalb wird der Lombardzinsfuß hoch hinaufgeschraubt werden, um den wilden Andrang zu mäßigen und um Beschränkungen der Nachfrage nach Geld, es wird eine Nachfrage nach Metallgeld sein, anzubahnen.

Diese Momente werden dazu führen, daß zwei der bedeutendsten Produktionsvoraussetzungen, die Rohmaterialbeschaffung wie die Geldversorgung, sehr kostspielig werden dürften. Die Unternehmer werden nach einem Ausgleich suchen. Sie werden ihn aber schwer finden in der nächstliegenden Methode, der Ueberwälzung der Rohmaterialienpreise auf die Warenpreise, weil bei der infolge des Krieges eintretenden allgemeinen Verarmung in der Welt sich der stark einsetzende Wettbewerb auf dem Weltmarkt nur durch die Billigkeit der Waren durchsetzen dürfte. Die Wiedergewinnung der alten Exportgebiete wird man zu erstreben suchen durch möglichst billige Angebote. Auch auf dem inneren Markt, der viel weniger aufnahmefähig sein dürfte als vor dem Kriege, wird vermutlich der Wettbewerb mancherlei Schranken der Preiskonventionen und Kartelle zu brechen suchen. Die Tendenz der Unternehmer dürfte dann werden, durch billige Löhne, zum Teil durch sofort sichtbaren Lohndruck, zum Teil durch komplizierte Lohnmethoden eine billige Preisgestaltung trotz erhöhter Rohstoffpreise zu erzwingen.

So sehen wir also auch die Unternehmer von Tendenzen bestimmt, die ihnen die einfache Fortdauer der Tarife nicht als eine Lösung der Schwierigkeiten erscheinen lassen werden. Unternehmer und Arbeiter werden also auf eine Neuregelung der Tarife und der sonstigen Lohnfestsetzungen dringen. Die Arbeiter werden alles daran setzen müssen, die nach dem Kriege, wenn auch nicht sofort nach dem Friedensschlusse, einsetzende Prosperitätsperiode für ihre Lohnpolitik auszunützen. Diese Prosperitätsperiode scheint mir bestimmt zu kommen. Denn der Krieg hat sehr vieles zerstört, was ganz oder wenigstens einigermaßen wiederhergestellt werden muß, so Eisenbahnmateriale und sonstige Verkehrsmittel, Brücken und Bauten, aber auch sonst wird vieles neu beschafft werden müssen, denn der Krieg hat zu einer Leerung aller Vorratsansammlungen, soweit es sich nicht um Luxusartikel handelt, geführt. Die Füllung der Lager ist eine notwendige wirtschaftliche Erscheinung, ebenso wie die Wiederherstellung des durch den Krieg Zerstörten.

Die Dauer dieser Prosperitätsperiode dürfte von Unternehmern und Arbeitern wie von ihren Vertretern bei den Tarifverhandlungen verschieden eingeschätzt werden. Jedenfalls wird aber diese Frage, wenn auch ein bedeutender, so doch sicherlich nicht der einzige Gegenstand der sehr tiefgreifenden Meinungsverschiedenheiten zwischen den Organisationen der Unternehmer und denen der Arbeiter sein. Es spricht vieles dafür, daß diese Meinungsunterschiede, wenn es auch an ausgleichenden Tendenzen von berufenen und unberufenen Schlichtern zu gewärtigender Streitigkeiten nicht fehlen dürfte, nicht allein ausgetragen werden dürften am grünen Tische, sondern daß sie zu schwierigen und auch kostspieligen Auseinandersetzungen zwischen der Organisation der Arbeiter und Unternehmer führen dürften.

Sich auf diese vorzubereiten, ist eine der wichtigsten und bedeutendsten Aufgaben der Arbeiterorganisationen nicht erst in der Zeit des Friedens, sondern an jedem Tage und in jeder Stunde, die diesen Vorbereitungen gewidmet werden kann. Aus den wirtschaftlichen Wirkungen der Auseinandersetzungen zwischen dem organisierten Kapital und der organisierten Arbeit dürften sich manche wichtige Richtlinien künftiger proletarischer Politik, nicht nur im engeren Rahmen der Wirtschaftsfragen, ergeben.

Wohin geht die Reise?

Eine Entgegnung

von A. Kautsky.

1. Der Gegensatz zwischen Deutschland und England.

In seiner Erwiderung auf meinen Artikel in Nr. 10 der „Neuen Zeit“ bezweifelt David, daß ich der berufene Interpret der Mehrheit unserer Reichstagsfraktion sei. Das ist schon möglich, darum habe ich mich nie als solchen ausgegeben. Ich habe bloß bezweifelt, daß David dieser Interpret ist. Wir sind eine Reihe unserer Abgeordneten bekannt, die am 4. August und auch später noch die Kriegskredite bewilligten und die doch die Davidische Auffassung ablehnen. Ob sie noch viele Gesinnungsgenossen haben, ob sie innerhalb der Mehrheit eine Minderheit oder Mehrheit bilden, vermag ich freilich nicht festzustellen. Das ist auch nicht entscheidend für die Frage, ob die Deutung der Abstimmung vom 4. August bloß im Sinne Davids statthaft sei oder nicht.

Ebensowenig wie ich mich als Wortführer der Mehrheit ausgab, habe ich Rohrbach „zu dem heiligen Orden der Unfehlbaren gezählt“; ich berief mich auf ihn bloß als „Sachkundigen“, der vermöge seiner Beziehungen zu leitenden Kreisen über unsere Orientpolitik ausnehmend gut unterrichtet sei. Wo in bezug auf Tatsachen der deutschen Orientpolitik Behauptung gegen Behauptung steht, ohne weiteren Beweis, werde ich Rohrbach stets mehr Glauben schenken als David. Natürlich, wenn David Beweise für seine Behauptungen erbringt oder, wenn er zeigen kann, daß er bessere Beziehungen als Rohrbach zu den leitenden Kreisen hat, werde ich mich der Kraft dieser Argumente nicht verschließen. Uebrigens bestreitet auch David nicht, was das Entscheidende, daß kurz vor dem Kriegsausbruch über alle strittigen Fragen in Afrika und der Türkei eine Verständigung mit England gelungen war. Er bestreitet bloß, daß das Orientabkommen „fertig und unterschrieben war“ — eine ziemlich nebenjächliche Sache — und daß es „dem deutschen Standpunkt weitgehend Rechnung trug“. Der Begriff „weitgehend“ ist natürlich relativ und hängt von der Größe der Forderungen ab, die man für Deutschland erhebt. Rohrbach scheint da gemäßigter zu sein als David.

Ich brauche wohl nicht erst zu betonen, daß ich mich auf Rohrbach nicht deshalb beziehe, weil er unfehlbar ist, sondern deshalb, weil meine eigenen Arbeiten mich zu einer Auffassung der weltpolitischen Verhältnisse vor dem Kriege brachten, die durch die Darstellung Rohrbachs in vielem bestätigt wird. Da unter dem Burgfrieden für kritisch gestimmte Geister gewisse Reserven geboten sind, habe ich es vorgezogen, mich einfach auf Rohrbach zu berufen und damit den Leser zu mahnen, daß auch noch eine andere Auffassung der Dinge möglich ist, als die Davidische.

Wenn aber zwischen Deutschland und England zur Zeit des Kriegsausbruchs keine Streitfrage in bezug auf Afrika und den Orient bestand, warum ging England doch in den Krieg?

Den nächsten Anlaß bot unzweifelhaft die Besetzung Belgiens. Man darf wohl annehmen, daß die englische Regierung für Belgien nicht das Schwert gezogen hätte, wenn bloß die Heiligkeit der Verträge in Betracht

kam. Daran ist aber gar nicht zu zweifeln und das weiß jeder Kenner der Geschichte, daß England an der Erhaltung der Selbständigkeit und Neutralität Belgiens das stärkste Interesse hat. Antwerpen und die Scheldemündung im Besitze einer zur See starken Macht bilden eine stete Bedrohung der Themsemündung und des Herzens Englands, Londons.

Seit Jahrhunderten hat England daher alle Macht aufgeboten, Belgien und die Scheldemündungen nicht in die Hand einer Großmacht fallen zu lassen, die ihm gefährlich werden konnte. Seine schweren Kriege mit Frankreich unter Ludwig XIV. wie im Zeitalter der Revolution wurden nicht zum wenigsten durch die Bedrohung Belgiens verursacht. Treffend kennzeichnete ein deutscher Geschichtsschreiber, H. v. Sybel, Nationalliberaler und Bismarckvorchrer, den kriegerischen Konflikt, der notwendigerweise eintrat, als Frankreich im Winter 1792/93 Belgien besetzt hatte:

„Es verstand sich jetzt von selbst, daß England sein Wort und sein Schwert einlegen würde, sobald Frankreich sich offen zur Besiznahme Belgiens anschickte . . . sie forderte England zum Schutze des europäischen Besitzstandes, nötigenfalls durch einen Angriffskrieg heraus.

Alles, was einer großen Nation den Eindruck einer völkerrechtlichen Gewalttat verstärken kann, kam hier zusammen. England hatte 1790 dem Kaiser den Besitz von Belgien, es hatte 1788 den Holländern die Schließung der Schelde und dem Hause Oranien seine politische Stellung in Holland gewährleistet. Es hatte die Jahrhunderte hindurch nach einem gebieterischen Interesse der Selbsterhaltung dafür gekämpft, die Franzosen sich nicht in Antwerpen und Ostende festsetzen zu lassen. Klugheit und Bundespflicht, Vergangenheit und Zukunft forderten mit gleicher Stärke, das bisherige Gleichgewicht Europas am wenigsten in Belgien antasten zu lassen. . . . Der Fall war für England in mehreren Beziehungen noch empfindlicher, als eine russische Besetzung der Donauländer für die österreichische Monarchie.“ (Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, 1877, II, Seite 86.)

Auch im 19. Jahrhundert gehörte es lange noch zu den wichtigsten Aufgaben der kontinentalen Politik Englands, Frankreich an der Besiznahme Belgiens zu hindern, nach dem Louis Philipp wie Napoleon III. sehr lüstern waren.

Am Ende des Jahrhunderts tauchte jedoch ein anderer Gegensatz auf: der zu Deutschland. Nicht bloß wegen kolonialer Differenzen. Die bestanden mit Rußland und Frankreich ebenso wie mit Deutschland. Aber die Flottenmacht Deutschlands wuchs seit dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts ganz anders, als die der anderen Mächte. Den Gegensatz, in dem England ehemals zu Frankreich gestanden, übertrug es jetzt auf Deutschland.

Hier lag der größte Zwiespalt mit England, der bestehen blieb, auch nach der Verständigung über Afrika und den Orient. Der ganze Konflikt mit England ist absolut nicht zu verstehen ohne Bezugnahme auf die Flottenrüstungen. Um so sonderbarer, daß David in seiner jüngsten Schrift, ebenso wie in seiner früheren Bielefelder Rede kein Wort davon spricht. Wie rechtfertigt er das jetzt? Er sehe im Betrüsten „nicht das primär ursächliche Moment“. Aber behandelt er denn nur dieses Moment? Ein ganzes Kapitel seiner Broschüre handelt von den Diplomaten und ihrer Schuld am Kriege! Die oberflächlichsten Erscheinungen unter den Veranlassungen zum Kriege erörtert er breit, aber von den in dem „primär ursächlichen Moment“ tief verankerten Flottenrüstungen kein Wort!

2. Die Abrüstung.

Davids auffallendes Schweigen in seinen beiden Schriften wird noch auffallender durch seine jeßige Erwiderung. Er vermeidet es auch da ängstlich, Stellung zu der Frage zu nehmen. Es führt bloß irre, wenn er sagt:

„An der Abrüstungsfrage bin ich aber auch in meinem Vortrage nicht ganz vorbeigegangen. Ich verweise Kautsky auf Seite 9 und folgende.“

Und was finden wir dort? Kein Wort über die Abrüstungsfrage. Das Kapitel handelt von der „Erziehung zur Wehrhaftigkeit“ und gipfelt in dem Satz: Die militärische Jugendziehung, dieser alte Programmsatz der Sozialdemokratie, erlebt während des Krieges nun endlich seine Verwirklichung“ (Seite 10). Wozu bemerkt sei, daß der „alte Programmsatz der Sozialdemokratie“ die „Erziehung zur Wehrhaftigkeit“ in Verbindung mit der Ersetzung der stehenden Heere durch die Volkswehr und mit der Volksbewaffnung forderte. Doch dies nur nebenbei. Das Entscheidende ist, daß David an der Abrüstungsfrage hier tatsächlich ganz vorbeigeht. David irrt sich jedoch, wenn er glaubt, sein hartnäckiges Schweigen über diese für unsere Politik grundlegende Frage erlaube ihm, sich um eine deutliche Stellungnahme herumzudrücken. Es spricht bereiteter als manche nationalsoziale Rede.

Und einmal geht ihm trotz aller Zurückhaltung doch das volle Herz über. Er entschuldigt sein Schweigen folgendermaßen:

„In seiner ganzen Breite und Tiefe habe ich dieses schwierige Problem freilich nicht behandelt. Aber vielleicht meint Kautsky, es sei gar kein Problem mehr, mit der Kopenhagener Formel sei alles erledigt? Ein gewisser Mangel an realem Sinn zielt freilich den „echten Gelehrten“; aber man darf diesen Vorzug doch nicht bis zum äußersten treiben.“

Welch tiefere Bedeutung verbirgt sich hinter dieser Ironie?

Wie lautet die jetzt so problematisch gewordene „Formel“ des Kopenhagener Kongresses? Sein Beschluß, so weit er sich auf die Rüstungen bezieht, erklärte:

„Der Kongreß stellt fest, daß innerhalb der letzten Jahre die militärischen Rüstungen trotz der Friedenskongresse und der Friedensbeteuerungen der Regierungen eine ungeheuerliche Steigerung erfahren haben. Insbesondere das Wett-rüsten zur See, dessen jüngste Phase der Bau der Dreadnoughts ist, bedeutet nicht nur eine wahnsinnige Vergeudung der öffentlichen Mittel für unproduktive Zwecke und infolgedessen den Mangel und den Ausfall von Mitteln für die Aufgaben der Sozialpolitik und der Arbeiterfürsorge, es bedroht auch alle Nationen mit materieller Erschöpfung durch unerträgliche indirekte Steuerlasten und alle Staaten mit dem finanziellen Ruin. Zugleich wurde gerade durch diese Rüstungen der Friede erst jüngst gefährdet, wie er dadurch immer von neuem gefährdet werden muß. Angesichts dieser die Kultur der Menschheit, den Wohlstand der Völker und das Leben der Massen bedrohenden Entwicklung bestätigt der Kongreß die Beschlüsse der früheren, insbesondere des Stuttgarter Kongresses. . . .“

Indem der Kongreß festhält an der wiederholt ausgesprochenen Verpflichtung der sozialistischen Vertreter in den Parlamenten, die Rüstungen mit allen Kräften zu bekämpfen und die Mittel hierfür zu verweigern, erwartet er von diesen Vertretern:

a) Die beständige Wiederholung der Forderung, daß internationale Schiedsgerichte obligatorisch in allen zwischenstaatlichen Streitfragen entscheiden;

b) immer erneute Anträge, die auf die allgemeine Abrüstung hinziefen, zunächst und vor allem auf den Abschluß einer Übereinkunft, durch welche die Seerüstungen beschränkt und das Seebeuterecht beseitigt werden;

c) das Verlangen nach Abschaffung der geheimen Diplomatie und die Veröffentlichung aller bestehenden und künftigen Verträge und Abmachungen zwischen den Regierungen;

d) das Eintreten für das Selbstbestimmungsrecht aller Völker und deren Verteidigung gegen kriegerische Angriffe und gewaltsame Unterdrückung."

Wo liegt in dieser „Formel“ der absolute Mangel an realem Sinn, dessen sich nicht einmal ein „echter Gelehrter“ schuldig machen darf? Auf jeden Fall tröste ich mich damit, daß ich mit meinem zur Absurdität getriebenen „Mangel an realem Sinn“ nicht allein da stehe. Alle Vertretungen aller sozialistischen Parteien haben sich seit Kriegsausbruch in gleichem Sinne ausgesprochen und damit bekundet, daß die Internationale noch existiert. Will David mit seiner Polemik nur zeigen, daß seine Denkweise unvereinbar mit der des internationalen Sozialismus ist, dann bin ich der letzte, der ihm dabei widersprechen wird.

So viel über die Frage der Abrüstung.

Drückt sich David über sie sehr zweideutig aus, so hat er vollständig die Sprache verloren über den Passus zur Kolonialfrage.

3. Die Sicherung des deutschen Handels.

Ebenso wenig bietet er uns Aufklärung über den wichtigsten Punkt in unserer Kontroverse, über die Gefahr, daß Deutschland durch England vom Weltverkehr abgesperrt und „ein großer Teil unserer Industrie einfach erdroffelt werde“.

Ich erwiderte ihm darauf, daß eine derartige Absperrung im Frieden absolut ausgeschlossen sei.

„Man braucht bloß den Versuch zu machen, sich diese Absperrung im Frieden vorzumalen und man erkennt sofort die Sinnlosigkeit der ganzen Vorstellung.“

David unternimmt es leider nicht, mich in der überzeugendsten Weise dadurch Lügen zu strafen, daß er uns ausmalt, wie diese Absperrung vorgenommen wird. Er begnügt sich vielmehr damit, nur zu entgegnen, daß hier das „schwierigste Problem dieses Krieges“ vorliege, und er wiederholt seine Behauptung ohne eine Spur von Beweis: „England kann uns vom Welthandel abschließen“, und darum müssen wir „Garantien für die Freiheit der Meere“ beim Friedensschluß von England fordern.

Aber um ein Problem zu lösen, muß es doch zuerst formuliert sein. Und wenn wir Garantien für die Freiheit der Meere fordern, müssen wir doch zuerst selbst wissen, welcher Art diese Garantien sein sollen.

So lange David uns nicht genau sagt, was er unter diesen Garantien versteht, können wir in dem ganzen Gerede von schwierigsten Problemen und ausreichenden Garantien nichts anderes erblicken, als ein Produkt des Bedürfnisses, „die Sinnlosigkeit der ganzen Vorstellung“ hinter vagen Redensarten zu verbergen.

Das ist freilich nur die günstigste, nicht die einzige Deutung seiner Redensarten. Denn die „ganze Vorstellung“ von der drohenden Absperrung Deutschlands vom Welthandel ist wohl sinnlos, indes nichts weniger als harmlos.

David ist nicht der einzige, der sie propagiert und sie scheint selbst auf vernünftige Leute einigen Eindruck zu machen. Daher seien ihr hier noch einige Worte gewidmet.

Die große Schwierigkeit, die Idee zu kritisieren, liegt darin, daß keiner derjenigen, die sie verkünden, angibt, was er sich darunter vorstellt. Wir müssen erst versuchen, herauszufinden, was mit ihr gemeint sein kann.

Vor allem muß man feststellen, ob hier eine Gefährdung Deutschlands im Kriege oder im Frieden gemeint ist. In seiner Broschüre läßt das David nicht genau erkennen und auch in seiner Erwiderung drückt er sich nicht deutlich aus. Er sagt nur, die gegenwärtige Kriegführung Englands hat uns eine Gefahr für die Zukunft gezeigt. Und meine Feststellung: „Die gegenwärtige Abschließung Deutschlands vom Welthandel hört mit dem Moment auf, in dem der Krieg aufhört“, nennt er eine glatte Verständnislosigkeit. Womit sie natürlich ohne weiteres widerlegt ist.

Wir dürfen also annehmen, daß David wirklich der Meinung ist, England könne auch nach dem Krieg noch Deutschland vom Welthandel abschneiden. Wie soll das geschehen? Vor allem, wie dort, wo Deutschland an andere Staaten grenzt?

In seiner Schrift zieht David denn auch noch Frankreich und Rußland heran:

„Im Bund mit Frankreich und Rußland kann England uns vollkommen vom Weltverkehr absperrern. Ein Sieg unserer verbündeten Feinde wird also unserer wirtschaftlichen Expansion nach Osten eine nahe, unübersteigliche Schranke ziehen.“ (Seite 23.)

Will David uns weismachen, Rußland und Frankreich beabsichtigten, nach dem Schluß des Krieges keine Waren mehr über ihre Grenzen nach Deutschland zu lassen, den Eisenbahnverkehr nach den Grenzorten stille zu legen? Glaubt er, Rußlands dringendste Sorge sei die, nichts mehr von seiner Ausfuhr nach Deutschland zu verkaufen, und ebenso werde England den Australiern verbieten, Wolle nach Deutschland zu liefern, Ostindien und Ägypten Baumwolle zu uns auszuführen? Aber das würde noch nicht genügen. Es müßte auch den Handel der Neutralen mit uns unterbinden, müßte jedes Schiff, das aus Amerika nach Deutschland geht, kapern. Das heißt, es müßte den Krieg fortsetzen. Im Frieden ist eine Erschwerung des Grenzverkehrs durch kleine Schitanen wohl möglich, eine Abschneidung des Seeverkehrs für ein Land, das Seehäfen besitzt, ist im Frieden heute völlig ausgeschlossen. Die Freiheit des Seeverkehrs im Frieden hat unter den heutigen Verhältnissen von der Seeherrschaft eines einzelnen Staates, das heißt, von der überragenden Stärke seiner Kriegsflotte, absolut nichts zu fürchten.

Es ist aber auch gar nicht abzusehen, welchem Zweck die Absperrung Deutschlands dienen sollte. Alle Länder, die einen Ueberschuß an Rohstoffen und Lebensmittel produzieren, trachten danach, deren Absatz zu steigern, nicht einzuengen. Wollte England sie daran hindern, läme es in Konflikt mit ihnen allen, darunter seine Kolonien ebenso wie Rußland. Und es läme in Konflikt mit seinem eigenen Reedergewerbe, das für sich und für England reiche Gewinne aus dem Handel mit Deutschland zieht.

Im Jahre 1912 kamen in deutschen Häfen 26 404 fremde Seeschiffe mit einem Fassungsraum von 13 Millionen Registertons an. Davon

5151 englische mit 6 Millionen Registertons, also fast die Hälfte des Frachtraums.

Es besteht weder die Möglichkeit, noch das Bedürfnis, Deutschland im Frieden vom Weltverkehr abzuschneiden. Soweit sich in dieser Beziehung ein Gegensatz zwischen Deutschland und dem Ausland zeigte, rührte er davon her, daß nicht das Ausland, wohl aber einflußreiche Kreise Deutschlands seine Zufuhr von Rohmaterialien und Lebensmitteln beschränken wollten durch eine Erhöhung der Schutzzölle.

Der bevorstehende Ablauf der Handelsverträge hatte vor dem Kriege bereits zwischen deutschen und russischen Agrariern eine gereizte Stimmung geschaffen, aber nicht deshalb, weil die russischen Agrarier Deutschland vom Welthandel abschneiden, sondern weil sie es diesem Handel mehr eröffnen wollten.

Man hat während des Krieges erstaunliche Dinge auch von Gelehrten erlebt. Trotzdem ist mir niemand, der ernst zu nehmen wäre, bekannt, der eine Abschneidung Deutschlands vom Weltverkehr im Frieden durch ein siegreiches England befürchten würde. Will David uns diese Idee plausibel machen, dann muß er sich schon der Mühe unterziehen, einmal klar zum Ausdruck zu bringen, was er darunter versteht und welche Garantien wir von England für die Freiheit der Meere im Frieden fordern sollen.

Diejenigen, die von solchen Garantien sprechen, denken dabei in der Regel nicht an den Frieden, sondern an den Krieg. Sie sagen, die jetzigen Erfahrungen haben uns gezeigt, daß England im Bunde mit Frankreich und Rußland imstande ist, während des Krieges uns vom Weltverkehr abzuschneiden, dadurch unseren Handel und unsere Industrie zu schädigen. Vor der Wiederkehr eines solchen Zustandes im nächsten Kriege müssen wir uns schützen und dafür reale Garantien verlangen.

Sollte David das mit seinen Garantien meinen?

Da darf man mit der Gegenfrage antworten: Hält David es für möglich, daß einmal ein Weltkrieg ausgefochten wird, in dem Handel und Industrie jedes der Beteiligten nicht leiden?

Und glaubt David, ein Land in der zentralen Lage Deutschlands könne einen Krieg gegen alle seine Nachbarn führen, ohne vom Welthandel abgeschnitten zu werden? Welche „Garantien“ könnten das nach seiner Meinung verhindern? Sie könnten doch wohl nur in einer klugen Friedenspolitik bestehen, die es zu einem derartigen Weltkrieg nicht kommen läßt. Vermag man aber keine Garantien zu schaffen, die ausreichend wären, es unmöglich zu machen, daß England und Deutschland in Krieg geraten, welche Garantien könnten dann stark genug sein, jeden der Beteiligten zu hindern, daß er den Gegner schädigt?

Von der Freiheit der Meere während des Krieges ist ja jetzt viel die Rede. Man kann darunter einerseits die Neutralisierung der Meerengen und Kanäle, die der Schifffahrt dienen, verstehen und dann die Aufhebung des Seebeuterechts, die Sicherung der Handelsschiffe vor Beschlagnahme oder Zerstörung durch feindliche Kriegsschiffe.

Diese Bestrebungen sind uns sehr sympathisch und von uns stets nach Möglichkeit unterstützt worden. Aber alles deutet darauf hin, daß sie nicht mit dem zusammenfallen, was David unter der „Freiheit des Meeres“ meint. Denn ihre Durchführung erheischte Garantien nicht bloß von Eng-

land. Bei der Forderung der Neutralisierung der Meerengen und Kanäle kommen nicht bloß der Suezkanal und die Meerenge von Gibraltar in Betracht, sondern auch die Dardanellen, der dänische Sund; ja, man hat sogar von der Neutralisierung des Nordostseekanals gesprochen.

Uebrigens ermutigen die Erfahrungen des jetzigen Krieges nicht sehr, neuerliche Neutralisierungen für feste Garantien zu halten.

Wir erkennen auch heute noch den Satz der Marckschen Inauguraladresse als bindend für uns an, daß die Verhältnisse der Staaten unter einander nach denselben einfachen Moralgrundsätzen geregelt werden sollten, die wir für die Verhältnisse der Individuen untereinander anerkennen. Wir lehnen den Grundsatz ab, daß Macht vor Recht geht, wobei wir unter Recht natürlich nicht ein ewiges, absolutes Recht verstehen, sondern das Recht, das wir selbst anerkennen und für uns selbst fordern. Wir lehnen jene ebenso bequeme wie kurzfristige „Realpolitik“ ab, die über Rechten und Verträgen wacht, wo sie uns nützen, und sie verächtlich beiseite stößt, wo sie uns unbequem sind.

Aber wir sind als Marckisten Realpolitiker genug, um zu wissen, daß es nicht genügt, das Recht auf seiner Seite zu haben, wenn man der Macht entbehrt, es geltend zu machen. Dem, was wir für Recht halten, zur Macht zu verhelfen, ist der Kern unseres Strebens.

Wir verstehen unter Macht keineswegs ausschließlich die militärische Macht. Das moralische Empfinden der Massen kann auch eine gewaltige Macht werden. Heute jedoch, das zeigen die Erfahrungen des Krieges, gilt für weite Kreise nur die militärische Macht als wirkliches Machtmittel. So lange diese Denkweise die herrschende bleibt, bildet der schönste Neutralisierungsvertrag keine Garantie für Zeiten des Krieges. An eine solche Garantie denkt David sicher nicht.

Dann bleibt aber nur die, am konsequentesten von den Alldeutschen propagierte Deutung der Garantien der Freiheit des Meeres.

Ihre Ideen schienen auch David zu beschäftigen, sonst wäre es nicht ersichtlich, warum er seine Forderung der Garantien mit folgenden Worten begründet:

„Wie ein Riegel liegt England vor dem europäischen Kontinent, es beherrscht den Kanal und die nördliche Umfahrt und auch überall draußen hat es die Eingänge zu den Meeren in seiner Gewalt.“ (Seite 23.)

Welche Garantien soll England geben, damit es nicht mehr wie ein Riegel vor dem europäischen Kontinent liegt? David wird doch nicht die Garantie verlangen, daß England etwa nach Island hin verschoben wird? Die Alldeutschen wissen eine einfachere Lösung: eine Verschiebung der deutschen Grenze längs der Küste bis über den Kanal hinaus. Dann liegt England nicht mehr wie ein Riegel vor Deutschland.

Jedoch auch das böte noch keine Garantie dafür, daß England in einem künftigen Kriege nicht Deutschlands „Zugänge zum Weltmeer versiegelt“, wie David sich ausdrückt. Mit einer überlegenen Flotte vermöchte England die atlantische Küste Frankreichs ebensogut zu blockieren, wie die Nordsee. Es gibt nur eine ausreichende Garantie dafür, daß das nicht mehr möglich wird: Die Reduzierung der englischen Flotte zu solcher Wichtigkeit, daß sie nicht mehr imstande ist, Englands Handel zu schützen. Ist die deutsche Flotte der englischen so weit gewachsen, daß sie Englands

Handel völlig unterbindet und es aushungert, dann ist das Britenreich auf die Knie gezwungen. Eine andere ausreichende Garantie dafür, daß England unter keinen Umständen jemals wieder in die Lage kommt, den deutschen Handel im Kriege zu unterbinden, scheint mir nicht möglich. Wir können den deutschen Seehandel im Kriege nur dann völlig sicherstellen, wenn wir eine Stärke zur See erlangen, die uns instand setzen würde, den englischen, also auch jeden anderen, schwächeren, zu erdroffeln.

Es gibt wohl im Deutschen Reiche keinen verantwortlichen Staatsmann, der in dieser Weise die gewünschte Garantierung der Freiheit des Meeres erreichen wollte. Sie wäre gleichbedeutend mit der Beherrschung der Welt. Die Reichsregierung hat sich stets dagegen verwahrt, daß sie derartige Weltherrschaftspläne verfolge. Sie sind auch durch die größte Kraftanstrengung nicht durchzusetzen und könnten nur dazu dienen, die Zahl unserer Feinde zu vermehren, ihre Kampfesmut zu erhöhen, den Krieg endlos zu verlängern, seine Opfer maßlos zu steigern.

Aber wenn auch kein offizieller Vertreter des Deutschen Reichs solche Ziele vertritt, so haben doch die Ulbdeutschen sie propagiert, und zwar gerade mit den gleichen Redensarten, die jetzt David und seine Freunde vorbringen. Diese Redensarten, die völlig inhaltlos werden, wenn sie nicht das Streben nach Weltherrschaft verdecken, haben schon vor dem Kriege bewirkt, daß Deutschlands Weltpolitik im Ausland mit allgemeinem Mißtrauen beobachtet wurde, daß wir heute außerhalb Oesterreichs und der Türkei keine Freunde haben. Alle die kleineren Seemächte, die durch Deutschland die Freiheit des Meeres gewinnen, die durch Deutschland von der Despotie des die See beherrschenden Britannien befreit werden sollen, sie stehen mit ihren Sympathien auf seiten dieses Despoten.

Das ist zum großen Teil das Werk dieser zweideutigen Redensarten. Und nun kommen David und seine Freunde und suchen dem gleichen Gerede Bürgerrecht in der deutschen Sozialdemokratie zu verschaffen! Gelänge ihnen der Versuch, sie würden unsere Partei vor dem deutschen Proletariat verantwortlich machen für alles Unheil, das daraus erwachsen muß, wenn das Ausland annimmt, das Weltherrschaftsstreben finde in der deutschen Sozialdemokratie keine Opposition mehr.

Darum ist es geboten, gegen dieses Streben auf das entschiedenste Protest zu erheben. So lange einzelne Artikel im Davidschen Sinne erschienen, konnte man darüber hinweggehen. Es wird heute in allen Ländern viel geschrieben, das besser ungeschrieben bliebe. Aber in seinen neuesten Publikationen erweckt David den Anschein, als spreche er im Namen der Partei. Einzelne äußerliche Momente fördern diesen Anschein. Da müssen wir doch fragen: Wohin geht die Reise? Was bedeuten Davids zweideutige Reden und wie weit finden sie die Zustimmung der Faktoren, die unsere Partei vertreten?

Sind für die deutsche Sozialdemokratie im Weltkrieg die Beschlüsse der Internationalen Kongresse nur noch problematische Formeln ohne jede bindende Bedeutung?

Betrachtet sie ihre bisherige Opposition gegen das Wettrüsten als einen Fehler, den sie künftighin vermeiden will?

Hat sie in der Kolonialfrage ihre bisherige Ueberzeugung aufgegeben?

Und endlich, was haben wir unter dem Ziel der Sicherung des Landes zu verstehen, das in der Fraktionserklärung vom 4. August proklamiert wurde? Damals wurde es verstanden als die Abwehr des Feindes von den Landesgrenzen. Haben wir es heute nicht mehr in diesem Sinne aufzufassen, sondern darunter die Gewinnung einer solchen Uebermacht zu Land und zur See zu verstehen, die jede Störung des deutschen Handels im Kriege ausschließen, das heißt, die ausreichen würde zur Beherrschung der Welt?

Darüber müssen wir Klarheit bekommen, sonst laufen wir Gefahr, daß unsere Partei im Zwielicht des Burgfriedens auf einen Weg gerät, der sie weit abführt von dem, den sie bisher gegangen.

Amerikaner über den Weltkrieg.

Von Ed. Bernstein.

II.

Wenn Abhandlungen, wie die des Mr. Church, kein abschließendes Urteil über Schuld und Unschuld geben können, so bleiben sie als Äußerungen des amerikanischen Geistes trotzdem von Bedeutung. Der Präsident des Pittsburger Carnegie-Instituts ist jedenfalls ein Mann, der für einen sehr großen Kreis seiner Landsleute spricht. Das Verhalten der großen Mehrheit der Bevölkerung der Vereinigten Staaten zu den Maßnahmen der Kriegführenden, die in amerikanische Interessen eingriffen, läßt darüber keinen Zweifel. Soweit England in Frage kam, ging man nicht über milde Vorhalte oder theoretische Einwendungen hinaus, während deutsche Beschwerden wiederholt ziemlich unsanft abgewiesen wurden. Formal blieb man peinlich im Rahmen der Neutralität, tat aber nichts dagegen, daß diese formale Neutralität materiell zugunsten Englands und zuungunsten Deutschlands wirkte.

Ein amerikanischer Staatsrechtslehrer, Professor Ellery C. Stowell, Dozent für Völkerrecht und Diplomatie an der Columbia-Universität, gibt das in einem Aufsatz, betitelt „The Ship, the Flag and the Enemy“, erschienen im „Outlook“ vom 17. Februar 1915, damit zu erkennen, daß er zwar feststellt, die Deklarationen der englischen Regierung über Kriegskonterbande bedeuteten eine Ausdehnung dieses Begriffs, welche den Handelsverkehr der Vereinigten Staaten mehr einschränkte, als sich diese gefallen zu lassen brauchten, dann aber hinzufügt:

„Die Vereinigten Staaten haben diese ernsthaften Eingriffe in ihre Rechte als neutraler Staat geduldig hingenommen, weil sie noch einen guten Markt in England und Frankreich haben und weil unser Land durch Deutschlands Verletzung der fundamentalsten Grundzüge des Völkerrechts bei dessen Einbruch in Belgien auf das tiefste erregt wurde. Damit, daß sie jenen britischen Eingriffen in die Rechte der Vereinigten Staaten gegenüber eine entgegenkommende („complaisant“) Haltung einnahm, gab die öffentliche Meinung dieses Landes unbewußt ihrem wirklichen Empfinden Ausdruck, daß die Nationen in der Welt den Willerten darin beistehen sollten, Achtung der Fundamentalprinzipien des Völkerrechts zu erzwingen. Dadurch, daß gegen den Verstößer wider das Völkerrecht das einzig wirksame Mittel in Anwendung gebracht wird, über das die Nationen, wie sie jetzt konstituiert sind,

verfügen, nämlich Beurteilung durch die öffentliche Meinung der zivilisierten Welt, wird der Verstößer durch eine Macht bestraft, die sich indirekt, aber darum nicht weniger erdrückend geltend macht."

Es hieße, mit sich selbst Versteck spielen, was auf die Dauer keinem Lande gut bekommt, wenn man sich verheimlichen wollte, daß ähnliche Gedankengänge auch in anderen neutralen Ländern bei den Entscheidungen der Parteien eine erhebliche Rolle spielen. Diese Stimmung wird nun aber nicht verbessert, wenn man, im Gegensatz zu dem vom deutschen Reichskanzler in seiner Reichstagsrede vom 4. August 1914 beobachteten Verfahren, ihr dadurch entgegenzutreten sucht, daß man das Begangene einfach abstreitet. Wie sehr gerade diese letztere Methode das Ansehen Deutschlands schädigt, zeigt die Schrift des Präsidenten Church. Sie würde nicht halb so scharf ausgefallen sein, als es tatsächlich der Fall ist, wenn sich die Herren Professoren, Schriftsteller und Künstler in ihrer Rundgebung an das Beispiel gehalten hätten, das Herr von Bethmann Hollweg ihnen in jener Rede gegeben hatte. Mit ihrem stereotypen „Es ist nicht wahr“ haben sie lediglich bewirkt, daß das damit Bestrittene nun um so schärfer hervorgehoben und kritisiert wurde. Präsident Church widmet sich dieser Aufgabe unter Berufung auf das Weißbuch der deutschen Regierung, verschiedene Rundschreiben der letzteren und Telegramme des deutschen Kaisers, und welche Effekte er damit erzielt, mögen einige derjenigen Stellen aus seiner Schrift zeigen, die unter gegenwärtigen Verhältnissen in Deutschland wiedergegeben werden können.

In dem Rundschreiben der deutschen Professoren war unter anderem gesagt: „Es ist nicht wahr, daß wir in das neutrale Belgien widerrechtlich eingedrungen sind“, worauf der Amerikaner antwortet:

„Haben diese 93 Männer den Brief wohl gut durchgelesen, den sie unterzeichnet haben? Konnten so vorzüglich ausgebildete Intellektuelle mit Ueberlegung eine so unbegründete Erklärung unterzeichnen? Hat einer meiner dreiundneunzig geehrten Korrespondenten das Schuldbekennnis gelesen, das der Reichskanzler von Bethmann Hollweg am 4. August im Reichstag abgelegt hat?“

Es folgt nun die bekannte Stelle aus der Reichstagsrede Bethmann Hollwegs vom 4. August und eine Stelle aus dem weniger bekannten Schreiben, das der Kanzler am 15. August durch eine amerikanische Pressagentur an die amerikanische Presse gerichtet hat und worin es hieß:

„Notwendigkeit zwang uns, die belgische Neutralität zu verletzen, aber wir hatten feierlich erklärt, das Land für allen zugefügten Schaden zu entschädigen.“

Man begreift ohne weiteres, daß bei solcher Gegenüberstellung das Rundschreiben der Gelehrten nicht nur entkräftet wird, sondern sogar als Beweisstück für die moralische Urteilslosigkeit seiner Verfasser ausgenutzt werden kann.

Wie der Amerikaner im übrigen über die Vorgänge in Belgien denkt, mag eine der noch verhältnismäßig milden Stellen seines formell an Professor Schaper gerichteten Briefes zeigen. Präsident Church schreibt:

„Das Unrecht, das wir begehen!“ Was aber das Schlimmste ist: als die verzweifelte und wahnsinnig erregte Bevölkerung, die ihre Söhne erschlagen und ihre Heimstätten in Flammen sah, dem Urinstinkt folgend aus den Fenstern schoß, da haben Eure Truppen in barbarischer Wildheit sie ohne Rücksicht auf Geschlecht und Alter dem Schwert überliefert! Das Unrecht! Warum bestreiten Sie es gegen das

Schamhafte Zugeständnis der offiziellen Stimme Deutschlands? O, Doktor Schaper, wenn diese Bedingungen sich je umkehren und fremde Soldaten durch die Straßen Berlins ziehen sollten, würden Sie nicht, würden nicht alle meine 93 Korrespondenten, wenn sie ihre Heime zu Ruinen zertrümmert und ihre Söhne tot in den Straßen liegen sähen, würden sie nicht auch aus ihren Fenstern auf die mitleidlosen Eindringlinge feuern? Ich bin sicher, daß ich es tun würde. Als unsere amerikanischen Truppen jüngst nach Mexiko entsandt wurden, nicht zum Erobern, nicht um Krieg zu führen, sondern Frieden, gute Ordnung und das Ansehen des Befehles wiederherzustellen, da feuerten in Veracruz eine Anzahl Leute aus den Fenstern auf sie, und dreiundzwanzig unserer jungen Soldaten wurden getötet. Schließlich feuerten die Truppen auf die Scharfschützen zurück, aber sie zerstörten die Stadt nicht, noch töteten sie Unschuldige, und selbst diejenigen Scharfschützen, die man gefangen nahm, wurden nicht hingerichtet, sondern ermahnt, sich gut zu verhalten und dann freigelassen. Ich wünschte fast, Amerika hätte die Macht und den Willen, nach Belgien und Frankreich zu gehen, diese schlechten Eindringlinge zurückzujagen und dort gute Ordnung und das Ansehen des Befehles wiederherzustellen. Eine solche Macht wird sicherlich eines Tages von der Menschheit organisiert werden, und dann wird eine Nation, die es unternimmt, Tod und Hölle vorzubereiten . . . als ein Feind der Allgemeinheit unter Zwang gestellt werden."

Die Behauptung des Rundschreibens, die deutschen Truppen hätten Löwen „nicht brutal behandelt“, wird zu widerlegen gesucht durch den Ausspruch des deutschen Kaisers: „Die Zerstörung, die von unseren Truppen in Löwen an Leben und Eigentum verübt wurde, war ein Akt der grausamen Notwendigkeit. Mein Herz blutet um Löwen“.

Als bezeichnend für die Denkweise des Amerikaners sei noch folgendes Stüd zitiert:

„Und darf ich es an dieser Stelle aussprechen, lieber Doktor Schaper, daß die deutsche Staatskunst auf einem falschen Prinzip aufgebaut ist, das für alles Weh, was dieser deutsche Krieg über die Welt gebracht hat, hauptsächlich verantwortlich ist? Eure militärischen Herrscher haben in die Herzen Eures Volkes den Gedanken eingepflanzt, daß die deutsche Flagge den Deutschen bei ihren Uebersiedelungen folgen muß. Daher erklärt Ihr, daß Ihr Kolonien braucht. . . . Wohlja, es gibt, wie ich sagte, acht Millionen Deutsche in Amerika, die die deutsche Flagge nicht brauchen, um ihr höchstes Wohlbefinden zu sichern. Andere Tausende sind in Kanada, in Brasilien, in Argentinien und anderwärts auf dem Erdenrund, überall glücklich und in Sicherheit, ohne die deutsche Flagge. Wenn Amerikaner andere Länder wählen, so tragen sie unsere Flagge nicht mit sich. Ist es daher nicht widersinnig und unheilstiftend, die Doktrin zu hegen, daß fortan die Deutschen, wohin immer sie gehen, daran festhalten müssen, unter der deutschen Flagge zu leben? Bildet nicht der wilde Traum des Alldeutschtums den Untergrund dieses großen Verbrechens? Ist es nicht ein höheres Geschick, das vielleicht aus diesem Kriege hervorgehen mag, daß die Menschheit höher steht als jede einzelne Rasse und daß Regierungen, die mit diesem Geschick in Widerspruch stehen, umkommen müssen?“

Wie an dieser Stelle, spielt der Hinweis auf das Alldeutschtum in der Schrift von Mr. Church wiederholt eine Rolle. Es bestätigt sich auch hier, wie falsch es ist, die alldeutsche Agitation zu unterschätzen. Mr. Church ist kein geklärter Geist, er deklamiert zu viel, um als objektiv Urteilender angesehen werden zu können, aus ihm spricht sozusagen „der Mann von der Straße“, was aber gerade seinen Auslassungen politisches Interesse verleiht. Denn auf die Politik eines Landes, wie die Vereinigten Staaten, hat eben die Meinung dieser Bevölkerungsschicht den größten Einfluß. So wenig daher seine Auslassungen dem deutschen Ohr behagen mögen, so ist es doch wichtiger,

gerade sie zu vernehmen als Stimmen, die dem deutschen Ohre süße Melodie sind, wenn wir uns sagen müssen, daß sie da nur Ansichten einer unmaßgeblichen Minderheit Ausdruck geben.

Wenden wir uns jedoch vom Mundstück des amerikanischen Mannes von der Straße zu einem Vertreter der Amerikaner der Studierstube. Ein Artikel von Carlton Hayes, Professor an der Columbia-Universität, in der Dezembernummer 1914 des „Political Science Quarterly“, betitelt: „The war of the Nations“, tutet uns ungleich wohlthuender an. Statt pathetischer Redewendungen, die bei Mr. Church wiederholt sogar ganz rationelle Gedanken in Unvernunft verwandelten, begegnen wir bei Mr. Hayes einer Darstellungsweise, die selbst das unwillkommenste Urteil in solcher Argumentierung und solchen Formen vorträgt, daß es des empfindlichsten Zensors Nerven nicht in Erregung versetzt.

Acht Bücher, davon vier deutschen Ursprungs, drei aus englischer Feder und nur eines amerikanisches Produkt, geben Mr. Hayes Anlaß, die Fragen des gegenwärtigen Krieges unter dem Gesichtspunkt des Historikers zu behandeln. Das amerikanische Buch kommt für unser Thema am wenigsten in Betracht. „Men around the Kaiser: the Makers of Modern Germany“ ist das Werk eines gewandten Journalisten, des Mr. Fr. W. Wile, der lange Jahre Berliner Vertreter der Associated Press Agency war, und besteht aus vierunddreißig lebendig geschriebenen, aber jeder kritischen Note grundsätzlich baren Skizzen über die meistgenannten Persönlichkeiten des heutigen Deutschland. Mr. Hayes würdigt es zutreffend dadurch, daß er es ein ungewolltes Zeugnis ablegen läßt, aber seine Werturteile stillschweigend übergeht. Von den englischen Büchern beziehen sich zwei: „How the war began“ von dem Berichterstatler des „Daily Telegraph“, J. M. Kennedy, und „Why we are at war“, das schon von Mehring in der „Neuen Zeit“ vom 20. November 1914 kurz behandelte Buch der sechs Oxford-Historiker, unmittelbar auf den gegenwärtigen Krieg, das dritte „Germany and England“ von dem kürzlich verstorbenen Professor J. A. Craik ist ein Gegenstück zu den zwei vor Ausbruch des Krieges veröffentlichten Schriften des Generals Fr. v. Bernhardi, die in der englisch sprechenden Welt noch erheblich mehr Lärm gemacht haben als in Deutschland. Amerikanische Ausgaben dieser zwei Schriften, das 1914 in New York erschienene Buch des Fürsten Bülow „Imperial Germany“ und Professor Hugo Münsterbergs, speziell auf die Umstimmung der Amerikaner abzielende Schrift „The war and America“ sind die vier aus deutscher Feder stammenden Arbeiten, die Mr. Hayes zur Besprechung vorlagen und denen er den größten Raum widmet.

Von ihnen kommen die Schriften des deutschen Gelehrten am schlechtesten weg, während über die Abhandlungen des deutschen Militärs viel Gutes gesagt wird. Münsterberg hat es eben ähnlich gemacht wie die 93 deutschen Intellektuellen, und höflich, aber darum nicht minder bestimmt weist der Amerikaner diese Art Behandlung der Frage mit den Worten ab, die Schrift sei

„so impressionistisch und so voller Irrtümer und falscher Wiedergaben — deren es nach vorgenommener Zählung mindestens 29 enthält —, daß es der deutschen Sache wahrscheinlich mehr Schaden als Nutzen erweisen wird.“

Dagegen schreibt er über Bernhardi:

„Bernhardi ist wirklich voller Reiz. Er schreibt außerordentlich gut — klar, gerade und offen, wie es seinem Soldatenberuf geziemt. Er kennt ein gutes Stück Geschichte, ist in der Regel logisch und verfügt über einen mächtigen Fonds von gesundem Menschenverstand. Nicht nur versteht er die moderne Kriegswissenschaft von Grund aus, er versteht es auch, für seine Leser aus Laientreisen verständlich zu schreiben. „Wie Deutschland Krieg führt“ ist völlig der technischen Seite seines Gegenstandes gewidmet und liefert einen nützlichen Schlüssel zu Deutschlands Strategie und Methoden im gegenwärtigen Kriege. „Deutschland und der kommende Krieg“ — das von den zwei Büchern zuerst erschien und die Hauptdebatten herbeigerufen hat, ist gleichzeitig eine freimütige Darlegung der Doktrin, daß Macht Recht bilde, und ein ernsthaftes Plaidoyer dafür, daß alle politischen, sozialen, wirtschaftlichen, kirchlichen und erzieherischen Institutionen Deutschlands daraufhin zugestuft werden sollen, der deutschen Nation die größtmögliche Macht zu sichern. Es ist, wenn man Bülow's Buch gelesen hat, schwer zu verstehen, warum Bernhardi in Deutschland nicht ernst genommen werden soll.“

Letzteres bezieht sich darauf, daß von Deutschamerikanern, die sich die Verteidigung der auswärtigen Politik Deutschlands zur besonderen Aufgabe gemacht haben, dem amerikanischen Publikum wiederholt versichert worden war, Bernhardi's Schriften würden „in Deutschland nicht ernst genommen“. Die rückhaltlosen Auseinandersetzungen des Generals paßten natürlich nicht zu dem Bild, womit man die antimilitaristischen Amerikaner hatte gewinnen wollen, und das nach dem Prinzip ausgearbeitet worden war, auch das Selbstverständlichste abzustreiten, wenn es unbequem erscheint. Aber des Fürsten Bülow Buch stimmt gleichfalls nicht mit jener Art Schönfärberei. Der Vorgänger des Herrn v. Bethmann Hollweg hat selbst zu oft auswärtige Politik nach dem Geschmack des Generals v. Bernhardi getrieben und hat auch genug Erfahrung, um zu wissen, was man urteilsfähigen Leuten bieten kann, wenn man nicht ausgelacht werden will. Er verzichtet daher auf den Versuch, Deutschland als das lammfromme Wesen zu schildern, das jedem Konflikt meilenweit aus dem Wege geht. So fährt denn Mr. Hayes fort:

„Ein aufrichtiger und logischer Apostel Bülow's würde normalerweise ein Bernhardi sein. Und man könnte hinzufügen, was jetzt der springende Punkt ist: ein Bernhardi würde normalerweise eine ganze Ernte von Bülow's erzeugen. Wenn Bernhardi in Deutschland nicht ernst genommen wird, so muß es aus irgendwelchem persönlichen Grunde sein, der dem amerikanischen Leser entgeht.“

Dem amerikanischen Historiker entgehen die tatsächlichen Zusammenhänge nicht. Sein Aufsatz zeigt ihn als guten Kenner der deutschen Geschichte und Geschichtsliteratur und verrät auch eine einsichtige Behandlung der Geschichte. Im ganzen mehr darauf gerichtet, den Zusammenhang und das Wirken politischer Strömungen zu erklären, vergißt Mr. Hayes nicht, auch deren ökonomischen Untergrund und die ihm entspringenden Triebkräfte zu betonen. Er verweist da auf das Buch des sozialistisch-liberalen englischen Soziologen A. Hobson, „Imperialism“, worin

„an der Hand einer Fülle von beweiskräftigen Tatsachen die Theorie entwickelt wird, daß die Kapitalisten und Fabrikanten der Industriestaaten beständig auf der Umschau nach von ihren Regierungen zu erwerbenden unentwickelten Gebieten aus sind, die bereitwillige Märkte für überflüssige Produkte darbieten und Möglichkeiten zu günstiger Anlage von Ueberflußkapital liefern können.“

Wenn diese Theorie gut fundiert sei, und die Geschichte des 19. Jahrhunderts liefere wenig, was gegen sie eingewendet werden könne, so sei es nur natürlich gewesen, daß das neue industrielle Deutschland nicht nur einen Welthandel entwickelte, sondern auch Kolonien zu errichten suchte und sich dabei durch die älteren Industriestaaten Großbritannien und Frankreich unbequem beengt fand, welche die besten Kolonialgebiete schon belegt hatten. Dadurch habe die Verquickung von Nationalismus und Militarismus, das geschichtliche Produkt der Art, wie die Erstellung des Deutschen Reichs zustande kam, eine neue Zuspitzung erfahren. In den Augen des Mr. Hayes eine „Pflanze, deren merkwürdig üppiger Wuchs in der giftigen Frucht des gegenwärtigen Krieges gipfelte“. Der Professor ist indes objektiv genug, hervorzuheben, daß im gegenseitigen Rüsten zwischen Deutschland und Frankreich, das als Folge der Annexion von Elsaß-Lothringen nach 1871 einsetzte, auch von französischer Seite Anstoß zur Beschleunigung des Zeitmaßes gegeben wurde, und zwar geschah dies, was die Oxford Professoren in ihrer Verteidigung Englands ruhig zugeben, im Gesetz Boulanger von 1886. In der Hauptsache erklärt Mr. Hayes indes die Rüstungen Frankreichs für Verteidigungsmaßnahmen gegen dessen Bedrohung durch den deutschen Militarismus, welcher letzterer mit einem wahrhaft freiheitlichen Regierungssystem unvereinbar sei — eine Bemerkung, die von einem Bürger der Vereinigten Staaten nicht weiter wundernimmt. Doch muß gesagt werden, daß es die deutschen Autoren selbst sind, die ihm die Leitfäden für sie liefern. So hebt Fürst Bülow in seinem Buch hervor, daß Preußen seine Größe „als Staat von Beamten und Soldaten“ erzielt hat, kraft dieser Eigenschaft das Werk der Einigung Deutschlands vollbringen konnte und sie noch heute aufrecht erhält. Professor Münsterberg verkündet, daß „nach deutscher Auffassung der Staat nicht für die Individuen, sondern die Individuen für den Staat da sind“, und er sowie Bülow und selbstverständlich Bernhardt erklären das deutsche Volk für unfähig, seine politischen Geschicke selbst zu lenken. Gegen diese Herabsetzung der Intelligenz der Deutschen hebt der Amerikaner die besonderen geschichtlichen Umstände hervor, welche eine Verwirklichung der deutschen Einheit auf demokratischem Wege nicht zustandekommen ließen. Nicht wenig überrascht scheint es ihn zu haben, daß gerade Fürst Bülow sich als heftiger Gegner des parlamentarischen Regierungssystems vernehmen läßt.

Bei der politischen Rolle, die Fürst Bülow augenblicklich spielt und die es nicht als unmöglich erscheinen läßt, daß er eines Tages zum zweitenmal Reichskanzler wird, ist es nicht uninteressant zu hören, wie er sich in dem angeführten Werk über die Sozialdemokratie geäußert hat. Sie sei, erfahren wir, die Antithese des preußischen Staates, mit ihren gegenwärtigen Programmsätzen und Zielen den auf dem Boden der heutigen Staatsordnung stehenden Parteien nicht gleich zu behandeln, und es müsse gestrebt werden, sie in ihrer parlamentarischen Stärke zu verringern, was unter „passender Führung“ „nicht unmöglich“ sei. Doch hören wir Bülow selbst:

„Die sozialdemokratische Bewegung bedroht nicht nur die Existenz der einen oder anderen Partei, sie ist eine Gefahr für das Land und die Monarchie. Dieser Gefahr muß in das Gesicht gesehen und mit einer großen und umfassenden nationalen Politik begegnet werden, unter der Leitung klarsichtiger und mutiger Re-

gierungen, die, sei es im Guten oder im Streit, die Parteien dahin bringen können, vor der Macht der nationalen Idee sich zu beugen.“

Unzweifelhaft schwebte dem Alt-Reichskanzler, als er diesen Satz niederschrieb, die Erinnerung an den Ausgang der Wahlen von 1907 vor, und man wird daher die Gedanken, wenn nötig, Wahlen mit ähnlicher Parole wie jene ins Werk zu setzen, zur Kenntnis zu nehmen haben. Dem Mr. Hayes entlockt der angeführte Satz die Bemerkung:

„Man stelle sich diese Sprache von einem Engländer des zwanzigsten Jahrhunderts vor, der neun Jahre Premierminister seines Landes war!“

Über Mr. Hayes findet in Bülow's Buch noch mehr. Er zitiert aus ihm ein Pronunziamento nationalistischer Politik:

„Es ist nicht die Pflicht der Regierung, in jeglicher Zeit dem Parlament neue Rechte zu verleihen, sondern das politische Interesse aller Klassen der Nation vermittels einer kraftvollen und entschlossenen nationalen Politik aufzurütteln, groß in ihren Zielen und energisch in den zur Anwendung kommenden Mitteln.“

Weiter schildert Mr. Hayes auf Grund des Bülow'schen Buches, wie der Vorgänger Bethmann Hollweg sich des Agadir-Zwischenfalles rühmt und behauptet, daß er es gewesen sei, der dem Kaiser angeraten habe, „die Marokkofrage in dieser melodramatischen Weise aufzurollen“. Er läßt Bülow über die Annexion von Bosnien und der Herzegowina frohlocken und sich rühmen, daß Deutschlands Kriegsdrohung genügt habe, „Rußlands Ergebung in diese willkürhafte Verletzung des Berliner Vertrages“ zu erwirken. Bülow zeigt sich ihm „in seinem Stolz über Deutschlands neue Weltpolitik seltsam blind gegen die Gefahren der internationalen Isolierung Deutschlands“, als Unterschäger der Stärke und inneren Festigkeit der Tripelentente, sicher, daß das Selbstinteresse Italien veranlassen werde, im nächsten Krieg an der Seite Deutschlands und Oesterreichs zu kämpfen. Wörtlich schreibt Hayes: „Aus dem, was wir jetzt von den diplomatischen Entwicklungen des Juli 1914 wissen, würde es scheinen, daß Herr von Bethmann Hollweg ein ebenso buchstabengetreuer Schüler des Fürsten Bülow wie sein Nachfolger im Amt war“. Allem Anschein nach in seinen Augen kein sehr glücklicher Umstand.

Nicht unwirksam stellt Hayes Bülow's Russenfreundschaft dem pathetischen Antirussentum der deutschen Gelehrten gegenüber, das heute freilich bei den meisten schon wieder der Vergangenheit angehört. „Selbst die slawische Gefahr beunruhigt Bülow nicht. Er neigt stark der Ansicht zu, daß zwischen den Regierungen zweier so hervorragend konservativen Staaten wie Rußland und Deutschland keine wirkliche Feindschaft bestehen kann.“ Angesichts der ruhigen Haltung eines so hervorragenden Mannes wie Fürst Bülow sei es „nahezu Heiterkeit erregend“, Professor Münsterbergs Appell an die Amerikaner zu lesen, wonach sie glauben sollen, daß Deutschland „auf sein Schwert und sein Gebet vertrauen“ mußte, sollten nicht „der halb-kultiivierte Tartar und die Kosaken“ die Zivilisation „zertrümmern“. In Wirklichkeit erklärt Bülow, daß mindestens Asien gegenüber „Rußland als Träger einer höheren Zivilisation im Recht ist!“

Man sieht, wie wenig ad usum delphini geschmiedete Schlagworte auf Ausländer wirken, die etwas gelernt haben.

(Schluß folgt.)

Die Wirtschaftslage in Holland.

Von J. Fedder (Amsterdam).

Es wird vielleicht wenige neutrale Länder geben, in denen sich die erschütternden Wirkungen des plötzlich ausgebrochenen Weltkrieges so scharf fühlbar gemacht haben wie in Holland. Die äußerst kritische Lage unseres Landes zwischen den Hauptgegnern im Kampfe, ebenso wie seine ökonomische Struktur, die eine sehr hohe Abhängigkeit vom Weltverkehr zufolge hat, bewirkten dies. Alle die krisenartigen Ereignisse, die in den kriegsführenden Ländern auftraten, waren auch in unserem neutralen Lande zu verzeichnen.

Die schon am 31. Juli erfolgte Mobilisation der ganzen Wehrmacht entzog der Wirtschaft mit einem Male eine sehr ansehnliche Zahl von Arbeitskräften; die Verkehrsstockung legte Industrie und Handel anfangs völlig lahm; die Kriegspanik erschütterte den Geld- und Kreditorganismus; die furchtbare Ungewißheit der ersten Kriegswochen über die politische Lage des Landes verschlimmerte dies alles. Derselben zwingenden Notwendigkeit gehorchend, griff dann auch unsere Regierung nach einer Reihe von tief eingreifenden Maßnahmen, welche die Wirtschaft vor ganzlichem Zusammenbruch und die übergroße Zahl der Bevölkerung vor dem schlimmsten Elend bewahren sollten. Wohl nie ist es uns so sehr bewußt geworden, daß der Krieg außer seinen schrecklichen zerstörenden auch schöpferische Kräfte entfesseln kann. Die letzteren kurz zu schildern, ist der Zweck dieser Zeilen.

Auf dem Gebiete des Geld- und Kreditwesens war rasches Eingreifen notwendig, da die Lage der Dinge anfangs sehr ernst war. Das allgemeine Verlangen nach gemünztem Gelde, das eine wahre Silberjagd entstehen ließ, bedrohte die Wertbeständigkeit der Banknoten, besonders weil der Silbervorrat der Niederländischen Bank, infolge jahrelangen Silberabflusses nach Niederländisch-Indien, nur klein war. Am 30. Juli belief er sich auf 7 430 000 Gulden, von der Reichsmünzanstalt erhielt die Bank in der ersten Augustwoche 1 860 000 Gulden, und dennoch besaß sie am 8. August nur noch 597 000 Gulden. Zur selben Zeit stiegen die Kreditansprüche an die Bank und damit ihre Notemissionen ins Ungeheure, und es war zu befürchten, daß der Goldvorrat bis auf das gesetzlich festgestellte Minimum von $\frac{1}{6}$ sinken und dadurch die Bank verhindert würde, ihre Funktion als zentrales Kreditorgan weiter auszuüben.

Die Regierung stellte durch einen königlichen Erlaß vom 31. Juli die Mindestgolddeckung der täglich fälligen Verbindlichkeiten auf 20 Prozent fest; außerdem gab ihr das Gesetz vom 3. August das Recht, im Notfalle die Einlösbarkeit der Banknoten aufzuheben. Mit diesen energischen Maßnahmen hatte die Regierung erreicht, daß die Bank dem erschütterten Geschäftsleben ihre Hilfe gewähren konnte. Das Wechselportefeuille, das im Durchschnitt des Geschäftsjahres 1913/1914 eine Summe von 68 130 710 Gulden ausmachte, belief sich nach dem Stande vom 25. Juli auf 67 947 000 Gulden, erreichte jedoch schon am 1. August eine Höhe von 144 543 000 Gulden, am 8. August von 175 657 000 Gulden und behauptete sich auf dieser Höhe bis zum Frühjahr 1915. Am 3. April war es wieder auf 71 445 000 Gulden gesunken. Auch die Lombarddarlehen schnellten empor. Am 25. Juli umfaßten sie 61 686 000 Gulden, erreichten am 1. August die Summe von 123 990 000 Gulden (Durchschnitt 1913/14: 72 838 000 Gulden) und be-

haupteten sich Monate hindurch auf der abnormen Höhe von über 130 000 000 Gulden, im Frühjahr stiegen sie sogar über die Summe von 200 000 000 Gulden hinaus. Die Summe der zirkulierenden Banknoten, im Durchschnitt des Jahres 1913/1914 313 719 000 Gulden, schnellte empor auf über 450 000 000 Gulden (am 1. August 427 919 000 Gulden, am 3. Oktober 453 134 000 Gulden, am 3. April noch 470 483 000 Gulden). Allerdings wurde der Diskontfuß, der Ende Juli 1914 $3\frac{1}{2}$ Prozent war, am 1. August auf 6 Prozent, seit 19. August auf 5 Prozent gestellt.

Die Silbernot forderte Befriedigung des allgemeinen Bedürfnisses an Zahlungsmitteln unter 10 Gulden (der kleinste Betrag der Banknoten). Im Einvernehmen mit der Direktion der Niederländischen Bank schritt die Regierung zur Herausgabe von Staatspapiergeld, sogenannten Silberscheinen von 1,—, 2,50 und 5,— Gulden, im Gesamtbetrage von 25 Millionen, hierzu ermächtigt durch Gesetz vom 6. August. Wie sehr das Bedürfnis nach Scheidemünzen sich fühlbar gemacht hat, geht aus der Tatsache hervor, daß nicht nur mehrere Gemeinden, sondern sogar einige große Provinzbanken und Arbeitgeber zur Herausgabe von Zahl­scheinen (bis zu 5 Cents hinab!) schritten, die jedoch glücklicherweise bald wieder aus der Zirkulation verschwanden.

Die Amsterdamer Börse war, wie fast alle Weltbörsen, schon am 31. Juli geschlossen worden, um katastrophalen Kursstürzen vorzubeugen. Das Börsengesetz vom 4. September stellte die Börse, solange der Kriegszustand fort dauern würde, unter die Aufsicht des Ministers für Landwirtschaft, Gewerbe und Handel, der das Recht bekam, die Börse zu öffnen oder zu schließen, Vorschriften zu geben betreffend die Notierungen und die Weise, in der auf der Börse Geschäfte gemacht werden dürfen, und die Abwicklung von vor dem 29. Juli laufenden Kreditgeschäften. Der Minister bestimmt, welche Effekten in die offiziellen Notierungen aufgenommen werden. Am 9. Februar ist die Börse wieder geöffnet worden, und täglich erscheinen offizielle Notierungen der zugelassenen Wertpapiere. Der gefürchtete Kurssturz ist ausgeblieben; im Gegenteil hat sich ein lebhafter Handel in amerikanischen Werten entwickelt.

Auch in unserem Lande wurde angesichts der Erschütterung des Kreditwesens über die Einführung eines Moratoriums beraten. Die Regierung lehnte die Anwendung dieses Mittels jedoch ab. Am 4. September wurde aber ein Gesetz angenommen betreffend die gesetzliche Zahlungsfrist, um zwangsweises Eintreiben von Forderungen von denjenigen, die die Krise in eine Notlage gebracht hatte, zu verhindern. Der bürgerliche Richter bekam das Recht, jemand, der infolge einer rechtlichen Forderung zahlen muß, bis zu 6 Monaten Zahlungsausschub zu gewähren; auch den Schuldnern, denen eine Konkurserklärung droht, kann eine 6monatliche Frist gewährt werden.

Dem Kreditbedürfnis der Geschäftsleute wurde besonders, soweit es Bankiers betraf, schon am 1. August entgegengekommen. Es wurde nämlich unter der Führung der Direktion der Niederländischen Bank ein Bankkonfortium gebildet, das zur Kreditgewährung ein Kapital von 200 000 000 Gulden zusammenbrachte. Für den Mittelstand wurden überall im Lande Kreditbanken errichtet und in Amsterdam eine Allgemeine Mittelstandskreditbank gegründet.

Eine ganze Reihe von tiefeingreifenden Maßnahmen haben die Regierung und die städtischen Verwaltungen gefaßt, um einem Mangel an den notwendigen Lebensmitteln vorzubeugen. Auf diesem Gebiete hätte bei der allgemeinen Lähmung des Weltverkehrs das freie Spiel der wirtschaftlichen Kräfte wohl völlig versagt. Der kapitalistische Staat sah sich gezwungen, das Gebiet seiner Tätigkeit bis weit über die gewöhnlichen Grenzen auszudehnen.

Die Aufgabe, vor welche die Regierung sich auf einmal zur Versorgung der Bevölkerung mit allen notwendigen Waren gestellt sah, war eine vierfache: Verhinderung einer allzugroßen Ausfuhr von Produkten des eigenen Landes; Sorge für genügende Einfuhr von ausländischen Produkten; richtige Verteilung der gegebenen Vorräte und schließlich Vinderung der drohenden Teuerung.

Schon in den ersten Tagen des August wurde die Ausfuhr vieler Artikel untersagt. Die wichtigsten waren: Gold, Pferde, Hafer, Heu, Roggen, Weizen, Hülsenfrüchte, Reis, Fett und Schinken, Dese, Fahrzeuge, Kriegsmaterial, Heil- und Verbandmittel. Beschränkt wurde die Ausfuhr von Kartoffeln, Butter, Käse, Zucker, Schweinen und Schweinefleisch, teilweise jedoch erst, nachdem schon eine beträchtliche Preissteigerung eingetreten war. In beschränktem Umfang wurden den Kartoffelexporteuren Erlaubnisheine zur Ausfuhr verliehen für Waren, die sie schon vor dem 17. Oktober verkauft, aber noch nicht geliefert hatten. Zur Kontrolle der Butter- und Käseausfuhr wurden Reichsbureaus für den Export dieser Artikel errichtet. Ein gewisser Prozentsatz der Produktion (für Butter auf 30 Prozent, für Käse seit 1. Mai 1915 auf 10—20 Prozent festgesetzt) soll für den inländischen Konsum reserviert bleiben. Für den Export von Zucker ist eine ähnliche Regelung getroffen. 40 Prozent der Ernte muß im Lande bleiben, und von den 60 Prozent, die exportiert werden dürfen, sollen wenigstens 42 Prozent im Lande raffiniert werden. Hiermit versuchte man zugleich eine Bekämpfung der Arbeitslosigkeit in der Zuckerindustrie. Daß unsere Händler ihre altbekannte holländische Pfiffigkeit nicht verloren haben, bezeugt allerdings die Tatsache, daß die Regierung sich gezwungen sah, über mehrere Grenzgebiete den Belagerungszustand zu verhängen, um dem gewinnreichen, energisch betriebenen Schmuggelhandel entgegenzutreten.

Die Stockung des Seeverkehrs, besonders seit dem Inkrafttreten der Kriegsmassnahmen Deutschlands und Englands betreffend die Seefahrt der Neutralen, beeinträchtigte die Zufuhr von Brotgetreide aufs schwerste. In gleicher Richtung wirkten das Emporschnellen der Frachtpreise und der Prämien der Seeversicherung.

Eine regelmäßige Einfuhr von Getreide zu sichern war also eine dringliche Aufgabe, um so mehr, als unser Land für etwa ein Drittel seines Brotkonsums auf Auslandware angewiesen ist. Die Regierung sah sich bald gezwungen, selbst die Einfuhr von Weizen, Roggen und Mehl in die Hand zu nehmen. Zur zweckmäßigen Verteilung des eingeführten Getreides sowie des Mehls wurde im Haag ein Reichsbureau errichtet. Sowohl eine Sicherung des Verbrauchs als eine Unterstützung der holländischen Mahlindustrie wurde damit beabsichtigt. Allerdings hätten diese Zufuhren, besonders in der ersten Zeit, nicht genügt, wenn man nicht gleichzeitig die Ausbeutung des Notstandes durch Preistreiberei verhinderte.

Schon am 3. August wurde das bestehende Enteignungsgesetz durch einige Zusätze zur Verhütung von Aufspeicherung und Verteuerung von Waren ergänzt. Die Bürgermeister wurden bevollmächtigt, Lebensmittel und deren Rohstoffe, Haushaltungs- und Brennstoffe „unmittelbar und ohne jede Formalität“ zu beschlagnahmen. Die Waren sollten dem Publikum zu Preisen angeboten werden, die niedriger waren als die vom Minister festgesetzten Höchstpreise. Seit Anfang August sind drei Listen von Höchstpreisen für den Detailhandel veröffentlicht worden, welche die wichtigsten Lebensmittel enthalten. Maßnahmen zur Streckung und zum rationellen Konsum der Vorräte sind ebenfalls erlassen worden. So ist zum Beispiel das Backen von Roggenbrot ohne Zusatz von Weizen unstatthaft; während einiger Zeit war gleichfalls zum selben Zwecke das Backen von Weißbrot (Semmelbrot) untersagt, und bis jetzt ist das Essen von Weizenbrot aus ungebeuteltem Mehl (Kleienbrot) empfohlen worden.

Trotz alledem vermochte man nicht ein fortwährendes Steigen der Preise zu verhindern, was besonders für die tausende Familien von Soldaten oder Arbeitslosen schwere Not bedeutet. Die Kriegsteuerung, welche die schon seit 1895 eingetretene fortwährende Steigerung der Preise bedeutend verschärfte, geht aus folgenden Indexpzahlen hervor, die berechnet sind nach den Durchschnittspreisen von 29 der bedeutendsten Nahrungsmittel, nach den Notierungen im Kleinhandel von 6 bekannten Konsumgenossen-

1906 = 100	1910 = 113	Januar-Juli 1914 = 113
1907 = 103	1911 = 115	August-Dez. 1914 = 121
1908 = 107	1912 = 119	Januar 1915 = 129
1909 = 108	1913 = 114	Februar 1915 = 130

So hat der Minister für Landwirtschaft, Gewerbe und Handel angesichts der steigenden Not zu einer weit energischeren Maßregel greifen müssen. Am 24. April erschien ein ministerielles Rundschreiben, in dem der Minister sich bereit erklärte, ungebeuteltes Mehl zur Verfügung zu stellen zu einem weit unter dem Kostenpreis liegenden Preise.

Jede Familie bekommt eine Brotkarte, die das Gewicht an Brot angibt, dessen sie bedarf (Maximum 1 Pfund pro Person und pro Tag), und nach diesen Angaben wird das Mehl den Bäckern, von denen diese Familien ihr Brot beziehen, zugeteilt. Die Gemeinde, die bei dieser Verteilung mitwirkt, soll auch die ganze Kontrolle ausüben und unter anderem darauf achten, daß das Mehl nur zum Backen von Kleienbrot verwendet wird. Auch Schweinefleisch und Gemüse werden in beschränktem Maße wohlfeil zur Verfügung gestellt.

Hat also der Staat eine stattliche Reihe von Maßnahmen getroffen, welche die Not jedoch höchstens nur etwas lindern konnten, so haben auch viele Gemeinden aus eigener Initiative Versuche gemacht, ihre Bevölkerung mit genügenden Lebensmitteln zu versehen. Viele Städteverwaltungen kauften Gemüse, Fisch, Kartoffeln, Salz usw. und übten dadurch ohne Zweifel einen günstigen Einfluß auf die Preisbewegung aus.

Selbstverständlich hat das Hereinbrechen der Krise den Arbeitsmarkt ungemein stark beeinflusst, dies mögen die folgenden Zahlen annähernd zeigen. Die Arbeitslosigkeit der Mitglieder der Gewerkschaften, die Arbeitslosenaffen haben, betief sich pro 100 Mitglieder:

im Januar 1914	auf	11,0 %	im August 1914	auf	24,2 %
" Februar 1914	"	6,8 %	" Sept. 1914	"	31,6 %
" März 1914	"	5,0 %	" Oktober 1914	"	35,3 %
" April 1914	"	4,8 %	" Novemb. 1914	"	31,2 %
" Mai 1914	"	5,9 %	" Dezemb. 1914	"	28,7 %
" Juni 1914	"	6,8 %	" Januar 1915	"	27,1 %
" Juli 1914	"	7,5 %	" Februar 1915	"	23,5 %

Besonders schlimm getroffen wurde die Amsterdamer Diamantindustrie, die anfangs gänzlich lahmgelegt war und jetzt noch immer etwa 75 Prozent Arbeitslose zählt. Schwer zu leiden hatten auch das Baugewerbe, die Bekleidungsindustrie, das Hafengewerbe. Allerdings ist auch bei diesen eine Besserung eingetreten.

Unmittelbar nach Ausbruch des Krieges machte sich aber die Notwendigkeit fühlbar, den Tausenden, die ihre Einnahmen ganz oder teilweise verloren, Unterstützungen zu gewähren. Für die große Gruppe Unorganisierter, Krämer, Hausierer, Armen usw. und organisierter Arbeiter ohne Arbeitslosenkasse wurden in sehr vielen Gemeinden örtliche Unterstützungskomitees errichtet, in denen nur in wenigen Fällen Vertreter der Arbeiter sitzen. Obwohl diese Komitees, seit die Einnahmen aus privaten Beiträgen nicht ausreichen, um die Ausgaben zu bestreiten, schon seit geraumer Zeit Gelder aus den öffentlichen Kassen beziehen, sind sie dennoch private Institutionen geblieben, auf deren Verhalten die Behörden nur geringen unmittelbaren Einfluß ausüben. Die gewährten Unterstützungsbeträge waren vielfach ungenügend. So reichten sie nicht aus, die besonders in den Großstädten hohen Mieten zu bezahlen. Hierfür erdachte man ein System, das den Mietern ermöglicht, die Miete ganz oder teilweise durch Mietscheine zu bezahlen, die sie von den Unterstützungskomitees erhalten. Ein von sozialdemokratischer Seite beantragter Entwurf eines Gesetzes, der bezweckte, eine gerichtliche Räumung von Wohnungen wegen Insolvenz unmöglich zu machen, wurde abgelehnt.

Für die Mitglieder der Gewerkschaften, die am 1. August 1914 eine Arbeitslosenkasse hatten, brachte die Krise einen bedeutenden Fortschritt. Zum ersten Male ist in unserem Lande eine Reichsunterstützung der Gewerkschaftskassen eingeführt worden. Bis jetzt bestanden nur in 32 Gemeinden kommunale Kassen, die Zuschläge gewährten.

Die vorläufige Reichsregelung (eingeführt durch ministeriellen Erlaß vom 7. September) ist folgende:

Solange die Vereinskasse nicht bis zu einem Viertel ihres Vermögensbestandes vom 1. August verringert ist, bezahlt sie die Hälfte und die Gemeinde (bzw. mit dem Reiche zusammen) die andere Hälfte der gewährten Unterstützung. Die gesamten Unterstützungen schwanken von 2,50 (für jugendliche Unverheiratete) bis 6,— Gulden (für Familienhäupter). Ist der Kassenbestand bis zu dem erwähnten Tiefstand gesunken, dann wird die Unterstützung von Reich und Gemeinde allein gewährt. Die Hoffnung ist nicht unberechtigt, daß sich aus dieser „Notregelung“ eine bleibende staatliche Arbeitslosenversicherung entwickeln wird.

Zum Schluß möchte ich die finanziellen Maßnahmen der Regierung zur Wiederherstellung des gestörten Gleichgewichts in dem Staatshaushalt erwähnen. Es wurde nämlich frühzeitig notwendig, die wachsende

kurzfristige Schuld aus außerordentlichen Mitteln zu tilgen. Der Finanzminister W. F. Treub wählte dazu das Mittel einer fünfprozentigen Anleihe von 275 Millionen Gulden, die innerhalb 15 Jahren amortisiert werden soll. Die Kosten der Zinszahlung und Amortisation sollen aus Zuschlägen auf die bedeutendsten Steuern bestritten werden.

Trotz einer innerhalb und außerhalb des Parlaments geführten Protestaktion der radikalen und unserer Partei, die eine einmalige Vermögenssteuer forderten, wurde der etwas umgeänderte und verbesserte Entwurf Gesetz. Definitiv wird über die Schuldentilgung vor dem 1. Januar 1918 entschieden werden; die jetzige Regelung ist eine vorläufige. Hoffentlich wird es dann unserer Partei gelingen, die schwerdrückenden Steuerzuschläge, die das Budget jährlich mit einer Summe von 32 000 000 Gulden belasten, durch eine progressive Vermögenssteuer zu ersetzen.

Literarische Rundschau.

Dr. W. W r a b e c, *Flotten- und Kohlenstationen*. Berlin 1915. Verlag von C. Heymann. Preis 2 Mark.

In der letzten Zeit wird sehr viel von der „Freiheit der Meere“ gesprochen. Wenige machen sich aber wohl einen Begriff, was darunter zu verstehen ist. Konkret gesprochen bedeutet diese „Freiheit“ nichts anderes als einen Kampf um Kohlen- und Flottenstationen, Stützpunkte für die Flotten in dem zukünftigen Kampf um die Welt Herrschaft. In dieser Beziehung ist die angeführte Schrift Wrabecs, die die strategischen, verkehrstechnischen, wirtschaftlichen und rechtlichen Gesichtspunkte dieses Problems hervorhebt, recht beachtenswert. Sie zeigt aber auch noch, wie zurückgeblieben das Denken der heutigen Machtpolitiker ist.

Wrabec beginnt mit einer allgemeinen geschichtlichen Uebersicht des Seeverkehrs, zählt die heutigen Stützpunkte der wichtigsten Seemächte auf und streift kurz ihre strategische Bedeutung. Natürlich sucht er dabei zu beweisen, daß sie auch in wirtschaftlicher Beziehung von gewaltiger Bedeutung sind. Er beruft sich darauf, daß die See und die Seefahrten einen Einfluß auf die Psyche der Menschen ausüben, und zieht daraus den Schluß, daß das Ideal der Politik in der Verbindung der Land- und Seemacht liege. Es ist das gleiche, als ob man gesagt hätte: da gewisse klimatische und Bodenverhältnisse auf die Natur des Menschen einwirken, deshalb müsse man ein großes Landheer unterhalten. Ähnlich wird der Zusammenhang zwischen Wirtschaft und Machtpolitik „bewiesen“. Hier beruft sich Wrabec auch noch auf eine Autorität — aus dem 16. Jahrhundert. Raleigh schrieb damals: „Wer die See beherrscht, beherrscht den Handel, und wer den Handel beherrscht, dem gehören alle Schätze der Welt und folglich die Herrschaft über sie.“ Man sieht, hier spricht ein typischer Vertreter des Merkantilismus, der im monopolistischen Handel (und nur diesen hat, den praktischen Handelsverhältnissen jener Zeit entsprechend, Raleigh im Auge!) die Quelle des Reichtums sieht. Wrabec zitiert auch A. Smith, aber nur die Stellen, wo er im Gegensatz zu seiner sonstigen Auffassung die Navigationsakte Englands zu rechtfertigen sucht. Daß man aber nach Smith nicht mehr vom Handel als von der Quelle alles Reichtums sprechen kann, fällt Wrabec doch nicht ein: die heutigen Machtpolitiker wurzeln noch in der vor-smithschen Ritter- und Räuberperiode der Menschheit.

Wrabec spricht auch von der „Freiheit des Seeverkehrs“. „Der freie ungehinderte Seeverkehr“, sagt er, „stellt für Millionen von Menschen, die in der Schifffahrt, im Handel und in der Industrie Beschäftigung und Unterhalt finden, die Grundlage ihrer wirtschaftlichen Existenz dar. Die Sicherung dieser Interessen ist

eine der ersten Aufgaben einer starken Kriegsflotte. Durch gut angelegte und ausgebauten Flotten- und Kohlenstationen findet sie hierbei eine außerordentlich wirksame Ergänzung. . . .“ Nun besitzt allein England ein ausgedehntes Netz von Flottenstationen; alle anderen Mächte haben nur wenige, oder wie Rußland, gar keine solchen Stützpunkte in den großen Meeren. Wie war unter solchen Umständen die Entwicklung ihres Handels und ihrer Industrie möglich? Ferner, sichern denn Flottenstationen wirklich die Freiheit des Verkehrs? Nehmen wir an, daß Deutschland und die übrigen kämpfenden Länder an verschiedenen Stellen, sagen wir, Afrikas und im Stillen Ozean Flottenstationen hätten; inwiefern würde dann dieser Umstand den Verlauf des jetzigen Krieges beeinflussen? Er würde, wie Wrabec selbst zugibt, alle Mächte zu ungeheurerlicher Flottenrüstung zwingen, um in allen Teilen der Erde eine stets schlagfertige Flotte zu besitzen. Während heute England seine ganze Macht in der Nordsee konzentrieren konnte, wäre es gezwungen, auch im Stillen Ozean und an anderen Stellen große Flotten zu halten. Oder aber England würde mit Japan und den Vereinigten Staaten ein enges Bündnis eingegangen sein, um mit ihnen die Herrschaft über diese entfernten Meere zu teilen, wie es jetzt im Mittelmeer mit Frankreich zusammengeht. Die Machtpolitik hat noch nie die Freiheit gebracht, sondern bloß neue Herrschaftsformen.

Das sind aber alles Fragen, die man mit jedem Flottenschwärmer diskutieren kann. Wenn ich auf die Schrift von Wrabec aufmerksam mache, so nicht, um diese für uns alten Wahrheiten zu wiederholen, sondern um auf einige Momente hinzuweisen, die sehr beachtenswert sind, nämlich, daß die technische Entwicklung des Schiffahrtswesens in der Richtung der größeren Unabhängigkeit von den Stützpunkten verläuft. Es ist richtig, daß die Dampfschiffahrt von solchen Stationen mehr abhängt als die Segelschiffahrt; nun hat man aber angefangen, Dismotoren zu benutzen. Der kann in viel größerem Maße auf Vorrat mitgenommen werden als Kohle. Der elektrische Antrieb von Schiffsmaschinen ist noch in seinen Anfängen; in der Zukunft wird wohl die Elektrizität auch auf diesem Gebiet eine bedeutende Rolle spielen; dann wird die Versorgung der Schiffe mit Energiequellen vielleicht noch leichter sein. Ferner werden auch Reparaturen jetzt an Bord selbst ausgeführt, so daß, wie übrigens schon auch dieser Krieg zeigt, die Schiffahrt immer mehr unabhängig von Flottenstationen werden wird. Wozu dann also das ganze Geschrei? Gewiß werden diese Stationen eine Zeitlang noch eine große strategische Bedeutung haben. Bei der raschen technischen Entwicklung aber, die sich vor unseren Augen abspielt, darf man annehmen, daß sie schon etwa in einem Jahrzehnt so gut wie bedeutungslos werden müssen. Lohnt es sich also, selbst vom Standpunkte dieser Machtpolitiker, um ihretwillen den Krieg auch nur um einen Tag zu verlängern?
Sp.

Anzeigen.

Mag Adler, Prinzip oder Romantik! Sozialistische Betrachtungen zum Weltkrieg. Nürnberg 1915, Verlag und Druck der Fränkischen Verlagsanstalt und Buchdruckerei G. m. b. H. 62 Seiten. Preis 50 Pfennig.

Die Broschüre will, wie das Vorwort besagt, vor allem der Verpflichtung genügen, „die Konsequenz der marxistischen Gedanken durchzuhalten“. Ihr Inhalt besteht aus drei Abhandlungen: „Das Prinzip des Sozialismus“, „Zur Ideologie des Weltkrieges“ und „Internationalismus und notwendige Entwicklung“. Der Autor wendet sich zunächst gegen jene Genossen, die glauben, in stürmischer Zeit habe die Theorie zu schweigen und nur von der Praxis zu lernen. Allerdings dürften unsere theoretischen Anschauungen nicht falsch verstanden und angewendet werden. Insbesondere sei der Glaube irrig, daß das Interesse der imperialistischen Entwicklung zugleich das Interesse der geschichtlichen Entwicklung überhaupt darstellt. Die scheinbare Interessengemeinschaft von Kapital und Proletariat, die ihren Aus-

druck findet in dem gleichen Willen beider Klassen zum Imperialismus, finde ihre Begründung nur in der mißbräuchlichen Anwendung der dehnbaren und vieldeutigen Begriffe „Volk“ und „Nation“.

Die Internationale habe versagt, weil sie zu wenig sozialistisch war, weil sich alle sozialistischen Parteien zu sehr in ihre nationalen Staaten eingelebt und darüber das sozialistische Ziel aus dem Auge verloren hätten. Tatsächlich habe die Internationale noch gar nicht bestanden, sie sei nur in der Ideologie des Proletariats vorhanden gewesen. Nach dem Kriege werde sie erst richtig begründet werden müssen. Die Fragen der auswärtigen Politik würden dann überhaupt in den Vordergrund treten müssen, zugleich aber auch die der künftigen Gesellschaftsorganisation, die Internationale werde sich viel mehr als bisher vom Geist des Sozialismus durchdringen lassen und zugleich die Friedensidee zum Mittelpunkt ihres Programms der inneren und äußeren Politik machen.

Dr. Eduard David, Sozialdemokratie und Vaterlandsverteidigung. Rede, gehalten am 6. März 1915 in Bielefeld. Bielefeld, Buchhandlung „Volkswacht“ A. Gerisch u. Co. 32 Seiten. Preis 20 Pfennig.

David beruft sich zur Verteidigung der Fraktion auf das Beispiel der sozialistischen Fraktionen im Jahre 1870 sowie auf die Stellung, die Marx und Engels damals eingenommen, ferner auf Äußerungen von W. Liebknecht, Auer, v. Vollmar und Bebel. Auch das Erfurter Programm verlange Erziehung zur allgemeinen Wehrhaftigkeit, also das Gegenteil von Wehrlosmachung des Vaterlandes.

Der Autor untersucht sodann die Ursachen des Krieges und die Frage der diplomatischen Schuld, die er auf Seiten der Tripleentente findet, und hebt die Größe der Gefahr hervor, der Deutschland bei einer Niederlage ausgesetzt wäre.

Unter der „Sicherung unseres Landes“, die in den Erklärungen der Reichstagsfraktion als Friedensziel hingestellt war, will David nicht nur die Sicherung der territorialen Grenzen Deutschlands verstanden wissen, sondern auch, „daß uns nicht der Hungerriemen um den Leib gezogen werden kann, daß uns die Tür zum Weltmarkt offenbleibt, daß wir den ungehinderten Zugang zu den Rohstoff- und Nahrungsquellen des Erdkreises behalten, daß uns die Möglichkeit, unsere wirtschaftlichen Kräfte in der weiten Welt arbeiten zu lassen, gegeben ist“. Den Frieden dürften wir erst verlangen, wenn unsere Gegner zum Frieden geneigt sind, weil sie gesehen, daß es ihnen in keiner Weise gelingt, uns unterzukriegen. Als Kriegsziel im Innern sei das gleiche Recht für alle nach dem Friedensschluß anzustreben, das auch gewährt werden würde, da das deutsche Volk das Vertrauen der entscheidenden Stellen wohl verdient habe.

Dr. Eduard David, Die Sozialdemokratie im Weltkriege. Berlin 1915. Verlag Buchhandlung „Vorwärts“ Paul Singer & Co. 192 Seiten. Preis 2 Mark.

Der Gedankengang des Buches ist derselbe wie der der Bielefelder Rede, doch werden die einzelnen Behauptungen ausführlicher begründet und mit Beweismaterial belegt. Ergänzend kommen hier zwei ausführliche Kapitel über die Haltung unserer Bruderparteien im feindlichen Ausland hinzu sowie ein Schlußkapitel über Nation und Internationale.

Druckfehlerberichtigung. In die Besprechung des Buches „Abstammungslehre, Systematik, Paläontologie, Biogeographie“ in Nr. 11 dieses Bandes hat sich ein sinnstörender Druckfehler eingeschlichen. Im ersten Absatz Zeile 10 muß es statt Physiologie heißen: Phylogenie des Tier- und Pflanzenlebens.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 14

Ausgegeben am 2. Juli 1915

33. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der Kampf um Konstantinopel.

Von G. Aft.

I.

Daß Italien gerade in einem Augenblick, wo die Lage der Zentralmächte besonders aussichtsreich schien, gegen diese ins Feld zog, mag auf den ersten Blick befremdend erscheinen. Es fragt sich daher, wieso die Geduld des so lange Wartenden gerade jetzt gerissen ist? Welcher neue Faktor hat die Entscheidung herbeigeführt?

Auf der West- und Ostfront war die Entwicklung der Dinge eine solche, daß für Italien keine Veranlassung vorlag, seine bisherige abwartende Haltung aufzugeben. Eher das Gegenteil. Soweit die Veranlassung und die Beweggründe, die das Eingreifen Italiens verursacht haben, außerhalb dieses Landes liegen, sind sie also nur auf dem türkischen Kriegsschauplatz und in der Entwicklung der Dinge im türkischen Orient zu suchen. Das Dardanellenunternehmen der Dreiverbandsmächte, das die Aufteilungsfrage der Türkei aufgerollt, hat dadurch das Kriegsfieber Italiens dermaßen gesteigert, daß die Elemente, die Italien die Kriegsschrecknisse ersparen wollten, unterlagen. Andererseits ist aus dem Dardanellenunternehmen im gewissen Sinne ein Entscheidungskampf um die Macht im nahen Orient geworden, was England und Frankreich genötigt hat, alles aufzubieten, um Italien und die Balkanstaaten für sich zu gewinnen und auf diese Weise die Situation für sich zu retten. Es sind daher die Angebote, Bedingungen und Drohungen der Dreiverbandsmächte gewesen, die Italien endlich zum Kriege verlockt und gezwungen haben. Die Treibereien der Konjunkturpolitik der italienischen Bourgeoisie und das Vorgehen der Dreiverbandsmächte stellten die entscheidende Macht Italiens vor die Frage: jetzt oder nie.

Wie groß der Preis ist, für den die machtsüchtige italienische Bourgeoisie den Frieden Italiens verkaufte und das Leben und Gut des italienischen Volkes dem unersättlichen Kriegsmoloch auslieferte, ist nicht bekannt. Daß die Versprechungen und Drohungen des Dreiverbandes nicht klein waren, kann man daraus schließen, daß das große österreichische Angebot sie nicht aufzuwiegen vermochte. Der Fall Italien und das Treiben am Balkan sind ein Beispiel des Feilschens, der Geriebenheit und Korruption der Geheimdiplomatie der gegenwärtigen Staaten.

Was die Balkanstaaten betrifft, so gilt in der Regel als das Haupthindernis, das diese Staaten vom Eingreifen abgehalten hat, der Umstand, daß keiner von ihnen den verhängnisvollen Schritt vereinzelte machen möchte und machen kann. Für einen Balkanstaat ist ein vereinzelt Ausreten tatsächlich höchst gefährlich, da diese Staaten durch den letzten

Balkankrieg in eine solche Feindseligkeit gegeneinander geraten sind, daß alle möglichen Versuche, sie zu einer Verständigung zu bringen, bisher scheiterten. Hierbei darf man aber die Hauptsache nicht übersehen, wie das so oft geschieht. Der genannte Umstand hindert die Staaten nur an einem vereinzelt eingreifen und macht eine vorherige gegenseitige Verständigung notwendig, aber die Gegensätze zwischen den Balkanstaaten und die politische Entwicklung im nahen Orient schließen eine solche Verständigung keineswegs für immer aus. Gerade die sich gegenseitig überbietenden Anerbietungen der kriegführenden Großstaaten, die auf dem Balkan und in der Türkei bisher als die eigentlichen Herren dieser Länder aufgetreten sind, können die Balkanstaaten zu einer gegenseitigen Verständigung führen. Die Gründe, weshalb eine solche bisher noch nicht zustande gekommen und ein gemeinsames Eingreifen dieser oder jener Staaten bisher ausgeblieben ist, liegen unter den heutigen Umständen nicht in erster Linie in den gegenseitigen Beziehungen der Balkanstaaten, sondern in der Entwicklung des großen Ringens selbst und in den Erscheinungen, die das Ringen bei den neutralen Staaten zeitigt hat.

Das Eingreifen Italiens ist für die Balkanstaaten eine neue Versuchung. Der Erfolg der Dreiverbandsmächte auf der Apenninenhalbinsel ist für sie unter Umständen zugleich auch ein halber Erfolg auf der Balkanhalbinsel. Natürlich werden die Balkanstaaten vorläufig bemüht sein, neutral zu bleiben, um zu sehen, welche Folgen das Eingreifen Italiens haben wird. Aber sie sind noch viel weniger unabhängig als Italien. Sie müssen ganz besondere Sonntagskinder sein, wenn sie von dem fürchterlichen Völkermorden verschont bleiben sollen. Wenn sie auch der Gewalt und den Verlockungen der kriegführenden Großstaaten nicht erliegen, so wird die Beutesucht der Balkanstaaten selbst die Tendenz zeigen, sie in den an den Dardanellen begonnenen blutigen Strudel hineinzustürzen, sobald dieser für die Türkei verhängnisvoll werden sollte.

Allerdings darf man den Umstand nicht übersehen, daß jeder neue Staat, der in den Kampf eingreift, auch neue Sonderinteressen und Sonderziele mit sich bringt, aus denen unter Umständen zwischen derartigen Verbündeten leicht Gegensätze entstehen können, die, wie im Balkankriege, zu Ueberraschungen führen könnten. Die Eier Italiens nach Istrien, Dalmatien und Albanien und die angeblich reichlichen Versprechungen Englands und Frankreichs gegenüber Italien in dieser Richtung haben schon vor dem Eingreifen Italiens in Serbien und Rußland böses Blut erzeugt und Serbien nicht allein gegen Italien, sondern auch gegen Rußland verstimmt. Anläßlich des Agitationsbesuches und der Erörterungen der slowenisch-kroatischen Politiker, Supillos und Dragotin Godinas in Rußland hat die russische Presse dieser Unzufriedenheit reichlich Ausdruck gegeben, und die Verstimmung Serbiens gegen Rußland und gegen den Dreiverband überhaupt ist genügend bekannt.

Das Vorgehen der Dreiverbandsmächte an den Dardanellen und am Bosporus dürfte die Orient- und Balkanangelegenheiten in ihrem vollen Umfange ins Rollen bringen, und wo das Rollen dann Halt machen wird, kann niemand sagen. Die sämtlichen fünf von Anfang an kriegführenden

Großmächte sind am Balkan und im nahen Orient dermaßen interessiert, daß Italien und die Balkanstaaten für sie verschiedentlich als Rivalen in Betracht kommen. Was Italien und die Balkanstaaten für sich beanspruchen, darauf muß der eine oder andere der Großstaaten so oder anders verzichten; je größer ihre Ansprüche, desto kleiner kann die Beute sein, die diesem oder jenem Großstaat oder seinem Günstling sonst zufallen könnte. Die Bundesgenossenschaft Italiens und der Balkanstaaten bedeutet im nahen Orient für die Großmächte zum Teil daselbe, wie die Bundesgenossenschaft Japans für die Tripelentente im fernen Orient.

Man weiß nicht, welche Abmachungen die Dreiverbandsmächte und Italien getroffen haben, und deshalb kann man auch nicht genauer beurteilen, wie groß der serbisch-russisch-italienische Gegensatz sein mag, und wie gefährlich er unter Umständen für diese Staaten und für den Dreiverband werden könnte. Aber die serbische Frage ist nicht das einzige. Rußland lauert auf die Meerengen und Konstantinopel, und England und Frankreich haben auch, wie wir später sehen werden, den Ansprüchen Rußlands einigermaßen zugestimmt. Nun kann Italien den Dreiverbandsmächten die Meerengen forcieren und Konstantinopel erobern helfen, die im Falle eines Erfolges dann Rußland zufallen sollen. Durch eine solche Festsetzung Rußlands an den Meerengen und in Konstantinopel aber würde Italien für sich einen außerordentlich gefährlichen Gegner im Mittelmeer und in der Adria bekommen. Ebenso würden auch die Balkanstaaten ihre Hoffnungen und ihre Selbständigkeit aufgeben müssen, wenn Rußland die Meerengen und Konstantinopel erhalten sollte.

Nicht allein für die gegenseitigen Beziehungen Rußlands, Italiens und Serbiens und für die Haltung der Balkanstaaten sind die Fragen, die sich um die Meerengen und um Konstantinopel gruppieren, maßgebend, sondern sie beherrschen auch größtenteils die Beziehungen der Stamm-mächte des Dreiverbandes. Die Interessen im türkischen Orient bilden den größten Teil der Grundpfeiler, auf denen der Dreiverband ruht, und die Dreiverbandsmächte haben sich ja hauptsächlich für die Lösung der Orientaufgaben zusammengefunden. Das Dardanellenunternehmen der Dreiverbandsmächte soll nun die Lösung der Aufgaben im türkischen Orient in dem Umfange bringen, in dem der gegenwärtige Krieg sie stellt. Von den Absichten also, wie die Dreiverbandsmächte die Fragen, die sich an die Meerengen und Konstantinopel knüpfen, lösen wollen, hängen die künftigen Beziehungen zwischen England, Frankreich, Rußland, Italien und Serbien und die Haltung der Balkanstaaten hauptsächlich ab.

Als England und Frankreich die Dardanellenaktion begannen, erklärten ihre Diplomaten und Offiziere, daß die Aktion hauptsächlich mit der Absicht unternommen wird, um Italien und die Balkanstaaten zum Eingreifen zu zwingen und die Meerengen für den russischen Getreideexport und Munitionsimport zu erschließen. Die Presse nahm diese Motivierung als glaubwürdig hin, und auch heute noch wird im großen und ganzen daselbe behauptet. An und für sich sind aber diese Behauptungen ziemlich haltlos.

Ob die Dreiverbandsmächte wirklich die Absicht hatten, durch ihr Dardanellenunternehmen das neutrale Italien und die Balkanstaaten zum Eingreifen zu bringen, kann man nicht feststellen. Damals, als die Hal-

tung Italiens noch unklar war, konnte man diese angebliche Absicht als unverständlich bezeichnen, denn angesichts der Befürchtungen vor der russischen Gefahr hätte das Dardanellenunternehmen sehr leicht Italien und die Balkanstaaten vom Dreiverbände gerade abstoßen können. Auf dem Balkan hat auch das Dardanellenunternehmen der Dreiverbandsmächte tatsächlich eine Ernüchterung herbeigeführt. Wenn England und Frankreich ohne vorherige Verständigung mit Italien und mit den Balkanstaaten ihr Dardanellenunternehmen begonnen haben und es auf diese Weise den Gefahren seitens Italiens und der Balkanstaaten aussetzten, deutet das darauf hin, daß England und Frankreich entweder einen Plan hatten und haben, in den alle Eventualitäten der Haltung Italiens und der Balkanstaaten hinein paßten, oder daß England und Frankreich ganz einfach gezwungen waren, den verhängnisvollen Kampf gegen die Dardanellen und Konstantinopel trotz aller Gefahren zu unternehmen. Das Benehmen Englands und Frankreichs zu jener Zeit macht übrigens den Eindruck, als ob Italien schon damals dem Dardanellenunternehmen seinen Segen hinter den Kulissen gegeben hätte.

Was die zweite Behauptung betrifft, so muß man einen gewissen Grad Naivität besitzen, um zu glauben, daß England und Frankreich den schweren und zweifelhaften Kampf zur Erschließung der Meerengen hauptsächlich unternommen hätten, um für Rußland Munition zu liefern und von Rußland Getreide zu importieren. Wäre der Getreideexport und Munitionsimport der Hauptzweck der Dardanellenaktion gewesen, dann hätten die Dreiverbandsmächte sich schon im Herbst um die Erschließung der Meerengen gekümmert, als der jetzige Hauptzufuhrhafen Rußlands, Archangelst, zuzufrieren begann, aber nicht gerade im Frühling, wo er vom Eise wieder frei wird. Die Munitionsvorräte und der Getreidemangel Englands und Frankreichs werden wohl kaum so groß sein, daß sie gerade der Erschließung der türkischen Meerengen bedürfen. Für die französischen Waffen- und Munitionsüberschüsse wird wohl auch Archangelst und für das Kriegsmaterial, das aus Amerika geschmuggelt wird, Wladimostok genügen.

Die Getreidefrage ist wesentlicher. Frankreich und England könnten das russische Getreide sehr gut brauchen, aber Rußland ist nicht der einzige lieferungsfähige Getreideexporteur für England und Frankreich. Die hohen Lebensmittelpreise in England sind hauptsächlich dem Wirtschaftskriege zuzuschreiben, die Erschließung des Bosphorus und der Dardanellen würde wenig gegen diese Teuerung helfen. Nicht die Volksernährung Frankreichs und Englands ist für das heutige Drängen Rußlands nach der Ermöglichung des Getreideexports maßgebend, nicht dem arbeitenden Volke von Frankreich und England will man mit dem russischen Getreide billiges Brot verschaffen, sondern das russische Großkapital verlangt nach Millionenprofiten, denn die russischen Großbanken haben das Getreide größtenteils aufgekauft und drängen nun nach dem Export, während am Marke des arbeitenden Volkes Rußlands selbst Teuerung und Mangel zehren.

So betrachtet, scheint es recht zweifelhaft, ob die angeblichen Motive der Dreiverbandsmächte für einen solchen verhängnisvollen Kampf wie die

Forcierung der türkischen Meerengen wirklich maßgebend sein konnten; zumal zwischen Rußland und England mit Frankreich eine Interessensolidarität hinsichtlich der Türkei eigentlich fehlt. Es fragt sich, ob das Dardanellenunternehmen nicht einen anderen Haken hat, ob die Hauptsache nicht verschwiegen wird, wie es ja in der modernen Diplomatie üblich ist.

II.

Wenn man die Erklärungen der kriegführenden Mächte liest, die sie über den Zweck des Krieges verschiedentlich abgegeben haben, dann bekommt man den Eindruck, als ob sie selber nicht wüßten, weshalb und wozu sie den schrecklichen Krieg führen, der so ungeheure Opfer fordert. Nur die ungebildetste, unziivilisierteste der kriegführenden Großmächte, Rußland, bildet eine Ausnahme. Rußland weiß, was es will, und seine Kriegsziele sind für niemand ein Geheimnis. Was die Kriegsziele Rußlands sind, besagen die Zarenmanifeste und darüber schreibt fast alle Tage die russische Presse; sie werden in den Versammlungen verkündet und sogar von den Ministertribünen offiziell in die ganze Welt hinaus proklamiert. Nur zweier Worte bedarf es, um die Kriegsziele Rußlands auszudrücken, und das sind: Konstantinopel und Galizien. Die Eroberung Galiziens und die Eroberung von Konstantinopel sind oder waren doch russische Ziele des gegenwärtigen Krieges. Diese Ziele sind nicht mit dem jetzigen Kriege erst aufgetaucht, sondern diese zwei Fragen bilden den Hauptinhalt der modernen auswärtigen Politik Rußlands, und das russische Regime hat sie zu einer Lebensfrage gemacht.

Der Kampf Rußlands um Konstantinopel ist beinahe ebenso alt wie die Türkenherrschaft über diese Stadt. Der Drang nach Konstantinopel hat viele Jahrhunderte hindurch die russische auswärtige Politik beherrscht. Dieser Kern der russischen Eroberungspolitik ist niemand unbekannt, der sich wenigstens mit dem ABC der russischen auswärtigen Politik befaßt hat. Im Manifeste vom 2. November 1914, das der Zar zur Kriegserklärung der Türkei erließ, wird unter anderem gesagt:

„Wir glauben mit dem gesamten Rußland felsenfest, daß die jetzige unsinnige Einnischung der Türkei in die Kriegsereignisse nur den für sie verhängnisvollen Gang der Dinge beschleunigen wird und für Rußland den Weg zur Lösung der ihm von den Vorfahren vermachten geschichtlichen Aufgaben an den Ufern des Schwarzen Meeres eröffnet.“

Die ganze offiziöse und nichtoffiziöse Presse Rußlands beeilte sich zu interpretieren, daß die im Zarenmanifeste erwähnten historischen Aufgaben an den Ufern des Schwarzen Meeres nichts anderes bedeuten und bedeuten können als die Besitznahme der türkischen Meerengen und die Eroberung von Konstantinopel, und jubelte, daß endlich der segensreiche Moment gekommen ist, wo die Hauptgegner, die Rußland so lange von Konstantinopel ferngehalten haben, nun zu seinen Bundesgenossen geworden sind, und daß jetzt nichts mehr Rußland im Wege steht, sein langersehntes Ziel zu erreichen.

Das Ziel der Eroberung von Galizien ist hingegen ein Produkt der neueren Zeit. Es kommt hauptsächlich mit dem nationalen Erwachen, mit der Selbständigkeitsidee des ukrainischen Volkes auf. Die antimoskowitzische Befinnung der Intelligenz des ukrainischen Volkes und der Selbständigkeitsgedanke der ukrainischen Revolutionäre sind eigentlich keine neuen Er-

scheinungen mehr, aber unter dem Drucke der großrussischen Rationalisierung und unter den Repressalien der zaristischen Ausrottung jedes Freiheitsgedankens konnte der Selbständigkeitsgedanke nicht die Millionen des ukrainischen Volkes erfassen. Das großrussische Zarentum hoffte — und nicht aussichtslos — über die Ukrainer Herr zu werden. Aber mit dem Erwachen der Völker Oesterreich-Ungarns wurde das ukrainische Galizien zur Pflegestätte des ukrainischen Gedankens und zum Herd der nationalen Selbständigkeitspropaganda und Agitation. Für die großrussische Zarenmacht und ihre echrussischen Anhänger entstand in Galizien ein Riesen-gepenst. Die zaristische Gewaltherrschaft weiß sehr gut: wenn die zirka 30 Millionen Ukrainer erwachen, werden sie mit den schon erwachten Polen, Finnländern, Letten, Esten und Juden und mit den revolutionären Schichten der Großrussen selbst eine Macht bilden, die ihr sagen wird: „Genug, dein Ende ist gekommen!“ Angesichts dieser drohenden Lebensgefahr und im Zweifel über den weiteren Erfolg der Unterdrückungsmaßnahmen ergriff der Zarismus den Gedanken der Eroberung Galiziens, um sich des Herdes der ukrainischen Bewegung zu bemächtigen und ihn dann zu vernichten.

Mit dem Ausbruch des Krieges wirft die Zarenregierung ihre Hauptarmeen an die österreichische Grenze, fällt in Galizien ein und beginnt ihren Eroberungsplan hinsichtlich Galiziens zu verwirklichen. Das Eingreifen der Türkei macht auch die Meerengen- und Konstantinopelfrage akut, und der russische Kriegsplan gestaltet sich gemäß den politischen Eroberungszielen folgendermaßen: Erstens die begonnene Okkupation Galiziens zu vollenden und den Besitz dieses Landes für Rußland sicherzustellen, zweitens zur Zertrümmerung Oesterreich-Ungarns einen Einmarsch über die Karpathen und die Bukowina ins Herz der Habsburgischen Monarchie zu unternehmen. Die Einnahme der Dardanellen und Konstantinopels sollte hauptsächlich der englische und französische Bundesgenosse mit Beihilfe Italiens und der Balkanstaaten besorgen. Wenn Italien und die Balkanstaaten sich nicht diplomatisch gewinnen ließen, sollten sie durch den Einmarsch nach Oesterreich-Ungarn und durch die Operationen in der Bukowina zum Eingreifen gezwungen werden, denn die Zertrümmerung Oesterreich-Ungarns würde die Fragen akut werden lassen: wem soll Triest gehören, und wer bekommt Transylvanien? Die Kaukasusarmee sollte Armenien usw. einheimsen. —

Daß der Kampf um Konstantinopel so eigenartige Formen annahm, kam daher, daß der englische und französische Bundesgenosse und Italien mit den Balkanstaaten sich durchaus nicht so ohne weiteres willig zeigten, nach dem russischen Kommando zu marschieren. Noch mehr! Man mußte den englischen und französischen Bundesgenossen zum Kampfe gegen die Dardanellen und Konstantinopel geradezu zwingen, während die Balkanstaaten bis jetzt noch widerpenftig geblieben sind. Endlich ist die Sache so weit, daß England und Frankreich den Kampf wirklich begonnen haben, aber Rußland hat jetzt eine neue Sorge: daß die Bundesgenossen am Ende die Dardanellen und Konstantinopel selber in die Tasche stecken.

Die Behauptung, als hätte Rußland seinen englischen und französischen Bundesgenossen das Dardanellenunternehmen aufgezwungen, kann paradox erscheinen, denn man liest und hört fast tagtäglich die Behauptung, daß Rußland und England schon bei der Zusammenkunft in Reval 1908

ein Abkommen über die endgültige Aufteilung der Türkei getroffen hätten. Ich muß gestehen, daß ich keine Möglichkeit hatte, das Gewissen des Zaren und der englischen Regierung zu prüfen. Aber lassen wir die Russen, Engländer und Franzosen selber reden.

Welche „historischen von den Vorfahren vermachten“ Aufgaben dem Zaren seiner Ansicht nach gegenüber der Türkei obliegen und was die russische Presse unter diesen Aufgaben versteht und wie sie sich zu ihnen verhält, haben wir oben gesehen. Ueber die Meerengen- und Konstantinopelfrage gibt es im großen und ganzen bei der russischen Bourgeoisie vom Zaren bis zu den Kadetten und teilweise noch weiter nach links keine Meinungsverschiedenheiten. Der Zar hatte in seinem Manifest seine Forderungen gegenüber der Türkei, d. h. das Kriegsziel gegen die Türkei, feierlich kundgegeben, die Presse hatte die Zarenworte interpretiert, und nun wollte man die Meinung des englischen und französischen Bundesgenossen über den Dardanellen- und Konstantinopelsanspruch hören.

Anfang November schrieben nun die „Times“:

„Durch ihre unvernünftige Nachgiebigkeit gegenüber den deutschen Aufhebungen hat die Türkei ihr eigenes Todesurteil unterzeichnet. Von dem Ottomanischen Reiche in Europa wird bald nur mehr eine Erinnerung bleiben. Das bedeutet, daß Europa durch diesen Krieg von zwei Faktoren befreit wird, die im Laufe des letzten halben Jahrhunderts den europäischen Frieden bedroht haben, d. h. vom preussischen Militarismus und von den Türken in Europa. Die Völker von Syrien, Arabien und Mesopotamien werden befreit und der ottomanische Volksstamm wird nach den öden Tälern von Kleinasien zurückgedrängt, von wo er vor vielen Jahrhunderten gekommen ist. Dies mag als eine kühne Mutmaßung erscheinen, aber sie wird bald durch die Ereignisse bestätigt werden.“

Diese vielversprechenden Drohungen der „Times“ gegenüber der Türkei sind meines Wissens das Aeußerste, was die Presse Englands und Frankreichs anlässlich des Eingreifens der Türkei hervorbrachte. Im allgemeinen äußerte die englische und französische Presse sich recht gemäßigt. Die russischen Ansprüche auf die Meerengen und Konstantinopel wurden nirgends erwähnt. Wohl aber wurde verschiedentlich auf den englisch-russischen Gegensatz hingewiesen und die Meinung ausgesprochen, daß es zweckmäßig sein würde, die Meerengen beim Friedensschluß einem neutralen Balkanbunde oder Balkanbund in die Hände zu geben. Offensichtlich war hiermit Bulgarien gemeint. Diese Meinung ist auch später wiederholt worden als Lockspeise für Bulgarien und als ein Agitationsmittel für einen neuen Balkanbund. Auf dem großen Londoner Guildhallbankett am 9. November fand es der englische Premierminister Asquith für notwendig, über die „Aufteilung“ der Türkei und über den russischen Anspruch auf die Dardanellen und Konstantinopel folgendes zu sagen:

„Die türkische Regierung begehrt, verlockt vom deutschen Gold, unter dem Drucke Deutschlands eine Rechtswidrigkeit, und wir sind gezwungen, die Türkei als unseren Feind zu betrachten. Wir hegen aber keine Feindseligkeit gegenüber dem Muselmanentum. Wir sind sogar bereit, seine heiligen Stätten gegen jeden Ueberfall zu schützen. Das Türkische Reich hat sich selber seine Gruft gegraben und begehrt Selbstmord.“

Mit diesen Aeußerungen schien England zu hoffen, die Angelegenheit erledigt zu haben. Diese „Bescheidenheit“ Englands und Frankreichs erzeugte bei den russischen Imperialisten und bei der Großfinanz böses

Blut. Die Nationalisten gerieten in Aufregung. Ende November bringen einige russische Blätter die tendenziöse Meldung, daß zwischen Rußland, England und Frankreich eine schriftliche Abmachung besteht, laut welcher nach einem siegreichen Kriege Konstantinopel, die Meerengen und ihre beiden Ufer in Rußlands Besitz übergehen sollen. Das russische Auswärtige Amt sah sich genötigt, diese Blättermeldung zu dementieren und zu erklären, daß zwischen Rußland und seinen Bundesgenossen keine Abmachung betreffs Konstantinopels und der Meerenge besteht. Zu dieser Erklärung bemerkt die „Rjetsch“, daß dieses Nichtvorhandensein eines Vertrages für Rußland von Vorteil sei. Die Dardanellenfrage wäre bei den Friedensverhandlungen auch ohne das Eingreifen der Türkei aufgerollt worden, jetzt aber habe Rußland freie Hand und könne seine Forderungen gemäß seinem Anteil am Kriege stellen. Unser Anteil aber — fährt die „Rjetsch“ fort — ist so ungeheuer groß, daß wir nicht als Bittende auf dem künftigen Völkerareopag zu erscheinen brauchen. — Die Erklärung des englischen Protektorats über Aegypten wird fast von der gesamten russischen Presse dazu benutzt, um die russischen Ansprüche auf die türkischen Meerengen und Konstantinopel mit erneuter Wucht besonders laut kund und populär zu machen. Aber die Bundesgenossen hören nichts und wollen nichts verstehen. Deshalb begann in Rußland eine wahre Kampagne, um sich in England und Frankreich Gehör zu verschaffen und die Bundesgenossen zu bestimmten Meinungsäußerungen und Erklärungen zu zwingen. Die nationalistische und imperialistische Presse tut hierzu ihr Bestes, in Manifestationen und auf Banketten werden England und Frankreich aufgefordert, sich zu äußern. Als auch dies nichts half, ging die Kampagne so weit, daß aus einer Reihe von einflußreichen Persönlichkeiten und Finanzleuten ein Kreis sich bildete, der einen förmlichen Feldzug hauptsächlich gegen England eröffnete. Daß unter den Führern dieses Kreises ein Mann wie Graf Witte sich befand, zeigt, mit was für einem Machtkreis man es hier zu tun hatte. In der Schrift: „Die militärische Macht Rußlands“ schreibt der Intimus Wittes, A. Morstoj:

„Die Ziele des gegenwärtigen Krieges, behauptet Graf Witte, sind vom französischen und englischen Standpunkt vollkommen klar. Für Rußland würde die Besitzergreifung der Dardanellen und die Uebergabe der Schlüssel zum Bosphorus an Rußland ein reales Kriegsziel bilden, aber vorläufig ist davon noch gar nicht die Rede.“

Denn England gönne es Rußland nicht, wird in der weiteren Schrift angedeutet. Der „Nowy Ekonomist“, ein Organ des russischen Industrie- und Handelskapitals, schreibt folgendes:

„England und Frankreich haben die Türkei stets gegen Rußland unterstützt. Meere von Blut wurden und werden noch vergossen werden in Folge der falschen, egoistischen Politik Englands und Frankreichs im Laufe von Jahrhunderten.“

Hier im nahen Osten haben wir weit mehr Interessen und geschichtliche Aufgaben als in Oesterreich und Deutschland, gegen die wir eher einen Verteidigungs- als einen Angriffskrieg führen, von denen wir nichts verlangten, und an die wir keinerlei Forderungen stellen, von denen wir selbst im Falle des siegreichsten Krieges nichts Wesentliches erhalten können. Die Früchte unseres Sieges werden England und Frankreich in den Schoß fallen . . .

Rußland wird nichts bekommen; die einzige ernste Kompensation, die wir als Ergebnis des schweren verlustreichen Krieges erhalten könnten, wäre aber gerade eine Kompensation auf Kosten der Türkei. Und wir werden sie bekommen.“

In demselben Sinne schreiben auch die anderen Organe der russischen Imperialisten, wie „Nowoje Sweno“, daß die eigentlichen Kriegsziele für Rußland im Becken des Schwarzen Meeres liegen. Rußland muß die Meerengen, Konstantinopel und Armenien erhalten, und wer ihm dies nicht gönnt, ist ein Gegner Rußlands. Aus vielen Äußerungen klingen Mißtrauen gegen England und Drohungen mit einer Verständigung mit Deutschland auf Kosten der Türkei heraus. Die schwärzesten „Schtrussen“ liebäugeln mit Deutschland. Das Organ des „Schtrussischen Volksverbandes“, das „Rußkoje Snamja“, schreibt unter anderem:

„Deutschland ist der Träger der staatlichen Macht, weil der Verwaltung des Staates gesunde Prinzipien zugrunde gelegt worden sind. Die patriotische Erziehung, die in Deutschland in der Schule wie in der Armee erteilt wird, ist erstaunlich und für alle Völker nachahmenswert. Das monarchische Prinzip hat in Deutschland eine glänzende Verwirklichung gefunden. Die Dynastie der Hohenzollern ist die Trägerin und Beförderin von Grundsätzen, die für die Menschheit von hoher Bedeutung sind. Die Feinde wollten sie vernichten, weil sie für die Verwirklichung der monarchischen Ideale am befähigsten hielten.“

Eine deutlichere und schärfere Sprache als die der russischen Imperialisten gegenüber einem Bundesgenossen kann man sich in Kriegszeiten kaum vorstellen. Bemerkenswert ist noch der Umstand, daß die russische Polizeizensur diesen Leuten keine Schwierigkeiten machte. Man muß also annehmen, daß diese nicht unter, sondern über der Polizei standen. Ihre Drohungen, sich auf die Seite Deutschlands zu schlagen, machten es den Anhängern Englands möglich, jenen Kreis einer verräterischen Deutschfreundschaft zu verdächtigen. Deshalb wird die Kampagne auch verschiedentlich als eine deutschfreundliche Strömung bezeichnet. Sie scheint eine derart gefährliche Form angenommen zu haben, daß der englische Gesandte in Petersburg sich genötigt sah, einen Protest gegen sie zu erheben.

Inzwischen tauchten hauptsächlich in der französischen Presse die Neutralisierungspläne auf, d. h. es wurden Stimmen laut für eine Neutralisierung der türkischen Meerengen. Wahrscheinlich war dieser Neutralisierungsvorschlag von Seiten Englands und Frankreichs als Antwort auf die russischen Treibereien gedacht. Gegen diesen Neutralisierungsgedanken wurde russischerseits energisch protestiert. Selbst der Kadettenführer Mißjukow, der die Kampagne gegen England nicht gebilligt zu haben scheint, erklärte wiederholt ausdrücklich, daß es für Rußland unbedingt notwendig ist, die Meerengen und Konstantinopel zu besitzen, die „Neutralisierung genüge für Rußland nicht“.

Die Dumasseßion Anfang Februar wurde zu einer wahren Demonstration für die russischen Kriegsziele. Der russische Ministerpräsident Gorewnkin prägte in der Dumasseßung vom 9. Februar seine bekannten poetischen Ausdrücke:

„Die Eroberung Galziens, das die letzte Blüte ist, die an der Krone des Zaren fehlte, hat die feste Eintracht aller Russen noch stärker gemacht . . . und die glänzende Zukunft Rußlands am Schwarzen Meere vor den Mauern von Konstantinopel tritt mit immer zunehmender Klarheit zutage.“

Der Minister des Außern Sasonow fügte hinzu:

„Die Ereignisse an der russisch-türkischen Grenze werden Rußland der Lösung der politischen und wirtschaftlichen Probleme näherbringen, die sich an sein Streben nach einem Ausgang zum freien Meere knüpfen.“

Der Kadettenführer Mißjukow wiederholte im Namen seiner Fraktion seine schon früher gemachte kategorische Aeußerung:

„Wir hoffen und sind überzeugt, daß die Erfüllung unserer Hauptaufgabe, die Erwerbung der Meerengen und Konstantinopels, rechtzeitig die nötigen diplomatischen und militärischen Sicherheiten gestellt werden.“

Aus der Geheimfugung der Duma wußte die Presse mitzuteilen, daß Sfasonow erklärt habe: die Regierung wolle von Deutschland keine Kompensationen haben, sie wünsche nur Galizien und die Dardanellen.

Wegen der Dumareden der russischen Minister wurde im englischen Parlament an Sir Edward Grey die Frage gestellt, ob die britische Regierung die Erklärung Sfasonows über die Absicht Rußlands, Konstantinopel auf immer zu besetzen, billige? Grey gab folgende Antwort: „Sfasonow hat eine derartige Erklärung nicht abgegeben. Mit der Erklärung, die er abgegeben hat, stimmen wir ganz überein. Die genaue Form, in der das Ziel verwirklicht werden soll, wird zweifellos in den Friedensbedingungen bestimmt werden.“

Der Interpellant hatte Goremykin mit Sfasonow verwechselt, und dieser Umstand bot Grey die Möglichkeit, der Antwort auszuweichen. Dieses absichtliche Ausweichen und Sichdummstellen Greys löste in der russischen Presse derartig scharfe Aeußerungen gegen England aus, daß die Zensur einschreiten mußte. Die „Rjetsch“ schrieb:

„Diese ausweichende Haltung hat auf unsere Presse bereits den Eindruck einer indirekten Mißbilligung alles dessen gemacht, was in der Duma in Wirklichkeit erklärt worden ist und die wichtigste nationale Aufgabe unserer Diplomatie bildet. . . . Die öffentliche Meinung des uns verbündeten Landes muß nach Kenntnisnahme der Aeußerungen unserer Presse einsehen, welche Bedeutung die Konstantinopelfrage für die russische öffentliche Meinung hat, und sie muß dies berücksichtigen im Interesse der Aufrechterhaltung der Einheit und Kraft der gemeinsamen Stimmung, die notwendig ist, um den begonnenen Kampf zu Ende zu führen. Freilich, wenn wiederum das Gespenst des Berliner Kongresses vor Rußland auftauchen sollte, würde das nicht ohne tiefen Einfluß auf die Stimmung des ganzen Volkes bleiben.“

Man könnte diese russische Kampagne und Polemik noch weiter verfolgen, aber es genügt, um zu verstehen, um was es sich handelt. Im März tauchten in der englischen und hauptsächlich in der französischen Presse erneut die Neutralisierungsprojekte auf. Russischerseits wurde natürlich gegen sie protestiert. Dann machen die französischen Blätter Vorschläge, die Meerengen zu neutralisieren, aber Konstantinopel Rußland zu geben. Auch diese Pläne werden von der russischen Presse mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen. Am 18. März veröffentlicht der Pariser offiziöse „Temps“ folgende Erklärung:

„Die englisch-russische Rivalität hat einer unzerstörbaren Solidarität der Interessen Platz gemacht. Weder Frankreich, noch England,

noch Rußland haben mehr irgendwelchen Grund, miteinander um die Schlüssel zum Pontus Euginus zu streiten wie in früheren Zeiten. Frankreich kann den Eintritt eines Verbündeten in den Kreis der Mittelseemächte nur mit Sympathie begrüßen, und England fürchtet nicht mehr, daß die russische Schwarzmeerflotte auf indische Eroberungen ausgehen würde."

Inzwischen hatte auch die englisch-französische Dardanellen-Aktion begonnen. Die englische imperialistische Presse erklärte, daß mit dem Unternehmen diesmal Ernst gemacht wird und die Forcierung der Dardanellen selbst um den Preis der größten Opfer durchgeführt werden muß. Die „Times“ schrieben:

„Wir sind dessen sicher, daß die verantwortlichen Stellen sich der Schwierigkeit der Dardanellenforcierung bewußt sind. Kein größeres Unglück könnte passieren, als wenn der Angriff mit unzulänglicher Kraft erfolgte. Einen Fehlschlag dürfen wir uns in keinem Fall gestatten. Die Operationen müssen ausdauernd, ohne Pause, bis zum Erfolg fortgesetzt werden. Kein Opfer darf uns zu hoch dünken.“

Was hat nun diese russische Kampagne und die Pressepolemik zu bedeuten? Daß sie einen Kampf zwischen Rußland und England-Frankreich bedeutet, einen Kampf um die türkischen Meerengen und Konstantinopel, ist klar. Aber wozu der Kampf, wenn Rußland, England und Frankreich sich über eine Aufteilung der Türkei schon längst vor dem Kriege verständigt hätten? Man kann meinen: die Presse und die lärmenden Laien sind nicht in diese Staatsgeheimnisse eingeweiht. Aber die Minister, das Auswärtige Amt hätten doch gewußt oder wissen müssen, daß ein Abkommen vorhanden ist. Also war entweder kein Abkommen vorhanden oder England und Frankreich wollten ihm nicht mehr Folge leisten. Die zweite Voraussetzung ist unter den heutigen Umständen ganz ausgeschlossen. Deshalb läßt der Kampf zwischen Rußland und England-Frankreich keinen Zweifel darüber, daß die vielverbreitete Behauptung, als hätten die Dreiverbandsmächte ein Abkommen über die Aufteilung der Türkei irgend wann vor dem Kriege getroffen, wonach Rußland die Meerengen und Konstantinopel erhalten sollte, haltlos ist.

III.

Aus diesem Bürgerkrieg im Lager des Dreiverbandes ist Rußland als Sieger hervorgegangen. England und Frankreich wurden zum Nachgeben gezwungen. Oben haben wir geschildert, wie dieser Bürgerkrieg sich während des jetzigen großen Ringens in der Öffentlichkeit abgespielt hat. Das Wesentlichste dieses Kampfes, in dem es Rußland gelang, die Bundesgenossen an die Wand zu drücken, ist aber in der Dunkelkammer der Geheimdiplomatie geblieben. Die etwaigen Abmachungen, die dieser Kampf zwischen den Dreiverbandsmächten gezeitigt haben mag, sind nicht an die Öffentlichkeit gelangt. Wir wissen nicht, worüber die Finanzminister der Dreiverbandsmächte bei ihrer Zusammenkunft außer ihren Finanzangelegenheiten verhandelt haben mögen, und welche Mission der General Pau in Rußland zu erfüllen hatte. Wir sehen nur, daß die öffentliche Meinung Englands und Frankreichs zugunsten Rußlands umgeschlagen hat, daß die offiziellen Organe den russischen Ansprüchen auf die türkischen Meerengen und Konstantinopel zugestimmt haben, und daß mit den Dardanellen-

Aktionen nun Ernst gemacht wird. Das sind für uns die Resultate, die Rußland seinen Bundesgenossen abgezwungen hat. Mit welchen Mitteln Rußland seinen Druck geltend gemacht hat, läßt sich schon aus der gegenwärtigen allgemeinen Situation schließen. Oben haben wir gesehen, mit welchen Drohungen die russische Kampagne und die russische Presse die Bundesgenossen bombardiert haben.

Man tut gut, wenn man bei dem jehigen Dardanellen-Unternehmen Englands und Frankreichs den russischen Druck nicht außer acht läßt. Der bisherige Verlauf des großen Ringens hat der russischen Macht im Dreiverbände einen bedeutenden Zuwachs gebracht. Infolgedessen könnte man annehmen, daß Rußland schon die nötigen Mittel finden würde, um England und Frankreich die Dardanellen und Konstantinopel tatsächlich ab-zuzwingen, wenn es dem Dreiverbände wirklich gelingen sollte, die türkischen Meerengen und Konstantinopel in die Hände zu bekommen. Aber die Meerengenfrage ist eben nicht eine Privatangelegenheit der englischen, französischen und russischen Regierung. In der Dardanellen- und Konstantinopel-frage wollen — und werden — auch die Balkanstaaten und Italien mitreden. Dieser Umstand wirft ein unbestimmtes Gewicht auf die Waage, und das Resultat ist vorläufig nicht zu bestimmen. Vor allem sind ja allerdings die Meerengen und Konstantinopel noch im Besitz der Türkei.

Uebrigens darf man sich jedoch die ganze Sache nicht etwa so vorstellen, daß England und Frankreich sich zu einem Unternehmen zwingen lassen, für das sie kein Interesse haben oder das ihren Interessen sogar in allen Beziehungen widerspricht. Durchaus nicht. Dies ist auch bei dem jehigen Dardanellen-Unternehmen nicht der Fall. Die türkisch-mohammedanische Gefahr ist für England in Aegypten, am Suezkanal, in Arabien, Mesopotamien und Indien im Laufe des Krieges so drohend geworden, daß England sich zur Zertrümmerung der Türkei genötigt sieht, ungeachtet der russischen Gefahr dabei. England ist vor die Wahl zwischen zwei Uebeln gestellt, und es muß der Bekämpfung der russischen Gefahr die der momentan noch größeren türkischen vorziehen und versuchen, ihrer Herr zu werden, ehe es zu spät ist. Mit der russischen Gefahr kann man hoffen mit Hilfe Italiens und der Balkanstaaten oder durch eine andere Kombination fertig zu werden, aber gegenüber der türkischen Gefahr gibt es keine Hoffnung, sondern nur ein Entweder-Oder, d. h. entweder die Türkei auf die Knie zu zwingen oder das eigene Prestige, vielleicht sogar die Allmacht im Orient zertrümmern zu lassen.

Der Orient ist das Despotenland, der Autoritätsanbeter. Zwei Prestiges: das türkische und das englische, stehen im mohammedanischen Orient einander gegenüber. Das erste beruht auf der religiösen Kalifenverehrung vor dem türkischen Sultan, das zweite auf der ökonomischen und politischen Macht, personifiziert durch die Engländer. Ich bin ziemlich in allen Ländern der Welt außer Amerika gewesen. Nirgends habe ich einen größeren Respekt vor der herrschenden Ordnung gesehen als in Deutschland und nirgends einen größeren Respekt vor sich selbst als in den englischen Kolonien in Asien und in Afrika. Sein Prestige, seine Würde geht dem Engländer über alles. Für den Eingeborenen gibt es kein größeres Verbrechen als ein Angriff auf

dieses Prestige. Wer kennen lernen will, wieviel der Engländer auf sein Prestige hält, der bereise die englischen Kolonien in Asien und Afrika.

Die englische Prestigezüchtereier in den Kolonien wird nicht allein etwa zum persönlichen Vergnügen getrieben; für die englische Machtentfaltung ist das englische Prestige ein Gebot politischer Klugheit, es ist eine politische Notwendigkeit, eine Methode zum Regieren, zur Unterjochung von Kolonien, des Orients. Für die englische Bourgeoisie, von der ein großer Teil den Prestigekultus in den Kolonien selbst persönlich mitmacht, gibt es nichts Beleidigenderes und Gefährlicheres als das jetzige Gebaren der Türkei, die so respektlos das englische Prestige niederreißen will. Dazu noch der deutsche Imperialismus, der hinter dem türkischen Kalifenprestige steckt. Es ist deshalb bitterer Ernst, wenn die „Times“ erklären: „Wir dürfen uns keinen Fehlschlag gestatten, kein Opfer darf uns zu hoch dünken.“ Angesichts dieser türkischen Gefahr, bei der so viel auf dem Spiele steht, ist es kein Wunder, daß „die englisch-russische Rivalität einer unzerstörbaren Solidarität der Interessen Platz macht und England nicht mehr fürchtet, daß die russische Schwarzmeerflotte auf indische Eroberungen ausgehen würde“, wie der „Temps“ erklärte. Und England beginnt „solidarisch“ mit Rußland den Marsch ins Herz der türkischen Macht, auf die Residenz des Kalifen, obwohl die anfängliche Kriegspolitik Englands anscheinend ernsthaft bemüht war, einen Angriff auf die Meerengen und Konstantinopel zu vermeiden.

Es ist auffallend, mit welcher Energie und mit welcher Geduld England die Türkei vom Eingreifen in den Krieg abzuhalten versuchte, um die politischen Fragen, die mit der Türkei verknüpft sind, nicht aufkommen zu lassen. Daß seine Sorgen wegen Ägypten, dem Suezkanal und Indien hierfür nicht allein maßgebend waren, sondern auch die Sorgen um die türkischen Meerengen und Konstantinopel, läßt sich unter anderem auch daraus schließen, daß fast vier Monate lang gegen die Dardanellen nichts Ernsthaftes unternommen wurde. Die englisch-französische Flotte erschien zwar manchmal vor den Dardanellen, gab einige Schüsse aus einer außer-schußweiten Entfernung ab und verschwand auf mehrere Wochen. Dieses Spiel dauerte Monate hindurch bis zum März. Dieses Spiel aber hatte seinen Sinn, seinen Zweck. In Ägypten und am Suezkanal und am Persischen Golf werden energische Maßnahmen getroffen. Der russische Drang nach der Türkei wurde hauptsächlich nach Armenien und der Bukowina gelenkt. Man kann ja diesen Kriegsplan des Dreiverbandes gegen die Türkei sehr leicht durch die strategischen Notwendigkeiten an der West- und Ostfront und durch die Verhältnisse im nahen Orient begründen, aber aus der gesamten englischen Kriegspolitik ergibt sich immer wieder der Eindruck, als ob England sich besonders darum bemüht hätte, etwaige ernsthafteste Kriegsereignisse von den Meerengen und Konstantinopel fernzuhalten. Die anfänglichen Kriegsvorkehrungen Englands und Frankreichs lassen keinen Angriff auf die Meerengen und Konstantinopel vermuten. Man wollte in England hauptsächlich einen Defensivkrieg gegen die Türkei führen.

Ungeachtet dessen ist es zum Angriff auf die Meerengen und Konstantinopel gekommen. Das bedeutet, daß der Krieg Umstände gezeitigt hat, welche die englische und französische Politik zum Umlernen zwangen. Diese

während des Krieges eingetretenen Umstände sind: der russische Druck und die türkisch-mohammedanische Gefahr.

Gewiß würde eine Erschließung der türkischen Meerengen den Drei-verbandsmächten sehr zugute kommen, ebenso wird das Dardanellen-Unternehmen die türkischen Operationen am Suezkanal, im Kaukasus und in Mesopotamien beeinträchtigen, ein völliges Abschneiden der Türkei von den Zentralmächten würde auch nicht ohne Bedeutung sein usw. Aber das sind alles Faktoren, die wohl eine gewisse Bedeutung haben, jedoch allein für sich niemals für England und Frankreich ausreichend gewesen wären, den verhängnisvollen Kampf gegen die Meerengen und Konstantinopel zu unternehmen. Dadurch, daß diese Vorteile einer Erschließung der Meerengen und des Dardanellen-Unternehmens so hervorgehoben und groß gemacht werden, will man nur die eigentlichen Hauptursachen vertuschen. Zur Abspießung der öffentlichen Meinung werden diese Konserven auf den Tisch gebracht, um die Aufmerksamkeit von der Küche abzulenken, wo die Speisen fürs Türkenbrot durch den russischen Koch verdorben worden sind.

England und Frankreich wissen sehr gut, was für sie jetzt auf dem Spiele steht. Man könnte fast sagen: die bisherige englische Weltmacht kommt an den Dardanellen zur Entscheidung. Deshalb muß man darüber im klaren sein, daß England und Frankreich jetzt alles aufbieten werden, um die Dardanellen zu forcieren und Konstantinopel zu erobern. Die Eroberung der Meerengen und Konstantinopels verspricht ihnen unerseßlich viel, vielleicht sogar alles, was sie von dem Kriege überhaupt erhoffen können. Stellen wir uns vor, daß es England und Frankreich gelingen wird, die Dardanellen und Konstantinopel zu nehmen. Durch die Eroberung von Konstantinopel würde das türkische Prestige vernichtet und die Türkei für die Zukunft botmäßig gemacht. Will aber Rußland die Meerengen und Konstantinopel an sich reißen, wie England und Frankreich unter dem Druck Rußlands ihm dies auch zugestanden haben, dann werden Italien und die Balkanstaaten kommen und sagen: Rußland bekommt Konstantinopel nicht, die Meerengen werden neutralisiert. Auf diese Weise würde auch die russische Gefahr beseitigt werden, und England und Frankreich würden im nahen Orient vollkommen auf ihre Rechnung kommen. Ob England und Frankreich diesen Plan haben und eine solche Hoffnung hegen, weiß man nicht. Die russische Presse hat mit einer besonderen Erregung und Besorgnis die Angst und die Hoffnung ausgesprochen, daß der englische und französische Verbündete doch nicht ohne uns nach Konstantinopel einziehen werden. Auch die englisch-französische Erklärung, daß das Dardanellen-Unternehmen unter anderem die Absicht habe, Italien und die Balkanstaaten zum Eingreifen zu zwingen, könnte man in diesem Sinne auslegen. Ich nannte am Anfang der Abhandlung diese angebliche Absicht unverständlich. Wenn man sie nun mit dem vermutlichen englisch-französischen Plan in Zusammenhang bringt, bekommt sie einen Sinn und einen Zweck. Denn der hier angenommene Plan bedarf tatsächlich zuerst einer Neutralität Italiens und der Balkanstaaten und nachher ihres Eingreifens. Daß Italien mit seiner Entscheidung so lange gezögert hat, spricht für das Bestehen des Planes. Sein jetziges Auftreten aber, das man hinsichtlich des vermutlichen Planes als zu früh erfolgt bezeichnen müßte, ist unter anderem dadurch zu erklären, daß es sich herausstellte, daß

England und Frankreich nicht imstande sind, die Dardanellen in einer angemessenen Zeit zu forcieren und Konstantinopel zu erobern. Man war genötigt, die Hilfe Italiens schon jetzt in Anspruch zu nehmen.

Das alles sind aber Vermutungen, und kühne Vermutungen, wenn man die Schwierigkeiten in Betracht zieht, die bei der Verwirklichung dieses Planes zu überwinden sind. Jedoch entbehren diese Vermutungen nicht jeder Grundlage. Eher das Gegenteil. Einen besseren Ausweg könnten England und Frankreich kaum finden. Wenn bloß die Schwierigkeiten nicht so groß wären. Aber die gegenwärtige außerordentlich schwierige Lage Englands und Frankreichs ist es eben, was das ganze Dardanellen-Unternehmen so wichtig macht. England und Frankreich sind mit ihrem Dardanellen-Unternehmen in eine Lage geraten, in der sie gezwungen waren, Italien für sich zu gewinnen, koste es, was es wolle. Sie werden infolgedessen alles aufbieten, um auch die Balkanstaaten zu gewinnen. Von der Stellungnahme der Balkanstaaten hängt die große Entscheidung ab.

Kautsky und mein Kartenhaus.

Von Eduard David.

In Nr. 11 beschäftigt sich Genosse Kautsky eingehend mit meinem Buche: „Die Sozialdemokratie im Weltkrieg“. Er meint, „der leiseste kritische Lufthauch werfe meine Darstellung um wie ein Kartenhaus“. Für die Leser meines Buches hätte ich nicht nötig, mein Wort vor dem Wind der Kautskyschen Kritik zu schützen. Sie werden finden, daß er seine Fundamente nicht einmal berührt, geschweige denn erschüttert. Wenn ich auf die von Kautsky herausgepickten Einzelheiten reagiere, so tue ich es lediglich für die Leser der „Neuen Zeit“ im In- und Ausland, die mein Buch selbst nicht zu Gesicht bekommen. Diesen die Ueberzeugung beizubringen, daß man sich Kautskys literarischer Wegweisung nicht blindlings anvertrauen darf, halte ich für eine sehr notwendige Aufgabe.

I.

In dem Kapitel „Was wir immer betont haben“ entwickle ich, daß die Haltung der Reichstagsfraktion vielen unserer politischen Gegner eine Ueberraschung gewesen sei. Schwerer sei zu verstehen, daß es auch in unseren eigenen Reihen Leute gab, die uns ein Versagen in der Stunde der nationalen Not zutrauten. Kautsky bemerkt dazu:

„Dene unentschuldbaren Mitglieder der Sozialdemokratie wagen gegenüber dieser moralischen Verdonnerung schüchtern nur auf die eine kleine Tatsache hinzuweisen, daß in unserer ganzen Literatur vor dem Kriege nirgends auch nur ein einziger Satz zu finden ist, der im Namen des Vaterlandes in jedem Krieg unter allen Umständen die Bewilligung der Kriegskredite fordert und jedes andere Verfahren als Vaterlandslosigkeit brandmarkt.“

Darauf wage ich, natürlich ganz genau ebenso schüchtern, zu erwidern, daß auch in meinem ganzen Buche nicht ein einziger Satz zu finden ist, der „in jedem Krieg unter allen Umständen“ die Bewilligung der Kriegskredite fordert. Dagegen findet sich z. B. folgender Satz darin:

„Ein Krieg gegen die Westmächte allein hätte außerdem in Deutschland den stärksten Widerstand gefunden. Er wäre unmöglich gewesen, wenn er von der deutschen Diplomatie provoziert worden wäre.“

Woraus der denkende Leser ersehen mag, wie gründlich Kautsky mein Buch gelesen hat, oder wie objektiv er seinen Inhalt wiedergibt.

II.

Kautsky hat ganz recht, wenn er weiter bemerkt, daß die Abweisung des Vorwurfs der Vaterlandslosigkeit in unserer früheren Literatur nichts weniger als gleichbedeutend war mit der Versicherung, in einem kommenden Krieg „jeder Regierung unbesehen alle von ihr verlangten Mittel zu bewilligen, ohne zu fragen, ob die von ihr befolgte Politik nicht die Nation aufs höchste gefährde und einem Abgrund zuführe“.

Aber Kautsky hat ganz unrecht, wenn er aus diesem Grunde meine Berufung auf jene Literatur als unzulässig bezeichnet. Worauf es ankommt, ist: in den zitierten und anderen zahlreichen Äußerungen der Begründer und hervorragenden Führer unserer Partei wird die prinzipielle Pflicht der Vaterlandsverteidigung anerkannt. Es wird erklärt, „daß wir bereit sind, dem Vaterland gegenüber ganz dieselben Pflichten zu erfüllen wie alle anderen Bürger“ (Auer); „daß wir bis zum letzten Mann und selbst die ältesten unter uns bereit sind, die Flinte auf die Schulter zu nehmen und unseren deutschen Boden zu verteidigen“ (Bebel); daß wir darum ja auch die allgemeine Volksbewaffnung fordern, „weil wir meinen, daß auch der letzte wehrfähige Mann die Möglichkeit haben muß, für die Freiheit und Unabhängigkeit seines Vaterlandes einzutreten . . .“ (Bebel).

Um dieses grundsätzlichen Bekenntnisses willen zur nationalen Verteidigung und Selbstbehauptung habe ich jene Äußerungen in mein Buch aufgenommen. Und die Fraktionsmehrheit kann sich mit vollem Recht und bestem Gewissen auf sie berufen — es sei denn, Kautsky wiese uns nach, daß es sich in diesem Kriege gegen eine Welt von Feinden für Deutschland nicht um die Behauptung seiner nationalen Existenz, um die Verteidigung seines territorialen Bestandes, um die Sicherung seiner ganzen politischen und wirtschaftlichen Gegenwart und Zukunft handle.

Solange er diese Grundlage meiner Gedankengänge unerschüttert läßt, solange bleiben meine logischen Ableitungen bestehen: Wir mußten in der Stunde der Not wahr machen, was wir immer betont hatten, wir durften unser Vaterland nicht im Stich lassen, wir mußten alles tun, um seine physische und psychische Widerstandskraft zu stärken, und darum mußten wir auch die Kredite bewilligen. Ihre Ablehnung würde die innere Zwietracht genährt, unser Land geschwächt und so die Gefahr einer Niederlage heraufbeschworen haben.

III.

Aus dem Gesagten folgt: Nicht um der Regierung ein Vertrauensvotum auszustellen, sondern um unser Land vor dem Verderben zu schützen, haben wir die Kredite bewilligt. Gegenüber diesem ehernen Muß zerflattern auch die logischen Gespinste, mit denen Kautsky die Stimmenthaltung einer Fraktion von 110 Mitgliedern befürwortet. Ein solches passives Zurseitestehen würde

nicht minder verhängnisvoll auf die Einigkeit des Volkes und das gegenseitige kameradschaftliche Vertrauen der ausrückenden Truppen gewirkt haben wie eine Ablehnung.

Weiter: War unsere Zustimmung ein Gebot der nationalen Notwehr, dann durfte seine Erfüllung auch nicht an Bedingungen geknüpft werden. Man überlege: Angesichts schwerster Bedrohung unseres Landes durch Invasion feindlicher Heere sollten wir unsere Mithilfe zur Abwehr abhängig machen von irgendwelchen Konzessionen, mit der Drohung, anderenfalls machen wir nicht mit, tun also etwas, was dem Feinde nützt. Mochten die gestellten Bedingungen, von unserem Standpunkt aus betrachtet, noch so gerecht und vernünftig sein, die Stunde nationaler Not ist nicht die geeignete Zeit, Zusicherungen im Sinne unserer Parteiauffassungen zu erpressen. Die Regierung hätte sich das von uns so wenig wie von einer anderen Partei bieten lassen können. Sie hätte ablehnen müssen, und wir selbst hätten uns damit in die Zwangslage gebracht, nein zu sagen, wo wir der Sache wegen ja sagen mußten.

Die „moralische Wirkung“ dieses Vorgehens wäre sicher ganz anders ausgefallen, als Kautsky es sich vorstellt. Da er selbst die Sache der Öffentlichkeit unterbreitet, so bin ich genötigt festzustellen, daß Kautsky mit dieser unglückseligen Idee am 3. August v. J. in der Fraktion auf keiner Seite Anklang fand.

IV.

Wie in meiner Bielefelder Rede, so hat Kautsky auch in meinem Buche nichts über das *W e t t r ü s t e n* entdeckt. Er sagt:

„Dem *Wettrüsten*, dem eigentlich Schuldigen, ist in seinem Buche ebensowenig die Rede wie in seiner Bielefelder Rede, und statt die Verantwortung für die Folgen der imperialistischen Politik allen ihren Trägern gleichmäßig zuzuschieben, unterscheidet er einen braven, defensiven und einen bösen, aggressiven Imperialismus und verfißt mit Nachdruck die Sache des ersteren.“

Wenn Kautsky die Güte haben will, mein Buch nochmals zu lesen, so wird er auf Seite 49 und 60 einiges finden, was auf das *Wettrüsten* Bezug hat. Daß es nicht mehr ist, liegt eben daran, daß ich in dem *Wettrüsten* im Gegensatz zu Kautsky nicht „den eigentlich Schuldigen“ sehe. Die Tätigkeit der Rüstungsinteressenten zu Lande und zu Wasser ist gewiß ein Faktor mit bei der Erzeugung kriegerischer Spannungen; aber die tieferen, primären Ursachen liegen in den wirtschaftlichen Gegensätzen. Siehe Karl Marx!

Was meine Unterscheidung zwischen einem „braven, defensiven und einem bösen, aggressiven Imperialismus“ betrifft, so kommt das brave und böse natürlich ganz auf Rechnung des „*Ethikers*“ Kautsky. Am anderen ist so viel richtig, daß ich dem Imperialismus der Ententemächte die aggressive Rolle bei der Schürzung des Kriegsknotens zuweise. Gegenüber dem ganz einseitigen Geschrei über die deutsche Eroberungsjucht hielt ich es für notwendig, auf die ungeheuerliche *Länderverschlingungspolitik* des englisch-französisch-russischen Weltverteilungs*syndikats* hinzuweisen. Es geschah zu Ruh und Frommenderer, die in Ausübung ihres internationalen Richteramts immer nur „vor der eigenen Türe“ kehren. Der Staub, den sie sich und anderen dabei in die Augen fegen, macht sie blind vor den hanebüchsten Tatsachen von der anderen Seite.

V.

In einer langen Auseinandersetzung sucht Kautsky zu beweisen, daß ich der französischen Bourgeoisie und ihrer Regierung bitteres Unrecht tue mit der Behauptung, das linke Rheinufer sei ihr als lozendes Kriegsziel erschienen. Dabei bediene ich mich noch obendrein einer „feinen“ Methode. Kautsky sagt darüber:

„Aber dann wie fein die Methode, dem Leser zu suggerieren, Frankreich habe sich mit Rußland verbündet, um das linke Rheinufer zu gewinnen! David hütet sich, das direkt herauszusagen, denn da müßte er doch Beweise bringen, und da geriete er in große Verlegenheit. Dafür erzielt er die gleiche Wirkung, ohne sich zu einem Beweise zu verpflichten, wenn er sich auf Engels beruft, der im Jahre 1859 — Welch neues Datum — darauf hingewiesen hatte, warum die Franzosen e h e d e m das linke Rheinufer anstrebten.“

E h e d e m bildete es nämlich eine günstige strategische Grenze. Jedoch: „Seitdem Paris befestigt ist, kann Frankreich die Rheinprovinz entbehren“ — sagt Engels. Und seitdem ist der französischen Regierung das linke Rheinufer Schnuppe, und es ist eine raffinierte „Feinheit“ von David, ihr etwas anderes zu unterstellen, — fügt Kautsky hinzu.

Hm! Ich weiß eigentlich nicht, warum Kautsky mit einem so großen Aufwand von sittlicher Entrüstung sich abmüht, die französischen Imperialisten und Revanchepolitiker vor dem Verdacht zu schützen, sie hätten mit dem französisch-russischen Bündnis auch nach 1870 die früheren Ziele des Zusammengehens mit dem Zarismus erstrebt. Sollte der Geheimvertrag das ausschließen und Kautsky Einblick in ihn genommen haben? Oder gründet er seine Ueberzeugung nur auf seine gute Meinung von der bescheidenen Gemütsveranlagung der Poincaré und Delcassé. Das würde seinem eigenen Herzen zwar Ehre machen. Aber er wird selbst zugeben, daß das für etwas realistischer veranlagte Leute keineswegs ein schlüssiger Beweis ist.

Ich gestatte mir also nach wie vor die Meinung zu haben, daß die französischen Ziele für den Fall einer militärischen Niederwerfung Deutschlands nicht nur auf die Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens sich beschränkten. Ueber den Umfang „des linken Rheinufers“ lasse ich natürlich mit mir reden. Belgien und Holland will ich Kautsky gern schenken.

Uebrigens noch eine interessante Aeußerung von Friedrich Engels zu diesem Thema. Im Jahre 1892 erschien ein nicht unbekannter Artikel von Engels über den Sozialismus in Deutschland in der „Neuen Zeit“. Dort heißt es über das mutmaßliche Schicksal Deutschlands bei einer Niederlage im Kriege gegen Rußland-Frankreich:

„Wird es besiegt, zermalmt zwischen dem französischen Hammer und dem russischen Ambos, so verliert es an Rußland Altpreußen und die polnischen Provinzen, an Dänemark ganz Schleswig, an Frankreich das linke Rheinufer. Selbst wenn Frankreich diese Eroberung zurückwies, Rußland würde sie ihm aufzwingen. Denn Rußland braucht vor allem einen ewigen Zankapfel, einen Grund unaufhörlicher Feindschaft zwischen Frankreich und Deutschland.“

Vielleicht antwortet Kautsky auch darauf wieder: ja, das war — e h e d e m !

VI.

Ein weiteres Beispiel für die „Schiefe und Einseitigkeit“ meiner Darstellung findet Kautsky in meiner angeblichen Behauptung, „zwischen Jaurès und den übrigen französischen Genossen habe eine große Kluft bestanden“. —

Eine solche allgemeine Behauptung habe ich selbstverständlich nirgends aufgestellt. Ich habe auf Seite 98 meines Buches den Franzosen den Vorwurf gemacht, daß sie der Haltung der deutschen Sozialdemokratie am verständnislofsten gegenüberstanden, und daran anschließend gesagt: „Mit Jaurès schien der einzige Mann gefallen zu sein, der zu einem objektiven Urteil über die deutsche Situation befähigt war“. Was ich dabei im Auge hatte, geht aus den unmittelbar folgenden Sätzen hervor: „Die französischen Genossen schrieben und schrien plöthlich, als ob ihr Land allein in Gefahr sei. Sie sahen nur das eine, nach dem Westen gekehrte Gesicht des Krieges; das nach Osten gekehrte blieb ihnen verborgen. Oder soweit sie es sahen, begrüßten sie es lediglich als Verheißung der eigenen Rettung. Sie schwelgten in der Hoffnung auf die „russische Dampfwalze“ und gaben sich der naiven Vorstellung hin, auf den eingewalzten deutschen Fluren werde dann der Zar den Baum der deutschen Freiheit pflanzen“.

Kautsky überspringt diese Sätze einfach. Er bricht das Zitat hinter dem Satz über Jaurès ab und erklärt: „Hier wird Jaurès entschieden in Gegensatz zu seiner Partei gebracht. Er habe über die deutsche Sozialdemokratie und die deutsche Regierung ganz anders gedacht wie seine Genossen“.

Was soll man zu einer solchen Art von Darstellung sagen!? Der Leser mag sich eine passende Bezeichnung dafür suchen. Daß Jaurès über die deutsche Sozialdemokratie im allgemeinen, und über die deutsche Regierung überhaupt anders gedacht habe, davon habe ich kein Wort gesagt. Nur das habe ich gesagt, daß Jaurès seine Augen nicht vor der uns aus dem Osten drohenden Gefahr verschlossen und darum verstanden haben würde, warum die deutsche Sozialdemokratie am 4. August ihr Land nicht im Stich ließ.

Zu dieser hohen Meinung von der Objektivität eines Jaurès brachte mich außer meiner Erfahrung aus persönlichem Verkehr eine Aeußerung von ihm, die ich auf Seite 36 meines Buches mitteile. Dort erwähne ich die Stelle aus seiner großen Kammerrede im Juni 1913, in der er die deutschen Sozialdemokraten gegen den Verdacht in Schutz nimmt, sie würden für Deutschland an dem Tage, an dem sie seine Unabhängigkeit verteidigen müßten, ein Faktor der Schwäche sein.

In diesem Punkt also stellte sich Jaurès in Gegensatz zu der französischen Partei, die bis heute unserem Eintreten für unser schwer bedrohtes Land völlig verständnislos gegenübersteht; deren hervorragendste Wortführer die Wahrnehmung unseres nationalen Verteidigungsrechtes als „Berat an der Internationale“ brandmarken und uns in Karl Liebknecht ein Muster vorhalten, dessen Nachahmung sie für sich selbst mit aller Entschiedenheit ablehnen.

Was ich auf Seite 120 meines Buches aus der Brüsseler Rede von Jaurès zitiere, steht mit dem Satz auf Seite 98 in gar keinem Zusammenhang. Daß sich Jaurès mit der Auffassung, die französische Regierung habe die Pflicht, auf Rußland im Sinne des Friedens einzuwirken, der Vertrag verpflichte die französische Regierung nicht zur unbedingten Kriegsfolge, nicht im Gegensatz zu seinen Parteigenossen befand, sage ich Seite 119 selbst. Ob Jaurès diese Auffassung geändert haben würde, wenn er am Leben geblieben wäre, weiß ich nicht. —

Daß Jaurès in Brüssel auch die deutsche Sozialdemokratie an die Pflicht gemahnte, auf unsere Regierung zu wirken, damit sie in Wien auf Mäßigung

bringe, ist richtig. Aber auch das hat mit meinem von Kautsky angegriffenen Urteil über Jaurès nichts zu tun. Nebenbei bemerkt: wir haben uns jener Pflicht nicht entzogen.

Schließlich zieht Kautsky in seinen kritischen Wirrwarr auch noch die Bemerkung betreffend Jaurès auf Seite 78 meines Buches hinein. Die hat erst recht nichts mit der Stelle auf Seite 98 zu tun. Daß der Name von Jaurès, als des der russischen Kriegspartei unbequemsten Mannes in Frankreich, im Munde von Nikolai Nikolajewitsch auftaucht, schien mir ein bemerkenswertes Moment zu sein. Warum — das wird Kautsky bei tieferem Nachdenken sicher selber finden.

VII.

Nun zu dem „anonymen Petersburger Klatsch“, das heißt zu den zuerst von der „Münchener Post“ gebrachten Mitteilungen aus dem Brief einer nahen Verwandten des Zaren. Kautsky tadelte mich heftig wegen der Benutzung „eines solchen Mysteriums“. Man erfahre weder den Namen der hohen Dame, noch den Namen des Adressaten, noch den Grund, wieso gerade die „Münchener Post“ zur Einsicht des Schriftstücks kam.

Kautsky sollte mir schon soviel Vorsicht zutrauen, daß ich mich hinsichtlich alles dessen informierte, bevor ich selbst die betreffende Mitteilung für meine Darstellung benutzte. Ich handelte genau so, wie jeder gewissenhafte Abgeordnete verfährt, bevor er eine Mitteilung ohne Quellenangabe auf der Parlamentstribüne benutzt. Ich beharre auch bei der guten Gepflogenheit des gewissenhaften Parlamentariers oder Redakteurs, seine Quelle, wenn triftige Gründe dafür vorliegen, nicht preiszugeben. Wenn Kautsky das Einstehen meiner Person für die Zuverlässigkeit meiner Quelle nicht genügt, so bedauere ich das; weise aber den Vorwurf, als ob ich mich der Mitteilung irgendeiner „anonymen Dame“ ungeprüft bedient habe, mit aller Entschiedenheit zurück.

Kein Mensch wird aus Kautskys Kritik entnehmen können, zu welchem Zweck ich jene Mitteilung bringe. Es geschieht nicht, wie Kautsky mir komischerweise unterstellt, „um daraus die Arbeiter Deutschlands über die Sozialdemokratie Frankreichs zu unterrichten“. Auch die Erwähnung Portugals unter den Allianzstaaten, die Kautsky so amüsiert, hatte es mir nicht angetan. Was ich mit jenen Mitteilungen beabsichtige, geht aus dem Zusammenhang, in dem sie stehen, klar hervor, und ich spreche es obendrein noch ausdrücklich aus. Jenes Dokument sollte ein Licht werfen auf das Treiben der Kriegspartei um Nikolai Nikolajewitsch; es sollte die Wirkung der Berührung Poincarés und Vivianis mit der Kriegspartei dartun, und sollte nachweisen, „welche Bedeutung das Verhalten der französischen und englischen Staatsmänner hatte für die in Petersburg fallende Entscheidung über Krieg oder Frieden“.

Natürlich bringe ich dafür noch anderes Material bei. Jenes Zeugnis aus der Gegenpartei am russischen Hofe dient nur zur Bestätigung und Befräftigung. Deshalb paßte das Dokument „David in den Kram“. Sollte es etwa gerade deshalb Kautsky nicht in den Kram passen?

VIII.

Zum Schluß meine angeblich unzulässige Berufung auf Friedrich Engels. Nach Kautsky ist der viel zitierte Artikel von Engels aus dem Jahre 1892 zur Rechtfertigung der Fraktionsmehrheit nicht zu verwerten.

Kautsky versteigt sich sogar zu der Behauptung, der Artikel fordere „eine der feinigsten (Davids) entgegengesetzte Taktik“.

Kautsky ist nicht der erste, der das unternimmt. Andere haben es vor ihm in Artikeln und Versammlungen getan. Man hat die Heranziehung von Engels als Gewährsmann für die nationale Verteidigungspflicht als „Leichenschändung“ bezeichnet und behauptet, Engels habe vielmehr verlangt, man solle beim Ausbruch eines solchen Krieges Revolution machen. Eine tollere Verdrehung der Engelschen Darlegungen läßt sich nicht denken.

Die Haupttendenz des betreffenden Artikels, den Engels vorher als Beitrag in den Almanach des „Parti ouvrier“ (Französische Arbeiterpartei Guesdescher Richtung) für 1892 geliefert hatte, war, „unverhohlen mit den französischen Sozialisten den Fall zu erörtern, wo d e u t s c h e S o z i a l i s t e n a n e i n e m K r i e g , a u c h g e g e n F r a n k r e i c h u n b e d i n g t t e i l n e h m e n w ü r d e n“. Das sagt Engels in der Einleitung zu dem deutschen Abdruck selbst.

Dieser Fall ist nach ihm gegeben, wenn Frankreich im Bunde mit Rußland gegen Deutschland steht. Denn, sagt er, „dann kämpft Deutschland einfach um seine Existenz“. Und in diesem Falle wird die deutsche Sozialdemokratie „aufs äußerste Rußland bekämpfen und alle seine Bundesgenossen“. „Sollte die französische Republik sich in den Dienst Seiner Majestät des Zaren und Selbstherrschers aller Reußen stellen, so würden die deutschen Sozialisten sie mit Leidenschaft bekämpfen; aber bekämpfen würden sie sie“.

Das ist der Grundgedanke der Engelschen Ausführungen, der auch mit der ganzen sonstigen Engelschen Stellungnahme zur Frage der nationalen Verteidigung harmoniert.

Nun glauben aber die Vertreter der Opposition, und mit ihnen offenbar auch Kautsky, aus den Auffassungen, die Engels über den mutmaßlichen Gang der inneren Dinge in Deutschland im Falle eines solchen Krieges hegte, für ihren Standpunkt Kapital schlagen zu können. Engels hält es nämlich für wahrscheinlich, daß die militärische Lage Deutschlands im Falle eines solchen Krieges eine so verzweifelte werden würde, daß die Regierung zu „revolutionären Maßregeln“ gezwungen werde, und daß dann der Sozialdemokratie die führende Macht zufalle.

Ich weise auf diese Hypothese von Engels auch in meinem Buche hin. Daß sie auf einer falschen Einschätzung der militärischen, wirtschaftlichen und politischen Festigkeit des regierenden Systems beruhte, sieht jeder. Diese seine Konstruktion hinsichtlich der innerpolitischen Wirkung des Krieges hält Engels aber keinen Augenblick ab, die geschlossene Abwehr der äußeren Feinde als unbedingtes Pflichtgebot zu verkünden.

Ja, er leitet die Notwendigkeit jener „revolutionären Maßregeln“ gerade aus der Auffassung ab, daß nur so die nationale Verteidigungskraft in ihrer ganzen Wucht zu entfalten sei. I n d i e s e m S i n n e weist er auf das „großartige Beispiel“ der Sansculotten von 1793 hin. So würden es im gleichen Falle die deutschen Sozialisten auch machen: „Und wenn dann die Soldaten des Herrn Constans den Fuß auf deutsches Gebiet setzen, wird man sie begrüßen mit den Worten der Marseillaise:

Quoi, ces cohortes étrangères Feraient la loi dans nos foyers!

Wie, soll dies fremde Heer uns schändliche Gewalt antun am eigenen Herd?“

Angeichts dieser Gedankengänge gehört wirklich ein übernormales Maß von Kühnheit dazu, Friedrich Engels zum Fürsprecher des nationalen Indifferentismus oder gar der „revolutionären“ Kriegstaktik russischer Prägung stempeln zu wollen. —

Kautsky schließt seine kritische Abhandlung mit der Bemerkung: „Es stünde schlimm um die Bewilligung der Kriegskredite, wenn sie nur mit Davidischen Argumenten zu verteidigen wäre“. — Du lieber Himmel, wie stünde es wohl damit, wenn sie mit Kautskyschen Argumenten verteidigt werden müßten!?

* * *

Nachschrift: Nach Abschluß der obigen Antwort auf den Artikel Kautskys in Nr. 11 erschien ein weiterer Artikel Kautskys gegen mich in Nr. 13 der „Neuen Zeit“. Indem ich mir vorbehalte, auf diesen noch eingehender zurückzukommen, möchte ich doch gleich jetzt eine Unterstellung kurz zurückweisen, weil es nicht gut wäre, wenn sie sich längere Zeit unwidersprochen im In- und Ausland einfräße.

Genosse Kautsky unternimmt den für den Leser meines Buches geradezu grotesken Versuch, mich zum Anhänger der alldeutschen Annexions- und Flottentreibereien zu machen. Indem ich dagegen protestiere, möchte ich Kautsky zugleich ersuchen, sich zu überzeugen, wessen Geschäfte er damit fördert! —

Die auswärtige Politik der alten Internationale und ihre Stellungnahme zum Krieg.

Von N. Kjaßanoff.

IV.

Die alte Internationale und der Preussisch-Oesterreichische Krieg von 1866.

Wir haben bis jetzt nur die auswärtige Politik der alten Internationale im engeren Sinne behandelt. Es drängt sich aber auch die Frage auf, wie sie sich überhaupt zu dem Kriege stellte. Hatte sie doch noch vor dem Deutsch-Französischen Krieg reichlich Gelegenheit, ihre Stellungnahme zu dem Krieg in ganz konkreten Fällen zu diskutieren. Auch vor dem Genfer Kongreß.

Schon im Mai 1866 wurde es klar, daß ein Krieg zwischen Preußen und Oesterreich unvermeidlich sei, und daß er in seinem Schoße noch weitere europäische Komplikationen trage. Wenden wir uns aber an die Protokolle des Zentralrats, so finden wir bis zu der Sitzung vom 5. Juni 1866 keine Spur, die auf die Gefahr der Lage deuten könnte. Die Initiative ergriffen die nationalen Sektionen, darunter auch die französische Sektion in London, die zu ihren Mitgliedern damals Lafargue zählte.

Am 15. Mai erließen die Pariser Studenten an die Studenten Deutschlands und Italiens einen gegen den drohenden Krieg gerichteten Aufruf, der über 500 Unterschriften trug, darunter auch die *Baillants*. Wir geben sie in ihrem Wortlaut wieder, weil sie sehr charakteristisch für die Stimmung der revolutionären Demokratie in Frankreich ist.¹⁰

„Brüder! In beiden Ländern ruft Ihr nach Krieg. Jung-Italien und Jung-Deutschland rüsten gegeneinander. Mit tiefer Trauer nimmt die französische Jugend diese Bewegung wahr. Unser Geschlecht ist berufen ein Werk zu vollbringen, das

¹⁰ Nach der Uebersetzung, die im „Vorboten“ im Jahre 1866 erschienen ist.

die Hoffnung der Menschheit ist und die Einigung aller unserer Kräfte erheischt. Dieses Werk mißkennet Ihr.

„Deutsche und italienische Brüder, die Ihr mit dräuender Miene widereinander das Schwert zieht, sagt uns doch, welches die Gefühle und Ansichten sind, die Euch trennen? Ein nämlicher Haß glüht in all unseren Herzen. Welcher Haß? Antwortet. Ist's nicht der Haß gegen die Unterdrückung? — Was lieben wir am meisten auf der Welt? Was wollen wir alle in der Gesellschaft verwirklichen? — Die Freiheit und die Gerechtigkeit! Fragt nicht weiter; wir sind alle einig. Und Wahnsinn ist es, wenn wir einander angreifen. Brüder, Ihr seid die betörten Opfer einer alten, ebenso abgeschmackten wie hassenswürdigen Politik, die seit Jahrtausenden die Völker zu gegenseitigen Morden hegt unter dem albernen Vorwande der nationalen Interessen und der Stammesunterschiede.

„Nationalitäten, Vaterländer, Rassenverschiedenheit, Gleichgewicht, alles große, sinnlose Worte, die stets nur dem Ehrgeiz und dem aberwitzigen Stolge einiger Unterdrücker als Larve gedient haben. Dergleichen Kriege werden geführt, seitdem die Welt besteht. Was haben sie erzielt? Ströme Blutes sind geflossen, und was haben die Völker dabei gewonnen?

„Brüder! Die Zeit ist gekommen, alle diese unvernünftigen Ideen, diese mörderischen Vorurteile von sich zu stoßen. Trennen wir uns von dieser alten Welt, die in Trümmer fällt.

„Italiener, Deutsche, Franzosen! Lange genug haben wir uns für den Ruhm dieser hohlen Titel geschlagen. Weg mit ihnen! Sagen wir endlich einmal, daß wir einfach Menschen sind. Wie wir nur eine Führerin annehmen, die Vernunft, so erkennen wir auch nur ein Vaterland an, die Menschheit. Wer frei sein, wer mit uns auf der Bahn der Revolution wandeln will, der ist unser Landsmann, und die Verleher der Gerechtigkeit, die, welche auf ewig die Knechtschaft, die Unwissenheit und das Elend über die Völker verhängen wollen, sind unsere einzigen Feinde.

„Brüder aus Deutschland und Italien! Gegen diese Feinde müssen wir Krieg, unversöhnlichen Krieg, ohne Gnade und Unterlaß, führen. Zu diesem Kriege fordern wir Euch alle auf. Das ist unsere heilige Aufgabe, die Aufgabe des neunzehnten Jahrhunderts. Vereint vorwärts! Denn dieser Krieg wird seit Anbeginn der Dinge der einzige sein, der sich um die Menschheit wohl verdient macht, und er wird der letzte aller Kriege sein. Denn, ist die Bedrückung vernichtet, das Vorurteil verschwunden, die soziale Gerechtigkeit eine Wirklichkeit gemorden, wie soll man da noch begreifen, daß die Völker sich gegenseitig zu vernichten denken sollen? Ihr offenes Interesse liegt nicht in diesen scheußlichen Kämpfen, sondern im Frieden, in der Eintracht und der Brüderlichkeit.“

In der Sitzung des Zentralrats vom 5. Juni 1866 legte Lafargue eine Antwortadresse vor, die von der französischen Sektion angenommen war (sie ist von ihm selbst verfaßt worden), und machte im Namen der Sektion den Vorschlag, die Internationale Arbeiterassoziation solle diese Adresse an die Studenten aller Völker im Namen der Arbeiter aller Völker richten. Troßdem einige Mitglieder dagegen protestierten, daß man im Namen des Zentralrats eine Adresse erlasse, die nur in der Abwesenheit der Mehrheit diskutiert werden könne, wurde mit 6 Stimmen gegen 6 Stimmen (den Ausschlag gab der Vorsitzende) beschlossen, der Adresse, die von der französischen Sektion ausging und im Namen der Arbeiter aller Länder erscheinen sollte, die Billigung des Zentralrats auszusprechen. So geschah es, und schon am 10. Juni 1866 wurde sie in der französischen Zeitung „La rive gauche“ (Das linke Ufer) veröffentlicht (Aux étudiants de Paris, aux étudiants et aux jeunes hommes de tous les pays, les ouvriers de tous les pays). (An die Studenten von Paris, an die

Studenten und jungen Männer aller Länder die Arbeiter aller Länder.) Wir geben sie in der deutschen Uebersetzung, die in der Julinummer des „Vorboten“ 1866 erschienen ist.

„Wir haben gehört Euer erhebenden Aufruf, welchen Ihr an Eure Brüder in Deutschland und Italien gerichtet. Unsere Herzen haben gezittert vor Freude. Man hatte uns gesagt, sie wäre tot, die herrliche Jugend der Schule, die immer bereit ist, für Recht und Gerechtigkeit in die Schranken zu treten. Nein, sie ist nicht tot; sie marschirt standhafter als je vorwärts auf dem Wege der Revolution.

Euch, die Ihr inmitten des blinden Taumels, der die Regierungen hingerissen, die Völker zu gegenseitiger Ermüderung zu heizen, den Mut gehabt, Worte des Friedens und der Eintracht zu verkünden, sagen wir hier:

Sal wie Ihr, so verfluchen auch wir den Krieg, denn es sind wir, die dessen ganze Last tragen; es sind wir, die ihn bezahlen; es sind wir, die durch die Kanone zu Tausenden auf den Schlachtfeldern dahingerafft werden.

Die Menschheit hat genug gelitten; sie hat sich zu lange gebeugt unter dem viehischen Joche brutaler Gewalt, und es ist hohe Zeit, daß sie, allen Aberglauben aus Kopf und Herzen jagend, sich wieder ermanne und Gerechtigkeit begehre mit ganzer Kraft.

Studenten und junge Männer aller Länder!

Wir, die Enterbten, wir, die wir das Gewicht des Tages tragen, wir, die wir die Reichthümer erzeugen und nichts davon genießen, appellieren an Euer Herz.

Studenten der Heilkunde! Ihr kennt besser als alle anderen unsere Leiden, denn Ihr seht uns im Spital, unserer einzigen Entschädigung für ein Leben voll Entbehrung und mühseliger Arbeit.

Studenten der Rechtswissenschaft! Ihr wisset, durch welche Fessel uns die Gesetze politisch bevormunden und unsere Organisation verhindern.

Studenten der Philosophie! die Ihr die von jedem Aberglauben befreite Wissenschaft kennt, erinnert Euch immer daran, welche Anstrengungen dieses Resultat gekostet hat. Wir, die wir arbeiten ohne Unterlaß, können wir auch noch Anstrengungen in dieser Richtung machen?

Junge Männer! die Ihr, wie wir, Euer Leben verdienen müßt, wisset am besten, welche mühevollte Arbeit uns das arme tägliche Brot kostet.

Auch wir haben, wie Ihr, unseren Kongreß gewollt, und dieser wird nächsthin am 3. September in Genf abgehalten.

Wir wollen in Vereinigung die entsetzliche Wunde, die uns die Weichen zernagt — den Pauperismus — studieren; wir wollen dafür ein Heilmittel suchen und, was es auch kosten mag, in Anwendung bringen.

Wohlan! Euch, die Ihr noch jung, für edle Empfindungen noch nicht erkaltet, die Hoffnung der Zukunft seid, sagen wir: Kommet in unsere Mitte; kommet, unsere durch die Arbeit schwieligen Hände zu drücken, kommet, unsere Allianz zu verkitteten. Ihr sollt uns mit dem Lichte der Wissenschaft leuchten, und wir wollen Euch die Geheimnisse der Arbeit zeigen. Sodann werden wir uns besser kennen und mehr lieben lernen.

Der Arme hat kein Vaterland; in allen Ländern plagen ihn die gleichen Uebel; daher begreift er auch, daß die Scheidewände, welche die Gewaltthaber zwischen den Völkern aufgerichtet, um sie besser zu knechten, für immer fallen müssen. Ja, er, vornehmlich er, o junge Leute! wird den Traum Anacharsis Cloots, Redners des Menschengeschlechtes, verwirklichen — wird die große Endgenossenschaft der Völker gründen. Kommt also, kommet und helfet uns, das große Werk des neunzehnten Jahrhunderts vollbringen.

Es ist die soziale Revolution, die wir erwarten und mit aller Kraft begehren, die vollbracht werden muß. Alsdann ist der Mann nicht nur Meister seiner Person, sondern auch seiner Arbeit, denn die Bevorrechteten sind dann in Ohnmacht versunken und die Schmarotzer von der Welt verschwunden. Alsdann sind die Arbeiter

— des Kopf- und Handwerks — allein geehrt, wird der Friede auf der ganzen Erde regieren, ist die Einheit des Menschengeschlechts hergestellt.“

Daß Marg mit dieser Adresse, die auch von Eccarius, Lessner, Jung, Dupont, Shaw u. a. unterschrieben wurde, nicht einverstanden war, sieht man aus seinem Brief an Engels vom 20. Juni 1866:

„Nach Manchester kommen, geht nicht, denn ich kann das Haus im gegenwärtigen Zustand nicht verlassen; außerdem muß ich hier sein wegen der Internationalen, wo meine französischen Freunde schon einmal meine Abwesenheit benützt, um unter diesen herausfordernden Umständen dummes Zeug im Namen der Assoziation zu machen.“

So war es in der Tat, und die Adresse wurde überall — in Frankreich, in Deutschland, in der Schweiz — als eine Adresse der Internationalen Arbeiterassoziation aufgefaßt.

Der Ausbruch des Preussisch-Oesterreichischen Krieges selbst wird im Generalrat zuerst in der Sitzung vom 12. Juni 1866 erwähnt, also an dem Tage, an dem Oesterreich seinen Gesandten in Berlin abrief und dem preussischen Gesandten in Wien seine Pässe zustellte. Die Debatte wurde aber auf die nächste Sitzung verschoben (19. Juni 1866).

Leider erfahren wir aus den Protokollen nur, daß diese Debatte von Eccarius eröffnet wurde, daß ihm folgten Le Lubez, Fog, Lafargue, Marg, der „eine höchst interessante Rede hielt“.

Einiges teilt uns Marg selbst in seinem oben zitierten Brief an Engels mit:

„Gestern war im International Council Debatte über die jetzige Kriegssache. Es war vorher angekündigt und unser Zimmer sehr voll. Auch die Herren Italiener hatten uns wieder beschickt. Die Diskussion lief aus, wie vorherzusehen, in die Frage der „Nationalitäten“ überhaupt und die Stellung, die wir dazu einnehmen. Dieser Gegenstand vertagt auf nächsten Dienstag. — Die Franzosen, sehr zahlreich vertreten, gaben vent¹ ihrer kordialen Abneigung gegen die Italiener. Uebrigens rückten die (Nichtarbeiter) Repräsentanten der „Jeune France“ damit heraus, daß alle Nationalität und Nationen selbst „des préjugés surannés“ sind. Proudhonistischer Stirnerianismus. Alles aufzulösen in kleine „groupes“ oder „communes“, die wieder einen Verein bilden, aber keinen Staat. Und zwar soll diese „Individualisierung“ der Menschheit und der entsprechende „Mutualismus“ vor sich gehen, indem die Geschichte in allen anderen Ländern aufhört und die ganze Welt wartet, bis die Franzosen reif sind, eine soziale Revolution zu machen. Dann werden sie uns das Experiment vormachen, und die übrige Welt wird, durch die Kraft ihres Beispiels überwältigt, dasselbige tun. Ganz was Fourier von seinem phalanstère modèle erwartete. Im übrigen sind alle „Reaktionäre“, die die „soziale“ Frage mit den „superstitions“ der Alten Welt intumbierten. — Die Engländer lachten sehr, als ich meinen Speech damit eröffnete, daß unser Freund Lafargue usw., der die Nationalitäten abgeschafft hat, uns „französisch“, das heißt in einer Sprache anredet, die neun Zehntel des Auditoriums nicht verstand. Ich deutete weiter an, daß gänzlich unbewußt er unter Negation der Nationalitäten ihre Absorption in die französische Mutternation zu verstehen scheine. — Uebrigens ist der Standpunkt jetzt schwierig, weil man einerseits dem albernen, englischen Italianismus, andererseits der falschen französischen Polemik dagegen gleichmäßig entgegenzutreten und namentlich jede Demonstration vermeiden muß, die unsere Gesellschaft in eine einseitige Richtung involvieren würde.“

Der letztere Standpunkt war für Marg der entscheidende.

Obwohl an der Debatte noch kein Russe teilnahm, nahm sie noch vier weitere Sitzungen (26. Juni, 3. Juli, 10. Juli, 17. Juli) in Anspruch.

¹ machten Luft. ² veraltete Vorurteile. ³ abergläubischen Vorstellungen.

Nicht nur die französischen Mitglieder, sondern auch andere waren in ihrer Stellungnahme in bezug auf den Krieg durch den Umstand verwirrt, daß der Krieg in seinem Verlaufe Garibaldi und Bismarck auf eine Seite brachte. So glaubte Jung, daß, obwohl Garibaldis Herz „unzweifelhaft im Recht war, sein Kopf und sein Schwert auf der falschen Seite waren“. Er bedauerte, daß Garibaldi und Mazzini im Bunde mit Bismarck stehen, er hoffte aber, daß die Folge des Krieges die Revolution sein werde. Dagegen nahm der Pole Bobczynski Garibaldi in Schutz, indem er darauf hinwies, daß, obwohl er mit Bismarck zusammen kämpfe, er es aus anderen Motiven tue. Er und Carter schlugen folgende Resolution vor:

„Die Londoner Mitglieder der Internationalen Arbeiterassoziation betrachten den Konflikt auf dem Kontinent als einen Streit zwischen Tyrannen und raten den Arbeitern, neutral zu bleiben, sich aber untereinander zu dem Zwecke zu verbinden, durch ihre Einigung Kraft zu erwerben und die so erworbene Kraft dazu zu benutzen, allen Tyrannen Europas den Todesstreich zu versetzen und ihre eigene Freiheit zu verkünden.“

Eine ganz einseitige Resolution, die gegen Preußen gerichtet war, wurde von Fox vorgeschlagen:

„Die preußische Regierung ist verantwortlich für das Elend, das durch den gegenwärtigen Krieg auf dem Kontinent hervorgerufen wird.“

Auch Cremer beantragte eine Resolution, die kaum von ihm selbst herühren dürfte und wahrscheinlich ein Kollektivprodukt war:

„1. Der Krieg, der jetzt in Europa zwischen der preußischen und österreichischen Regierung entbrannt ist, ist ein Krieg um die Herrschaft (for Empire) und verfolgt als solcher nicht die Absicht, den Völkern zu nützen; denn wer immer Sieger bleibt, es wird nur die Ersetzung des einen Despoten durch einen andern sein.

2. Der Generalrat bedauert, daß das preußische Volk es geschehen ließ, daß seine Energie durch die Kriegspolitik Bismarcks von der Ausdehnung und Festigung seiner Freiheiten abgelenkt wurde, wodurch es Bismarck gelang, die politischen Fesseln des Volkes noch zu stärken.

3. Der Generalrat drückt zugleich die Hoffnung aus, daß das italienische Volk sich nicht durch sein Streben nach Befreiung der Venetianer zu einer unheiligen Allianz mit der preußischen Regierung verlocken läßt und sich dadurch eines politischen und moralischen Selbstmordes schuldig macht; denn während es für die Freiheit der Venetianer kämpfte, würde es zugleich der preußischen Regierung helfen, das deutsche Volk zu versklaven.

4. Da alle Kriege, die nicht für Freiheit und Gerechtigkeit unternommen werden, grausam und verdammenswert sind, empfehlen wir den Völkern Europas, sich jeder aktiven Teilnahme an dem gegenwärtigen unheilvollen Kampfe zu enthalten.“

Erst in der Sitzung vom 17. Juli 1866 wurde die Diskussion geschlossen. Es wird uns mitgeteilt, daß die Hauptredner waren Dutton, Bobczynski und Marx. Nachdem Cremer und Fox ihre Resolutionen zurückgezogen hatten, wurde die Resolution Bobczynski-Carter mit Änderungen, in denen wir gleich die verbessernde Hand von Marx merken, einstimmig angenommen:

„Der Zentralrat der Internationalen Arbeiter-Assoziation betrachtet den gegenwärtigen Krieg auf dem Kontinent als einen Krieg zwischen Regierungen und rät den Arbeitern neutral zu bleiben und sich untereinander zu dem Zwecke zu verbinden, durch ihre Einigung Kraft zu erwerben und diese so erworbene Kraft dazu zu benutzen, um ihre soziale und politische Befreiung zu erringen.“

Als diese Resolution veröffentlicht wurde, war der Krieg schon beendet. Am 26. Juli wurde der Präliminarfriede zwischen Preußen und Oesterreich in Nikolsburg abgeschlossen. Über diese Verspätung ist bekanntlich keine

Besonderheit der alten Internationale. Jedenfalls hatte diese Resolution den Vorzug, daß sie nicht „unsere Gesellschaft in eine einseitige Richtung involvieren“ half, und daß sie, um auch mit Marx' Worten zu reden, sich „selbst jedem Scheinkompromiß mit den bestehenden Gewalten fernhielt“.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Wirtschaftsmarkt.

New Yorks Aufstieg als Kapitalmarkt.

Englisches Kapital in Südamerika. — Englische und nordamerikanische Konkurrenz auf südamerikanischen Märkten. — Dollar- und Sterlingkurs. — Americas Kriegslieferungen. — Handels- und Zahlungsbilanz der Vereinigten Staaten unter den Einwirkungen des Krieges. — New York als Weltbankier. — Bankgründungen in Mittel- und Südamerika. — Die New Yorker Abrechnungszentrale. — Wallstreet gegen Lombardstreet.

In einem früheren Bericht vom internationalen Wirtschaftsmarkt (Heft 9, II. Band des laufenden Jahrganges der „Neuen Zeit“) habe ich nachzuweisen versucht, daß Deutschland eine Verdrängung seines Exports nach Südamerika durch die amerikanische Union während des jetzigen Völkrieges kaum zu befürchten hat — vorausgesetzt, daß das heutige gewaltige Ringen nicht mit einer Niederlage des Deutschen Reiches endigt und seine Schifffahrt fähig bleibt, alsbald nach Friedensschluß den regelmäßigen Dampferverkehr nach den wichtigeren südamerikanischen Häfen wieder aufzunehmen. Weit mehr als Deutschland hätte England die Konkurrenz der Vereinigten Staaten in Südamerika zu fürchten, allerdings zunächst auch nicht auf dem Gebiet des Wareneports, sondern auf dem Kapitalmarkt; denn der Krieg würde höchstwahrscheinlich eine enorme Erstarkung der New Yorker Bankfinanz zur Folge haben und damit eine Ausdehnung ihres Geschäftsbereichs auf Südamerika, über das England bisher fast unbestritten die finanzielle Herrschaft besaß.

Macht auch Deutschland dem englischen Export und der englischen Schifffahrt seit einigen Jahren mit steigendem Erfolg die einstige Monopolstellung streitig, so behauptet doch noch immer England auf dem südamerikanischen Markt den ersten Platz, nicht nur als Exporteur und Reeder, sondern auch als Bankier.

Wie bisher die Zahlungsabrechnung des Handelsverkehrs Südamerikas mit seinen fremden Lieferanten und Abnehmern größtenteils ihren Weg über die große Abrechnungsstelle London nahm unter Vermittelung der dortigen Akzeptbanken, so wandten sich auch meist, wenn sie Geld brauchten, die südamerikanischen Staaten, Eisenbahnen, Geschäftsunternehmungen mit ihren Anleihewünschen zunächst an den großen Londoner Geldmarkt, wenn nicht direkt, dann indirekt durch englisch-südamerikanische oder einheimische Bankhäuser.

Die Folge war, daß die englischen Kapitalanlagen nach und nach eine gewaltige Höhe erreicht haben und heute sicherlich über 14 Milliarden Mark betragen. Leider läßt sich die Summe nur ungefähr feststellen. Nach einer ziemlich sorgfältigen Ermittlung des Londoner „Economist“ im Jahre 1912 waren damals 622,2 Millionen Pfund Sterling an englischem Kapital in Südamerika investiert. Und zwar verteilte sich diese Summe in folgender Weise auf die einzelnen Geschäfts- und Erwerbszweige.

Angelegt waren:

in Eisenbahnen	258,69	Mill. Pfd. Sterl.
„ Anleihen	228,69	„ „ „
„ Straßenbahnen	34,32	„ „ „
„ Immobilien- und Finanzgesellschaften	31,76	„ „ „
„ Banken	11,84	„ „ „
„ Handels- und Industriegeellschaften	9,82	„ „ „
„ Salpeterminen	7,68	„ „ „
„ Gaswerken	5,96	„ „ „
„ Telegraphen, Telephongesellschaften usw.	4,02	„ „ „
„ Kautschubetrieben	2,93	„ „ „
„ Kanalisationen	2,48	„ „ „
„ Elektrischen Anlagen	2,37	„ „ „
„ Schifffahrt	1,60	„ „ „
„ Minen	1,49	„ „ „
„ Brauereien	1,28	„ „ „
„ Verschiedenen anderen Gesellschaften	12,99	„ „ „

Ungefähr 622,2 Millionen Pfund Sterling englisches Kapital oder 12,7 Milliarden Mark waren also damals schon (abgesehen von den nicht nachweisbaren kleineren privaten Kapitalanlagen) in Südamerika investiert. Seitdem dürfte die Summe über 14 Milliarden Mark hinausgewachsen sein.

Schon durch diese Kapitalinvestitionen besitzen naturgemäß die englischen Kapitalisten einen starken Einfluß auf das Wirtschaftsleben der südamerikanischen Staaten, die ihnen im starken Maße verschuldet sind. Ferner haben die Engländer vielfach die Privat-Eisenbahnen Argentiniens, Brasiliens und Uruguays — das Staatsbahnnetz ist nur wenig ausgedehnt — und das große Bankgeschäft in Händen, das heißt, der Export- und Importhandel ist zu einem großen Teil auf englischen Kredit angewiesen. Hinzu kommt weiter, daß der Fernschiffahrtsverkehr zwischen Südamerika und den übrigen Erdteilen zu mehr als zwei Dritteln durch englische Reedereien vermittelt wird. Selbst der Handelsverkehr zwischen den Häfen Uncle Sams und den einzelnen südamerikanischen Staaten wird keineswegs, wie sicherlich mancher Leser annehmen dürfte, durch Schiffe der Unionsflagge besorgt, sondern zumeist durch englische, zum Teil auch durch deutsche und norwegische Schiffe.

Gerade auf diesem Gebiet der Kapitalherrschaft aber ersteht England infolge des Krieges und dessen Rückwirkungen auf die amerikanische Finanzwirtschaft eine schwere Konkurrenz. Schon seit etwa zwei Jahrzehnten macht Uncle Sam energische Anstrengungen, seinen Warenabsatz nach Südamerika zu fördern, wie die Einberufung verschiedener Handelskonferenzen, die Einsetzung von industriellen Studienkommissionen, die Veranstaltung schwimmender Industrieausstellungen, die Gründung des Bureaus of Foreign and Domestic Commerce in Argentinien, die Bevorzugung argentinischer Agrarprodukte durch das neue Zolltarifgesetz zur Genüge beweisen. Dennoch war der Erfolg dieser Bestrebungen bisher gering. Zum großen Teil deshalb, weil der amerikanischen Warenausfuhr keine Handelsflotte zur Verfügung steht, leistungsfähige Handelshäuser und Banken der Union an den südamerikanischen Handelsplätzen fehlen, und die südamerikanischen Exporteure und Importeure daher von den nordamerikanischen Bankinstituten nur schwer Kredit erhalten.

Auch die geringe Beteiligung des Yankee Kapitals an den Staats- und Eisenbahnanleihen der südamerikanischen Staaten spielt dabei eine gewisse

Rolle. Zwar haben die nordamerikanischen Kapitalisten nicht unerhebliche Kapitalien im Auslande angelegt, aber meist nicht in Staatsanleihen und in Eisenbahnwerten, die ihnen durchweg eine zu geringe Verzinsung versprechen. Sie bevorzugen mehr spekulative gewerbliche und geschäftliche Unternehmungen, die schöne Dividenden in Aussicht stellen. Und dann, weshalb in die Ferne schweifen? Kanada, Mexiko, Kuba, Nicaragua liegen Uncle Sam näher.

Zu einzelnen Zeiten, wie z. B. im Jahre 1900 während des Burenkrieges, als sie im Gelde schwamm, hat auch die Finanz der Vereinigten Staaten Anlagen in ausländischen Anleihpapieren gemacht. Bekanntlich hat damals selbst England durch Vermittelung von J. P. Morgan u. Co. eine Anleihe auf dem New Yorker Kapitalmarkt aufgenommen, und ferner übernahmen die National City Bank und die Firma Kuhn, Loeb u. Cie. 80 Millionen Mark deutsche Schatzscheine. Auch während des japanisch-russischen Krieges verstieg sich der New Yorker Geldmarkt unter Führung der letztgenannten Firma zur Aufnahme zweier japanischer Anleihen. Aber das sind gelegentliche Ausnahmefälle. Im ganzen ist bisher die Liste der ausländischen Fonds auf dem New Yorker Kurszettel recht unbedeutend.

Das hat sich im Lauf des jetzigen Krieges wesentlich geändert. Eine Reihe Staaten sind, da sie für ihre Anleihewünsche kein Entgegenkommen auf dem Londoner Markt fanden, nach New York gegangen und zugleich wird dieser Platz mehr und mehr zur Abrechnungsstelle des internationalen Warenverkehrs zwischen den neutralen Staaten, besonders den mittel- und südamerikanischen. London ist freilich noch immer das große Clearinghouse der Welt und sicherlich werden manche der während der Kriegszeit angeknüpften Verbindungen mit New York nach Friedensschluß wieder zerrissen werden; aber ein großer Teil des Wechselatzeptgeschäfts wird voraussichtlich dauernd London verloren gehen und den New Yorker Banken verbleiben. Ein Teil, der um so größer sein wird, je mehr Englands Finanzkraft im Verlauf des Krieges geschwächt wird.

Neben London erlangt New York, neben Lombardstreet Wallstreet eine steigende Bedeutung für den internationalen Geldverkehr, dessen Entwicklung zu Anfang des Krieges wenige vorausgesehen haben, am wenigsten die englische Finanz selbst.

Als der Krieg ausbrach, sahen die Geschäftsbeziehungen zwischen London und New York wesentlich anders aus als heute. Amerika war England schwer verschuldet, und sobald die englische Finanzwelt, um mehr Geld in die Finger zu bekommen, die laufenden kurzfristigen Kredite kündigte, geriet der amerikanische Geldmarkt in eine heikle Lage, die dadurch noch verschlimmert wurde, daß die amerikanischen Wechsel auf London infolge des englischen Wechselmatoriums dort bis zum 17. Oktober meist nicht eingezogen werden konnten. Womit sollte man zahlen? Wertpapiere nach London zum Verkauf zu schicken und mit dem Erlös die fälligen Schulden zu bezahlen, hatte keinen Zweck, denn die Londoner Börse war geschlossen und an einen glatten Absatz der Papiere in London nicht zu denken. Ebenso wenig hatten Finanztratten Aussicht auf Akzeptation in London. An englischen Bestellungen auf amerikanische Waren fehlte es aber zunächst und einfach Waren auf gut Glück nach London zu schicken und sie dort verauktionieren zu lassen, hieß ein übergroßes Risiko übernehmen. blieb das

beliebte Mittel in Friedenszeiten: die Versendung von blankem Gold über den Ozean. Doch ganz abgesehen von den Kosten, war dieses Verfahren, in Massen angewandt, ebenfalls recht gefährlich; denn wie leicht konnten die goldbeladenen Schiffe abgefangen werden.

So stieg der Sterlingkurs in New York höher und höher. In der ersten Augushälfte wurden für Kabel-Zahlungsanweisungen auf London (sogenannte Cable Transfers) sogar $6\frac{1}{2}$ bis 7 Dollar pro Pfund Sterling gezahlt. Doch bald änderte sich das Bild. England sah sich gezwungen, in steigendem Maße Rohstoffe und Nahrungsmittel, vornehmlich Getreide, in den Vereinigten Staaten einzukaufen, und diesen Einkäufen folgten bald darauf große Bestellungen auf Kriegsmaterialien aller Art. Englands Schulden in den Vereinigten Staaten wuchsen und damit sank auch der Sterlingkurs. Ende Februar zahlte man noch $4,78\frac{1}{2}$, Anfang Mai nur $4,76\frac{1}{2}$ Dollar für ein Pfund Sterling, also $10\frac{1}{2}$ Cents unter der gewöhnlichen Parität von 4,87.

Um den Kurs höher zu treiben, hat die englische Regierung die angeammelte Goldreserve der Bank von England in Ottawa (Kanada) nach den Vereinigten Staaten zurückfließen lassen und eine große Menge von Schatzwechseln auf den englischen Markt geworfen, während zugleich für die Londoner Börse das Arbitrageverbot aufgehoben wurde, um die massenhafte Ausfuhr von bisher in englischem Besitz gewesenen amerikanischen Wertpapieren zu erleichtern. Doch genügt haben alle diese Maßnahmen bisher recht wenig.

Wie günstig sich infolge der großen Ankäufe von Nahrungsmitteln und Kriegsmaterialien durch England, Frankreich, Rußland, Italien die amerikanische Handelsbilanz gestaltet hat, zeigt folgende, leider nur die ersten acht Kriegsmonate umfassende Aufstellung (die Summen in 1 000 Dollar):

1914/15	Export	Import	Ueberschuß der Ausfuhr (+) der Einfuhr (-)
Juli	154 139	159 677	— 5 538
August	110 367	129 768	— 19 400
September	156 052	139 710	+ 16 342
Oktober	194 711	138 080	+ 56 630
November	205 878	126 467	+ 79 411
Dezember	245 633	114 656	+ 130 977
Januar	267 879	122 146	+ 145 731
Februar	299 806	125 124	+ 174 682
März	299 010	158 041	+ 140 969
Summa	1 933 475	1 213 671	+ 719 803

Immer größer wird der Wert des Ueberschusses der Ausfuhr über die Einfuhr, ganz abgesehen davon, daß in der jetzigen Ausfuhr verhältnismäßig viel höhere Unternehmerrgewinne stecken, als in normalen Jahren. Von Anfang September bis Ende März sind für rund 720 Millionen Dollar (3060 Millionen Mark) Waren mehr von der Union ausgeführt als eingeführt worden.

Uncle Sams Zahlungsbilanz gestaltet sich dadurch nicht nur England, sondern allen europäischen Staaten gegenüber, die sich zum Bezug von Nahrungsmitteln und Kriegsmaterialien aus seinem Gebiet genötigt sehen, immer günstiger. Gewaltige Reichtümer strömen ihm zu, und die Geldflüssigkeit

am New Yorker Markt steigt. Die amerikanische Finanz nützt diese vorteilhafte Lage dazu aus, einerseits die in Europa entwerteten amerikanischen Papiere zu außergewöhnlich niedrigen Preisen zurückzukaufen und sich dadurch mehr und mehr von der Vorherrschaft des europäischen, besonders des englischen Kapitals zu befreien, andererseits als großer Geldgeber, als Weltbankier, aufzutreten und den geldbedürftigen Staaten wie auch den großen Industrie- und Handelsgesellschaften des Auslandes gegen hohe Zinsen jene benötigten Summen zu pumpen, die sie auf dem Londoner Geldmarkt nicht zu erhalten vermögen, da dieser durch das englische Schatzamt zum Zweck der Geldmittelbeschaffung für die Kriegführung des Dreibundes völlig monopolisiert und für Emissionen neutraler Staaten gesperrt worden ist.

Bereits hat Kanada 70 Millionen Dollar in New York geborgt. Auch Schweden und Norwegen haben kleine Anleihen zur Bezahlung der von ihnen aus Amerika bezogenen Waren aufgenommen. Frankreich hat durch das Bankhaus J. P. Morgan u. Co. 30 Millionen Dollar französische Schatzscheine untergebracht, ebenso auch Deutschland für 10 Millionen Dollar fünfprozentige neunmonatliche Schatznoten. Rußland und England haben zur Begleichung der laufenden Rechnungen für bezogene Lebensmittel und Kriegsmaterialien beträchtliche Bankkredite eingeräumt erhalten. England plant überdies, wie gemeldet wird, die Unterbringung eines größeren Postens zweijähriger Schatzscheine. Zugleich unterhandeln Italien und England wegen einer großen italienischen Kriegsanleihe mit englischer Garantie. Ferner schweben Anleiheunterhandlungen der Schweiz, Griechenlands und Brasiliens mit New Yorker Bankgruppen. Weiter hat das National City Bank-Konsortium mit Argentinien eine sechsprozentige argentinische Anleihe im Betrage von 45 Millionen Dollar, tilgbar in 25 Jahren, abgeschlossen und davon bereits 25 Millionen Dollar aufgelegt. Auch Peru hat, wie verlautet, die Aufnahme einer Anleihe im Betrage von 10 Millionen in New York durchgesetzt. Das Vorteilhafteste für die amerikanische Finanz aber ist, daß der weitaus größte Teil dieser Summen nicht ins Ausland abfließt, sondern in den Vereinigten Staaten bleibt und dort zur Bezahlung der vom Ausland bezogenen Rohstoffe, Nahrungsmittel und Kriegsmaterialien dient. Die Anleihegelder finden also ihren Gegenwert in amerikanischen Waren und machen gewissermaßen nur einen Zirkulationsprozeß im Lande durch. Von den Emissionsbanken fließen die Beträge den Exporteuren und Fabrikanten der Kriegslieferungen zu und wandern dann meist, soweit sie nicht zur Fortsetzung des Produktionsprozesses erforderlich sind, in die Banken zurück.

Zugleich aber läßt sich drüben eine andere interessante Erscheinung beobachten. In dem Bestreben, ihre ausstehenden Forderungen von ihren Schuldnern möglichst schnell einzuziehen und Gold nach England zu überweisen, haben die englischen Bankinstitute in Südamerika, wie die Klagen der einheimischen spanischen Handelspresse zeigen, vielfach ihre Schuldner, soweit diese nicht durch Moratoriumsbestimmungen geschützt waren, hart bedrängt, den Wechselkurs auf London künstlich hoch zu halten gesucht und für telegraphische Tratten auf englische Plätze die Zahlungen in Papiergeld abgelehnt. Das hat die südamerikanischen Schuldner, die durch den Krieg zum großen Teil vielfach selbst in arge geschäftliche Verlegenheiten geraten sind, natürlich verschmupft. Diese Verstimmung benützt nun die amerikanische

Bankfinanz, die sich bisher um das südamerikanische Bankgeschäft wenig gekümmert hat, in den wichtigen Handelsplätzen Mittel- und Südamerikas Zweigbanken und Filialen zu gründen. So hat zum Beispiel im März die National City Bank beschlossen, in Buenos Aires, Rio de Janeiro, Santiago de Cuba und Porto Rico Niederlassungen zu errichten.

Zugleich sucht man New Yorks Bedeutung als internationale Abrechnungszentrale zu heben, vornehmlich was das nord- und südamerikanische Akzeptgeschäft anbetrifft: ein Bemühen, dem durch die neu-eingeleiteten Bankverbindungen und den niedrigen Kursstand des Sterlingwechsels wirksam vorgearbeitet wird; denn seit der Sterlingkurs so beträchtlich zu schwanken begonnen hat, nimmt man in Amerika natürlich lieber Wechsel in Dollarwährung auf New York, als Sterlingwechsel auf London, da man im ersten Fall keine Gefahr läuft, durch Kurschwankungen zu verlieren. Tatsächlich sind denn auch bereits einige Banken und Trustgesellschaften dazu übergegangen, Dollarwechsel statt Sterlingwechsel auszustellen, so zum Beispiel die Equitable Trust Compagny in New York.

Alles das ist selbstverständlich erst im Werden begriffen. Wenn amerikanische Zeitungen bereits das englische Finanzgeschäft ruiniert und Wallstreet an die Stelle von Lombardstreet gesetzt sehen, so darf man solche Renommisterei nicht ernst nehmen. Noch vermag der amerikanische Kapitalmarkt den Londoner in keiner Weise zu ersetzen. Aber ebensowenig darf man die Vorgänge drüben jenseits des Atlantischen Ozeans deshalb unterschätzen, weil noch so manches in den Anfängen steckt. Neben der alten Londoner Kapitalzentrale bildet sich zweifellos in der Neuen Welt eine neue Zentrale heraus, die zunächst für Amerika selbst, dann aber voraussichtlich auch für den ganzen internationalen Geldverkehr steigende Bedeutung erlangen wird. Diese Entwicklung wird um so schneller fortschreiten, je länger der Krieg dauert, je mehr er Englands Finanzkraft schwächt und die Vereinigten Staaten zum Hauptlieferanten von Nahrungsmitteln und Kriegsmaterialien der kriegsführenden Staaten macht: eine Position, die wieder zu einem wesentlichen Teil vom Ausfall der nächsten amerikanischen Ernte abhängt.

Heinrich Cunow.

Berichtigung. (Tarifarisch gebundene Arbeiter der deutschen Industrie.) In der Abhandlung von Braun „Die Erneuerung der Tarifverträge“ sind vor Beginn des letzten Absatzes auf Seite 387 einige Zeilen ausgefallen. Die kollektiven Arbeitsverträge beziehen sich auch auf Gruppen unserer Berufs- und Betriebsstatistik, die nicht zur Industrie gehören. Es sind also die Industriearbeiter nicht einfach in Vergleich zu setzen mit den Arbeitern, für die kollektive Arbeitsverträge gelten. Es müssen deshalb von der Gesamtzahl der Arbeiter, für die kollektive Arbeitsverträge abgeschlossen wurden, abgezogen werden die 4056 Arbeiter in Gärtnerei, Tierzucht und Fischerei, die 42 561 Arbeiter und Arbeiterinnen im Handelsgewerbe, die 54 762 Arbeiter im Verkehrsgewerbe, die 7331 Arbeiter und Arbeiterinnen im Gast- und Schankwirtsgewerbe, die 502 im Musik-, Theater- und Schauspielergewerbe Beschäftigten und die 432 sonstigen Arbeiter und Arbeiterinnen, deren Löhne auch tarifarisch geregelt sind. Wir würden also in runden Zahlen dazu kommen, daß wohl zu Beginn des Krieges von über 11 000 000 industriellen Arbeitern und Arbeiterinnen noch nicht anderthalb Millionen Arbeiter und Arbeiterinnen, also rund 13,5 Prozent, vorhanden sind, deren Arbeitsbedingungen durch kollektive Verträge geregelt waren.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 15

Ausgegeben am 9. Juli 1915

33. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Eine Stimme aus Frankreich.

Von I. J. (Paris).

Wiederholt ist im Laufe dieses Krieges von den sozialistischen Parteien der neutralen Länder versucht worden, die Internationale, die tödlich getroffen scheint, wieder zum Leben zu erwecken. Diese Versuche, so lobenswert sie an sich waren, sind vergebens geblieben und mußten es bleiben. Die Ursachen dieses Mißerfolges sind offenkundig.

Sprechen wir zunächst von den Versuchen der neutralen Länder allein. Ohne die Bedeutung der kleinen Staaten herabsetzen zu wollen, ist es nicht zweifelhaft, daß die Stimme des Proletariats einer Großmacht ein ganz anderes Gewicht hat als die Meinung der Arbeiterklasse eines Landes von 3 oder 4 Millionen Einwohnern. Gewiß ist der moralische Wert der öffentlichen Meinung eines kleinen Landes, das außerhalb der Katastrophe, die die Welt verwüstet, geblieben ist, mindestens ebenso groß, wenn nicht größer, als der der öffentlichen Meinung der kriegführenden Länder, die, fortgerissen vom blutigen Strom des Krieges, unvermeidlich das Gleichgewicht ihres Urteils verloren haben. Die kleinen Länder — und heute sind nur noch kleine Länder in Europa außerhalb des Krieges — werden eine bedeutende und unumgängliche Rolle zu erfüllen haben, wenn die Internationale wieder zu funktionieren beginnen wird. Sie werden zwischen den Gegensätzen der Vertreter der kriegführenden Länder zu vermitteln, eventuell sogar den Ausschlag zu geben haben.

Aber so groß und wohltuend ihre Aufgabe sein wird, nicht sie sind es, die dem Lauf der tragischen Ereignisse Einhalt gebieten können. Letzten Endes wird der Wille der Kriegführenden allein über den Krieg entscheiden. Ihre Meinung über die Verantwortlichkeiten in diesem Kriege zu bekunden, bevor die gesamte Internationale wieder funktionieren kann, zeugt vielleicht von moralischem Mut, ist aber nicht ohne Gefahr für die Autorität der Neutralen. Im Augenblick, wo sie ihr Urteil formulieren, nehmen sie Partei. Und es ist unvermeidlich, daß sie dabei die Gefühle beider Parteien verletzen. Denn die neutralen Sozialisten werden, selbst wenn sie die Haltung der einen billigen, bestrebt sein, die andern nicht unnötig zu verletzen. Diese werden sagen, daß man sie verurteilt, ohne sie zu hören; jene werden von der halben Zustimmung nicht befriedigt; alle werden unzufrieden sein. Das ist der Konferenz von Kopenhagen passiert, die, und das wird die Delegierten der Konferenz vielleicht am meisten überrascht haben, besonders in Frankreich heftig kritisiert wurde.

Wie dem auch sei, über einen Punkt werden heute alle übereinstimmen: die Internationale ist ein Ganzes, das nicht stückweise repräsentiert werden kann, dessen Teile nicht anders als zusammen handeln können. Die Konferenzen von Wien und London waren wenigstens einsichtig genug, nicht

zu beanspruchen, im Namen der Internationale zu sprechen. Wie man auch über diese Konferenzen denken mag, es ist unbestreitbar, daß sie zur Klärung der Situation mehr beigetragen haben, als es alle Konferenzen neutraler Sozialisten je vermögen. Sie haben sicher nicht die Einheit der Aktion herbeigeführt; sie konnten es nicht, selbst wenn sie es gewollt hätten. Aber sie haben eine kapitale Tatsache hervorgehoben: die Prinzipieneinheit.

Gewiß, die Prinzipieneinheit ist nichts ohne die Aktionseinheit oder wenigstens die Aktionsgemeinschaft. Es gibt viele Männer, die erklären, daß auch sie der Meinung sind, daß der Sozialismus das Regime der Zukunft ist, die aber nichtsdestoweniger faktisch uns in der Aktion bekämpfen oder sich weigern, unserer Partei beizutreten.

So ungefähr ist heute die Situation der Internationale, was die sozialistischen Parteien der kriegsführenden Länder betrifft. Aber ist auch die Einheit der Prinzipien nur ein leeres Wort, wenn sie nicht in die Tat umgesetzt wird, so ist sie doch die unumgängliche Voraussetzung für die Aktionseinheit. Das bedeutet aber die Wiederherstellung der Internationale. Ist sie möglich? — Das ist es, was wir untersuchen wollen.

* * *

Vor einiger Zeit sind Versuche gemacht worden, die Internationale wieder zum Funktionieren zu bringen. Der Versuch ist gescheitert, und zwar, wenn wir nicht irren, hauptsächlich an dem Widerstande der sozialistischen Partei Frankreichs.

Die sozialistische Partei Frankreichs ist durch den Krieg vollständig desorganisiert worden. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß sie während der ersten drei Kriegsmonate nur in ihrem Generalstab existierte, in den die Ermordung von Jaurès eine Lücke gerissen hatte, die wir so bald nicht werden ausfüllen können. Die Kadets unserer Organisationen waren durch die Mobilmachung geleert, unsere tätigen Genossen wurden unter die Fahnen gerufen, ohne Zeit zu haben, für ihre Ersetzung zu sorgen. Niemand dachte mehr an die sozialistische Organisation. Das Fieber der nationalen Verteidigung, der Verteidigung der Unabhängigkeit und der Freiheit des Vaterlandes riß alles fort. Dann kam die Invasion. . . . Was wir von der Stellung der deutschen Sozialdemokratie erfuhren, war für uns ein großer Schmerz und für unsere politischen Gegner eine große Freude. Das konnte in uns nur den Wunsch stärken, mit allen unseren Kräften zur Verteidigung des bedrohten Vaterlandes beizutragen. Die Invasion hat diesen Wunsch bis zum Paroxismus gesteigert. Konnte es anders sein? —

Die Invasion hat uns auch von unseren stärksten Organisationen im Norden Frankreichs getrennt und die Wiederherstellung großer Organisationen, die sich in oder nahe der Kriegszone befinden, wenn nicht völlig verhindert, so doch sehr schwer gemacht. Nach und nach haben sich die Organisationen der Departements, die außerhalb der Kriegsoperationen geblieben sind, wieder konstituiert. Ich wage nicht zu sagen, daß sie das sind, was sie vor dem Kriege waren. Es sind schreckliche Lücken vorhanden, die der Krieg immer mehr unheilbar macht. Von einer öffentlichen Aktion ist keine Spur. Nicht so sehr wegen des Belagerungszustandes, sondern vielmehr, weil die Invasion uns moralisch jeden politischen Kampf verbietet. Solange der Alpdruck der Invasion auf uns lasten wird, auf uns und unseren bel-

gischen Brüdern, wird der französische Sozialismus seine öffentliche Aktion nicht voll und ganz wieder aufnehmen können. Das ist es vor allem, was unsere Genossen im Auslande verstehen müßten, wenn sie unsere Haltung richtig beurteilen wollen. Das ist es auch, was die Haltung der sozialistischen Partei Frankreichs in ihrer inneren wie in ihrer äußeren Politik bestimmte.

Die sozialistische Partei, in der Unmöglichkeit, nach außen tätig zu sein, hat sich auf sich selbst zurückgezogen und hat viel überlegt. Und wir fühlen heute alle mehr oder weniger klar, daß sich der Sozialismus in eine Sackgasse verrannt hat, aus der wir nur herauskommen können, indem wir von dem, was wir getan haben, zurückkommen. Die Frage ist nicht so sehr, ob wir es wollen, sondern ob wir es können. Ich spreche hier nicht von der Tatsache, daß die Sozialisten von hier und anderwärts, überzeugt, daß sie die bedrohte Unabhängigkeit ihres Vaterlandes verteidigen, dem Rufe unter die Fahne ohne Zaudern gefolgt sind und als Soldaten ihre volle Pflicht getan haben. Wir haben immer gesagt, daß wir, wenn wir unser Vaterland in seiner Unabhängigkeit bedroht sehen, unsere Bürgerpflicht erfüllen werden.

Was uns die Hände bindet, was das größte Hindernis bei der Rekonstituierung der Internationale ist, das ist die Tatsache, daß wir uns nicht begnügt haben, unsere patriotische Pflicht zu erfüllen, sondern daß wir uns, die einen wie die andern, mit unseren Regierenden solidarisch erklärt haben. Gewiß, wir haben Vorbehalte gemacht, platonische Vorbehalte.

* * *

Aber andererseits wächst in uns die Ueberzeugung, daß diese Schlächterei zwecklos bleiben wird, und daß die Internationale allein, die gesamte Internationale, die Friedensneigungen beschleunigen könnte. Ich sage nicht, sie könnte den Frieden sofort herbeiführen; dazu ist sie zu sehr geschwächt und kompromittiert. Aber sie allein könnte den Friedenswillen der Völker, aller Völker, in vollkommenem Gleichklang ertönen lassen. Denn was im Grunde alle wollen, die die durch die Gewalt dominieren wollen, wie jene, die die Gerechtigkeit unter den Völkern etablieren wollen, und auch die, die neue Absatzmärkte wollen, das ist der Friede. Der Krieg, den alle zu führen vorgeben, ist der Krieg für den Frieden.

Wir sind immer mehr überzeugt, daß die allein, die durch die Gewalt dominieren wollen, schließlich besiegt sein werden, weil keine der kriegführenden Parteien, welches auch die Dauer des Krieges sein wird, die gegnerische Partei wird zerschmettern können. Selbst wenn Rußland definitiv besiegt werden sollte, was bei der ungeheuren Ausdehnung dieses Reiches ein vielleicht unlösbares Problem ist, würde Deutschland die Westmächte, glauben wir, nach einem so erschöpfenden Kriege, nicht zerschmettern können. Wir sind andererseits überzeugt, daß „die Zerschmetterung des preußischen Militarismus“ eine Unmöglichkeit geworden ist, weil wir es heute nicht mehr, wie bei Jena, mit dem preußischen Militarismus allein, sondern mit dem gesamten deutschen Volke zu tun haben. Früher oder später wird man also gezwungen sein, einen für alle Teile ehrenhaften Frieden zu schließen.

Aber je „später“ es wird, desto mehr häufen sich die Ruinen, die Völker bluten aus allen Adern und ruinieren einander. Sollen wir also warten,

bis alle Völker ruiniert und erschöpft sind, um die Stimme der Vernunft hören zu lassen? Wir fürchten sehr, daß es dann zu spät sein wird.

Ich habe nicht die Absicht, bestimmte Vorschläge zu machen, was jetzt geschehen soll. Das ist eine Frage der Umstände, eine Frage des Tactes, eine Frage der Möglichkeiten. Die sozialistische Partei Frankreichs wird demnächst zu entscheiden haben, ob sie für ihren Teil die Rekonstituierung der Internationale erleichtern will. Ich weiß nicht, welches ihre Entscheidung sein wird.

Was ich sagen kann, ist, daß der Wunsch, die Internationale wieder zum Leben erstehen zu sehen, immer glühender wird.

Aber wir fühlen sehr wohl, daß die Verwirklichung unseres Wunsches nicht von unserem Willen allein abhängt. Es bestehen materielle und moralische Hindernisse, die unüberwindlich erscheinen. Vor allem die moralischen Hindernisse. Ich habe schon gesagt: wir sind in einer Sackgasse, weniger vielleicht durch unsere eigene Schuld als durch die Gewalt der Thaten. Man muß da herauskommen. Aber wie?

Ich denke an neutrale Genossen — die Branting, Breulich, Rakowski, Hillquit —, die zugleich die nötige Autorität und das Vertrauen der Internationale besitzen. Sie müßten sich zunächst an unsern Freund Vandervelde wenden. Mögen sie auf die Uebereinstimmung der in London und in Wien bekundeten Prinzipien verweisen. Vandervelde hat übrigens selbst diese Uebereinstimmung festgestellt. Mögen sie ihm sagen, daß es sich in dieser Stunde nicht darum handelt, die von den sozialistischen Parteien eingenommene Stellung zu verleugnen, sondern die Zivilisation der Welt vor dem völligen Ruin zu retten. Daß es sich darum handelt, die prinzipiellen Bekundungen der Konferenzen von London und Wien als Grundlage zu nehmen und diese Prinzipien in die Wirklichkeit umzusetzen. Mögen sie ihm sagen, und mögen sie mit Vandervelde dann allen sagen, daß die Völker, mit Recht oder mit Unrecht, aber des Glaubens, ihre nationale Unabhängigkeit zu verteidigen, zu dieser Stunde ihr Schicksal an das des Militarismus gekettet haben. Daß man also den Militarismus eines Landes nicht zerschmettern wird können, ohne mit ihm das Volk zu zerschmettern. Daß wir, indem wir verhindern, daß es Sieger und Besiegte gibt, besser als mit irgendwelchem anderen Mittel die Eitelkeit der brutalen Gewalt aufgezeigt haben werden. Daß, wenn es Mächte gibt, die ihre Hegemonie etablieren wollten, es diese Mächte allein sein werden, die durch einen solchen Frieden besiegt sein würden, denn sie allein würden ihr Ziel nicht erreicht haben. Daß es kein besseres Mittel gibt, den Militarismus, von welchem Lande er auch sei, zu besiegen, als die gegenseitige Verständigung der Völker. Daß das größte Hindernis bei einer Verständigung der Völker die Zerschmetterung eines Volkes durch ein anderes Volk wäre. Daß das nicht unser Ziel sein kann.

Soll ich hinzufügen, daß die Genossen in allen Ländern die Pflicht haben, die Intervention dieser Genossen zu erleichtern, indem sie mit Energie allen Annexionsgelüsten entgegentreten? Daß angesichts der Entfesselung der chauvinistischen Leidenschaften eine vorsichtige Reserve nicht mehr am Plage ist? Wir wollen alle die nationale, politische und wirtschaftliche Unabhängigkeit unseres respektiven Vaterlandes. Aber die Unabhängigkeit unseres Vaterlandes setzt voraus die Unabhängigkeit der anderen Länder.

Ein objektiver Richter und gewissenhafter Historiker.

Von R. Kautsky.

1. Die Kriegskredite.

Meine Beantwortung der Davidschen Entgegnung muß ich gleich mit einer Berichtigung beginnen. Er läßt mich sagen, „der leiseste kritische Lusthauch wirft Davids Darstellung um wie ein Kartenhaus“, um triumphierend zu konstatieren, der Wind meiner Kritik habe die Fundamente seines Hauses nicht einmal berührt.

Hier hat David einfach das entscheidende Moment meiner Ausführungen weggelassen. Ich sagte:

„Seine Darstellung steht und fällt mit dem Burgfrieden. Innerhalb seines Bereichs und für seine Dauer mag sie bei Gemütern, denen die wirklichen Zusammenhänge fremd sind, einige Wirkung erzielen. Außerhalb seines Bereichs wirft sie der leiseste kritische Lusthauch um wie ein Kartenhaus.“ („Neue Zeit“, Seite 329.)

Ich begreife sehr wohl jetzt das Bedürfnis Davids, sich taub zu stellen und zu tun, als hätte er nie etwas von einem Burgfrieden gehört. Ich habe aber keinen Grund, diese Schwäche zu unterstützen. Ich wiederhole es: wenn es mir nicht möglich war, an die Fundamente der Davidschen Darstellung zu gehen, wenn ich mich damit begnügen mußte, ihre Brüchigkeit und Unzuverlässigkeit an einigen bezeichnenden Beispielen darzutun, so liegt das an der geschützten Stellung, die das Davidsche Kartenhaus innerhalb des Burgfriedens einnimmt, der jeden rauhen Lusthauch von ihm fernhält.

Diese begünstigte Position Davids darf der Leser jeder in Deutschland an seinem Buch geübten Kritik nicht aus den Augen verlieren. Sie engt das Bereich der Ausführungen sehr ein, an denen eine Kritik möglich ist. Natürlich enthebt uns das nicht der Pflicht, soweit wir Kritik üben, sie auch zu beweisen. Leider erheischt das mehr Raum, als das Aufstellen beweisloser Behauptungen.

Sein Buch dreht sich um die Bewilligung der Kriegskredite am 4. August. Ich habe bisher stets den Standpunkt vertreten, daß die Zeit zu erprießlicher Diskussion darüber noch nicht gekommen ist; ich war auch stets der Anschauung, daß die Abstimmung in einer Weise motiviert werden konnte, die mit unseren Grundsätzen vereinbar, daß daher die Mehrheit, wenn sie an diesen Grundsätzen festhielt, durch ihre Abstimmung nicht gehindert war, mit der Minderheit einträchtig zusammenzuwirken.

Diesem Zusammenwirken stellt sich Davids Buch in den Weg. Er greift die Minderheit an, die die Kredite ablehnen wollte, und gibt gleichzeitig der Bewilligung eine Deutung, die sie zu einem Bruch mit der früheren Haltung der Partei stempeln würde.

Ich habe schon zu wiederholten Malen darauf hingewiesen, daß die richtige Einschätzung der Abstimmung über die Kriegskredite ungemein erschwert wird durch ihren komplizierten Charakter. Es stehen hier nicht bloß zwei verschiedene Tendenzen einander gegenüber, sondern innerhalb der gleichen Tendenz zwei verschiedene Auffassungen dessen, was die Abstimmung über die Kriegskredite bedeutet.

Die einen fassen sie auf als Maßregel zur Sicherung des Landes gegen die verheerenden Folgen der Invasion und der Niederlage. Da jeder Krieg

diese Gefahr mit sich bringt, müßten von diesem Standpunkt aus unter allen Umständen die Kredite, soweit sie der Abwehr dienen, bewilligt werden.

Gegen diese Auffassung der Kriegskredite wenden sich andere Genossen. Sie bestreiten nicht die Notwendigkeit der Abwehr, behaupten aber, die Bewilligung der Kredite bedeute weit mehr als diese selbstverständliche Abwehr. Sie enthalte eine Billigung der Politik der Regierung, gebe ihr das Vertrauen und die Mittel, nicht bloß, den Feind abzuwehren, sondern auch das Ziel der Kriegführung und das Ende des Krieges nach ihrem Gutdünken zu bestimmen. Nur dann dürfe man einer Regierung die Kredite bewilligen, wenn man das volle Vertrauen zu ihr habe, daß sie den Krieg in einer Weise und zu Zwecken führe, die durch die Interessen des Volkes geboten werden.

Stellt man sich auf diesen Standpunkt, dann war unsere Zustimmung zu den Kriegskrediten unvereinbar mit der Haltung, die unsere Partei bis zum Ausbruch des Krieges eingenommen.

Das eine wie das andere dieser beiden Kriterien macht unsere Entscheidung unabhängig von der Haltung unserer Genossen im Ausland. Entweder lassen wir uns bestimmen durch unser Urteil über die eigene Regierung oder durch die militärische Lage. Weder das eine noch das andere hat etwas zu tun mit der Auffassung der Genossen in den gegen uns kriegführenden Ländern.

Man kann sich von dem einen oder dem andern der beiden Kriterien leiten lassen, nicht aber von beiden zugleich, wenn man nicht argen Inkonsequenzen verfallen will, denn das eine schließt das andere aus. David aber benutzte, je nachdem es ihm paßt, einmal das eine, dann wieder das andere.

David hatte in seinem Buche ausgeführt, die Bewilligung der Kriegskredite sei für jeden Kenner der Parteiliteratur eine Selbstverständlichkeit gewesen, denn wir hätten seit jeher betont, daß wir in der Stunde der Gefahr das Vaterland nicht im Stiche ließen. Ist die Verteidigung des Vaterlandes gleichbedeutend mit der Bewilligung der Kriegskredite, dann müssen wir sie von diesem Standpunkt aus, wie immer wir über die Regierung denken mögen, unter allen Umständen bewilligen, bis ein Friede möglich wird, der uns nichts nimmt.

David erbot sich jedoch sehr über diese Konsequenz, die ich aus seiner Darstellung ziehe. Er erwidert:

„Daß auch in meinem ganzen Buche nicht ein einziger Satz zu finden ist, der „in jedem Krieg unter allen Umständen“ die Bewilligung der Kriegskredite fordert. Dagegen findet sich z. B. folgender Satz darin:

„„Ein Krieg gegen die Westmächte allein hätte außerdem in Deutschland den stärksten Widerstand gefunden. Er wäre unmöglich gewesen, wenn er von der deutschen Diplomatie provoziert worden wäre.““

Woraus der denkende Leser ersieht, wie gründlich Kautsky mein Buch gelesen hat oder wie objektiv er seinen Inhalt wiedergibt.“

Der „denkende Leser“ wird den zitierten Passus, was David anzugeben vergißt, auf Seite 80 seines Buches finden. Dort entwickelt dieser die Idee, daß Frankreich und England es durchaus nicht nötig hatten, Rußland Hilfe zu leisten. Denn sie brauchten nicht zu fürchten, Deutschland werde nach der Niederwerfung Rußlands über sie herfallen. Ein von der deutschen

Diplomatie provozierter Krieg Deutschlands gegen die Westmächte allein würde den stärksten Widerstand finden und sei unmöglich.

Man sollte meinen, auch in der „objektivsten Wiedergabe“ zeigen diese Ausführungen nur, daß David den Westmächten ihre völlige Sicherheit im Falle ihres Wohlverhaltens garantiert; sie sprechen jedoch mit keinem Wort von den Kriegskrediten.

Eine Beziehung auf diese gewänne der Passus nur dann, wenn David den Schluß ziehen wollte, wir müßten in einer Situation, wie der von ihm geschilderten, die Kredite verweigern, also dann, wenn wir die Verantwortung für den ausgebrochenen Krieg ablehnen. Damit wendet er das gleiche Kriterium an wie diejenigen Genossen, die die Kredite ablehnten, und unterscheidet sich von ihnen im gegenwärtigen Fall nur durch sein Vertrauen zur Regierung.

Und in der Tat ist sein ganzes Buch von dem, meines Erachtens falschen, Gefühl durchdrungen, daß die Haltung der Fraktion nur zu rechtfertigen sei, wenn die Regierung fleckenlos dastehe. Was als Rechtfertigung der Partei gedacht ist, gestaltet sich daher zu einer Apologie der Regierung.

Diese eigentümliche und grundlegende Seite seines Buches zu beleuchten, muß ich mir natürlich versagen. Insofern darf David mit Recht triumphierend ausrufen, daß ich die Fundamente seines Buches „nicht einmal berühre“. Doch so viel kann man auch heute sagen, daß bis zum Ausbruch des Krieges die gesamte Partei einmütig in schroffster Opposition gegen dieselbe Politik stand, die von David jetzt gerechtfertigt wird. Er versucht, die Haltung der Fraktionsmehrheit am 4. August dadurch zu verteidigen, daß er die Haltung der Gesamtpartei bis zum Ausbruch des Krieges verleugnet.

Einstweilen, solange ich nicht eines Besseren belehrt bin, bezweifle ich, daß alle Genossen, die am 4. August für die Bewilligung stimmten, damit ihre Vergangenheit verleugnen wollten.

Natürlich bleibt David nicht konsequent bei seiner Ablehnung des Prinzips, daß die Kriegskredite in jedem Krieg unter allen Umständen zu bewilligen seien.

Gleich darauf spricht er wieder von dem „ehernen Muß“ der Kreditbewilligung, die „ein Gebot der nationalen Notwehr“ war, und verwahrt sich entschieden gegen den Vorschlag, die Zustimmung an Bedingungen zu knüpfen.

Bei dieser Gelegenheit etwas Persönliches. David erklärt, daß ich „die Sache der Öffentlichkeit unterbreite habe“, nämlich den Vorschlag, den ich am 3. August machte. Er irrt. Ich hielt mich nicht für befugt, über Vorgänge in jener Sitzung zu sprechen und schwieg, trotzdem über mich das unwahre Gerücht verbreitet wurde, ich wäre für bedingungslose Bewilligung eingetreten.

Erst als dies von Haenisch im „Vorwärts“ (Februar) behauptet wurde, stellte ich fest, wie ich mich damals wirklich ausgesprochen. Ich schwieg auch weiterhin, trotzdem das Hamburger „Echo“ es unternahm, die Wahrheit meiner Aussage anzuzweifeln und die „Internationale“ mein Schweigen zu meinen Ungunsten deutete.

Jetzt behauptet wieder David (in der „Fränkischen Tagespost“ vom 22. Juni), ich wäre „am 4. August für die Bewilligung eingetreten“. Um

dieselbe Zeit schickt er uns einen Artikel, in dem er erklärt, daß ich die Bewilligung an Bedingungen knüpfte, die die Regierung „hätte ablehnen müssen“, und sieht sich „genötigt, festzustellen, daß Kautsky mit dieser unglückseligen Idee am 3. August v. J. in der Fraktion auf keiner Seite Anklang fand“.

Dies ein Beitrag zur „objektiven“ Geschichtsschreibung Davids. Je nachdem ers braucht, behauptet er gleichzeitig, ich sei mit der Mehrheit gegangen und ich sei in der Minderheit geblieben.

Doch wichtiger als diese persönliche Seite der Frage sind die Argumente, die David meinem Vorschlag entgegenhält:

„Die Stunde nationaler Not ist nicht die geeignete Zeit, Zusicherungen im Sinne unserer Parteiauffassungen zu erpressen. Die Regierung hätte sich das von uns so wenig wie von einer anderen Partei bieten lassen können.“

Ich hatte meinen Vorschlag gemacht, da Stimmenthaltung abgelehnt worden war, abgelehnt mit derselben Motivierung, die jetzt auch David als einen der Gründe angibt: Eine Fraktion von 110 Mann könne nicht beiseite stehen.

Warum nicht? Offenbar deshalb nicht, weil sie zu stark geworden ist. Die Volksvertretung kann nicht einfach der Regierung das Feld überlassen und sagen: ich wasche meine Hände in Unschuld. Sie muß eine Verantwortung übernehmen, das kann sie aber nur dann, wenn sie auch Einfluß auf die Gestaltung der Kriegsführung und der Kriegsziele bekommt.

Bei Beginn des Krieges entstand die Frage, ob er dem Reichstag vermehrten Einfluß im Reiche bringen werde. Den Demokraten David erfüllt jedoch der Gedanke an ein parlamentarisches Regime während eines Krieges mit Schaudern. Er weist ihn weit von sich ab als eine „Erpressung“, die sich keine Regierung von irgendeiner Partei „bieten lassen kann“. Er proklamiert den Absolutismus während der Kriegszeit als die einzig mögliche Regierungsform.

Ungewiß bleibt es dabei, wo dann der Unterschied zwischen einer Fraktion von 2 und einer von 110 Mann zu suchen ist. Unsere Einflußlosigkeit mindert sich nicht, der Unterschied ist nur der, daß wir jetzt dem „ehernen Ruß“ unterliegen, eine Verantwortung für eine Entwicklung zu übernehmen, auf die uns nicht die mindeste Einwirkung zusteht, während wir früher volle Bewegungsfreiheit hatten. Eine sonderbare Wirkung steigender Kraft.

Mit der Proklamierung des Absolutismus ist der demokratische David nicht zufrieden. Er will sogar Engels für seine Taktik mobil machen, unter Berufung auf dessen schon vielerörterten Artikel aus dem Jahre 1892. Ich habe diese Berufung zurückgewiesen, was David zu dem Ausruf veranlaßt:

„Kautsky versteigt sich sogar zu der Behauptung, der Artikel fordere eine der feinigsten (Davids) entgegengesetzte Taktik.“

David meint, Engels stelle in dem Artikel gar keine taktischen Forderungen auf, sondern äußere nur Mutmaßungen über den „Gang der inneren Dinge in Deutschland im Falle eines solchen Kriegs“; er erwartete nämlich, daß „die Regierung zu „revolutionären Maßregeln“ gezwungen werde und daß dann der Sozialdemokratie die führende Macht zufalle“.

In Wirklichkeit hat Engels sich in dem Artikel keineswegs auf bloße Mutmaßungen beschränkt. Er sagte z. B.:

„Im Interesse der europäischen Revolution sind die deutschen Sozialisten verbunden (im Falle es zum Kriege mit Frankreich und Rußland kommt), alle eroberten Stellungen zu behaupten, nicht zu kapitulieren, ebensowenig vor dem äußeren, wie vor dem inneren Feind.“

Von dieser Forderung ausgehend, äußerte er Mutmaßungen nicht nur über den „Gang der inneren Dinge“, sondern auch über Aktionen der deutschen Sozialdemokratie, die die deutsche Regierung zu den erforderlichen Maßregeln zwingen oder sie ersetzen werde. Das klingt ja noch weit schärfer als die gerügten „Erpressungen“. Ich „versteige“ mich daher nach wie vor zu der Behauptung, daß Engels hier eine der David'schen entgegengesetzte Taktik fordert.

Gewiß sind die Engels'schen Mutmaßungen nicht eingetroffen. Die Voraussetzungen, von denen er ausging, haben sich vielfach geändert oder nicht erfüllt. Darum behaupten wir auch, daß wir den Engels'schen Artikel heute nicht mehr als für uns maßgebend ansehen dürfen. Wäre er aber maßgebend, dann spräche er gegen David. Auch hier dankt er es nur dem Burgfrieden, wenn das nicht noch deutlicher bewiesen werden kann, als es schon geschah.

2. Das linke Rheinufer.

Nun noch einige Belege der Objektivität und Gewissenhaftigkeit, mit der David Geschichte schreibt.

Er behauptet in seinem Buche, die französische Republik habe das Bündnis mit Rußland zu dem Zwecke abgeschlossen, Elsaß-Lothringen und womöglich auch noch die 1801—1815 besessenen übrigen Rheingebiete zu gewinnen. Das sei das alte Ziel Frankreichs, und ebenso traditionell sei das Bündnis mit Rußland, das, wie es in der Bielefelder Rede heißt: „erstmal zwischen Napoleon I. und Alexander I. abgeschlossen wurde, wonach Frankreich das linke Rheinufer und Rußland Konstantinopel zufallen würde“. (Seite 15.)

Ich erklärte, die Absichten auf das linke Rheinufer seien eine ganz unbewiesene und unbeweisbare Behauptung. Was entgegnet David?

„hm! Ich weiß eigentlich nicht, warum Kautsky mit einem so großen Aufwand von sittlicher Entrüstung sich abmüht, die französischen Imperialisten und Revanchepolitiker vor dem Verdacht zu schützen, sie hätten mit dem französisch-russischen Bündnis auch nach 1870 die früheren Ziele des Zusammengehens mit dem Zarismus erstrebt. Sollte der Geheimvertrag das ausschließen und Kautsky Einbild in ihn genommen haben? Oder gründet er seine Ueberzeugung nur auf seine gute Meinung von der bescheidenen Gemütsveranlagung der Poincaré und Delcassé? Das würde seinem eigenen Herzen zwar Ehre machen. Aber er wird selbst zugeben, daß das für etwas realistischer veranlagte Leute keineswegs ein schlüssiger Beweis ist.“

Ich gestatte mir also nach wie vor die Meinung zu haben, daß die französischen Ziele für den Fall einer militärischen Niederwerfung Deutschlands nicht nur auf die Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens sich beschränkten. Ueber den Umfang „des linken Rheinufers“ lasse ich natürlich mit mir reden.“

Also David bleibt bei seiner Behauptung, die französische Republik habe es bei Abschluß ihres Bündnisses mit Rußland auf das linke Rheinufer abgesehen gehabt. Aufgefordert, den Beweis dafür zu erbringen, antwortet er mit einem Hinweis auf die völlige Unbekanntschaft mit dem Geheimvertrag und auf die „Gemütsveranlagung der Poincaré und Delcassé“, die

er, David, in Berlin aus den Berichten der deutschen Presse mit voller Sicherheit zu erforschen vermochte. Das ist sein einziges Beweismittel, das aber für so „realistisch veranlagte Leute“, wie unser Realpolitiker, „einen schlüssigen Beweis“ zu liefern scheint. Realistische Geschichtsauffassung ist also jene, die feste Vermutungen als reale Tatsachen ausgibt.

Der wirkliche, nicht der „realistische“ Geschichtsverlauf war folgender: Das Bündnis zwischen Napoleon und Alexander, das 1807 in Tilsit abgeschlossen wurde, dauerte gerade drei Jahre. An Frankreich wurde dabei nicht das linke Rheinufer abgetreten, sintemalen dieses schon seit 1801 französisch war. Andererseits war Alexander „in Tilsit und Erfurt die Moldau und Walachei von Napoleon, fest zugesagt und auf eine Teilung der Türkei Aussicht gemacht, wovon jedoch Konstantinopel ausgeschlossen sein sollte“. (Engels, Die auswärtige Politik des russischen Zarentums, „Neue Zeit“, VIII, Seite 153).

Man sieht, sobald die realistische Geschichtschreibung nicht mehr bloß auf unbekanntem Geheimverträgen und verschwiegene Hintergedanken von Staatsmännern fußt, sondern versucht, sich auf reale Tatsachen zu berufen, fängt sie sofort zu stolpern an.

Ebenso richtig wie die Mitteilungen über den Vertrag zwischen Napoleon und Alexander sind die weiteren Mitteilungen Davids. Wir finden keineswegs im Laufe des 19. Jahrhunderts eine ständige, nur zeitweise unterbrochene Allianz zwischen Frankreich und Rußland, durch die ersteres auf Kosten Deutschlands vergrößert werden sollte.

Der leitende Grundsatz der russischen Politik war vielmehr der, Frankreich und Deutschland in stetem Gegensatz zueinander zu halten und dadurch beide zu schwächen und die eigene Oberherrschaft über Europa zu stärken. Wer den Gegensatz zwischen Deutschland und Frankreich verschärfte, der arbeitete für den russischen Zaren, auch wenn er diesem noch so viel sittliche Entrüstung entgegenbrachte. Deutschland selbst aber war damals gespalten. Seine beiden Großmächte, Preußen und Oesterreich, rangen um die Vorherrschaft. Von den beiden befand sich Preußen fast stets, nicht bloß vorübergehend, an der Seite Rußlands.

Die Heilige Allianz nach der Niederwerfung Napoleons war der Bund Rußlands mit Preußen und Oesterreich. Erst der Krimkrieg machte diesem Bunde ein Ende. Er brachte Oesterreich an die Seite Westeuropas gegen Rußland. Dieses hatte damals nur einen Freund in der Welt, Preußen.

Nach dem Krimkrieg näherte sich Frankreich Rußland, aber die Spitze der Annäherung richtete sich gegen Oesterreich, nicht gegen Preußen. Als 1863 die polnische Insurrektion ausbrach, standen die Sympathien der ganzen Welt auf Seiten der Insurgenten, nur Preußen unterstützte den Zaren. Dafür gestattete ihm dieser 1864 die Losreißung Schleswig-Holsteins von Dänemark, 1866 die Niederwerfung Oesterreichs, 1870 die Frankreichs. Rußland hat noch nie einen Finger gerührt, Frankreich zum linken Rheinufer zu verhelfen. Wohl aber half es Preußen bei der Abreißung des Elsaß von Frankreich. Es erreichte damit sein Ziel, dauernde Feindschaft zwischen Frankreich und Deutschland zu säen. Es drängte aber nun Frankreich, sich in seine Arme zu werfen.

Doch geschah das nicht sofort. Das enge Verhältnis zwischen Deutschland und Rußland dauerte fort bis zum russisch-türkischen Krieg. Dieser

trieb Oesterreich in Deutschlands Arme. Bismarck versuchte zwischen Oesterreich und Rußland zu vermitteln. Das gelang jedoch auf die Dauer nicht. Rußland näherte sich immer mehr dem isolierten Frankreich, andererseits wurde die Gemeinschaft zwischen Oesterreich und Deutschland inniger.

Als die französische Armee unter dem Kriegsminister Boulanger erstarkte und darob ein Krieg zwischen Frankreich und Deutschland drohte, erklärte Rußland, es werde eine erneute Niederwerfung Frankreichs nicht dulden. Von da an machte die Annäherung zwischen Rußland und Frankreich rasche Fortschritte und führte schließlich zu einem festen Bündnis. Nicht das mindeste rechtfertigt den „Verdacht“, die „honnetten Republikaner“ Frankreichs hätten „mit dem französisch-russischen Bündnis auch nach 1870 die früheren Ziele des Zusammengehens mit dem Zarismus erstrebt“, das heißt die dritte Republik wollte die aggressive Eroberungspolitik des Bonapartismus fortsetzen.

Geschichtschreiber, deren Realismus sich nicht darin erschöpft, anderen Leuten jede Dummheit und Schlechtigkeit zuzutrauen, werden nicht umhin können, einzusehen, daß die realen Verhältnisse der Welt heute für die Republik ganz andere sind, als sie ehemals für Napoleon waren. Dessen Aggression wurde begünstigt durch die Zerrissenheit Deutschlands und die schwache Bevölkerung der deutschen Staaten. Welcher französische Staatsmann, der nur ein wenig Grübe im Kopfe hat, könnte übersehen, daß einem einigen, an Volkszahl bedeutend überlegenen Deutschland gegenüber eine ganz andere Politik geboten sei als gegenüber dem Reich von ehemals „daß Gott erbarm!“ Das braucht freilich ein realistischer Historiker nicht zu beachten, dem weit wichtiger als die materiellen Wandlungen der Staaten die „Gemütsveranlagung der Poincaré und Delcassé“ ist.

Bis zum Kriege hat kein Mensch davon gesprochen, daß durch den Vertrag mit Rußland Frankreich die Erwerbung des linken Rheinufers in Aussicht stehe. Trotz dieses Vertrages fand zeitweise wieder eine sehr starke Annäherung Deutschlands an Rußland statt. Während des Krieges gegen Japan und noch mehr während der Revolution erwies jenes diesem große Dienste, und bis in die jüngste Zeit fanden freundschaftliche Zusammenkünfte und Abmachungen zwischen dem deutschen und dem russischen Kaiser statt. Wie wäre das möglich gewesen, wenn man dem französisch-russischen Bündnis eine aggressive Tendenz zur Verkleinerung Deutschlands zugeschrieben hätte! Der wachsende Gegensatz zwischen Deutschland und Rußland in den letzten Jahren entsprang nicht deutsch-französischen Frictionen, sondern war eine Folge von Differenzen Rußlands mit der Türkei und Oesterreich.

Keinem französischen Politiker, auch nicht dem chauvinistischsten Heißsporn der Patriotenliga, wäre es vor dem Kriege eingefallen, vom linken Rheinufer zu sprechen. Selbst von der Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens sprach man mehr als von einer überkommenen Verpflichtung als von einem Bedürfnis.

Aber, wirft mir David ein — hat nicht das, was er jetzt behauptet, schon vor ihm Friedrich Engels erkannt? Triumphierend weist David auf folgende Stelle hin, die Engels 1891 schrieb:

„Wird es (Deutschland) besiegt, zermalmt zwischen dem französischen Hammer und dem russischen Ambos, so verliert es an Rußland Ostpreußen und die polnischen

Provinzen, an Dänemark ganz Schleswig, an Frankreich das linke Rheinufer. Selbst wenn Frankreich diese Eroberung zurückwiese, Rußland würde sie ihm aufzwingen. Denn Rußland braucht vor allem einen ewigen Zantapfel, einen Grund unaufhörlicher Feindschaft zwischen Frankreich und Deutschland.“

Ja, steht hier ein Wort von dem französisch-russischen Vertrag? Ueber den konnte Engels schon deshalb nicht schreiben, weil die Annäherung zwischen Frankreich und Rußland damals noch nicht zu einem förmlichen Abkommen geführt hatte. Engels spricht hier nicht von den Absichten der französischen Staatsmänner bei Abschluß des Vertrages, sondern von den Wirkungen, die ein überwältigender Sieg der beiden Verbündeten über Deutschland nach sich ziehen dürfte. Engels ging offenbar von der Anschauung aus, daß in jeder Nation ein den Gegner zerschmetternder Sieg ungemessene Annexionsgelüste hervorrufe, welches immer die Absichten der leitenden Staatsmänner vor dem Ausbruch des Krieges gewesen sein mochten. Ueber diese Absichten sagt uns Engels hier gar nichts.

Schade, daß David nicht noch einen Satz weiter zitierte. Engels bemerkte, Rußland würde Frankreich das linke Rheinufer im Falle eines solchen Sieges aufzwingen, aus folgendem Grunde:

„Denn Rußland braucht einen ewigen Zantapfel, einen Grund unaufhörlicher Entzweiung zwischen Frankreich und Deutschland. Versöhnt diese beiden großen Länder und es ist aus mit der russischen Vorherrschaft in Europa.“

David's Geschichtsdarstellung ist nicht bloß falsch. Sie hemmt und lähmt auch in höchstem Maße die von Engels empfohlene Methode, die russische Vorherrschaft in Europa zu brechen.

3. Die Märchenprinzessin.

Bisher war die französische Republik derjenige unter den gegnerischen Staaten, dem das deutsche Volk den wenigsten Haß entgegenbrachte. Es scheint, als betrachte das David als einen beklagenswerten Zustand, dem ein Ende zu machen sei. Wie wäre es sonst zu erklären, daß er nicht nur ohne die geringste tatsächliche Grundlage die „honetten Republikaner“ Frankreichs verdächtigt, sie hätten ebenso wie das Kaiserreich nach dem linken Rheinufer gestrebt, sondern daß er auch dieselben Republikaner beschuldigt, sie seien es gewesen, die im Bunde mit der russischen Kriegspartei den widerstrebenden Zaren zum Kriege drängten. Eine Beschuldigung, die in nicht minder klassischer Weise erwiesen wird, wie das Streben nach dem linken Rheinufer. Diesmal durch Berufung auf einen anonymen Brief, der angeblich von einer russischen Prinzessin stammt. Ich hatte angenommen, David zitiere den Brief, um zu bezeugen, daß Saurès beim Ausbruch des Krieges im Gegensatz zu seinen Parteigenossen stand. Jetzt erklärt David, er habe bloß sagen wollen, Saurès würde, wenn er nicht ermordet worden wäre, anders über die deutsche Sozialdemokratie und die deutsche Regierung gedacht haben, als seine Parteigenossen tun. Ich habe aus Saurès' Aeußerungen bei der letzten Zusammenkunft des Internationalen Bureaus in Brüssel einen anderen Eindruck gewonnen, hielte es aber für Zeitverlust, über das, was geschehen wäre, wenn — eingehend zu diskutieren.

Nun behauptet David, nicht zur Kennzeichnung der Haltung Saurès' habe er sich auf die Prinzessin am Zarenhof berufen, obwohl er ausdrücklich

darauf hinwies: „Die Bemerkung betreffend Saurès verdient besondere Beachtung.“ Nein, sein Zweck war ein anderer:

„Seines Dokument sollte ein Licht werfen auf das Treiben der Kriegspartei um Nikolai Nikolajewitsch; es sollte die Wirkung der Berührung Poincarés und Bivianis mit der Kriegspartei dartun, und sollte nachweisen, „welche Bedeutung das Verhalten der französischen und englischen Staatsmänner hatte für die in Petersburg fallende Entscheidung über Krieg oder Frieden“.

Natürlich bringe ich dafür noch anderes Material bei. Seines Zeugnis aus der Gegenpartei am russischen Hofe dient nur zur Bestätigung und Bekräftigung.“

Diese letztere Behauptung ist höchst irreführend. Natürlich bringt David noch anderes Material bei, aber keines, das durch das „Zeugnis aus der Gegenpartei am russischen Hof“ bestätigt und bekräftigt würde.

Dieses Zeugnis soll, wie es in Davids Buch heißt, dartun, daß „Poincaré und Biviani bei ihrem Besuch in der Zarenresidenz ganz wesentlich mit zum Sieg der Kriegspartei beigetragen haben“. (Seite 76.)

Darüber bringt David nicht eine Spur „anderen Materials“ bei. Seine Behauptung, daß die französische Regierung den Zaren zum Kriege gedrängt habe, steht und fällt mit der Glaubwürdigkeit des Briefes, auf den er sich beruft.

Ich erkläre, der Brief, selbst wenn er echt wäre, enthält so viel Unsinn, daß er nur das Produkt einer unwissenden Klatschbase sein könnte. Aber wir haben nicht die mindeste Gewähr für seine Echtheit, denn uns wird weder der Name der Brieffschreiberin, noch der des Empfängers, noch auch nur der des „Freundes“ genannt, der in den Brief Einsicht nahm und seinen Inhalt der Öffentlichkeit übergab. Ein derartiges Zeugnis sei wertlos. Da komme ich aber bei David schön an:

„Kautsky sollte mir schon soviel Vorsicht zutrauen, daß ich mich hinsichtlich alles dessen informierte, bevor ich selbst die betreffende Mitteilung für meine Darstellung benutzte. Ich handelte genau so, wie jeder gewissenhafte Abgeordnete verfährt, bevor er eine Mitteilung ohne Quellenangabe auf der Parlamentartribüne benutzt. Ich beharre auch bei der guten Gepflogenheit des gewissenhaften Parlamentariers oder Redakteurs, seine Quelle, wenn triftige Gründe dafür vorliegen, nicht preiszugeben. Wenn Kautsky das Einsehen meiner Person für die Zuverlässigkeit meiner Quelle nicht genügt, so bedauere ich das; weise aber den Vorwurf, als ob ich mich der Mitteilung irgendeiner „anonymen Dame“ ungeprüft bedient habe, mit aller Entschiedenheit zurück.“

Handelte es sich nicht um eine furchtbar ernsthafte Sache, dann gäbe es auf diese „mit aller Entschiedenheit“ vollzogene „Zurückweisung“ nur eine Antwort: ein helles Gelächter.

Denn nichts kann komischer wirken, als wenn ein Historiker, der aufgefördert wird, seine Quelle zu nennen, sich hinter dem Redaktionsgeheimnis verkriecht. Er beweist, daß er von Quellenkritik keine Ahnung hat. Anonyme Zeugen gelten nicht bei Gericht, und ebenso wenig in der Geschichtsschreibung. Was würde David wohl zum Beispiel zu einem Staatsanwalt sagen, der erklären würde, die Angeklagten seien schuldig, denn er habe einen Freund, den er nicht nennen wolle, der Einsicht nahm in den Brief eines ungenannten österreichischen Aristokraten, dem eine ungenannte hohe Dame aus Petersburg schrieb, sie habe gehört, die An-

geklagten seien schuldig. Glaubt David, irgendein „objektiver Richter“ würde auf solches Zeugnis hin die Angeklagten verurteilen?

David jedoch handelt als „objektiver Richter“ in dieser Weise gegenüber den französischen Staatsmännern und bildet sich noch ein, dabei einer „guten Gepflogenheit“ gewissenhafter Parlamentarier zu folgen.

Freilich, David hat sich über die Namen der ungenannten Personen erkundigt und deren Nennung genügt ihm, mit seiner „Person für die Zuverlässigkeit seiner Quelle“ einzustehen. Ich bedaure als gewissenhafter Historiker, nur solche Quellen anerkennen zu dürfen, bei denen eine Nachprüfung durch andere möglich ist. Kein Mensch kann mit seiner Person dafür einstehen, daß er gegen Täuschungen und Mystifikationen gefeit sei.

Und der Brief sieht ganz nach einer solchen aus. Gerade zu der Zeit, als Poincaré und Viviani in Petersburg waren, tobte dort eine heftige Streikbewegung. Diesen Moment soll Viviani benützt haben, zu erklären, die russischen Revolutionäre dächten gar nicht daran, der russischen Regierung Schwierigkeiten zu bereiten, er in Paris wisse das besser als irgendein Minister in Rußland, und dieses Einstehen Vivianis für die russischen Revolutionäre habe den Zaren beruhigt und dem Krieg geneigt gemacht.

So mag sich etwa ein Budapester Schmock das Verhältnis zwischen den Regierungen Frankreichs und Rußlands und den revolutionären Massen in diesem Lande vorstellen, aber doch nicht eine Persönlichkeit Rußlands, die etwas von den Dingen versteht. Der Brief sieht mehr aus, als sei er einem österreichischen Kaffeehaus, denn einem Petersburger Fürstenpalast entsprungen. Die „Münchener Post“ gibt an, „ein Mitglied der österreichischen Aristokratie“ habe die Veröffentlichung des Schreibens aus „nationalen Gründen“ veranlaßt. Wenn ein Brief dunkler Herkunft zu einem bestimmten praktischen Zweck veröffentlicht wird, dann wird kein gewissenhafter Historiker ihn ohne weiteres als Quelle benutzen, am allerwenigsten aber während eines Krieges. Da werden die Leidenschaften aufs höchste angestachelt, steigt die Leichtgläubigkeit unermesslich, wird die Fähigkeit gewissenhafter, vorurteilsloser Prüfung auf ein Minimum reduziert. Das ist die Zeit, in der Lügen, Fälschungen, Mystifikationen am besten gedeihen, am üppigsten in die Halme schießen.

Wer als Historiker in solcher Zeit auf solcher Basis Geschichte schreiben will, bedarf doppelter Vorsicht. David dagegen läßt auch die einfachsten Vorsichtsmaßregeln außer acht, stellt Behauptungen ins Blaue hinein auf, ja gibt über Vorgänge, die er selbst mitgemacht hat, widersprechende Darstellungen. Er behauptet in einem Atem, in der Frage der Kriegskredite sei ich mit der Mehrheit gegangen und allein geblieben. Er fühlt sich berechtigt, den Franzosen das Streben nach dem linken Rheinufer zuzuschreiben unter Berufung auf die „Gemütsveranlagung“ Poincarés und Delcassés, und er schreibt den Staatsmännern Frankreichs die Schuld am Ausbruch des Weltkriegs auf Grund eines Schreibens zweideutigster Herkunft zu, das, wenn es echt wäre, nur die Unwissenheit und Dummheit der Brieffschreiberin dokumentieren würde. Trotzdem hätte es, wenn es für echt gehalten würde, die Sensation der ganzen Welt hervorrufen müssen. In Wirklichkeit ist es völlig unbeachtet geblieben, bis David aus dieser Eintagsfliege einen ehernen Mammut machte, der das Gebäude seines Schuldbeweises zu tragen hat.

In dieser Weise schreibt er Geschichte, die dem deutschen Proletariat verkündet und dank dem Vertrauen, das es der sozialistischen Literatur schenkt, von ihm als lautere Wahrheit hingenommen wird.

Er meint, seine Art der Geschichtschreibung würde von mir deshalb kritisiert, weil sie mir nicht in den „Kram paßt“. In der Tat, leichtfertige Völkerverheerung, von einem Sozialdemokraten betrieben, paßt mir nicht „in den Kram“.

* * *

Nun noch ein Wort zu Davids Schlußbemerkung. Er protestiert gegen meinen „grotesken Versuch, ihn zu einem Anhänger der alldeutschen Annegions- und Flottentreibereien zu machen“. Mit keinem Wort habe ich diesen Versuch unternommen. Was ich David vorwarf, war, daß er Redensarten gebraucht, die dem Wortschatz dieser Treiber entnommen sind und ihren Treibereien Vorschub leisten, wenn sie nicht klar und unzweideutig definiert werden.

Die auswärtige Politik der alten Internationale und ihre Stellungnahme zum Krieg.

Von N. Kajanoff.

V.

Die prinzipielle Stellungnahme der alten Internationale zum Krieg. Ihre Beziehungen zu der Freiheits- und Friedensliga.

Wir haben gesehen, daß auch die streng marxistische Richtung — insofern von einer solchen Richtung in der alten Internationale die Rede sein kann: ist doch der „Marxismus“ ohne die Erfahrung der alten Internationale undenkbar — nie den Versuch machte, den Krieg gegen Rußland als die nächste Aufgabe des internationalen Proletariats zu proklamieren.

Umgekehrt. Schon die Tatsache der Gründung der alten Internationale selbst wies auf die Tendenz hin, den Völkerkampf womöglich ganz auszuschließen, um desto ungehinderter den Klassenkampf zu führen. Der Völkerfriede war auch für die „Marxisten“ die praktische Lösung. Der Unterschied zwischen ihnen und den „Proudhonisten“ lag nicht darin, daß sie einen „Eroberungskrieg für die Demokratie“ predigten, sondern darin, daß sie einen Eroberungskrieg seitens Rußlands befürchteten und es als ihre Pflicht betrachteten, diese Gefahr dem internationalen Proletariat klarzumachen. Daher auch der Skeptizismus in bezug auf die Möglichkeit einer Abrüstung, bevor diese Gefahr von Osten und die Hauptursachen der Kriege selbst beseitigt wären. Daher auch der Kampf gegen die stehenden Heere, der von der alten Internationale um so eifriger geführt wurde, je mehr ihre Wortführer überzeugt waren, daß die Miliz die besten Garantien für einen erfolgreichen Verteidigungskrieg bietet. Und nicht, weil die alte Internationale „kriegerisch“ war, hat sie eine „feindliche“ Stellung der pazifistischen Freiheits- und Friedensliga gegenüber eingenommen, sondern weil die letztere ihren Kampf für die Erhaltung des Friedens an einer unrichtigen Stelle ansetzte. Auch in dieser Beziehung haben wir mit verschiedenen Legenden zu kämpfen, die die wirkliche Geschichte der Beziehungen zwischen beiden internationalen Gesellschaften entstellen.

Leider liegen uns die Protokolle des Generalrats für das Jahr 1867 nur vereinzelt vor. So haben wir keine Möglichkeit, festzustellen, wie sich der Generalrat während der Luxemburgaffäre verhielt, die Europa an den Rand eines Krieges brachte. Wir wissen nur, daß diese Kriegsfrage zuerst der gesamten internationalen Arbeiterassoziation die Gelegenheit bot, „sich der Welt als einen wahren, längst bestehenden Völkerfriedensbund zu offenbaren“. In der Protestaktion gegen den Krieg standen die Sektionen der alten Internationale in allen von der Kriegsgefahr bedrohten Ländern in erster Linie.

Um diese Zeit bildete sich auch ein Komitee aus Vertretern der bürgerlichen Parteien, um einen Friedenskongreß nach Genf zum 5. September 1867 zu berufen. Der alte Becker benahm sich dem Unternehmen gegenüber wohlwollend.

„Wir sehen darin, daß die seit länger als dreißig Jahren gepflegte Idee der Völkerverbrüderung, nachdem sie von der Arbeiterklasse durch Gründung ihrer Internationalen Assoziation zuerst im großen ins Praktische überseht wurde, nun endlich auch von der bürgerlichen, d. h. einseitig politisch agitierenden Demokratie, ernstlich aufgegriffen wird. Wir dürfen diese Erscheinung um so freudiger begrüßen, als zum Teil eine laute Anerkennung unserer Bestrebungen und eine innere Genugtuung für uns darin gelegen ist . . . Der Kongreß wird für die liberale Bourgeoisie ein Probestein sein, vielleicht der letzte, den die Geschichte ihr anlegt. Wir wollen nicht vorurteilen, sondern abwarten, wie man sich in diesen Kreisen bei der Beratung über die Mittel zum Zweck, die nicht so sammet und seidener Natur sein können, halten wird und ob man nicht nur schön redet, viel beschließt, sondern auch energisch an die Ausführung geht.“

In diesem Sinne beschloß die Genfer Sektion, auf dem bevorstehenden Kongreß die Internationale Arbeiterassoziation aufzufordern, den Friedenskongreß in Genf in seinen Bestrebungen zu unterstützen und eine offizielle Delegation dorthin zu schicken.

Daß die Veranstalter des Friedenskongresses einen großen Wert auf den möglichen Anschluß der alten Internationale legten, folgt daraus, daß sie einwilligten, den Termin des Friedenskongresses bis auf den 9. September zu verschieben, um den Beschluß des Lausanner Kongresses abzuwarten.

Die Beckersche Resolution in der Genfer Sektion, vorgeschlagen am 20. August 1867, wurde von der Generalversammlung der Sektion am 25. August angenommen.

Ganz anders entschied die Frage der Generalrat in London. Einen Aufschluß darüber gibt die folgende Stelle aus einem Brief von Marx an Engels (4. September 1867):

„Das heißt, daß ich im Generalrat gegen den Anschluß an die Friedenswindbeutel sprach. Meine Rede dauerte etwa eine halbe Stunde. Eccarius als Protokollführer gab einen Bericht im „Beehive“, worin er nur ein paar Sätze von uns brachte. Der Wiederabdruck im „Courier Français“ läßt selbst wieder die Sätze über die Notwendigkeit der Armeen vis-à-vis Rußland und über die Feigheit der Kerls weg. Nichtsdestoweniger hat diese Geschichte viel Lärm gemacht. Die Esel von dem Friedenskongreß, deren Agent in London, Mr. de Folleville, änderten ganz ihr ursprüngliches Programm und schmuggelten in das neue, das viel demokratischer ist, selbst die Worte ein „the harmonising of economic interests with liberty“, eine weitschichtige Phrase, die auch bloßen Freihandel meinen kann¹⁷.

¹⁷ Das erste Programm war vom 11. Juni, das zweite — Ende Juli — stellt zwei Parteien in Europa einander gegenüber: die Partei der Freiheit und die Partei

Sie bombardierten mich mit Zuschriften und hatten selbst die Frechheit, einliegenden Wisk mit dem neuen Programm mir zuzusenden. Die Frechheit besteht darin, daß sie mich in der Adresse zum „Member of the Geneva etc. Congress“ ernennen¹⁸.

Die Sitzung des Generalrats, von der Marx in seinem Briefe erzählt, fand am 13. August 1867 statt. Nach dem Bericht im „Beehive“ war es Marx, der die Aufmerksamkeit des Generalrats auf den Friedenskongreß in Genf lenkte. Er sagte, es sei wünschenswert, daß möglichst viele Delegierte den Friedenskongreß in ihrer individuellen Eigenschaft besuchen, es wäre aber unangebracht, daran offiziell teilzunehmen, als Repräsentanten der Internationale. Der Kongreß der Internationalen Arbeiterassoziation bilde schon an sich einen Friedenskongreß, da die Einigung der Arbeiterklassen verschiedener Länder schließlich die internationalen Kriege unmöglich machen müsse. Hätten die Veranstalter des Genfer Friedenskongresses die Hauptfrage richtig aufgefaßt, so müßten sie sich an die Internationale Arbeiterassoziation anschließen. Das gegenwärtige Wachstum der großen Armeen in Europa sei durch die 1848er Revolution hervorgebracht, die großen stehenden Heere wären die notwendige Folge des herrschenden Gesellschaftszustandes. Sie würden nicht für den internationalen Wohlstand unterhalten, sondern um die Arbeiterklassen im Zaume zu halten. Da aber nicht immer Barrikaden da seien, um sie zu bombardieren, und Arbeiter, um sie niederzuschießen, gebe es mitunter eine Möglichkeit, internationale Konflikte zu begünstigen, um die Soldateska in Ordnung zu halten. Die Partei des Friedens um jeden Preis werde zweifellos auf dem Kongreß zahlreich vertreten sein. Diese Partei werde bereitwilligst Rußland allein im Besitz der Mittel lassen, dem Rest Europas den Krieg zu machen, während schon die Tatsache selbst des Vorhandenseins einer Macht wie Rußland genügend wäre, um alle anderen Länder zu zwingen, ihre Armeen intakt zu halten. Es sei mehr als wahrscheinlich, daß einige französische Radikale die Gelegenheit ausnützen würden, deklamatorische Reden gegen ihre Regierung zu halten, diese aber hätten einen größeren Effekt, würden sie in Paris gehalten. Die Leute, die nicht helfen wollen, die Beziehungen zwischen Arbeit und Kapital zu ändern, ignorierten die wirklichen Vorbedingungen eines universalen Friedens. Marx schloß seine Rede mit dem Vorschlag, daß die Delegierten des Generalrats nicht an dem Friedenskongreß offiziell teilnehmen dürften und sich jedem Vorschlag auf dem Kongreß der Internationale widersetzen müßten, der eine offizielle Teilnahme befürworten würde. Seine Resolution wurde einstimmig angenommen.

In diesem Sinne handelten die Delegierten des Generalrats auf dem Lausanner Kongreß. Sie stießen aber auf den Widerstand der Genfer Sektion. Der Kommission¹⁹, die den Entwurf einer Antwortadresse an den Friedenskongreß ausarbeiten sollte, lag die ausführliche Resolution der Genfer Sektion vom 25. August vor.²⁰ Der Bericht der Kommission fehlt, wir wissen

der militärischen Diktatur, das dritte, das von einer „alliance effective de la démocratie Européenne“ spricht, ist vom 13. August datiert.

¹⁸ Briefwechsel, Dritter Band, Seite 403.

¹⁹ Fünf Mitglieder: Dupont, Klein, Bürkli, Hafner, Ribaud.

²⁰ Die Resolution ist von Becker verfaßt. Nichts zeigt besser, wie weit die „Marxisten“ in der alten Internationale von dem Marxismus in dem Sinne, in dem wir diesen jetzt verstehen, entfernt waren, als diese Resolution. Und

nur, daß in ihrem Namen in der Sitzung vom 4. September als Bericht-erfasser über die ganze Frage Hafner referierte und folgende Adresse an den Friedenskongreß vorschlug:

„In Erwägung, daß der Druck des Krieges auf keiner Klasse schwerer lastet als auf der Arbeiterklasse, indem er sie nicht bloß ihrer Existenzmittel beraubt, sondern sie auch zwingt, das Blut der Arbeiter zu vergießen;

in Erwägung, daß der bewaffnete Friede die Produktivkräfte lähmt, von der Arbeit nur nutzlose Werke fordert und die Produktion einschüchtern, indem er sie den Drohungen eines Krieges aussetzt,

in Erwägung, daß der Friede, diese erste Bedingung des allgemeinen Wohlstandes, seinerseits durch eine neue Gesellschaftsordnung konsolidiert sein muß, die keine Teilung in zwei Klassen kennt, von denen eine durch die andere ausgebeutet wird,

beschließt der Kongreß der Internationalen Arbeiterassoziation rückhaltlos und in entschiedener Weise dem Friedenskongreß, der sich am 9. September in Genf ver-

doch beeinflusste der Bekersche „Borbote“ jahrelang die gesamte deutschsprachige Sozialdemokratie. Man lese die Resolution, und man wird nur schwer einen großen Unterschied zwischen dieser „deutschen“ Phrasologie und der „romanischen“ wahrnehmen.

„In Erwägung:

Daß das Dasein der Internationalen Arbeiterassoziation die tatsächliche Verbrüderung der Völker — einen Friedensbund bedeutet;

daß nur durch die Ergebnisse der intellektuellen und materiellen Arbeit die Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft gegründet werden kann;

daß aber die Schaffung, Veredelung und Vermehrung der sittlichen und leiblichen Güter nur im Frieden allein zu bewerkstelligen sind;

daß dagegen durch den Krieg die Produktion nicht bloß gehemmt und vermindert wird, sondern auch Produkte, Produktivkräfte und Produktionsmittel zerstört werden;

daß schon der bewaffnete Frieden sowohl einen großen Teil der Produktivkräfte lähmt, als auch die Arbeit zu viel unfruchtbarer Leistung zwingt, ihr sogar die Erzeugung von Zerstörungswertzeugen auferlegt, den Krieg beständig in Aussicht stellt und somit die Produktion einschüchtern und abschwächt;

daß aber weder der bewaffnete Frieden beseitigt, noch der Ausbruch des Krieges verhütet werden kann, solange die Freiheit nicht überall erobert und gesichert, nicht alle Souveränität in den Schoß der Völker gelegt und das stehende Heerwesen durch die Volkswehr ersetzt ist;

daß jedoch die Völker nur durch gegenseitige Dienstleistung (Mutualität) und Gesamtverbindlichkeit (Solidarität) die Freiheit und Souveränität erringen und sicherstellen können;

daß hingegen auch die Gegenseitigkeit und Gesamtverbindlichkeit nur lebendig werden und fruchtbar wirken kann, wenn sie die Identifizierung der Privat- und Gemeininteressen — die tatsächliche Gerechtigkeit für alle Menschen — zum Endzweck hat;

daß dieser Endzweck immerhin nur durch enge Vereinigung aller zerstreuten Mittel, durch feste Organisation aller vereinzelter Kräfte — durch internationale Assoziation — zu erreichen ist;

daß die alten Fortschrittsparteien zu sehr von politischen und religiösen, nationalen und sozialen Vorurteilen befangen, durch Partikularinteressen ihrer Genossen zu keiner entscheidenden Handlung — Erfüllung eines kulturhistorischen Berufs — mehr befähigt, am Verkommen sind;

daß nur das kopf- und handarbeitende Proletariat, dessen Interessen mit aller kulturgeschichtlichen Aufgabe im Einklang stehen, in Vereinigung mit allen großen

sammeln wird, beizutreten, ihn energisch zu unterstützen und an allem teilzunehmen, was er unternehmen wird, um die Aufhebung der stehenden Heere und die Erhaltung des Friedens zu verwirklichen, mit dem Ziele, so schnell als möglich die Emanzipation der Arbeiterklasse und ihre Befreiung von der Macht und dem Einfluß des Kapitals, sowie die Herstellung einer Konföderation der Freistaaten in ganz Europa zu erreichen.“

Vergleichen wir diese Resolution mit der Becherschen, so sehen wir, daß nur der Schluß der letzteren von der Kommission akzeptiert und anstatt seiner Begründung eine viel kürzere und klarere angenommen wurde. Man darf vermuten, daß es Dupont gelungen ist, wenn nicht dem Auftrag des Generalrats in der Kommission die Mehrheit zu verschaffen, so doch eine andere Begründung durchzusetzen.²¹

Der Kampf wurde in der Plenarversammlung weitergeführt. Gegen die Resolution polemisierte De Paepe:

„Sollte ich meine Meinung dem Kongreß in Genf vorlegen, so würde ich ihm sagen: wir wollen, gleich Euch, den Frieden, solange aber das existiert, was man Nationalitätenprinzip oder Patriotismus nennt, wird es immer Kriege geben; solange verschiedene Klassen existieren, wird es immer Kriege geben. Der Krieg ist nicht bloß die Folge des Ehrgeizes irgendeines Monarchen; so waren bei der mexikanischen Expedition die wirkliche Ursache des Krieges die Interessen einer Kapitalisten-gruppe. Der Krieg ist die Folge des Mangels an Gleichgewicht in der ökonomischen Welt und des Mangels an Gleichgewicht in der politischen Welt. Wenn der Genfer Kongreß den Frieden in der heutigen Gesellschaftsordnung will, ist er unlogisch: wer den Zweck will, will auch die Mittel.“

Das offizielle Protokoll sagt, daß Eccarius in demselben Sinne sprach wie De Paepe. Er setzte den Standpunkt des Generalrats auseinander, fügte aber hinzu, daß der letztere nur gegen eine offizielle Delegation sei, dagegen nichts gegen eine Adresse einzuwenden habe.

Herzen, die Fahne der Menschheit und Menschlichkeit aufrechtzuerhalten und als Regenerationspartei der Weltgeschichte eine neue Bahn zu brechen imstande sein kann,

beschließt der Kongreß der Internationalen Arbeiterassoziation: 1. den Kongreß in Genf in seinen Bestrebungen zur Erhaltung des Friedens, Beseitigung der stehenden Heere bei Errichtung von Volkswehren, Vereinigung der Kampfmittel und Energien mit aller Tatkraft zu unterstützen, ohne jedoch irgendwie das bisher angestrebte Ziel der Emanzipation der Arbeiterklasse von der Kapitalherrschaft — d. h. der Umgestaltung der gesellschaftlichen und staatlichen Zustände — und der Herstellung eines europäischen Freistaaten-Bundes aus dem Auge zu verlieren; 2. eine Abordnung von vier Mitgliedern zu ernennen, welche diesen Beschluß in deutscher, französischer, englischer und italienischer Sprache dem internationalen Friedenskongreß in Genf zur Kenntnis bringt, ihn in allen seinen Teilen näher zu begründen und allen mit ihm übereinstimmenden Anträgen die Beschlußnahme zu verschaffen hat.“

²¹ Diese Hypothese wird durch die Rede, die Dupont auf dem Friedenskongreß hielt, bestätigt. Er wurde dorthin von der französischen Sektion in London delegiert, um den Standpunkt der Internationale zu verteidigen. Seine Rede, die eine starke Opposition hervorrief, schloß er mit folgenden Worten: „Um einen dauernden Frieden herzustellen, muß man die Geseze abschaffen, die die Arbeit bedrücken, alle Privilegien, und alle Bürger zu einer Arbeiterklasse machen. Man muß, kurz gesagt, die soziale Revolution mit allen ihren Konsequenzen akzeptieren.“ *Annales du Congrès de Genève* (9.—12. Septembre 1867). Genève 1868. Seite 172.

Auch Tolain wollte den Beitritt zum Friedenskongreß von bestimmten Bedingungen abhängig machen, und nur wenn die Antwort befriedigend wäre, sollte es für die Internationale Arbeiterassoziation möglich sein, dem Friedenskongreß beizutreten. Es wurden auch Stimmen laut, die den Beitritt kategorisch ablehnten. Die letztere Meinung wäre vielleicht trotz des Eintretens der Delegierten Perron, Coullery und Büchner siegreich geblieben, hätte nicht Dupleix auf den Umstand hingewiesen, daß der Friedenskongreß mit Rücksicht auf den Arbeiterkongreß seinen Kongreß verschoben habe, um den Beschluß der Internationalen Arbeiterassoziation abzuwarten. Und sei, sagte er, der Friedenskongreß in Genf ein bürgerlicher Kongreß, so seien Perron, Becker und er selbst auch Bourgeois! Becker sprach kein Wort.

Man einigte sich auf ein Kompromiß, das schon Tolain in seiner Rede vorgeschlossen hatte, also auf einen Beitritt unter bestimmten Bedingungen. Diese waren in dem folgenden Amendement Tolains, dem sich auch De Paepe anschloß, formuliert und wurden mit 32 Stimmen gegen 14 angenommen.

„Der Kongreß, in Erwägung, daß der Krieg als seine erste und hauptsächlichste Ursache den Pauperismus und den Mangel des ökonomischen Gleichgewichts hat, daß es, um den Krieg aufzuheben, nicht genügt, die Armeen aufzulösen, sondern auch notwendig ist, die soziale Organisation im Sinne einer immer gerechteren Verteilung der Produktion zu ändern, macht seinen Beitritt von der Annahme der obigen Erklärung durch den Kongreß abhängig.“

Das Amendement von Tolain, ebenso wie die Rede De Paepes tragen den klaren Stempel der Ansichten Proudhons. Die Störung des ökonomischen Gleichgewichts, der Pauperismus als Grundursache der Kriege, die Schaffung der Gerechtigkeit im Handel als Vorbedingung des Friedens — alles das waren Schlagworte aus Proudhons Buch über Krieg und Frieden, wo er sich auch über alle Friedenskongresse lustig machte. So waren Eccarius und Tolain, obwohl von verschiedenen Standpunkten ausgehend und durch verschiedene Motive geleitet, praktisch zu einer und derselben Stellungnahme zu dem Friedenskongreß gelangt.

Der Beschluß des Lausanner Kongresses in bezug auf die Friedensliga bedeutete also keineswegs, wie Friedrich Adler meint, daß er auf die Kriegspolitik, die in der Inauguraladresse angeblich empfohlen worden war, verzichtete und sich zu der Friedenspolitik bekehrte. Umgekehrt. Eben weil der Lausanner Kongreß glaubte, daß das Programm der Internationalen Arbeiterassoziation eine bessere Gewähr für den Frieden unter den Völkern biete, lehnte er den sofortigen Anschluß an die Friedensliga ab. Und daß seine Bedingungen für diese bürgerliche Gesellschaft unannehmbar waren, zeigte der Friedenskongreß in Genf in unzweideutiger

²² Vergl. die erste Beilage zum Periodischen Bulletin des Internationalen Sozialistischen Bureaus Nr. 9, die die Resolutionen der Arbeiterinternationale gegen den Krieg von 1867 bis 1910 zusammengestellt. Die Genfer Resolutionen fehlen. Die Lausanner ist in der deutschen Fassung so entstellt, daß sie oft das Gegenteil der französischen behauptet. Auch bei Eichhoff ist sie entstellt. Was Jaech anbelangt, so nennt er die Resolution, deren Zustandekommen ihm unbekannt geblieben ist, eine „hinlänglich geklärte, die die grundsätzliche Grenze zwischen der bürgerlichen Friedensschwärmerei und der proletarischen Kriegsgegnerschaft scharf zog“. Als ihren Urheber betrachtet er Becker!

Weise. Eben die kategorische Ablehnung aller Forderungen der Internationale erklärt uns, und nicht Marx' „Intrigen“, warum der folgende Kongreß der Internationale der aus dem Friedenskongreß in Genf hervorgegangenen Freiheits- und Friedensliga ein kategorisches Nein auf die Frage entgegenstellte, ob die Internationale sich der Liga anschließen wolle. Derselbe Bester, der so viele Hoffnungen auf diesen Kongreß der europäischen Demokratie gesetzt hatte, wies schon in der Septemhernummer seines „Vorboten“ gleich nach dem Friedenskongreß auf alle Ursachen hin, die den Beitritt unmöglich machten²³.)

Der Brüsseler Kongreß beschloß nun, und darin liegt nichts Ueber- raschendes, ganz im Sinne der Resolution des Lausanner Kongresses, die besagte, daß die Internationale Arbeiterassoziation ihren Beitritt von der Annahme ihrer Resolution abhängig mache, jetzt, als nicht nur der Genfer Kongreß, sondern auch die Friedens- und Freiheits-Liga auf ihrem neuen Friedenskongreß in Bern nicht im entferntesten diese Bedingungen erfüllt hatte, beinahe einstimmig:

1. Daß die Delegierten der Internationalen Arbeiterassoziation, welche sich nach Bern begeben werden, in die dortige Versammlung die verschiedenen Beschlüsse der Kongresse in Genf, Lausanne und Brüssel im Namen der Internationale als Programm mitzubringen haben; daß aber andererseits die Verantwortung für alle dort gepflogenen Diskussionen und gefaßten Beschlüsse nur sie persönlich trifft;

2. daß die Delegierten der Internationale der Meinung sind, daß die Friedensliga keine Daseinsberechtigung hat angesichts des Wirkens der Internationale; sie laden daher die Liga ein, sich an diese anzuschließen und den Beitritt ihrer Mitglieder an eine oder die andere Sektion der Internationale zu veranlassen²⁴.

Aber diese kategorische Ablehnung des Brüsseler Kongresses, sich offiziell auf dem Friedenskongreß in Bern vertreten zu lassen, bedeutete ebenso wenig wie die bedingte Absage des Lausanner Kongresses an den Friedenskongreß in Genf, daß die alte Internationale im Unterschied von der Friedensliga den Krieg als ein Mittel, das in ihr Inventar gehöre, befürwortete. Gerade umgekehrt. Der Brüsseler Kongreß sprach sich in bestimmter Weise gegen den Krieg aus. Auf diesem Kongreß wurden auch zuerst die Mittel erörtert, um einem Krieg vorzubeugen.

(Schluß folgt.)

²³ „Um die Bedingungen des Friedens zu erfüllen, darf man nicht von Ruhe träumen; denn wer den Frieden unter den Völkern will, der muß den Krieg gegen alle Tyrannei und den Kampf gegen jedwede politische, religiöse und soziale Vorurteile wollen. Wer aber den Krieg gegen alle Tyrannei will, der muß vor allen Dingen den Frieden innerhalb der Gesellschaft herstellen helfen und zu allen Opfern bereit sein, die er erheischt. Die Herstellung dieses inneren Friedens kann sich aber nur durch die Gerechtigkeit ergeben und diese sich nur durch die tatsächliche Gleichberechtigung aller werktätigen Menschen am Lebensgenuß verwirklichen. Die Verwirklichung dieser Gleichberechtigung bedeutet aber die völlige Umgestaltung der ökonomischen Verhältnisse.“ Umgekehrt glaubt Guillaume noch jetzt, daß der Genfer Friedenskongreß den Resolutionen des Arbeiterkongresses Rechnung getragen habe.

²⁴ Wie es oft mit den Resolutionen der alten Internationale passierte, erschien auch diese zuerst in einer falschen Fassung, die nicht nur in der Sache, sondern auch in der Form zu schroff war. So stand statt „sich anschließen“ — „sich aufzulösen“ (se dissoudre) und statt „glauben“ — „erklären“ (déclarer). Das erklärt, warum einige Mitglieder der französischen Internationale, darunter auch Barlin, ihren Protest gegen die Aufforderung „sich aufzulösen“ erhoben.

Die sozialdemokratische Arbeiterpartei in Holland während des Krieges.

Von J. Fedder (Amsterdam).

Die außerordentliche Situation, die der Krieg für die inneren Verhältnisse Hollands schuf¹, übte selbstverständlich großen Einfluß auch auf das politische Leben aus. Die Sorge des Staates um die Aufrechterhaltung der Neutralität, die Mobilisation der Wehrmacht, die ausgedehnte Notgesetzgebung, die Lebensmittelfürsorge — dies alles drängt die gewöhnlichen politischen Tagesfragen gänzlich in den Hintergrund. Aus den allgemeinen Wahlen vom Jahre 1913 war das Kabinett Cort van der Linden hervorgegangen, nachdem unsere Partei das Eintreten in ein bürgerliches Ministerium abgelehnt hatte. Seine Hauptaufgabe sollte die Verfassungsrevision zur Einführung des allgemeinen Wahlrechts bilden. Jetzt sah es sich auf einmal vor Fragen ganz anderer Art gestellt. Es drohte sogar anfangs ein Ministerium der nationalen Verteidigung zu werden. Diese außergewöhnliche Situation war für die übergroße Mehrheit der Bevölkerung etwas überaus Neues. Zum letztenmal hatte unserem Lande Kriegsgefahr im Jahre 1870 gedroht. Damals fand auch eine Mobilisierung der Wehrmacht statt.

Für unsere Partei war die Sachlage nicht weniger neu. Nicht nur wurde der gewöhnliche Lageskampf durch die Not der Zeit zurückgedrängt, sondern diese letztere bedrohte auf einmal ernstlich das Fortbestehen der Partei, da die Notlage und Arbeitslosigkeit es vielen Mitgliedern und Abonnenten unserer Presse unmöglich machte, ihre gewöhnlichen Beiträge zu bezahlen.

Besonders die finanzielle Lage des Zentralorgans „Het Volk“ war anfangs ernst. Sofort traf der Parteivorstand einige Maßnahmen, um dem Schlimmsten vorzubeugen. Er ließ einige notleidende Provinzblätter eingehen und zentralisierte die sämtlichen Kassenbestände aller lokalen Abteilungen der Partei. Die öffentliche Agitation wurde anfangs stillgesetzt; nur Mitgliederversammlungen durften abgehalten werden, um die brennenden Tagesfragen zu diskutieren. Dies letztere war um so mehr nötig, da die internationalen Ereignisse ebenso wie die Haltung der Sozialdemokratie im In- und Auslande auch innerhalb der Partei große Erregung hervorgerufen hatten. Die Tatsache, daß die Sozialdemokratie außerstande war, den Krieg zu verhindern und sogar, von einigen Ausnahmen abgesehen, in den vornehmsten Staaten die geforderten Kriegskredite bewilligte — rief nicht nur ein Gefühl der Enttäuschung, sondern auch große Bewirrung hervor.

Auch in unserem Lande hatte die sozialdemokratische Kammerfraktion, als die Zweite Kammer am 3. August tagte, die Mobilisierungskredite für die Aufrechterhaltung der Neutralität des Landes bewilligt. In dieser Kammer Sitzung hielt der Vorsitzende der Fraktion, Genosse Troelstra, eine Rede, die im Laufe der sich entspannenden Diskussion vielfach angegriffen wurde. Sie läßt sich etwa wie folgt zusammenfassen:

¹ Vergl. den Artikel „Die Wirtschaftslage in Holland“ in Nr. 13 der „Neuen Zeit“ vom 25. Juni d. J.

Die Mobilisierung der Wehrmacht geschah nur zu dem Zweck, das möglichste zu tun, um den Krieg von den Landesgrenzen fernzuhalten. Sie war mit vollkommen friedlichen Absichten angeordnet worden. Prinzipiell stehe daher die Sozialdemokratie an der Seite der Regierung. Detailkritik über die Taten der Regierung wäre in diesem Augenblick unzeitgemäß. Solange der Krieg nicht vorüber sei, müsse der gewöhnliche Kampf der Sozialdemokratie gegen Militarismus und Kapitalismus eingestellt werden; der Nationalgedanke beherrsche jetzt die Gegensätze der Völker. Aus der Notlage erwache für die Regierung die Pflicht, schützend und helfend einzugreifen. Jetzt sei nicht die Zeit für hohe Politik. Eine ganz einfache Politik: die Bevölkerung vor Hunger zu bewahren, tue uns not. Außerdem erwarte die Sozialdemokratie in bezug auf die äußere Politik das strenge Bewahren der Neutralität und die Bereiterklärung, wenn möglich zur Wiederherstellung des Friedens mitzuwirken.

Das Parteiorgan „Het Volk“ schrieb in den ersten Augusttagen ebenfalls eine Reihe von Artikeln, in denen es die Verteidigung der Neutralität und wenn nötig auch der Unabhängigkeit des Landes befürwortete.

Gegen diese von den Parteinstanzen angenommene Haltung erhob sich eine scharfe Opposition, die zu teilweise sehr scharfen Diskussionen Anlaß gab. Dies führte zu einer Parteikrise, die erst auf dem jüngsten Parteitag ihren vorläufigen Abschluß fand. Ich werde versuchen, in folgendem eine gebrängte Zusammenfassung dieser Diskussion und ihres Ausgangs zu geben, wobei ich mich selbstverständlich der Kritik dieser oder jener Ansichten gänzlich enthalten und mich auf objektives Referieren beschränken werde.

Die Opposition richtete sich zunächst gegen das einstweilige Stilllegen der Agitation, die Anerkennung des Burgfriedens, die, wie sie meinte, dem Sozialismus schade. In einer Zeit wie der jetzigen, in der der Kapitalismus sich mit allen seinen Schrecken offenbare, sei es mehr als je geboten, die Augen der Massen für unsere Lehre und Bewegung zu öffnen. Man berief sich dabei vielfach auf den Satz in der Resolution von Stuttgart, in dem die Rede ist von der Pflicht nach dem Ausbruch eines Krieges: „Die herbeigeführte wirtschaftliche und politische Krise zur Aufrüttelung des Volkes auszunützen“.

Die Bourgeoisie unseres Landes habe den Klassenkampf gar nicht eingestellt. Sie benutze die Krise nicht nur, um tausende Arbeiter sofort zu entlassen, sondern auch, um einen scharfen Lohndruck auszuüben, die Errungenschaften der Gewerkschaftsarbeit zunichte zu machen. Eine schärfere Haltung der Partei wäre demzufolge vonnöten, besonders weil auch die Hilfe für die unorganisierten Arbeitslosen ungenügend sei und die Regierung mit ihrer Finanzpolitik die Lasten für das Proletariat noch vergrößere.

Schärfer noch war die Kritik, die an den Worten Troelstras und den Leitartikeln in „Het Volk“ geübt wurde. Zu den Wortführern der Opposition gehörte insbesondere Genosse R. Kupper, der mit einigen Zeitungsartikeln und einer Broschüre: „Keinen Mann und keinen Groschen!“ großen Erfolg hatte. Die Opposition wies das Troelstrasche Wort des „Nationalgedankens, der die Gegensätze beherrsche“, als bürgerlich zurück².

² Ein ähnlicher Standpunkt wurde unter anderem vom Genossen G. W. Scumes in seiner Broschüre: „Der internationale Gedanke und das Proletariat“ vertreten.

Gerade in den Tagen des Zusammenbruchs der Internationale sei es mehr als je für die dauernden Interessen der Arbeiter notwendig, ihre internationale Solidarität zu betonen und auch faktisch durchzuführen. Unsere Partei, deren ganzer Kampf gegen den Kapitalismus und den damit verbundenen Militarismus gerichtet war, brauche als prinzipielle Oppositionspartei gar keine Verantwortung für die militärischen Maßnahmen zu übernehmen, die nötig wurden, weil wieder einmal der kapitalistische Gegensatz zwischen den Nationen über unsere Kulturarbeit der Völkerverständigung siegte. Die Abstimmung für die Mobilisations- und Kriegskredite habe für uns als antimilitaristische Partei die verhängnisvollsten Konsequenzen. Haben wir einmal in der Zeit der Kriegsgefahr die Millionen für den Militarismus bewilligt, so sei nicht einzusehen, weshalb wir dann in Friedenszeiten noch die Mitwirkung an der Vorbereitung der Landesverteidigung und die Bewilligung des jährlichen Militärbudgets ablehnen sollten.

Ueberhaupt sei, nach der Meinung dieser Genossen, die Bedeutung des Verlustes der staatlichen Unabhängigkeit für das Proletariat stark überschätzt worden. Die Erfahrung habe gezeigt, daß keineswegs in allen Ländern, die annektiert wurden, der Klassenkampf durch den nationalen verdrängt worden sei. Besonders wurde von diesen Genossen auf Elsaß-Lothringen, Rußisch-Polen und Finnland als Belege hierfür hingewiesen. Die Nachteile, die aus der Fremdherrschaft allerdings erwüchsen, berechtigten die Sozialdemokratie noch nicht, deswegen die Verantwortung für das Zerreißen der internationalen Einheit und alle die Kriegsgreuel zu übernehmen.

Es möge dahingestellt bleiben, ob viele Sozialdemokraten es für ihre Pflicht halten, das Land zu verteidigen. Aus den internationalen Resolutionen — meinten diese Genossen — gehe diese Pflicht nicht hervor. In dem Passus der Resolution von Kopenhagen über diese Frage sei nur die Rede davon, daß den parlamentarischen Vertretern der Sozialdemokratie die Pflicht obliege, „für das Selbstbestimmungsrecht aller Völker“ einzutreten. Dies bedeute nur das Berwenden von agitatorischen und politischen Mitteln und nicht den Gebrauch der Waffengewalt.

Demzufolge sei die Sozialdemokratie auch in unserem Lande gänzlich auf falsche Fährte geraten, und darum sei es nötig, gegen die nationalen Tendenzen innerhalb der Bewegung Front zu machen.

Die Parteinstanzen versäumten nicht, diese oppositionellen Angriffe zu beantworten und die besagte Taktik zu verteidigen. Besonders die Redaktion des Zentralorgans „Het Volk“ hatte die Hauptmasse dieser Angriffe abzuwehren. Eine tiefergehende Verteidigung des eingenommenen Standpunktes lieferte jedoch Genosse P. J. Troelstra in seiner zu einem kleinen Buch ausgedehnten Broschüre: „Der Weltkrieg und die Sozialdemokratie“, die am Anfang dieses Jahres erschien².

Der Nationalgedanke in der Sozialdemokratie wird von Troelstra besonders in Anlehnung an die Ausführungen von Otto Bauer beleuchtet und verteidigt. Als der Kern seiner Auffassungen ist wohl folgender Passus auf Seite 44/45 seiner Schrift zu betrachten:

² Von ebn. ist diese Broschüre in dieser Zeitschrift, 33. Band 11, Seite 63, kurz angezeigt worden.

„Dieser Entwicklungsprozeß (nämlich zum Sozialismus) fängt nicht mit der Internationale an, sondern er mündet in ihr aus. . . . Der Weg nach der sozialistischen Internationale läuft nicht über oder außerhalb oder gegen, sondern durch die sozialistischen Nationen hindurch. Um die Internationale zu bilden, den Wunsch zur Wirklichkeit, den Begriff zur Tatsache zu machen, muß das Proletariat erst die Nationen erobern — um ihr internationales Wesen völlig entfalten zu können, sich erst „zur nationalen Klasse erheben“.“

Nicht nur durch prinzipielle Gründe jedoch läßt sich nach Troelstra die Haltung der Parteileitung rechtfertigen; auch ganz schwerwiegende Gründe der Zweckmäßigkeit sind dafür anzuführen. Die Mobilisierung der Wehrmacht diene dazu, zu verhüten, daß durch Vernachlässigung der internationalen Verpflichtungen unser Land in den Strudel des Weltkrieges gegen seinen Willen fortgerissen werde. Nur dann hätten wir Aussicht, außerhalb des Krieges zu bleiben, wenn wir den festen Willen zeigten, jedem gewaffnet entgegenzutreten, der unsere Neutralität angreifen wollte.

Die Haltung, die unsere Partei der Regierung gegenüber angenommen — das Anerkennen des Burgfriedens —, sei im Interesse der Partei geboten gewesen.

Es sei unsere gebieterische Pflicht, angesichts der an den Landesgrenzen drohenden Gefahr, die Einheit des Volkes nicht zu zerstören, wenn nicht die Regierung dazu durch aggressive, die Arbeiterinteressen schädigende Taten Anlaß gebe. Die Partei habe übrigens eine Protestaktion gegen die fünfprozentige Anleihe geführt, während die ganze Zeit hindurch ihre Vertreter überall, in Kammer, Gemeinderat und Unterstützungskomitee, emsig tätig waren, durch Befürworten von Erhöhung der gewährten Unterstützungen und Mitwirkung an der Preispolitik der Regierung die Lage der Arbeiter zu verbessern. Der Burgfrieden sei schließlich gar nichts anderes als der Ausdruck der Tatsache, daß Kriegsgefahr die Tagesfragen der Politik zurückdrängt und den Klassenkampf lähmt; er sei deshalb bloß objektiven Faktoren zuzuschreiben.

Diese Diskussion, die Monate hindurch in der Presse und den Mitgliederversammlungen geführt wurde und auf beiden Seiten Unzufriedenheit und Erbitterung hervorrief, fand endlich ihren vorläufigen Abschluß auf dem Parteitag, der am 4., 5. und 6. April in Arnheim abgehalten wurde. Die zweitägigen Debatten schlossen damit, daß die etwas modifizierte Resolution des Parteivorstandes mit 555 Stimmen angenommen wurde gegen 231, die auf die Resolution der Opposition entfielen. Der Bedeutung der strittigen Frage wegen möchte ich den Wortlaut dieser beiden Resolutionen hier in ihren wesentlichsten Teilen folgen lassen. Die Mehrheitsresolution lautete:

„In Erwägung, daß in der Lage, die der Ausbruch des Krieges geschaffen, die Interessen der niederländischen Arbeiterklasse zusammenfallen mit denen der gesamten Nation, daß die Aufrechterhaltung der Neutralität und Unabhängigkeit des Landes mit allen verfügbaren Mitteln geboten war, in Übereinstimmung mit dem von der sozialistischen Internationale stets geforderten Selbstbestimmungsrecht aller Völker

hegt der Parteitag das Vertrauen, daß die Parteileitung sich auch weiter bei der Anwendung dieser Grundsätze von ihrer eigenen Auffassung der wesentlichen Interessen des Volkes wird leiten lassen.

Er billigt das bisher befolgte Verhalten der Parteileitung und erklärt, daß, solange diese Lage fortbauert, die gleiche Haltung beibehalten werden muß."

Die Opposition hatte im Laufe der Parteidiskussion einen Standpunkt eingenommen, der bezweckte, in der heutigen schweren Zeit die Parteidifferenzen nicht bis zum äußersten zu treiben. Sie wollte der Parteileitung die Billigung ihrer Haltung und ein Vertrauensvotum nicht vorenthalten und doch den (wie es genannt wurde) konsequent antimilitaristischen Standpunkt nicht aufgeben. Für ihre übergroße Mehrzahl war die Haltung in der Frage der Landesverteidigung das Entscheidende. Die Resolution, die den Beifall eines Drittels des Kongresses erwarb, brachte dies wie folgt zum Ausdruck:

„Die Zustimmung der Fraktion zu den Mobilisierungskrediten umschließt nicht die Bereiterklärung zur Landesverteidigung; sie ist aufzufassen als ein Versuch, die größtmögliche Sicherheit für die Neutralität des Landes zu schaffen, jedoch

lehnt der Kongreß die Auffassung ab, die nationale Unabhängigkeit habe für die Arbeiter einen solchen Wert, daß dafür ein Verteidigungskrieg gebilligt werden dürfte.

Er lehnt außerdem die Landesverteidigung ab, weil diese die Arbeiter an die Seite des Kapitalismus führt und die internationale Solidarität im Klassenkampfe zerreißt.“

Die übrigen Resolutionen waren nicht von ähnlicher Bedeutung für die Weiterentwicklung der Partei.

Obwohl vor dem Kongreß vielfach ernste Befürchtungen für die Erhaltung der organisatorischen Einheit der Partei gehegt worden waren, ist bis jetzt eine Spaltung von einiger Bedeutung nicht eingetreten. Der Charakter der angenommenen Resolution, die erklärtermaßen nur vorläufige Geltung haben soll, hält die meisten Oppositionellen davon zurück.

Allerdings hat eine Anzahl Genossen, unter denen einer der jüngeren Schriftsteller, wegen der gefallenen Entscheidung die Partei verlassen.

Es sei hier kurz erwähnt, daß die seit 1909 bestehende sozialdemokratische Partei (S. D. P.) der damals ausgetretenen „Marxisten“ seit dem Ausbruch des Krieges einen von der S. D. A. P. völlig abweichenden Weg verfolgt hat. Sie hat nicht nur jede Teilnahme an der Landesverteidigung abgelehnt und die Abstimmung der Kammerfraktion unserer Partei für die Mobilisierungskredite scharf mißbilligt, sondern sie hat sogar in engster Zusammenwirkung mit den syndikalistischen Gruppen eine Aktion zugunsten der „sofortigen Demobilisierung“ zu führen gesucht, die jedoch so ziemlich ohne jeden Erfolg geblieben ist. Auch hat sie eine sehr viel schärfere Haltung gegenüber der Regierung eingenommen und sogar in Amsterdam den wiederum von nur geringem Erfolg gekrönten Versuch gemacht, Straßendemonstrationen für gewisse ökonomische Forderungen zu veranstalten.

Neben der S. D. P. ist jetzt noch ein „Verband revolutionärer Sozialisten“ entstanden, der aus einigen kleinen örtlichen Gruppen besteht. Diese sollen nicht nur allgemein aufklärende Propaganda betreiben, sondern gleichfalls für die Demobilisierung agitieren.

Indessen ist jetzt eine erhebliche Aenderung in den politischen Verhältnissen unseres Landes eingetreten. Am 5. Juni hat die Regierung nämlich den Entwurf eines neuen Landsturmgesetzes eingereicht, der bezweckt, alle Männer unter 40 Jahren, die jetzt nicht zu dem Landsturm gehören,

weil sie aus einem der vielen Gründe, welche das holländische Gesetz kennt (Freilos, Militärdienst eines Bruders, einziger Sohn usw.) von der Militärpflicht entbunden waren, jetzt baldigst dem Landsturm einzuzureihen. Dies würde, wenn der Entwurf zur Annahme gelangte, wenigstens eine Verdoppelung der Wehrmacht (auf etwa 700 000 Mann) zur Folge haben. Die Regierung verspricht allerdings, „wenn die Umstände dies ermöglichen“, einen Teil der neuen Truppen zur Ablösung der älteren Landwehrjahrgänge zu verwenden.

Dieser Entwurf, welcher auf eine sofortige ungeheure Erschwerung der Militärlasten hinausläuft, hat große Besorgnis in der Masse der Bevölkerung hervorgerufen, besonders, weil er in gewisser Hinsicht eine entschiedene Aenderung in der bis jetzt eingenommenen Haltung der Regierung bedeutet. Einige Wochen vor dem Einreichen des Entwurfs war nämlich eine Adresse von 22 der einflußreichsten Großkapitalisten und Intellektuellen an die Regierung gerichtet worden behufs sofortiger Einführung der allgemeinen Wehrpflicht. Der Umstand, daß die Regierung, die vor einiger Zeit eine derartige Vergrößerung des Heeres noch als unnötig und unmöglich bezeichnet hatte, jetzt doch einen solchen Entwurf einbrachte, hat viel zu dieser Besorgnis beigetragen.

Der Parteivorstand hatte am 20. Juni eine Tagung des neugebildeten Parteiorgans, des Parteirats einberufen zur Beratung über die Haltung, welche die Partei einzunehmen hätte. Inzwischen hatten schon viele lokale Abteilungen ihrer entschiedenen Opposition gegen den Entwurf Ausdruck gegeben, und der Parteirat hat denn auch, gewiß im Sinne der ganzen Partei, den Entwurf für unannehmbar erklärt. Der Hauptgrund für dessen energische Ablehnung liegt — von den militärtechnischen Bedenken abgesehen — in dem Umstand, daß von seiner Annahme eine Stärkung derjenigen mächtigen Gruppen von kolonialen Kapitalisten und Nationalisten befürchtet wird, die mit wachsender Schärfe ein bewaffnetes Eingreifen unseres Landes befürworten, falls die internationalen Machtverhältnisse im weiteren Verlauf des Krieges eine Gefährdung unseres Kolonialbesitzes oder gar unserer Unabhängigkeit mit sich bringen sollten.

Unsere Partei, die, wie oben erwähnt, die Regierung unterstützt, solange sie das Aufrechterhalten der Neutralität und eventuell die Verteidigung unserer Unabhängigkeit zur Aufgabe ihrer Politik macht, wird deshalb jede Maßnahme aufs entschiedenste bekämpfen, welche eine aggressive Politik von seiten unseres Landes erleichtern könnte. Nichts wäre den kriegerischen Gruppen unserer Bourgeoisie willkommener, als eine solche Verdoppelung des Heeres, die unser Land besonders in der letzten Zeit vor der Beendigung des Krieges zu einer gewissen Macht sogar für die Offensive machen würde.

Der Parteitag beschloß also eine große Protestdemonstration für den 27. Juni zu Utrecht, die inzwischen auch tatsächlich stattgefunden hat. Hoffentlich wird diese Demonstration der Anfang einer Reihe von Kundgebungen des entschiedenen Friedenswillens unserer Volksmassen. Es ist die Pflicht unserer Partei, die Führung einer Volksbewegung auf sich zu nehmen, die das Land vor einer abenteuerlichen Selbstmordpolitik bewahren soll, in die kleine kapitalistische Interessentengruppen es hineinreißen wollen.

Amerikaner über den Weltkrieg.

Von Ed. Bernstein.

(Schluß.)

III.

Wo er die Geschichte der Wandlungen in der Gruppierung der Großmächte Europas seit dem Rücktritt Bismarcks behandelt, macht Hayes einige recht charakteristische Bemerkungen über das Heraustreten Englands aus seiner „glänzenden Isolierung“ und das Zustandekommen der „Entente cordiale“ Englands mit Frankreich. In den ihm vorliegenden Schriften, deren Verfasser Deutsche sind, schreibt er, werde dieser Umschwung allgemein Eduard VII. auf Konto gesetzt. Das sei jedoch grundfalsch.

„Aber das ist ebenso weit hergeholt, wie die Meinung vieler schlecht unterrichteter Leute, daß der gegenwärtige Krieg Wilhelm II. zum Urheber hat. Keine Einzelperson hat diesen Krieg gemacht, und ebenso hat keine Einzelperson die Entente cordiale geschlossen. Zweifelsohne liebte Eduard VII. Paris, und die Franzosen hatten Eduard VII. gern. Aber die britische Regierung, unter deren Leitung die Entente cordiale zustande gebracht und ebenso der englisch-japanische Vertrag aufgesetzt wurde, war eine unionistische Regierung, eine Regierung, die insbesondere die britischen Imperialisten vertrat, — die den Burenkrieg betrieben hat und krankhaft erregt war über die Bedeutung der deutschen Konkurrenz in Industrie, Handel, Flottenbau und Kolonien. Es lag in der Natur der Dinge, daß die herrschende Klasse Englands mit Frankreich die Möglichkeit einer zukünftigen Aktion gegen den gemeinsamen Feind erörtern mußte.“

Namentlich der gesteigerte Flottenausbau, wie er seit der Berufung von Tirpitz und der Gründung des Flottenvereins betrieben wurde, und die ihn begleitenden Epigramme Wilhelms II. — „der Dreizaß gehört in unsere Hand usw.“ — hätten das gegenseitige Mißtrauen verschärft. Und

„weder die schönen Erklärungen hervorragender Mitglieder der liberalen Regierung seit 1906 noch die lobenswerte Politik der deutschen Regierung, die so verfähnliche Diplomaten wie Marschall von Bieberstein oder Fürst Bichnowsky nach London sandte, haben sich als wirksame Gegenmittel gegen das nationalistische Empfinden erwiesen, wo es sich in der Praxis auf den Militarismus zur See und den Imperialismus jenseits der Meere bezog.“

Soweit aber ein einzelner in Verbindung mit den neueren diplomatischen Gestaltungen Erwägung verdiene, sei dies kein Engländer, sondern ein Franzose, „der unermüdliche, taktvolle Delcassé“. Es sei überraschend, ihn in den englischen Verteidigungsschriften gar nicht und in den deutschen nur flüchtig erwähnt zu sehen.

„Und doch erscheint er auf der diplomatischen Bühne der letzten 15 Jahre als die wahre Nemesis Bismarcks, die von den veränderten Umständen mit Scharfsinn Gebrauch macht, eine fast völlige Isolierung Deutschlands zu erwirken, gleich der Isolierung, zu der Bismarck vordem Frankreich verurteilt hatte.“

Stets ein strammer Verteidiger des frankorussischen Bündnisses, habe Delcassé an den Unterhandlungen sich beteiligt, welche den Zwischenfall von Fashoda zu keinem Konflikt zwischen Frankreich und England führen ließen, die verschiedenen Abmachungen von 1904 gezeichnet, die alle noch vorhandenen kolonialen Streitigkeiten zwischen den beiden Ländern aus der Welt schafften, und mit vollendetem Geschick den Sturm und die Nöte von 1904/1905 überwunden, als der Krieg zwischen Rußland, dem Verbündeten Frankreichs, und Japan, dem Verbündeten Englands, die neugebaute

Entente bedrohte. Daß Japan sich Rußland gegenüber mit verhältnismäßig bescheidenen Friedensbedingungen begnügte, sei in gleichem Maße Delcassé wie Roosevelt zu verdanken. Auf diese Weise sei die Tripelentente möglich geworden, die aber nicht das letzte Ziel Delcassés war. Durch Verbesserung der Beziehungen zwischen Frankreich und Italien den Dreibund zu schwächen, sei sein nächstes Streben gewesen, und daß er damit Erfolg hatte, habe sich beim jetzigen Krieg gezeigt.

Deutschland aber sei es bei dieser Sachlage immer unbehaglicher zumute geworden, ihm habe es sich nicht mehr bloß um die Verteidigung von Elsaß-Lothringen und Ostpreußen, sondern um die ganze Weltmachtstellung gehandelt, und so sei es in der Tat Bernhardi, der die logischen Folgerungen aus den Gedanken gezogen hat, die gefühlsmäßig die Mehrheit der Deutschen erfüllten und sie mit einer früher nie gekannten Bereitwilligkeit den Wehrvorlagen von 1912 und 1913 zustimmen ließen.

Es kann davon abgesehen werden, diese Darstellung zu kommentieren. Auch wer ihr in wesentlichen Punkten nicht zustimmt, wird ihr das Zeugnis ausstellen müssen, daß sie soviel Objektivität erkennen läßt, als man überhaupt von einem Historiker verlangen kann. Sie hat Farbe, aber sie tut den Tatsachen keine Gewalt an. Am Schluß seines Aufsatzes wendet sich Hayes den geschichts- und staatsphilosophischen Betrachtungen in den ihm zur Besprechung vorliegenden Schriften zu und konstatiert in den deutschen wie in den englischen Schriften eine unzulässige Anwendung der biologischen Entwicklungstheorie auf die soziologischen Probleme, die bei den Deutschen durch jenen ungemessenen Kultus des Staats ergänzt wird, wie ihn von Historikern unter anderen Treitschke predigte. In der Abschätzung des Einflusses von Treitschke auf das politische Denken im heutigen Deutschland stimmt Hayes den Oxford-Historikern zu, die dem Gegenstand ein besonderes Kapitel gewidmet haben, und wenn man vernimmt, wie Bernhardi sich immer wieder auf Treitschke beruft, Bülow mit einem Zitat aus Treitschke beginnt und Münsterberg gleichfalls in Hymnen nach dem Muster Treitschkes ausbricht, so begreift man, warum die Engländer und der Amerikaner des letzteren Doktrin für das Denken der Deutschen beherrschend ansehen, und soweit die bürgerlichen Klassen in Betracht kommen, ist Treitschkes Einfluß ja auch wirklich kein geringer. Was jedoch nach Hayes den Oxford-Historikern mit Recht vorgeworfen werden kann, ist, daß sie den Doktrinen Treitschkes eng verwandte Darlegungen außer Betracht lassen, die sich bei Engländern und Franzosen finden. Die Uebertreibungen über die Weltmission der eigenen Nationalität seien „keine Spezialität der Deutschen“. In dem Buch des Engländers Cramb (das Hayes vorliegt) werde die geistige Atmosphäre des modernen Deutschland als der Niederschlag der von Bernhardi verkochten Ideen zwar mit einigen Uebertreibungen, aber im wesentlichen zutreffend geschildert. Auffallend sei jedoch, daß Cramb keinerlei Versuch mache, diese Ideen zu bekämpfen oder dafür einzutreten, daß in England andere Ideen vorherrschen sollten. Dieser englische Gelehrte sei vielmehr Nationalist unter den Nationalisten, Militarist unter den Militaristen, Imperialist unter den Imperialisten; der verstorbene Torystaatsmann Lord Salisbury sei sein Ideal, das gegenwärtige liberale Ministerium Englands dagegen bar der Fähigkeiten selbst von Staatsmännern zweiten Ranges. Freundschaft der Nationen sei nach Cramb „ein leeres Wort“, der Friede „bestenfalls ein Waffenstill-

stand auf dem Schlachtfeld der Jahrhunderte". Zwar sei ihm der Kampf ums Dasein eine überlebte Geschichte, was aber den Kampf um Macht angehe, so heiße es bei Cramb, „wer ist berufen, seinem Reich Grenzen zu bestimmen oder ein Instrument zu erfinden, um seine Intenfität zu messen?“ Wenn also Bernhardi der Mustri des Kriegsmutes sei, so sei Cramb dessen Derwisch. Nicht Bernhardi, Cramb versteige sich bis zu einem Mystizismus der Gewalt. Wörtlich schreibe er:

„Im Krieg und im Recht des Krieges hat der Mensch ein Besitztum, das er höher wertet als die Religion, als die Industrie, als die sozialen Annehmlichkeiten, im Kriege wertet der Mensch die Macht, die es gestattet, in der Erhebung über das Leben zu leben, die Macht, die der Menschengestalt besitzt, seinem Ideal nachzugehen. Auf der Höhe vollen Lebens, im Gedanken, in der Kunst, in der Aktion besteht eine Tendenz ins Transzendente überzugehen, und wenn wir die Kriege Englands oder Deutschlands in der Vergangenheit nachprüfen, so finden wir, daß diese Kriege durchgängig beherrscht wurden von dieser höheren Macht des Heldentums oder mindestens von etwas, was über die Vernunft hinausgeht („transcends reason“).“

Wozu Hayes, seinen Aussatz schließend, laustisch bemerkt:

„Ueber die Vernunft hinausgeht!“ Das ist der wahre und richtige Obstrantismus. Das ist die wahrste Vernunft des Krieges der Nationen, etwas, was „über die Vernunft hinausgeht!“ Solange solcher pseudowissenschaftlicher Obstrantismus nicht aus den Köpfen der sogenannten intellektuellen Klassen aller Nationen ausgetrieben wird, werden die Kriege kein Ende nehmen.“

Wenn der Gelehrte, dessen Name den Abkömmling von Briten vermuten läßt, in solcher Weise an Engländern und Deutschen Kritik übt, so ertönt es anders aus dem Munde eines amerikanischen Juristen, der schon durch seinen Namen als der Abkömmling von Deutschen sich verrät. Es handelt sich um eine Abhandlung des New Yorker Anwalts James M. Beed, die in England und Amerika in über einer Million von Exemplaren Verbreitung gefunden hat und auch in verschiedene andere Sprachen übersetzt worden ist.¹⁾ Man kann daher nicht an ihr vorbeigehen, zumal der Verfasser in der New Yorker Juristenwelt eine angesehene Stelle einnimmt — er war Hilfs-Generalanwalt der Vereinigten Staaten. Beed ist deutscher Herkunft, seine Familie stammt aus Thüringen, und unmittelbar vor Ausbruch des Krieges war er in Deutschland, die Stellen aufzusuchen, wo seine Voreltern zu Hause waren. Man sollte daraus schließen, daß er für Deutschlands Sache voreingenommen sein müsse, und soweit es sich um das deutsche Volk im allgemeinen handelt, verfehlt er auch nicht, seine starken Sympathien für es zu betonen. Niemand könne die Leistungen der Deutschen in Wissenschaft, Kunst und Industrie höher einschätzen und herzlichere Wünsche für das deutsche Volk hegen, als er. Ganz anders aber sein Urteil über Deutschlands Verantwortung am gegenwärtigen Krieg.

Mr. Beed nennt seine Abhandlung „Vor dem Gerichtshof der Zivilisation“. Er unterstellt, daß es schon in diesem „Jahre des Un—Heils“ einen höchsten Gerichtshof der Zivilisation und eine anerkannte internationale Moral gäbe,

¹⁾ Sie soll unter anderem auch in deutscher Sprache erschienen sein, mir liegt aber nur ihr Urtext vor. Eine neue erweiterte Ausgabe mit einer Einleitung von Joseph H. Choate, dem früheren Botschafter der Vereinigten Staaten in Berlin, ist bei Putnam in New York unter dem Titel „The evidence in the case“ erschienen.

die in dem Krieg ein Verbrechen an der Zivilisation erblicke. Welche von den zwei sich heute bekriegenden Mächtegruppen würde ein solcher Gerichtshof, sagt er, „für das Verbrechen des gegenwärtigen Krieges verantwortlich erklären?“ Er unterstellt weiter, daß die beteiligten Regierungen in ihren Weiß-, Blau- usw. Büchern ihr Verteidigungsmaterial eingereicht hätten, analysiert dieses vom Standpunkt des Juristen aus unter den verschiedenen in Betracht kommenden Gesichtspunkten und stellt dann fest, zu welchem Spruch im Zivilisationsprozeß „Zweibund gegen Tripelentente“ die Tatsbestände nötigten. Folgendes sein Erkenntnis:

„Dies sind die Tatsachen, wie sie aus den Urkunden hervorgehen, und auf Grund ihrer würde ein unparteiischer Gerichtshof meiner Ansicht nach nicht zaudern, folgendes Urteil zu fällen:

1. Daß Deutschland und Oesterreich in einer Zeit tiefen Friedens sich heimlich verabredet haben, in einer Sache, welche das europäische Gleichgewicht betraf, Europa und Serbien ihren Willen aufzuzwingen. Ob sie dabei beabsichtigten, einen europäischen Krieg zu beschleunigen, der die Herrschaft über Europa feststellen sollte, ist nicht ausreichend erwiesen, obwohl ihr ganzes Vorgehen dies als möglich erscheinen läßt. Sie machten den Krieg dadurch fast unvermeidlich, daß sie (a) ein Ultimatum erließen, das in gröblicher Weise unbillig war und zu allen Beschwerden, die Oesterreich hatte, außer Verhältnis stand, und (b) Serbien und Europa ungenügend Zeit ließen, die Rechte und Verpflichtungen der interessierten Nationen abzuwägen.

2. Daß Deutschland die ganze Zeit über die Macht hatte, Oesterreich zu zwingen, ein billiges und veröhnliches Verfahren einzuschlagen, aber diesen Einfluß zu keiner Zeit wirksam ausgeübt hat. Es hat im Gegenteil Oesterreich bei dessen unbilligem Verhalten unzweifelhaft Beistand geleistet und es möglicherweise zu ihm angestiftet.

3. Daß England, Frankreich, Italien und Rußland die ganze Zeit über aufrichtig für den Frieden gearbeitet haben und zu diesem Zweck nicht nur Oesterreich dessen verbrecherisches Mißverhalten nachgesehen, sondern auch in der Hoffnung, dadurch den Frieden zu erhalten, ihm jedes denkbare Zugeständnis gemacht haben.

4. Daß, da Oesterreich seine Armee mobilisiert hatte, Rußland billigerweise das Recht hatte, seine Heeresmacht mobil zu machen. Solche Mobilmachung war das Recht jedes souveränen Staats, und solange die russischen Armeen die Grenzen nicht überschritten oder eine feindselige (aggressive) Haltung einnahmen, hatte keine andere Nation einen Grund zur Anklage, da jede Nation gleicherweise berechtigt war, dieselben Vorkehrungen zu treffen.

5. Daß Deutschland dadurch, daß es zu einer Zeit, wo die andern Mächte sich anerbieten hatten, jedes billige Zugeständnis zu machen, und Friedensverhandlungen noch im Gange waren, plötzlich („abruptly“) an Rußland den Krieg erklärte, weil dieses nicht entmobilisierte, — den Krieg überstürzt herbeigeführt hat.“

Eine kritische Prüfung der Methode, auf Grund deren Mr. Beck zu diesem kategorischen Spruch kommt, verbietet sich an dieser Stelle. Sie ist aber auch überflüssig, weil wir das Urteil selbstverständlich nicht als Beweis, sondern lediglich als *Symptom* vorführen, das Beachtung verdient, weil es wiedergibt, was neben den Amerikanern angelsächsischer Abstammung auch ein Teil der amerikanischen Staatsbürger deutscher Abstammung denkt, für die Mr. Beck typisch ist. Sachlich sei daher nur festgestellt, daß Beck sich als echter Jurist wesentlich an das *Formale* der Dinge hält, bei welcher Betrachtungsweise Endgültigkeit in politischen Fragen natürlich nicht erzielt wird. Es ist nun zugegeben, daß unser Anwalt der Zivilisation bei Oesterreich auch auf dessen materielle Beschwerden gegen Serbien Bezug nimmt und sie, um sich alles tiefere Eingehen zu ersparen, kurz und bündig als erwiesen annimmt. Die Interessengegensätze, die zwischen Oesterreich-Ungarn und

Deutschland auf der einen Seite und Rußland auf der anderen Seite in bezug auf den Balkan und Kleinasien spielten, läßt er dagegen ganz unerörtert, so daß dem Leser seiner Schrift das Vorgehen der zwei erstgenannten Staaten nicht nur als juristisch unberechtigt, sondern auch als direkt widersinnig erscheinen muß. Mit größter Schärfe, die bei einem Bürger der Vereinigten Staaten freilich sich leicht erklärt, äußert er sich über Deutschlands Vorgehen gegen Belgien und an Belgien. Dieses Vorgehen ist ihm die Politik Cesare Borgias „zehntausendfach vergrößert durch die mechanischen Hilfsmittel der modernen Kriegführung“. Ueber diesen Punkt könne das Hochgericht der Zivilisation keinen Grund zum Zweifel oder Zaudern haben. Sein Spruch hierüber würde „rasch und unerbittlich“ sein.

Die Schlußbetrachtung des Mr. Beck, die wir nur mit Auslassungen wiedergeben können, läuft in eine Art Vorhersage aus:

„Der Schreiber dieses Artikels ist mit Widerstreben zu diesen Schlußfolgerungen gelangt, da er eine tiefe Zuneigung zu dem deutschen Volke hat und dessen Ideale und lückenlosen Fortschritt bewundert. Noch mehr sogar bewundert er den großartigen Mut, mit dem die deutsche Nation, von allen Seiten belagert, jetzt ihr Ansehen als Nation verteidigt. Die völlige Hingabe dieser großen Nation an ihre Flagge ist der besten Ueberlieferungen der teutonischen Rasse würdig. Dies kann jedoch die ethische Wahrheit nicht ändern, die von jeder nationalistischen Erwägung unabhängig ist, noch kann es die Schlußfolgerung berühren, daß die deutsche Nation in diesen Abgrund gerissen worden ist . . .

Bei der Abmessung seines Urteils müßte das Obergericht der Zivilisation daher unterscheiden zwischen der . . . militärischen Rasse, welche dieses große Unheil überstürzt hat und dem deutschen Volke.“

Der Krieg sei wahrscheinlich nicht nur „ein Verbrechen an der Zivilisation“, sondern auch „an dem hintergangenen und irrefeleiteten deutschen Volk“. Aber — und nun kommt Mr. Beck's Vorhersage:

„Eines Tages wird das deutsche Volk die volle Wahrheit wissen, und dann wird furchtbare Abrechnung stattfinden mit denjenigen, welche eine edle und friedliebende Nation in diesen Abgrund des Unheils gezogen haben.“

Das setzt etwas mehr voraus, als unsereins zu erkennen vermag. Aber wenn man von dem geborenen Bürger der Vereinigten Staaten eine zutreffende Beurteilung der seelischen Dispositionen der Mehrheit des deutschen Volkes nicht erwarten kann, so hat seine Vorhersage doch in der einen Beziehung Interesse, als sie Rückschlüsse auf das Rechtsempfinden derjenigen Amerikaner erlaubt, deren Kreisen Mr. Beck angehört. Wie Mr. Church zählt er zur wohlhabenden Bourgeoisie, und doch nimmt er, wie jener, keinen Anstand, auf revolutionäre Volkserhebungen als Rächer hinzuweisen. Im vorliegenden Fall freilich ein für den Bekenner ungefährlicher Radikalismus in der Ferne. Aber bei alledem ein Radikalismus, in dem sich das Denken von Angehörigen eines Gemeinwesens ausprägt, das eben einer unter dem Banner der Proklamation der Menschenrechte ausgefochtenen revolutionären Erhebung seine Entstehung verdankt.

* * *

Wesentlich zurückhaltender in seinen Urteilen über Schuld und Unschuld oder mehr Schuld und weniger Schuld am Krieg sind diejenigen Amerikaner, welche Mitglieder irgendeines oder mehrerer der Vereine sind;

die für internationale Abrüstung, Ausbau des Völkerrechts, Erweiterung der Selbständigkeit internationaler Schiedsgericht usw. eintreten. Sie wollen die Möglichkeit der Vereinigten Staaten, im geeigneten Zeitpunkt als Friedensvermittler zu wirken, nicht durch Kundgebungen beeinträchtigt sehen, welche ihre Unparteilichkeit in Frage stellen, und beschäftigen sich daher mehr mit Untersuchung der Frage, in welchen Einrichtungen, allgemeinen Tendenzen und Rechtsbegriffen die Ursachen des Krieges zu suchen sind, als den Handlungen der Regierungen nachzuspüren und Schuldfragen festzustellen, mehr mit den Grundsätzen, die für einen Dauer versprechenden Frieden in Betracht zu ziehen wären, als mit Wünschen in bezug auf Einzelheiten. Einer der hervorragendsten Vertreter dieser Gattung von Amerikanern ist der gegenwärtige Präsident der Columbia-Universität, Professor Nicholas Murray Butler. Auch er hat sich in der „New York Times“ wiederholt über den Krieg vernehmen lassen, und seine Äußerungen sind gleichfalls in Broschürenform herausgegeben worden. In einer davon, die zuerst in der „New York Times“ vom 18. Oktober 1914 veröffentlicht wurde, stoßen wir ziemlich am Anfang auf folgende Sätze:

„Wie in meinem Falle solche Zurückhaltung (im Urteil) geboten ist, ist sie auch für das Land als ein Ganzes geboten, das Verhalten des Präsidenten Wilson ist tadellos. Das Verhalten der ganzen amerikanischen Presse und des ganzen Volkes sollte es ebenso sein. . . . Selbst das freimütige Äußern von kritischen Bemerkungen über Einzelheiten des Krieges, die solche Kritik wirklich verdienen mögen, kann jemandes Aussicht auf später mögliche Nützlichkeit zerstören. Eine Äußerung, die unzweifelhaft richtig sein kann, mag zum Schaden einer wichtigen Sache später in Erinnerung gebracht werden.“

Raßgebend für diesen Rat Butlers ist der Wunsch, daß es den Vereinigten Staaten vorbehalten sei, als Friedensvermittler so bald als nur möglich und so wirksam als nur möglich sich zu betätigen. Er betitelt die Broschüre „The United States of Europe“ und sucht darzutun, daß der Krieg schließlich doch noch dazu führen könne, zu einem allgemeinen Bund der Staaten Europas die Vorbedingungen zu verstärken. Die Vorstellung, daß der Herstellung eines solchen Bundes die Gegensätze der Rassen im Wege ständen, werde durch die Erfahrung widerlegt, welche in den Vereinigten Staaten gemacht worden sind, wo Kelten und Germanen, Lateiner und Slawen in großen Massen Seite an Seite lebten und friedlich mit einander auskamen.

„Die Gegensätze der alten Welt,“ lesen wir, „sind Erinnerungen geworden. Dies beweist, daß diese Gegensätze keine mysteriösen Attribute des Bodens und des Klimas, sondern vornehmlich das Erzeugnis sozialer und politischer Bedingungen sind.“

Unter dem Einfluß der freiheitlichen Einrichtungen der Vereinigten Staaten, die keine Nationalität unterdrücken, verschwinde auch der Bindestrich immer mehr aus der amerikanischen Terminologie. „Der Deutsch-Amerikaner, der Italo-Amerikaner, der Irisch-Amerikaner, sie alle werden Amerikaner schlechthin.“ Darin liege „eine Lehre, welche die Führer der öffentlichen Meinung in Europa wohl zu Herzen nehmen mögen, wenn dieser Krieg zu Ende ist“.

Leider ist nur die Hoffnung, daß dies geschehen werde, nicht allzugroß. Vorläufig sehen wir vielmehr, daß umgekehrt stark daran gearbeitet wird,

die Rassen- usw. Gegensätze im Interesse bestimmter politischer Gebilde der alten Welt nach Amerika zu übertragen. Butler hofft, daß man in Europa durch Schaden klug wird. Der Schaden, den Europa durch den Krieg erleidet, werde zur Erkenntnis des Wertes der Bündnisse gesonderter Staatengruppen durch den Bund aller Staaten Europas führen.

„Die Katastrophe ist so fürchterlich, daß es ganz innerhalb der Wirklichkeit liegt, zu sagen, daß am 31. Juli 1914 die Sonne über eine Welt unterging, die nie wieder gesehen werden wird. Dieser Konflikt ist die Geburtswehe einer neuen europäischen Ordnung der Dinge.“

Der Krieg werde sich „als die wirksamste Erziehung von 500 Millionen Menschen erweisen, die je erdacht werden konnte, wenn er auch das kostspieligste und fürchterlichste Mittel ist, das gewählt werden konnte“. Schrittweise werde die Föderalisierung Europas durch Entwicklung neuer internationalen Rechts verwirklicht werden. Wohl möge es Gebietsverschiebungen und Änderungen in Souveränitätsrechten beim Abschluß des Krieges geben. Aber das sei eine verhältnismäßig unbedeutende Sache.

„Änderung in der Verteilung der Gebiete und Wechsel der Souveräne als Ergebnisse internationaler Streitigkeiten sind mittelalterliche Praktiken. Nach diesem Krieg wird die Welt ihre Probleme in den Bedingungen der Zukunft und nicht in denen der überlebten Vergangenheit lösen wollen.“

Die herkömmliche Diplomatie und Staatskunst seien in diesem Kriege „zusammengebrochen“. Ein neuer Typ internationaler Staatsmänner werde erstehen, welche die neuen Tendenzen erfassen und eine neue Lebensanschauung gewonnen haben werden. Die Erkenntnis von der gegenseitigen internationalen Abhängigkeit werde die Menschen zu internationalem Fühlen erziehen, ein Gedanke, den Butler schon 1912 in einem bei Scribner, New York, erschienenen interessanten Buch „The International Mind“ entwickelt hat, und nun in dem kategorischen Imperativ zusammenfaßt: „Lern international denken“.

Alles ausgezeichnete Gedanken, denen man nur Verwirklichung wünschen kann und Unterstützung angedeihen lassen muß. Wir können uns aber nicht verheimslichen, daß der Amerikaner die Hemmungen unterschätzt, die sich in unserem alten Europa mit dessen vielen historischen Ueberbleibseln und eingewurzeltten Vorurteilen ihrer Verwirklichung entgegenstellen. Wir müssen fürchten, daß es heute im deutschen Bürgertum nur noch wenige Leute gibt, die folgende Sätze Butlers unterschreiben werden:

„Die Nation, deren Grenzen von Forts und Bajonetten starren, ist wie ein Individuum mit einem Magazinrevolver in der Tasche. Beide bereiten Mord vor. Beide tragen sich im Grunde ihres Herzens tatsächlich mit Mordgedanken.“

„Die Welt wird besser sein, wenn die Nationen das Urteil ihres Nachbarn anrufen und von ihm beeinflusst werden. . . .“

Eines der maßgebenden Prinzipien eines demokratischen Staates ist, daß seine militärischen und Flotteneinrichtungen vollständig der Zivilgewalt untergeordnet werden müssen.“

Die Ideologie Butlers zeigt sich auch darin, daß er glaubt, die kriegführenden Staaten Europas hätten deshalb die Vereinigten Staaten von der Gerechtigkeit ihrer Sache zu überzeugen gesucht, weil sie überzeugt waren, daß man drüben gesunde politische Ideale habe. Europa habe erkannt, daß die Vereinigten Staaten einen großen moralischen Einfluß in der

Welt ausüben, welches letztere unter anderem dadurch Förderung erfahren habe, daß die Vereinigten Staaten im Juni 1913 das Gesetz über die Enthebung der amerikanischen Küstenschiffahrt von der Zahlung der Kanalgebühren der Panamakanal-Verwaltung zurückgenommen hätten. „Wer hätte sich um unsere Meinung in einer Frage von Vertragsverletzung gekümmert,“ fragt er, „wenn wir aus bloßem Finanzinteresse oder schierer Eitelkeit einen friedlich eingegangenen Vertrag verletzt hätten?“

Fünf Monate Erfahrung werden den Präsidenten der Columbia-Universität wohl eines anderen belehrt haben. In Europa beherrscht Realpolitik, Realpolitik und wieder Realpolitik das Denken, und die fragt nicht danach, ob ein Staat selbst moralisch oder unmoralisch gehandelt hat, sobald er nur ihrem Interesse sich dienstbar macht. Es kann unsereinen nur melancholisch anmuten, wenn Butler zum Schluß schreibt:

„Als der Kongreß das Gesetz über die Enthebung von den Panamakanalgebühren zurücknahm, bezeichnete das eine Epoche in der Geschichte der Vereinigten Staaten. Es hat mehr als der spanische Krieg, mehr als die Erstellung des Panamakanals oder irgend etwas anderes, dessen ich mich erinnere, bewirkt, uns zu einer wahren Weltmacht werden zu lassen.“

Wir haben als Nation unser Wort gehalten, wo wir stark versucht waren, es zu brechen. Wir haben Kuba unabhängig gemacht, wir haben die Philippinen nicht ausgebeutet, wir haben zu unserm Wort in der Frage der Panamakanalgebühren gestanden.

Infolgedessen sind wir heute die erste moralische Macht der Welt. Andere mögen in bezug auf Armeen, wieder andere in bezug auf Flotten die ersten sein. Wir aber haben unser Recht erwirkt, in Fragen nationaler und internationaler Moral angerufen zu werden.“

In einer Welt, wo in der großen Politik moralisches Interesse über Machtinteresse geht, ganz gewiß, und wohl der Nation, die auf einen solchen Rekord verweisen kann. Man möchte ihr auch von Herzen wünschen, daß ein anderes Wort Butlers wahr bleibt. In einer zweiten Broschüre „The Preparedness of America“, die im Dezember 1914 erschienen ist, wendet sich Butler nämlich gegen die Agitation, die da verlangt, die Vereinigten Staaten sollen sich in Hinblick auf ein mögliches Uebergreifen des europäischen Kriegs nach Amerika kriegsbereit machen, und schreibt:

„Unser Typus wahrer Verteidigung ist die unverteidigte Grenzlinie zwischen den Vereinigten Staaten und Kanada und nicht eine schwer besetzte und blutbesetzte Linie wie die von Belfort nach Lüttich.“

Hauptagitator für Kriegsbereitschaft der Vereinigten Staaten ist der Expräsident der Vereinigten Staaten, Mr. Theodor Roosevelt. Ja, in Artikeln, die jetzt bei Murray in London unter dem Titel „America and the World War“ gesammelt herausgekommen sind, nachdem sie vorher gleichfalls in der „New York Times“ erschienen waren, fordert Roosevelt sogar ein aggressives Auftreten der Vereinigten Staaten als Mitkämpfer für die durch die Zentralmächte Europas in Frage gestellte Heiligkeit der Verträge. Zwei Stellen aus seinem Buch mögen seinen Geist kennzeichnen:

„Die Art „Neutralität“, welche den „Frieden“ dadurch zu erhalten sucht, daß sie es furchsam ablehnt, unserm verpöndeten Wort gemäß aufzutreten und solches Unrecht, wie es im Falle Belgien verübt worden ist, zu brandmarken und durch die Tat zu bekämpfen, ist eines ehrenhaften und machtvollen Volkes unwürdig. — Der Friede ist heiß zu wünschen, aber nur als der Diener des Rechtsgebantens. Der einzige Friede von dauerndem Wert ist der Friede des Rechtsprinzips. Solchen

Frieden kann es nicht geben, solange nicht kleine hochzivilisierte und sich wohl verhaltende Nationen vor Unterdrückung und Unterjochung geschützt sind.

Und an anderer Stelle:

„Das Wesentliche, was vom internationalen Standpunkt aus zu tun ist, besteht darin, die vereinte Macht der Zivilisation hinter den gemeinsamen Zweck der Zivilisation zu stellen, die Gerechtigkeit zu sichern. Dies kann nur durch einen Weltbund für den Rechtsfrieden verwirklicht werden, der Bürge dafür sein würde, daß durch die vereinte Kraft aller Nationen die Entscheidungen eines zuständigen und unparteiischen Tribunals gegen jede widerspenstige und Verstoß begehende Nation in Kraft gesetzt werden. Nur auf diese Weise werden Verträge zu ernsthaften Urkunden werden.“

Die Schriften der Herren *Beck* und *Church* zeigen, daß der ehrgeizige, zu allen möglichen Abenteuern aufgelegte Roosevelt mit Ausführungen dieser Art geschickt an eine Saite im amerikanischen Empfinden rührt, die heute sehr gespannt ist. Dies sollten namentlich diejenigen bei uns beherzigen, die es dem von Roosevelt befehdelten Präsidenten Wilson verargen, daß er sich vom strikten Festhalten an der Neutralität nichts abdisputieren läßt. Butler seinerseits verfehlt nicht, die Ueberflüssigkeit und zugleich wieder Gefährlichkeit der geforderten Rüstungen nachzuweisen. Sie seien überflüssig, schreibt er, weil keine der kriegführenden Nationen Lust verspüren und in der Lage sein würde, ernsthaft mit den Vereinigten Staaten anzubinden:

„Die europäischen Nationen, die sich auf so gründliche Weise auf den Krieg vorbereitet hatten, haben genau das bekommen, wofür sie sich vorbereitet hatten, mit dem Ergebnis, daß sie sich selbst arm machen und ihre Zivilisationen auf Jahrhunderte hinaus geschädigt haben, während keine zwei von ihnen sich darüber einigen können, um was der Krieg sich dreht, was sein Einsatz ist und was ihn verursacht.“

Für die Vereinigten Staaten liege kein Anlaß vor, es den Europäern nachzumachen, aber aller Grund, sich auf das Wettrüsten nicht einzulassen. Ginge sie dazu über, ihre Stärke auf dem Lande und zur See an den Einheiten der europäischen Großmächte zu messen, dann sei auch schon der verhängnisvolle Weg zum europäischen Militarismus beschritten. Und das sei die große Gefahr, die vermieden werden müsse. Denn der Militarismus sei die Frucht eines Geisteszustandes und selbst wieder ein Geisteszustand. Man solle aber gemäß dem schönen Wort des Dichters *Lowell* von dem Versuch Abstand nehmen,

„Der Zukunft Tor mit der Vergangenheit rostigem Schlüssel zu versuchen“, welche Ermahnung für Nicht-Amerikaner noch in viel höherem Grade der Beherzigung wert ist.

Literarische Rundschau.

E. Radlof, Vaterland und Sozialdemokratie. München und Leipzig 1915. Dunder u. Humblot. 93 Seiten. Preis 1,50 Mark.

So oft auch schon der Nachweis versucht wurde, daß die Sozialdemokratie im Begriff stehe, eine bürgerliche Reformpartei zu werden, mit so unzulänglichen Mitteln wie von Radlof ist dieser Versuch wohl noch nie unternommen worden. Man hat sich ja in den jetzigen traurigen Zeiten daran gewöhnt, besonders in der üppig in die Halme schießenden „Kriegsliteratur“ ein gehöriges Maß von Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit in den Kauf zu nehmen. Aber ein ähnliches Nachwerk wie diese Schrift Radlofs ist mir wenigstens selbst in dieser Zeit noch nicht vorgekommen. Es steht noch tief unter dem Niveau der an dieser Stelle schon be-

prochenen Schrift Fendrichs „Der Krieg und die Sozialdemokratie“. Kann man sich mit einer Schrift überhaupt noch ernsthaft auseinandersetzen, in der z. B. wörtlich folgendes zu lesen ist? (Seite 55):

„Der politische Massenstreik aber wird — dessen bin ich gewiß — nicht wieder auf der Tagesordnung eines Parteitages oder Gewerkschaftskongresses erscheinen, wie ja die Gewerkschaften sich von jeher geweigert hatten, die Arbeiter einer Bluttaufe auszusetzen. Im preussischen Wahlrechtskampfe 1909 haben die Arbeiter durch ihre Straßendemonstrationen die Folgen in empfindlicher Weise zu spüren bekommen. Da handelte es sich um die Beseitigung des Dreiklassenwahlrechts und die Eroberung des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts. In den Parlamenten wurde Sturm gelaufen gegen das preussische Abgeordnetenhaus, und der sozialdemokratische Parteivorstand sandte sogar eine — o Ironie! — mit „Hochachtungsvoll ergebent“ unterschriebene Petition an das Haus, ohne damit Erfolg zu haben.“

Wie paßt hier ein Satz zum andern? Doch dieser Gallimathias steht keineswegs vereinzelt da; er ist nur eine kleine Probe aus dieser Schrift, die stilistisch ebenso schludderig ist wie inhaltlich. Wie schön ist es doch, wenn auf Seite 35 einmal „die Deckungskosten durch die leistungsfähigen Schultern erfolgen“ und auf derselben Seite dieselben „leistungsfähigen Schultern“ sogar die Kosten „in der Hauptsache bezahlen“ müssen!

Das wichtigste Kapitel der Schrift ist für den Autor das über den „Traum vom Endziel“. Würdig schließt dieses mit folgenden Ausführungen (Seite 82):

„Der Weltkrieg, der Allesvernichter und Alleserneuerer, hat das Endziel weiter und weiter hinausgerückt — trotz Marx und Kautsky. Es gibt allerdings Neunmalweise, die sagen: Wer weiß, was hinter dem Kriege schlummert! Wer weiß, ob nicht dann — wenn die beteiligten Völker unter den furchtbaren Kriegslasten und Opfern zusammenbrechen — die soziale Revolution und die Aufrichtung der sozialistischen Gesellschaft doch noch kommt!“

Zwei Seiten vorher verweist Radlof allerdings auf den „Weltkrieg, der die „unüberbrückbaren“ Gegensätze zwischen Kapital und Arbeit zwar keineswegs aufgehoben, aber wenigstens zurzeit außer Kraft gesetzt hat“, und er fügt dort hinzu: „Was sich nach dem Kriege herausbildet, darüber lassen sich zurzeit nur Vermutungen anstellen.“ Aber das hindert nicht, daß er zwei Seiten später jenen „Neunmalweisen“ die fröhliche Zuversicht entgegenhält:

„Diesen frommen Leuten sei die Antwort: Die Sozialdemokratie hat ungeachtet aller internationalen und revolutionären Phasen (soll wohl heißen Phrasen?) längst die Antwort gefunden, indem sie laut und unerschrocken sich auf die Seite des bedrohten Vaterlandes stellte, das sie nicht weniger treu und tapfer verteidigen helfen will, als je ein politisch anders gesinnter deutscher Patriot es tun konnte.“

Auch wer diese Argumentation nicht ganz überzeugend findet, wird dennoch eine andere Behauptung dem Genossen Radlof sicherlich aufs Wort glauben (Seite 72), daß er nämlich das kommunistische Manifest um so weniger verstand, je öfter er es las.

Nach all diesen Proben ist es wohl nicht nötig, sich mit Radlof darüber auseinanderzusetzen, ob wirklich die Gewerkschaften es waren, die die Partei von ihrem früheren sozialistischen Endziel abgebracht und zu einer Reformpartei gemacht haben sollen. In seiner Nummer vom 25. Juni dieses Jahres wendet sich das „Correspondenzblatt“ mit der größten Leidenschaftlichkeit gegen den Vorwurf, nicht daß die Gewerkschaften, wie Radlof behauptet, den Sozialismus überhaupt schon längst aufgegeben hätten, sondern daß sie sich auch nur jetzt während des Krieges vom sozialistischen

¹ Vergl. G. Eckstein, Stimmungen und Meinungen. „Neue Zeit“, XXXIII, 1, Seite 545 ff.

Standpunkt des Klassenkampfes und der sozialen Revolution entfernt hätten. Und wenn Genosse Radlof gar behauptet (Seite 48), Beglen habe schon 1899 als „das Hauptziel gewerkschaftlichen Strebens“ die konstitutionelle Fabrik bezeichnet, so wird ihm dieser ja wohl die Antwort nicht schuldig bleiben.

Nur mit einem gewissen Schamgefühl kann man konstatieren, daß ein Sozialdemokrat, von dem auch hier und da Beiträge in der „Neuen Zeit“ erschienen sind, sich mit einem so minderwertigen Geistesprodukt an die Öffentlichkeit wagt; mit Staunen aber sieht man, daß ein Verlag wie Duncker u. Humblot eine Schrift herausgibt, die man kaum treffender kennzeichnen kann als mit den Worten, mit denen August Bebel einst solche Preßerzeugnisse, allerdings etwas derb, abfertigte: „geschrieen wie gepißt!“

G. E d s t e i n.

Missionsinspektor Lic. theol. J. Witte. Berlin, Ostasien und Europa. Das Ringen zweier Weltkulturen. Tübingen, J. C. B. Mohr, 1914.

Der Titel des Buches ist irreführend. Was der Verfasser unter dem „Ringen zweier Weltkulturen“ versteht, das ist die Christianisierung Ostasiens, und das Buch selbst ist eine Propagandaschrift im Dienste der Missionsarbeit.

Deshalb es von vornherein beiseite zu schieben, wäre aber verfehlt; es enthält vielmehr sowohl in bezug auf Material als auch in bezug auf Tendenzen mancherlei bemerkenswertes. Der Verfasser überragt das Gros der Dugend-Missionare; er hat offenbar die politische und wirtschaftliche Entwicklung Ostasiens verfolgt, und aus seiner Darstellung ergeben sich Zusammenhänge, die wie wegweisende Blitzfeuer im Sturmgetöse der Gegenwart wirken.

Allerdings, wirtschaftliche Zusammenhänge sind Witte ein Buch mit sieben Siegeln. Wenn ihm auch natürlich die wirtschaftlichen Zustände nicht verborgen geblieben sind — zumal über die kapitalistische Entwicklung im modernen Japan stellt er recht brauchbares Material zusammen —, so ist für ihn bei allen Betrachtungen der Ausgangspunkt die Volksanlage, die Seele des Volkes. Hand in Hand damit geht das Streben, all die vielartigen Erscheinungen auf eine möglichst einfache und möglichst ideologische Formel zu bringen und in dieses Prokrustesbett die ganze Geschichte und jede Zukunftsprognose einzuspannen; man vergleiche zum Beispiel die These, die im Vorwort als Leitfaden für das ganze Buch auftaucht: die europäische Kultur ist eine Persönlichkeitskultur im Gegensatz zu der des Ostens, in der die Allgewalt der Ordnungen das Persönlichkeitsleben niederhält. In solchen Formeln steckt ja eine gewisse Wahrheit, das soll nicht bestritten werden, aber sie dürfen nicht a priori die Basis für soziologische und historische Untersuchungen abgeben. Solche Aperçus bringen einen wohl in den Ruf eines besonders geistreichen Mannes, aber für die Gewinnung neuer Erkenntnis sind sie wertlos. Um zum Beispiel noch einmal auf Wittes oben erwähnte These zurückzukommen: gewiß tritt das Individuum in Ostasien gegenüber der Familienorganisation und andern Organisationen zurück, aber daselbe Durchgangsstadium zeigt uns auch die europäische Geschichte in der Zeit, in der das wirtschaftliche Milieu dem des heutigen oder besser des gestrigen Ostasien gleich, und jedes Volk hat einmal seine „Chinesen“-zeit durchgemacht, wo es sich als „das“ Volk, als das auserwählte Volk betrachtete.

Beachtenswert sind die Ausführungen über die kapitalistische Europäisierung in China und Japan. China und Japan waren nicht von jeher gegen alles Fremde abgeschlossen, das Mittelalter kannte beide Reiche besser als die beginnende Neuzeit, und zwischen den im Austausch stehenden Agrarstaaten in Ost und West bestanden lange ausgedehnte Handelsbeziehungen. Aber der Kapitalismus der Neuzeit wollte erobern und beherrschen — nicht austauschen, sondern fordern und gewaltfam nehmen. Und in China und Japan, in Reichen, die zusammen an Flächeninhalt und Einwohnerzahl Gesamteuropa selbst heute noch übertreffen, in Gebieten mit einer uraltehrwürdigen, selbständigen, hohen Kultur sollten Kolonialpraktiken in ungefähre derselben Art eingeführt werden, wie sie etwa gegen die

Wüden Afrikas im Schwunge waren. Das war die Ursache der hermetischen Abgeschlossenheit Ostasiens, die solange dauerte, bis die Technik des Westens die des Ostens überholt hatte und so der Osten gezwungen wurde, nachzugeben und nachzuholen, sofern er seine Selbständigkeit wahren wollte. Wenn auch etwas verkleinert, lassen es die Ausführungen des Buches doch erkennen, daß in China und in Japan die aufkommende Bourgeoisie es war, die dem Kapitalismus Tor und Tür öffnete, indem sie den Feudalismus niederzwang; in beiden Ländern war der Sturz der Feudalherrschaft mit dynastischen Erschütterungen verknüpft. Nur scheinbar kam die kapitalistische Umsturzwellen in Japan von oben, in China von unten. In Wirklichkeit sind es dieselben Kräfte, dieselbe Klasse, die in Aktion trat, nur daß die insulare und — Europa und Amerika gegenüber — stark exponierte Lage Japans dort die kapitalistische Entwicklung besonders stark beschleunigte, während das kontinentale China nur sehr langsam und schwerfällig und nur im unmittelbaren Hinterland der Meeresküste nachkam. China macht zurzeit dieselbe Entwicklung durch wie Frankreich in den Stürmen der großen Revolution — ob es auch, gegenüber Japan, in Yuanshitai seinen Napoleon gefunden hat? Größeren Illusionen im sozialpolitischen Sinne dürfen wir uns aber im Hinblick auf diese Revolutionen nicht hingeben; vorläufig erleben wir im Osten erst die Entwicklung zum Kapitalismus. Und so revolutionär in der Technik, so reaktionär sind im Osten die Regierungen in der inneren Politik, besonders in Japan. Auch da drängen sich sofort Parallelen mit europäischen Zuständen auf. Was Witte zum Beispiel Seite 75 ff. von den innerpolitischen Tendenzen Japans schreibt, erinnert lebhaft an die krasseste preußische Reaktion mit ihrem byzantinischen Gottesgnadentum und ihrer Verpönung aller sozialen Bestrebungen. Charakteristisch ist auch — wir befinden uns ja noch in derselben Entwicklungsphase — die enge Verbindung zwischen Kapitalismus und Kirche. Derselbe Kapitalismus, der als Quelle des Materialismus angesprochen wird, braucht die Religion. „Dem Volke muß die Religion erhalten werden.“ Um nur zwei Symptome aus Ostasien zu erwähnen. 1912 berief das japanische Staatsministerium eine gemeinsame Konferenz von Vertretern des Schintoismus, des Buddhismus und des Christentums „zur gemeinsamen Beratung der Frage, in welcher Weise die Religionen an der sittlichen Uebung des Volkes und an seiner Wohlfahrt mitarbeiten könnten“. Und 1913 erbittet Yuanshitai das Gebet der Christen für das Reichsparlament.

Daß der Verfasser das Wesen und die Entstehung der Religionen Ostasiens nicht begriffen hat, sei dem Theologen nicht hoch angerechnet; von moderner Religionswissenschaft braucht ein solcher nichts zu wissen, für ihn läuft doch alles auf einen Dithyrambus auf das Christentum hinaus. Selbstverständlich ist er der Ansicht, daß Glück und Heil für Ostasien nur durch das Christentum zu erwarten ist. Immerhin ist es schon viel, daß er die innere Schwäche der Missionen, die stete Gefahr, die diese kapitalistischen Patrouillen und Agenten bilden, erkennt. „Daß die Missionen nicht wieder vertrieben wurden, danken sie nicht ihren Erfolgen und ihrem Glaubensmut, sondern den Kanonen der Westmächte.“ (Seite 135.) „Kanonen und Gewehre als Deckung des Evangeliums sind eine schlechte Empfehlung der Mission. (Seite 137.) 1869 äußerte Prinz Kung zu dem britischen Gesandten: „Wenn ihr uns von euren Missionaren und von eurem Opium befreien könntet, dann brauchte es keine Unruhen mehr in China zu geben.“ (Seite 138.) Das Heil erwartet Witte von einem ostasiatisch gefährdeten Christentum ohne Dogmen und ohne abendländische Zeremonien. Aber nun kommt der Pferdefuß: wozu diese ganze Missionsarbeit? „Die Arbeit der Mission in Ostasien ist notwendig für jene Völker und zur Förderung der Interessen der Länder, die die Mission ausüben, zur Förderung auch der Interessen des Deutschland. . . Wird die deutsche Volksart . . . sich mit einbeben in die Formen der neuen Kultur, die in Ostasien sich zu bilden im Begriffe sind? Das wird ganz und gar davon abhängen, ob sich in Deutschland der Blick weitet für die Notwendigkeit eines tatkräftigen Ringens um eine wirklich maßgebende Weltstellung Deutschlands unter den Völkern. Das deutsche Volk muß sich bald ganz neue,

größere Zukunftsmöglichkeiten schaffen“ usw. (Seite 234.) Das größere Deutschland und die Verdrängung der angelsächsischen Konkurrenz als Ziel deutscher Missionstätigkeit. Die Herren Missionare weisen es weit von sich, kapitalistischen Krämmern das Feld zu bereiten; sie haben die Gegenwart begriffen, und mit einem wahren Elan spannen sie sich vor den Wagen des modernen Imperialismus.

G. Engelbert Graf.

Karl v. Bardeleben, Professor in Jena, **Die Anatomie des Menschen**. Band 418—423 der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“. Zweite Auflage. Verlag Teubner, Leipzig 1913. Preis pro Band 1,25 Mark (gebunden).

Die vorliegende Serie ist von einem ausgezeichneten Fachmann geschrieben. Der Verfasser hat sich zur Aufgabe gestellt, Nichtmedizinern einen gründlichen Einblick in die Anatomie zu vermitteln, in ausführlicherer Weise, als es in den sonstigen kleineren populären Werken der Fall ist.

Der Anatomie geht ja manchmal der böse Ruf nach, eine „langweilige“ Wissenschaft zu sein. Aber daß sie es nicht unbedingt zu sein braucht, hat Bardeleben mit seiner Serie gezeigt. Eine Anatomie, wie sie Bardeleben geschrieben hat, ist direkt aus den praktischen Bedürfnissen unserer Zeit herausgewachsen. Das Interesse weitester Kreise für die medizinische Wissenschaft ist heutzutage außerordentlich groß geworden, und man kann dieses Interesse, auch wenn es sich zuweilen in unerwünschten Formen äußern mag, nicht damit abtun, daß die Medizin eben ein Spezialgebiet sei, das nur einem engen Kreise von Fachleuten vorbehalten bleiben müsse. Es ist Pflicht und Schuldigkeit der Fachgelehrten, weiteste Kreise zum Verständnis ihres Spezialgebietes, der wissenschaftlichen Medizin heranzuziehen, und in dieser Beziehung leistet das Buch von Bardeleben mit seiner großen Gründlichkeit ganz Außerordentliches.

In dem 1. Bändchen der Serie werden behandelt: Die Geschichte der Anatomie, Zellen- und Gewebelehre, die Entwicklungsgeschichte des Menschen und der Körper als Ganzes. Mir ist kein anderes Werkchen bekannt, das auf so engem Raum in so klarer und präziser Form dieses Gebiet behandelt. Man fühlt überall, daß die Ausführungen von einem Fachmann stammen, der sich auf diesem Gebiete ganz zu Hause fühlt. Das 2. Bändchen behandelt das Skelett. Von besonderem Interesse sind die einleitenden Abschnitte, die das Knochenwachstum und den Aufbau der Knochen behandeln. Dieses Bändchen wird als Lese- und Nachschlagebuch gute Dienste tun. Das dritte behandelt Muskeln und Gefäße, das vierte die Eingeweide, das fünfte Nervensystem und Sinnesorgane, das sechste die Statik der Mechanik des menschlichen Körpers. Die Bändchen sind mit einer so großen Schlichtheit geschrieben, daß man tatsächlich seine Freude an ihnen hat. Es macht sich hier nicht jemand breit, der dem Leser durch allerlei sprachliche Wendungen zu imponieren sucht, sondern es spricht zu ihm ein schlichter und sachlicher Gelehrter, der sein Wissensgebiet liebt und schätzt.

Wegen der großen Fülle von Kenntnissen, die durch diese Serie vermittelt wird und wegen der großen Sachlichkeit und Schlichtheit, womit das in diesem Bändchen geschehen ist, möchte ich diese Bändchen auch in Arbeiterkreisen sehr warm empfehlen. Die Zahl der Abbildungen ist außerordentlich groß, wie das ja bei der Darstellung der Anatomie nicht anders möglich ist. Hier hat das Wort nur als Erläuterung zu dem zu dienen, was durch das Anschauungsmaterial vermittelt wird. Die Abbildungen stammen größtenteils aus Werken, die in der wissenschaftlichen Fachliteratur gut angeschrieben sind. Lipshütz.

Briefkasten.

H. C., O. Besten Dank für Brief.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 16

Ausgegeben am 16. Juli 1915

33. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die Sozialdemokratie am Scheidewege.

Von Rudolf Hilferding.

Unter dem zutreffenden Titel: „Die Sozialdemokratie am Scheidewege“¹ hat Genosse Wilhelm Kolb, der Redakteur unseres Karlsruher Parteiorgans und Führer der sozialdemokratischen Fraktion im badischen Landtag, ein kleines Schriftchen erscheinen lassen, das gerade jetzt die Aufmerksamkeit der Parteigenossen verdient. Allzusehr vielleicht haben wir in früheren Jahren die Bedeutung jener Anschauungen unterschätzt, deren konsequentester und offenster Vertreter Genosse Kolb jederzeit gewesen ist. Die Erscheinungen seit dem 4. August haben uns gelehrt, welche Bedeutung gerade unter den kritischsten Umständen jene Auffassungen gewinnen können, die wir bisher als Sonderbarkeiten einzelner nur allzu leicht genommen hatten, während sie in Wirklichkeit in mehr oder minder bewußter Weise das Verhalten eines Teils der Führerschaft bestimmten.

Der große Vorzug der Schrift ist ihre Eindeutigkeit und Aufrichtigkeit. Kolb will nichts wissen von jenen „revisionistischen Ueberklugen, die am liebsten mit verdeckten Karten spielen, um die Wankelmütigen ja nicht zu erschrecken“. Diese Taktik dünkt ihm jetzt unzeitgemäß. Denn

„der Krieg hat die . . . Sozialdemokratie aus der Sackgasse der prinzipiellen Negation herausgedrängt. Allein die Gefahr eines Rückfalles in die bisherige inkonsequente Taktik der grundsätzlichen Verneinung ist keineswegs überwunden. Ein nicht geringer Teil der „Radikalen“, die am 4. August 1914 mehr der Not gehorchend als dem eignen Triebe folgend die Kriegskredite bewilligten, ist nicht gewillt, die logischen Konsequenzen aus dieser Abstimmung zu ziehen . . . Indessen duldet die Lage keinen weiteren Aufschub der Lösung des innern Problems der Sozialdemokratie. Nach dem Kriege heißt es Farbe bekennen. Jedes Ausweichen hinsichtlich der Stellung der Sozialdemokratie gegenüber dem heutigen Staate und seinen Institutionen würde den Elementen Wasser auf die Mühlen leiten, die an einer politischen Neuorientierung kein Interesse haben, ja die voraussichtlich alle ihre politischen Künste spielen lassen werden, um sie, wenn irgend möglich, zu verhindern. Jetzt geht es auf Biegen oder Brechen. Entweder übernimmt die Sozialdemokratie ein ihrer Stärke und ihrer Bedeutung entsprechendes Maß der politischen Verantwortung auf sich oder sie läßt die schwere Schuld für die unabsehbaren Folgen auf sich, die künftig eine Politik und Taktik der prinzipiellen Negation haben muß.“ (Seite 13.)

Welches sind nun die Richtlinien, die Genosse Kolb der künftigen Taktik der deutschen Sozialdemokratie zieht? Genosse Kolb ist in der glücklichen Lage, da nicht umlernen zu brauchen. Das kann er getrost jenen über-

¹ Wilhelm Kolb, Redakteur, Mitglied des badischen Landtags: Die Sozialdemokratie am Scheidewege. Ein Beitrag zum Thema: Neuorientierung der deutschen Politik. Karlsruhe. Ged. u. Co. 67 Seiten.

lassen, die früher Anhänger unserer Grundzüge und der aus ihr sich ergebenden Taktik gewesen sind. Kolb, der diese Taktik von jeher bekämpft hat, glaubt jetzt — und dieser Glaube scheint auch uns begreiflich — den Sieg seiner Auffassungen gekommen. Die Abstimmung vom 4. August nimmt er als entscheidenden Erfolg für den Revisionismus in Anspruch. Damit sei der Grundsatz der „prinzipiellen Negation des Staates“ zerbrochen. Jetzt gelte es nur die Konsequenzen aus dieser Politik zu ziehen, um die deutsche Sozialdemokratie umzuwandeln in das, was sie in Wirklichkeit trotz aller revolutionären Phrasenlehre längst gewesen sei, in eine „sozialistisch-demokratische Reformpartei“.

Diese Partei, die aber noch wie vor die deutsche Sozialdemokratie heißen soll — wenigstens schlägt Kolb eine Firmaänderung nirgends ausdrücklich vor —, wird nun ihre Stellung zum Staate anders zu gestalten haben. Ihr Problem heißt natürlich nicht mehr: „Wie kann die Arbeiterklasse die Staatsgewalt erobern?“, sondern „Wie kann die Arbeiterklasse ohne Revolution Einfluß auf den Staat gewinnen?“. Natürlich nur auf dem Wege der Demokratisierung des Staates, antwortet Kolb und löst das Problem folgendermaßen:

„Am 4. August, 2. Dezember vorigen Jahres und am 20. März dieses Jahres hat die parlamentarische Vertretung der deutschen Sozialdemokratie im Reichstage die Schranken niedergelegt, welche die Zusammenbruchstheorie ihrer Politik gesetzt hatte. Das Prinzip der Negation des heutigen Staates ist endgültig preisgegeben. Mit dem Verzicht dieses Prinzips ergibt sich für die Sozialdemokratie gegenüber der Monarchie eine veränderte Stellungnahme. Vom Standpunkt der revolutionären Ideologie aus hat die Staatsform für die Sozialdemokratie eine viel größere Bedeutung, als sie ihr tatsächlich zukommt. Innerhalb der kapitalistischen Gesellschaftsordnung muß aber die Frage der Staatsform hinter der Frage, ob und in welchem Maße der Arbeiterklasse die Gewähr gegeben ist, zum Wort und zur Mitbestimmung in Gesetzgebung und Verwaltung zu kommen, zurücktreten.“ (Seite 34.)

In Deutschland herrsche bisher noch das halbkonstitutionelle Regierungssystem. Dabei verfüge der Monarch und die Regierung über eine ungleich größere Gewalt als das Parlament. Genosse Kolb wünscht dagegen die parlamentarische Regierungsform. Auch hier habe der Krieg sich als Lehrmeister erwiesen. Zwar die Parlamentarier hätten das weniger nötig gehabt, aber die Massen glaubten noch an sich zuspitzende Konflikte und die „letzte große Entscheidung“. Bei den Parlamentariern dagegen hatte sich „das alte Ideal von der Eroberung der politischen Macht . . . in das neue Ideal“ der allmählichen Umbildung des kapitalistischen Klassenstaats durch intensive gesteigerte politische Tätigkeit im Parlament hineingeschoben. Und nun lassen wir Kolb selbst sprechen:

„In diesem Stadium der Entwicklung befand sich die Sozialdemokratie, als der Krieg ausbrach, der mit einem Schlage mit den Illusionen hüten wie drüben gründlich aufräumte. Mit elementarer Wucht brach bei den Arbeitern das nationale Bewußtsein und mit derselben elementaren Wucht auf der andern Seite die Erkenntnis sich durch, welche eminente politische und militärische Bedeutung im heutigen Staat der Masse zukommt. Wir standen plötzlich vor einer Wende der politischen Entwicklung. Kein Geringerer als der Kaiser selbst hat die Initiative zu der längst notwendig gewordenen politischen Neuorientierung ergriffen, indem er die Parole

ausgab, er kenne keine Parteien mehr, sondern nur noch Deutsche. Was das bedeuten sollte, konnte im Hinblick auf die bisherigen politischen Verhältnisse keinem Zweifel unterliegen. Die Mauer, die eine widersinnige Theorie zwischen der Sozialdemokratie einer- und den bürgerlichen Parteien sowie der Monarchie andererseits künstlich aufgerichtet hatten, war niedergerissen. Selbstverständlich nicht in dem Sinne niedergerissen, als ob nun die Gegensätze zwischen den bürgerlichen Parteien und der Monarchie einerseits sowie der Sozialdemokratie andererseits beseitigt wären. Davon kann keine Rede sein. Aber die künstlich aufgerichteten Schranken gegen das sich gegenseitig Verstehen- und Begreifenlernen waren gefallen. Die Sozialdemokratie erkannte, daß sie den heutigen Staat nicht prinzipiell negieren kann, und die bürgerlichen Parteien sowie die Monarchie mußten sich überzeugen, daß sie die Sozialdemokratie so notwendig brauchen wie diese den Staat. Der Krieg hat ein neues festes Band um das deutsche Volk, aber auch ein solches um Volk und Monarchie geschlungen. Darüber sich täuschen, hieße sich einem verhängnisvollen Irrtum hingeben.

Wenn bisher die Frage der Staatsreform in der deutschen Sozialdemokratie eine größere Rolle gespielt hat als es praktisch gerechtfertigt war, so, war dies aus den vorhin kurz skizzierten Gründen durchaus erklärlich. Das theoretische Prinzip des Republikanismus hat aber weder heute noch für absehbare Zeit praktische Bedeutung, das hat der jetzige Krieg nach den verschiedensten Richtungen hin nur zu deutlich gezeigt. Die republikanische Staatsform bietet der Arbeiterklasse innerhalb der kapitalistischen Gesellschaftsordnung an sich noch keineswegs die Gewähr für bessere soziale und wirtschaftliche Existenzbedingungen. Eine Monarchie, in welcher die Sozialdemokratie Einfluß auf die Staatsgewalt besitzt, kann der Arbeiterklasse erheblich günstigere Verhältnisse garantieren als eine von Kapitalisten beherrschte Republik. Es gibt keine Republik, in welcher die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse für die Arbeiterklasse um so viel günstiger wären als in Deutschland, daß die Sozialdemokratie daraus den Schluß ziehen müßte, der Frage der Staatsform ist eine so große Bedeutung beizulegen, wie dies von seiten der „Radikalen“ geschieht. Die Frage der Staatsform ist innerhalb der kapitalistischen Gesellschaftsordnung politisch von zweiter Bedeutung.

Ungleich wichtiger für die Sozialdemokratie ist die Frage der Regierungsform. Das ist das eigentliche Zentralproblem der Politik nach dem Kriege. . . .

Ein Volk, welches wie das deutsche in diesem Krieg so beispiellose Opfer an Gut und Blut für die Erhaltung und Sicherheit der Existenz seines Vaterlandes gebracht hat, kann nach diesem Krieg politisch nicht mehr schlechter behandelt werden als alle übrigen Kulturvölker der Welt. Es hat allermindest dieselben elementarsten Rechte der Selbst- und Mitbestimmung des staatlichen Schicksals zu beanspruchen, wie sie politisch und sozial viel rüständigere Völker schon lange haben. Die Regierungen wie die Monarchen mußten mit politischer Blindheit geschlagen sein, wenn sie nicht erkennen würden, daß für die Zukunft darin die sicherste Bürgschaft für eine geistliche Volksentwicklung, für die nationale Wohlfahrt und Sicherheit Deutschlands gegeben ist. Einen „inneren Feind“ gibt es nicht mehr. Die Sozialdemokratie ist mit derselben Entschlossenheit und Begeisterung für die Sicherheit der nationalen Existenz eingetreten wie alle übrigen Volksgenossen. Die Masse hat aufgehört, Objekt der Politik der herrschenden Klassen zu sein, sie ist Subjekt der inneren wie äußeren Politik geworden. Deutschland kann fürderhin nicht mehr nach den Rezepten der politischen Scharfmacher regiert werden, wenn es nicht seine nationale Existenz aufs Spiel

setzen will. Weder kann die Monarchie die Massen, noch können die Massen die Monarchie politisch ignorieren wollen. Ein Staatsmann, der künftig die Interessen der Monarchie mit den Interessen der Bourgeoisie gleichstellen wollte, wäre für die Monarchie eine größere Gefahr als der intransigenteste Republikanismus es sein könnte.

Vertrauen gegen Vertrauen! Das muß jetzt die politische Parole sein, sowohl für die Sozialdemokratie als auch für die Monarchie. (Seite 38 ff. Der gesperrte Druck rührt von Kolb her.)

Schon in der Einleitung seiner Schrift hat sich Genosse Kolb gegen den Pessimismus in unseren Reihen gewandt; Schwarzseher duldet unser Wilhelm nicht. Jetzt sehen wir, wie kolossal die Anforderungen sind, die an unseren Optimismus gestellt werden: „Die Masse hat aufgehört, Objekt der Politik der herrschenden Klassen zu sein, sie ist Subjekt (!) der inneren (in Preußen namentlich) wie äußeren (!) Politik geworden.“ Ist das wirklich nur Optimismus oder schon etwas ganz anderes? Jedenfalls, dieser Optimismus hat Methode, verfolgen wir diese zum Beispiel in ihrer Anwendung auf die Militärfrage. Kolb schreibt:

„Eine der wichtigsten Voraussetzungen für die Neuorientierung der deutschen Politik ist eine positive Stellung der Sozialdemokratie in den Fragen der Landesverteidigung. Keine Regierung, und wäre sie noch so demokratisch und noch so liberal, kann ihre Politik auf eine parlamentarische Mehrheit stützen, deren eine Hälfte in den Lebensfragen der Nation eine Taktik grundsätzlicher Negation befolgt. Der internationale Widerstreit im Wirtschaftsleben macht für jeden modernen Staat ein starkes Heer unentbehrlich. Diese Tatsache wird auch von der Sozialdemokratie anerkannt, indem sie in ihrem Programm die Volkswehr und die Erziehung zur allgemeinen Wehrhaftigkeit auffordert. Aber auch in dieser wie in fast allen anderen politischen Lebensfragen der Nation wurde die Politik der Sozialdemokratie durch falsche Theorien bestimmt. „Diesem System keinen Mann und keinen Groschen“ war die Parole und das Dogma der Sozialdemokratie in der Militärfrage geworden. Die Folgen dieser Politik grundsätzlicher Negation waren dieselben wie auf allen übrigen Gebieten: Die politische Einflußlosigkeit der Sozialdemokratie. Seit über 50 Jahren führte sie den Kampf gegen den „Militarismus“, ohne auch nur irgendwelchen positiven Erfolg damit zu erzielen. Im Gegenteil, gerade in dieser Frage hat die Taktik der prinzipiellen Negation der Sozialdemokratie politisch ungeheuer geschadet. Jede Wahl, die im Zeichen der Militärfrage durchgeführt wurde, brachte der Sozialdemokratie eine politische Niederlage. Freilich hat man das nie gelten lassen und sich dabei auf die wachsende Zahl der sozialdemokratischen Stimmen berufen. Inbessenden war das eine politische Selbsttäuschung, über die sich die Sozialdemokratie heute keinen Zweifel mehr hingeben darf, wenn sie nicht zu den bedenklichsten und gefährlichsten politischen Trugschlüssen kommen will. Die Militärfrage wird nach diesem Krieg eine der wichtigsten Fragen der inneren Politik sein, gegenüber welcher die Sozialdemokratie ihren bisherigen Standpunkt der prinzipiellen Negation nicht mehr beibehalten kann. Je früher das eingesehen wird, um so besser für die Sozialdemokratie und für die künftige deutsche Politik.

Es handelt sich dabei nicht, wie die „Radikalen“ glauben machen wollen, darum, bewährte unveräußerliche Grundsätze der Sozialdemokratie über Bord zu werfen, sondern um nichts mehr und nichts weniger als um die Verwirklichung der von der Sozialdemokratie selbst aufgestellten Forderungen, welche durch die Erfahrungen des jetzigen Krieges an praktischer Bedeutung nicht nur nichts verloren, sondern ganz bedeutend gewonnen

haben. Die Sozialdemokratie hat nicht mehr nötig, gegen den „Militarismus“ mit Moralpauken anzukämpfen, der „Militarismus“ hat sich selbst ad absurdum geführt. Dagegen muß die Sozialdemokratie aufhören, den Begriff des „Militarismus“ mit dem des stehenden Heeres zu identifizieren. „Militarismus“ und stehendes Heer sind zwei sehr verschiedene Dinge, die an sich keineswegs sich gegenseitig bedingen. Wenn das stehende Heer in Deutschland einen besonders starken „militaristischen“ Charakter angenommen hatte, so war das in den politischen Zuständen Deutschlands begründet. Je weniger Demokratie in einem Staate herrscht, um so mehr „Militarismus“ und umgekehrt. Es ist deshalb auch grundverkehrt, den „Militarismus“ dadurch überwinden zu wollen, daß man ihn prinzipiell verneint. Diese Taktik ist dem „Militarismus“ gegenüber so frucht- und erfolglos, wie gegenüber dem kapitalistischen Klassenstaat. Wäre diese Taktik der prinzipiellen Negation richtig, dann würde sie nicht mit tödlicher Sicherheit jedesmal dann Fiasko machen, wenn sie die Probe auf ihre Richtigkeit bestehen soll.

Man mag über die Opposition der Gruppe mit Liebknecht denken was man will, daß sie die bisherige Taktik der Sozialdemokratie konsequent „hochgehalten“ hat, wird man nicht bestreiten können. Wenn demgegenüber die große Mehrheit der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion eine andere, den realen Verhältnissen und der politischen Verantwortung angepaßte Taktik für notwendig hielt, so muß die Sozialdemokratie auch den Mut haben, aus dieser Erkenntnis die logischen Schlußfolgerungen zu ziehen. Darum handelt es sich bei der Frage, wie die Sozialdemokratie sich künftig zur Militärfrage zu stellen hat. Hier hilft kein Mundspitzen mehr, es muß gepfiffen werden.“ (Seite 40 ff.)

Halten wir einen Moment ein, um in dem neuen, das auf uns einströmt, nicht die Besinnung zu verlieren. Wir verzeichnen das aus diesem Munde sicher beachtenswerte Zeugnis, daß die Gruppe um Liebknecht die bisherige Taktik der Sozialdemokratie konsequent festgehalten hat im Gegensatz zur Mehrheit der Reichstagsfraktion. Wir erfahren dann, daß wir Militärausgaben (und ihre beständigen Steigerungen?) künftig zu bewilligen und die Notwendigkeit des stehenden Heeres anzuerkennen haben. Militarismus und stehendes Heer sind verschiedene Dinge, die sich gegenseitig keineswegs bedingen. Was Militarismus eigentlich ist, hören wir leider nicht, immerhin dürfen wir dies Unbekannte nach Bewilligung der Militärausgaben und Anerkennung des stehenden Heeres weiter bekämpfen. Das Wie bleibt freilich so im Dunkeln wie das Was. Dazu kommt dann eine positive Militärpolitik, die im wesentlichen in der Forderung nach Verstärkung der Dienstzeit (zweijährige Dienstzeit für Kavallerie und reitende Artillerie, einjährige für sämtliche Fußtruppen), Bildung des Offizierskorps aus den dazu geeigneten Mannschaften, Beseitigung der militärischen Sondergerichtsbarkeit und Deckung der Militärausgaben durch direkte Steuern besteht. Genosse Kolb entnimmt diese Forderungen einer Artikelserie des Abgeordneten Cohen, die vor zwei Jahren im „Vorwärts“ erschienen und die der damalige Genosse Cohen als Uebergangs- oder Vorbereitungsmaßnahmen für das Milizsystem aufgestellt hatte. Kolb aber hat für das Milizsystem wenig übrig:

„Das Milizsystem in allen Ehren, aber daß ein Staat wie Deutschland nicht im Handumdrehen das stehende Heer in eine Miliz umwandeln kann, liegt doch auf der flachen Hand. Es ist doch kein bloßer Zufall, daß fast alle europäischen Großstaaten die Einrichtung des stehenden Heeres haben. Uebrigens gehen die Meinungen über das Milizsystem sehr weit auseinander. So viele kleine Staaten

es gibt, so viele Arten des Milizsystems. Man kann vernünftigerweise Deutschland nicht zumuten, angesichts der realen Machtverhältnisse, mit welchen es zu rechnen hatte, seinerseits zum Milizsystem überzugehen, so lange die andern kapitalistischen Großstaaten Europas stehende Heere unterhalten.“

Ist es also mit der Miliz auf absehbare Zeit nichts — unser sozialistisch-demokratischer Reformers erkennt ausdrücklich die militärische Ueberlegenheit des stehenden Heeres über die Miliz an — so sind die Aussichten für die positive Heerespolitik um so glänzender:

„Der Krieg hat sich hier als Reformator größten Stiles erwiesen. Wer kann heute noch begründete Einwendung gegen die Erziehung zur Wehrhaftigkeit vorbringen, nachdem der heutige Staat selbst, wenn vorerst auch nur fakultativ, dieses sozialdemokratische Prinzip anerkannt und durchgeführt hat? Gewiß entspricht die Art der Durchführung nicht unseren Wünschen. Aber da kann mit Erfolg nachgeholfen werden. Und mit welchen stichhaltigen Gründen vermöchte man jetzt noch die Möglichkeit einer erheblichen Verkürzung der militärischen Dienstzeit zu bestreiten, nachdem Millionen ins Feld geschickt wurden, die nur wenige Wochen militärisch ausgebildet waren und die sich gut geschlagen haben? Allerdings darf man daraus nicht den Schluß ziehen, daß nun wenige Wochen für die militärische Ausbildung genügen. Aber die Tatsache läßt sich nicht mehr aus der Welt schaffen, daß, wenn die Erziehung zur Wehrhaftigkeit vorhergeht, die Dienstzeit um ein Beträchtliches verkürzt werden kann, ohne die Schlagfertigkeit und Lüchtigkeit unseres Heeres dadurch zu beeinträchtigen. Wir haben stets erklärt, daß unsere Forderungen nicht eine Schwächung, sondern vielmehr eine Stärkung der Heeresmacht herbeiführen würden.

Die Logik der Tatsachen hat mit überlegener Verachtung alle unbrauchbaren Theorien über den Haufen geworfen, die militärischen nicht minder wie die politisch-revolutionären. Wie gründlich hat dieser Krieg mit den „militärischen“ Vorurteilen aufgeräumt. Welchem gewissenhaften Staatsmann und Kriegsminister könnte es künftig noch einfallen, eine nach politischen und gesellschaftlichen Gesichtspunkten getroffene Auslese bei dem Offizierskorps, insbesondere bei den Reserveoffizieren, zuzulassen? Die Forderung: „Bildung des Offizierskorps aus den dazu geeigneten Mannschaften“ ist eine Selbstverständlichkeit geworden. Daß die militärische Gerichtsbarkeit zu mindestens einer gründlichen Reform unterzogen werden muß, wird auch von bürgerlicher Seite nicht bestritten. Ob und wann sie gänzlich beseitigt wird, ist eine Frage, deren Lösung davon abhängt, in welchem Maße die Demokratisierung des Staates erfolgt. Daß nach dem Kriege eine andere Steuerpolitik in Angriff genommen werden muß, ist so selbstverständlich, daß hier darüber kein Wort weiter zu verlieren ist.

Eine positive Militärpolitik der Sozialdemokratie liegt also nicht nur im Bereich der Möglichkeit, sie ist eine der dringendsten politischen Erfordernisse überhaupt, wenn die politischen Verhältnisse in Deutschland andere werden sollen. Eine auf die revolutionäre Ideologie eingestellte Politik der Sozialdemokratie würde nicht nur für diese selbst, sondern für das ganze deutsche Volk, ja für das ganze kulturelle Europa die schwersten Gefahren in sich schließen. Die Zeit des Völkerfriedens ist leider auch nach diesem Krieg noch nicht gekommen, darüber gebe man sich keinen Illusionen hin. Selbst wenn — was wir alle wünschen und was das Interesse der europäischen Kulturstaaten dringend gebietet — ein europäischer Staatenbund zustande käme, so bestände immer noch die große russische und asiatische Gefahr, die auf internationalen Sozialistenkongressen noch weniger gebannt werden kann, als dort die Gefahr überwunden werden konnte, die den europäischen Krieg heraufbeschwörte. Mit Moralpauken und revolutionären Phrasen läßt sich weder der „Militarismus“ noch der Kapitalismus einschüchtern. Am allerwenigsten ist aber damit den Interessen der Arbeiterklasse gedient. Je

größer der politische Einfluß der Sozialdemokratie ist, desto eher wird es möglich sein, die aus der kapitalistischen Entwicklung den Völkern drohenden Gefahren zu beseitigen. Politischen Einfluß kann aber die Sozialdemokratie nur mit einer systematischen Reformpolitik gewinnen.“ (Seite 45 ff.)

Mit geringerer Klarheit behandelt Kolb die Stellung seiner reformistisch-sozialistischen Partei zum Imperialismus und zur Internationale. Wir erfahren hier im wesentlichen nur, daß die bisherige Stellung der Sozialdemokratie des „grundsätzlichen Kampfes“ gegen den Imperialismus eine „politische Hilflosigkeit“ gewesen sei; die Resolution des Chemnitzer Parteitages beschränkte sich auf den Protest und die Moralkaule. Jetzt aber bedürfe es der positiven politischen Stellungnahme, der Beeinflussung der Staatsmacht. Der Imperialismus sei, meint Kolb mit zustimmender Berufung auf die Broschüre Cunows, eine Notwendigkeit, Imperialismus und Demokratie seien keine Gegensätze (hier fehlt leider die Berufung auf Naumann), wir müssen also den Imperialismus den Interessen der Arbeiterklasse dienstbar machen. Die Voraussetzung dafür ist natürlich, daß die Arbeiterklasse den Sieg des englischen, russischen und französischen Imperialismus verhindere. Man sieht, was Kolb über das imperialistische System zu sagen hat, ist nicht viel, aber vielversprechend. Noch unklarer bleibt, was Kolb über die Internationale meint, aber das ist auch wenig interessant, und wir wollen lieber wieder zur inneren Politik zurückkehren.

Wir haben bisher schon gehört, daß die Sozialdemokratie ihre bisherige Stellung zur Monarchie, zum Militarismus, zum Imperialismus, zur Internationale radikal ändern muß. Eine Konsequenz dieser geänderten Stellung ist natürlich die Bewilligung des Budgets sowohl in den Landtagen wie im Reichstag. In der Budgetverweigerung trat bisher die prinzipiell ablehnende Haltung der Sozialdemokratie gegenüber dem heutigen Herrschaftssystem demonstrativ in Erscheinung. Diese Politik sei jetzt sinnlos geworden:

„Nachdem man den kapitalistischen Staat in dem Augenblick, wo er in allen Fugen kracht, wo seine Existenz in Frage gestellt war, nicht mehr negierte, sondern alles tat, um seine Existenz sicherzustellen, wäre es die politische Inkonsequenz im höchsten Grade, wenn man ihn hinterher und prinzipiell negieren wollte. Das geht einfach nicht mehr. Die Politik der Sozialdemokratie seit dem 4. August v. J. ist eine andere, als die vor dem 4. August 1914. Vor dem 4. August v. J. war die Politik der Sozialdemokratie prinzipiell auf die Negation des heutigen Staates festgelegt, nach dem 4. August auf die Sicherstellung desselben. Ist dieser kapitalistische Staat aber wert, daß er in seiner Existenz sicher gestellt wird, daß dafür Milliarden an Geld und Hunderttausende von Menschen geopfert werden, dann muß er auch so viel wert sein, daß man ihn durch eine Politik der Reformen auf allen Gebieten in einen wirklichen demokratischen Volksstaat umzuwandeln versucht, denn wie könnten sonst solch unerhörte Opfer für diesen Staat politisch verantwortet werden?

Hier gibt es kein Zurück mehr, sondern nur ein Vorwärts. Die Theorie, auf welche sich die politische Unversöhnlichkeit und die prinzipielle Verneinung des heutigen Staates stützte, ist für die Sozialdemokratie erledigt. Die künftige Politik der Sozialdemokratie muß auf die Evolutionstheorie eingestellt werden, d. h. sie muß konsequent reformistisch sein. Der Verzicht auf die prinzipielle Negation des heutigen Staates bedingt mit zwingender

Logik aber auch einen Verzicht der prinzipiellen Negation gegenüber seinen Institutionen.“ (Seite 32.)

Mit der Bejahung des Staates und seiner wichtigsten Institutionen, der Monarchie und des stehenden Heeres, ist nunmehr die zur sozialistisch-demokratischen Reformpartei denaturierte Sozialdemokratie reif geworfen, den rettenden Gedanken Kolbs zu verwirklichen. Die konsequent reformistische Evolutionstheorie findet endlich ihre Erfüllung in der Blockpolitik der deutschen Linken, im Bruderbund der Nationalliberalen und Fortschrittler mit der Sozialdemokratie. Die Schaffung einer politisch aktionsfähigen Linken ist das wahre „innere Problem der deutschen Politik“. Bisher haben Konservative und Zentrum geherrscht, obwohl sie nur eine Minorität der Reichstagswähler verkörpern. Das war aber nur Schuld der negativen Haltung der Sozialdemokratie. Jetzt, wo diese bereit ist, die Staatsnotwendigkeit zu erfüllen, kann sich die Regierung auf sie stützen. Und Genosse Kolb, der Realpolitiker und Verächter der Stubengelehrten, nimmt an, daß sie darauf brennt. Leider hat sich Genosse Kolb hier etwas kurz gefaßt. Wir erfahren da zunächst:

„An der Majorität der Linken sind nicht nur die liberalen Parteien und die Sozialdemokratie im höchsten Grade interessiert, sondern auch die Regierungen, soweit (soweit ist köstlich) sie nicht in Preußen und Bayern ausgesprochene reaktionäre Parteiregierungen sind. Die Interessen der Reichsregierung sind mit den Interessen der preussischen Regierung keineswegs identisch. Es ist für die Reichsregierung einfach unmöglich, ins Blaue hinein eine Politik fortzusetzen, die in immer schärferen Widerspruch zu den politischen Wünschen und den wirtschaftlichen Interessen der übergroßen Mehrheit des deutschen Volkes kommt. Man mag sich zu der bisherigen Wirtschaftspolitik stellen wie man will, daß bei derselben die Interessen der Großgrundbesitzer und der Schwerindustrie über alle Maßen bevorzugt wurden, zum Nachteil der Interessen der übergroßen Mehrheit aller anderen Berufsstände, unterliegt keinem Zweifel. Das gleiche zeigt sich in den rein politischen Fragen. Es war ein unhaltbarer Zustand, daß die politische Minderheit ihre Macht nur noch auf die aller Gerechtigkeit hohnsprechende Einteilung der Reichstagswahlkreise stützen konnte. Dieser Zustand hätte unmöglich noch lange aufrechterhalten werden können.“

Das ist Nummer 1. Nummer 2 kennen wir schon. Genosse Kolb setzt sein Vertrauen in die Monarchie.

„Die Regierung und die herrschenden Klassen können sich der Durchführung des parlamentarischen Regierungssystems in Deutschland mit Erfolg auf die Dauer nicht widersetzen, und am allerwenigsten hat die Monarchie ein Interesse daran, sich nach dem Krieg wieder in schroffen Gegensatz zu den politischen Wünschen und Forderungen der Volksmassen zu stellen.“

Nummer 3 lautet folgendermaßen:

„Die bürgerlichen Parteien können auf die Dauer ihre Politik nicht ausschließlich, ja nicht einmal vorwiegend (!) auf die Klasseninteressen der Bourgeoisie einstellen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollen, daß ihnen ihre Wähler in hellen Haufen den Rücken kehren (meinen Sie die Zentrumswähler bei den letzten badischen Landtagswahlen, Genosse Kolb?), sie können es um so weniger, je mehr die Sozialdemokratie ihre Politik den gegebenen Tatsachen und Verhältnissen anpaßt.“ (Seite 25.)

Man sieht, die Evolutionstheorie ist nicht grau, sondern sehr rosig. Die sozialistische Reformpartei bewilligt die Forderungen des bürgerlichen Staates, die bürgerlichen Parteien werden ein bißchen weniger bürgerlich

und der Block ist fertig, das parlamentarische Regierungssystem durchgeführt und die Reform geht los. M. B. Machen wir. Geschwindigkeit ist keine Hererei. Credo, quia absurdum. Der Krieg hat das jetzt alles möglich gemacht, weil die Reichstagsfraktion endlich vernünftig geworden ist und alles bewilligt hat. Aber es wäre schon vor dem Kriege möglich gewesen, wenn es nicht böse Menschen gegeben hätte, wie Kautsky mit seiner dummen Zusammenbruchs- und Katastrophentheorie (die Wirklichkeit ist ja momentan so idyllisch) und namentlich die „zumeist wurzellosen, akademischen Existenzen aus Polen, Rußland und Galizien“ (Seite 59), also Leute ohne Art und Halm, Besitzlose mit unsicheren Existenzverhältnissen, Ausländer und Fremde mit unruhiger Gesinnung, jedem selbsthaften Kleinbürger und insbesondere einem großherzoglich badischen Landtagsabgeordneten ein Scheuel und Greuel. Und hier sieht Kolb die hauptsächlichste Gefahr für unsere künftige politische Entwicklung.

„Ueber alle Gründe der politischen Vernunft sich hinwegsetzend, verlangt in Deutschland die „marxistische“ Opposition nichts mehr und nichts weniger als eine politische Haltung, die geradezu ein Verbrechen an der deutschen Nation und damit auch an der deutschen Arbeiterklasse wäre. Die Seele dieser Opposition bilden jene wurzellos kosmopolitischen Emigranten und Literaten, die in der deutschen Sozialdemokratie sich, dank unserer an Uner schöpflichkeit grenzenden Geduld, einen unverhältnismäßig großen Einfluß verschaffen konnten. Wie wäre es auch sonst möglich gewesen, daß Männer wie Schippel und Calwer, die auf wichtigen politischen Gebieten eine autoritative Stellung einnehmen und welche der Sozialdemokratie und ihrer (?) Politik die besten Dienste leisten könnten, politisch kaltgestellt, daß ein so grundehrlicher Mensch wie Hilbrand aus der sozialdemokratischen Partei ausgeschlossen werden könnte, während Rosa Luxemburg, Radek, Pannekoek u. a. ungestört ihre hirnverbrannten Theorien kolportieren und das große Wort führen konnten?“ (Seite 61.)

Das aber muß nun anders werden:

„Nichts wäre für die künftige Politik der Sozialdemokratie verhängnisvoller, als der rein formellen Einheit wegen, den Konsequenzen der seit 4. August 1914 inaugurierten Politik wieder aus dem Wege zu gehen und einen unhaltbaren Kompromiß zu schließen. Mit den Elementen, welche diese Politik als einen Verrat an den politischen Grundsätzen der Sozialdemokratie bezeichnen, können diejenigen, welche auf dem Boden dieser Politik stehen, nicht mehr zusammenarbeiten. Die Kluft zwischen den sich gegenüberstehenden Auffassungen ist zu groß, als daß sie überbrückt werden könnte. Das innere Problem der Sozialdemokratie muß endlich gelöst werden. Nur unter dieser Voraussetzung ist eine Neuorientierung der deutschen Politik möglich und durchführbar.“ (Seite 67.)

In diesem energischen Appell zur Parteisplaltung während des Krieges findet die Broschüre des Führers der badischen Sozialdemokratie ihren stimmungsvollen Ausklang.

Das Schriftchen Kolbs ist deshalb wichtig, weil in ihm alles zusammengefaßt ist, was von verschiedenen Revisionisten und Umstürzern der Partei als künftige Taktik empfohlen wird. Gerade diese Zusammenfassung und ihre rücksichtslose Konsequenz macht ihren Wert aus. Freilich werden jene „revisionistischen Ueberklugen“, von denen Kolb spricht, und noch mehr jener Teil der offiziellen Führerschaft, die noch immer nicht sehen will, wohin seine Politik führen mußte, die Anschauungen Kolbs verleugnen, zum Teil sicher in gutem Glauben. Aber Kolb hat auch darin Recht; die Dinge haben

ihre eigene Konsequenz, und die Leute, die heute noch glauben, nur B sagen zu brauchen, würden morgen doch bis zum Z zu Ende buchstabieren müssen. Nun könnte jemand meinen, daß es für die künftige Entwicklung der deutschen Arbeiterbewegung vielleicht nur nützlich wäre, wenn sie dieses politische Experiment erlitt und den Bankrott der Kolbschen Taktik am eigenen Leibe erführe. Aber uns scheint doch, daß dieser Weg zu große Opfer und zu große Gefahren für die Zukunft der Partei mit sich brächte, um nicht einige Worte der Selbstbesinnung an die Ausführungen Kolbs zu knüpfen.

Bersuchen wir uns in den Gedankenkreis eines Mitgliedes der herrschenden Schichten zu versetzen, so werden wir, glaube ich, folgende Anschauungen finden: Der Krieg hat gezeigt, daß das deutsche politische System sich in jeder Beziehung bewährt hat. Die starke und unabhängige Stellung der Monarchie und ihrer Regierung, die vor allem auf der Vormacht Preußens ruht, hat es ermöglicht, unbekümmert um parlamentarische Stimmungen, Bedenken und Verzögerungen, die Energie der Nation in den Dienst des Ausbaues unserer Kriegsmaschinerie zu stellen. Das deutsche Militärsystem hat sich jedem anderen überlegen gezeigt. Vor allem ist das, was die im Ausland und die demokratischen Elemente im Inlande als Militarismus gescholten haben und was sie ja selbst jetzt größtenteils als notwendig anerkennen, ein vorzügliches Mittel gewesen, die Ideologie der Nation ganz in den Dienst des Kriegswerkes zu stellen. Nur die Durchdringung der Nation mit militärischen Anschauungen, wie sie eine nicht zu kurze Dienstzeit in der Kaserne, verbunden mit der militärischen Erziehung der Jugend mit sich bringt, gewährleistet uns jene Begeisterung und Opferbereitschaft der Massen, die der moderne Krieg erfordert. Unsere Wirtschaftspolitik, die für das richtige Gleichgewicht zwischen Industrie und Landwirtschaft gesorgt hat, bedarf heute überhaupt keiner längeren Rechtfertigung. Dem gegenüber sind die Streitigkeiten in den Parlamenten, das öde Gerede um immer neue Sozialreformen, als ob die deutschen Arbeiter nicht vor allen am besten gestellt wären, wirklich nebensächlich. Ein Reich, das so von Feinden umdroht ist, kann sich den Luxus parlamentarischer Wirren, die von jeder parlamentarischen Regierung schwer zu trennen sind, nicht gestatten. Die Fragen der Wehrmacht bleiben nach dem Kriege erst recht die wichtigsten, und die sind bei unserem politischen System am besten bewahrt. Und die Steuerprobleme, die nach dem Kriege kommen werden, würden von parlamentarischen Majoritäten, mit der Rücksichtnahme auf die Steuerscheu der Massen, sicher viel unangenehmer gelöst werden als von einer selbstbewußten, vom Parlament unabhängigen Regierung. Jedenfalls könnte uns nichts Schlimmeres passieren als eine Lösung solcher Fragen mit der sicher nicht allzu billig zu erkaufenden Hilfe der Sozialdemokratie. Und wie überflüssig jede solche Bezahlung wäre, hat ja ihr Verhalten beim Kriegsausbruch gezeigt. Jetzt können wir sie ihren inneren Auseinandersetzungen überlassen.

Will Genosse Kolb leugnen, daß ähnliche Gedankengänge mehr oder minder deutlich die bürgerliche Gedankenwelt beherrschen, beherrschen müssen, ganz gleichgültig, ob es sich um Konservative, Nationalliberale oder Fortschrittler handelt? Sieht er denn nicht, daß der Krieg eine außerordentliche Annäherung aller bürgerlichen Parteien

aneinander mit sich gebracht hat, daß für sie der Burgfriede eine fort-dauernde Wirkung ausüben wird? Die wirtschafts- und steuerpolitischen Probleme, die der Krieg der bürgerlichen Welt noch stellen wird, sind so gewaltige, daß sie vielfach nur in deren vollem Einvernehmen unter Führung der Regierung gelöst werden können. Als Vorspiel und bestimmender Grund für die Annäherung der bürgerlichen Parteien aneinander muß auch das Zusammenarbeiten aller wichtigen bürgerlichen Wirtschaftsorganisationen, vom Bund der Landwirte bis zum Bund der Industriellen gewertet werden, eine Zusammenarbeit, die nach dem Kriege fortzusetzen der Wille und feste Entschluß ihrer führenden Männer ist. Und ist ein Block der bürgerlichen Parteien nicht immer noch einfacher und natürlicher, Genosse Kolb, als ein solcher mit der Sozialdemokratie, selbst mit einer Ihrer Art?

Es fehlt also der Blockpolitik eine wesentliche Voraussetzung: Die Bereitschaft des bürgerlichen Teilnehmers, vor allem des nationalliberalen. Ist doch der Nationalliberalismus als Träger der imperialistischen und Machtpolitik gerade jetzt Regierungspartei ganz und gar, und da sollte er sich mit der Sozialdemokratie verbünden? Und wozu? Genosse Kolb gibt das leider nicht näher an. Wir hörten von der Verkürzung der Dienstzeit. Aber seit wann ist Kampf um Verkürzung der Dienstzeit ein national-liberaler Programmpunkt? Und die preußische Wahlreform? Die preußischen Nationalliberalen sind erklärte Gegner des gleichen Wahlrechts. Und was sonst? Eine parlamentarische Regierung muß doch was wollen, sie ist doch außer für ein paar Streber nicht Selbstzweck. Also vermehrte Sozialreform? Just in dem Augenblick, wo die Unternehmer unter dem Druck vermehrter Steuern sich sehr energisch dagegen sträuben werden, werden die Nationalliberalen sich mit der Sozialdemokratie verbünden! Oder um die Demokratisierung Deutschlands zu verwirklichen, damit, wie Kolb versichert, die Sozialdemokratie dann „ohne Revolution“ die politische Macht gewinnen kann?

Aber wenn die Parteien nicht wollen, wird nicht die Monarchie und die Regierung . . . ? Hier beginnt, ich finde keinen anderen Ausdruck, mir die Politik Kolbs unappetitlich zu werden. Wäre Kolb überzeugter Monarchist, verlangte er von uns monarchische Ueberzeugung, gut oder nicht gut, es wäre verständlich. Aber Kolb will ja nur die Monarchie überlisten. Er bejaht sie, um sie seiner parlamentarischen Regierung geneigt zu machen. Was aber dann? Für wie lange gilt der Vertrag zwischen dem Vernunftmonarchisten und der Monarchie? Und wer garantiert der Monarchie in der Zukunft, wenn Genosse Kolb am Ende nicht mehr die Taktik bestimmt, für die Treue seines Nachfolgers? Ich fürchte, die Monarchie wird von ihrem schlaunen Berater nicht viel wissen wollen.

Aber nicht das Unsinnige dieser Politik ist das Traurigste. Das ist vielmehr die Würdelosigkeit, deren Ausdruck sie ist. Die deutsche Arbeiterklasse hat ungeheure Opfer hinter sich. Und jetzt wird ihr zugemutet, auf wichtige Ueberzeugungen zu verzichten, ihr demokratisches Programm einzuschränken, sich den bürgerlichen Forderungen zu unterwerfen. Und diese Zumutungen kommen nicht von Gegnern, sondern von ihren eigenen Vertrauensmännern! Fürwahr, einen seltsamen Anblick bietet manchmal die große Zeit.

Balkanprobleme.

Von Anton Hofrichter.

Berlin, 10. Juli 1915.

Nach der Kriegserklärung Italiens war einen Augenblick die Ueberzeugung allgemein, auch Rumänien werde den Kriegspfad beschreiten. Dabei wurde der Unterschied zwischen dem Kleinstaat Rumänien und der Großmacht Italien übersehen: Dieses war im letzten Grunde durch die Furcht vor der Isolierung und der wenn nicht formellen, doch tatsächlichen Abhängigkeit von den Zentralmächten in seinen Entscheidungen bestimmt. Die Balkanstaaten, wohl wissend, daß ihnen eine selbständige politische Existenz nach ganz eigenen Maximen nicht gegeben ist, kämpfen um kein höchstes und eigentliches Selbstbestimmungsrecht, sondern legen alles auf die Erzielung des denkbar größten Konjunkturgewinnes an. Die schärfste Form des Ausdrucks würde der Unterschied zwischen Rumänien und Italien etwa in der Antithese finden, daß Italien intervenierte, weil die Verbündeten in Galizien siegten, und Rumänien aus eben dem Grunde nicht intervenierte.

Dabei ist es herzlich gleichgültig, ob zwischen Italien und Rumänien ein besonderer Vertrag läuft. Der „Corriere della Sera“ mußte, erinnern wir uns recht, im zeitigen Frühjahr von einer Anfrage der italienischen Regierung in Wien über Truppenkonzentrationen an der rumänischen Grenze zu berichten und erwähnte dabei erläuternd die Existenz einer italo-rumänischen Defensivallianz. Die Erfahrungen dieses Krieges haben nachgerade klargemacht, daß ein feierlich als Defensivallianz erklärter Bund höchst aggressiven Zwecken dienen kann, wie auch daß geheiligte Verträge sehr unheilig wie Fegen Lumpenpapier zerrissen werden.

Die Existenz einer italo-rumänischen Defensivallianz soll, wie behauptet wird, auch die absonderliche Tatsache erklären, daß zwischen Italien und Deutschland formell noch kein Krieg erklärt ist, obwohl die diplomatischen Beziehungen seit mehr als einem Monat abgebrochen sind.

Nach dem Zeugnisse der italienischen Presse ist an einen baldigen kriegerischen Entschluß Rumäniens nicht zu denken. Das Land steht zu stark unter dem Eindruck des russischen Zusammenbruches in Galizien, um sich im Augenblick an der Seite der Bierverbandsmächte einen großen und mühelosen Gewinn zu versprechen. Auch die Bergung und Verwertung der besonders in diesem Jahr reichen Ernte schiebt entscheidende Entschlüsse hinaus.

Doch liegt die Bedeutung Rumäniens überhaupt nicht in seiner militärischen Stärke — der Effekt seiner Intervention wäre kaum mehr als eine beachtliche Diversion —, sondern vorzüglich in dem Umstande, daß es die Verbindung der Mittelmächte mit der Türkei beherrscht. Es genügt ihre Sperre, und Rumänien hat dem Bierverband einen unschätzbaren Dienst geleistet.

Gegenwärtig steht Rußland, von seinen Bundesgenossen unterstützt, in neuen Verhandlungen mit Rumänien. Die früheren waren im Mai ergebnislos abgebrochen worden. Die rumänische Regierung dürfte aber auf Rat des Generalstabes alle freundlichen Einladungen ablehnen. Kein besseres Schicksal scheint dem Bierverband für den Augenblick in

Sofia zu blühen, wo er gemeinsam auftritt. Doch gilt jedes Urteil nur für kurze Zeit.

Darum versucht Deutschland auch offenbar allen Eventualitäten vorzubeugen. Darum waren Herr von Bethmann Hollweg und Herr von Jagow unlängst in Wien. Darum suchen sie die österreichischen und ungarischen Staatsmänner von der Notwendigkeit einer Politik zu überzeugen, die nicht nur auf heute, sondern auch auf morgen achtet und augenblickliche Opfer um künftiger Gewinne willen nicht scheut.

Die „Berliner Neuesten Nachrichten“ haben mit einem ziemlich spezialisierten Balkanverteilungsplan aufgewartet, nach dem jeder der noch neutralen Balkanstaaten für seine Friedfertigkeit etwas bekommen soll:

„Daß die Diplomatie des Dreiverbandes seit acht Tagen die Bukarester hineinzutreiben sucht in Abtretungsfragen bei der Wiener Politik, ist zweifellos. Erst Anfragen, dann Verstimmungen, dann Aufpeitschung der läufigen Presse und der lärmenden Straße — das ist so der geplante Weg. Unseres Erachtens müßte die Berliner und die Wiener Politik dem entgegentreten mit einem positiven Balkan-Verteilungsprogramm, klar und großzügig entworfen, und zugleich der Versicherung: daß Deutschlands und Oesterreich-Ungarns Wehrmacht geschlossen dahintersteht. Südalbanien erstrebt Griechenland, Serbisch-Mazedonien und Montenegro verlangt Bulgarien und mindestens Bessarabien wünscht Rumänien. Wir müssen beginnen, für uns und unsere Freunde etwas zu wollen, müssen uns mit unserer Heeresmacht für sie verbürgen und müssen den Eindruck zu erwecken wissen: daß unsere Diplomatie so fest ist, wie unsere Heere stark sind . . .“

Das ist trotz gebotener Umschreibungen höchst klar ausgedrückt. Insbesondere das, was Rumänien mindestens wünscht, läßt tief blicken.

* * *

Vor wenigen Jahren galt die enge politische und militärische Verbindung Rumäniens mit den Zentralmächten für sicher. In allen rumänischen Herzen lebte die schmerzliche Erinnerung an Rußlands Treubruch, das mit rumänischer Hilfe den heldenmütigen Widerstand Plewnas gebrochen und den Krieg gegen die Türkei 1877/78 zu einem glücklichen Ende geführt hatte, das aber Rumänien zum Dank mit den Donaumündungen abspießte, sich selbst aber Bessarabien nahm. Zwar war dieses Land schon seit dem Wiener Kongreß 1815 bis zum Pariser Frieden 1856 in russischem Besitz gewesen, und der Zar nahm sich nur wieder, was er im Krimkriege verloren hatte. Aber Bessarabien ist, wenn auch nicht ausschließlich, so doch von mehr als einer Million Rumänen bewohnt. Seine Eingliederung in das russische Ries Reich verletzte schmerzlich die Gefühle der rumänischen Nation.

Der übermächtige russische Einfluß auf dem Ostbalkan erdrückte das kaum selbstständig gewordene Rumänien, das nur Bewegungsfreiheit durch engen Anschluß an Oesterreich-Ungarn, den Gegenspieler Rußlands auf dem Balkan, gewinnen konnte. Daher schreiben sich seine engen Beziehungen zum deutsch-österreichisch-ungarischen Zweibund.

Deutsche, Ungarn und Rumänen sind die Völker Mitteleuropas im eigentlichen Wortsinne, im Osten von Slawen, im Westen und Süden von Slawen und Romanen umgeben. Besonders die Rumänen und Magyaren finden nur in den Deutschen eine Stütze gegen die sie im Norden und Süden

umgebenden Slawen. Doch hindert gerade das Verhältnis der Magyaren zu den Rumänen und ihr Streit um Siebenbürgen die Bildung einer geschlossenen nationalen Interessengemeinschaft zwischen Deutschen, Magyaren und Rumänen.

Doch waren die verbindenden Interessen immerhin lange sehr stark. Schon am 17. September 1894 konnte Graf Kalnoth, österreichisch-ungarischer Minister des Aeußern, im Budgetauschuß der österreichischen Delegation sagen:

„Rumänien war von den ersten außerhalb des Dreibundes stehenden Ländern eines der ersten, welches dessen wirklich friedliche Ziele erkannt und sich entschlossen hat, sich zu denselben zu bekennen und eine Anlehnung an die europäischen Zentralmächte zu suchen.“

Die Zeitungsberichterstatter hatten das deutlichere „demselben“ zu hören geglaubt und die Fama behauptet, der Minister habe eigenhändig im Stenogramm das „demselben“ in das unverfänglichere „denselben“ korrigiert. Noch im Jahre 1912 rechnete der jetzige ungarische Ministerpräsident Graf Stephan Tisza Rumänien zu den mit dem Dreibund in engsten Beziehungen stehenden Mächten. In Arad erstattete er seinen Wählern einen Rechenschaftsbericht, in dem er sagte:

„Gegenüber der riesigen Völkerflut, die uns vom Osten mit Ueberschwemmung bedroht, zieht sich in Mitteleuropa eine Verteidigungslinie, als deren Mittelpunkt die deutsche Nation zu betrachten ist und als deren ergänzender Teil und naturgemäßer Bundesgenosse die ungarische und rumänische Nation erscheinen.“

In den ersten Dezembertagen desselben Jahres weilte der österreichisch-ungarische Generalstabschef Konrad von Hoëgendorf in Bukarest, wo er demonstrativ mit fast fürstlichen Ehren empfangen wurde. Der Balkankrieg war eben ausgebrochen, der Balkanbund ins Leben getreten, der unter russischem Protektorat mit Ausschluß Rumäniens gegründet worden war. Rumänien konnte sich nur durch den Anschluß an Oesterreich-Ungarn vor einer Isolation retten, die für jeden Staat, am meisten aber für einen Kleinstaat, verhängnisvoll ist.

Vor wenigen Jahren war also nichts selbstverständlicher, als daß Rumänien in einem Kriege der Mittelmächte mit Rußland seine Truppen mit denen Oesterreich-Ungarns marschieren lassen oder wenigstens eine wohlwollende Neutralität beobachten werde. Neuesten Mitteilungen verdanken wir einige Details über die Entstehung des Vertrages der Zentralmächte mit Rumänien, den man vielleicht eine Konvention, Verabredung, nennen darf, weil ein Bündnis materiell gleichwertige Partner voraussetzt.

Die „Vossische Zeitung“ erfährt aus Budapest:

„Die eingeweihten Politiker wissen es ja längst, daß seit dem Jahre 1883 ein Bündnis zwischen Rumänien, Oesterreich-Ungarn und Deutschland besteht, das schriftlich niedergelegt und wiederholt erneuert worden ist. Dieses Bündnis ist und bleibt in Kraft, wenn es nicht vertragsmäßig mindestens ein Jahr vor Ablauf gekündigt wird. Die jüngste Erneuerung des Bündnisvertrages aber läuft bis zum Jahre 1920. Dieser Vertrag ist bis auf den heutigen Tag nicht gekündigt worden, in ihm ist auch kein so dehnbarer Rautschut-Paragraph wie der § 7 des Dreibundvertrages enthalten.“

Der Beitritt Rumäniens zum deutsch-österreichisch-ungarischen Zweibund ist also kurz nach dem Italiens erfolgt und die Laufzeit des Vertrages ist auch ungefähr so lang wie die des Vertrages mit Italien.

Professor D. Hoehsch gibt in der „Kreuzzeitung“ noch einige Details:

„Die folgenden rumänischen Machthaber haben an diesem Vertrage festgehalten, der bis 1920 läuft; die letzte Erneuerung ist von Majorescu unterschrieben. Authentisches über den Inhalt dieses Vertrages ist noch nicht bekannt geworden. Er dürfte eine reine Defensivallianz sein, deren Artikel 1 im Kriegsfall zu wohlwollender Neutralität verpflichten soll. Ob dieser Vertrag, durch den Rumänien im System der europäischen Mächte die vom König Karl für richtig gehaltene und gewünschte Stelle einnahm, heute noch zu halten sei, darum geht eben der Streit der Parteien. Wir glauben natürlich nicht, daß er an sich übermäßig viel bedeuten wird. Aber immerhin ist es gut, an diese Beziehungen zu erinnern, die auf den Entschluß des Königs und seiner Berater doch von Einfluß sein werden, und von denen wir heute nur bedauern können, daß sie im Laufe der letzten sechs Jahre von den Zentralmächten nicht so ausgebaut und befestigt worden sind, daß die Haltung Rumäniens bei Beginn des Krieges gar nicht zweifelhaft sein konnte.“

Welch ein Szenenwechsel: Heute muß Konrad von Hoehendorf einen Operationsplan gegen die Macht bereithalten, mit der Oesterreich-Ungarn lange durch eine Konvention verbunden war, die mindestens zu „wohlwollender Neutralität“ verpflichtete.

Dieser Wandel hat sich im ersten und zweiten Balkankrieg vollzogen. Die österreichisch-ungarische Diplomatie vermochte nicht die bulgarische Regierung zur Erfüllung der Wünsche zu bewegen, die Rumänien zum Ausgleich der Machtverschiebungen im ersten Balkankrieg forderte. Im zweiten Balkankrieg, dem Kampf der feindlichen Brüder, nahm sich Rumänien mit Gewalt, was es in Güte nicht erreichen konnte. Es entschied den Bruderzwist, verbündete sich mit Serbien und Griechenland, trat aus seiner Isolierung auf dem Balkan heraus und gewann in dem unter seinem Patronat geschlossenen Bukarester Frieden eine unbestrittene Vormachtsstellung. Lange hatten sich die Rumänen gestraubt, den Balkanvölkern zugehört zu werden, nun wurde es ihr Ehrgeiz, die Führung in Südosteuropa zu übernehmen. Sie erreichten dieses Ziel ihrer Sehnsucht durch eine glückliche Ausnützung der Konjunktur, ohne aber dabei Beweise staatlicher oder militärischer Tüchtigkeit zu geben.

Vom Bukarester Frieden datiert aber die Entfremdung zwischen Rumänien und Oesterreich-Ungarn. Wohlverstanden: zwischen Rumänien und Oesterreich-Ungarn, nicht Deutschland! Rumänien hat ebensowenig wie Italien eine Klage gegen das Deutsche Reich erhoben und hätte auch nicht den geringsten Anlaß hierzu. Aber der österreichisch-ungarischen Diplomatie gelang es nicht, Bulgarien zum Freund zu gewinnen, ohne Rumänien abzustößen.

Oesterreich-Ungarn stand Bulgarien nach dem ersten Balkankrieg sehr freundlich in der Hoffnung gegenüber, dadurch die Bildung eines größeren Serbiens verhindern und den Balkanbund sprengen zu können. Das erste Ziel wurde nicht erreicht. Dank der rumänischen Hilfe gingen Griechenland und besonders Serbien als Sieger aus dem Bruderkampf hervor. Zar Ferdinand mußte infolge seiner „peinlichen Lage“ den rumänischen König „um den Abschluß des Friedens bitten“.

Im Bukarester Frieden mußte Bulgarien eines seiner fruchtbarsten, fast ausschließlich von Bulgaren bewohnten Gebiete abtreten, dessen Süd-

grenze von der Donau oberhalb Lurtufaj beginnt und am Schwarzen Meer südlich von Ekrene endigt. Serbien gewann ganz Mazedonien, Griechenland Kavalas und Saloniki. Bulgarien, das die schwerste Last im ersten Balkankriege getragen hatte, war der Frucht seiner Siege beraubt, Serbien mächtiger denn je.

Dagegen war das andere Ziel der österreichisch-ungarischen Diplomatie glänzend erreicht, zwischen die kaum von hundertjähriger Not befreiten Balkanvölker den Apfel der Zwietracht zu werfen und ihren Bund zu sprengen. Zar Ferdinand erließ nach dem so demütigenden Frieden von Bukarest einen Armeebefehl an die „ruhmbedeckten Krieger“ Bulgariens, in dem die bulgarische Revancheideologie ihren knappsten Ausdruck findet:

„Unsere Verbündeten, mit denen wir ganz bestimmte Verträge hatten, verrieten uns und wollten uns das entreißen, was durch das Blut von Zehntausenden von Helden erkaufte war. Entrüstet über diesen Verrat konnte die ganze bulgarische Nation, vom Haupt des Staates bis zum letzten Bauern und Arbeiter, diese Verräuberung nicht hinnehmen. Kein vaterlandsliebender Bulgare hätte freiwillig und kampflös auf Monastir, Ostride, Dihra, Ferlepe, Saloniki, Serres und andere bulgarische Gebiete verzichtet, wo unsere Blutsbrüder leben. . . . Erzählet euern Kindern und Enkeln von der Tapferkeit der bulgarischen Soldaten und bereitet sie vor, eines Tages das ruhmvolle Werk zum Abschluß zu bringen, das ihr begonnen habt.“

Der Wendepunkt in der Geschichte des Balkanbundes ist die Zurückdrängung der Serben von der Adria. Am 29. Mai erklärte Paschitsch die bestimmenden Gründe Serbiens, eine Grenzkorrektur nach Osten zu verlangen:

„Die Differenzen zwischen Serbien und Bulgarien beschränken sich nicht auf die Deutung und Anwendung des Vertrages, sondern drehen sich hauptsächlich um die Frage, ob der Vertrag noch gilt oder nicht, weil tatsächlich viele der eingegangenen Verpflichtungen unerfüllt geblieben und zahlreiche vertragsmäßige Lasten nicht getragen und Pflichten nicht geleistet worden sind, und weil die tatsächlichen Kriegsergebnisse hauptsächlich durch die äußeren Einflüsse wesentliche Änderungen gegenüber den Annahmen beim Vertragsabschluß erfahren haben. Nach dem Vertrage hatte Serbien ein Anrecht auf das Küstengebiet am Adriatischen Meere; infolge Einschreitens der Großmächte opferte es diesen Anspruch den Interessen seines Bundesgenossen. Es hat somit Anspruch auf einen Ersatz für diesen Verlust. Dies ist die wichtigste Änderung gegenüber dem Vertrage, die unvorhergesehen eingetreten und deshalb als „höhere Gewalt“ anzusehen ist und bei der Verteilung der eroberten Gebiete in Betracht gezogen werden muß.“

Da Serbien und Bulgarien gleich wohl erworbene Rechte auf Mazedonien zu haben glaubten, kam es zum Bruderkrieg zwischen den beiden Völkern, deren ausgezeichnete Haltung im ersten Balkankrieg so viele blühende Hoffnungen geweckt hatte.

Bulgarien begann sich nach dem Bukarester Frieden von Rußland und dem Dreiverband abzulehnen und Deutschland und Oesterreich-Ungarn zu nähern. Nachdem die Verhandlungen der bulgarischen Regierung wegen Aufnahme einer Anleihe in Paris gescheitert waren, erklärte sich kurz vor Ausbruch des jetzigen Krieges ein deutsches Bankensortium gegen Gewährung umfassender Garantien zur Befriedigung des großen Geldbedarfes Bulgariens bereit.

Die besondere Stellung Bulgariens ist hier näher umschrieben worden, weil der Schwerpunkt der diplomatischen Verhandlungen sichtlich von Bukarest nach Sofia rückt. Durch die Katastrophe der Russen in Galizien sind den rumänischen Politikern die Gefahren einer sofortigen Intervention sehr deutlich vor Augen gestellt. Bulgarien ist viel weniger exponiert als Rumänien. Seine Intervention hat denselben, wenn nicht größeren Wert als die Rumäniens, weil sie Serbien eine Rückendeckung gibt, die Verbindung mit der Türkei unterbricht und eine Unterstützung der englisch-französischen Armee durch einen Angriff bulgarischer Truppen auf die Tschadaltschalinie erlaubt, eine spätere Intervention Rumäniens aber nicht nur nicht ausschließt, sondern geradezu fördert.

Die Haltung Bulgariens ist zweideutig. Es hat auf die erste Kollektivnote des Vierverbandes ausweichend geantwortet, ohne daß sich erkennen ließe, ob seine Verzögerung nur eine Preistreiberei bedeutet oder einen Versuch, sich noch nicht für die Mittelmächte zu erklären. Ein bulgarischer Diplomat hat einem Vertreter des „Corriere della Sera“¹ höchst prägnante und interessante Mitteilungen gemacht:

„Der Vierverband hat Bulgarien ein begrenztes Stück von Mazedonien angeboten, vorausgesetzt, daß Serbien ein entsprechendes Entgelt erhalte, ohne aber zu sagen, welches. Klärlieh kann aber kein Volk ohne Kenntnis seiner wirklichen Aussichten in einen Krieg eintreten. Und im besonderen: Welche Gebiete muß Serbien bekommen, damit es ein entsprechendes Entgelt erhält? Wenn ein kleines Stück zu den von Serbien als entsprechend erachteten Kompensationen fehlte, läme Bulgarien nicht in die Gefahr, um die Früchte seiner Anstrengungen betrogen zu werden? Italien hat sich zum Krlege erst nach vollständiger Anerkennung seiner Rechte und der genauen Grenze seiner künftigen Eroberungen entschlossen. Es kann Bulgarien nicht tadeln, weil es dieselben Bürgschaften verlangt. Es ist wahr, daß Bulgarien genaue und bestimmte Kompensationen gegen die Türkei erhalten hat, aber die bulgarischen Ansprüche gegen die Türkei haben einen sekundären Charakter. Die eigentlichen Absichten des bulgarischen Volkes gehen auf Mazedonien, das das Ursprungsland der nationalen Renaissance ist. Wenn die Bulgaren Krieg führen, führen sie einen Befreiungskampf, will sagen, einen Kampf um Mazedonien. . . In Sofia hegt man die Hoffnung, daß der klare und bewegliche Geist der italienischen Diplomatie innerhalb des Vierverbandes solche Ueberzeugungen wecken werde.“

Eine große Rolle spielt in allen Balkanfragen Italien, das sich seit der Befegung des Dodekanesos und Salonas als die eigentliche Großmacht auf dem Balkan fühlt. Daher und von der Rivalität um die Adria her sind die Bundesgenossen Italien und Serbien-Montenegro intime Feinde. Die italienische Diplomatie will ein Großbulgarien, um ein Großserbien in Schach zu halten, und außerdem das Interesse Bulgariens und Rumäniens an der Neutralität der Dardanellen gegen Rußland auszuspielen, das sich in Konstantinopel häuslich niederlassen möchte. Zwar überschätzt man in Italien nicht die russische Gefahr und glaubt, daß das Zarenreich mit der Eroberung Konstantinopels seine äußerste Ausdehnung erreicht hat, will es nicht die Vorherrschaft des großrussischen Elementes erschüttern und ein nationales Chaos nach berühmtem Vorbild werden. Aber schließlich ist es

¹ „Corriere della Sera“, 28. Juni 1915.

doch besser, denken die italienischen Staatsmänner, wenn Rußland keine Schiffahrtsstation am Eingang in das Mittelländische Meer hat und von der Mitentscheidung der Affären im östlichen Mittelmeer möglichst ausgeschlossen bleibt. Daher auch die Berufung des bulgarischen Politikers auf den klaren und beweglichen Geist der italienischen Diplomatie.

Die Verhandlungen gehen in Sofia fort, auf das sich künftig die Aufmerksamkeit stärker als auf Bukarest konzentrieren wird. Wenn diese Zeilen im Druck erschienen sind, wird der Biverband wahrscheinlich schon eine neue Note in Sofia präsentiert, vielleicht auch schon eine Antwort erhalten haben.

Die deutsche Gegenaktion wird dadurch erleichtert, daß Deutschland als Gegenleistung nur Neutralität, nicht wie die Mächte des Biverbandes Gut- und Blutopfer verlangt. Ihr Gelingen wird davon bestimmt sein, welche greifbare Vorteile Bulgarien geboten werden. Schon öfters lief durch die Blätter die Nachricht, in Konstantinopel fänden formlose Besprechungen zwischen Vertrauensleuten der türkischen und bulgarischen Regierung statt. Eine Verständigung Rumäniens und Bulgariens unter deutschem Protektorat hängt vom Verständnis ab, das die deutsche Politik in Budapest findet.

Alles, was heute getan werden kann, ist, die wirrsälligen Kräfte und Tendenzen zu zeigen, die auf dem Balkan lebendig sind; eine Entscheidung ist noch nicht gefallen, und die Entschlüsse der Balkanstaaten sind unklar wie am ersten Kriegstage.

* * *

Professor Hoehsch bedauert, daß die Beziehungen zu Rumänien von den Mittelmächten nicht so ausgedehnt und befestigt worden sind, daß die Haltung Rumäniens bei Kriegsbeginn gar nicht zweifelhaft sein konnte. Wie schon ausgeführt, beginnt der offene Zwiespalt bei Abschluß des Bukarester Friedens. Rußland und Oesterreich-Ungarn erheben Einspruch gegen die Abtretung Kawallas an Griechenland. Dadurch fühlte sich Griechenland zurückgedrängt und Rumänien beleidigt, weil das Ergebnis der unter Vorsitz seines Ministerpräsidenten abgehaltenen Friedenskonferenz der Nachprüfung durch zwei Großmächte unterliegen sollte. Von Rußland glaubte man am Ende nichts Besseres erwarten zu dürfen, aber von Oesterreich-Ungarn?! Etwas wesentlich anderes ist freilich, ob das nationale Prinzip nicht durch die Zuteilung Kawallas mit seiner ganz bulgarischen Umgebung an Griechenland verletzt worden ist.

Der Einspruch beider Mächte ist aber zurückgezogen worden, nicht ohne daß sich ein Gegensatz zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn gezeigt hätte. Die deutsche Diplomatie unterstützte den Einspruch des Bundesgenossen nicht nur nicht, sondern förderte geradezu den Abschluß des Bukarester Friedens, wie er war. Der an ihn anknüpfende Depeschenwechsel zwischen König Carol und dem Deutschen Kaiser macht das sehr klar. Er war in jener Zeit eine Sensation ersten Ranges².

Graf Ernst zu Reventlow tröstet sich über diese Differenz der Berliner und Wiener Politik in seiner Geschichte der auswärtigen Politik Deutschlands damit, daß Deutschland „das politisch engbefreundete, in seiner

² Vgl. Internationales Jahrbuch für Politik und Arbeiterbewegung. 1913. S. 600.

Politik immer als stetig und loyal erprobte, militärisch an erster Stelle auf dem Balkan stehende Rumänien“ für den Dreibund warm hielt, während Oesterreich-Ungarn die Beziehungen zu Bulgarien enger geknüpft hat. Ei nun — das wahrlich nicht beabsichtigte Spiel mit verteilten Rollen befriedigt nicht ganz: Rumänien ist heute nur Deutschland „eng befreundet“, weil es nicht die rechte Gelegenheit gefunden hat, das Gegenteil zu sein, und Bulgarien ist auch nicht hieb- und stichfest gegen die lockenden Schmeichelworte englischer, italienischer, russischer und französischer Diplomaten.

* * *

Die Geschichte des ersten und zweiten Balkankrieges enthüllt aber nur die eine Triebfeder der Abkehr Rumäniens vom Dreibund. So gut wie in Italien, war die Freundschaft mit den Mittelmächten in Rumänien niemals populär. Zum wenigsten noch deshalb, weil aus alter Ueberlieferung französische Sprache und Kultur eifrig gepflegt wird und Bukarest von dem Ehrgeiz geplagt ist, ein Klein-Paris zu sein. Der nationale Irredentismus und die Sehnsucht nach Siebenbürgen, der hochragenden Gebirgsburg, die die Ebenen der Theiß und Donau strategisch beherrscht, sind die trennenden Momente. Der Gegensatz zwischen Rumänien und den Mittelmächten ist im Grunde ein Gegensatz zwischen Rumänien und Ungarn.

Was der frühere ungarische Ministerpräsident Baron Banffy am 6. Mai 1908 frank und frei im ungarischen Parlament erklärt hat, ist das wahre Leitmotiv der ganzen ungarischen Politik: „Meine chauvinistische Politik ist ein unwiderstehlich starkes Streben nach einem Ziele und das Erreichen dieses Zieles um jeden Preis: der Ausbau des einheitlichen, einsprachigen ungarischen Staates.“

Um dieses Wort recht zu begreifen und zu würdigen, muß man wissen, daß nach der unzuverlässigen, magyarenfreundlichen Statistik von den 20 886 487 Einwohnern Ungarns im Jahre 1910 entfielen auf die

Magyaren	10 050 575
Deutsche	2 037 435
Slowenen	1 967 970
Rumänen	2 949 032
Ruthenen	472 587
Kroaten	1 833 162
Serben	1 106 471
Andere	469 255

Nach dieser für sie sehr günstigen Statistik machen die Magyaren noch nicht ganz 50 Prozent der ungarländischen Staatsbürger aus. Sie berufen sich zwar auf ihre rasche Zunahme — von 1890 bis 1910 von $7\frac{1}{2}$ auf 10 Millionen — aber dieser gewaltige Zuwachs wurde nur dadurch erreicht, daß zahlreiche Angehörige anderer Nationen ihren Vorteil darin sahen, sich magyarisieren zu lassen. So deklariert sich die Million in Ungarn lebender Juden wohl zum größten Teil als magyarisch.

Und die politischen Führer dieser magyarischen Minderheit wollen durch eine rücksichtslose Kultur- und Schulpolitik und durch Uebung der in ihre Hände gelegten richterlichen und administrativen Gewalt, wie der

frühere Ministerpräsident Baron Banffy sagt, „um jeden Preis den Ausbau des einheitlichen, einsprachigen ungarischen Staates“ erreichen.

Die wichtigsten Klagen gehen daher auch gegen die Schul-, Gerichts- und Verwaltungspolitik, die Unterdrückung der Presse und des freien Wortes, dann besonders gegen die halbständische Gemeinde- und Komitatsverfassung und den Ausschluß der nichtmagyarischen Nationen aus dem Parlament durch ein privilegierendes Wahlrecht, eine vorsichtige Wahlgeometrie, die Art, Wählerlisten zu verfassen, die Einschränkung der Wahlagitation und die Wahlkorruption. Und das Schmerzlichste ist, daß Oesterreich-Ungarn nicht ein Objekt des absplitternden Irredentismus sein mußte, sondern das Ziel der Sehnsucht der von rohen und habgierigen Bojaren und ihren Pächtern bis aufs Blut geschundenen rumänischen Bauern sein könnte. Aber so schreibt selbst der anonyme Verfasser der Broschüre: „Was soll Rumänien tun?“, ein erklärter Freund Deutschlands:

„Diese Unzufriedenheit (gegen Oesterreich) wurde aber von den Magyaren vermehrt und verschärft, indem diese die Schwächen Oesterreichs benützend und mißbrauchend, sich überhoben und daran gingen, ihr erträumtes Reich zuzuschneiden, das in dem Riesen personifiziert wird, mit dem Haupt auf der Tatra und mit den Füßen auf den zwei Meeren, dem Adriatischen und dem Schwarzen. Zu diesem Zweck haben sie die Gerechtigkeit, nach der sie gemammert und gestennt haben, als sie sie nicht hatten, mit Füßen getreten; sie haben das Nationalprinzip, das sie mit den Italienern befangen, mißachtet; ebenso das demokratische Prinzip, in dessen Namen sie die Sympathien Frankreichs und Englands suchten. Dies alles wurde von den Magyaren mit Füßen getreten, nachdem sie sich im Besitz der Macht sahen und den Versuch machten, die Herrschaft der Magnaten und Edelleute über Ungarn wieder einzusetzen und die anderssprachigen und andersgläubigen Völker Ungarns ihrer nationalen Eigenart zu berauben. Keine Brutalität, eingerechnet die schamloseste Mißachtung aller Prinzipien und aller geschriebenen Befehle blieb unbenützt, um diesen Zweck zu erreichen.“

Und so geht es in diesem freundlichen Tone noch eine geraume Weile fort. Wohlgeremt: in einer während des Krieges verfaßten Werbeschrift für Deutschland³.

Zwei wirtschaftliche Erscheinungen erleichtern auch die Agitation des Bierverbandes in Rumänien:

Einmal die Vorherrschaft des deutschen Kapitals und deutscher Kapitalisten, die den Rahm abschöpfen, und dem Rumänen, der sich gern an der Staatskrippe niederläßt, das Zusehen überlassen. Mehnlich wie in Rußland und Italien trägt auch in Rumänien der Nationalismus den Stempel des Kampfes gegen das ausländische Kapital.

³ „Was soll Rumänien tun?“ Uebersetzung aus dem Rumänischen. Berlin 1914. Von der anderen einschlägigen Literatur, in der natürlich auch dieses Kapitel ausführlich erörtert wird, seien zitiert: Xenopol, „Les Roumains“, Paris, Aurel Popovici, „Die Vereinigten Staaten von Groß-Oesterreich“, Leipzig 1906, Scotus Viator, „La Persecution Politique en Hongrie“, Paris 1908. Besonders auch Rudolf Springer (Karl Renner), Grundlagen und Entwicklungsziele der österreichisch-ungarischen Monarchie, Wien 1906. Von Nachschlagewerken sei neben The Statesmans Year-Book das Levante-Handbuch genannt. Schließlich über die beklagenswerte Lage der rumänischen Bauern Dr. Creanga, „Grundbesitzverteilung und Bauernfrage in Rumänien“, Leipzig 1909.

Dann die Unmöglichkeit, den Getreideüberschuß in normalen Zeiten nach den Mittelmächten auszuführen — eine Folge des Protektionismus. Fände Rumänien in den Mittelmächten einen dauernden Markt, so wäre es mit eisernen Fesseln an sie gefettet.

Die Erfahrungen, die die heutige Situation auf dem Balkan bietet, beweisen die Notwendigkeit einer über den Augenblick hinaussehenden, stetigen auswärtigen Politik, besonders Oesterreich-Ungarns als des unmittelbaren Nachbarn der Balkanvölker, und einer liberalen Handelspolitik.

Die auswärtige Politik der alten Internationale und ihre Stellungnahme zum Krieg.

Von N. Kajanoff.

VI.

(Schluß.)

Die Kriegsfrage auf dem Brüsseler Kongreß.

Es sind die deutschen Sektionen der Internationale in der Schweiz, die auf die Tagesordnung des Brüsseler Kongreß die Frage stellten, wie „hat sich die Arbeiterklasse im Falle eines zwischen zwei oder mehr Großmächten ausgebrochenen Krieges und namentlich gegenüber deren Urhebern zu verhalten“? Der Deutsch-Französische Krieg warf schon seine Schatten voraus, und überall diskutierte man eifrig die Frage, ob es irgendein praktisches Mittel gebe, der geheimen Diplomatie das Handwerk zu legen.

Die Initiative ergriff diesmal das Zentralkomitee der Sektionsgruppe deutscher Sprache. In ihrem Namen legte Becker eine von ihm verfaßte Resolution vor, in der wir zum ersten Male die Idee der Verweigerung des Kriegsdienstes und der Arbeit in den kriegsrüstenden Industrien finden. Man lese nur aufmerksam die von dem „Marrxisten“ J. B. Becker vorgelegte Resolution, die als Unterlage für die Kriegsdebatte auf dem Brüsseler Kongreß diene.

„In Erwägung:

daß die Ursache der Unsicherheit des Friedens nur in den ungerechten sozialen Zuständen, im ökonomischen Faustrechtskampfe aller gegen alle zu finden ist;

daß der Zsarismus diesen Zuständen nicht nur eine Stütze bietet, sondern auch ihrer Verschlimmerung förderlich ist;

daß die Bourgeoisie zum Genuße ihrer Lebensgüter zwar den Frieden wünscht, in ihrem Klasseninteresse jedoch nicht nur den ökonomischen Faustrechtskrieg fortsetzt, sondern zur Befestigung ihrer bevorrechteten Stellung bei den konstituierten Gewaltenthalten Schutz sucht, dadurch die Erhaltung der stehenden Heere, diese modernstaatliche Schöpfung, begünstigt und somit den Beginn der nationalpolitischen Kriege erleichtert;

daß die großen Kriege nicht immer bloß in dynastischem, sondern auch in nationalem Großmachts- und Handelsinteresse und somit auch zum erwarteten Vorteile der herrschenden Klasse geführt werden;

daß das Arbeiterproletariat allein das entschiedenste Interesse hat, sowohl den inneren Einzel- und Klassenkampf als auch den äußeren Völkerkrieg auf immer zu beseitigen;

daß ein solcher Krieg, namentlich zwischen Deutschland und Frankreich, als reiner Bürgerkrieg zu betrachten ist;

daß das autokratische Rußland, sich beteiligend oder nicht beteiligend, von einem Kampfe zwischen den Großmächten wegen tieferen, ökonomisch einfacheren Kulturzustandes der großen Masse seiner Völkerschaften allein Nutzen ziehen kann;

daß das Proletariat, mögen seine nationalen Gewalthaber siegen oder unterliegen, stets mit seinem Blute und seiner Arbeitskraft die Zechen des Streites zu bezahlen und alle weiteren Folgen in Hunger und Not unschuldig zu büßen hat;

daß die Internationale Arbeiterassoziation, welche als Repräsentantin der allgemeinen Arbeiterklasse die Notwendigkeit der Eroberung aller politischen Gewalt, als Mittel zum Zwecke, in ihr Programm eingeschlossen, auch jetzt schon eine strikte Politik in allen Weltangelegenheiten in Anwendung zu bringen suchen muß,

beschließt der Kongreß:

1. Durch alle konstitutionellen Organe der Internationalen Arbeiterassoziation dahin zu wirken, daß die Arbeiter jedes Landes sich nicht nur laut und entschieden gegen allen Völkerring aussprechen, sondern mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln gemeinsam gegen ihn einschreiten, den Dienst zu Menschenmord und Güterzerstörung, wie alle Arbeit zur Versorgung von Kriegsheeren verweigern.

2. die Herausgabe von Flugschriften zu veranstalten, um besonders jedem Arbeiter, der in eine stehende Armee eintreten muß, seine Menschenpflichten klarzumachen und ihm für den Kriegsfall in offizieller Weise bestimmte Verhaltensmaßregeln vorzuschreiben;

3. angemessene Anstalten zu treffen, damit die Arbeiterklasse überall ihre ganze Kraft zunächst gegen die mittel- und unmittelbaren Urheber eines Völkerringes, mögen sie in den fürstlichen Kabinetten, Kontors der hohen Finanz oder wo immer zu finden sein, wenden kann;

4. den Generalrat zu beauftragen, alle dem Geiste dieser Resolution entsprechenden Maßregeln, wie sie je Zeit und Umstände erheischen, in Vollzug zu setzen."

Wie Becker im „Vorboten“ selbst erklärte, suchte er dabei die Ansicht zur Geltung zu bringen, daß eine derartige Kundgebung von seiten der Arbeiterklasse eine viel praktischere Tragweite habe, als es bei einer von der Bourgeoisie ausgegangenen möglich wäre. Sie zeige jedem Arbeiter die Stellung an, welche er sofort zu dieser Frage einzunehmen habe, und sie müsse um so mehr eine nachhaltige Wirkung ausüben, als eben das Arbeiterproletariat das Massenmaterial zum Bestand der Kriegsarmee liefere. Die Hunderttausende von Soldaten, die alljährlich auf Urlaub zur Arbeit zögen und dann wieder in die Kasernen zurückkehrten, die Hunderttausende von Arbeitern, die jedes Jahr als Rekruten in die stehenden Heere eingereiht würden, müßten allmählich eine ganz andere Seele hineinbringen, den überlieferten Militärgeist zersetzen, den blinden Knechtsinn ersticken und den rohen Kriegsteufel austreiben. Die Arbeiterbewegung habe eigentlich längst, wenn auch nur unwillkürlich und nicht ganz bewußt, diesen Weg eingeschlagen; jetzt solle er auch systematisch und mit mehr Bewußtsein verfolgt werden. Becker glaubte, daß ein Beschluß des Arbeiterkongresses gegen den Krieg aus den angegebenen Gründen auch einen weit tieferen Eindruck bei den Machthabern machen müsse, als der Beschluß eines Kongresses einer ökonomisch befriedigten Klasse.

Die Diskussion über die Kriegsfrage wurde in der zweiten öffentlichen Sitzung eröffnet. Als erster ergriff das Wort Catalan (aus Genf). Er weist von Anfang an darauf hin, daß die Initiative den Deutschen gehört und begründet dies damit, daß sie erst unlängst von einem Kriege heimgeflucht

waren. Er glaubt, daß die öffentliche Meinung in solchen Fällen von den Machthabern nicht beachtet wird. So haben im Jahre 1866 gegen den Krieg verschiedene Bevölkerungsschichten protestiert: Schriftsteller, Gelehrte, Kaufleute, Arbeiter, und doch hatten wir einen schrecklicheren Krieg als je. Warum? Weil über der öffentlichen Meinung eine Gewalt steht, die in ihren Händen das Recht der Kriegserklärung hat. Man muß also, um den Krieg zu verhindern, diese Faktoren aufheben, eine Aufgabe, die nur im eigenen Lande gelöst werden kann. Nur durch den Krieg gegen den Krieg, nur durch einen Kampf gegen die Urheber des Krieges, gegen die Institutionen, die ihnen dieses Recht der Kriegserklärung verleihen, gegen die Unwissenheit, die ihnen es ermöglicht sich zu behaupten, können wir dem Uebel vorbeugen.²⁵

Henri, ein Pariser Delegierter, bemerkte zuerst, daß eigentlich alle Klassen der Bevölkerung an der Diskussion dieser Frage interessiert seien. Man muß sie deshalb vom Standpunkt aller Klassen und aller Länder erörtern. Freilich zahlt der Arbeiter alle Ausgaben des Krieges, er trägt alle Opfer, er vergießt sein Blut. Der Krieg schadet aber allen, den Siegern wie den Besiegten. Der Krimkrieg kostete 1500 Millionen, der mexikanische 1200. Was hatten wir davon? Und das vergossene Blut unserer Brüder, wem diente es? Der Laune eines Mannes, der über 40 Millionen Seelen verfüge. In Wirklichkeit wünsche niemand den Krieg, aber wie sei er zu vermeiden? Er glaube, bei der nächsten Wahl müßten Männer gewählt werden, welche zu einer Veränderung der bestehenden Institutionen selbst beitragen. In seiner Eigenschaft als Franzose könne er nicht seine Gedanken ganz frei ausdrücken, aber wenn er nicht die Umwandlung der Regierung verlangen dürfe, so werde er wenigstens eine Umwandlung der Institutionen seines Vaterlandes verlangen. Kurz gesagt, vom politischen Standpunkte aus sollten die Franzosen durch die Wahlen, durch Manifestationen, durch die sozialistische Propaganda zu einer Wendung des persönlichen Regimes zu gelangen suchen, welches über das Leben und das Glück von 40 Millionen Menschen verfügt.

Nebenbei bemerkt: Im Mai 1869 standen in Frankreich Wahlen bevor. Man vergleiche nur diese Rede eines Franzosen und die Resolution des Deutschen Beder im Jahre 1868 mit den Reden und Resolutionen der Deutschen und der Franzosen vierzig Jahre nachher!

Auf einen anderen Ton ist die Rede des belgischen Delegierten, De Paepen, gestimmt. Der Krieg sei allerdings ein Uebel für uns alle, aber unsere ewigen Protestationen hülfen nichts. Es handle sich darum, praktisch einzugreifen. In diesem Punkt ist er also mit Beder einverstanden. Aber mit welchen Mitteln ist dieses Ziel zu erreichen?

Es gebe zwei Methoden, dieses zu tun. Die eine, den Kriegsdienst zu verweigern oder, was auf dasselbe hinaus kommt, die Arbeit für den Kriegsbedarf einzustellen, die andere nicht durch direkte Intervention, sondern dadurch, daß man die soziale Frage löst, was den Krieg von selbst unterdrücken werde. Dies die Methode, die die Internatio-

²⁵ Wir halten uns mehr an das offizielle Protokoll, das freilich auch nicht von Fehlern frei ist. Die Rede Catalans wird im „Vorboten“, im „Demokratischen Wochenblatt“, in den Berichten von Eccarius an die „Times“ in verschiedenen Versionen mitgeteilt.

nale durch ihre Entwicklung zum Triumph bringen wird. Die erste Methode müsse beständig wiederholt werden, die zweite vernichte das Uebel an der Wurzel. Man habe gesagt, daß einzelne Personen die Ursache des Kriegs seien, dies sei ein Irrtum. Könige und Kaiser seien nur zufällige Werkzeuge. Die einzig wahre Ursache des Kriegs liege in unseren sozialen Institutionen. Auch Nationen, die keine gekrönten Häupter hätten, führten Krieg. Der amerikanische Krieg war nur eine Frage der Arbeit.²⁰ Die Bourgeoisie der Südstaaten habe ihre schwarzen Sklaven gebraucht, die der Nordstaaten habe die schwarze Sklaverei abschaffen wollen, um die Knechtschaft des weißen Arbeiters an ihre Stelle zu setzen — die womöglich noch schlimmer sei, weil der schwarze Sklave etwas kostet und der weiße nichts —, um an ihre Stelle das Proletariat zu setzen. Die ursprüngliche Ursache des Krieges sei der Hunger. Der Wilde verzehre einfach seinen besiegten Feind; später nehme der Sieger dem Besiegten das Land, seine Arbeitsmittel, das Resultat seiner Arbeit, um seine eigenen Bedürfnisse zu befriedigen. Der orientalische Krieg habe viel Blut gekostet, und was sei er anders gewesen als ein Kampf um den Absatz der Produkte des Orients, ein echter sozialer Handelskrieg.

Seine Ausführungen faßte De Baeye zusammen in dem folgenden Satz:

„Die Arbeiter können in der Kriegsfrage praktisch nur dadurch intervenieren, daß sie ihre soziale Arbeit fortführen und durch die Organisation der Arbeit zur Aufhebung des Pauperismus, der einzigen Ursache der modernen Anarchie, gelangen.“

Also im Gegensatz zu Becker, der die Verweigerung des Kriegsdienstes und die Einstellung der Arbeit für den Kriegsbedarf empfahl, schlägt De Baeye kein „praktisches“ Mittel vor.

Wir unterbrechen jetzt die Darstellung der Kriegsdebatte auf dem Brüsseler Kongreß, um das Wort Marx zu überlassen:

„Mit Eccarius ist man sehr unzufrieden und wird nächsten Dienstag ein ihm wohlthätiges Ungewitter losplagen. Die Anklagepunkte sind diese: Er nahm fast gar keinen Teil am Kongreß und stellt sich hinterher in der „Times“ als den leitenden Geist dar. Er eignete sich ebendasselbst die Vorschläge des General Council als Privateigentum an und dito den ihnen gespendeten Applaus als ihm zukommend. Er hat die Reden der anderen möglichst unterdrückt und, um der „Times“ zu flattern, Duponts Schlußrede verfälscht. Vefner hat außerdem die grievance (Beschwerde), daß als er (Vefner) aus meinem Buche vorlas, Eccarius das in der „Times“ unterdrückte, dito die Resolution über das Buch nur unter high pressure (Hochdruck) seiner Korrespondenz einverleibte, endlich die deutsche Resolution über den Krieg verfälscht hat. Er sagt, ein europäischer Krieg sei ein Bürgerkrieg, statt, wie es in der deutschen Resolution heißt, „a war between France and Germany was a civil war for the profit of Russia“ (daß ein Krieg zwischen Frankreich und Deutschland ein Bürgerkrieg sei zum Vorteil Rußlands). Letzteres läßt er ganz aus. Dagegen legt er den Deutschen und Engländern den Blödsinn unter, „to strike against war“ (gegen den Krieg zu streifen).

Marx teilte das Engels schon am 16. September, also einige Tage nach dem Schluß des Kongresses mit. Er war aber — und nicht nur dieses Mal —

²⁰ Qu'y avait-il dans la guerre d'Amérique, si non une question de travail.

ein Opfer der Eccarius'schen Berichterstattung und seines zu großen Vertrauens in die Deutschen. Nach Eccarius sagte De Paepe in seiner Rede folgendes:

„De Paepe sagte, daß der Krieg ein epidemisches Uebel sei, und das einzige Mittel gegen ihn sei die Verweigerung des Kriegsdienstes und die Einstellung der Arbeit, solange der Krieg währt. Das wird den Krieg an seiner Wurzel töten. Unsere sozialen und politischen Institutionen sind die Ursache des Krieges. Die Internationale Arbeiterassoziation muß erklären, daß die Arbeiterklasse nicht direkt intervenieren kann, sondern daß die Ursache des Krieges in der Gesamtheit unserer Institutionen liegt. Der amerikanische Krieg ist durch die Klasseninteressen diktiert worden.“

Wir sehen, daß der „belgische Blödsinn“ ganz aus der Luft gegriffen ist. Umgekehrt. Eccarius legt den „deutschen Blödsinn“ den Belgiern unter.²⁷

Auch in den Reden der anderen belgischen Delegierten finden wir keine Spur des von Becker empfohlenen „Blödsinns“. Hirsch, der in demselben Sinne wie De Paepe sprach, fügte noch hinzu, daß die Bourgeoisie, trotz ihres zur Schau getragenen Widerwillens gegen den Krieg, ihn in der Tat unterstütze, weil sie zur Erhaltung ihrer Herrschaft Armeen besolden müsse, um die Arbeiter im Zaume zu halten. „Wenn wir — schloß er seine Rede — es dahin bringen könnten, alle Arbeiter zur Verweigerung des Kriegsdienstes zu bestimmen, so könnten wir sie noch zu ganz anderen Sachen bestimmen, und dann würde die Kriegsfrage überhaupt nicht mehr existieren“.

Bellering (ein Veteran der belgischen Arbeiterbewegung) sagte, daß wenn die Despoten nicht immer die Ursache des Krieges bilden, sie es dennoch seien, die den Krieg veranlassen. Sie entwickeln ununterbrochen den Geist der Nationalität, statt den Geist der Brüderlichkeit zu fördern und bilden eine Unterstützung der Leute, die glauben, daß der Krieg gut sei, weil er einen zu starken Bevölkerungszuwachs verhindert. Also, Krieg dem Kriege!

Das einzige Mitglied des Zentralrats, das in dieser Diskussion das Wort nahm, war der Engländer Lucraft. Vergessen wir nicht, daß die Kriegsfrage auf die Tagesordnung des Kongresses unerwartet für den Generalrat kam und daß seine Delegierten keine Instruktionen oder Vorschläge in dieser Frage hatten. Lucraft sprach also in seinem eigenen Namen.

Auch er verabscheue den Krieg, sagte er. Der Krieg entspringt dem Geiz und der Habgucht der Bourgeoisie, deshalb kann er nur durch den Sieg der Prinzipien der Internationale aus der Welt verbannt werden. Er berief sich auf Montesquieu und auf das Werk des Dr. Larroque, um den Schaden der stehenden Heere zu illustrieren.

Der Berichterstatter der „Daily News“, der Lucrafts Rede noch ausführlicher zitiert, als dies in dem offiziellen Bericht geschieht, fügt noch hinzu, daß Lucraft auch eine Resolution vorschlug, in der er den Kongreß aufforderte, den Wunsch auszusprechen, daß es im Interesse der europäischen

²⁷ Nicht nur die Berichte im „Vorboten“ und im „Demokratischen Wochenblatt“, sondern auch der Bericht in den „Daily News“ stimmen mit dem offiziellen Bericht überein. In seiner Fälschung der Rede von De Paepe steht Eccarius ganz isoliert.

Völker liege, ein Uebereinkommen zu treffen, das ihnen ermöglichen würde, die Militärrüstungen, die das arbeitende Volk verarmen, einzuschränken²⁸.

Endlich schlug Tolain im Namen der Pariser Delegation die folgende Resolution vor:

„In Erwägung, daß sich die Beziehungen zwischen den natürlichen Gemeinschaften²⁹, Völkern und Nationen wie zwischen den Bürgern nach den Grundföhen der Gerechtigkeit regeln sollen; daß der Krieg nur immer das Recht des Stärkeren und nicht die Anerkennung des Rechtes war; daß er nur ein Mittel ist, die Völker unter die Botmäßigkeit der privilegierten Klassen oder deren Regierungen zu bringen; daß er nur den Despotismus stärkt, die Freiheit erstickt (Beweis — die letzten Kriege Italiens und Deutschlands) und indem er die Familie zerrütet und mit den Truppkonzentrationen die Demoralisation verbreitet, der Unwissenheit und dem Elend Vorschub leistet; daß das Gut und Blut der Völker bloß dazu gedient hat, die Instinkte der Barbarei unter ihnen aufrechtzuerhalten; daß in einer auf Arbeit und Produktion gegründeten Gesellschaft die Macht nur der Freiheit und dem Recht des einzelnen dienen und nur eine Garantie, aber keine Verletzung auch nur eines einzigen Mitgliedes der Gesellschaft sein kann; daß die Regierungen Europas heute nicht die berechtigten Interessen der Arbeiter vertreten,

erklärt der Kongreß der Internationalen Arbeiterassoziation, vereinigt in Brüssel, aufs entschiedenste gegen den Krieg zu protestieren. Er lädt alle Sektionen der Assoziation in ihren respektiven Ländern sowie alle Arbeitervereine und Arbeiterorganisationen ohne Unterschied ein, sich an seine Resolution anzuschließen und mit der größten Eile und der größten Energie dafür zu wirken, um durch die Pression der öffentlichen Meinung einen Krieg von Volk zu Volk zu verhindern, der heute als ein Bürgerkrieg anzusehen wäre, weil er zwischen Produzenten geführt, ein Krieg zwischen Brüdern und Bürgern wäre.“

Also auch die französische Resolution weist keine Spur des deutschen „Blödsinns“ auf. Der gute Hervé, in seiner Stuttgarter Erscheinungsform, hätte gesagt: Eine echt „deutsche“ Resolution, zahm und akademisch!

Die Diskussion dauerte so lange, daß ein belgischer Delegierter, Fontaine, Schluß der Debatte beantragte. Aber einige Delegierte protestierten so heftig, daß man sich auf Tolains Vorschlag einigte, eine Kommission zu ernennen, die auch andere, im Plenum nicht vorgelegene Argumente zur Kenntnis nehmen und eine demgemäß verfaßte Resolution einer anderen Plenarversammlung des Kongresses vorlegen sollte.

Das geschah in einer der vertraulichen Sitzungen, in denen, wie Beder sagt, die „ernstlichen und entscheidenderen Diskussionen über die Kongreßfragen und in der Regel auch die Abstimmungen darüber stattfanden“. Ueber diese Sitzungen aber haben wir keine Berichte.

Erst in der letzten Sitzung des Kongresses legte der Berichterstatter der Kommission, Charles Longuet, eine von ihr angenommene Resolution vor, die auch von dem Kongreß gutgeheißen wurde. Wir teilen sie nicht in der Uebersetzung mit, die von dem Internationalen sozialistischen Bureau veröffentlicht worden ist, sondern in der alten, die in den sechziger Jahren bekannt wurde³⁰.

²⁸ Auch Eccarius sagt in den „Times“, daß eine englische Resolution vorge schlagen worden ist. Er zitiert sie aber nicht und begnügt sich mit folgender farsastischer Bemerkung: „Das war keineswegs nach dem Geschmack derer, die über die Resolution zu entscheiden hatten.“

²⁹ entre les groupes naturels.

³⁰ „Der Vorbote“, das „Demokratische Wochenblatt“, „Die Zukunft“.

In Erwägung, daß die Gerechtigkeit alle Beziehungen zwischen Staaten und Nationen ebensowohl regeln muß wie zwischen den Bürgern;

daß der Krieg immer nur die Gewalt des Stärkeren und nicht das Recht begründet;

daß er nur ein Mittel ist, die Völker unter das Joch der privilegierten Klassen oder der diese repräsentierenden Regierungen zu bringen;

daß er den Despotismus befestigt und die Freiheit ersticht (Beweis: die letzten Kriege in Italien und Deutschland);

daß er die Unwissenheit und das Elend verewigt, indem er Jammer und Verderben über die Familien bringt und die Demoralisation überall, wo die Heere sich konzentrieren, verbreitet;

daß Gut und Blut der Völker immer nur dazu hat dienen müssen, die grausamen Instinkte des Naturzustandes unter ihnen zu erhalten;

daß in einer auf Arbeit und Produktion gegründeten Gemeinschaft die Macht in den Dienst der Freiheit und des gleichen Rechtes für jeden treten muß, daß sie nur eine Garantie des Rechtes und der Freiheit, kein Mittel der Unterdrückung, wäre es auch eines einzigen nützlichen Mitgliebes, dieser Gemeinschaft sein darf;

daß in dem gegenwärtigen Zustande Europas die Regierungen die berechtigten Interessen der Arbeiter nicht repräsentieren;

in Erwägung, daß, wenn wirklich der Krieg zum vornehmsten Grund den Mangel eines ökonomischen Gleichgewichts hat und er demzufolge nur durch die soziale Reform beseitigt werden kann, doch ein weiterer Grund in der Willkür liegt, welche aus der Zentralisation und dem Despotismus hervorgeht;

daß also die Völker die Zahl der Krieger vermindern können, indem sie sich denjenigen widersetzen, welche sie erklären und führen;

daß dieses Recht besonders den dem Militärdienst fast ausschließlich unterworfenen arbeitenden Klassen zusteht und sie allein es begründen können;

daß es dazu ein wirkames, gefehmähiges und sofort durchführbares Mittel gibt; daß die Gesellschaft nicht zu existieren vermöchte, wenn die Produktion eine Zeitlang stillsteht;

daß es also genügt, um die Unternehmungen des persönlichen und despotischen Regiments unmöglich zu machen, wenn die arbeitende Bevölkerung die Arbeit einstellt:

erhebt der Kongreß mit aller ihm zustehenden Energie einen Protest gegen den Krieg. Er ersucht alle Sektionen der Assoziation, sowie alle Arbeitergesellschaften und Verbindungen, welcher Art sie auch seien, in ihren Ländern mit aller Latkraft darauf hinzuarbeiten, den Krieg zwischen Volk und Volk zu hindern, der nur als ein Bürgerkrieg, nur als ein Kampf zwischen Brüdern und Genossen betrachtet werden kann.

Besonders empfiehlt der Kongreß den Arbeitern die Einstellung jeder Arbeit für den Fall, daß in ihren Ländern ein Krieg zum Ausbruch kommen sollte.

Indem der Kongreß auf den Geist der Solidarität unter den Arbeitern aller Länder zählt, hofft er, daß ihre Unterstützung nicht ausbleiben wird in diesem „Streit der Völker gegen den Krieg.“

Vergleicht man diese Resolution mit der französischen und der Becker'schen, so sieht man gleich, daß die Kommission in dem dispositiven Teil alle Erwägungen der französischen aufgenommen hat, aus der Becker'schen aber keine im Wortlaut und nur wenige dem Sinne nach. Sie hat auch den Proudhon'schen Mangel des ökonomischen Gleichgewichts als die hauptsächlichste Ursache des Krieges, der schon in der Laufanner Resolution figurirt, wiederhergestellt.

Auch in dem resolutiven Teil finden wir einen Abfaß aus der französischen Resolution, aber die Pression der öffentlichen Meinung, als Mittel den Krieg zu verhindern, ist verschwunden.

Der Becker'sche Gedanke aber, daß „die Arbeiter jedes Landes sich nicht nur laut und entschieden gegen allen Völkerring aussprechen, sondern mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln gegen ihn einschreiten“, fand Annahme. Nur das Hauptmittel, das in seiner Resolution vorgeschlagen worden war, die Verweigerung des Kriegsdienstes und die Einstellung aller Arbeit zur Versorgung von Kriegsheeren, ist abgelehnt worden.

Es fragt sich jetzt, wie in die Resolution die „Einstellung jeder Arbeit für den Fall, daß in ihren Ländern ein Krieg zum Ausbruch kommen sollte“, hineingekommen ist.

Schon die Worte „Einstellung jeder Arbeit“ weisen darauf hin, daß dieser Passus die Bestimmung hat, kategorisch zu unterstreichen, daß er etwas anderes sein soll als der Becker'sche Vorschlag der Verweigerung der Arbeit in den kriegsrüstenden Arbeitszweigen.

Leider, wie wir oben gesagt haben, fehlen uns die Protokolle der vertraulichen Sitzungen vollständig. Becker teilt uns darüber in seinem „Vorboten“ nur folgendes mit:

„Auch die französischen Delegierten hatten durch Tolain einen Resolutionsentwurf in betreff der Kriegsfrage vorgetragen. Da man bei der gegenwärtigen politischen Lage Europas einen Kriegsfall zunächst zwischen Frankreich und Deutschland im Auge hatte, so überließ es der Kongreß den Delegierten beider Länder, sich über eine sachentsprechende Resolutionsform zu verständigen. Die zur Prüfung dieser Frage ernannte Dreierkommission (Mermillod, Tolain, Becker) hatte sich auch alsbald geeinigt, den deutschen und französischen Entwurf, indem sie noch die während der Kongreßverhandlung geäußerten Meinungen berücksichtigte, zu einer gemeinschaftlichen Resolution umzuschaffen.“ Und dieselbe wurde ohne weitere Diskussion einstimmig vom Kongresse zum Beschluß erhoben.²¹

Einen Wink finden wir in dem Bericht von Eccarius. Nachdem er den Lesern der „Times“ die von allen Seiten vorgeschlagenen Resolutionen kurz aber auch bis zum Widersinn entstellt mitgeteilt hat, schildert er die Diskussion in der vertraulichen Sitzung wie folgt:

„Die Verweigerung des Kriegsdienstes, wurde bemerkt, ist eine strafbare Handlung und kann nicht durchgeführt werden, aber eine rein „declaratory resolution“ wie die französische hat keine Bedeutung. Man braucht etwas, was wenigstens die Chance hat, in der Praxis verwirklicht zu werden und die Aussicht, daß man danach handeln wird. So ein Ding ist der Streik. Streiks sind jetzt auch in Frankreich nicht illegal. Keine Regierung kann jemand strafen für Nichtarbeiten, und der Streik hat noch den immensen Vorzug vor der Militärdienstverweigerung, daß im letzteren Fall nur Leute von einem gewissen Alter und physischer Verfassung dem Widerstandstoß trogen müssen, im ersteren wird jeder, der für seinen Lebensunterhalt arbeitet, teilnehmen, und außerdem wird die Sache

²¹ Kautsky will den Beschluß des Brüsseler Kongresses dadurch erklären, daß die Franzosen und Belgier diesen Kongreß beherrschten. (Der politische Massenstreik, Berlin 1914, Seite 16—17.) Die Tatsache ist aber, daß die „guten Leute“, die „den Generalstreik aufs stärkste, aber auch naivste als unfehlbares und einfaches Zwangsmittel proklamieren“, wo anders zu finden sind. Der Becker'sche Vorschlag ist womöglich noch „naiver“.

mit Zustimmung der Gewerkschaften gemacht. Diese Idee ist in der folgenden Resolution ausgedrückt worden:

„In Erwägung, daß unsere sozialen Institutionen ebensowohl wie die Zentralisation der politischen Gewalt eine ständige Ursache des Krieges bilden, die nur durch eine radikale soziale Reform beseitigt werden kann; daß die Völker auch jetzt die Zahl der Kriege vermindern können, indem sie sich denjenigen widersetzen, welche sie erklären und führen; daß dies besonders die Arbeiterklassen angeht, die fast ausschließlich ihr Blut vergießen; daß es, um das zu bewirken, ein dazu wirksames, gesetzmäßiges und sofort durchführbares Mittel gibt; daß, da die politische Gemeinschaft nicht lange zu existieren vermöchte, wenn die Arbeit stillsteht, es also genügt, wenn die Arbeiter die Arbeit einstellen, um den Krieg unmöglich zu machen, empfiehlt der Kongreß der Internationalen Arbeiterassoziation allen Sektionen sowie allen Mitgliedern der Arbeitervereine im besonderen und den Arbeiterklassen im allgemeinen, für den Fall, daß in ihren Ländern ein Krieg zum Ausbruch kommen sollte, die Arbeit einzustellen. Der Kongreß zählt auf den Geist der Solidarität, der die Arbeiter aller Länder umfaßt und hofft, daß in einem solchen Falle nicht die Mittel fehlen werden, um die Völker gegen ihre Regierungen zu unterstützen.“

Vergleicht man diese Fassung mit der oben mitgeteilten, so merkt man gleich, daß der Unterschied nur in dem dispositiven Teil besteht: es fehlen alle Erwägungen aus der französischen Resolution. Und doch veröffentlichte der Generalrat in seiner Ausgabe der Brüsseler Resolutionen, die nur in englischer Sprache erschienen ist, die Kriegsresolution so wie sie von Eccarius in den „Times“ mitgeteilt wurde. Daß Marx es nicht deshalb getan hat, weil die Resolution in dieser Fassung für ihn annehmbarer war, sieht man daraus, daß der „belgische Blödsinn“ in ihr noch greller hervortritt. Wir halten es für sehr wahrscheinlich, daß die Kommission sich auf eine Resolution einigte, die der von Eccarius mitgeteilten Fassung am nächsten stand, und daß erst später, nach der letzten Sitzung, die Kommission, die alle Resolutionen endgültig redigierte, laut dem Beschluß des Kongresses auch die französischen Erwägungen einfügte³².

Jetzt aber interessiert uns nur die Frage, auf welche Weise der „belgische Blödsinn“ in der Resolution zustande gekommen ist. Daß die Argumentation für die Einstellung jeder Arbeit von Eccarius, obwohl mit dem ihm eigenen Humor, im allgemeinen richtig wiedergegeben ist, zeigt auch der Bericht im „Demokratischen Wochenblatt“:

„Als Mittel gegen den Krieg empfiehlt der Kongreß den Arbeitern derjenigen Länder, deren Regierungen Krieg erklären, sie sollten die Arbeit während der Dauer des Krieges einstellen. Es waren verschiedene Beschlüsse vorgeschlagen, keiner fand Beifall. Man wollte nicht eine bloße Erklärung abgeben, aber auch nichts Unausführbares beschließen, wie zum Beispiel die Verweigerung des Militärdienstes. Der Streit, hieß es, ist selbst in Frankreich nicht ungesetzlich, und alle Welt kann sich dabei beteiligen. Es ist der passive Widerstand des Proletariats.“

So kam die „naive“ Resolution des Brüsseler Kongresses zustande, als ein Kompromiß zwischen der „opportunistischen“ oder der „possibilistischen“

³² Eine Bestätigung finden wir in dem Bericht der „Opinion Nationale“, wo die Resolution auch, wie bei Eccarius, abgekürzt erscheint. Es ist überhaupt für die Kongresse der alten Internationale bis zum Baseler Kongreß keine Sammlung ihrer Resolutionen vorhanden. Auch die von Marx besorgte Ausgabe der Genfer und Brüsseler Resolutionen ist sehr mangelhaft und tendenziös. Vergl. seinen Brief an Engels vom 24. Februar 1869.

Auffassung der Belgier und der Franzosen und der „revolutionären“ Auffassung der „Deutschen“. Und haben sich am Ende auch solche Opportunisten wie Tolain zu der „Lat“ bekannt, die ihnen von Becker empfohlen wurde, so nur, weil es, wie es ihnen allen schien, gelungen war, sie durch eine „Lat“ zu ersehen, die nicht nur nicht revolutionär war, sondern nach den neuen Befehlen des „Empire libéral“ sogar in Frankreich ganz legal! Noch ein Beweis, daß die Opportunisten oder die Possibilisten mitunter noch naiver sind als die „Radikalen“ oder „sozialrevolutionären“ Margiften.

Wie dem auch sei, es unterliegt keinem Zweifel, daß auch der Brüsseler Kongreß der alten Internationale sich in entschiedenster Weise gegen jeden Krieg erklärte. Daß das von ihm empfohlene Mittel, obwohl ein ganz legales, doch kein wirksames und nichts weniger als ein sofort durchführbares war, ist nicht seine Schuld, sondern sein Malheur. Die Geschichte hat bewiesen, daß das nicht nur ihm passierte. Als Entschuldigung diene ihm, wie überhaupt der alten Internationale, der Umstand, daß die reichen Erfahrungen, die massenhafte Organisation, die prinzipielle Erziehung der zweiten Internationale damals noch vollständig fehlten!

* * *

Wir übergehen die weitere Protestaktion der alten Internationale gegen den Krieg. Der Brüsseler Beschluß ist völlig wirkungslos geblieben. Nicht aber die langjährige Propaganda gegen den Krieg. Nur ihr verdankt Europa, daß der durch den Deutsch-Französischen Krieg heraufbeschworene Rausch des Chauvinismus so schnell verging, daß ebensowenig in Frankreich wie in Deutschland die Tendenz gesiegt hat, aus dem Krieg der herrschenden Klassen den Krieg der von ihnen beherrschten Klassen zu machen.

Jedenfalls ist die von Heinrich Weber und Friedrich Adler aufgefälschte Legende, daß die Politik der alten Internationale keineswegs eine Politik des Friedens war, daß er die kriegerische Politik der herrschenden Klassen in die Richtung zu drängen versuchte, die angeblich das Interesse des Proletariats erheischte, ein Märchen, das auf einem qui pro quo beruht, wo man an die Stelle der alten Internationale Marx und Engels setzt, ohne sich die Mühe zu geben, auch ihre Ansichten richtig und kritisch wiederzugeben.

Den Marxschen Gedanken, daß die von den bürgerlichen Friedensschwärmern damals geforderte Abrüstung eine ebenso naive Utopie war, wie die Friedensschwärmereien der englischen Partei des Friedens um jeden Preis, solange die Gefahr eines Eroberungskrieges seitens Rußlands drohte, daß daher nicht die Abrüstung, sondern die Erziehung der stehenden Heere durch die allgemeine Volksbewaffnung erforderlich sei, wandelte der brave Borkheim auf dem Friedenskongreß in Genf in eine Aufforderung zu einem Präventivkrieg gegen Rußland um. Darüber schrieb Marx an Kugelmann:

„Er gleicht den Wilden, die sich das Gesicht zu verschönern glauben, wenn sie es mit allen möglichen schreienden Farben tätowieren. . . . Es sind in seiner Rede einige Phrasen, worin er mir angehörige Ansichten verkladderadatscht.“

Es ist die höchste Zeit, auch mit dieser Marxverkladderadatschung aufzuhören, besonders, wenn diese Verkladderadatschung noch von Leuten getrieben wird, die vor der „Gefahr“ für ihn sehr wenig übrig hatten und nie müde wurden, zu beweisen, daß er „veraltet“ sei.

Die Vergangenheit lehrt uns, die Gegenwart als Gewordenes zu begreifen. Sie kann uns aber nie ihr Getriebe erklären. Dazu gehört die

Erforschung der realen Existenzbedingungen der Gegenwart. Wir wollen aber die Gegenwart nicht nur begreifen, sondern auch verändern. Und das können wir nur tun, wenn wir immer das Interesse des gesamten internationalen Proletariats im Auge behalten.

Sind wir zu dem Schluß gekommen, daß diese oder jene Aktion geboten ist, so muß sie durchgeführt werden. Die Praxis, die Zukunft wird schon zeigen, ob wir das Richtige getroffen oder uns verrechnet haben.

Aber ob diese Aktion auch die Autorität der Tradition für sich hat, ist eine ganz andere Sache. Und bei jeder Herausbeschwörung der großen Geister der Vergangenheit laufen wir Gefahr, die Antwort zu bekommen: Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!

Notiz.

Wehrhaftigkeit in Stadt und Land. Ob die städtische oder die ländliche Bevölkerung die wehrhaftere sei, wird durch statistische Zahlen zu erweisen gesucht. Diese beruhen aber zumeist auf ganz unrichtigen Voraussetzungen. Neuerdings kommt auf Grund eingehender und richtiger Erwägungen Victor Rood im „Archiv für soziale Hygiene und Demographie“ (Band X, Heft 3) zu der Meinung, daß die höhere Militärtauglichkeit auf Seiten der industriellen Arbeiterschaft zu finden ist, wenigstens in der Schweiz, weil die ländliche Bevölkerung durchschnittlich sehr viel schlechter wohnt als die städtische. Ich füge hinzu, daß die Wohnungsfrage besonders deshalb so außerordentlich wichtig ist, weil der Mensch täglich sechs bis neun Stunden zu schlafen und sich dabei in der Behausung aufzuhalten pflegt. Er ist natürlich in den schlechten, muffigen und unhygienischen ländlichen Wohnstätten sehr viel schlechter untergebracht als in den Mietkasernen der Großstadt. Ich sage weiter, daß die ärztlichen Verhältnisse, Wasser- und Kanalisationsangelegenheiten und allerlei anderes zugunsten der Stadt und gegen das Land sprechen.

All das aber würde mich noch nicht zu der Behauptung verleiten können, die ländliche Bevölkerung sei weniger wehrhaft als die städtische, weil ich als alter Statistiker genau weiß, daß in den Grundlagen dieser ganzen Betrachtung ein schwerer Fehler steckt. Zuerst ist zu bemerken, daß Stadt und Land und Industrie und Landwirtschaft hier durcheinandergeworfen werden. Es gibt industrielle Gegenden, die durchaus ländlichen Charakter tragen, während manche „Großstädte“ und viele Mittelstädte gar nicht städtisch sind, sondern ganz ländlich liegen und sich betätigen. Die Unterscheidung von Stadt und Land bietet also keine scharf trennbaren Merkmale. Denn so zweifelsfrei wie der Unterschied zwischen Berlin und einem ostpreussischen Dorf ist er nicht häufig, und es gibt vielfache Uebergänge, von denen man schon gar nicht weiß, wohin man sie reihen soll. Die Größe der städtischen Siedelungen ist kein Maßstab für den Charakter der Bevölkerung einer Gegend, man müßte schon eher ihre berufliche und soziale Gliederung in Betracht ziehen. Die deutsche Reichsstatistik unterscheidet zwar zwischen Stadt und Land, und zwar derart, daß eine Siedelung mit mehr als 2000 Einwohnern als städtisch angesprochen wird. Das ist natürlich nur Formsache, wird aber die Quelle von Irrtümern, sobald man den Namen für bare Münze nimmt und darauf Betrachtungen baut.

Aber selbst wenn man den Charakter der Bevölkerung zweifelsfrei feststellen und in Zahlen angeben könnte, wäre dennoch nichts gewonnen, weil diese Zahlen gar nichts darüber aussagen, welche Vergangenheit die einzelnen Personen haben. Viele Städte sind erst vom Lande in die Stadt gezogen, vieler Eltern waren noch Bauern und sind erst später in die Stadt gekommen, andere wieder haben abwechselnd hier und dort gewohnt, ein Teil der Kinder ist auf dem Lande, ein anderer in der Stadt geboren, alle haben verschiedene lange ländlich oder städtisch gewohnt usw. Mit

dem momentanen Wohnsitz einer Person ist daher noch gar nichts ausgesagt über ihre städtische oder ländliche Vergangenheit und über den Einfluß, den diese auf sie und ihren Gesundheitszustand ausgeübt hat. Wie will man aber all diese Momente in Zahlen fassen?

Man erkennt ohne weiteres, daß hier eben die statistische Methode versagen muß, man kann keiner Person eine „Indeziffer“ nach Stadt und Land geben, ganz abgesehen davon, daß der Gesundheits- und der körperliche Zustand sich ebenfalls nicht in Zahlen fassen und vergleichen läßt. Aber noch weiter. Was besagen denn die Zahlen der militärisch Ausgehobenen namentlich in Friedenszeiten? Es handelt sich doch zumeist darum, bestimmte Kontingente in bestimmten Landestellen aufzubringen. Da diese Bezirke verschieden bevölkert sind, sind auch die Anforderungen der Aushebungsbehörden naturgemäß verschieden. Wo eine große Zahl junger Leute vorhanden ist, werden nur die körperlich besten ausgehoben, die anderen zu dem großen Heere des „Landsturms mit Waffe“ geschrieben, aus dem jetzt die deutsche Heeresverwaltung wie aus einer schier unerschöpflichen Reserve immer neue Millionen wehrkräftiger Männer schöpft und geradezu neue Armeen aus dem Boden zu stampfen vermag — wobei allerdings die Ansprüche an die Wehrkraft nicht stets so groß sind wie in Friedenszeiten.

Es ist also klar, daß die Frage nach der Wehrfähigkeit der städtischen und der ländlichen Bevölkerung ebenso leicht gestellt wird, wie sie im Grunde oberflächlich ist. Denn es ist eine alte Statistikerregel, daß man nicht bloß mit Zahlen wirtschaften darf, wenn sie rechnerisch richtig sind, sondern sie müssen auch innerlich einen Sinn haben. Dieser fehlt hier aber vollständig. Die Entstehungsweise der statistischen Angaben über die Wehrfähigkeit von Stadt- und Land- oder ländlicher und industrieller Bevölkerung legt den Unsinn des Vorgehens klar zutage. Felig Linke.

Literarische Rundschau.

Laurids Bruun, *Die freudlose Witwe*. Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane. S. Fischer, Berlin. 174 Seiten. 1 Mark, in Leinen gebunden 1,25 Mark.

Fischers Romanbibliothek ist das andauernd Beste unter allen zeitgenössischen Markband-Sammlungen. Die Geschichte dieses neuen Buches Laurids Bruuns spielt in der sonnigen Welt der Tropen. Er hat sie schon geschildert in der ironisch-heitern Robinsonade von den drei Kulturmüden, die zurück zur Natur wollten und rasch zurück zur Kultur gelangen; er hat sie wieder gezeichnet im Roman „Van Zantens glückliche Zeit“, in dem Bruuns fagenhafter Gewährsmann Van Zanten auf der Südseeinsel Pellt unter Eingeborenen ein braun-weißes, wehmütig-tragisches Ehedyll erlebt. Das neue Buch ist so etwas wie eine Fortsetzung des vorhergehenden. Wieder kehrt Van Zanten im Auftrag einer holländischen Firma auf die Insel Pellt zurück, um wieder in das triebhaft ursprüngliche Liebesleben der Südseeinsulaner verwickelt zu werden. Diesmal aber als Freund Zweier, die sich nicht kriegen sollen. Denn wenn in den Pellt-Dörfern sich auch die uneheliche Liebe auf den Matten des Gemeinschaftshauses schrankenlos tummeln kann, so ist die Ehe immerhin ein offener Handel. Als Zanten den Widerstand des einen Schwiegervaters schließlich mit gerissenen Listern gebrochen hat, zeigt sich nach kurzen Flitterwochen, daß Lea ohne Kinder bleibt. Was auf Pellt nach alten, starren Sagenungen jede Ehe löst. Lea endet als „freudlose Witwe“. Wie Zantens erste Pellt-Erlebnisse zeigt uns auch diese tropische Episode viel ethnographisch Interessantes, gesehen durch die stark roten gefärbte Brille des Europäers. Vertieft wird der Roman durch ein Stück Seelenleben, das die braune Lea mit den Leas aller Hautfarben und aller Kulturstufen gemein hat: die Sehnsucht nach Mutterchaft. Dieses ewige Motiv stempelt „Die freudlose Witwe“ zu einer ins Egotische getauchten Tragödie der kinderlosen Frau. R. G.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 17

Ausgegeben am 23. Juli 1915

33. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Zwei Diplomastien in amerikanischer Beleuchtung.

Von Eduard Bernstein.

Unter dem Titel „Military Strategy versus Diplomacy“ ist in New York eine Abhandlung eines amerikanischen Gelehrten erschienen, die auch für deutsche Leser ein aktuelles Interesse hat. Der Verfasser, Professor Munroe Smith, Dozent der Rechte an der Columbia-Universität in New York, hat außer an dieser an den Universitäten Löwen und Göttingen promoviert und zeigt sich denn auch mit europäischen Verhältnissen und europäischer Literatur in hohem Grade vertraut. Der Gegenstand seiner Abhandlung ist, wie er in der Einleitung schreibt, „ein Vergleich zwischen der Führung der österreichisch-deutschen Diplomatie vor Ausbruch des gegenwärtigen Krieges und der preußisch-deutschen Diplomatie in der Bismarckschen Periode“. Soweit diese neuere Diplomatie sich weniger erfolgreich zeige als die ältere, soll dargelegt werden, welches „das Haupthindernis gewesen zu sein scheint, das ihrem Erfolg im Wege stand“.

Der Titel der Abhandlung zeigt an, worin der Verfasser jenes Hindernis erblickt: in der Zurückdrängung der eigentlichen Diplomatie durch den bestimmenden Einfluß militärischer Auffassungen, richtiger vielleicht ausgedrückt, in der Ablösung einer rein politischen durch eine stark militaristisch gerichtete Diplomatie. Als die erstere wird die auswärtige Politik Bismarcks bezeichnet, das zweite Attribut der heutigen deutschen Außenpolitik beigelegt. In großen Umrissen und durch viele literarische Nachweise belegt, wird dem Leser die Außenpolitik vorgeführt, die Bismarck als preußischer Minister, als Kanzler des Norddeutschen Bundes und als Kanzler des Deutschen Reiches geübt hat, sowie der Wandel, der in der Außenpolitik des Deutschen Reiches nach Bismarcks Sturz eingetreten sei. Für die leitenden Gesichtspunkte der auswärtigen Politik des ersten deutschen Reichskanzlers hat der amerikanische Gelehrte nur Worte der Anerkennung. Er stellt sie als zielbewußt und fest in dem Sinne hin, daß einem bestimmten, vernünftig abgesteckten Zweck jedesmal alle Nebenrückichten untergeordnet werden. Unbekümmert um die Verführungen der Macht bleibt nach ihm Bismarck als Diplomat maßvoll in Reden und Zielen, so daß es ihm stets gelingt, den Gegner, von dem ihm Gefahr droht, zu isolieren und, wo für seinen Zweck eine kriegerische Aktion unumgänglich wird, sie unter den möglichst günstigen Bedingungen ins Werk zu setzen. Es kann dahingestellt bleiben, ob der Amerikaner nicht den nachträglichen dokumentarischen Schilderungen der Bismarckschen Politik, bei denen alle Flecken und Unebenheiten dieser aus dem Bilde wegtuschiert wurden, übermäßiges Ver-

¹ Military Strategy versus Diplomacy. In Bismarcks Time and afterwards. By Munroe Smith, Professor of Jurisprudence. Reprinted from Political Science Quarterly. New York 1915. Ginn & Comp. 46 S. 8⁰.

trauen schenkt. Denn ob nun alles in Wirklichkeit kluge Voraussicht war, was Bismarck zu seinen Erfolgen verholfen hat, oder ob nicht des öfteren die Verhältnisse den Minister Wilhelms I. zwingend nötigten, das zu tun, was späterhin seinen Zwecken besonders zugute kam, ist für die Bewertung der Maximen, die Bismarck selbst und nach ihm seine Biographen seinem Handeln unterlegten, gleichgültig. Hier handelt es sich wesentlich um diese Maximen, und daß Bismarck bei bedeutungsvollen Entscheidungen sie des öfteren mit großer Energie befolgt hat, darf auch der Sozialist anerkennen, den von Bismarcks Auffassung der Völkerbeziehungen eine ganze Weltanschauung trennt. Vor allem ist es richtig, daß Bismarcks Erfolge um so größer waren, je mehr es ihm gelang, jenen Maximen gemäß zu handeln, und um so zweifelhafter, je mehr er von ihnen freiwillig oder gezwungen abgewichen ist.

Unter den Nachfolgern Bismarcks nun seien die Richtlinien seiner Politik verlassen worden. Zunächst freilich sei es materiell noch beim alten geblieben, aber der Ton und das Gebaren seien andere geworden. Vermöge welchen Einflusses mag man bei Smith selbst nachlesen. Großsprecherei sei nicht ausgeblieben und wenn dennoch der Friede erhalten worden sei, so mehr als einmal durch Anwendung der zweischneidigen und gefährlichen Waffe der Kriegsdrohung. Die Expansionspolitik habe Blag gegriffen, und mit ihr die Sucht, auch dort in weltpolitische Angelegenheiten sich einzumischen, wo deutsche Interessen nicht direkt in Frage kamen. Die von Bismarck verworfene Prestigepolitik habe Oberwasser bekommen und immer deutlicher der Geist des Militarismus auf die auswärtige Politik eingewirkt, bis es zum gegenwärtigen Krieg kam, für den der Verfasser rundweg den Umstand verantwortlich macht, daß im Rat des Deutschen Reiches schließlich die Militärs vollständig über die Politiker von Fach gesiegt hätten.

Zur Beleuchtung des Gegensatzes zitiert Professor Smith einen Ausspruch Kaiser Wilhelms II.: „Je mehr Feinde, um so mehr Ehre.“ Das Wort, meint er, gelte wohl für den Soldaten, aber nicht für den Diplomaten. Für diesen letzteren heiße es: „Je mehr Feinde, um so geringer die Ehre.“ Der Soldat aber habe eben in Deutschland schließlich jenen Einfluß auf die auswärtige Politik erlangt, den Bismarck ihm stets hartnäckig bestritten habe, und gerade darum sei es gekommen, daß Deutschland beim heutigen Krieg umgekehrt dastehe als wie bei den Kriegen Bismarcks. Bei diesen seien stets die Gegner, mit denen Bismarck zu tun hatte, isoliert gewesen, diesmal stehe Deutschland mit seinem Verbündeten Oesterreich isoliert da. Und die Zentralmächte seien noch in anderer Hinsicht in der Lage der Gegner, mit denen Bismarck zu tun hatte: sie seien „nicht in der Lage, ihre Behauptung zu beweisen, daß sie die Angegriffenen oder mit Krieg Bedrohten gewesen seien“.

Munroe Smith führt einige Beispiele aus Bismarcks Zeit vor, die zeigen, um wieviel schneller Militärs geneigt sind, eine Lage für unausweichlich zum Krieg herausfordernd zu betrachten als geschulte Diplomaten, die gewohnt sind, die unwägbaren Faktoren des Völkerlebens in Betracht zu ziehen. Er unterzieht die Vorverhandlungen, die dem gegenwärtigen Krieg vorangegangen sind, einer genauen Prüfung in bezug auf die militärischen Einflüsse, und zieht das Ergebnis in folgenden bemerkenswerten Satz zusammen:

„Unsere Untersuchung der österreichisch-deutschen Diplomatie scheint zu leidlich sicheren Schlüssen zu führen. Militärische, nicht politische Meinung entschied, daß der Krieg, wenn nicht wünschbar, wenigstens unvermeidbar sei. Die militärische Strategie beraubte die Diplomatie nicht nur der Zeit, die nötig war, die Gegner dazu zu bringen, den Angreifer zu machen, sondern selbst der Gelegenheit, eine anständige Abneigung gegen das Anfangen mit dem Krieg zu markieren. Die militärische Strategie entschied, daß der Krieg zu Beginn durch Belgien hindurch nach Frankreich hineingetragen werden müsse, und überließ der Diplomatie nur die hoffnungslose Aufgabe, die deutschen Truppen ohne Krieg mit Großbritannien durch Belgien nach Frankreich hineinzubringen. Schon liegen Anzeichen vor, wonach im Falle einer Niederlage Deutschlands die Diplomaten zu den Sündenböcken gemacht werden sollen. Das wird aber ungerecht sein, denn sie hatten gar keine Wahl.“

Dabei habe aber die militärische Strategie ihre eigenen Zwecke verteidelt.

„Weder Serbien noch Frankreich wurden niedergeschlagen. . . . Der Irrtum in den Berechnungen aber bestand in der Unterschätzung der unwägbareren Faktoren.“

Als die letzteren bezeichnet Smith für den vorliegenden Fall die Stellungnahme Großbritanniens und das Verhalten der Belgier. Bei beiden Nationen hätten Antriebe den Ausschlag zum Kampf gegen Deutschland gegeben, welche Militärs nicht in Rechnung zu stellen pflegen. Hier die Darlegung, wie das in bezug auf Belgien zu verstehen sei:

„Wenn Deutschland erwartete, ohne Bekämpfung der Belgier durch Belgien marschieren zu können, so muß diese Erwartung auf der militärischen Erwägung beruht haben, daß ein Widerstand von seiten der belgischen Milizen so völlig aussichtslos war, daß er unbegreiflich wurde. Vom rein militärischen Gesichtspunkte aus konnte selbst der belgische Generalstab kaum zu einem anderen Schluß gelangen. Es ist selbstverständlich klar, daß, wenn Belgien den Durchmarsch der deutschen Truppen erlaubte, es aufgehört hätte neutral zu sein und Frankreich und England Grund zum Krieg geliefert hätte; es würde aber die deutsche Hilfe gegen jene Länder gehabt haben nebst der deutschen Verbürgung seiner Unversehrtheit am Kriegsschluß. Und im Falle der Niederlage Deutschlands hätten Frankreich und Großbritannien wohl die Entschuldigung der Zwangslage der höheren Gewalt anerkennen mögen. Die Empfindungen, welche den belgischen Widerstand gegen Deutschland bestimmt zu haben scheinen — Liebe zur Unabhängigkeit, Treue gegenüber Vertragspflichten und Entrüstung über greifbares Unrecht — sind just von der Gattung, welche der militärische Geist geneigt ist gering einzuschätzen. Sie sind Unwägbarkeiten.“

Interessant sind die Ausführungen unseres Verfassers über den Begriff *Militarität*. Sie zeichnen sich durch logische Schärfe von den sehr verschwommenen oder an Neußerlichkeiten haftenden Erklärungen aus, denen man heute — in Deutschland und anderwärts — vielfach selbst in sozialistischen Kreisen begegnet. Nicht die Rüstung für den Kriegsfall, nicht das Unterhalten einer starken Flotte wie in den Vereinigten Staaten, nicht die allgemeine Verpflichtung zum Milizdienst wie in der Schweiz, oder die Verpflichtung zum mehrjährigen Heeresdienst wie in Frankreich, stempelten allein schon ein Land als militaristisch.

„Eine Nation ist gerade insoweit militaristisch, als die Ansichten und Empfindungen, die in ihrer Armee und Flotte natürlich und selbst notwendig sind, von ihrer Zivilbevölkerung und insbesondere von denen geteilt werden, die in der Lage sind, das nationale Denken zu leiten und eine nationale Stimmung hervorzurufen. In einer Nation wie in einem Individuum ist der Militarismus eine Geistesverfassung. Je vollständiger eine Nation militarisiert ist, um

so schwieriger wird es für die politischen Spitzen des Staates, die militärischen Erwägungen den politischen unterzuordnen. Sie mögen sogar selbst ermangeln, den rein politischen Erwägungen gebührendes Gewicht zu verleihen, weil ihr eigenes Denken militarisiert ist. Wenn das der Fall ist, ist der Staat selbst militarisiert."

Die Gefahr, daß die auswärtige Politik durch Erwägungen militärischer Strategie beherrscht werde, sei natürlich in einem solchen Staat am größten. Aber sie sei nicht auf ihn beschränkt. Die Führung der auswärtigen Politik sei in allen Ländern *persönlich*, überall sei es daher möglich, daß an den entscheidenden Stellen militärische Gesichtspunkte die politischen zurückdrängten. Daß auch Großbritannien und die Vereinigten Staaten dieser Gefahr ausgesetzt seien, will der Verfasser an zwei Beispielen nachweisen. Hier das auf England Bezüglihe:

„Als im Jahre 1912 der britische Militärattaché in Brüssel in seiner Unterredung mit dem belgischen General bemerkte, im Notfall werde die britische Regierung Truppen in Belgien landen, ohne die Einladung dieses Staates abzuwarten, verpflichtete er damit weder die belgische Regierung zu solcher Abmachung, da der belgische General protestierend einwandte, daß dazu Belgiens Zustimmung erforderlich sei, noch hand er damit die britische Regierung, da er glücklicherweise gar keine Vollmacht dazu hatte. Er lieferte jedoch ein typisches Beispiel für die Unfähigkeit des Militärs, abzumessen, wie wichtig es ist, sein Land offensichtlich in korrekter Haltung zu bewahren.“

Ein Beispiel für die Vereinigten Staaten liefere das Drängen des Theodore Roosevelt, der damals MarineSekretär war, im Jahre 1898 auf ein Ultimatum an Spanien, wonach die Entsendung von dessen Kriegsflotte in amerikanische Gewässer als eine Kriegserklärung betrachtet werden würde. Da habe sich in klassischer Weise die Gefahr gezeigt, daß selbst der Zivilmensch, wenn er mit militärischer Verantwortlichkeit bekleidet ist und sich vorwiegend mit militaristischen Fragen beschäftigt, sich die wesentlich militärische Auffassung zu eigen machen kann, daß Vorsichtsmaßnahmen, die ein möglicher Gegner trifft, als feindselige Akte zu behandeln seien. „In unserm politischen System folgen wir glücklicherweise der englischen Ueberlieferung — die Bismarck vergeblich in Deutschland einzubürgern suchte —, wonach die militärische Leitung unter strenge politische Kontrolle zu halten ist.“ Präsident McKinley habe Roosevelts Antrag abgelehnt.

Aus diesen lehtangeführten Stellen ersieht man, daß Professor Munroe Smith, wenn er auch einen von der deutschen Auffassung abweichenden Standpunkt vertritt, doch nicht einseitig urteilt. Seine lichtvolle und gut dokumentierte Abhandlung würde sich denn auch sehr gut dazu eignen, dem deutschen Publikum in Uebersetzung als eine Probe dafür dargeboten zu werden, wie gebildete Amerikaner untereinander — der Abhandlung liegt ein in zwei New Yorker Gesellschaften gehaltener Vortrag zugrunde — die große Frage unserer Tage erörtern. Am Schluß erklärt Munroe Smith es für eine ganz besondere Pflicht der politischen Häupter der Staaten, stets auf der Hut zu sein gegen die Versuche ihrer militärischen Ratgeber, sie von der Notwendigkeit unverzüglichen Uebergangs zum kriegerischen Angriff zu überzeugen. Dieser werde „gewöhnlich für eine Sache von Leben und Tod erklärt. Tatsächlich ist er fast immer für die zunächst in Frage kommende Nation nur eine Sache der größeren oder geringeren Aussicht auf einen erfolgreichen Anfang. Für den Frieden aber ist er stets eine Sache des Todes.“

Kritisches zu Kautskys Kritik.

Eine Entgegnung von Eduard David.

In Nr. 13 der „Neuen Zeit“ fragt mich der Genosse Kautsky: „Wohin geht die Reise?“ In Nr. 15 beschäftigt er sich unter der vernichtenden Ueberschrift: „Ein objektiver Richter und gewissenhafter Historiker“ nochmals mit meinem Werk und meiner Person. Er überschüttet mich mit einem Hagel von Geschossen feinsten und größten Kalibers und ist gewiß der Meinung, mein „Kartenshaus“ mitsamt dem Erbauer nun aber gänzlich in Grund und Boden geschossen zu haben. Ich fühle mich verpflichtet, ihm zu melden, daß es immer noch steht. Den Beweis dafür darf ich ihm nicht schuldig bleiben.

I.

Warum ging England in den Krieg?

Nicht wegen der Gegenfälle im nahen Orient, belehrt mich Kautsky, sondern erstens wegen Belgiens und zweitens, weil es sich durch die deutschen Flottenrüstungen bedroht fühlte.

Auf die Bedeutung des Orientkonfliktes zwischen Deutschland auf der einen und England-Rußland auf der anderen Seite für die Verursachung des Krieges noch einmal einzugehen, halte ich nicht für nötig. Kautsky hat mit keinem Worte erschüttert, was ich in meinem Buche über die englisch-russischen Aufteilungspläne in Kleinasien gesagt habe. Diese großzügige Eroberungspolitik wurde durch die deutsche Politik, die die Erhaltung der Türkei auf dem Wege der wirtschaftlichen Entwicklung und militärischen Reorganisation betrieb, durchkreuzt. Die Behauptung Kautskys, „daß zwischen Deutschland und England zurzeit des Kriegsausbruchs keine Streitfrage in bezug auf Afrika und den Orient bestanden habe“, ist in ihrem letzten Punkt, und das ist der Hauptpunkt, falsch.

Kautskys Auffassung, daß Belgien ein wichtiger oder der wichtigste Kriegsgrund für England gewesen sei, steht in schroffem Widerspruch zu dem, was Ramsay Macdonald und andere hervorragende Politiker der sozialistischen und liberalen Opposition in England darüber sagen. Nach ihnen war Belgien der *W o r w a n d*, nicht der Grund zum Kriege. Ich verweise auf die dafür gebrachten Belege in meinem Buche.

Es ist richtig, daß England seit Jahrhunderten alle Macht aufgeboten hat, „Belgien und die Scheldemündung nicht in die Hand einer Großmacht fallen zu lassen, die ihm gefährlich werden könnte“; aber die Furcht, daß sich Deutschland dort festsetzen wollte, kann deswegen nicht als Kriegsgrund für England in Betracht kommen, weil Deutschland der englischen Regierung die bündigsten Erklärungen abgegeben hatte, die *I n t e g r i t ä t* Belgiens nicht anzutasten. Darüber hinaus wurde deutscherseits zugesichert, daß auch keinerlei kriegerische Operationen an der belgischen und französischen Küste stattfinden sollten. Deutschland wollte nur den Durchmarsch seiner Truppen durch Belgien konzediert haben, und bekanntlich erklärte sich die deutsche Regierung schließlich sogar bereit, auch darauf zu verzichten, d. h. also, die belgische Neutralität überhaupt nicht anzutasten, falls England die Zusage gäbe, in diesem Falle neutral zu bleiben. Damit wäre die ganze belgische Frage für England aus dem Krieg ausgeschieden gewesen. Trotzdem trat England in den Krieg ein. Also ist es unzulässig, ihm den Vorwand des belgischen Neutralitätsbruches als Grund zum Kriege zu lassen.

II.

Wovon ich kein Wort spreche.

Neben Belgien sieht Kautsky einen Hauptgrund Englands zum Eintritt in den Krieg in der Besorgnis vor dem Anwachsen der deutschen Flottenmacht. Er sagt: „Hier lag der größte Zwiespalt mit England, der bestehen blieb auch nach der Verständigung über Afrika und den Orient. Der ganze Konflikt mit England ist absolut nicht zu verstehen ohne Bezugnahme auf die Flottenrüstungen. Um so sonderbarer, daß David in seiner jüngsten Schrift ebenso wie in seiner früheren Bielefelder Rede kein Wort davon spricht“.

Ich schlage mein Buch auf. Da steht auf Seite 60 im Anschluß an die Darstellung der sich verschärfenden weltwirtschaftlichen Konkurrenz zwischen Deutschland und England folgendes zu lesen:

„Als dann Deutschland sich gar anschickte, eine Kriegsflotte großen Stils zu bauen, verwandelte sich das Unbehagen in feindseliges Mißtrauen. Man erblickte darin eine Infragestellung der eigenen unbedingten Seeherrschaft und damit eine Bedrohung nicht nur des kolonialen Imperiums, sondern auch des Mutterlandes selbst. Die feindliche Stimmung gegen Deutschland wird nun durch eine von kapitalistischen und marinistischen Interessen geleitete Presse systematisch in die Massen getragen. Die Parlamentswahlen im Jahre 1910 wurden unter dem Zeichen der „deutschen Gefahr“ geschlagen. Dabei konnten sich die englischen Imperialisten und Rüstungstreiber auf ihnen dienliche Äußerungen deutscher Säbelrasseler und Welt Eroberer stützen. Fürst Bülow's auswärtige Politik trug auch nicht dazu bei, die in England für ein friedliches Verhältnis mit Deutschland wirkenden Kräfte zu fördern. Von Wahl zu Wahl schmolz die Mehrheit der ursprünglich auf Rüstungsbegrenzung eingestellten liberalen Regierung dahin. Um nicht weggefegt zu werden, sah sie sich schließlich genötigt, mit vollen Segeln in das Fahrwasser der jingoistischen Strömung hineinzusteuern.“

So also spreche ich „kein Wort“ von der verschärfenden Wirkung der Flottentreiberei zwischen Deutschland und England! — Man sollte denken, es sei die erste und elementarste Pflicht eines Kritikers, der ein Buch öffentlich zu werten unternimmt, es vorher sorgsam zu lesen. Kautsky hält sich mit so elementaren Dingen nicht auf. Sein Genie ist mehr auf Fügigkeit als auf Richtigkeit eingestellt.

III.

Mein hartnäckiges Schweigen über die Abrüstungsfrage.

Damit verhält es sich ebenso, wie mit dem eben dargelegten Punkt. Auch über die Abrüstungsfrage hat Kautsky in meinem Buch nichts gefunden. Darum erhebt er drohend den Finger und spricht: „David irrt sich jedoch, wenn er glaubt, sein hartnäckiges Schweigen über diese für unsere Politik grundlegende Frage erlaube ihm, sich um eine deutliche Stellungnahme herumzudrücken. Es spricht beredter als manche national-soziale Rede“.

Ich habe ihm schon früher gesagt, daß das, was im Erfurter Programm über unsere nationalen Wehrforderungen gesagt ist, meiner Meinung nach auch zu der Abrüstungsfrage gehört, und daß er einiges darüber in meinen beiden Schriften nachlesen könne. Aber auch hinsichtlich der „Abrüstungsfrage“ im engeren Sinne hätte Kautsky, wenn er mein Buch weniger oberflächlich gelesen hätte, einiges finden können. Auf Seite 186 schreibe ich darüber folgendes:

„Der wissenschaftliche Sozialismus hat sich von jeher gegen die Illusion eines rein ideologischen Pazifismus gewandt. Mit der Erkenntnis, daß die Ursachen der Kriege letztlich in großen ökonomischen Gegensätzen zwischen den Völkern oder herrschenden Schichten innerhalb der Völker verankert sind, wurde auch ausgesprochen, daß, solange in diesem Untergrund der Kriegsgründe nicht tiefgreifende Regulierungen durchgesetzt sind, mit der Möglichkeit, ja mit der Wahrscheinlichkeit kriegerischer Verwickelungen gerechnet werden müsse. Daraus erklärt sich der nur für den oberflächlichen Betrachter vorhandene Widerspruch, daß in den Beschlussfassungen der Internationale neben dem Weltfriedensideal die Forderung der „Rationalarmee“ erscheint. So ist es zu verstehen, daß die Sozialdemokratie weder in den Ruf: Die Waffen nieder! einstimmt, noch die Verweigerung des Heeresdienstes als Mittel zur Kriegsverhinderung gutheißt. „Ehe nicht mit dem kapitalistischen System gebrochen ist, ehe nicht der Klassenkampf abgeschafft ist, ehe das Allgemeinwohl nicht zur Geltung gelangt gegenüber den Sonderinteressen einzelner Klassen und Personen — vorher kann von allgemeiner Abrüstung und von einem allgemeinen Weltfrieden nicht die Rede sein.“ So sprach Liebknecht der Alte am 26. März 1892 im Deutschen Reichstag, und wie er ein Jahr vorher auf dem Brüsseler Sozialistenkongreß mit den Phrasen des Niewenhuis'schen Antrages auf Militärstreik umgesprungen war, kann an früherer Stelle nachgelesen werden.“

Da hätte ich also doch etwas gesagt über die große Frage, an der ich mich nach Kautsky ängstlich vorbeizudrücken suche. Und ich glaube, es reichte vollkommen aus, um unsere grundsätzliche Stellung zu dieser Frage zu kennzeichnen. Die war nämlich immer diese: die allgemeine Abrüstung ist ein Ideal, das nicht auf ideologisch-pazifistischem Wege erreicht, sondern nur durch Abtragung der ökonomischen Gegensätze innerhalb und zwischen den Völkern seiner Erfüllung nähergebracht werden kann. „Unsere Friedensprophylaxe geht auf die Beseitigung der Kriegsur s a c h e n“, — sage ich im Anschluß an die zitierte Stelle. „Verständigung auf wirtschafts-politischem Gebiet ist ihr erstes Wort, d. h. Verträge, die die ökonomischen Gegensätze zwischen den Völkern regulieren und internationale Rechtseinrichtungen, die Konflikte hintanhaltend oder rechtzeitig beilegen. Dazu innerpolitische Verhältnisse, die es ausschließen, daß die Gewinninteressen herrschender Schichten den politischen und militärischen Apparat des Volksganzen für ihre Sonderzwecke mißbrauchen können.“

Das alles hat der gründliche Kautsky in meinem Buche nicht gefunden. Oder gehört es etwa nach seiner Meinung nicht zur Abrüstungsfrage? Sollte der Marxist Kautsky ganz in das Fahrwasser der seligen Berta von Suttner geraten sein?

Ich denke nicht daran, unser Weltfriedensideal preiszugeben. Im Vorwort meines Buches stehen die Sätze: „Inmitten des rasenden Kriegssturms halten wir fest an ihrem (der sozialistischen Internationale) Ideal des dauernd gesicherten Weltfriedens. Wir bleiben der Ueberzeugung treu, daß dies der Leitstern jeder Völkerpolitik sein muß, die dem Edelsten gerecht wird, was das menschliche Wesen birgt“. Danach wird man mich nicht im Verdacht haben, daß ich Rüstungseinschränkungen auf dem Wege internationaler Vereinbarungen nicht als erstrebenswerte Etappen des Fortschritts ansehe. Aber ich lehne es ab, bei der Verfolgung unserer Zukunftsziele die harten Realitäten der Gegenwart zu übersehen. Und darum sage ich mit Bebel: „Verlangen wir die allgemeine Volksbewaffnung etwa zum Spaß? Nein, weil wir meinen, daß gegenüber äußeren Gefahren die Notwendigkeit besteht, daß auch der letzte wehrfähige Mann

die Möglichkeit haben muß, für die Freiheit und Unabhängigkeit seines Vaterlandes einzutreten; gerade deshalb!“ (Reichstag, 10. Dezember 1904.)

IV.

Meine Verwechslung von Krieg und Frieden.

Ich habe in meinem Buche von der „englischen Gefahr“ gesprochen, die durch die Methode der englischen Kriegführung, uns hermetisch vom Weltverkehr abzuschließen, erst in ihrem ganzen Ernst erkannt worden sei. Kautsky belehrte mich, daß das Unfinn sei. Die Methode der englischen Kriegführung höre doch mit dem Kriege auf und damit auch die Abschließung vom Welthandel. Somit könne von einer Gefahr für die Zukunft nicht die Rede sein. Er fragte mich, ob ich mir einbilde, „nach geschlossenem Frieden werde England fortfahren, alle nach Deutschland bestimmten Schiffe zu kapern“, und er kam zu dem geistvollen Schluß, daß ich „zwischen Krieg und Frieden absolut nicht zu unterscheiden weiß“.

Ich erlaubte mir, ihn schon in meiner Antwort in Nr. 12 darauf aufmerksam zu machen, daß die nunmehr klar erkannte **M ö g l i c h e i t** Englands, uns die Zufahren abzuschneiden, als weltpolitische Realität in die Rechnung unserer auswärtigen Politik eingestellt werden müsse. Ich sagte: „Bleibt diese unbedingte Beherrschung der Seewege bestehen, werden beim Friedensschluß keine Garantien für die Freiheit der Meere errungen, so hängt unsere wirtschaftliche Betätigung in Zukunft von der Gnade Englands resp. von seinen politischen Kombinationen ab“. Mit diesem Hinweis auf die dauernde politische Bedeutung jener strangulierungsmöglichkeit, die Deutschland in die Zwangslage bringt, entweder politischer Befolgsmann Englands zu sein oder bei einem neuen Konflikt dem gleichen wirtschaftlichen Erdrosselungsversuch ausgesetzt zu werden, glaubte ich der seltsamen Begriffsstutzigkeit Kautskys Herr geworden zu sein.

Zu meinem großen Erstaunen hat Kautsky die Sache aber immer noch nicht begriffen. Darauf war ich freilich nicht gefaßt. Kautsky findet, daß ich seine „Feststellung“ nicht widerlegt habe: „Die gegenwärtige Abschließung Deutschlands vom Welthandel hört in dem Moment auf, in dem der Krieg aufhört.“ Und dann füllt er eine ganze Seite der „Neuen Zeit“, um noch einmal zu beweisen, daß England gar nicht daran denke, uns auch im Frieden (!) vom Weltverkehr abzuschneiden. Der Leser schüttelt den Kopf. Aber es ist so. Hier einige Sätze aus der tiefgründigen Belehrung, die mir Kautsky glaubt verabreichen zu müssen:

„Will David uns weismachen, Rußland und Frankreich beabsichtigten nach dem Schluß des Krieges (!) keine Waren mehr über ihre Grenzen nach Deutschland zu lassen, den Eisenbahnverkehr nach den Grenzorten stillzulegen. . . . England werde den Australiern verbieten, Wolle nach Deutschland zu liefern, Westindien und Ägypten, Baumwolle zu uns auszuführen, aber das würde noch nicht genügen, es müßte auch den Handel der Neutralen mit uns unterbinden, müßte jedes Schiff, das nach Deutschland geht, kapern, d. h. es müßte den Krieg fortsetzen. Im Frieden (!) ist eine Erschwerung des Grenzverkehrs durch kleine Schifflanen wohl möglich; eine Abschneidung des Seeverkehrs für ein Land, das Seehäfen besitzt, ist im Frieden (!) heute völlig ausgeschlossen. . . .“

Es besteht weder die Möglichkeit noch das Bedürfnis, Deutschland im Frieden (!) vom Weltverkehr abzuschneiden. Soweit sich in dieser Beziehung ein Gegensatz zwischen Deutschland und dem Auslande zeigte, rührte er davon her, daß nicht das

Ausland, wohl aber einflussreiche Kreise Deutschlands seine Zufuhr von Rohmaterialien und Lebensmitteln beschränken wollten durch eine Erhöhung der Schutzzölle.“

Nach dieser Vorlesung für politische Säuglinge ruft er im stolzen Bewußtsein, mich gründlich in den Sand gestreckt zu haben, sarkastisch: „Man hat während des Krieges erstaunliche Dinge auch von Gelehrten erlebt; trotzdem ist mir niemand, der ernst zu nehmen wäre, bekannt, der eine Abschneidung Deutschlands vom Weltverkehr im Frieden (!) durch ein siegreiches England befürchten würde.“

Mir auch nicht, verehrter Genosse Kautsky! Aber mir ist auch „niemand, der ernst zu nehmen wäre, bekannt“, der darüber ernsthaft diskutiert. Jedoch, Sie haben recht: man hat während des Krieges erstaunliche Dinge auch von Gelehrten erlebt. — Spottet seiner selbst und weiß nicht wie!

V.

Welche „Garantien“ kann David meinen?

Das ist eine harte Nuß. Kautsky betrachtet sie zuerst mißtrauisch von allen Seiten. Dann aber beißt er herzhaft zu und knackt sie gründlich.

Die Garantien, die in einer klugen Friedenspolitik, „die es zu einem derartigen Weltkrieg nicht mehr kommen läßt“, liegen, meint er, könne ich nicht meinen. — Ja, warum denn nicht? Gewiß liegen da mögliche Garantien.

Von der „Freiheit der Meere“ sagt er weiter, sei jetzt viel die Rede. „Man kann darunter einerseits die Neutralisierung der Meerengen und Kanäle, die der Schifffahrt dienen, verstehen und dann die Aufhebung des Seebeuterechts, die Sicherung der Handelsschiffe vor Beschlagnahme oder Zerstörung durch feindliche Kriegsschiffe. Diese Bestrebungen sind uns sehr sympathisch und von uns stets nach Möglichkeit unterstützt worden; aber alles deutet darauf hin, daß sie nicht zusammenfallen mit dem, was David unter der „Freiheit des Meeres“ meint.“ — Ich sage wieder: warum denn nicht? Gewiß liegen auch hier Möglichkeiten, die man ins Auge zu fassen hat. Ich selbst weise in meinem Buche ja auch auf die Notwendigkeit hin, das Seebeuterecht zu beseitigen. Darauf lege ich sogar großes Gewicht. Wie kommt Kautsky also dazu, mir zu unterstellen, diese Bestrebungen seien mir nicht sympathisch oder ich denke nicht an sie, wenn ich von der Freiheit der Meere rede.

Ich bin weiter der Meinung, daß trotz aller bedauerlichen Erfahrungen mit internationalen Verträgen auch in solchen gewisse Garantien liegen. Darum fordere ich in meinem Buche auch die Weiterverfolgung dieses Weges, der mit der Ausbreitung und Vertiefung des Rechtsempfindens der Volksmassen immer stärkere Sicherheiten verheißt. „An eine solche Garantie denkt David sicher nicht!“ — ruft Kautsky wiederum. Ich antworte zum dritten Male: Doch, ich denke auch an solche Garantien, und nichts gibt Kautsky das Recht, mir das Gegenteil zu unterstellen.

Aber nun naht das Verhängnis. Kautsky stürzt sich auf sein Opfer, und zwar mit einem Salto mortale, bei dem er sich um ein Haar selber das Genick bricht. Anschließend an die „nicht sehr ermutigenden“ Erfahrungen mit vertragsrechtlichen Garantien im jetzigen Krieg erklärt er: „Aber wir sind als Marginalisten Realpolitiker genug, um zu wissen, daß es nicht genügt, das

Recht auf seiner Seite zu haben, wenn man der Macht entbehrt, es geltend zu machen."

Das ist der kühne Absprung ins Realpolitische. Dann folgt der Wurzelbaum durchs Moralische mit der Bemerkung, daß wir unter Macht keineswegs ausschließlich die militärische Macht verstehen; das moralische Empfinden könne auch eine gewaltige Macht werden. Danach kommt er mit den Beinen wieder auf dem realpolitischen Boden an und erklärt: „Heute jedoch — das zeigen die Erfahrungen des Krieges — gilt für weite Kreise nur die militärische Macht als wirkliches Machtmittel. Solange diese Denkweise die herrschende bleibt, bildet der schönste Neutralisierungsvertrag keine Garantie für die Zeiten des Krieges.“

Man sollte meinen, jetzt würde es etwa folgendermaßen weitergehen: Da wir nun leider noch in dieser unvollkommenen Gegenwart leben, und als „marxistische Realpolitiker“ mit den Dingen und Menschen, so wie sie heute sind, rechnen müssen, so stehen wir hier vor einer schwierigen Frage. Sie lautet: welche nicht bloß moralischen Garantien können wir erlangen für die wirtschaftliche Entwicklungsfreiheit unseres Landes? Garantien, die andererseits doch auch keine Vergewaltigung der Lebensinteressen der anderen Völker sein dürfen! Zu letzterem verpflichtet uns unter internationales Recht- und Friedensideal; zu ersterem unsere nationale Pflicht zur Sicherung der Zukunft unseres eigenen Volkes. — Das ist das Problem der Friedensgestaltung, auf das ich in Nr. 12 hinwies.

Aber Kautsky denkt nicht an diese sachliche Klärung. Er hat ein höheres Ziel im Auge: die Ruß! Was meint David mit seinen „Garantien“? — Darum folgert er also weiter: Weil auch für David der schönste Neutralisierungsvertrag wie für uns andere „marxistische Realpolitiker“ keine sichere Garantie sein kann, so hat dieser Gauner wahrscheinlich die „von den Alldeutschen propagierte Deutung“ der Garantien der Freiheit des Meeres im Auge. Sicher, „ihre Ideen beschäftigen ihn“! Diese Ideen aber sind: eine Verschiebung der deutschen Grenze über den Kanal hinaus und eine der englischen überlegene oder mindestens ebenbürtige Flotte. Denn damit allein kann das Britenreich auf die Knie gezwungen und eine ausreichende reale Garantie dafür geschaffen werden, daß es unter keinen Umständen jemals wieder in die Lage kommt, den deutschen Handel im Kriege zu unterbinden.

„Es gibt wohl im Deutschen Reiche“ — so fährt Kautsky fort — „keinen verantwortlichen Staatsmann, der in dieser Weise die gewünschte Garantierung der Freiheit des Meeres erreichen wollte. Sie wäre gleichbedeutend mit der Beherrschung der Welt. Die Reichsregierung hat sich stets dagegen verwahrt, daß sie derartige Weltherrschaftspläne verfolgte. . . . Aber wenn auch kein offizieller Vertreter des Deutschen Reiches solche Ziele vertritt, so haben doch die Alldeutschen sie propagiert, und zwar gerade mit den gleichen Redensarten, die jetzt David und seine Freunde vorbringen.“

Damit ist die Ruß geknackt. David ist ein Anhänger der alldeutschen Eroberungs- und Weltbeherrschungspläne! Nun weiß man, „wohin die Reise geht“. Aber glücklicherweise lebt noch ein Ritter Georg, der dem Drachen die Lanze ins Gefröße stößt. In Wahrheit aber sticht Kautsky mit seiner Feder nur ein von ihm selbst erzeugtes Windei auf.

Ich habe schon in der Nachschrift zu meinem Artikel in Nr. 14 gesagt, Kautsky möge sich mal überlegen, wessen Geschäfte er besorgt, wenn er seinen Witz aufbietet, um zu beweisen, daß in der Sozialdemokratie eine Gruppe verschleierte Alldeutscher zu Hause ist. Er antwortet: „Mit keinem Wort habe ich diesen Versuch unternommen.“ Nur dagegen habe er sich gewandt, daß ich „Redensarten“ gebrauche, die dem Wortschatz der alldeutschen Treiber entnommen seien und ihren Treibereien Vorschub leisten. Diesen Versuch Kautskys, sich mit „Redensarten“ herauszuwinden, überlasse ich der Beurteilung der Leser.

Was aber die Sache selbst betrifft, so hat uns Kautsky, wie wir sahen, selbst vor die Schwierigkeit des ganzen Problems geführt, indem er darauf hinwies, daß mit moralischen Kräften allein die Sicherung unseres Landes gegen einen zukünftigen erneuten Absperrungsversuch vom Weltverkehr nicht geschaffen werden kann. Es hieße über die Kriegsziele diskutieren, wollte man in die Erörterungen eintreten, was denn wohl an „realen Garantien“ geschaffen werden könne, ohne die Wege der Alldeutschen zu gehen. Eine öffentliche Diskussion darüber ist unmöglich. Darum soll zunächst einmal in einer gemeinsamen Sitzung des Parteiausschusses und der Reichstagsfraktion über die ganze Frage verhandelt werden. Das ist der zurzeit gegebene Weg, sie gründlich aufzurollen und zu klären. Es war weder die Aufgabe meines Buches, das zu tun, noch kann es die Aufgabe dieser Auseinandersetzungen zwischen Kautsky und mir sein.

VI.

Warum wir die Kriegskredite bewilligten.

Zu Beginn seines zweiten Artikels entwickelt Kautsky eine Theorie der Kreditbewilligung im politisch leeren Raum. Er bemüht sich krampfhaft, mich in seinem logischen Spinnweben zu fangen. Ich halte es nicht für nutzbringend, ihm bei dieser Fadenspinnerei zu folgen. In meinem Buche wird die Frage beantwortet, warum wir in diesem Kriege die Kredite bewilligen mußten.

Die Antwort ist einfach: Weil wir die Pflicht hatten, unser schwer bedrohtes Vaterland mit aller Kraft zu verteidigen. Dabei machten wir wahr, „was wir immer betont hatten“, d. h. dabei fanden wir uns im Einklang mit den Worten und Weisungen unserer Älten. — Ich hatte nun drei Einwürfen zu begegnen.

Da war die von der extremsten Opposition uns entgegengeschleuderte Erklärung: Der Proletarier hat kein Vaterland, braucht also auch keines zu verteidigen. Der Krieg ist lediglich eine Sache der herrschenden Klassen. Mögen sie sehen, wie sie mit ihm fertig werden. Wir lehnen die „heuchlerische Phrase von der Vaterlandsverteidigung“ ab. — Diese handfeste Theorie weise ich in den Kapiteln über die „Russische Theorie und Taktik“ und über „Nation und Internationale“ als mit der Tradition der Sozialdemokratie und den Interessen unseres Volkes unvereinbar ab.

Eine andere Gruppe erklärt: Wir erkennen zwar die Pflicht der Vaterlandsverteidigung an; die Soldaten sollen ihre Pflicht erfüllen; aber darum braucht der Abgeordnete noch lange nicht die Kredite zu bewilligen. Bürgerpflicht und Abgeordnetenpflicht decken sich nicht. Die Kreditbewilligung hat mit der Vaterlandsverteidigung nichts zu tun. Sie ist ein Vertrauensvotum

für die Regierung. — Darauf antworte ich, wer das Vaterland verteidigen will, der muß auch die Kredite bewilligen. Denn die Ablehnung der Kredite tut der Landesverteidigung schweren Abbruch. Sie dokumentiert und fördert die innere Uneinigkeit, schwächt die Kampfschlossenheit und das gegenseitige Vertrauen im Heere wie die Widerstandskraft in der Heimat und beschwört so die Gefahr einer Niederlage herauf. Wir bewilligten sonach die Kredite, nicht um der Regierung ein Vertrauensvotum zu erteilen, sondern um das deutsche Land vor feindlichen Invasionen und das Reich vor dem Verderben zu schützen.

Uebrigens: Wer glaubt, die Kreditverweigerung mit der sophistischen Konstruktion rechtfertigen zu können, sie sei ein Vertrauensvotum für die Regierung, und wer aus diesem Grund die Kreditbewilliger angreift, wie müßte der erst gegen die französischen, belgischen und englischen Sozialisten vom Leder ziehen, die in die Regierungen ihrer Länder eingetreten und sich dadurch ganz und gar solidarisch mit ihnen erklärt haben! Seltsam, daß da die Kritik unserer Opposition schweigt. Drüben dürfen Sozialisten Mitglieder bürgerlicher Regierungen sein, und hüben schlägt man angeblich allen sozialistischen Grundfragen ins Gesicht, wenn man der Regierung bei der Verteidigung des Landes zur Seite steht!

Ein drittes Argument gegen die Kreditbewilligung, das von den Unentwegten sowohl wie von den Vertrauensvotlern mit benutzt wird, ist die Behauptung, es handele sich ja gar nicht um einen Verteidigungskrieg deutscherseits. Diesem Einwurf setze ich meine Darstellung über die „Kriegsursachen“ und die „diplomatische Schuldfrage“ entgegen, die ihre Ergänzung und Abschluß in dem Kapitel über die „Größe der Gefahr“ findet. Ich komme zu dem Schluß: „Wenn je ein Volk sagen durfte, daß es sich um einen nationalen Verteidigungskampf für es handele, so das deutsche Volk in diesem Ringen gegen eine Welt von Feinden um die Sicherung seiner ganzen politischen und kulturellen Gegenwart und Zukunft.“

Das ist die Begründung, die ich unserer Bewilligung gebe. Ich bin überzeugt, sie entspricht der Auffassung der Mehrheit der Fraktion. Wenn Kautsky demgegenüber behauptet, ich gebe der Bewilligung eine Deutung, „die sie zu einem Bruch mit der früheren Haltung der Partei stempeln würde“, so braucht er sich nicht einzubilden, irgend jemanden darüber zu täuschen, welche taktische Absicht er damit verfolgt. Wäre sie nicht so verflucht gewesen, man wäre versucht, sie herzlich dumm zu nennen.

VII.

Ein Wanderspiel.

„Bei dieser Gelegenheit etwas Persönliches“, sagt Kautsky und bringt dann einen Beitrag zur „objektiven Geschichtsschreibung Davids“. Er betrifft Kautskys Stellungnahme am 3. und 4. August. Ich habe einmal behauptet, Kautsky sei für die Zustimmung unter gewissen Bedingungen gewesen, und an anderer Stelle habe ich gesagt, er sei am 4. August für die Bewilligung eingetreten. Das gibt Kautsky Anlaß, zu erklären, „je nachdem es David braucht, behauptet er gleichzeitig, ich sei mit der Mehrheit gegangen, und ich sei in der Minderheit geblieben“.

Um diese etwas verschwommene Angelegenheit endlich ins reine zu bringen, will ich folgendes konstatieren. Als Kautsky in der Fraktions-

sigung erschien, zu der man ihn als historisch-theoretische Autorität geladen, war er, wie er selbst bestätigt, für die Stimmhaltung. Als er damit keinen Anklang fand, befürwortete er die Zustimmung unter Bedingungen. Aber auch damit fand er auf keiner Seite Anklang, weil offenbar auch seine Freunde ganz anderer Meinung waren, wie er, über die machtfteigernde Wirkung einer solchen Pressionspolitik in einer solchen Situation. Man wählte ihn dann in die Unterkommission, die die von der Fraktionsmehrheit vorgelegte Resolution einer Schlußbearbeitung unterziehen sollte. In dieser Kommission wurde einigen Abänderungsvorschlägen Kautskys Rechnung getragen, worauf Kautsky dem ganzen seine Zustimmung gab und einstimmig mit uns beschloß, sie nunmehr der Fraktion zur en bloc-Aannahme zu empfehlen. Das bedeutete also eine Empfehlung der „bedingungslosen“ Kreditbewilligung. Man sieht, mit wie gutem Rechte ich gleichzeitig behaupten konnte, Kautsky sei in der Minderheit geblieben und er sei mit der Mehrheit gegangen. Beides ist eben richtig. Im Laufe von drei Tagen kam Kautsky zu drei verschiedenen Entschlüssen. Dann setzte sich das Wandelspiel alsbald mit einer Wendung nach der verneinenden Seite fort mit dem Ergebnis: Kautsky als Führer der Opposition.

Die Politik ist bekanntlich die Kunst des Möglichen. Kautsky aber scheint etwas ganz Unmöglichem nachzujagen. Er hat sich offenbar in den Kopf gesetzt, unserer Bewegung bei den schweren Entscheidungen des Weltkrieges zugleich den Dienst einer Wetterfahne und eines Wegweisers zu leisten. Er sollte doch einsehen, daß es selbst seinem politischen Genie nicht gelingen kann, beides zu vereinigen.

VIII.

Der Kampf ums linke Rheinufer.

Es ist unerhört, daß ich nach wie vor die Behauptung verfechte, der „französischen Bourgeoisie“ sei bei Kriegseintritt das linke Rheinufer „als lockendes Siegesziel“ erschienen. Kautsky fuhr mich darob grimmig an: woher ich wisse, daß das in dem russisch-französischen Bündnisvertrag stehe. Das hatte ich zwar gar nicht behauptet, aber ich gestattete mir die Gegenfrage: ob Kautsky etwa wisse, daß der neue Bündnisvertrag die Erstrebung des Zieles der früheren französisch-russischen Allianceverträge ausschließe? Statt darauf zu antworten, dehnt er seine These von der Bescheidenheit der französischen Staatsmänner und der Harmlosigkeit ihrer Bündnisse mit Rußland auch auf die Vergangenheit aus. Kautsky schreibt:

„Wir finden keineswegs im Laufe des 19. Jahrhunderts eine ständige, nur zeitweise unterbrochene Allianz zwischen Frankreich und Rußland, durch die ersteres auf Kosten Deutschlands vergrößert werden sollte.“

Der leitende Grundsatz der russischen Politik war vielmehr der, Frankreich und Deutschland in stetem Gegensatz zueinander zu halten und dadurch beide zu schwächen und die eigene Oberherrschaft über Europa zu stärken.“

Das „vielmehr“ im zweiten Satz ist völlig widersinnig. Die Absicht, Deutschland und Frankreich in Feindschaft zu erhalten, schließt den Plan, letzteres auf Kosten des ersteren zu vergrößern, nicht aus. Im Gegenteil dieser dient ihr.

Die Abstreitung einer sich ständig erneuernden Alliance zwischen Frankreich und Rußland im Laufe des vorigen Jahrhunderts mit dem Ziel der Eroberung deutscher Gebietsteile ist ein sehr Kühnes Unterfangen des Historikers Rautsky. Richtig in seiner Auseinandersetzung darüber ist nur die Tatsache, daß im Tilsiter Vertrag 1807 die Abtretung des linken Rheinufers nicht mehr besonders vorgesehen war. Napoleon besaß es schon, und der Tilsiter Vertrag schnitt noch ganz anders ins deutsche Land ein. Durchaus falsch ist es dagegen, wenn Rautsky den weiteren Verlauf der Geschichte so darstellt, als ob zur Zeit der heiligen Alliance, weil diese ein Bündnis Rußlands mit Preußen und Oesterreich war, keine Alliance zwischen Rußland und Frankreich mit dem Ziel deutscher Gebietserwerbungen bestanden habe; daß sich diese beiden Mächte erst nach dem Krimkrieg wieder einander genähert hätten.

Da ich in den Augen Rautskys als Historiker natürlich ganz und gar keinen Kredit habe, so muß ich wieder zu Friedrich Engels meine Zuflucht nehmen. In seiner Schrift: „Savoyen, Nizza und Rhein“ (1860), schreibt er:

„Zweimal in diesem Jahrhundert hat sich Rußland mit Frankreich verbündet, und jedesmal hatte die Allianz die Teilung Deutschlands zum Zweck oder zur Basis. — Das erstemal auf dem Floß bei Tilsit. Rußland gab Deutschland vollständig dem französischen Imperator preis und nahm sogar, zum Unterpfand dafür, ein Stück von Preußen an. Dafür erhielt er freie Hand in der Türkei; es beeifelte sich, Bessarabien und die Moldau zu erobern und seine Truppen über die Donau zu schicken. Daß Napoleon bald nachher „die türkische Frage studierte“ und seine Meinung über den Gegenstand bedeutend veränderte, war für Rußland einer der Hauptgründe zum Kriege von 1812. — Das zweitemal 1829. Rußland schloß mit Frankreich einen Vertrag, wonach Frankreich das linke Rheinufer und Rußland dafür freie Hand in der Türkei bekommen sollte.“

Dieser zweite Vertrag fiel also mitten in die Zeit der Heiligen Allianz. Friedrich Engels sagt in der Schlußzusammenfassung noch einmal darüber: „1829 schloß Rußland mit dem Ministerium Polignac den seit 1823 durch Chateaubriand vorbereiteten (und von ihm öffentlich eingestandenen) Vertrag, der das linke Rheinufer an Frankreich verschachtelte.“ — Das scheint Rautsky gänzlich unbekannt geblieben zu sein! Da nimmt es sich wirklich etwas komisch aus, wenn der hochgelehrte Mann mir die Zensur: ungenügend in Geschichte, glaubt erteilen zu dürfen.

Weiter! Von dem Bündnis zwischen Frankreich und Rußland nach dem Krimkrieg, also dem dritten im Laufe des Jahrhunderts, erklärt Rautsky: „aber die Spitze der Annäherung richtete sich gegen Oesterreich, nicht gegen Preußen“. Also auch dieses Bündnis bedeutete offenbar für Rautsky keine Gefahr hinsichtlich des linken Rheinufers. Daß dies doch der Fall war, trotz der in erster Linie gegen Oesterreich gerichteten Spitze, bezeugt wiederum Engels in der genannten Schrift. Die zwischen Louis Napoleon und Gortschakoff eingegangenen schriftlichen Verpflichtungen sahen nach Engels folgende drei Möglichkeiten vor:

Entweder macht Oesterreich am Mincio Frieden, verliert die Lombardie und wird, von Preußen und England isoliert, leicht zu bewegen sein, in die russisch-französische Allianz einzutreten, „deren weitere Zwecke

(Teilung der Türkei, Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich) dann auf anderem Wege verfolgt werden". — Oder es kämpft weiter, unterliegt, wird aus ganz Italien vertrieben, Lombardei und Venedig fallen an Piemont, Savoyen und Nizza an Frankreich. — Oder aber der Deutsche Bund tritt an Oesterreichs Seite; „dann tritt Rußland aktiv in den Kampf ein — Frankreich erhält das linke Rheinufer und Rußland bekommt freie Hand in der Türkei“.

So sah Engels die Sachlage zu jener Zeit an, und dementsprechend erklärt er am Schluß der genannten Schrift:

„In diesem Augenblick noch droht uns die russisch-französische Allianz. Frankreich selbst kann uns nur in einzelnen Momenten gefährlich werden, und auch dann nur durch die Allianz mit Rußland. Aber Rußland bedroht und insultiert uns stets, und wenn Deutschland sich dagegen erhebt, dann setzt es den französischen Gendarmen in Bewegung durch die Aussicht auf das linke Rheinufer.“

Und daran knüpft er dann folgende, nicht gerade sehr pazifistische Betrachtung:

„Sollen wir es uns noch länger gefallen lassen, daß dies Spiel mit uns getrieben wird? Sollen wir 45 Millionen es noch länger dulden, daß eine unserer schönsten, reichsten und industriellsten Provinzen fortwährend zum Köder dient, den Rußland der Prätorianerherrschaft in Frankreich vorhält? Hat das Rheinland keinen anderen Beruf, als vom Krieg überzogen zu werden, damit Rußland freie Hand an der Donau und Weichsel bekommt — das ist die Frage. Wir hoffen, daß Deutschland sie bald mit dem Schwert in der Hand beantwortet. Halten wir zusammen, dann werden wir den französischen Prätorianern und den russischen Kaputschits schon heimleuchten.“

So Engels über die sich ständig erneuernde russisch-französische Allianz im vorigen Jahrhundert. An diese Dinge denkend, hatte ich die Vermutung ausgesprochen, daß der vierte russisch-französische Vertrag den Zielen der früheren Verträge nicht im Wege stehe. Es ist fast komisch, daß Kautsky sich mit so ungeheurem Eifer ins Zeug legt, um die Regierung der französischen Bourgeoisie und die hinter ihr stehenden Revanchepolitiker und Imperialisten vor dem Verdacht zu schützen, auch noch nach 1870 das linke Rheinufer als Ziel eines siegreichen Krieges im Herzen getragen zu haben. Geradezu lächerlich aber ist es, wenn er unter Hinweis auf die „wiederholten freundschaftlichen Zusammenkünfte und Abmachungen zwischen dem deutschen und dem russischen Kaiser“ ausruft: „Wie wäre das möglich gewesen, wenn man dem französisch-russischen Bündnis eine aggressive Tendenz zur Verkleinerung Deutschlands zugeschrieben hätte.“ Heilige Einfalt! — Weiter schreibt er: „Keinem französischen Politiker, auch nicht dem chauvinistischsten Heißsporn der Patriotenliga wäre es vor dem Kriege eingefallen, vom linken Rheinufer zu sprechen. Selbst von der Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens sprach man mehr als von einer überkommenen Verpflichtung, als von einem Bedürfnis.“ Nachmals: Heilige Einfalt! Und der Mann spottet über meine „lecken Vermutungen“ und erhebt für sich den Anspruch auf „realistische Geschichtsschreibung“.

Ja, er unternimmt den Versuch, uns Friedrich Engels für einen eben solchen „marginalistischen Realpolitiker“ zu verkaufen, wie er selbst einer ist. Ich habe darauf hingewiesen, daß Engels in dem vielgenannten Artikel von 1892 (1) im Falle einer Niederlage Deutschlands den Verlust des linken Rheinufers als notwendige Folge erklärt.

Aber bei Engels steht kein Wort von dem französisch-russischen Vertrag, ruft Kautsky:

„Ueber den konnte Engels schon deshalb nichts schreiben, weil die Annäherung zwischen Frankreich und Rußland damals noch nicht zu einem förmlichen Abkommen geführt hatte. Engels spricht hier nicht von den Absichten der französischen Staatsmänner bei Abschluß des Vertrages, sondern von den Wirkungen, die ein überwältigender Sieg der beiden Verbündeten über Deutschland nach sich ziehen dürfte.“

Bleiben wir gefälligst bei dem Kern unserer Streitfrage, Genosse Kautsky. Auch ich habe nicht „von den Absichten der französischen Staatsmänner bei Abschluß des Vertrages“, sondern ich habe lediglich von dem linken Rheinufer als einem lockenden Ziel für die französischen Imperialisten und Revanchepolitiker bei Ausbruch des Krieges gesprochen. Was aber die Absichten der Väter des Vertrages betrifft, so war Engels offenbar der Meinung, daß auf russischer Seite die Absicht vorhanden war, Frankreich das linke Rheinufer zuzuweisen. Denn er sagt ja in jenem Artikel: „Selbst wenn Frankreich diese Eroberung zurückwies, Rußland würde sie ihm aufzwingen.“ Und daß Engels die Staatsmänner der dritten Republik keineswegs für so harmlose Lämmer ansah wie Kautsky, zeigt das: „selbst wenn“! — Auf jeden Fall aber beweist der zitierte Satz, daß Engels durchaus nicht der Meinung war, daß die neue russisch-französische Allianz die Annexion des linken Rheinufers durch Frankreich ausschliesse. Kautskys gegenteilige Auffassung beruht lediglich auf einer sehr optimistischen Einschätzung der Psychologie eines Poincaré und Delcassé.

Was aber die Bemerkung Kautskys betrifft, Engels habe über den neuen Allianzvertrag schon deshalb nichts schreiben können, weil die Annäherung zwischen Rußland und Frankreich damals noch nicht zu einem „förmlichen Abkommen“ geführt hatte, so erwidere ich darauf: Erstens ist das Wörtchen „förmlich“ zwar sehr klug angebracht, es hätte aber, selbst wenn es stimmte, sachlich gar keine Bedeutung. Zweitens hat Engels über die neue Allianz geschrieben; nämlich in einem Brief an Sorge vom 24. Oktober 1891 (!), wo folgendes zu lesen ist:

„Trotz der russischen Hungersnot wird die Kriegsgefahr größer. Die Russen wollen die neue französische Allianz (!) rasch und gründlich diplomatisch ausbeuten, und obgleich ich überzeugt bin, daß die russische Diplomatie keinen Krieg will und die Hungersnot ihn blödsinnig erscheinen lassen würde, so können doch militärische und panslawistische (jetzt von der sehr starken industriellen Bourgeoisie behufs Marktausdehnung unterstützte) Strömungen das Oberwasser bekommen und ebenso in Wien, Berlin oder Paris Dummheiten passieren, die den Krieg zum Ausbruch bringen. Ueber diesen Punkt haben Bebel und ich korrespondiert, und wir sind der Ansicht, daß, wenn die Russen Krieg mit uns anfangen, die deutschen Sozialisten à outrance auf die Russen und ihre Bundesgenossen, wer sie auch seien, loshauen. Wird Deutschland erdrückt, dann auch wir, während der Kampf im günstigsten Falle ein so heftiger wird, daß Deutschland sich nur durch revolutionäre Mittel halten kann, und daß daher sehr möglicherweise wir gezwungen werden, ans Ruder zu kommen und 1793 zu spielen. Bebel hat darüber in Berlin eine Rede gehalten, die in der französischen Presse viel Aufsehen gemacht. Ich werde versuchen, dies den Franzosen in ihrer eigenen Sprache klar zu machen, was nicht leicht ist. Aber obwohl ich es für ein sehr großes Bed. halte, wenn es zum Kriege käme und wenn dieser uns vorzeitig ans Ruder brächte, so muß man doch für diesen Fall

gerüstet sein, und es freut mich, daß ich da Bebel, der weitaus der tüchtigste unserer Leute ist, auf meiner Seite habe."

Kautsky dürfte wohl nun selbst finden, daß er den Kampf ums linke Rheinufer endgültig verloren hat. Aber er merkt wohl auch, daß er mit dem zitterten Brief von Engels noch etwas anderes verloren hat, nämlich den Kampf um Engels als Schwurzeugen für eine der meinigen „entgegen-gesetzte Taktik". Hier interpretiert nämlich Engels selbst seinen so viel interpretierten Aufsatz für den Almanach des „Parti ouvrier", der nachmals in der „Neuen Zeit" erschien.

Also, Genosse Kautsky, worauf es Engels ankam, war, „den Fran-zosen in ihrer eigenen Sprache klarzumachen", daß in einem Kriege nach Ost und West „die deutschen Sozialisten à outrance (rücksichtslos) auf die Russen und ihre Bundes-genossen, wer sie auch seien, loshauen". Dabei sagt uns Engels auch nochmals, daß es für dieses Loshauen gegen Rußland und seine westlichen Bundesgenossen ganz einerlei sei, wie die innerpolitischen Dinge in Deutschland gehen; einerlei also, ob die bürgerliche Regierung am Ruder bleibt oder ob wir das „sehr große Pech" haben, „g e z w u n g e n z u w e r d e n", vorzeitig ans Ruder zu kommen.

Kautsky behauptete, Engels habe die taktische Weisung geben wollen, dieses „sehr große Pech" zu erstreben. Mit dieser Behauptung hat er, wie man sieht — sehr großes Pech!

IX.

Das Glanzstück.

Nun zur „Märchenprinzessin"! Es handelt sich um den Brief aus der russischen Hofgesellschaft, von dem ich Gebrauch machte, weil er auf die Wirkung, die der Besuch Poincarés und Vivianis in Petersburg gehabt hatte, ein bezeichnendes Licht wirft. Kautsky erklärte dazu, man habe nicht die mindeste Gewähr für seine Echtheit, weder der Name der Schreiberin, noch der des Empfängers, noch des „Freundes" der „Münchener Post", der in den Brief Einsicht nahm, sei genannt. Ich antwortete, ich hätte mich natürlich über alles dieses informiert, bevor ich den Brief als Quelle verwertete. Ich würde es nun aber auch so halten, wie jeder gewissenhafte Abgeordnete oder Redakteur es in ähnlichen Fällen tut, d. h. ich würde meine Quelle nicht preisgeben, solange triftige Gründe dafür vorliegen; es müsse Kautsky genügen, daß ich mit meiner Person für die Zuverlässigkeit meiner Quelle einstehe. Mit aller Entschiedenheit müsse ich sonach den Vorwurf, die Mitteilung irgendeiner „anonymen Dame" ungeprüft übernommen zu haben, zurückweisen.

Damit komme ich nun aber bei Kautsky schön an. Er ruft:

„Handelte es sich nicht um eine fürchtbar ernsthafte Sache, dann gäbe es auf diese „mit aller Entschiedenheit" vollzogene „Zurückweisung" nur eine Antwort: ein helles Gelächter. — Denn nichts kann komischer wirken, als wenn ein Historiker, der auf-gefordert wird, seine Quelle zu nennen, sich hinter dem Redaktionsgeheimnis ver-treibt."

So, so! Ich schreibe in meinem Buche aktuelle politische Geschichte, tue damit genau dasselbe, was der Verfasser politischer Aufsätze in Zeit-schriften oder Tageszeitungen oder, was ein Parlamentarier tut, wenn er für sein Thema wichtiges Belegmaterial öffentlich vorträgt. Der politische

Redner oder Schriftsteller ist also nach Kautsky verpflichtet, wenn ihm wertvolles Material zugeht, dieses entweder unbenutzt zu lassen oder der Öffentlichkeit seine Quelle aufzudecken, auch wenn er weiß, daß das nur mit Gefahr für die beteiligten Personen geschehen kann. Das ist eine höchst erstaunliche Auffassung von den Rechten und Pflichten des politischen Publizisten. Das von mir eingehaltene Verfahren geschieht in tausend und abertausend Fällen von unseren Vertretern in den Parlamenten und Redaktionen. Es ist zwar bekannt, daß gewisse Gegner ihnen unangenehme Enthüllungen und die Enthüller glauben durch den Zuruf: Namen nennen! Namen nennen! diskreditieren zu können. Es ist aber auch bekannt, was wir auf solche plumpen oder denunziatorischen Zurufe hin zu antworten pflegen.

Und nun kommt Kautsky, der Redakteur eines Parteiorgans, und erklärt, es sei nicht zulässig, „sich hinter das Redaktionsgeheimnis zu vertriehen“. Namen nennen, Namen nennen! ruft er in einem Falle, wo er sich doch selbst sagen müßte, daß das Preisgeben meiner Quelle unter Umständen die schlimmsten Folgen für die betreffenden Personen haben kann. In der Tat ein feines Verfahren, das dem Chef einer sozialdemokratischen Redaktion alle Ehre macht.

Die Begründung, die er ihm gibt, ist mehr als fadenscheinig. Das Einstehen eines sozialdemokratischen Abgeordneten genügt ihm nicht. Mit Emphase erklärt er: „Ich bedaure, als gewissenhafter Historiker nur solche Quellen anerkennen zu dürfen, bei denen eine Nachprüfung durch andere möglich ist. Kein Mensch kann mit seiner Person dafür einstehen, daß er gegen Täuschungen und Mystifikationen gefeit sei.“ — Ja, zum Teufel, was hinderte denn den Genossen Kautsky, wenn er die Verpflichtung fühlte, meine Quellen nachzuprüfen, sich um näheren Aufschluß an die Redaktion der „Münchener Post“ zu wenden? Das war doch im gegebenen Falle der nächstliegende und für jeden gewissenhaften Politiker nach Lage der Dinge einzig gangbare Weg, und ich bin überzeugt, daß ihm derselbe völlig ausreichende Aufschluß zuteil geworden wie mir, — natürlich unter der Bedingung, daß er es als Ehrensache ansehe, sich gefährlichen Nachforschungen gegenüber „hinter das Redaktionsgeheimnis zu vertriehen“.

Statt dessen hält er es für richtig, von mir die öffentliche Namensnennung in einem solchen Falle zu verlangen, und weil ich mich zu einer solchen Pflichtvergessenheit nicht bereit fand, glaubt er, meine Gewissenhaftigkeit in Frage stellen zu dürfen. Höher geht's kaum noch!

Ueber die mutmaßliche Herkunft jenes Schriftstücks aber gibt der „gewissenhafte Historiker“ dann folgendes von sich:

„So mag sich etwa ein Budapester Schmod das Verhältnis zwischen den Regierungen Frankreichs und Rußlands und den revolutionären Massen in diesem Lande vorstellen, aber doch nicht eine Persönlichkeit Rußlands, die etwas von den Dingen versteht. Der Brief sieht mehr aus, als sei er einem österreichischen Kaffeehaus, denn einem Petersburger Fürstenpalast entsprungen. Die „Münchener Post“ gibt an, „ein Mitglied der österreichischen Aristokratie“ habe die Veröffentlichung des Schreibens aus „nationalen Gründen“ veranlaßt. Wenn ein Brief dunkler Herkunft zu einem bestimmten praktischen Zweck veröffentlicht wird, dann wird kein gewissenhafter Historiker ihn ohne weiteres als Quelle benutzen, am allerwenigsten aber

während eines Krieges. Da werden die Leidenschaften aufs höchste angeheizt, steigt die Leichtgläubigkeit unermesslich, wird die Fähigkeit gewissenhafter, vorurteilsloser Prüfung auf ein Minimum reduziert. Das ist die Zeit, in der Lügen, Fälschungen, Mystifikationen am besten gedeihen, am üppigsten in die Halme schießen."

Diesen Phantasien gegenüber erkläre ich: Der Brief stammt wirklich aus einem Petersburger Fürstenpalast. Er lag der „Münchener Post“ im Original zur Einsicht vor. Die Namen der Schreiberin und des Empfängers sind der Redaktion und mir bekannt. Von Fälschung oder Mystifikation kann keine Rede sein. — Kautsky meint, das Schreiben hätte, wenn es für echt gehalten würde, „die Sensation der ganzen Welt hervorrufen müssen“. Es ist also echt, Genosse Kautsky! Hoffentlich ruft es nun bei Ihnen wenigstens insoweit eine gewisse Sensation hervor, daß Sie stußig werden in Ihrem Bemühen, die Poincaré, Viviani und Delcassé als so ganz unschuldsvolle Engel hinzustellen.

Wenn Kautsky aber das Schreiben und die sonstigen für meine Auffassung sprechenden Momente nicht genügen, so trägt vielleicht die neuerliche Veröffentlichung des Sekretärs des „Komitees für demokratische Kontrolle“, E. D. Morels, dazu bei, ihn in seiner seltsamen Voreingenommenheit zu erschüttern. Morel teilt im „Labour Leader“ vom 24. Juni mit, daß infolge einer Mitteilung des englischen Botschafters in Wien die französischen und russischen Staatsmänner bei ihrer Zusammenkunft in Petersburg am 21. Juli vorigen Jahres bereits Kenntnis hatten von dem beabsichtigten Schritt Oesterreichs gegen Serbien, und daß „die Entscheidung der französisch-russischen Kombination zweifellos damals schon gefallen sei“. („the decision of the franco-russian combination was than no doubt arrived at.“) —

Der von mir zitierte Brief aus der russischen Hofgesellschaft beginnt: „Die eigentliche Entscheidung war schon bei der Anwesenheit Poincarés und Vivianis in Petersburg gefallen.“ —

X.

Zum Abschied!

Zum Schluß erlaubt sich Kautsky den Anwurf gegen mich, mit meiner „Art von Geschichtschreibung“ treibe ich „leichtfertige Völkerverheugung“. Auf diese Verdächtigung der Lauterkeit meiner Absichten als sozialdemokratischen Politikers habe ich ihm folgendes zu sagen:

Ich gehöre zu denen, die auf dem Gebiete der auswärtigen Politik seit Jahren nichts eifriger ersehnt und erstrebt haben, als eine Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich. Als der Krieg ausbrach, habe ich die Zertrümmerung des noch wenige Wochen vorher in Basel so erfreulich geförderten Werkes aufs schmerzlichste empfunden. Zu Beginn habe ich den Gedanken einer baldigen Einstellung des Gemehels wenigstens zwischen den Franzosen und uns unter mildesten Bedingungen für Frankreich zu fördern gesucht. Es hat auch später, trotz der immer wilderen Haßkampagne, die von drüben geführt und leider auch von sozialistischer Seite zum Teil mitgemacht wurde, keine Stunde gegeben, wo ich die Hoffnung aufgegeben hätte, mit Frankreich zu einem verständigen Frieden und dann später zu freundschaftlicher Annäherung zu kommen.

Aber gerade weil ich dies, trotz allem, was geschehen ist, auch heute noch hoffe und erstrebe, habe ich es für nötig gehalten, den französischen Sozialisten die Sache des Krieges in einem anderen Lichte zu zeigen, als sie sie in ihrer leidenschaftlichen Wut gegen die „boches“ sehen. Sie halten das deutsche Volk für ein Volk von Barbaren, das von einem auf Völkermord und Länderraub sinnenden Attila frivol in den Krieg gerissen wurde. Ihre eigenen Staatsmänner gelten ihnen als Friedensengel, die im Bunde mit den russischen und englischen Friedensengeln alles getan haben, das Unheil abzuwenden. Von dieser Auffassung aus sehen sie in unserer Haltung die Parteinahme für eine ungerechte Sache, werfen uns Verrat an den Grundsätzen des Sozialismus, der Sache der Kultur und Freiheit vor. Wir sind in ihren Augen willfährige Werkzeuge eines verbrecherischen „Kaiserismus“. Auf ihrer Seite dagegen sehen sie das lauterste Recht und vermeinen, Seite an Seite mit dem Zaren für die Freiheit und Kultur der ganzen Welt kämpfen zu müssen, bis der deutsche Raubstaat zerschmettert am Boden liegt und das „weltgeschichtliche Verbrechen“ der deutschen Nation seine weltgeschichtliche Sühne gefunden habe. Von diesem Standpunkt aus weisen sie jeden Versuch auf Verständigung und Wiederannäherung zurück und antworten mit Hohn und Beleidigungen auf jedes von unserer Seite gesprochene Wort vom Frieden.

Gibt es da einen anderen Weg, eine Wiederannäherung zu ermöglichen, als den von mir vorgeschlagenen, den Franzosen so klar und sachlich wie möglich darzulegen, wie die Sache von uns aus betrachtet aussieht? Kann man auf andere Weise hoffen, ihre falschen Vorstellungen und ihre daraus abgeleiteten verkehrten Urteile und Absichten zu erschüttern? Das Verfahren Kautskys dagegen läuft darauf hinaus, die französischen Sozialisten in ihren verkehrten Auffassungen über ihre Diplomatie und in ihrer fanatischen Verblendung uns gegenüber noch zu bestärken.

Wer die Internationale wieder aufrichten will, der sollte nicht damit beginnen, die deutsche Sozialdemokratie herabzusetzen. Erst wenn die Auslandsparteien zur Erkenntnis kommen, daß die deutsche Sozialdemokratie so gehandelt hat, wie sie im Interesse ihres Landes und ihrer Sache handeln mußte, ist eine Wiederannäherung möglich. Diese Erkenntnis zu fördern ist Zweck meines Buches. Kautsky tut das Gegenteil: er fördert die im Ausland gegen uns betriebene Hege. Darum fällt der gegen mich geschleuderte Anwurf „leichtfertiger Völkerhegung“ auf ihn selbst zurück.

Kriegssteuer und Monopole in der Schweiz.

Von Dionys Zinner.

Der Krieg hat auch in der Schweiz, obwohl sie bisher von seinem blutigen und verheerenden Treiben verschont geblieben ist und hoffentlich davon auch fernerhin verschont bleiben wird, viele Veränderungen und Neuerungen bewirkt, und zwar auch solche von erheblicher und einschneidender Bedeutung. Damit ist auch manche alte grundsätzliche Forderung der sozialdemokratischen Partei, wie zum Beispiel die nach einer direkten Bundessteuer, erfüllt worden.

Unsere Partei hat seit jeher die Einseitigkeit der Finanzwirtschaft des Bundes, die Deckung seiner Bedürfnisse fast ausschließlich mittels indirekter Besteuerung durch Zölle zu suchen, aus verschiedenen Gründen bekämpft und direkte Steuern zur Schaffung einer solideren Grundlage für die Bundesfinanzen gefordert. Wir konnten für diese unsere Forderung die Erfahrungen mit den Wirtschaftskrisen anführen, die mit dem Rückgang des Außenhandels immer auch eine Verminderung der Zolleinnahmen und damit eine Erschütterung der Staatsfinanzen zur Folge hatten, die daher für die Staatswirtschaft, die eine gewisse Stabilität oder fortschreitende Verbesserung ihrer Finanzen notwendig hat, sehr schädlich sind. Bilden direkte Steuern die Haupteinnahmequellen des Staates, so ist seine Finanzwirtschaft mehr gesichert und weniger erschütternden Schwankungen preisgegeben. Die sozialdemokratische Forderung der direkten Bundessteuer steht freilich auch im Zusammenhang mit unserer ablehnenden Stellung gegen die Zölle, insbesondere gegen die Lebensmittelzölle, gegen die sich mit beschränkenden Bestimmungen übrigens auch die Bundesverfassung selbst richtet. Die „mäßigen“ Lebensmittelzölle, von denen diese spricht, sind jedoch ein dehnbarer Begriff, wie etwa der berühmte „besonnene sozialpolitische Fortschritt“ der kapitalistischen Parteien.

Noch schlimmer als alle Wirtschaftskrisen hat der Krieg die Finanzwirtschaft des Bundes in Unordnung gebracht, indem die Zolleinnahmen von 64 472 213 Fr. im Jahre 1914 um 20 065 915 Fr. hinter jenen von 1913 zurückblieben und die Staatsrechnung des Bundes bei 100 843 845 Fr. Gesamtausgaben mit einem Defizit von 22 533 117 Fr. abschließt, dieses sich also fast deckt mit dem Ausfall in den Zolleinnahmen.

Die sozialdemokratische Forderung nach Einführung einer direkten Bundessteuer zur besseren Sicherung der Bundesfinanzen hatte in Friedenszeiten keinen Erfolg, so oft sie auch von den sozialdemokratischen Abgeordneten im Nationalrat erhoben wurde. Es mußte erst der Weltkrieg kommen, um die bürgerlichen Parteien und den Bundesrat dafür geneigt zu machen. 200 Millionen Frank Mobilisationskosten, andauernder Rückgang der Zolleinnahmen und alle unsicheren Aussichten für die zukünftige Finanzpolitik führten zu dem Beschlusse der Bundesversammlung, von allen Einkommen über 2500 Fr. und allen Vermögen von über 10 000 Fr. eine einmalige Kriegsteuer von $\frac{1}{2}$ bis 8 Prozent vom Einkommen und von 1 bis 15 Promille vom Vermögen zu erheben, und zwar von physischen wie juristischen Personen, also auch von Aktiengesellschaften, Genossenschaften usw. Diese Kriegsteuer soll über 80 Millionen Frank Einnahmen ergeben, wovon aber 20 Prozent die Kantone, die die Steuer zu erheben haben und also nur 80 Prozent oder eventuell 64 Millionen Frank der Bund erhalten sollen.

Diese einmalige direkte Einkommens- und Vermögenssteuer ist in der Volksabstimmung vom 6. Juni, nachdem sämtliche Parteien mit Einschluß der sozialdemokratischen, dafür eingetreten waren, mit 444 505 gegen nur 27 352 Stimmen und von sämtlichen 25 Kantonen der deutschen wie der französischen und der italienischen Schweiz angenommen worden. Dieser mitten in der Kriegszeit vorgenommenen Volksabstimmung kommt in verschiedenen Beziehungen außerordentlich große Bedeutung zu. Einmal steht sie einzig da mit der fast einstimmigen Annahme einer Vorlage und noch dazu einer Steuervorlage in der ganzen Geschichte des schweizerischen

Referendums. Sodann bekundet sie den einmütigen Willen des gesamten Schweizer Volkes mit seinen drei Nationen an der Unabhängigkeit, Selbstständigkeit und Neutralität mit allen notwendigen Opfern unerschütterlich festzuhalten. Die schweizerische Demokratie und damit die Demokratie als freihetliches Staatsideal überhaupt hat einen glänzenden und wichtigen Tag erlebt.

Die Volksabstimmung vom 6. Juni 1915 bedeutet auch den Sieg des Grundgesetzes der direkten Bundessteuer, den Sieg einer sozialdemokratischen Forderung. Daran ändert der Umstand nichts, daß es sich diesmal nur um eine einmalige Bundes-, und zwar Kriegsteuer handelt; die Logik der Tatsachen und der Entwicklung wird auch zur dauernden direkten Bundessteuer führen.

Vorläufig will allerdings der schweizerische Bundesrat eine neue indirekte Bundessteuer in Form des *staatlichen Tabakmonopols* einführen, das auch den 80 Prozent Steuerzahlern, die von der einmaligen Kriegsteuer verschont bleiben, Gelegenheit geben soll, ihr Opfer auf dem Altar des Vaterlandes darzubringen und dauernd zur Aufbringung der nötigen Finanzmittel des Bundes beizutragen. Also zu der indirekten Steuer der Zölle noch die indirekte Steuer des Tabakmonopols, die der Krieg dem Schweizer Volke beschert!

Es liegt bereits ein von den beiden Experten Milliet-Bern, Direktor des staatlichen Alkoholmonopols, und Nationalrat Frei-Zürich, Handelskammersekretär, im Auftrage des Bundesrats ausgearbeiteter Gesetzentwurf mit eingehender Begründung vor. Der 12 Artikel enthaltende Gesetzentwurf bietet nichts Besonderes. Er läßt den inländischen Tabakbau nur für Rechnung der Monopolverwaltung zu und berücksichtigt die gegenwärtigen Sätze der schweizerischen Tabakindustrie. Die Einfuhr ausländischer Tabakfabrikate ist unter den von der Verwaltung aufgestellten Bedingungen auch Privatpersonen gestattet. Ihre eigenen Tabakfabrikate verkauft die Monopolverwaltung an jedermann; Wiederverkäufer mit offenen Verkaufsläden erhalten 10 Prozent Rabatt, bei größeren Bezügen $\frac{1}{4}$ Prozent mehr für je 5000 Frank, im ganzen jedoch nicht mehr als weitere 10 Prozent. Mit Bewilligung der Verwaltung können auch Privatfabriken besondere Sorten von Tabakfabrikaten herstellen und ausführen, müssen aber bei gestatteter Tabakeinfuhr eine Gebühr von 3 Frank für je 100 Kilogramm Bruttogewicht entrichten. Zuwiderhandlungen gegen das Gesetz werden mit Geldbußen von 20 bis 1000 Frank, im Rückfall oder bei Vorhandensein erschwerender Umstände mit Gefängnis bis zu 6 Monaten und mit Geldbußen bis zu 10 000 Frank bestraft. Die Unternehmer, Angestellten und Arbeiter der durch das Monopol geschädigten Berufskreise erhalten aus Billigkeitsgründen Entschädigung.

Das Tabakmonopol soll einen jährlichen Reinertrag von 15 Millionen Frank abwerfen, der für die allgemeinen Staatsbedürfnisse verwendet wird. Die bisherigen jährlichen Einnahmen aus dem Tabakzoll betragen 3 Millionen Frank. Da für Amortisation und Entschädigungen 2 Millionen Frank vorgesehen sind, müßten 20 Millionen Frank Reingewinn erzielt werden. Zu diesem Zwecke sollen die Preise der Tabakfabrikate um 22 Prozent erhöht werden. Die jährlichen Gesamteinnahmen sind mit

52¼, die Ausgaben mit 32¼ Millionen Frank veranschlagt, so daß sich der gewünschte Gewinn von 20 Millionen Frank ergibt.

Das Monopolprojekt stößt auf mehrseitige Opposition. Selbstverständlich sind die Tabakfabrikanten, Zigarren- und Spezereihändler dagegen, aber auch die Tabakarbeiter und die Bauern sind Gegner. Die Opposition der unmittelbaren kapitalistischen Interessenten am Privatbetrieb ist keineswegs überraschend, sie wollen sich ihre Profite nicht rauben und auch nicht schmälern lassen. Bei den Bauern verwirft der Schafflesche „antikollektivistische Bauernschädel“ das Staatsmonopol; sie lehnen es aus prinzipiellen privattkapitalistischen Gründen ab und verlangen dafür eine Tabaksteuer, von der aber wieder die Tabakinteressenten nichts wissen wollen. Die Arbeiterschaft ist in ihrer Stellungnahme zum Monopol gespalten. Die freigewerkschaftlich organisierten Tabakarbeiter sind in Übereinstimmung mit der sozialdemokratischen Partei und dem großen Schweizerischen Arbeiterbund nur Gegner des fiskalischen Tabakmonopols, aber Freunde eines sozialen, dessen Erträgnisse für die Finanzierung der staatlichen Alters- und Invalidenversicherung Verwendung finden sollten. Auf dem gleichen Standpunkt stand im Jahre 1899 auch der Bundesrat selbst, der aber nun inzwischen eine ganze Schwenkung zum fiskalischen Monopol gemacht hat, um mit diesem die besitzenden Klassen bis auf weiteres vor einer dauernden direkten Bundessteuer zu bewahren und das Projekt der Alters- und Invalidenversicherung auf unabsehbare Zeit verschwinden zu lassen. Es liegt also bereits eine Schädigung der Sozialpolitik durch den Krieg vor. Das fiskalische Monopol, wie es jetzt von den Experten vorgeschlagen und voraussichtlich vom Bundesrat akzeptiert werden wird, lehnt die Sozialdemokratie ab.

Ein Teil der Tabakarbeiter, die im Kanton Aargau, wo der Hauptsitz der schweizerischen Tabakindustrie ist, eine lokale Gewerkschaft haben, bekennt sich in einem „Mahnruf“ an die Bundesversammlung und die gesamte Öffentlichkeit als grundsätzlicher Gegner jedes staatlichen Tabakmonopols, das zum Teil mit Gründen bekämpft wird, die den Unternehmerinteressen dienen. Die in Olten erscheinende sozialdemokratische „Neue Freie Zeitung“ bemerkt zu dem von ihr ebenfalls veröffentlichten „Mahnruf“, daß er in weiten Parteikreisen und anderen Parteiorganen als ein Machwerk des Unternehmertums bezeichnet wird! Dagegen verwahren sich aber die betreffenden Arbeiter in einer in dem obengenannten Parteiblatt veröffentlichten Erklärung.

In ihrem „Mahnruf“ schildern diese lokalorganisierten Tabakarbeiter die Folgen des staatlichen Tabakmonopols für die Tabakindustrie und insbesondere für deren Arbeiter als sehr trübe. Es würden vielleicht 40 Prozent von diesen arbeitslos und die Arbeits- und Lohnverhältnisse der in Arbeit verbleibenden Arbeiter empfindlich verschlechtert werden. Diese sind freilich von jeher leider schon schlecht genug. So berechnen die beiden Experten die Durchschnittslöhne der schweizerischen Tabakarbeiter auf 2,70 Frank pro Tag und 810 Frank pro Jahr! Die Monopolverwaltung würde den durchschnittlichen Jahreslohn auf 1100 Frank einschließlich der staatlichen Wohlfahrts-einrichtungen erhöhen, womit er zwar wesentlich höher und besser sein würde als er heute ist, aber immer noch unbefriedigend genug wäre.

Zugegeben wird von den Experten, daß von den jetzt bestehenden 247 Tabakfabriken unter der Herrschaft des Monopols vielleicht nur 25 mit 8000 Arbeitern, 25 Direktoren, 40 Werkführern, 49 Kontrolleuren, 40 Schreibern und Aushilfsangestellten aufrechterhalten werden würden. Ueberall, wo beispielsweise 50 oder mehr Tabakarbeiter heute beschäftigt sind, soll eine Tabakfabrik als Staatsbetrieb weitergeführt werden.

Indes ist dieses Monopolprojekt keineswegs gesichert. Beharren die Bauern bei ihrer Opposition, so wird es in der Volksabstimmung verworfen.

Ganz anders verhält es sich mit dem staatlichen Getreidemonopol, das als ein Gebot der Not, der Kriegsnot, sozusagen im Handumdrehen vom Bundesrat durch eine Verordnung eingeführt wurde. Da die Getreideversorgung der Schweiz mit reichen Lagervorräten seit langer Zeit einen munden Punkt bildete, auf den namentlich von sozialdemokratischer Seite immer wieder aufmerksam gemacht wurde, der aber wohl bei Kriegsausbruch der gesamten Bevölkerung in seiner furchtbaren Tragweite und Bedeutung zum vollen Bewußtsein kam, so mußte in dieser kritischen Situation sofort der Bundesrat eingreifen. In deutschen Rheinhäfen lagernde oder auf dem Rhein schwimmende, für die Schweiz bestimmte große Getreidemengen konnten nur mit Zustimmung der deutschen Regierung an ihr Ziel weiterbefördert werden. Darüber war übrigens mit dieser wie auch mit der französischen Regierung vom schweizerischen Bundesrat im Frühjahr 1914 für den Fall eines Kriegsausbruchs eine Verständigung erzielt worden, die sich nun als überaus wertvoll erwies. Das neutrale und mit der Schweiz im besten Freundschaftsverhältnis gestandene Italien verbot die Getreideausfuhr, und England konfiszierte das nach Rotterdam für die Schweiz unterwegs gewesene überseeische Getreide. Später gelang dann eine freundschaftliche Verständigung mit der italienischen Regierung für den Getreidetransport über Genua.

Der schweizerische Bundesrat sah sich genötigt, und zwar gemäß den bezüglichen Bestimmungen in den Abmachungen mit den französischen und deutschen Regierungen, den Getreideimport als staatliche Angelegenheit zu übernehmen, so daß damit schon das Monopol seinen Anfang nahm. Er errichtete in Bern ein Bureau für Getreideversorgung, erließ ein striktes Ausfuhrverbot für Getreide, lieferte den Mühlen das nötige Getreide und schrieb ihnen vor, nur eine Mehlsorte herzustellen und das Getreide bis zur mehlsreifen Kleie auszumahlen.

Am 9. Januar 1915 wurde in aller Form das staatliche Getreidemonopol eingeführt, und zwar durch folgende kurze Verordnung:

1. Die Einfuhr von Zerealien (sämtliches Getreide, Hafer, Mais und alle Mahlprodukte) wie der Kraftfuttermittel ist Sache des Bundes, der dafür sorgt, daß die eingeführten Waren lediglich für die Armee und die Bevölkerung verwendet werden.

2. Das Getreidebureau des Oberkriegskommissariates ist bevollmächtigt, die im Auslande befindlichen Vorräte schweizerischer Importeure zu erwerben.

3. In diesem Falle sind die Importeure von der Lieferungsspflicht gegenüber ihren Kontrahenten im Auslande befreit.

Die Monopolverwaltung hat die Getreide- und Mehlspreise festgesetzt. Bis zum Kriegsausbruch kosteten 100 Kilogramm Weizen 24 Frank, dann

stieg der Preis auf 30 Frank, Ende Dezember auf 35 Frank und beträgt heute 42 Frank; der Mehlp reis ab Mühle betrug am 4. November 1914 40 Frank, Ende Dezember 43,50 Frank, und der Brotpreis beträgt heute nahezu das Doppelte des Preises bei Kriegsbeginn.

Das Kriegs-Getreidemonopol wird voraussichtlich später zum dauernden staatlichen Monopol gestaltet werden. Der Bundesrat denkt jetzt schon daran, den schweizerischen Bauern einen höheren Getreidepreis zu bezahlen als der Weltmarktpreis ist, und es klingt dabei etwas demagogisch, wenn Agrarier wie Bundesrat einträchtig erklären, für das Importgetreide, durch das $\frac{9}{10}$ des Bedarfs der schweizerischen Bevölkerung gedeckt werden müssen, keinen Schutzzoll fordern zu wollen. Es soll aber dafür der für das schweizerische Getreide bezahlte höhere Preis auch für das importierte billigere Getreide berechnet werden, und dieses Verfahren wirkt dann für die Konsumenten wie für die Monopolverwaltung bzw. für die Bundesfinanzen wie ein hoher Getreidezoll. Aber der ominöse Zoll selbst ist dabei vermieden. Der Preis für das inländische Getreide soll seinen Produktionskosten entsprechen, über deren Höhe indes nichts gesagt wird. Die wird dann der berühmte Bauernsekretär Dr. Lau berechnen, dessen Produktionskostenstatistik in der Schweiz eine gewisse Berühmtheit erlangt hat. Auf jeden Fall sind unsere Agrarier fest entschlossen, dem Vaterland die größten Opfer zu bringen, wenn diese für sie selbst reichlichen Nutzen abwerfen. —

Der Krieg hat also bis jetzt der neutralen friedlichen Schweiz eine einmalige Kriegssteuer von 80 Millionen Frank und das Getreidemonopol gebracht, das zu einer dauernden Einrichtung mit weitgehender Begünstigung der Agrarier gemacht werden wird, und ferner das Tabakmonopol in Aussicht gestellt. Das sind neue Belastungen des Volkes, insbesondere der Konsumenten und der Lohnarbeiter, denen der Krieg schon Arbeitslosigkeit, Lohnreduktionen, Teuerung und Verelendung gebracht, so daß die kommende Friedenszeit wieder viel gutzumachen und darüber hinaus zu verbessern hat.

Unter solchen Umständen ist auch für die schweizerische Arbeiterschaft der einzige Sonnenstrahl die Erhaltung des Friedens!

Arbeiter- und Kriegsinvalidenfragen.

Von Adolf Braun.

Der Bevölkerungspolitiker wird geraume Zeit, nach Dezennien gemessen, ins Auge fassen, bevor die Zusammensetzung der europäischen Bevölkerung wieder im Altersaufbau ähnlich werden wird dem Aufbau an der Wende des 19. und 20. Jahrhunderts. Dabei sehen wir vollständig ab von der umgekehrten Auslese, die jeder Krieg, die Darwinsche Theorie auf den Kopf stellend, zur Folge hat. Mit dem allergrößten Interesse wird man der Bevölkerungsbewegung in den Jahren des Friedens entgegensehen, hat sich doch nach den bisherigen Kriegen immer eine Wiedergeburt der Bevölkerung mit scheinbar naturgesetzlicher Kraft gezeigt: Erhöhte Zahl der Eheschließungen und ein wachsender Geburtenüberschuß schienen mit Naturkraft der Welt ersetzen zu wollen, was auf den Schlachtfeldern verblutet ist. Ob sich diese so wunderbare Erscheinung in einer Periode einstellen wird, die bevölkerungspolitisch durch einen sichtbaren Geburtenrückgang gekennzeichnet war, diese Frage berechtigt zur gespanntesten Neugierde.

Nicht bloß die nach Jahrzehnten sich ergebende Ausgleichung des durch den Krieg gestörten Bevölkerungsgleichgewichtes erscheint wichtig, auch die Zusammensetzung der Bevölkerung, vor allem der Arbeiterklasse, in den Jahren nach dem Kriege zwingt uns nun schon während des Krieges unsere Aufmerksamkeit ab. Daß ein Krieg und noch dazu der größte, den die Weltgeschichte jemals gesehen hat, auf die Arbeiterbevölkerung, auf das Verhältnis der Altersklassen und der Geschlechter, auf die Abgrenzung der erwerbenden und nichterwerbenden Altersstufen tief einschneidend wirken muß, lehrt uns schon jeder Blick auf die gegenwärtige Kriegszeit, aber auch jedes Voraussehen in die Zeit des Friedens.

Heute sehen wir eine starke Heranziehung von Frauen und Mädchen, jugendlichen und älteren Männern, auch Halbinvaliden zu Arbeiten, die sonst nur von vollkräftigen Männern ausgeführt wurden. Zahlreichen Frauen werden gegenwärtig Arbeiten auferlegt, die so hohe körperliche Ansprüche stellen oder eine solche Widerstandskraft gegen den Einfluß starker Hitze, giftiger Dämpfe usw. voraussetzen, daß Frauen sie sonst meiden sollten und mieden. Wieweit die Frauen und Mädchen diese neuen Berufstätigkeiten bloß in der Kriegszeit ausüben werden, wieweit sie in diesen eroberten Gebieten auch im Frieden verbleiben werden, ist heute nicht abzusehen. Man muß es auch als offene Frage behandeln, ob diese Ausdehnung weiblicher Berufstätigkeit erkennbare Wirkungen für die kommenden Geschlechter durch Gefährdung der Gesundheit und der Kraft der Frauen haben wird. Damit erschöpft sich aber durchaus nicht die Wirkung des Eindringens der Frauenarbeit in neue Berufe. Jede Eroberung eines Erwerbsgebietes durch Frauen löst unter den gegenwärtigen Verhältnissen lohndrückende Tendenzen aus. Die Not der Kriegszeit hat zur Folge gehabt, daß, ganz abgesehen von dem Eindringen der Frauen und Mädchen in neue Berufe, in zahlreichen alten Berufen, wo Frauen und Mädchen auch früher schon tätig waren, diese sich heute in zahlreichen Stellen betätigen, wo früher Männerarbeit ausschließlich in Betracht kam. Aus mannigfachen Gründen haben bestimmte Industrie- und Handelsunternehmungen Frauen nicht beschäftigt, während ihre Konkurrenten schon die Frauenarbeit anwandten. Es mögen Vorurteile, es mögen Rücksichten, Gewohnheiten gewesen sein, die vor dem Kriege der Beschäftigung von Frauen und Mädchen in diesen Betrieben entgegenstanden haben. Diese geringe Einschätzung der Frauenarbeit, dieses Mißtrauen gegen die Frauenarbeit dürfte im Kriege vielfach überwunden worden sein durch die praktische Erprobung. Wieweit dieses Eindringen der Frauenarbeit auf die dauernde Festsetzung der Frauen einwirken wird, ist schwer zu erraten. Aber man wird mit der Wahrscheinlichkeit zu rechnen haben, daß um die Stellen, die die Frauen und Mädchen, das gilt auch für die Jugendlichen und für die Halbinvaliden, während der Kriegszeit eingenommen haben, nach der Rückkehr derer, die sich früher in diesen Stellen betätigten, mancherlei Differenzen erwachsen dürften.

Die Struktur der industriellen Betriebe hat sich im Verlaufe dieser ökonomisch ebenso bemerkenswerten wie politisch wichtigen Kriegszeit selbstverständlich stark geändert. Wenn der Krieg zu Ende sein wird, werden sich naturgemäß eine Reihe weiterer neuer Momente von einschneidender Wirkung ergeben. Es wird sich neben der anderen Besetzung der industriellen

und kommerziellen Arbeitsstellen die notwendige Umgestaltung der Kriegswirtschaft in eine Friedenswirtschaft, das mehr oder minder schnelle Versiegen der Aufträge der Kriegsindustrie und damit die Notwendigkeit der Ueberführung dieser Kriegsindustrie in die den Friedensaufgaben früherer Zeit angenäherten Betriebe ergeben. Es wird auch der Rückstrom der aus dem Kriege Heimkehrenden zu friedlicher Arbeit ins Auge zu fassen sein. Viele werden nicht wieder zurückkehren. Wie sich diese nach Berufen verteilen, wieweit sie der rascheren Absterbeordnung des Krieges anheimgefallen sein werden, können wir heute noch nicht ahnen. Wir wollen uns nach dieser Richtung hin auch keinerlei Vermutungen hingeben. Es genügt, mit einer großen Zahl von Männern im besten Lebensalter zu rechnen, die zu ihrem Berufe nicht mehr zurückkehren werden. Auf drei Hauptursachen ist da hinzuweisen, die diese so überaus bedeutsame Umgestaltung der Arbeiterzusammensetzung herbeiführen werden. Ein Teil wird im Kriege sein Leben geopfert haben, ein anderer Teil wird durch Verwundungen oder sonstige Kriegsschädigungen für die bisherige Betätigung nicht mehr in Betracht kommen können, ein weiterer Teil wird infolge von Ortsveränderungen, vielleicht auch von Eheschließungen, die durch den Krieg ermöglicht wurden, oder aus mannigfachen anderen Gründen, denen man heute im einzelnen nicht nachgehen kann, ihren Beruf gewechselt haben. Es würde eine der interessantesten Aufgaben einer späteren Kriegsstatistik sein, die Berufsänderungen infolge des Krieges festzustellen.

Auf eine Gruppe etwas schärfer den Blick zu werfen, scheint mir nützlich. Die Kriegsverletzten bilden selbstverständlich keine gleichmäßige Schicht der Bevölkerung. Sie werden ihrem vorkriegerischen Berufe, ihren Einkommensverhältnissen, ihrer militärischen Stellung, ihren Pensionsansprüchen nach wieder außerordentlich stark voneinander abweichen. Für die Gesellschaft, für die Anteilnahme, für die Sympathie und auch für das Mitleid, das wir ihnen zu schenken haben, kommen sie alle, aber natürlich wiederum nicht in gleicher Weise in Betracht. Dagegen wird man sehr genau unterscheiden müssen, inwieweit sie für die künftige Zusammensetzung unserer erwerbstätigen Bevölkerung, ich denke in diesem Zusammenhange nur an die „Abhängigen“, also an die Arbeiter und Angestellten, in Frage kommen. Aber auch hier werden sich sofort wieder Unterscheidungen geben, je nachdem aus wirtschaftlichen oder aus körperlichen Gründen und Rücksichten eine Beschäftigung im früheren Berufe und unter gleichen oder annähernd gleichen Bedingungen möglich sein wird. Freilich werden sich diese Personen nach dem Kriege in dem alten Berufe erst neu erproben müssen, man wird auch bei vielen damit rechnen müssen, daß sich Schädigungen durch die Kriegsfolgen erst in den Friedensjahren stärker, zum Teil auch schwächer einstellen werden, als das gleich nach der Rückkehr in die Heimat zu beobachten sein wird. Man wird nach vielen Richtungen eine Bilanz des Krieges erst nach einer Reihe von Friedensjahren ziehen können.

Soweit sich die Kriegsverletzten in den alten Beruf wieder einleben und dort in gleicher Weise wie vor dem Kriege wirken werden, werden sie kein neues gewerkschaftliches Problem aufwerfen. Anders wird es stehen bei den kriegsverletzten Arbeitern und Angestellten, die infolge ihrer Ber-

lezungen oder auch infolge anderer Nachwirkungen des Krieges zwar nicht vollständig erwerbsunfähig wurden, sondern mit den Mitteln der modernen Orthopädie beruflichem Wirken zugeführt werden könnten. Diese vermutlich nicht geringe Anzahl von Arbeitern und Angestellten wirft ein neues gewerkschaftliches Problem auf. Sie werden in dem neuen Berufe, von etwaigen Ausnahmen abgesehen, mit den in diesem Berufe geübten Arbeitern nicht konkurrieren können, sie werden in der Regel unterdurchschnittliche Arbeiter sein, Arbeiter, die sich ihrer Schwäche bewußt sind, die auf Nachsicht angewiesen sind, die auch annehmen werden, daß man ihnen die Stellen aus Mitleid und Rücksicht als Opfern des Krieges eingeräumt hat. Das schafft aber naturgemäß eine Minderung der Widerstandskraft dieser Arbeiter den Unternehmern gegenüber, deren wichtigste Voraussetzung die Ausnutzung der Freizügigkeit, der freien Wahl des Ortes der Betätigung wie des Beschäftigers ist. Diese Freizügigkeit im weiteren Sinne ist die Voraussetzung jeder gewerkschaftlichen Aktion.

So führt uns unsere Betrachtung zu der so bedeutsamen Frage, ob nicht die gewerkschaftliche Leistungsfähigkeit nach dem Kriege mit mancherlei Hemmungen zu rechnen haben könnte. Freilich wird dieses Problem in verschiedenen Berufen nicht mit der gleichen Stärke in Erscheinung treten, denn in zahlreichen Berufen, so in denen mit schweren Unfallsgefahren, mit der Voraussetzung großer Gelenkigkeit und Kraftanwendung der Arbeiter wird die Unterbringung orthopädisch oder medikomechanisch an neue Berufe angepaßter Kriegsbeschädigter nicht in Betracht kommen. Freilich ist für die ganze Arbeiterschaft die Tatsache gewerkschaftlich schwer einflußbarer und mit niedriger Entlohnung zufriedener Arbeiter nicht gleichgültig, weil bei aller Verschiedenheit der Entlohnung doch eine, wenn auch glücklicherweise vielfach gehemmte Tendenz allgemeiner Lohnausgleichung anzunehmen ist. Ja ich glaube, daß man einige Zeit nach dem Kriege erkennen wird, daß die Zahl der Berufe, in denen man dauernd diese Kriegsinvaliden beschäftigen kann, verhältnismäßig gering sein wird. Aber gerade diese Tatsache könnte gewerkschaftlich von ganz besonders hoher Bedeutung werden. Würden sich die Kriegsbeschädigten auf die mannigfaltigen in unseren Industrien vorkommenden Gewerbearten verteilen, so würde in diesen Berufen das Verhältnis der in ihrer Freizügigkeit nicht beschränkten Arbeiter und der Kriegsverletzten nicht besonders störend werden, diese würden für die Aussichten der gewerkschaftlichen Aktion nicht erheblich ins Gewicht fallen.

Die Gefahr liegt darin, daß trotz der verschiedentlich bekundeten Absicht der Unternehmer, die in ihren Betrieben vor dem Kriege tätigen Arbeiter, die als Kriegsverletzte heimkehren, wieder zu beschäftigen, der größte Teil der erst neu anzulernenden Kriegsinvaliden in einigen wenigen Berufen mit einfachen Handierungen, sitzender Arbeitsweise, geringer körperlicher Anstrengung, einfachen Arbeitsprozessen und leichter Isolierung der Arbeitsprozesse zusammengedrängt werden dürfte. Wird das der Fall sein, so wird natürlich das Verhältnis dieser Kriegsverletzten zu den unbeschädigten Arbeitern in diesen Berufen ein außerordentlich großes und für die unbeschädigten Arbeiter ungünstiges werden. Je geringer die Beweglichkeit der in einer Werkstätte oder in einer Fabrik oder einem ganzen Gewerbe tätigen Arbeiter ist, mit desto schwierigeren Voraussetzungen arbeitet die Gewerk-

schaft dort, desto mehr Opfer muß sie aufwenden, aber auch desto größere Vorsicht muß sie anwenden, wenn sie für die Beschäftigten einen Erfolg erzielen will.

Eine wichtige Frage für die Gewerkschaften wird es sein, inwieweit diese Kriegsverletzten als organisierbar anzusehen sind, und wie weit den organisierten Kriegsinvaliden auch in Kampfeszeiten alle Verpflichtungen auferlegt werden können, die mit der Proklamierung eines Streiks im selbstverständlichen Zusammenhange stehen. Nun teilt sich bei einem Streike, auch wenn er als allgemeiner Streik in einer Werkstätte, Fabrik oder einem ganzen Berufe eines Ortes oder eines Bezirkes proklamiert wird, die Arbeiterschaft nicht bloß in Streikende und Streikbrecher. Es gibt noch eine dritte Gruppe von Arbeitern, die keine Streikbrecher sind, sondern im Einverständnis mit der Organisation im Arbeitsverhältnis bleiben. Man spricht von ihnen nicht viel, und man hat es auch nicht nötig, weil sie bisher keine besondere Rolle im gewerkschaftlichen Kampfe spielten. Es handelt sich vielfach um alte Arbeiter, deren sich der Unternehmer gerne entledigen möchte, wozu ihm ein Streik ein durchaus nicht unwillkommener Anlaß wäre. Deshalb läßt man sehr oft die alten und müden Arbeiter in den Betrieben. Man wird natürlich immer dabei beachten, welche Leistungsfähigkeit diese Arbeiter haben und inwieweit sie den Unternehmer in die Lage bringen, auch während des Streiks die dringendsten Arbeiten vollenden zu können. Wissen diese älteren und die sonstigen Arbeiter mit nicht voller Leistungsfähigkeit, daß für den Streik nicht auf sie gerechnet wird, so ergibt sich naturgemäß auch eine starke Erleichterung der Entscheidung über den Streik. Sowohl bei einer Erörterung der Arbeitseinstellung als bei der Abstimmung über sie kommen die für die Arbeitseinstellung von der Gewerkschaft auszuschaltenden Personen nicht mehr als Hemmnis in Betracht. Aber andererseits wächst natürlich durch das Zurückbleiben dieser Arbeiter die Verantwortlichkeit für den Ausgang des Streiks.

Werden die kriegsinvaliden Arbeiter zum größten Teile in wenige Berufe konzentriert, so verschlimmert sich für die Gewerkschaft das Verhältnis der bei Lohnkämpfen auszuschaltenden Arbeiter. Der Unternehmer würde sich auf diese Weise eine erhebliche Gruppe von Arbeitern sichern, die ihm eine Garantie gegen Streiks auch um deswillen zu bilden scheinen dürften, weil sich die gesunden Arbeiter unter dem Druck dieser Arbeitergruppen schwieriger zu Lohnkämpfen, ja auch seltener zum Widerstande gegen die Verschlechterung der Arbeitsbedingungen entschließen würden.

Es läge nahe, die Berufe anzuführen, für die diese Gefahren erwachsen könnten, aber aus leicht verständlichen Gründen sehe ich davon ab, mich auf eine Aufzählung der hier in Betracht kommenden Berufe einzulassen. Jede einzelne Gewerkschaft wird leicht herausfinden, welche Gruppe der von ihr organisierten Arbeiterschaft mit diesen neuen Konkurrenzbedingungen zu rechnen haben wird. Es sind übrigens schon derartige Berufslisten veröffentlicht worden, ich unterlasse es aber, auf ihre Mängel und Fehler hinzuweisen. Nicht bloß für den Lohnkampf kommen diese Kriegsverletzten in Betracht, sie werden auch sonst auf die Arbeitsbedingungen von Einfluß sein. Jedermann kennt die Bedeutung des Landbesitzes für den Industrie-, vor allem für den Heimarbeiter, er äußert sich in geringerer Beweglichkeit, aber

auch in der Tatsache, daß das Einkommen dieses Arbeiters zusammengesetzt wird aus dem Ertrage der ländlichen Arbeit und der Entlohnung für die industrielle Betätigung. Die Unternehmer verstehen, den Lohn solch schwer beweglicher Arbeiter so tief niederzudrücken, daß er nur eine Ergänzung des aus Grundrente und landwirtschaftlicher Arbeit stammenden Einkommens bildet. Die Invalidenrente des kriegsverletzten Arbeiters kann eine ähnliche Wirkung auf die Lohnbildung in den Gewerben bilden, die viele Kriegsverletzte auffaugen werden. Dieser Lohndruck wird sich dann nicht bloß auf die Kriegsverletzten beschränken, sondern auch auf die gesunden Arbeiter, die mit den Kriegsverletzten zusammenwirken werden. Hieraus ergibt sich ein weiteres gewerkschaftliches Problem.

Alle sind wir erfüllt von Sympathien für die Kriegsverletzten, wir haben alle den Wunsch, daß ihnen von Reichs wegen ausreichend geholfen werde. Auch in dieser Zeitschrift wurde das Interesse für die Kriegsverletzten in einer Reihe von Abhandlungen bewiesen. Daß dieses Problem aber auch ein Problem für die gesunden Arbeiter ist, darf nicht verkannt werden. Wer die Arbeiter vor Enttäuschungen bewahren will, wird vor diesen Tatsachen nicht die Augen verschließen dürfen.

Die Zusammensetzung der Arbeiterschaft nach dem Kriege, die wir hier unter mannigfachen Gesichtspunkten betrachtet haben, eröffnet den Ausblick auf eine Fülle gewerkschaftlicher Probleme, die man nicht erst nach dem Friedensschlusse wird ins Auge zu fassen haben.

Literarische Rundschau.

Alfons Pehold, **Krieg**. Anzengruber-Verlag Brüder Sushitzky. Wien-Leipzig, Kriegsjahr 1914. 12 Seiten.

Die vorliegende Sammlung von Kriegsdichtungen umfaßt nicht alles, was der Dichter, den wir mit Stolz zu den Unsrigen zählen, an lyrischen Gebilden im Kriegsjahr hat hervortreten lassen; leider fehlt sogar manches wertvolle Stück. Doch zeigen die fünfzehn hier vereinigten Gedichte, wie die feine und leicht bewegliche Seele Alfons Peholds unterm Sturmhauch des Krieges erklingen ist.

Ein echtes, starkes Heimatsgefühl ist dem Dichter immer eigen gewesen. Aber man erschrickt doch fast, wenn man sieht, wie auch er der Massensuggestion zunächst unterliegt und seiner so ganz anders gestimmten Leier Töne im Stil alldentscher Barden zu entlocken sich bemüht. „Wir“ die friedfertigen, selbstlosen Kulturschöpfer, die Feinde boshafte Zerstörer, Pfaffe und Genosse einträchtig auf der Jagd hinter Bären und Füchsen her, das deutsche Schwert, das sich ein Stück Himmel erobert, — wie seltsam nehmen sich solche Wendungen im Munde eines Alfons Pehold aus! Nicht weniger fremd berührt es zu sehen, wie der Dichter von „Heimat Welt“ und „Der heilige Krieg“ für die Welt und für das Proletariat von diesem Kriege Segen erhofft. So heißt's in einem — hier allerdings nicht abgedruckten — Gedicht „Proletarier“:

neben den Fahnen heben sich unsre Standarten,
uns nur zur Sicht, verkündend ein bessres Geschick!¹

Freilich ist's das Grauen vor dem Zarismus, dem „russischen Tod“, der „russischen Nacht“, aus dem solche Stimmung entkeimt. Das mächtige Gedicht „Die Vögel

¹ Sieg oder Tod. Neue Kriegsgedichte. Latbühne Heft 6, Seite 7. Verlag Diederichs, Jena.

des Zaren“, — Masgeier stürzen, dem Wink des Despoten folgend auf den Frieden nieder — fehlt leider².

Gerade in solchen, mit visionärer Kraft geschauten Bildern aber liegt Böhld's Eigenstes, was er vom Kriege zu sagen hat. Während der hier kürzlich besprochene Karl Bröger mit naiver Männlichkeit, abhold aller Gefühlsgrübeleien, kräftige Kampf-bilder zeichnet, Oskar Wöhrl nicht über die Manier des Landsknechtsliedes hinauskommt, Ernst Preczang das Leid der Zeit am individuellen Fall ergreifend ausspricht, ist es Böhld gelungen, etwas von dem Ungeheuerlichen der katastrophalen Entladung in Verse zu fassen. Da reitet das „feurige Männlein“ wie der stinkichte Bliß über die Welt und zerstört alles Leben, ein rotes Scheusal stampft über die Erde, in der Hand die blanke Mörderzinte, stählerne Spinnen kriechen über den Alltag hin, Menschen fressende Blut geht von ihnen aus; eine gigantische Faust schlägt zermalmendes Gewitter aus dem Sonnenball, die Erde windet sich Blut speiend im Todeskampf, Blut glüht im Lichte der Sonne, tropft aus den Sternen, trießt von den herbftlichen Bäumen, quillt aus den Feldern.³

Hier haben wir den echten Böhld, der im „Heiligen Ring“ die Sintflut auf die verirrte Menschheit herabrief, die Krieg und Mord preist und den Frieden von den Loren des Lebens treibt. Sensible Naturen wie dieser Dichter laufen stets Gefahr, daß die allzu stark angeriffene Saite zu schrillen beginnt; wir anderen ahnen dunkel etwas von den Leiden solcher Seelen bei den Versen: „O, daß ich könnte jezt in jeder Kugel sein, die fröhlich zischend ein rotes Menschenherz grüßt!“ Und wie befreit atmet man auf, daß des Dichters Bekenntnisse mit dem ganz reinen Ton des herrlichen Gedichts „Die Erde und der Krieg“ ausklingen:

„Jeder Ton der Güte ist verklungen,
und ein ungeheures Wutgeschrei
dringt aus allen Wesen, rast vorbei,
Haß vergiftet alle unsre Zungen.“

In seinen letzten lyrischen Gaben wurde Alfons Böhld nicht müde, zu zeigen, wo er, der im tiefsten Grunde am Leben Leidende, die Erlösung sucht: in der alle Erscheinung umfassenden, läuternden, göttlichen Ewigkeit. So auch hier; die ewig sich erneuernde Natur gewährleistet den Triumph des Friedens⁴. Mutter Erde spricht:

„Mitten aus dem stuchumbrauften Sterben
hebt sich meiner Felder Erntepracht,
Licht muß folgen auf die schwerste Nacht
und die Liebe wird den Haß beerben.“

Man täte Alfons Böhld ganz gewiß unrecht, wollte man darin den wohlfeilen Quietismus finden, der sich etwa in der geistlosen Redensart ausdrückt, alles müsse mal ein Ende haben. Böhld ist durch die unsagbar harte Leidenszeit seiner Züngerlingsjahre zu fest mit dem Proletariat verknüpft, als daß die geistige Nabelschnur völlig reißen könnte, die ihn mit der Klasse verbindet, der er entstammt; das zeigen immer wieder die aus proletarischem Geist und Leben geborenen Gedichte, die zwischen den sonstigen Gaben der letzten Jahre wie Sturmvoegel über verebbende Flut aufstiegen, das zeigen letzten Endes auch seine Kriegsgedichte, die wir bei einer späteren Ausgabe gerne vervollständigt sähen. Wir irren gewiß nicht, wenn wir urteilen, daß der Dichter, sich selbst vielleicht kaum bewußt, im Ringen mit dem Phänomen des Krieges wieder festen Boden unter den Füßen gewonnen hat. Dadurch kommt den Gedichten noch ein besonderer erzieherischer Wert zu. Gewiß steht Alfons Böhld auf einer höheren Warte als auf der Zinne der Partei, aber doch nur

² a. a. D. Seite 5.

³ Ergänzt durch ein paar Striche aus hier nicht abgedruckten Gedichten.

⁴ „Das Lied vom Frieden“, vielleicht die schönste, in der Notwehr gegen diesen Krieg entstandene poetische Schöpfung, ist hier nicht aufgenommen. a. a. D. Seite 96.

wie der prophetische Türmer, „zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt“. Sorgen wir dafür, daß des Sehers Weg nicht in Nebeln verschwindet, sondern er die Nähe schaffender Freunde spüre, deren Tat erfüllt, was er zu erträumen den herrlichen Mut hat.

F. E.

Langens Kriegsbücher: Alexander Castell, *Der Kriegspilot*. Novellen. Preis 1 Mark. Verlag Langen. — Katharina Botsky, *Ostpreußens Feuerzeit*. Preis 1 Mark. Verlag Langen.

Castell ist ein Schweizer und bisher bekannt als virtuoser Schilderer der internationalen großen Gesellschaft. Virtuosität des Gestaltens weisen auch diese Kriegsnovellen auf. Er gehört zu den glänzenden Erzählern, die scharf und knapp zeichnen und auch in das kleinste Geschehen atemraubende Spannung zu legen wissen, um die Beklemmung in der Lösung des Schlusses grazios zu entladen. Die Art, wie er dabei in die Details des Stoffes eindringt, wie er Freund und Feind objektiv psychologisch erfasst, ist von sympathischer Gewissenhaftigkeit. Man fühlt an den brillant erzählten Geschichten, daß er den Westen und seine Leute kennt und schätzt.

Katharina Botsky ist von mehr Subjektivität und weniger virtuos. Ihre Geschichten spielen auf den blutgetränkten Gefilden des ostpreußischen Kriegsschauplatzes und sind düstere Dokumente ostpreußischer Leidenszeiten. Die Trümmer der verwüsteten Provinz rauchen darin zum Himmel, zerstohene Städte ragen anlagend in die Landschaft und zwischen den Ruinen stehen die Typen dieser Zeit: Flüchtlingscharen, verirrte Kinder, verlorne Leute, Kosaken, deutsche Feldgrauen und Märtyrer des Krieges. Der Stil ist oft holprig, die Sprache nicht immer geschmeidig, aber etwas wie die Blutwelle einer warm fühlenden Frau geht durchs ganze Buch. In einigen Geschichten — so im „Masurischen Fischzug“, der Tragödie der vernichteten Narewarmee — formt die Dichterin mit der Wucht und Gewalt des tragischen Epos, das sich hier zur grauenhaften Symbolisierung des Kriegswahnsinns erhebt. R. G.

Anzeige.

Robert Schmidt, M. d. R., *Der Arbeiterschutz in Deutschland*. Mit 21 Abbildungen. Berlin, Verlag der Sozialistischen Monatshefte, G. m. b. H. 62 Seiten.

Wie Genosse Schmidt im Vorwort zu seiner Uebersicht mitteilt, entstand diese dadurch, daß er im Juli v. J. an einen Parteifreund in England einen Brief richtete, der in kurzen Zügen den Arbeiterschutz in Deutschland veranschaulichte. Parteifreunde veranlaßten ihn, diesen Brief zu ergänzen und zu veröffentlichen, „um die im Auslande über die Verhältnisse in Deutschland bestehenden Unklarheiten zu beseitigen“. Die Schrift behandelt den Arbeiterschutz in Fabrik und Werkstatt und die Arbeiterversicherung; die Abbildungen zeigen einige auf der Bauausstellung 1913 in Leipzig von den freien Gewerkschaften ausgeführte Musterbauten und Neubauten, ferner Heilanstalten und Genesungsheime. Wie der Verfasser betont, soll die Schrift ein objektives Bild geben von dem Umfang und der Bedeutung der sozialen Gesetzgebung in Deutschland und keinen geschichtlichen Rückblick, sondern nur eine Darstellung der wichtigsten gesetzlichen Bestimmungen und Verordnungen, die auf dem Gebiete der Sozialpolitik gegenwärtig Geltung haben. Es wird daher an ihnen weder vom sozialdemokratischen noch vom gewerkschaftlichen Standpunkte aus Kritik geübt, sondern nur die Meinung zum Ausdruck gebracht: „Wenn wir auch nicht in allem an erster Stelle stehen, so darf dennoch gesagt werden, auf einigen sehr wichtigen Gebieten kommen wir vorteilhaft gegenüber dem Auslande zur Geltung“.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 18

Ausgegeben am 30. Juli 1915

33. Jahrgang

Rachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Engels-Zitate.

Zum zwanzigsten Todestag Friedrich Engels.

Von Gustav Eckstein.

Zwanzig Jahre sind es nun, daß der Mann für immer die Augen schloß, der wie kein anderer in seiner Person die neue Internationale der Arbeiterbewegung verkörperte. Marx war es ja nicht mehr vergönnt gewesen, den Zusammenschluß der neuen Internationale und das Erstarken der sozialistischen Parteien in den einzelnen Ländern mit anzusehen. Engels aber durfte nicht nur im Vorwort zu der 1887 erschienenen zweiten Auflage seiner „Wohnungsfrage“ freudig darauf hinweisen, wie der Geist des Marxismus auch in den romanischen Ländern den Sieg über die sozialistischen Sekten davongetragen, zwei Jahre später sah er den ersten Kongreß der neuen Internationale, die sich in den nächsten Jahren rasch festigte und ihn mit den frohesten Hoffnungen erfüllte. Und aus allen Ländern wandten sich die Führer der Bewegung immer wieder um Rat an den Alten in London, der ja schon durch seine Vertrautheit mit der Geschichte der Bewegung in den verschiedensten Ländern und durch seine erstaunlichen Sprachkenntnisse wie kein anderer befähigt war, die Bedürfnisse des Landes zu verstehen, jeder Partei die besten Ratschläge zu geben und dadurch die Einheitlichkeit der internationalen Bewegung mächtig zu fördern. Durch seinen Tod verloren deshalb die sozialistischen Parteien nicht nur einen ihrer größten Lehrer, sondern vor allem auch ihren besten Berater und das geistige Zentrum, das ihren wechselvollen innerlichen Zusammenhalt verbürgte.

Gerade heute, wo dieser Zusammenhalt der Internationale mehr gefährdet ist als jemals, und wo die einzelnen sozialistischen Parteien vor den schwierigsten und weitesttragenden Entscheidungen stehen, fühlen wir um so schmerzlicher diesen Verlust. Nicht daß wir glaubten, die sozialistischen Parteien würden sich ohne weiteres der Autorität irgendeines Mannes fügen. Eine demokratische Partei kann und darf nur ihrer eigenen Einsicht folgen, nie fremdem Befehl. Aber wir wissen, daß kein anderer Geist die gewaltigen Schwierigkeiten der heutigen Situation von so hoher Warte überblicken, mit solcher Schärfe des Geistes durchdringen und uns mit solcher Klarheit auseinandersetzen würde, wie der von Friedrich Engels. Denn dieser war nicht nur Historiker, Ökonom und Politiker, sondern auch Stratege, und wer seinen Briefwechsel mit Marx liest, dem drängt sich die Ueberzeugung auf, daß gerade das militärwissenschaftliche Studium Engels stets am meisten gelockt und angezogen hat. War es doch sein Lieblingsstraum, dereinst noch als Generalstabschef und zugleich als führender Feldherr jene letzte Schlacht vorzubereiten und zu schlagen, die Freiligrath in

seinem prächtigen Gedicht: „Am Birkenbaum“, besungen, den Entscheidungskampf, in dem die rote Demokratie die „Skaven“ besiegt, die sich unter „dem Banner, bestickt mit wildem Getier“ zur Schlachtbank drängen.

Welche Haltung würde Engels heute einnehmen, welchen Rat würde er uns geben? Das sind Fragen, die sich jezt jeder vorlegt, der auf die großen Probleme unserer Zeit Antwort sucht. Und da ist es nur natürlich, daß man Engels' Schriften daraufhin nochmals durchsieht, ob sich diese Frage nicht aus ihnen beantworten läßt, und tatsächlich ist ja auch Engels gerade in letzter Zeit viel in diesem Sinne zitiert worden. Doch an diese Zitate hat sich ein sonderbarer Streit geknüpft. Die eine Seite weist darauf hin, daß Engels' Schriften jezt gerade von denen mit Vorliebe ausgeschlachtet werden, die bisher jeden einen Dogmenfanatiker nannten, der sich auf die Schriften und Aussprüche unserer Altmeister berief. Von der anderen Seite wird wieder gehöhnt, daß dieselben Genossen, die früher stets auf jedes Wort von Marx und Engels geschworen, jezt auf einmal die Autorität von Engels nicht mehr gelten lassen wollten, sobald sie ihnen unbequem geworden.

Da erhebt sich die Frage, welchen Sinn und Zweck und welche Berechtigung denn überhaupt das Zitieren aus den Schriften großer Männer besitzt. Sehr einfach liegen die Dinge, wo es sich lediglich um die Feststellung von Tatsachen handelt, für die Zeugnisse gesucht werden. Da kommt es bloß auf die Gewissenhaftigkeit des Berichterstatters an, nicht auf sein Genie, und das Zitat ist dann berechtigt, wenn anzunehmen ist, der betreffende Autor habe seine Angaben nur nach genauer Prüfung der Quellen gemacht.

Schwieriger liegt die Sache dort, wo es sich darum handelt, die Ansicht des Verfassers über bestimmte Probleme zu ermitteln. Da erscheint es zunächst als eine selbstverständliche Forderung, daß die von dem zitierten Autor geäußerte Meinung nur auf jenes Problem als Antwort gelten darf, das er selbst sich gestellt. Aber man zitiert ja gewöhnlich nicht die Aussprüche großer Männer, um bloß zu wissen, wie sie seinerzeit über einen besonderen, nun längst der Vergangenheit angehörenden Einzelfall dachten, sondern man will wissen, wie sie über die Probleme denken würden, die die Gegenwart beschäftigen, und das sind, streng genommen, nie dieselben, wie es die waren, die damals jenen Männern vorgelegen haben.

Immerhin bestehen aber in dieser Hinsicht sehr bedeutende Unterschiede. Die Wissenschaft im Sinne der Erforschung der Gesetze des Geschehens erfährt nur das sich Wiederholende und gilt nur, insofern sich die Dinge wiederholen. Vollständig lehrt aber kein Ereignis wieder. Stets haben sich die Umstände geändert und damit auch das Wesen des Vorganges selbst. Es gilt also stets, das Wiederkehrende, das „Typische“ aus dem Gesamtzusammenhang geistig herauszulösen, denn nur für dieses gelten die allgemeinen Regeln und Gesetze der Wissenschaft. Wenn also Engels z. B. im Antidürring über die gesellschaftlichen Zusammenhänge unter der Herrschaft des Kapitalismus schreibt, so gelten diese Sätze für die heutige Gesellschaft, soweit sie durch den Kapitalismus beherrscht wird, wie Engels sein Wesen auffaßte. Käme man z. B. zur Ansicht, daß sich seit jenen Zeiten

der Charakter des Kapitalismus geändert, dann dürfte man auch jene Sätze nicht mehr ohne weiteres auf unsere Zeit anwenden, sondern nur insoweit noch die gleichen Verhältnisse herrschen. Wie außerordentlich wichtig dieser Vorbehalt auch auf ökonomischem Gebiet ist, zeigen z. B. die Ausführungen von Marx „Geschichtliches über das Kaufmannskapital“ (Kapital, Bd. III/1, S. 307 ff.) sehr anschaulich.

Die kapitalistische Wirtschaft ist ein in gewissen Grenzen stetiger Prozeß, in dessen Verlauf sich bestimmte Erscheinungen an vielen Orten zugleich und in aufeinanderfolgenden Zeiten im wesentlichen gleichförmig wiederholen; die Gesetze, die ihr vor 50 Jahren abgelauscht wurden, gelten daher auch noch heute. Die Sache liegt aber ganz anders bei den großen historischen Ereignissen, bei denen gerade das Einmalige, das nicht Wiederkehrende eine entscheidende Rolle spielt. Wenn Marx z. B. im „18. Brumaire“ die Vorgeschichte und den Werdegang des Staatsstreichs des dritten Napoleon schildert, so ist klar, daß damit nicht etwa eine Gesetzmäßigkeit des Staatsstreichs dargetan werden soll. Es wäre zum Beispiel lächerlich, mit Zitaten aus dieser Schrift den Staatsstreich zu erklären, mit dem der Zarismus die erste Duma sprengte. Es sollen vielmehr nur die Bedingungen und Umstände aufgezeigt werden, welche diesen bestimmten Staatsstreich des Jahres 1851 ermöglicht und herbeigeführt haben. Nur soweit dieselben Bedingungen wiederkehrten, wäre auch dasselbe Resultat zu erwarten, und Marx' Worte wären wieder voll anwendbar. Das ist natürlich ausgeschlossen. Das verringert nicht den Wert jener glänzenden Studie für unsere Zeit; denn nicht nur, daß sie uns die Gefährlichkeit auch der Teilmomente zeigt, die zur Militärdiktatur führen können, so lehrt sie uns vor allem die Methode, nach der historische Situationen zu untersuchen sind.

Ganz ähnlich liegen die Dinge bei den Schriften Engels', die jetzt so oft zitiert werden. Sie behandeln nicht typische Erscheinungen der kapitalistischen Welt, die sich mit geringen Änderungen immer wiederholen, sondern sie befassen sich mit der Untersuchung bestimmter historischer Situationen, die in der gleichen Weise nicht wiederkehren.

Ist es in den Fällen der ersten Art verhältnismäßig leicht, die Ansicht unserer Altmeister über Erscheinungen zu erfahren, die sie in ihrer Allgemeinheit, in ihrer Gesetzmäßigkeit behandelt haben, so ist die Beantwortung der Frage ungemein schwierig, wie sich voraussichtlich Marx und Engels in einer konkreten politischen Situation unserer Tage verhalten würden. Mit einzelnen aus dem Zusammenhang gelösten Sätzen ist da gar nichts getan, ja selbst die Tendenz der ganzen Abhandlungen ist nicht ohne weiteres auf unsere Zeit und die heutigen Verhältnisse übertragbar, denn es haben sich seit den Zeiten, als Engels z. B. über den italienischen Krieg schrieb, nicht nur die ökonomischen und besonders die politischen Verhältnisse Europas sehr gründlich geändert; man braucht sich nur die Raum- und Massenverhältnisse zu vergegenwärtigen, um die es sich damals im Gegensatz zu heute handelte, um zu sehen, daß jener Krieg mit dem jetzigen kaum irgendwie ernsthaft in Parallele gestellt werden kann.

Gewiß ist es für den Leser jener Schriften oft verlockend, treffende Bemerkungen, einleuchtende Ausführungen, die ihm für die heutigen Verhältnisse besonders zutreffend erscheinen, auch auf sie anzuwenden. Aber

schon daraus, daß sich aus diesen jetzt so oft genannten Abhandlungen sehr wohl Belege für die verschiedensten Auffassungen der heutigen Situation gewinnen lassen, zeigt uns, daß es ganz verfehlt wäre, für diese Schlußfolgerungen die Autorität Engels' in Anspruch zu nehmen.

Die heute am häufigsten zitierten Schriften Engels' sind „Po und Rhein“ aus dem Jahre 1859 und sein Artikel aus dem Almanach du Parti Ouvrier pour 1892, der dann unter dem Titel „Der Sozialismus in Deutschland“ in deutscher Sprache in der „Neuen Zeit“ (X, Seite 580 ff.) erschienen ist. Welches sind nun die Grundgedanken dieser beiden Abhandlungen? In „Po und Rhein“ zeigte Engels, daß zwar die von den Oesterreichern festgehaltene Winciolinie und ihre dort aufgeführten Befestigungen einen außerordentlich hohen strategischen Wert besäßen, daß aber der Verzicht auf das einer fremden Nation angehörende Oberitalien trotzdem nur im Interesse der Verteidigung Deutschlands liege. Denn Oberitalien sei „ein Anhängsel, das Deutschland unter allen Umständen nur im Kriege nützen, im Frieden aber nur Schaden kann“. Und er weist dies ausführlich nach, indem er zeigt, daß der Besitz dieses Landes trotz aller Ausbeutung seinem Herrn, der österreichischen Regierung, ungleich größere ökonomische Opfer als Vorteile gebracht habe. „Was aber viel wichtiger ist“, fährt er fort, „wiegt der Besitz der Lombardei all den Haß, all die fanatische Feindschaft auf, die er uns in ganz Italien zugezogen hat? . . . Solange wir die Lombardei behalten, ist Italien unbedingt der Bundesgenosse Frankreichs in jedem französischen Kriege gegen Deutschland. Sobald wir sie aufgeben, hört das auf. Ist es aber unser Interesse, vier Festungen zu behalten und uns dagegen die fanatische Feindschaft und den Franzosen die Allianz von 25 Millionen Italienern zu sichern? Wenn man sich aber überhaupt auf den Standpunkt stelle, die Grenzen eines Landes rein nach strategischen Rücksichten und Erwägungen zu bestimmen, dann müsse man auch das Recht Frankreichs nicht nur auf das ganze linke Rheinufer, sondern selbst auf die Brückenköpfe des Rheins anerkennen. Denn was dem einen recht, sei dem andern billig.

Man sieht, Engels hat schon in dieser Schrift von 1859 prinzipiell ganz denselben Standpunkt eingenommen, den der Generalrat der alten Internationale in seiner Adresse vom 9. September 1870 in der elsäß-lothringischen Frage behauptete. Gerade hier wäre es natürlich verlockend, Analogien mit der Situation von heute aufzustellen; aber auch hier müssen wir stets im Auge behalten, daß sich die Verhältnisse von heute mit denen vor 55 Jahren nicht ohne weiteres in Parallele stellen lassen, daß wir daher auch selbst die Grundsätze, nach denen Marx und Engels die kriegerischen Ereignisse ihrer Zeit beurteilten, nur nach sorgfältigster Untersuchung der heutigen Verhältnisse auf diese anwenden dürfen.

Den Kern der Abhandlung von 1892 gibt Engels selbst in folgenden Sätzen: „Kurz und gut: Der Friede sichert den Sieg der deutschen sozialdemokratischen Partei in ungefähr zehn Jahren. Der Krieg bringt ihr entweder den Sieg in zwei bis drei Jahren, oder vollständigen Ruin, wenigstens auf fünfzehn bis zwanzig Jahre“. Diesen Ruin erwartete Engels von einer Zertrümmerung Deutschlands durch eine russisch-französische Koalition. Der Sieg des Sozialismus in zwei bis drei Jahren sollte sich aus diesem Kriege Deutschlands und Oesterreichs gegen Rußland und Frankreich dadurch

ergeben, daß die schwere Bedrängnis in Deutschland die Anwendung revolutionärer Mittel zur Verteidigung des Landes erheischen sollte, zu der sich die Regierung unfähig erweisen würde, solange sie nicht durch revolutionäre Gewalten dazu gezwungen oder von ihnen abgelöst wird. Von der deutschen Sozialdemokratie setzte Engels als selbstverständlich voraus, daß sie als revolutionäre Partei diese Situation benützen würde, um, wie einst die französischen Jakobiner von 1793, die Beherrschung des Staates an sich zu reißen. Man sieht sofort, daß die Voraussetzungen, die Engels für einen Krieg in den neunziger Jahren gemacht hat, von der Wirklichkeit des jetzigen Krieges sehr weit entfernt sind. Trotz des Friedens hat der Sozialismus nicht innerhalb eines Jahrzehnts nach 1892 gesiegt, und auch die übrigen Annahmen, die Engels so sicher erschienen, sind heute nicht eingetroffen. Wenn aber die grundlegenden Bedingungen im heutigen Kriege ganz andere sind als die, die Engels für einen von ihm als möglich vorausgesehenen annahm, geht es natürlich nicht an, einzelne Folgerungen aus dem Zusammenhang zu reißen und schematisch auf Verhältnisse anzuwenden, auf die sie nicht passen und nicht passen können.

Sicherlich wäre es für uns heute ein ungeheurer Vorteil, wenn wir wissen könnten, wie unsere großen Meister sich im Weltkrieg verhalten, welche Stellung sie zu den großen Fragen unserer Zeit einnehmen würden. Aber wenn es uns gelänge, ihre Geister zu beschwören, sie würden uns nicht mit Hinweisen auf Zeiten antworten, die mit der unsrigen nur entfernteste Verwandtschaft zeigen. Wollen wir wirklich in ihrem Geiste denken und arbeiten, dann müssen wir uns fragen, nach welchen großen Richtpunkten sie selbst ihr Denken eingestellt haben, welches die höchsten Maßstäbe waren, nach denen sie beurteilten, ob eine politische Aktion berechtigt sei oder nicht. Kennen wir dieses Ziel und diesen Maßstab, dann bleibt uns noch die schwierige Aufgabe, sie auf die Probleme unserer Zeit anzuwenden; aber die Methoden unserer großen Vorbilder werden uns auch hier die besten Dienste leisten. Studieren wir das Lebenswerk von Marx und Engels, dann finden wir, daß ein großer Gedanke immer wiederkehrt, der all ihr Streben, ihr Denken und Handeln beherrscht, der für sie der unverrückbare Maßstab war zur Beurteilung jeder politischen Aktion: die proletarische Gesamtbewegung nach dem Ziel des Sozialismus.

Jean Jaurès, der Internationalist und Patriot.

Zum Jahrestag seines Todes.

Von E. Bernstein.

I.

In der Stunde der verhängnisvollsten Entscheidungen ward er uns entrißen. Am Vorabend des Weltkrieges, dem er mit so unvergleichlicher Beharrlichkeit und Energie entgegengewirkt hatte, hat die Kugel eines wirren Nationalisten dem Leben des großen Tribunen ein Ende gesetzt, der in einem der warmherzigste internationale und klarstblickende Patriot war, seinem ganzen Wesen nach dazu berufen, in Zeitpunkten der Krise

dem eigenen Lande und der Internationale der Arbeiterklasse die größten Dienste zu leisten.

Als vor einem Jahr uns der Telegraph die Trauerbotschaft von Jaurès' Tode brachte, da bemächtigte sich vieler von uns der Gedanke, daß mit diesem unvergleichlichen Politiker, der politische Weitblick und Tatkraft so wundervoll vereinigte, der Mann aus dem Leben geschieden sei, durch dessen außerordentlichen Einfluß auf die Politik seines Landes und unbeugsamen Eifer für den Frieden der Krieg vielleicht noch hätte vermieden werden können. Das jedoch war eine Vorstellung, die nur aufkommen und sich festsetzen konnte, solange die Geister unter dem Bann einseitiger Berichterstattung über die Vorgänge in den Kabinetten standen. Inzwischen aber haben wir genug erfahren, um uns sagen zu müssen, daß auch ein Jaurès mit all der Wucht seiner Ueberredungskunst und Hingabe für die Friedenspolitik die Katastrophe nicht mehr hätte abwenden können. Als in Paris die Schüsse fielen, denen Jaurès erlag, waren in Berlin schon die Ultimaten an Rußland und Frankreich beschossen, über deren Wirkung kein Zweifel mehr obwalten konnte. „Nicht an mir lag es; im Buche des Schicksals stand es geschrieben“, soll jüngst Graf Berchtold in ein Autographenalbum mit Bezug auf den Eintritt des Krieges eingetragen haben. Die Geschichte wird ihre Feststellungen kaum bei dieser Versicherung auf sich beruhen lassen. Aber am 31. Juli 1914 war die Kugel schon im Rollen und am wenigsten französischen Sozialisten die Möglichkeit gegeben, sie aufzuhalten. Der Krieg wäre Frankreich nicht erspart geblieben, auch wenn der von einer wahnsinnigen Auffassung des Patriotismus befehlene Mörder Jaurès verschont hätte.

Indes, der entfachte Krieg hat alsbald neue Fragen aufgerollt und wird noch wichtigere Fragen zur Entscheidung stellen, bei denen das von tiefreichender Geschichtskennntnis, echt europäischem Empfinden und starkem Verantwortlichkeitsgefühl getragene Urteil unseres Jaurès hätte unschätzbare Dienste leisten können.

Nicht daß Jaurès zum Kriege selbst wesentlich anders Stellung genommen hätte als seine Partei, die geeinte Sozialdemokratie Frankreichs. Diese hat, solange der Krieg noch nicht erklärt war, auch nach seinem Tode nicht aufgehört, in seinem Sinne auf die Regierung Frankreichs einzuwirken, damit der Republik der Vorwurf erspart bleibe, den Krieg unvermeidlich gemacht zu haben. Und er würde, nachdem umgekehrt der Republik der Krieg erklärt war, ohne Zaudern in gleicher Weise für sie eingetreten sein, wie es die Partei getan hat. Daran ist kein Zweifel möglich.

Aus seinen Artikeln in der „Humanité“ der letzten Juliswoche 1914, aus seinen Erklärungen in der Sitzung des Internationalen Sozialistischen Bureaus vom 29. Juli 1914 und aus seiner Rede in der großen Versammlung vom gleichen Tage im Cirque Royal zu Brüssel wissen wir, wie Jaurès über die Vorgänge gedacht hat, die Europa an den Rand des Krieges gebracht hatten, und welche Rolle er den Kabinetten und insbesondere der Regierung Frankreichs zuschrieb. Er behandelte in jener verantwortungsvollen Stunde das franko-russische Bündnis als eine gegebene Tatsache, um kraft ihrer den Einfluß Frankreichs auf Rußland zugunsten des Friedens zu schärfen. Er erklärte mit Betonung, dessen sicher zu sein, daß die französische Regierung den Frieden wolle und für seine Erhaltung sich bemühe,

und kennzeichnete die Aufgabe der französischen Sozialisten mit folgenden, ihm ewig zur Ehre gereichenden Worten:

„Unsere Pflicht ist es, darauf zu bestehen, daß sie — die französische Regierung — mit Nachdruck auf Rußland einspreche, sich der Kriegserklärung zu enthalten. Sollte aber unglücklicherweise Rußland dem nicht nachkommen, so ist es unsere Pflicht zu erklären: wir kennen nur einen Vertrag, den Vertrag, der uns an das Menschengeschlecht bindet.“

Wäre dieses energische Wort des großen Tribünen überall, wo man es hätte hören sollen, gehört und berücksichtigt worden, so wäre der Weltkrieg allerdings vermieden worden. Denn es zeigte den Weg an, wie er vermieden werden konnte. Man vergesse nicht, welchen großen Einfluß das Ergebnis der Wahlen vom Frühjahr 1914 der Sozialdemokratie Frankreichs auf die neugebildete Regierung der Republik verschafft hatte. Ihre Gegnerschaft gegen den Krieg fiel für die Entscheidungen der Republik um so mehr ins Gewicht, als trotz Ueberwiegens der — auch von Jaurès vertretenen — Auffassung, daß in dem Handel Oesterreich-Ungarn gegen Serbien das Unrecht in jenem Zeitpunkt auf seiten des ersteren lag, im französischen Volk von Kriegsstimmung nicht die Rede war.

„Am Abend unserer Ankunft in Paris,“ schreibt ein Amerikaner, der am 1. August 1914 abends in Paris eintraf, „war ich völlig darauf gefaßt, eine halbe Million Pariser die Straßen durchziehen zu sehen, wie sie begeistert den Krieg hochleben lassen und nach dem im Jahre 1870 gegebenen Beispiel ausrufen würden: „Nach Berlin!“ Ich sollte Zeuge einer außerordentlichen Umwandlung einer großen Nation sein. Ungewöhnliches Schweigen lagerte über der Stadt. Einige hundert Leute durchzogen die großen Boulevards und riefen „Nieder mit dem Krieg!“, während ein anderer Haufe von gleicher Größe die Marseillaise sang. Mit diesen Ausnahmen vernahm man weder Hochs noch Zeichen der Begeisterung, wie ich sie nach meinen vorgefaßten Begriffen von der Erregbarkeit der Franzosen erwartet hätte. Die Leute sprachen in Untertönen, mit ruhiger, aber gedämpfter Intensität des Empfindens, statt mit entfesseltem Enthusiasmus.“ (James M. Bedd, *The Evidence in the Case*. New York, Putnam. Seite 249.)

Diese Schilderung stimmt mit den Berichten aller überein, die in jenen schicksalsschweren Tagen in Paris waren. Die freikonservative „Post“ schrieb bei uns sogar im Hinblick auf die Abneigung des französischen Volks gegen den Krieg von einer „Entartung“ der Franzosen. Wie man die Stimmung aber auslegen mag, sie war da und gab den Worten von Jaurès und der mit ihnen in Einklang stehenden Aktion der parlamentarischen Vertretung der französischen Sozialdemokratie besonderen Nachdruck.

Ihre politische Wirkung wurde zunichte gemacht durch die Vorgänge in den europäischen Kabinetten. Die Kriegserklärung vom 3. August schuf für die französische Sozialdemokratie eine völlig veränderte Situation. Ihr hätte auch Jaurès sich nicht entzogen. Er war zu sehr Kenner der treibenden Kräfte in der Geschichte, um absoluter Pazifist sein zu können, so sehr er Herold der Friedenspolitik der Republik war. Er hat seine letzte größere Arbeit: „Die neue Armee“ (Jena, Diederichs, 1913), dem Zweck gewidmet, aufzuzeigen und dafür einzutreten, daß der leitende Gedanke der Organisation, Erziehung und Strategie der Wehrkraft der Republik der Gedanke der **Verteidigung** sein müsse. Wesentlich auf den **Widerstand** gegen einen etwa angreifenden Feind sollte die Republik sich

vorbereiten. Nur sollte dieser Widerstand kein passiver, sondern ein kraftvoll aktiver sein. In folgender Form stellt Jaurès die Frage im ersten Kapitel jenes Buches, das viel, viel mehr ist als eine bloß militär-technische Abhandlung:

„Wie kann man für Frankreich und die unsichere Welt, die es umgibt, die Friedensmöglichkeiten bis zum äußersten steigern? Und wenn trotz seiner Bemühungen, den Frieden zu wahren, das Land angegriffen wird, wie dann am besten die Aussichten auf Rettung, die Mittel zum Siege vermehren?“

Und indem er an die bejahende Stellung anknüpft, die Frankreich auf der Haager Friedenskonferenz in Sachen der Internationalen Schiedsgerichte eingenommen hatte, antwortet er:

„Wohlan, in dem Augenblick, wo Frankreich auf der Haager Konferenz der Schiedsgerichtspolitik die Richtung zu geben versucht, wo es vorschlägt, daß jedes Land, das vor einem Konflikt steht, diesen Konflikt bei der Haager Konferenz anhängig machen soll, nimmt es die moralische Pflicht auf sich, diese Politik einzuhalten. Von diesem Wege wird es nicht abweichen können, ohne Entrüstung hervorzurufen. Und die französischen Arbeiter treiben wahrlich keinen Mißbrauch, wenn sie Frankreich beschwören, das Band der Solidarität, das sie mit den Arbeitern anderer Länder verbindet, nicht unbesonnen und grausam zu zerreißen. . . . Was sie noch fordern und fordern dürfen und müssen, ist, daß die Nation ihre Streitkräfte organisiere ohne Klassen- und Kastenvorurteile und ohne dabei etwas anderes im Auge zu haben, als lediglich die nationale Verteidigung.“ (Seite 4 und 5.)

Dies sei möglich, entwickelt er dann weiter, wenn die Armee vollständig demokratisiert werde, und es sei zugleich die unerläßliche Vorbedingung für diese Demokratisierung der Armee. In modernen Staaten könne die ganze Wehrkraft der Nation mit Erfolg nur für einen Krieg aufgeboten werden, von dessen unbedingter Gerechtigkeit die Nation überzeugt sei, und dieses Gefühl zu erwecken und zu erhalten, sei bei der heutigen Verbreitung der Ideen der Demokratie und des Sozialismus in den Staaten europäischer Kultur nur der Verteidigung gegen einen gewalttätigen Angriff gegeben. Unter solchen Umständen aber mit ganzer Kraft für das eigene Land einzutreten, sei die Pflicht auch des revolutionären Sozialisten.

Das ist zusammengefaßt die politische Idee des Jaurèschen Buches, das sowohl in bezug auf die Wehrfrage als in bezug auf die Frage des Vaterlandsbegriffs der Sozialdemokratie nach zwei Seiten hin polemisiert. In bezug auf die Frage der Organisation und Ausbildung der nationalen Wehrkraft lehnt Jaurès die Vorstellung ab, daß die Sozialdemokratie ihr gegenüber eine schlechthin verneinende Haltung einnehmen dürfe, widerlegt aber zugleich in schärfster Weise die Auffassung, daß die militärische Kasernendressur mit der Demokratie zu vereinen sei, und daß die allgemeine Dienstpflicht allein schon einem Heer den demokratischen Stempel aufdrücke. Hinsichtlich des Vaterlandsbegriffs erklärt er das Schlagwort, der Arbeiter habe kein Vaterland, für ein nicht ernst zu nehmendes Paradoxon, wendet sich jedoch ebenso energisch gegen jede Uebertreibung oder Versteinerung des Begriffes selbst. Das Vaterland sei „keine überlebte Idee“, aber —

„der Vaterlandsgedanke verändert und vertieft sich“. Jede Preisgebung des eigenen Landes wird mit den Worten zurückgewiesen:

„Niemals wird ein Proletariat, welches der Verteidigung der nationalen Unabhängigkeit und damit auch der Verteidigung seiner eigenen freien Entwicklung entzagt hätte, die Kraft besitzen, den Kapitalismus zu besiegen; und wenn es zum Joch des Kapitals widerstandslos auch noch das Joch des Eindringlings auf seinen Nacken genommen haben wird, wird es nicht einmal die Versuchung mehr fühlen, sein Haupt zu erheben.“

Und so wenig das Proletariat das eigene Land durch Fremdherrschaft vergewaltigen lassen dürfe, so wenig dürfe es sich zum Mitschuldigen machen der Vergewaltigung und Knechtung eines anderen Volkes:

„Wo immer es ein Vaterland, das heißt, eine historische Gruppe gibt, die sich ihrer Kontinuität und Einheitslichkeit bewußt ist, da ist jeder Angriff auf die Freiheit und Unabhängigkeit dieses Vaterlandes ein Attentat auf die Gerechtigkeit, ein Rückfall in die Barbarei.“

II.

Aus diesen Sätzen, die ebenso wegen dessen, was sie positiv verkünden, wie wegen dessen, was sie ausschließen, programmatische Bedeutung haben, geht mit zwingender Gewißheit hervor, was oben über die Haltung gesagt wurde, die Jaurès beobachtet hätte, als nach erfolgter Kriegserklärung Deutschlands an Frankreich der Marsch deutscher Truppen wider das letztere in der bekannten Weise seinen Anfang nahm. Mit der ganzen Hingebung, deren er fähig war, hätte er, der wie kein zweiter für die Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland gewirkt hatte und dafür oft von den Chauvinisten seines Landes bissig „Herr Jaurès“ betitelt worden war, sich dem Dienst der Arbeit für den Verteidigungskrieg seines Landes wider Deutschland gewidmet. Was in dieser Hinsicht die geeinte Sozialistische Partei Frankreichs tut, hätte seinen vollen Beifall. Wo heute im Verein mit Jules Guesde zwei seiner intimeren Mitarbeiter, Marcel Sembat und Albert Thomas, stehen, da stände auch er. Er, der fast alle die hervorragenden Eigenschaften, aber keine der Schwächen und der Beschränktheiten des Mannes hatte, der, Südfranzose wie er, in den Jahren 1870 und 1871 den Widerstand Frankreichs reorganisierte, hätte unter diesen Umständen gleich Léon Gambetta gehandelt.

Kann hierüber kein Zweifel sein, so ist eine andere Frage, die sich heute uns aufdrängt, nicht mit der gleichen Sicherheit zu beantworten. Mit der Verteidigung, mit dem bloßen Zurückschlagen eines Angriffs ist es in einem Kriege, wie der gegenwärtige, nicht getan. Wenn der Krieg nach Clausewitz die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln ist, so ist er zugleich auch die Einleitung einer kommenden Politik, gewissermaßen der Weg zu einer auf ihn folgenden unkriegeriichen Politik oder die Schaffung von Bedingungen für diese, und es ist ein sehr viel bedeutsamerer Satz bei Clausewitz, als der zitierte, wonach die Führung des Krieges, die Wahl der Mittel und Methoden und die Setzung der unmittelbaren Kriegsziele durch die in Aussicht genommene Politik zu bestimmen seien. In den Regierungen scheint man das hier und dort vergessen zu haben, sofern man sich nicht in der Lage des Goetheschen Zauberlehrlings befindet. Aber

auch in der Sozialdemokratie steht es in diesem Punkt vielfach nicht so, wie es sollte. In Deutschland und Oesterreich-Ungarn hat die Sozialdemokratie bei der Bestimmung der Kriegspolitik nichts dreinzureden und hat sich daher von Fraktionen wegen bis jetzt dabei beschieden, allgemeine Grundsätze zu verkünden, die in der Tendenz gewiß ganz vortrefflich sind, für die Bestimmung der Politik des Reiches aber einstweilen leider auch nur, wie Genosse Wolfgang Heine sagen würde, den Wert einer „schönen Geste“ haben. Als solche sind sie tatsächlich von einer Anzahl Parteimitglieder schon unverblümt außer acht gesetzt worden, ohne daß gegen die Verächter der Bannfluch der „Quertreiberei“ erhoben würde. In Frankreich hat die Partei der Arbeiterklasse in höherem Grade die Möglichkeit wie auch den Willen, die äußere Politik der Republik zu beeinflussen, sie hat sich demgemäß auch bestimmter über ihre Kriegsziele ausgesprochen. Und wenn man ihren Worten keinen Sinn unterlegt, den sie in ihrem Munde ganz sicher nicht haben, so verlangt sie nichts, was sachlich nicht durchaus in Einklang stände mit den Grundsätzen demokratischer Selbstbestimmung der Völker, wie sie bisher von der Sozialdemokratie aller Nationen einhellig anerkannt wurden. Weder das Prinzip ihrer Kriegsziele noch das Recht zu ihrer Formulierung können wir den Sozialisten Frankreichs streitig machen, wollen wir nicht plötzlich verleugnen, was wir seit Jahrzehnten bisher festgehalten haben. Ein ganz anderer Gesichtspunkt ist es, unter dem diese Ziele der Erörterung offen stehen, und das ist die Frage des Preises, um den sie zu erlangen sind. Der Krieg ist heute etwas so Entsetzliches, auf beiden Seiten so viel Unheilbringendes, daß man bei ihm nicht ebenso verfahren kann wie im gewöhnlichen politischen Kampf, wo jede Partei ihre Forderungen so radikal formulieren mag, wie es ihrem grundsätzlichen Willen entspricht, und es im übrigen dem Wechselspiel des Parteikampfes überlassen, wieviel sie jeweilig davon durchsetzt. Hier kann es im Gegenteil notwendig werden und ist kein schwächlicher Opportunismus, das aus zwingenden Gründen Vorgeschiedene von dem bloß möglicherweise Erreichbaren, und das so Mögliche von dem bloß Wünschbaren zu unterscheiden und dieser Unterscheidung gemäß Formulierung und Betonung einzurichten. Eine Aufgabe, zu deren Erfüllung ein besonders geübter politischer Weitblick gehört, während die Gewinnung der eigenen Partei für die so festgestellte Politik, da sie einen möglichen Verzicht einschließt, hohen moralischen Mut erfordert. Beides nun war Jaurès in außergewöhnlichem Grade eigen, und er verfügte ferner über das zu dieser Aufgabe weiterhin nötige Vertrauen seiner Partei in seine Einsicht, Festigkeit und Klugheit. So war er ihr geborener Staatsmann für die Stunden so schwerwiegender Entscheidungen, wie dieser Krieg sie nötig machen kann, und wenn es der französischen Sozialdemokratie durchaus nicht an führenden Persönlichkeiten mit ähnlichen Gaben fehlt, wie sie Jaurès auszeichneten, so hat doch kaum ein zweiter sie in dem gleichen Grade vereint, wie er, und gerade das machte seine Einzigkeit aus.

III.

Und noch für eine andere Aufgabe war Jaurès, wie kaum ein zweiter, berufen, eine Aufgabe, die mit der ersten eng verbunden ist. Er wäre der geeignetste Vermittler für das notwendige Wiedererfinden der Inter-

nationale gewesen, das so lange ein ungelöstes Problem bleiben wird, solange nicht die Brücke der Verständigung zwischen der deutschen und französischen Sozialdemokratie geschlagen ist. Zwar darf man nicht glauben, daß Saurès über die Abstimmung unserer Reichstagsfraktion vom 4. August 1914 wesentlich anders geurteilt hätte als die übrigen Mitglieder seiner Fraktion und Partei. Er hätte sie gerade so unglaublich gefunden, wie sie, weil sie ihm gerade so unverständlich gewesen wäre, wie ihnen. Denn um sie zu verstehen, hätte man die Atmosphäre kennen müssen, in der sie vor sich gegangen war, und das war dem Fernstehenden einfach nicht möglich. Wie viele andere, die bis dahin unserer Partei besonders nahe gestanden hatten, wäre auch er in den Augusttagen 1914 an ihr verzweifelt, und, temperamentvoll wie er war, hätte er diesem Empfinden vielleicht ebenso rückhaltlos Ausdruck gegeben, wie jene. In einer Hinsicht nur hätte er klarer gesehen als die meisten Ausländer. Bei aller Würdigung der Vorzüge der deutschen Sozialdemokratie mußte Saurès doch sehr genau, welches ihre Achillesferse war, und hat es bei Gelegenheit auch unverhüllt ausgesprochen.

Viele werden sich dessen erinnern, wie er dies im Jahre 1904 auf dem Internationalen Sozialistenkongreß zu Amsterdam tat, erbittert über einen Antrag, der seiner Partei um der Internationale willen eine intransigente Taktik auferlegen sollte, die er für Frankreich für verderblich erachtete. Immer noch in den Formen, wie Parteigenossen sie selbst im heftigsten Streit beobachten sollen, aber in leidenschaftlicher Erregung hielt er, einem gereizten Löwen gleich, von der Tribüne des Kongresses herab mit erhobener Stimme Abrechnung mit uns. Man habe seine Partei kritisiert, nun solle man ihm auch gestatten, frei heraus seine Gedanken über die Lage der deutschen Sozialdemokratie zu entwickeln. Und er sprach Worte, die, so verschieden der Anlaß und die Umstände, doch heute wiederum gehört zu werden verdienen. Am 19. August 1904, zehn Jahre vor den Ereignissen des August 1914, in den Tagen, in denen soeben die anglo-französische Entente zustande gekommen war, in Frankreich betrieben von Delcassé, erklärte Saurès:

„Was im gegenwärtigen Moment auf Europa und der Welt, auf der Verbürgung des Friedens, der Sicherstellung der politischen Freiheiten, dem Fortschritt des Sozialismus und der Arbeiterklasse lastet, was auf den politischen und sozialen Fortschritt Europas und der Welt drückt, das sind nicht die angeblichen Kompromisse, die waghalsigen Versuche der französischen Sozialisten, die sich mit der Demokratie verbündet haben, um die Freiheit, den Frieden der Welt zu retten, sondern das ist die politische Ohnmacht der deutschen Sozialdemokratie.“

„Gewiß,“ fuhr er, noch im Zorn gerecht, fort, „gewiß, ihr seid eine große bewunderungswürdige Partei, die dem internationalen Sozialismus . . . das Vorbild einer konsequenten systematischen Aktion, einer wohlgegliederten und machtvollen Organisation gegeben hat, die vor keinem Opfer zurückschreckt und sich durch keinen Ansturm zurückschrecken läßt. Ihr seid eine große Partei, ihr seid die Zukunft Deutschlands, eine der edelsten und glorreichsten Parteien der zivilisierenden und denkenden Menschheit“. Aber zwischen der anscheinenden politischen Macht der Partei, wie sie sich im fortgesetzten Wachstum ihrer Stimmen und Mandate ausdrückte, und ihrer wirklichen Macht zu Einfluß und Tat bestehe ein Gegensatz, der um so größer zu werden scheine, je mehr die Wahlmacht zunehme. Und warum dies: Weil der deutschen Sozialdemokratie die beiden wesentlichsten Bedingungen

der proletarischen Aktion noch fehlen: „Ihr habt weder die revolutionäre noch die parlamentarische Aktion“.

Diese, wie der Kongreßbericht feststellt, von den Versammelten mit großer Bewegung entgegengenommenen Worte legen in der Tat den Finger in eine zwar übertrieben geschilderte, aber darum doch ernsthafte Wunde der deutschen Sozialdemokratie. Sie weisen hin auf den inneren, wie ein Verhängnis über der Partei lastenden Widerspruch in ihrer politischen Betätigung, daß sie weder eine Partei der revolutionären Erhebungen noch eine wahrhaft parlamentarische Partei war und ist. Das nämlich ist es, was jene plastisch formulierte Gegenüberstellung in Wirklichkeit sagen will. Parlamentarische Aktion im buchstäblichen Sinn des Wortes haben wir in Deutschland genug, und sie ist auch, was Jaurès übersah oder zu gering einschätzte, nicht ganz wirkungslos. Aber sie ist mit Notwendigkeit eine Halbheit, weil der reichsdeutsche Parlamentarismus selbst nur eine Halbheit ist. Jaurès war weit davon entfernt, den von ihm betonten Widerspruch für die Schuld der deutschen Sozialdemokratie zu erklären. Er erklärte ihn als eine Folge der deutschen Geschichte und der politischen Verfassung des Deutschen Reiches. „Euer Parlament ist nur ein halbes Parlament,“ rief er aus. Und: „Ein Parlament ist kein Parlament, wenn es nicht die Exekutivgewalt, die Regierungsgewalt in der Hand hat.“ Das deutsche Volk aber habe auch keine wahrhaft revolutionäre Tradition. „Und so steht ihr, ihr wißt es, ihr fühlt es wohl, vor einer schwierigen Frage. Und ihr sucht nach einer Lösung.“

Wie trifft das alles den Kern des Übels, an dem die deutsche Sozialdemokratie heute, in dieser schweren Krisis, so offensichtlich leidet. Des Übels, in dessen Folge es gekommen ist, daß wir, in die parlamentarische Halbheit eingelebt, in einer schicksalschweren Stunde das taten, was wir höchstens hätten tun dürfen, wenn wir den ganzen Parlamentarismus gehabt hätten: daß wir die parlamentarische Verantwortung mit übernahmen für etwas, was wir nicht gewollt hatten, dessen Führung zu bestimmen oder auch nur zu beeinflussen uns die parlamentarische Macht fehlt, und dem wir außerstande sind, das Ziel zu setzen. Eine Handlung, für die sich alle möglichen Erklärungsgründe finden lassen, die aber leider durch keinen dieser Gründe der Wirkungen enthoben wird, die sie gehabt hat und die sich immer deutlicher als ein Unglück herausstellen, nicht etwa nur für unsere Partei, sondern insofern sie ihr ein Gut nahmen, über das sie vordem verfügte, als ein Unglück für Europa.

Politisch betrachtet ist aus der schwierigen Lage eine grundschiefe Lage unserer Partei geworden. Aus ihr kommt man aber wahrhaftig nicht dadurch heraus, daß man, wie uns jetzt von allen möglichen Seiten gepredigt wird, um innerhalb des bestehenden Halb-Parlamentarismus das Zipselchen mehr Macht zu erlangen, das uns bei den heutigen realen Machtverhältnissen im Reich überhaupt zuteil werden kann, auf die kraftvolle Vertretung der großen Ideen verzichtete, die uns bisher in der Frage der Völkerbeziehungen von allen anderen Parteien unterschieden haben und unsere stärkste geistige Waffe gewesen sind im Kampf gegen diejenigen Mächte, welche in Deutschland wahre Bollwerke bilden gegen die Verwirklichung des ganzen Parlamentarismus. Eine so beschaffene „Realpolitik“, die ebenso unreell wäre wie sie sich als unreal erweisen würde, weil wir

mit Massen ohne große Ideale niemals einen ernststen Kampf gegen jene vorbezeichneten Mächte würden aufnehmen und führen können, wäre auch zu allerletzt im Geiste eines Jaurès gewesen. Hatte er doch das größte politische Werk seines Lebens dadurch vollführt, daß er in einem Kampfe, bei dem es sich anfangs nur um die Freiheit und Ehre eines einzelnen handelte, der in seiner Weiterwirkung aber zur endgültigen Entklerikalisierung der Republik und zur Beseitigung der unrepublikanischen Sonderstellung der Militärgewalt geführt hat, das Rechtsempfinden seines Volkes durch seine machtvollen, alle Ideale in der Menschennatur aufrufenden Reden zur tabereiten Begeisterung zu entflammen verstand. Für eine Realpolitik aber, die damit anfängt, die demokratischen Rechtsbegriffe des eigenen Volkes mit Hilfe von Schlagworten und Argumenten aus dem Wörterbuch der Machtpolitiker der herrschenden Klassen zur Erstarrung zu bringen und auf das Ideale in der Arbeiterbewegung mit — sagen wir — Kolben loszuschlagen, hätte er kein Verständnis und noch weniger Sympathie gehabt.

In Amsterdam ward Jaurès trotz des großen Eindrucks, den seine Rede gemacht, überstimmt. Ob es geschehen wäre, wenn nur die Politik zur Verhandlung gestanden hätte, die er vertrat, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls war sie mitbetroffen, und der Anreiz darum für Jaurès sehr groß, dem Beschluß, der nach seiner Ueberzeugung über Gebühr in die Rechte der einzelnen Nationen eingriff, die Folge zu versagen. Nicht wenige von denen, die auf seiner Seite standen, wünschten, daß er es täte. Andere, darunter Emile Vandervelde, der im Verein mit Victor Adler für eine Vermittlungsresolution eingetreten war, drangen in ihn, der Einheit der Internationale das Opfer zu bringen und loyales Eintreten für die Durchführung des Beschlusses zu versprechen. Es kostete Jaurès einen schweren inneren Kampf, ehe er eine Entscheidung traf. Aber der Internationale siegte in ihm über den verletzten Vertreter der Partei eines ihrer wichtigsten Glieder. Mit einer energischen Bewegung, die erkennen ließ, daß es sich um Unterdrückung widerstrebender Empfindungen handelte, erklärte er, nachdem er eine Weile nachgekommen: „Wohlan, ich will es tun“. Und wir wissen, daß er sein Wort in jeder Hinsicht redlich gehalten hat.

Vor eine ähnliche Entscheidung, wie Jaurès sie damals zu treffen hatte, stellt der Krieg die Sozialdemokratie Frankreichs, wie er sie wahrscheinlich auch der deutschen Sozialdemokratie nicht ersparen wird. Beide Parteien werden in die Lage kommen, sich schlüssig darüber zu werden, ob die Internationale der Arbeiter als Friedensfaktor andauernd gelähmt bleiben soll, weil die zwei in ihrem Mittelpunkt stehenden Sektionen nicht zur Verständigung kommen können, oder ob sie dem großen Ganzen etwas von ihrem vermeintlichen Recht zu opfern bereit sind. Aber es fehlt die Instanz eines allgemeinen Kongresses der Internationale, die Art und das Maß des jeder Sektion zufallenden Opfers abzumessen, und dadurch die Entscheidung zu erleichtern. Von um so größerem Wert ist es daher, daß sie Persönlichkeiten zu Ratgebern und Vermittlern haben, welche von dem Bestreben erfüllt sind, mit dem großen politischen Weitblick eines Jean Jaurès dessen Seelengröße und nationale Unbefangtheit zu verbinden. Möge die Erinnerung an den großen Toten in denen lebendig sein, denen diese bedeutungsvolle Aufgabe zufällt, und sie mit seinem Geiste befeelen.

Ein Schlußwort.

Von K. Kautsky.

Eine jede Diskussion muß einmal ein Ende nehmen, wenn die Diskutierenden nicht gewärtigen wollen, daß die Zuhörer ihnen davonlaufen und sie allein lassen. Ich trachte daher, meine Schlußbemerkungen möglichst kurz zu fassen.

Ich hatte David gefragt, wohin die Reise gehe. Er antwortet mit einem großen Aufwand von Worten und Exklamationen verschiedenster Natur, um nichts zu sagen. Oder weiß man nach der Lektüre des Davidischen Artikels, ob er einem Antrag auf eine Abrüstungsvereinbarung zustimmen oder ob er ihn bekämpfen würde?

Er hat glücklich in seinem Buch ein paar Zeilen entdeckt, in denen er von dem üblen Eindruck spricht, den vor etwa einem Vierteljahrhundert der Beginn der deutschen Flottenbauten in England machte. Er spricht also in der Tat „ein Wort“ von diesen Bauten. Aber kein Wort davon, wie später diese Bauten das Verhältnis zwischen Deutschland und England verschärfen, und namentlich kein Wort über die Versuche Englands, zu einer Verständigung über die Einstellung der Rüstungen zu kommen, was doch das entscheidende ist. Ebenso wenig finden wir jetzt in seiner Entgegnung auch nur ein Wort, das uns gestattet, zu erfahren, ob er als Friedensziel eine Einschränkung der Flottenrüstungen aufstelle. Er ist „im Prinzip“ natürlich für die Abrüstung, weiß aber eine Menge praktischer Bedenken dagegen. Am Schluß sind wir so klug als wie zuvor.

Und ebenso verhält sich mit den realen Garantien, die wir von England fordern sollen. Befragt, was er darunter meine, erinnert er sich rechtzeitig, daß es verboten ist, über Kriegsziele zu diskutieren. Dies Verbot hinderte ihn bisher nicht, von solchen Zielen zu sprechen und mit größter Energie ihre Durchsetzung zu verlangen. Es hindert ihn aber leider, seine zweideutigen Ziele unzweideutig klarzulegen. Da lobe ich mir doch Kolb und Peus, die wenigstens aus ihrem Herzen keine Mördergrube machen!

Nur in einem Punkte bringt David uns einige Aufklärung in seiner Antwort auf die Frage, wohin die Reise geht. Er stellt mit aller Entschiedenheit fest, daß an eine Einschnürung des deutschen Welthandels im Frieden durch England nicht zu denken und diese Idee so albern sei, daß alles, was ich zu ihrer Widerlegung sage, nur eine „Vorlesung für politische Säuglinge“ darstelle. Wenn er von der Gefahr der Erdrosselung Deutschlands durch England sprach, habe er nur die Gefahr beim nächsten Kriege, nicht die im kommenden Frieden ins Auge gefaßt.

Schade nur, daß David das nicht gleich gesagt hat. In seinen ursprünglichen Ausführungen über die „Größe der Gefahr“, die uns nach dem Kriege droht, wenn wir nicht England niederschlagen, fehlt jede Andeutung, daß dabei nicht die Zeit des Friedens, sondern die des nächsten Krieges gemeint sei. So schreibt er z. B. in seiner Bielefelder Rede (Seite 23):

„Ein Sieg unserer verbündeten Feinde würde also unserer wirtschaftlichen Expansion im Osten eine nahe, unübersteigliche Schranke ziehen, er würde nach allen Seiten politisch und wirtschaftlich uns so einengen, daß unsere ganze Entwicklung bedroht wäre. Unserem Handel würden Fesseln angelegt, ein großer Teil unserer

Industrie würde einfach erdroffelt werden. Das Wirtschaftsleben Deutschlands würde um Jahrzehnte zurückgeworfen werden."

David meint, das beziehe sich so offenbar auf den nächsten Krieg und nicht auf die kommende Friedenszeit, daß meine ganze „Begriffstugigkeit“ dazu gehöre, das nicht zu erkennen.

Ich kann leider auch jetzt noch weder in der zitierten Stelle noch im folgenden, wo von England, dem „Despoten des Weltmarkts“, die Rede ist, noch sonstwo in den Davidschen Schriften ein Wort entdecken, das seine jeßige Deutung rechtfertigte. Aber das ist Nebensache. Wichtig ist seine Deutung. Die wollen wir uns merken und festhalten.

Wenn noch irgend jemand von der Gefahr der Erdrofflung des deutschen Welthandels durch das siegreiche England im Frieden reden sollte, dann bescheinigt ihm David, daß er ein „politischer Säugling“ ist. Ich freue mich, darin wenigstens mit ihm vollkommen übereinzustimmen.

* * *

Nicht ganz so humoristisch kann ich Davids neueste Entdeckung behandeln, daß der „Dogmenfanatiker“ eigentlich nur eine Wetterfahne ist.

David teilt mit, in den Beratungen vor dem 4. August hätte ich an drei Tagen drei verschiedene Anschauungen vertreten. An dem ersten Tage sei ich für Stimmenthaltung gewesen, am zweiten für die „Pressionspolitik“, am dritten für bedingungslose Kreditbewilligung. Und dann hätte ich mich wieder zur Opposition geschlagen. In der Tat ein erbauliches Bild — wenn es wahr wäre. Aber das ist es nicht. Ich kam in jenen Beratungen nur einmal zum Wort und bekannte mich da zur Stimmenthaltung. Weil diese aber bereits allseitig zurückgewiesen worden war, machte ich in der gleichen Rede den Eventualvorschlag der Pressionspolitik. Seit wann bedeutet ein solcher Vorschlag einen „Wandel“ der Gesinnung? Kurz nach meiner Rede wurde die Diskussion zu Ende gebracht und die bedingungslose Bewilligung beschlossen. Damit war diese Frage erledigt. Die Kommission, die dann gewählt wurde, hatte also keineswegs die bedingungslose Bewilligung zu empfehlen oder zu verwerfen, wie es David hinstellt, der diese Auffassung braucht, um seinen Verwandlungseffekt zu erzielen.

Nachdem die Bewilligung beschlossen war, erstand die Streitfrage, ob man mit oder ohne begründende Erklärung abstimmen solle. Es gab Genossen, David sehr nahestehende Genossen, die das letztere empfahlen. Das wurde abgelehnt und eine Kommission gewählt, mit dem Auftrag, eine Erklärung auszuarbeiten, die unsere Abstimmung motivierte. Ich nahm die Wahl in diese Kommission an, mit der Absicht, wenn schon die Kredite bewilligt wurden, dabei doch den oppositionellen Standpunkt der Partei zur Geltung zu bringen.

Nur darüber wurde in der Kommission diskutiert, nicht über die bereits festgelegte Frage der Bewilligung. Es gelang mir und einem anderen Genossen in der Tat, obwohl wir die Mehrheit gegen uns hatten und die meisten unserer Anträge von ihr abgelehnt wurden, dennoch in den von der Mehrheit angenommenen Entwurf einige Verschärfungen hineinzubringen, die ihn einigermaßen akzeptabel machten. Der Satz, auf dessen Aufnahme ich den meisten Wert legte und dessen Einfügung mich schließlich den Widerspruch gegen den Entwurf aufgeben ließ, ist, nachdem das Plenum die von der Kommission vorgeschlagene Resolution angenommen

hatte, in einer späteren Plenarsitzung, der ich nicht mehr beiwohnte, an eine andere Stelle versetzt und erheblich abgeschwächt worden.

Derartiges hatte ich befürchtet und darum dem Antrag auf Enblocberatung zugestimmt. Die Erklärung in der von der Kommission beschlossenen Fassung schien mir das Minimum dessen zu sein, was wir auszusprechen hatten, wenn wir die Kredite bewilligten, um unseren Standpunkt zu wahren, jede Abschwächung ein großes Unglück.

Bei alledem bin ich nie von dem Standpunkt abgegangen, den ich in meiner Rede festlegte und den ich auch weiterhin stets vertrat.

Dies die Wahrheit über meine drei Wandlungen an drei Tagen.

Den energischsten Widerstand bei allen Anträgen, die eine schärfere Betonung unserer oppositionellen Stellung bezweckten, fanden wir in der Kommission bei David. Meine ganze Arbeit dort war ein ununterbrochener Kampf mit ihm. Es steht ihm wahrlich gut an, mich des „Wandelspiels“ zu bezichtigen und zu behaupten, meine Opposition gegen ihn in der Kriegsfrage sei erst neueren Datums. Sie ist vielmehr so alt wie der Krieg selbst. Sie erfüllte schon die Kommissionsitzung, die die Erklärung des 4. August formulierte, obwohl David damals noch nicht so weit ging wie heute, denn er sah den Feind erst im russischen Zarismus und nicht auch in den Sozialisten Frankreichs und Englands, und er hatte noch nicht völlig die Haltung verschmigt, die er wie wir alle bis zum Kriegsausbruch eingenommen hatten, und der er noch in einem Artikel Ausdruck gab, den eine Leitartikelforespondenz, datiert vom 31. Juli, unter dem Titel: „Die Grenze unserer Bündnispflicht“ veröffentlichte. Dort stellte David Oesterreich als den Kriegstreiber hin und betonte, für Deutschland sei der Bündnisfall nicht gegeben, da dieser „Bund des Friedens und der gegenseitigen Verteidigung“ auf keinen Fall „der Donaumonarchie zur Rückendeckung eigener aggressiver Absichten dienen solle“. Er berief sich auf Bismarck, der „nicht daran dachte, den Wiener Diplomaten als willenloser Vasall bei einer aggressiven Politik gegen Rußland Gefolgschaft zu leisten“.

Man vergleiche damit Davids heutige Haltung, und man wird sehen, wer ein Recht hat, von Wetterfahnen zu reden. Soweit solche in unserer Partei vorkommen, sind sie alle im heutigen Davidschen Lager zu finden. Aber freilich, wenn sie der Wind in dieser Richtung dreht, dann haben wir sie als erhabene Geister zu begrüßen, die nicht eigensinnig an den alten Dogmen hängen, sondern jederzeit bereit sind, umzulernen.

* * *

Run das linke Rheinufer.

Warum hat diese Frage Bedeutung für unsere Diskussion?

Während eines Krieges läuft der Zusammenhalt der Internationale große Gefahr dadurch, daß nationale Leidenschaft und Leichtgläubigkeit hüben wie drüben sich der Geister bemächtigen und Gegensätze erzeugen, die nur scheinbaren, nicht wirklichen Vorkommnissen entspringen. Die Ueberwindung der wirklichen Gegensätze und der Neuaufbau der Internationale wird dadurch erheblich erschwert, um so mehr, da die Trennung während des Krieges sowie der Burgfriede eine Aufklärung und Richtigstellung falscher Behauptungen über die Gegner oft sehr erschwert.

Aufgabe eines jeden Parteigenossen ist es daher, auf das gewissenhafteste jede Anklage gegen die Völker und Parteien der gegnerischen

Staaten zu prüfen und sich keine zu eigen zu machen und wiederzugeben, die nicht einwandfrei festgestellt ist.

Gegen dieses Gebot hat sich David schwer vergangen, und das ist die Anklage, die ich gegen ihn erhebe. Namentlich gegen die französische Regierung und die französischen Genossen hat er Beschuldigungen geäußert, die weit über das hinausgehen, was in Deutschland von offizieller Seite oder von ernsthaften bürgerlichen Politikern vorgebracht wurde. Und er hat sie geäußert ohne auch nur den Schein eines Beweisgrundes.

Als bezeichnendstes Beispiel diene mir seine Bemerkung über das linke Rheinufer. David behauptet, die französische Republik habe das Bündnis mit Rußland geschlossen, um Elsaß-Lothringen und womöglich auch das linke Rheinufer von Deutschland abzureißen. — In seinem Buche schildert er, wie Rußland schon seit Jahrzehnten von Frankreich unterstützt wurde.

„Im Hintergrunde winkte als höherer Lohn die Wiedergewinnung der 1870 verlorenen Provinzen und womöglich der 1801—1815 besessenen übrigen Rheingebiete dazu.“ (Seite 55.)

Berfolgte die französische Republik wirklich diese Absichten, so mußte es den Haß der deutschen Arbeiter gegen Frankreich gewaltig steigern, das seit Jahren darauf lauert, im Bunde mit dem Zaren Deutschland zu verkleinern.

Aufgefordert, den Beweis für diese Behauptung zu erbringen, ist David ihn bis heute schuldig geblieben. So sehr, daß er jetzt nicht mehr wagt, zu dem zu stehen, was er gesagt. Jetzt will er bloß behauptet haben, daß der neue russisch-französische Vertrag die Annektierung des linken Rheinufers „nicht ausschließe“, ihr „nicht im Wege stehe“!

An anderer Stelle sagt er indessen doch, der französischen Bourgeoisie sei „bei Kriegseintritt das linke Rheinufer als lockendes Siegesziel erschienen“.

Auch das ist noch etwas ganz anderes als in seinem Buche steht. Dort weist er bei der Besprechung der Frage des linken Rheinufer ausdrücklich auf „das Schmählische dieses Verhältnisses (zu Rußland) vor dem Kriege“ hin und bezieht sich dabei auf eine Äußerung Plechanoffs aus dem Jahre 1904.

Aber auch in ihrer neuen Form ist seine Behauptung durch und durch falsch. „Bei Kriegseintritt“ hatte die französische Bourgeoisie andere Sorgen als die der Annektierung des linken Rheinufer. Bis heute gibt es keine offizielle oder überhaupt ernsthafte politische Stimme in Frankreich, die das linke Rheinufer forderte. Nur vereinzelte Narren sprechen davon, von der Sorte, die wir auch in Deutschland haben.

Als einzigen Beweis — als wenn es einer wäre — beruft sich David auf „eine sich ständig erneuernde Allianz zwischen Frankreich und Rußland im Laufe des vorigen Jahrhunderts mit dem Ziel der Eroberung deutscher Gebietsteile“.

Eine „ständig sich erneuernde Allianz“ heißt eine ständige Allianz. Und die bestritt ich; ich wies darauf hin, daß bis zur jüngsten Allianz nur gelegentliche, aber nicht ständige Bündnisse zwischen Frankreich und Rußland vorkämen. Was hält David mir entgegen? Einige Zitate aus Engels: „Savoyen, Nizza und Rhein“, die nicht von einer „ständig sich erneuernden“, sondern von drei gelegentlichen Allianzen oder Annäherungen

von viel kürzerer Dauer reden, als solche z. B. zwischen Oesterreich und Rußland vorkamen.

In der That, der Bund von Tilsit dauerte drei Jahre; das Bündnis von 1829 wurde schon 1830 durch die Julirevolution zerrissen. Und nach der Annäherung von 1859 finden wir schon 1863 beim polnischen Aufstand Napoleon auf polnischer, dagegen Preußen auf russischer Seite.

Wieso diese Vorkommnisse die Absichten der dritten Republik auf das linke Rheinufer beweisen, bleibt Davids Geheimnis. Seine historische Auseinandersetzung gewinnt nicht an Beweiskraft durch die donnernden Ausbrüche über meine Unwissenheit und Naivetät, mit denen er sie würzt.

Dieser Theaterdonner wird wohl keinen denkenden Leser über die Armseligkeit der Beweisführung hinwegtäuschen. Die Tatsache bleibt bestehen: David hat gegen die französische Republik Beschuldigungen unerhörter Art erhoben, ohne die Spur eines Beweises vorbringen zu können. Und daher wiederhole ich auch meine Kennzeichnung dieses Verfahrens: Es ist leichtfertige Völkerverhetzung.

* * *

Im Zusammenhang mit der Frage des linken Rheinufers steht die Berufung auf Engels, eine ganz neue Gewohnheit, die David erst seit Kriegsausbruch angenommen hat. Er verweist auf ihn wegen der früheren französisch-russischen Allianzen. Das habe ich schon richtiggestellt. Dann aber zitiert er einen Brief Engels' an Sorge vom Jahre 1891. Ich hatte erklärt, daß Engels im Jahre 1892 noch nichts über den Inhalt der französisch-russischen Allianz sagen konnte, weil sie damals noch nicht abgeschlossen war. Nun spricht Engels 1891 bereits von dieser Allianz. Wie reimt sich das zusammen? Nun, damals sprach man schon von einer solchen Allianz, hielt eine solche für möglich, rechnete mit ihr. Abgeschlossen wurde der Vertrag im August 1897.

Der gleiche Brief soll meine Aeußerungen ad absurdum führen, daß Engels im Kriegsfall eine Taktik erwartete, die das Gegenteil der David'schen sei, das heißt eine Taktik, die uns in revolutionärer Weise ans Ruder bringe. Der Brief an Sorge enthält kein Wort, das im Kriegsfall die Unterstützung einer bürgerlichen Regierung befürwortet, sondern spricht davon, daß wir „sehr möglicherweise gezwungen sein werden, 1793 zu spielen“. Er hielte es für ein Bed, wenn es zum Kriege käme und der uns vorzeitig ans Ruder brächte, aber das beweist doch nicht, daß er eine Taktik empfahl, die es ausgeschlossen hätte, daß wir ans Ruder kämen. Sein Artikel von 1892 sprach ausdrücklich aus:

„Rein Sozialist, von welcher Nationalität immer, kann den kriegerischen Triumph weder der heutigen deutschen Regierung wünschen, noch den der französischen bürgerlichen Republik, am allerwenigsten den des Zaren.“ („Neue Zeit“, X, 1, Seite 506.)

David mag diese Auffassung für falsch halten. Aber sie verbietet es, daß er sich auf Engels als Befürworter seiner Haltung beruft.

* * *

Und nun noch einige Worte über die Märchenprinzessin. David behauptet, Poinaré und Viviani hätten sich mit der russischen Kriegspartei zusammen verschworen, um den Zaren zum Kriege zu drängen. Auch das ist eine Behauptung, die, wenn sie geglaubt wird, die deutschen Arbeiter-

mit dem wildesten Haß gegen die französische Republik, die Ursache ihrer Leiden entflammen muß. Eine Behauptung, die also nur nach gewissenhaftester Prüfung aufgestellt werden durfte. Diese Prüfung hat David nicht vorgenommen. Sein einziges Beweisstück ist ein Brief einer vornehmen Dame aus Petersburg, der, wenn er echt wäre, bloß bezeugen würde, welcher sinnloser Klatsch dort wie auch anderwärts im Umlauf ist, dessen Echtheit aber zweifelhaft, und der, ob echt oder unecht, so lange wertlos ist, als weder die Person des Absenders noch die des Empfängers öffentlich genannt wird.

Darauf weiß David abermals nichts weiteres zu tun, als sich hinter das Redaktions- oder Parlamentsgeheimnis zu vertriehen.

Ich hatte in meiner vorhergehenden Erwiderung einen Passus, der zeigte, warum diese Vertriehung im gegebenen Falle nicht angehe. Im Interesse der Kürze strich ich ihn, indem ich meinte, es genüge, einen Mann wie David auf die Lächerlichkeit anonymer Zeugen und Geschichtsquellen hinzuweisen.

Da er noch immer nicht begreifen will, kann ich unsern Lesern den gestrichenen Passus doch nicht ganz ersparen.

In welchen Fällen kann ein Redakteur oder ein Parlamentarier in die Lage kommen, das Geheimnis seiner Quelle wahren zu müssen? Wenn es sich um die Abstellung eines Mißstandes handelt. Kommt jemand in abhängiger Stellung zu einem Redakteur, Parlamentarier oder Gemeinderat, um einen Mißstand anzuzeigen, dann wird der Angerufene zuerst nachforschen, ob dieser Mißstand wirklich besteht und nach dem Ergebnis seine Aktion einrichten. Der Name des Urhebers dieser Aktion ist dabei ganz nebensächlich und ist daher, wenn er es wünscht, zu verschweigen.

Sind aber bei der Sachlage Nachforschungen unmöglich, dann wird der Angerufene sich hüten, für die Aussage des Angebers mit seiner Person einzustehen. Er wird ihn natürlich nicht nennen, aber auch nicht eine bestimmte Behauptung aufstellen, sondern eine *A n f r a g e* oder eine *A u f f o r d e r u n g* zu Nachforschungen an das verantwortliche Ressort richten.

Ganz anders steht es mit einem Zeugen oder einer historischen Quelle. Er hat nicht als *A n r e g e r* zu einer Nachforschung oder einem Tun zu fungieren, wobei es gleichgültig ist, wer der Anreger ist, sondern seine Aussage hat als *B e w e i s* zu gelten für vorgekommenes Tun. Hier kommt auf die *G l a u b w ü r d i g k e i t* des Zeugen, also auf seine Person, alles an. Dem kann sich selbst ein Reichstagsabgeordneter nicht entziehen, so erhaben er über der übrigen Menschheit thronen mag.

Wenn David im Reichstag die Behauptung aufstellen wollte, zwei verbrecherische Minister hätten sich verschworen, sagen wir, das Reichstagsgebäude in Brand zu stecken, wird jeder nach den Beweisen verlangen, und es wird David nichts helfen, wenn er sagt: „Ich mit meiner Person stehe für die Richtigkeit der Behauptung ein, denn ich habe den Brief gesehen, in dem eine Dame aus Petersburg an einen Herrn in Wien oder Budapest berichtet, davon gehört zu haben. Die Namen darf ich nicht nennen“. Ich fürchte, wenn er nicht mehr darüber zu sagen hätte, würde unsterbliche Lächerlichkeit sein Los.

Nicht anders aber steht es mit seiner Behauptung, Poincaré und Biviani hätten sich verschworen, die Welt in Brand zu setzen.

Auch wenn ich mir die Mühe genommen hätte, nach München zu fahren, um das Papier anzusehen, das David für einen unzweifelhaft echten Brief

einer russischen Prinzessin hält, wäre damit nicht seine Echtheit und noch weniger seine Glaubwürdigkeit erwiesen. Zu allen bekannten und beglaubigten Tatsachen steht sein Inhalt in vollstem Widerspruch. So sehr, daß David selbst in unserer so leichtgläubigen Zeit meines Wissens bisher der einzige ist, der diesen Brief als historisches Dokument benutzte.

In seiner Verlegenheit sucht er jetzt nach Hilfe und glaubt sie in einem Artikel Morels im „Labour Leader“ zu finden, der den Petersburger Brief bestätige.

Was schreibt nun Morel?

„Der britische Gesandte in Wien hatte am 15. Juli erfahren, welches der Charakter der österreichisch-ungarischen Note an Serbien sein werde. Er benachrichtigte davon das englische auswärtige Amt am 16. Juli. Man darf annehmen, daß dieses den englischen Gesandten in Petrograd davon verständigte. Am 21. Juli waren der Präsident Poincaré und der französische Ministerpräsident sowie der Minister des Aeußeren in Petrograd, und damals kamen die franko-russischen Verbündeten zweifellos zur Entscheidung (and the decision of the Franco Russian combination was then, no doubt, arrived at).“

Man sieht, wir haben es hier nicht mit der Mitteilung eines Wissenden zu tun, sondern mit einer Vermutung. Und noch dazu mit einer solchen, die auf sehr schwachen Füßen steht und im Grunde nichts besagt. Sie beruft sich auf einen Bericht des englischen Botschafters in Wien, der schon am 15. Juli den Charakter der bevorstehenden Note Oesterreichs an Serbien erfahren haben sollte. Ich kann leider nicht feststellen, ob ein solcher Bericht überhaupt erstattet wurde und was darin stand, denn das englische Blaubuch über den Krieg beginnt erst mit dem 20. Juli. Am 15. Juli wußte man wahrscheinlich in Oesterreich noch selbst nicht, was in der Note stehen werde, die es am 23. abends in Belgrad überreichen ließ.

Wie wenig die englische Regierung vorher darüber wußte, sagt eine Mitteilung des Sir Edward Grey vom 20. Juli an den englischen Gesandten in Berlin, in der es heißt:

„Ich habe den deutschen Botschafter heute gefragt, ob er irgendwelche Nachrichten darüber habe, was in Wien mit Bezug auf Serbien geschehe. Er sagte: nein, aber Oesterreich werde sicher irgendwelchen Schritt tun und er betrachte die Lage als sehr unbehaglich.“

Ich sagte, ich hätte neuerdings nichts gehört, außer daß Graf Berchtold im Gespräch mit dem italienischen Botschafter in Wien den Gedanken, daß die Lage ernst sei, bestritten, aber gesagt habe, sie würde sich aufklären. . . . Ich sagte, ich nähme an, die österreichische Regierung werde nichts tun, bevor sie nicht erst dem Publikum ihre Beschwerde gegen Serbien bekanntgegeben habe, die sich wahrscheinlich darauf stützen wird, was sie im Prozeßverfahren ermittelt haben wird.“

So wenig wußte der englische Minister noch am 20. über die Absichten Oesterreichs. Und er soll schon am 16. den Charakter der österreichischen Note gekannt haben! Diese Annahme bildet aber die alleinige Basis der Morelschen Vermutung. So unhaltbar ihre Begründung, so nichts sagend ihr Inhalt. Denn was besagt sie? Daß in Petrograd nach der Ankunft Poincarés eine Entscheidung getroffen wurde. Ja, daß man sich dort nicht bloß über das Wetter unterhalten haben wird, sondern auch über die brennende Frage des Tages, das Verhältnis Oesterreichs zu Serbien, erscheint auch mir „zweifellos“. Schon weniger zweifellos erscheint es mir, daß man sich dabei über mehr verständigen konnte als über allgemeine

Grundlinien. Denn die Lage war äußerst verworren und die österreichische Note wurde den Ententemächten erst am 24. Juli überreicht und überreichte sie.

Wenn man aber trotzdem schon zu einer Entscheidung kam, zu welcher? Davon sagt Morel kein Sterbenswörtchen, weil er darüber nichts weiß, und doch kommt darauf alles an. Einigte man sich über eine aggressive oder eine friedliche Politik? Und welche Rolle spielten dabei die Vertreter Frankreichs? Waren sie Kriegstreiber oder nicht?

Darüber erfährt man bei Morel nicht das mindeste. Gerade die bestimmten Angaben darüber bilden aber das Kennzeichen des Petersburger Briefes, und nicht etwa die bloße Vermutung, Poincaré und Nikolaus müßten sich in irgendeiner Weise verständigt haben. Hätte der Brief nicht mehr enthalten, als Morel sagt, ich hätte kein Wort über ihn verloren. Ganz anders steht es mit seinen bestimmten Angaben. Sie sind es, die der Bestätigung dringend bedürfen, weil sie zu allem im Widerspruch stehen, was über die Vorgänge jener Tage nachweisbar ist. Weiß David zur Stützung des angeblichen Petersburger Briefes nichts anderes vorzubringen als den Morelschen Satz, dann bezeugt dies, daß er überhaupt kein Beweismaterial hat. Daß er aber diesen Satz noch triumphierend hervorhebt, als müsse er alle Zweifel unwiderleglich niederschlagen, beweist nur, daß ihm das vagste Vermuten sofort zur unumstößlichen Wahrheit wird, wenn es Anlaß zu geben scheint, Frankreich als den Schuldigen am Weltkrieg hinzustellen — was mehr ist, als die offizielle deutsche Geschichtsschreibung behauptet.

Für eine historische Darstellung dieser Art finde ich nach wie vor keine andere Bezeichnung als die leichtfertigster Völkerverheugung. Mag sich David noch so sehr dagegen verwahren. Was ein Mensch sich einbildet zu sein, beweist noch nicht, was er ist. Ich bezweifle gar nicht, daß David wirklich meint, es gebe keinen anderen Weg, eine Wiederannäherung an die Franzosen zu ermöglichen, als den von ihm eingeschlagenen. Leider besteht dieser Weg darin, daß David den deutschen Arbeitern ein verzerrtes Bild des französischen Sozialismus malt, das, wenn es geglaubt wird, ebenso Haß in Deutschland gegen unsere Genossen in Frankreich erregen muß, wie es den lebhaften Protest der letzteren hervorruft, die ihr Bild als einseitig und durch und durch unwahr zurückweisen.

David glaubt schließlich, einen großen Trumpf gegen mich auszuspielen, wenn er mit der Anklage schließt, daß ich es sei, der Völkerverheugung treibe, indem ich die deutsche Sozialdemokratie vor dem Auslande herabsetze. Diese Anklage beruht einfach darauf, daß David sich und seine Freunde mit der deutschen Sozialdemokratie identifiziert, wodurch jede an ihm geübte Kritik zu einer Herabsetzung der ganzen Partei gestempelt wird.

Ich bin im Gegenteil der Auffassung, daß nichts das Ansehen der deutschen Sozialdemokratie und ihre Aussichten für die Zukunft mehr schädigt als die Politik, die David verfährt. Das Ansehen und das Interesse des deutschen Proletariats und seiner politischen Organisation wahren wir am besten dann, wenn wir keine Wetterfahnen sind, nicht „umlernen“, sondern die Partei proletarischer Opposition bleiben, die wir bis zum Kriege waren. Als solche ist die deutsche Sozialdemokratie zur Führung in der Internationalen gelangt, nur als solche kann und wird sie sich behaupten.

Die Haltung der französischen Sozialdemokratie beim Ausbruch des Weltkrieges.

Eine notwendige Richtigstellung.¹

Von J. S.

Genosse David hat in seinem Buche: „Die Sozialdemokratie im Weltkrieg“ die Sozialisten der Westmächte angeklagt, die aggressive Haltung ihrer Regierungen gebilligt und sich zum Helfershelfer des Zarismus erniedrigt zu haben. Er zitiert zum Beleg eine Reihe von Dokumenten, offenbar aber nicht nach den Originalen, sondern nach Wiedergaben, die jedoch oft das Gegenteil von dem sagen, was die Originale wirklich enthalten. Außerdem fehlt eine Reihe von Dokumenten, die von entscheidender Bedeutung für die Beurteilung der Haltung der französischen Sozialisten sind.

Genosse David zitiert vorerst ganz richtig verschiedene Äußerungen der französischen Sozialisten während der diplomatischen Spannung, die dem Kriege vorherging. So die Erklärung der sozialistischen Kammerfraktion, veröffentlicht in der „Humanité“ vom 29. Juli, wo es heißt:

„Sie (die Fraktion) fügt hinzu, daß Frankreich, das seit über vierzig Jahren seinen Anspruch auf Elsaß-Lothringen dem obersten Interesse des Friedens untergeordnet hat, sich nicht in einen Konflikt, wo Serbien der Einsatz wäre, hineinziehen lassen kann. — Sie verkündet laut, daß Frankreich allein über Frankreich verfügen darf, daß es in keinem Falle durch die mehr oder minder willkürliche Auslegung geheimer Verträge und unbekannter Verpflichtungen in einen furchtbaren Konflikt verwickelt werden darf. . . .“

Die anderen Zitate (von Hervé und Jaurès) stimmen damit überein: Frankreich darf sich durch Rußlands Balkanpolitik nicht in einen Krieg hineinziehen lassen. Seit 40 Jahren hat es im Interesse des Friedens seine Ansprüche auf Elsaß-Lothringen nicht geltend gemacht. Deshalb darf es jetzt erst recht nicht „durch die mehr oder minder willkürliche Auslegung geheimer Verträge“ — d. h. durch den französisch-russischen Bündnisvertrag — „in einen furchtbaren Konflikt verwickelt werden“.

Diese Sätze, deren Verfasser Jaurès war, sind nicht von ungefähr so formuliert worden. Der Zweibund, dessen Abschluß David sonderbarerweise dem des Dreibundes v o r a n g e h e n läßt (Seite 52), hatte ausdrücklich den Frankfurter Friedensvertrag, d. h. die Abtrennung Elsaß-Lothringens von Frankreich, zur Grundlage. Wenn Frankreich, sagte also die Kammerfraktion, darauf verzichtet hat, um Elsaß-Lothringen Krieg zu führen, darf es erst recht nicht durch „unbekannte Verpflichtungen“ in einen Konflikt, „wo Serbien der Einsatz wäre“, hineingezogen werden. Mit diesen „unbekannten Verpflichtungen“ spielte die Fraktion auf eventuelle Abmachungen an, die von der französischen Diplomatie anläßlich des österreichisch-serbischen Konflikts gegenüber Rußland getroffen worden sein konnten. Es war ihr nicht unbekannt, daß die Diplomatie Frankreichs sich verpflichtet hatte, Rußland gegenüber Oesterreich zu unterstützen, ja, um ein gewaltsames Ein-

¹ Die hier folgenden Ausführungen sind uns von einem in Frankreich lebenden Parteigenossen zugegangen, der bei ihrer Abfassung offenbar noch keine Kenntnis von der Diskussion zwischen den Genossen Kautsky und David hatte.

Die Redaktion.

greifen Deutschlands zu verhindern, auch England zu dieser Verpflichtung zu überreden suchte. Es war der verhängnisvolle Irrtum der Diplomatie während der Krise, die dem Kriege veranlang, man könne den Krieg verhüten, in dem man sich gegenseitig Angst mache. Jaurès hat die Gefahr dieser Taktik erkannt und in einem seiner letzten Artikel in der „Humanité“ gekennzeichnet. Die Kammerfraktion fürchtete also, daß aus den diplomatischen Verpflichtungen militärische Verpflichtungen hergeleitet würden. Wie sehr diese Furcht begründet war, geht aus der Depesche von Sir Buchanan vom 24. Juli hervor, in der dieser über eine Unterredung mit Sazonow und dem französischen Botschafter berichtet. Dieser habe u. a. gesagt, nachdem er Buchanan „zu verstehen gegeben“ hatte, daß Frankreich „alle Verpflichtungen, die ihm sein Bündnis mit Rußland auferlegt“, erfüllen und außerdem diesem diplomatisch sekundieren werde: „Die einzige Chance, die wir haben, um den Krieg zu verhindern, wäre, eine entschlossene und einheitliche Haltung einzunehmen.“ Ohne die „Europäisierung“ des Konfliktes zu verwerfen — sie hoffte davon die Vermeidung des Krieges —, lehnte die Fraktion es ausdrücklich ab, daß daraus für Frankreich eine militärische Verpflichtung entstehen dürfe.

Die sozialistische Kammerfraktion verlangte also nachdrücklich und bestimmt, daß Frankreich, falls es zum Krieg kommen sollte, sich nicht in einen Konflikt, „wo Serbien der Einsatz wäre“, hineinziehen lassen dürfe, sondern auf die Petersburger Machthaber im Sinne einer friedlichen Haltung einwirke. David fügt hinzu: „Die französische Regierung lehnte das ab. Die Milliardeninteressen der französischen Gläubiger an Rußland und die Hoffnungen der nationalistischen Revanchepolitiker auf Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen wogen schwerer als die Friedenswünsche der Sozialisten. Dadurch, daß Frankreich mit in den Krieg eintrat, wurde er zum europäischen Krieg.“ (Seite 83.)

Was nun die „Milliardeninteressen der französischen Gläubiger an Rußland“ betrifft, so hat niemand mehr Furcht vor einem Kriege und dem damit unvermeidlichen Börsensturz als ein Rentenbesitzer. Wie weit „die Hoffnungen der französischen Revanchepolitiker“ die Stellung der französischen Regierung beeinflussen haben, darauf werden wir noch zurückkommen.

Trotz dieser angeblichen „Ablehnung“ hätten die französischen Sozialisten „bereits am 2. August“ — also noch vor der „formalen“ Kriegserklärung — in einer Versammlung im Saale Wagram „keinen Zweifel darüber gelassen, daß sie, falls der bis dahin bekämpfte Krieg zur Tatsache werde, „als gute Franzosen“ für die Kredite stimmen würden“. (Seite 119.)

Die einzige Erklärung, die David für diesen unbegreiflichen Umfall gibt, der nach den vorhergegangenen Erklärungen ein feiger Verrat an der eigenen Ueberzeugung gewesen wäre, ist die: „Inzwischen war Jaurès, der den Brennpunkt der Gefahr kannte, durch Meuchelmord beseitigt worden.“ Diese Erklärung ist denn doch etwas gar zu romantisch. — Und darum haben die französischen Sozialisten mit der Hand an der Hosennaht Ja gesagt und Hurra gerufen. Wer etwa daran zweifeln wollte, für den zitiert David seine „Beweise“. Nämlich die Reden, die „die hervorragendsten Vertreter der französischen Partei“ in jener Versammlung am 2. August gehalten haben, und die Resolution, die dort angenommen wurde. David sagt zwar nicht, woher er die Zitate hat, aber es genügt, den Be-

richt der Versammlung in der „Humanité“ vom 3. August nachzulesen, um zu konstatieren, daß Davids Darstellung sich auf diesen Bericht stützt. Vor Augen aber kann er das Original nicht gehabt haben. Wir erinnern zunächst, daß der Krieg bereits an Rußland erklärt war, die deutschen Truppen bereits in Luxemburg einmarschiert waren, die öffentliche Meinung also auf eine Kriegserklärung Deutschlands gefaßt sein mußte. David erzählt, Baillant habe erklärt: „Die Sozialisten werden sowohl ihre patriotische wie ihre sozialistische Pflicht erfüllen.“ David weiß jedoch offenbar nicht, von welcher Voraussetzung Baillant dies abhängig machte: „Gegenüber einem Ueberfall werden sie ihre volle Pflicht tun,“ hatte Baillant gesagt. Also trotz der Kriegserklärung an Rußland und der bereits erfolgten Verletzung der Neutralität Luxemburgs war für Baillant am 2. August die Bedingung für die Erfüllung der „patriotischen Pflicht“ ein deutscher Angriff auf Frankreich. Die französischen Sozialisten hatten ihre guten Gründe, diese Bedingung nicht als nebensächlich oder wertlos zu betrachten.

Von Longuet weiß David nur zu berichten, daß er „an das Vorbild der revolutionären Verteidiger des Vaterlandes von 1793“ erinnert hat. Was ist es damit in Wirklichkeit? Longuet berichtete über die Sitzung des Internationalen Sozialistischen Bureaus in Brüssel, wobei er besonders die ablehnende Haltung Adlers und Haases, als Vertreter der österreichischen und der deutschen Sozialdemokratie, gegen jeden Krieg, besonders gegen einen Krieg mit Frankreich, hervorhob, wobei er hinzufügte, daß die deutsche Sozialdemokratie sich in Übereinstimmung mit der öffentlichen Meinung Deutschlands befinde. Longuet fuhr dann fort: „In der Haltung der deutschen Sozialdemokraten und der öffentlichen Meinung Deutschlands gegenüber Frankreich liegt eine immense Hoffnung auf Ausöhnung. Die französischen Sozialisten werden bis ans Ende ihre Anstrengungen für die Aufrechterhaltung oder die Wiederherstellung des Friedens machen. Aber wenn Frankreich überfallen wird, wie sollten sie nicht die Ersten sein, das Frankreich der Revolution und der Demokratie, der Enzyklopädie, von 1793 und 1848, das Frankreich Pressensés und Jaurès' zu verteidigen? ...“

Noch weniger stimmt, was David über Sembat berichtet. Sembat, „Asien an den Toren Europas vergessend“, soll der Versammlung zugerufen haben: „Ihr schlagt euch, um die französische Kultur und um die Freiheit der Völker zu verteidigen!“ — Wohl gemerkt, am 2. August, ehe noch der Krieg erklärt war! Wie verhielt es sich in Wirklichkeit damit? Sembat, Jaurès gedenkend, fragt sich, was dieser wohl gesagt haben würde, wenn er noch unter den Lebenden wäre. Und er gibt selbst die Antwort darauf:

... Er würde euch gesagt haben, daß wir so lange fortfahren für den Frieden zu kämpfen, solange wir nicht im vollen Kriege begriffen sind. Was sage ich da? — Selbst im vollen Kriege sollt ihr eurem Friedensideal treu bleiben.

Wie soll das geschehen? — Folgendermaßen. Ihr seid durch die Verletzung des neutralen Gebietes von Luxemburg und durch den Ueberfall des

kaiserlichen Deutschland zu dem Kriege gezwungen. Aber ihr bleibt Sozialisten! Ihr schlagt euch nicht aus einem Revancherausch noch in einem kriegerischen Delirium. Das unterscheidet euch von den Chauvinisten. Ihr schlagt euch, um die französische Kultur und die Freiheit der Völker zu verteidigen. Als Sieger, denn ihr müßt Sieger sein, werdet ihr euch weigern, das Recht der anderen zu vergewaltigen. Wir halten darauf, die französische Kultur zu verteidigen; aber wir wollen nicht die deutsche Kultur zerstören. Wenn das mit uns siegreiche Rußland Deutschland zerstücken oder seine ruhmreichen Universitäten unter den Hufen seiner Kosakenpferde niedertraten wollte, würden wir es nicht erlauben!"

So hat Sembat, die Möglichkeit eines deutschen Angriffs ins Auge fassend, „Asien an den Toren Europas vergessen!“ David zitiert dann Seite 119 einen Satz der von der Versammlung angenommenen Resolution. Der entscheidende Teil dieser Resolution lautet:

„Bis zum letzten Augenblick wollen wir nicht an dem Frieden verzweifeln. So abscheulich auch das Attentat Oesterreichs gegen Serbien gewesen ist, so perfid und provokatorisch der deutsche Imperialismus gewesen ist, indem er Rußland den Krieg erklärte, wir halten alle unsere Vorbehalte aufrecht hinsichtlich der Verpflichtung durch Geheimverträge, die wir nicht gekannt haben, und die unser Parlament nicht ratifiziert hat. Aber, wie wir immer erklärt haben, einem Ueberfall auf das republikanische und friedfertige Frankreich, der die Zivilisation und die Menschheit bedroht, werden wir mit allen unseren Kräften und aller unserer Energie entgegentreten.“

David zitiert den letzten Satz allein, der dadurch einen aggressiven Sinn bekommt, den er im Original nicht hat.

Ebenso wichtig wie diese Richtigstellungen der Zitate Davids ist aber ihre Ergänzung.

Am 2. August, d. h. nach der Kriegserklärung Deutschlands an Rußland, nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in Luxemburg, nach der französischen Mobilmachung, veröffentlichte die „Humanité“ zwei Dokumente. In dem einen, einer Proklamation der Regierung, heißt es:

„Die Mobilmachung ist nicht der Krieg. Unter den gegenwärtigen Umständen erscheint sie im Gegenteil als das beste Mittel, um den Frieden in Ehren zu sichern. Gestärkt durch ihren glühenden Wunsch, zu einer friedlichen Lösung der Krise zu kommen, wird die Regierung, unter dem Schutze dieser notwendigen Vorsichtsmaßregel, ihre diplomatischen Anstrengungen fortsetzen, und sie hofft noch zu reüssieren.“

Sieht das so aus, als hätte die Regierung unter dem Einfluß der „nationalistischen Revanchepolitiker“ gestanden?

Neben dieser Proklamation veröffentlicht Genosse Renaudel die letzten beschwörenden Worte, die Jaurès den Ministern zugerufen hatte. Jaurès sprach seine Befürchtung aus, daß die französische Regierung nicht energisch genug auf ihren Verbündeten eingewirkt habe und schloß: „Wir, die wir seit Beginn der Krise nicht aufgehört haben, darüber zu wachen, daß keines unserer Worte ihre logale Friedensstätigkeit behindere, wir haben das Recht, ihnen das zuzurufen zur Stunde, wo die Gefahr sich unter unseren Augen schürzt, ihnen es zuzurufen, und wenn man uns füßlieren sollte. Denn wir lösen zugleich die Verantwortlichkeit der sozialistischen Partei ein und zeigen die einzige Aussicht auf Rettung, die bleibt.“ Das war alles eher als ein „jäger Umschwung“.

Und am Tage darauf heißt es in dem Leitartikel der „Humanité“:

„Der gestrige Tag, ganz durchschüttert von der Mobilmachung, ist er notwendigerweise das Vorbild des Krieges? Ist jede Anstrengung für den Frieden zwecklos geworden? Es scheint jedenfalls, daß das unsere Regierung selbst nicht geglaubt hat. Sie erklärte in der Tat in ihrem Aufruf an die Nation, daß sie „ihre diplomatischen Anstrengungen“ fortsetze und daß sie „noch zu reiflichen hoffe“. Was diesen Worten ihren besonderen Wert gibt, ist (die Tatsache), daß sie im Augenblick, wo sie es schrieb, die Kriegserklärung an Rußland kannte. . . .“ „Gewiß,“ heißt es dann weiter, „es besteht die Verletzung der Neutralität Lugemburgs, es sind da die Grenzzwischenfälle, aber genügt das, um zu sagen, daß Deutschland die Feindseligkeiten begonnen hat? Was ist es denn, das uns autorisiert, diese optimistischen Fragen zu stellen, inmitten der Sintflut an wahren oder falschen Nachrichten, die glauben machen wollen, daß der Krieg schon eine Tatsache ist? Was denn? — Die Anwesenheit des Herrn von Schön in Paris . . .“

Wohlgemerkt, die „Humanité“ klammerte sich an die Anwesenheit des Herrn von Schön wie ein Ertrinkender an einen Strohalm an demselben Tage noch, an dem Herr von Schön die „formale Kriegserklärung“, wie Genosse David sie nennt, überbrachte.

Es wird dem Leser aufgefallen sein, daß unsere französischen Genossen wohl von der Besorgnis erfüllt waren, Deutschland würde Frankreich den Krieg erklären, aber selbst im gefährlichsten Augenblick, als Deutschland und Rußland bereits im Kriege standen, nicht das Gegenteil, eine Kriegserklärung Frankreichs an Deutschland, fürchteten. Wer wie Schreiber dieses als aktiver Zuschauer der kritischen Periode in Paris beigewohnt hat, weiß, daß diese Stimmung allgemein war.

Im Leitartikel der „Humanité“ vom 26. Februar dieses Jahres weist Renaudel auf den Unterschied hin, der zwischen der Stellung der deutschen und der französischen Sozialisten besteht:

„Sie unterscheidet sich zunächst dadurch, daß die sozialistische Partei in Frankreich kraft unseres demokratischen und parlamentarischen Regimes tätigen Einfluß auf die Ereignisse hatte. . . . Während die deutschen Sozialisten unfähig waren, in der Stunde der Krise parlamentarisch zu handeln, haben die französischen Sozialisten ihre Vorstellungen bei dem Präsidenten des Ministeriums, das aus dem Willen der Kammern hervorgegangen ist, vervielfacht.“ Und Renaudel zählt die Garantien auf, die die Sozialisten erhielten: „Vereinigte Einwirkungen Frankreichs und Englands auf Rußland, den Konflikt durch einen Schiedsspruch zu beenden; Maßnahmen, um keinerlei Vorwand für einen Grenzzwischenfall zu geben; feierliches Versprechen, daß Frankreich nicht den Krieg erklären würde: das haben die Sozialisten Frankreichs verlangt und erhalten.“

Man wird also begreifen, daß die französischen Sozialisten die Kriegserklärung nicht, wie David, als eine „formale“ Angelegenheit betrachteten und betrachten. Man wird auch den „jähren Umschwung“ in ihrer Haltung nicht vor, sondern nach der Kriegserklärung begreifen. Man wird nach alledem schließlich auch begreifen, daß sie es bisher abgelehnt haben, die Haltung der französischen und der deutschen Sozialisten bei der Bewilligung der Kredite als etwas Gleiches gelten zu lassen.

Aber David begnügt sich nicht, die Haltung der beiden Fraktionen als identisch zu erklären. Er klagt die Sozialisten Frankreichs an, Eroberungs-

absichten gegen Deutschland zu haben, und zwar nicht nur wegen ihrer Haltung in der elsass-lothringischen Frage. Was er nach der „J. R.“ über die Vorgänge auf der Londoner Konferenz erzählt, ist Journalistengefchwäg. Wahr ist an den Vorgängen auf der Konferenz, daß ein Zusatz — und zwar der schärfste — von den englischen Delegierten beantragt und einstimmig angenommen wurde, und daß von einem Delegierten der französischen Gewerkschaften verlangt wurde, daß gesagt werde, die Sozialisten der Westmächte strebten nicht die politische und wirtschaftliche Zerschmetterung Deutschlands an. In dieser ganz selbstverständlichen Erklärung sieht David „Sophistil“. Es ist auch nicht richtig, daß Sembat in der französischen Kammerfraktion vor dem Stattfinden der Konferenz über diese irgendwelche Erklärungen gemacht hat. Wahr an den „Eroberungsabsichten“ der französischen Sozialisten ist, daß sie an der „Rückkehr“ von Elsaß-Lothringen zu Frankreich festhalten.

Elsaß-Lothringen bedeutet für die Franzosen etwa, was um die Mitte des 19. Jahrhunderts Schleswig-Holstein für Deutschland bedeutete. Was Elsaß-Lothringen den Franzosen so teuer macht, ist nicht so sehr die Tatsache, daß es mehr als 200 Jahre zu Frankreich gehört hat. Frankreich in seiner heutigen Gestalt, als politisch-nationaler Einheitsstaat, stammt aus dem Jahre 1789. Bis dahin gab es noch Provinzen mit politischen, administrativen, juristischen und selbst unter der französischen Bevölkerung sprachlichen Unterschieden. Die Elsaß-Lothringer standen in den vordersten Reihen der demokratischen Umwälzung, die das moderne Frankreich geschaffen hat, und haben diesem viele seiner besten Staatsmänner gegeben. Diese geschichtlich-nationale Gemeinsamkeit war so stark, daß selbst der Wiener Kongreß nicht daran dachte, Elsaß-Lothringen von Frankreich abzutrennen. Darf man also den französischen Sozialisten „Eroberungsabsichten“ zuschreiben, wenn sie, wie die gesamte sozialdemokratische Fraktion des Deutschen Reichstages 1871, verlangen, die Elsaß-Lothringer sollen selbst befragt werden, zu welchem Staatsverbande sie gehören wollen?

Geseht den Fall, eine solche Abstimmung, umgeben mit den nötigen Garantien, fände statt. Wie sie auch ausfallen mag, sie würde ein für allemal den alten Streit beseitigen und die deutsch-französische Ausöhnung begründen.

Die Drohung mit dem Zwangshyndikat.

Von Ernst Meyer.

Die Bundesratsverordnung über die Errichtung von Vertriebsgesellschaften für den Steinkohlen- und Braunkohlenbergbau hat bei ihrem ersten Bekanntwerden allgemeine Ueberraschung ausgelöst. Wenn man den Versicherungen der Zechenherren Glauben schenken darf, waren selbst die Interessenten unter den Produzenten von den Absichten der Regierung nicht im mindesten unterrichtet. Die allgemeine Verblüffung drückte sich sehr deutlich in den ersten Neußerungen der Tagespresse aus, die der Bundesratsverordnung zunächst beinahe ratlos gegenüberstand. Man riet hin und her, was die Regierung wohl mit ihrem Schritte beabsichtigen möge, und weil man die Tragweite der neuen Verordnung nicht voll überjah, klebte man hier an einzelnen Neußerlichkeiten und Nebendingen und gab

sich dort beinahe ausschweifenden Phantasien über die letzten Absichten der Bundesratsverordnung hin. Die liberale Presse vermutete auf Grund alter, im allgemeinen durchaus begründeter Erfahrung in der Verordnung das Wert der Produzentenkreise, und das „Berliner Tageblatt“ taufte die Verordnung daraufhin „Lex Kirdorf“. Als der rheinische Zehngewaltige die Patenschaft aber kurz ablehnte, glaubte diese Presse nun in der neuen Verordnung eine gegen die Zechenherren und das Rheinisch-Westfälische Kohlen Syndikat gerichtete Maßnahme sehen zu müssen. Erst nach einigen Tagen gewann diese Presse Fühlung mit den Kohlenproduzenten selbst — zum Teil kann man das sehr hübsch an den Telegrammen „fachmännischer Mitarbeiter aus Essen“, dem Sitz des Kohlen Syndikats, direkt feststellen —, und nun wird das Urteil in diesen Blättern fast völlig einheitlich. In der „Wirtschaftlichen Wochenschau“ der „Frankfurter Zeitung“ vom 17. Juli (Abendausgabe) wird bereits mit Recht konstatiert: „Von allen Seiten wird jetzt zugestanden, daß es sich bei der Verordnung um eine Maßregel handelt, die lediglich bezweckt“ — doch über den Zweck mag später im Zusammenhang gesprochen werden.

In der sozialdemokratischen Presse hat man an die Verordnung vielfach sehr weitgehende Erwartungen geknüpft. Während es bisher den bürgerlichen Katheder- und Staatssozialisten vorbehalten blieb, jeden staatlichen Eingriff in das Wirtschaftsleben ohne nähere Untersuchung der sozialen Wirkungen sofort als einen Fortschritt zu preisen, bestehen seit Kriegsausbruch ähnliche Neigungen auch in einem Teil der Parteipresse. Hier hat man die neue Verordnung als „ein neues Beispiel begrüßt“, daß „die Interessen der Allgemeinheit über die privaten Profitinteressen gestellt werden sollen“ („Hamburger Echo“). Diese Auffassung schien dadurch bestätigt zu werden, daß Kirdorf und ein Teil der Unternehmerpresse von der Bundesratsverordnung einen Eingriff in die freie wirtschaftliche Betätigung befürchteten. Selbst wenn eine solche „Gefahr“ in gewissem Umfange vorläge, bedeutet eine Einschränkung privater Unternehmerinteressen noch nicht eine Förderung der Arbeiter- oder Konsumenteninteressen. Eine staatliche Maßnahme kann trotz Beschneidung der Produzentenrechte doch eine Verschlechterung in der Lage der Arbeiter und Verbraucher herbeiführen, wenn diese Maßnahme nur rein fiskalische Absichten verfolgt. Es heißt das Sonderleben des Staates verkennen, wenn man diese zunächst theoretische Möglichkeit bei der Beurteilung außer acht läßt.

Aber selbst da, wo man bei der Besprechung der Verordnung über Zwangssyndikate den rein fiskalischen Interessen nachzugehen versuchte, ließ man sich m. E. zu sehr in der Aufspürung von Möglichkeiten treiben, anstatt nüchtern zunächst einmal das abzugrenzen, was die Verordnung ihrem Wortlaut nach für die Gegenwart ändert. Wenn z. B. die Verordnung als ein Schritt auf dem Wege zur Verstaatlichung des gesamten Kohlenbergbaus bezeichnet worden ist, so bleibt diese Perspektive eine Fata Morgana, solange man nicht die sofortigen konkreten Wirkungen der Verordnung umschrieben und auf ihre Brauchbarkeit hin für jenes weitere Ziel untersucht hat.

Schon die erste amtliche Erläuterung bei der Ankündigung der Bundesratsverordnung (Telegramm des W. T. B. vom 2. Juli) wies darauf hin,

daß die Verordnung „alsbald bei der Frage der Erneuerung des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats praktische Bedeutung gewinnen“ werde. Eine am 17. Juli im „Reichsanzeiger“ veröffentlichte Bekanntmachung des preußischen Handelsministers bestätigte dann ausdrücklich, daß die Bildung eines Zwangssyndikats nur für das Gebiet des Oberbergamtsbezirks Dortmund und des Bergreviers Krefeld beabsichtigt sei. Als einzige der Landeszentralbehörden, denen die Verordnung die Ermächtigung zur Errichtung von Zwangssyndikaten erteilt, kommt also die preußische Regierung in Frage. Schon daraus ergibt sich, daß die Verordnung auf preußische Interessen zugeschnitten ist. Wenn die Verordnung trotzdem als Reichsmaßnahme erscheint, so ist das allein darauf zurückzuführen, daß das bekannte Ermächtigungsgesetz vom 4. August 1914 formell nur dem Reich weitgehende Befugnisse zur Regelung wirtschaftlicher Fragen gibt.

Die besondern Interessen Preußens an der Verordnung über Zwangssyndikate können allerdings nur dann voll verstanden werden, wenn man sich die Kohlenpolitik des preußischen Bergfiskus der letzten Jahre vergegenwärtigt.

Der preußische Fiskus besitzt eigene Kohlenbergwerke in Oberschlesien, im Saarbrücker Gebiet und in Westfalen. Während die Werke in Oberschlesien und bei Saarbrücken große Ueberschüsse abwerfen, arbeiten die fiskalischen Bergwerke in Westfalen infolge ungünstiger Abbauverhältnisse mit einer Unterbilanz. In den Sesssionen 1910 und 1911 des preußischen Abgeordnetenhauses unternahmen nun die bürgerlichen Parteien einen scharfen Vorstoß, um die Regierung zu veranlassen, auch die fiskalischen Zechen Westfalens für den Staatsfädel dienstbar zu machen. Der Syndikus der Dortmunder Handelskammer, der nationalliberale Abgeordnete Hirsch-Essen, forderte als Berichterstatter über diese Frage, daß der staatliche Bergwerksbetrieb „weder eine Wohltätigkeitsanstalt für Arbeiter noch eine Versorgungsanstalt für Beamte sein dürfe“ und „keine anderen sozialpolitischen und volkswirtschaftlichen Aufgaben zu erfüllen habe als der private Bergbau auch“. Als Konsequenz dieser Anschauungen verlangte Herr Hirsch neben Beseitigung der „Gleichmacherei“ im Lohnsystem und neben Einführung höherer Gehälter für die oberen Bergbaubeamten den Beitritt des Fiskus zum Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikat. Die preußische Regierung leistete diesem Wunsch sehr bald Folge, trat aber 1912 unter dem Druck der öffentlichen Meinung von dem für 1912 mit dem Syndikat abgeschlossenen Vertrag wieder zurück, als das Syndikat hohe Preisausschläge beschloß; wobei bemerkt werden muß, daß der Fiskus dann außerhalb des Syndikats seine Preise ebenso hoch wie das Syndikat festsetzte, zum Teil mit den Preiserhöhungen sogar voran-
ging. Trotz dieses Rücktritts beteiligte sich der Fiskus sofort an den schon damals einsetzenden Verhandlungen zur Erneuerung des im Jahre 1915 ablaufenden Kohlensyndikats-Vertrages, und nicht ohne Grund hat man behauptet, daß der Fiskus am lebhaftesten zum Zustandekommen des Syndikats auf erweiterter Grundlage (das heißt unter Einschluß der bisher syndikatsfreien Zechen) hingearbeitet habe. Der Jahresbericht der Handelskammer Essen für 1912 beurteilte die Haltung des Fiskus sehr nüchtern, aber durchaus richtig, wenn er schrieb: „Die Warnung des Kohlenberg-

fiskus gegen die Preiserhöhung des Syndikats ist von den Beteiligten des Syndikats mehr als eine formelle Wahrung eines abweichenden Standpunktes, denn als eine unabweisliche Bedingung für das Zusammentreten mit dem Syndikate aufgefaßt worden.“ Wenn darüber noch Zweifel bestehen konnten, so sind sie im Januar 1914 durch den preußischen Handelsminister Sndow zerstört worden, der im preußischen Abgeordnetenhaus erklärte, der preußische Fiskus selbst habe das größte Interesse am Zustandekommen des Syndikats und er (der Minister) sei „vollkommen bereit, den Fiskus, was die Quote seiner Förderung und die von ihm zu verlangenden Preise betrifft, zu binden“.

Als Gegenforderung präsentierte der Handelsminister ein Vetorecht bei der Preisbildung, die Beibehaltung selbständiger Verkaufsorganisation, die Befreiung des eigenen Kohlenbedarfs für staatliche Eisenbahnen, Marine usw. von gewissen Syndikatsbeschränkungen und die Aufnahme aller (privaten oder staatlichen) Saarzechen in das Syndikat. Die Bewilligung dieser Forderungen hätte dem Fiskus nicht zu unterschätzende Vorteile gebracht; aber ebenso wenig konnte ein Zweifel darüber bestehen, daß dem Fiskus unter allen Umständen an der Erneuerung des Syndikats und der Aufnahme der eigenen Zechen in das Syndikat lag. Bei den seit Beginn des vergangenen Jahres lebhafter geführten Verhandlungen zur Erneuerung des Kohlensyndikats spielte die Spröde daher keineswegs der Fiskus, der doch eigentlich seinen Einfluß zur Beseitigung eines privaten Monopolverbandes hätte geltend machen sollen, sondern die großen Zechenbesitzer. Den großen Unternehmen, die im eigenen Betriebe Kohlen produzieren, sie zu Koks verarbeiten und diesen Koks zur Verhüttung von Eisenerzen und zur weiteren Bearbeitung des Roheisens gebrauchen, liegt nicht mehr allzuviel an dem Bestand des Kohlensyndikats. Ihre Kohlenproduktion benutzen sie zum großen Teil im eigenen Betriebe; auch da, wo sie auf den Absatz von Kohle angewiesen sind, helfen eigene Verkaufsorganisationen, die gerade im letzten Jahr fieberhaft ausgebaut wurden, ihnen leicht über die Konkurrenz fort. Ihr Interesse an der Erneuerung des Syndikats war um so geringer, als der neue Syndikats-Entwurf eine Einschränkung ihrer bisherigen besonderen Rechte als Hüttenzechen (z. B. die Ausdehnung der Syndikatsabgaben auf den Selbstverbrauch an Kohlen) vorsah. Die Neigung dieser Hüttenbesitzer, auf eigene Faust Kohlenpolitik zu betreiben, wuchs naturgemäß während des Krieges. Bei der durch Arbeitermangel eingetretenen Produktionsverminderung besteht ungeachtet der kolossalen Wichtigkeit der Versorgung mit Kohlen die Möglichkeit, die Preise gewaltig in die Höhe zu treiben. Die technische und wirtschaftliche Ueberlegenheit der großen gemischten Betriebe könnte während des Krieges und nach dem Kriege gegenüber den kleineren und mittleren Zechen ohne die Syndikatsbeschränkungen ganz anders ausgenutzt werden. Das zu hindern liegt im engsten fiskalischen Interesse der preußischen Bergbauverwaltung, deren Ruhrzechen, wie bereits erwähnt, sogar in den letzten Hochkonjunkturjahren mit Unterbilanz arbeiteten. Während im letzten Friedensjahr (1913) die staatlichen oberschlesischen Kohlengruben 18,4 Millionen Mark, die Saarbrücker Gruben 20,5 Millionen Mark Reinertragnisse abwarfen, erforderten die staatlichen Ruhrzechen einen B a r z u s c h u ß von einer halben Million

Mark (im Jahre 1912 betrug er noch 2,8 Mill. Mk.). Als Grund bemerkt der Bericht des Handelsministers an das preußische Abgeordnetenhaus: „Das wirtschaftliche Ergebnis wurde durch die gedrückten Preise, die auf dem Kohlen- und Koksmarkt infolge des scharfen Wettbewerbs zwischen Syndikats- und freien Zechen herrschen, ungünstig beeinflusst“. Diesen „ungünstigen scharfen Wettbewerbs“ auszuschalten, ist nun seit Jahren die Sorge des preußischen Bergfiskus. Die Absicht wird erreicht durch die neue Bundesratsverordnung, die selbst gegen den Willen der Zechenbesitzer den Zusammenschluß der Gruben erzwingt.

Nun könnte bezweifelt werden, ob die fiskalischen Interessen so groß sind, daß ihre Wahrnehmung die Kohlen- und Syndikatspolitik der preußischen Bergbauverwaltung erklärt. Es liegt nahe, zu folgern, daß der Bergfiskus der Konkurrenz dadurch ausweichen könnte, daß er seine Kohlen allein an eigene (fiskalische) Betriebe absetzt. Diese Möglichkeit ist aber nur theoretisch gegeben. Praktisch liegt der Zwang vor, zur Vermeidung von Transportkosten die Kohlen in den naheliegenden natürlichen Absatzgebieten zu vertreiben. Ruhrkohle ist in Nord- und Ostdeutschland gegenüber der auf billigem Wasserwege beförderten englischen oder ober-schlesischen Kohle einfach konkurrenzunfähig. Von dem Gesamtabsatz der fiskalischen Zechen Westfalens in Höhe von 4,37 Millionen Tonnen gingen im Jahre 1913 nur 2,24 Millionen Tonnen nach Preußen, dagegen 0,84 Millionen Tonnen nach Süddeutschland einschließlich Elsaß-Lothringen und 1,29 Millionen Tonnen nach dem Ausland (vornehmlich nach Belgien, Holland, Luxemburg). Der Anteil Preußens am Gesamtbezug fiel gegen das Jahr 1912 von 66 auf 51 Prozent, der Anteil Deutschlands von 77,1 auf 70,5 Prozent. Durch weitere Forcierung des Kohlenabsatzes nach Westdeutschland und dem Ausland glaubt der Fiskus seine Einnahmen in ein günstigeres Verhältnis zu den infolge schlechter Abbauverhältnisse großen Ausgaben bringen zu können. Dazu ist aber eine Einigung mit dem Syndikat unumgänglich.

Die Bundesratsverordnung zielt nun unverkennbar darauf hin, das Syndikat zustande zu bringen. Die Errichtung eines Zwangssyndikats ist nichts als eine Drohung, die an die Adresse der großen Hüttenzechen gerichtet ist. Artikel IV der Verordnung sieht ausdrücklich vor, daß ein etwa gebildetes Zwangssyndikat wieder aufgelöst wird, wenn nachträglich ein Syndikat durch freie Vereinbarung zustande kommt. Nur muß das freiwillige Syndikat so geartet sein, daß „die Landeszentralbehörde durch den geschlossenen Vertrag die öffentlichen Interessen für gewahrt erachtet“.

Wann diese allgemein umschriebene Bedingung nach Auffassung der Regierung erfüllt ist, wird nicht näher angegeben. Sie läßt sich aus den allgemeinen Anforderungen der Verordnung an ein Zwangssyndikat erschließen. Die Verordnung rechnet dazu in erster Linie, daß auch der Fiskus dem Syndikat beitreten muß. Aus Artikel I in Zusammenhang mit Artikel III der Verordnung geht hervor, daß mehr als 97 Prozent der Gesamtförderung des Bezirks durch das Syndikat gebunden sein müssen. Auf dem Umweg über eine Bundesratsverordnung, die ja nur mit Zustimmung Preußens zustande kommen kann, und die in diesem Fall nur auf Anregung Preußens zustande gekommen ist, „zwingt“ sich also der

preußische Fiskus selbst zum Anschluß an eine monopolistische Vereinigung. Irgendwelche Vorrechte verlangen die staatlichen Bergwerke im Syndikate nicht, außer dem, daß sie ihre Erzeugnisse an Verwaltungs- und Betriebsstellen des Reichs und der Bundesstaaten unmittelbar absetzen können, ohne hinsichtlich der Menge und des Preises Beschränkungen unterworfen zu sein. (§ 6 des Artikels I.) Auch im Syndikat durch freien Vertrag würde der Fiskus sich diesen „Selbstverbrauch“ garantieren lassen, wobei aber noch die Frage offen bliebe, ob der Fiskus nicht durch seinen „Selbstverbrauch“ den Syndikatsabgaben unterworfen würde. Aus der Verordnung (§ 5 des Artikels I) ist dann weiter zu schließen, daß der Fiskus die erstmalige Festsetzung der allgemeinen Verkaufspreise von seiner Zustimmung abhängig macht. Das will bei dem schnellen Wechsel in der Festsetzung der Preise wenig besagen. Spätere Anträge auf Erhöhung der Preise müssen durchgeführt werden, wenn (laut § 5) 70 Prozent der Syndikatsstimmen für die Preiserhöhung eintreten. Da der Fiskus nur etwa vier bis fünf Stimmen besitzen würde, kann er also Preiserhöhungen nicht hindern. Anträge auf Ermäßigung der Preise müssen durch mindestens 30 Stimmen unterstützt werden, wenn die Landeszentralbehörde auch gegen den Willen der Mehrheit die Ermäßigung durchsetzen will. In Wirklichkeit ist also das Vetorecht des Fiskus im Zwangssyndikat sehr beschränkt und von der — praktisch kaum zu erwartenden — Zustimmung privater Unternehmungen abhängig. Bei der Bildung eines „freien“ Syndikats wird sich der Fiskus keinen größeren Einfluß sichern können oder auch nur wollen, da er ja selbst die „gedrückten Preise“ und „ungünstigen Wettbewerbsverhältnisse“ seiner westfälischen Zechen beklagt. Es ist daher einfach eine Illusion, von der Verordnung die Durchsetzung allgemeiner Interessen gegen private Profitinteressen zu erwarten.

Damit wären die Mittel zur „Wahrung der öffentlichen Interessen“ bereits erschöpft. Nun besteht immerhin die Möglichkeit, daß die privaten Zechen noch einige weitere Zugeständnisse machen, um einem Zwangssyndikat mit den von der Landeszentralbehörde zu erlassenden Satzungen zu entgehen. Bisher hatte der Fiskus, soweit sich der in diesen Fragen gut unterrichteten rheinischen Unternehmerpresse entnehmen läßt, nur zwei Forderungen aufgestellt: den Verkauf der Hibernia-Aktien an den Fiskus und die Eingliederung der Saargehen in das Syndikat. Ob der Fiskus an diesen früher erhobenen Forderungen noch festhält, muß aber fraglich erscheinen. Einbeziehung der Saargehen hätte sich am besten durch die Ausdehnung des Zwangssyndikatsgebietes auf den Oberbergamtsbezirk Saarbrücken erreichen lassen. Die Bekanntmachung des Handelsministers bezieht sich aber nur auf Dortmund und Krefeld. Ob der Staat bei seiner jetzigen Finanzlage Wert darauf legt, von der „Herne“-Gesellschaft die ihm bisher vorenthaltenen Aktien der Hibernia zu kaufen, mag dahingestellt bleiben.

Die Drohung mit dem Zwangssyndikat ist von den Beteiligten verstanden worden. Die Unternehmerblätter übertreiben absichtlich die „Gefahr“ eines Zwangssyndikats, um später die Nachgiebigkeit der privaten Zechen um so höher bewerten zu können. So schrieb die „Post“ (und ähnlich auch die „Rheinisch-Westf. Ztg.“):

„Der Staat ist unerfülllich. Hat er einmal seine Hand auf einen Industriezweig gelegt, dann gibt's dort nicht mehr Seide zu spinnen, dann hilft alles Klagen und aller Widerspruch nichts. Er zieht sie nicht mehr ab, mag sie noch so sehr drücken. Die Industrie muß sich fügen. Der Kohlenbergbau hat Gelegenheit, sich im Kalibergbau umzusehen, um zu erfahren, welches Los ihn unter staatlichem Zwang erwartet. Er kann besonders unter den gegenwärtigen Verhältnissen daraus viel lernen. Aber gerade deshalb vermögen wir auch nicht zu glauben, daß der rheinisch-westfälische Kohlenbergbau sich seiner Selbstbestimmung entäußert und sich seiner freien Entwicklungsmöglichkeit begibt.“

Auch heute noch vertrauen wir der wirtschaftspolitischen Einsicht des westdeutschen Kohlenbergbaues, daß sie es zu Zwangsmaßnahmen des Staates nicht kommen läßt, sondern in letzter Stunde mit allen Kräften dafür sorgt, daß der privaten Selbstbestimmung das Heft nicht aus den Händen gewunden wird, daß vielmehr auf der Grundlage der freien Entschliebung alle Bergbautreibenden zusammentreten, um ein mächtiges neues Kohlenyndikat zu schaffen, das über kleinliche Gesichtspunkte triumphiert und auch für die Folge ein Wahrzeichen segensreicher, freier, privater Tätigkeit ist.“ (Nr. 351, Abendausgabe vom 13. Juli.)

Aber schon am nächsten Morgen brachte die „Post“ aus „anscheinend zuverlässig unterrichteter Nachrichtenstelle“, d. h. aus Regierungskreisen folgende begütigende Zuschrift:

„Mit der den Bundeszentralbehörden erteilten Ermächtigung zur Errichtung von Zwangssyndikaten beabsichtigt die Regierung keineswegs den beteiligten Kreisen un bequem zu werden oder Schwierigkeiten zu bereiten, vielmehr verfolgt der Beschluß des Bundesrats in Rücksicht auf den gegenwärtigen Kriegszustand lediglich den Zweck, den verdienstvollen Männern, die sich Mühe gegeben, die Erneuerung des Rheinisch-westfälischen Kohlenyndikats bis zum 1. Oktober dieses Jahres zustandezubringen, die Arbeit zu erleichtern, auf der anderen Seite den sogenannten Quertreibern, die vielleicht da sind und ihrerseits zu Erschwernissen und Widerständen Veranlassung geben, den Ernst der Lage deutlich zum Bewußtsein zu bringen. Daß die Entschliebungen des Bundesrats nicht etwa aus Uebelwollen hervorgegangen und veranlaßt sind, dafür soll auch die rückhaltlose Anerkennung zeugen, die in der der Bekanntmachung beigegebenen Begründung der Bedeutung des Kohlenyndikats für unser wirtschaftliches Leben im allgemeinen und der Preispolitik des Syndikats im besonderen gezollt wird. Während des Krieges und darüber hinaus während der Zeit, in der die Nachwirkungen des Krieges sich besonders stark geltend machen, muß durch Erhaltung des Kohlenyndikats für eine gewisse Stetigkeit der Kohlenpreise Sorge getragen werden, bei der sowohl die Bedürfnisse des Bergbaues, wie die berechtigten Interessen der Verbraucher gebührend berücksichtigt werden. Die beteiligten Bergwerksbesitzer haben nunmehr, da ihre Entschliebungen bis zum 15. September erwartet werden, zwei Monate Zeit, sich zu verständigen. Die Regierung gibt sich der Hoffnung hin, daß die bisher ohne Erfolg gebliebenen Versuche, die Tätigkeit des Kohlenyndikats durch einen neuen Vertrag zu sichern, nunmehr mit besserer Aussicht auf Erfolg wieder aufgenommen werden, so daß es zu der unerwünschten Maßnahme der Errichtung von Zwangssyndikaten, die möglicherweise den Bundesregierungen und der öffentlichen Meinung so gut gefallen können, daß auf einer solchen Grundlage eine definitive staatliche Regelung angestrebt werden würde, nicht zu kommen brauche.“ (Nr. 352, Morgenausgabe vom 14. Juli.)

Verbindlicher hat selbst Schreiner Schnock im Sommernachtstraum nicht sein Löwenfell und Gebrüll entschuldigt.

In der Presse, die, wie die „Frankfurter Zeitung“ feststellt, jetzt allgemein zugefehrt, daß die Verordnung lediglich die Befestigung der

Syndikatsverhandlungen zum Zweck hat, ist daneben die Frage behandelt worden, ob die Verordnung nicht doch noch weitere Absichten verfolge. Statt Herrn v. S y d o w, den preußischen Handelsminister, zu suchen, hat man Herrn Helfferich am Werke sehen wollen. Von journalistischen Heißspornen ist sofort die Verordnung als erster Schritt auf dem Wege zur Verstaatlichung des Kohlenbergbaus bezeichnet worden. Andere haben geglaubt, daß wenigstens die Erhebung einer Reichssteuer im Anschluß an die Syndikatumlagen geplant sei, ähnlich wie es im Vorjahre der Entwurf zur Erhöhung der Kaliumlagen zugunsten des Reichsfädels vorsah. Wir halten derartige Absichten für unwahrscheinlich; denn ihnen widersprechen die ausdrückliche Begrenzung der Verordnung auf Rheinland-Westfalen und die besonderen fiskalischen Interessen Preußens. Eine Extrasteuer allein für das westliche Industriegebiet ist undenkbar, zumal der preußische Fiskus dort gerade eine Erhöhung seiner Einnahmen anstrebt. Die Einführung einer Reichsteuer auf preußische Fiskaleinnahmen wäre damit unvereinbar. Eine Verstaatlichung der rheinisch-westfälischen Zechen — abgesehen vielleicht von der Hibernia A.-G. — verbietet sich für Preußen und zumal für das Reich schon aus finanziellen Gründen. An eine Expropriation der Krupp, Haniel, de Wendel usw. werden auch die kühnsten „Kriegssozialisten“ wohl nicht glauben. Eine Ablösung des Bergwerkseigentums auf Grund der Forderungen der jetzigen Besitzer kommt bei der Finanzlage des Reichs natürlich nicht in Frage. Erst wenn die Syndizierung der gesamten Kohlenindustrie durchgeführt würde, ließe sich an die Erhebung einer Reichsteuer auf den Kohlenabsatz denken, wobei die fiskalischen Werte eventuell abgabefrei bleiben würden.

In einzelnen Parteikreisen ist die neue Bundesratsverordnung als ein Fortschritt bezeichnet worden. Ich muß gestehen, daß vielmehr die größten Bedenken am Platze wären. Die Verordnung bedeutet einen Schritt weiter auf dem Wege staatskapitalistischer Regelung des Wirtschaftslebens. Die Verstaatlichung der Verkehrsinstitute brachte noch unzweifelhafte Vorteile für das gesamte Wirtschaftsleben mit sich. Aber worin der Vorzug eines staatlichen Zwangs zur Aufrechterhaltung der Monopolverbände in der Schwerindustrie liegen soll, vermag ich nicht einzusehen, selbst wenn dabei die steuerlichen und fiskalischen Interessen vorzugsweise berücksichtigt werden. Die Preise für die Konsumenten werden nicht fallen, sondern steigen, und die sozialen Bestrebungen der Arbeiterschaft in jenen Industrien erfahren keineswegs eine Förderung, wenn die soziale Machtposition der Unternehmer-Vereinigungen durch staatliche Autorität gestärkt wird. Die staatlichen Eingriffe der englischen Regierung in das Wirtschaftsleben bieten dafür ein lehrreiches Beispiel.

Vom Wirtschaftsmarkt.

Allerlei Anleihen.

Das Ergebnis der zweiten englischen Kriegsanleihe. — Revolution in der englischen Finanzgeschichte. — Die englischen Anleihebedingungen. — Konsolskonvertierungen. — Noch nicht im Publikum plaziert. — Geldvorschüsse des Schatzamtes an die Bank von England. — Einfluß des Zinstyps der neuen Anleihe auf den englischen Geldmarkt. — Oesterreichs neue Kriegsanleihe. — Wie Italien Anleihen aufnimmt. — Italien und der englische Geldbeutel. — Anleihen neutraler Staaten. — Die kommende dritte deutsche Kriegsanleihe.

Berlin, den 23. Juli 1915.

Noch immer fehlen, obgleich der Zeichnungstermin für die zweite englische Kriegsanleihe, abgesehen von den Zeichnungsstellen bei den Postanstalten, schon am 10. Juli geschlossen worden ist, genaue offizielle Angaben über das Ergebnis. Die englischen Zeitungsmeldungen, die bisher zu uns drangen, beruhen zum größten Teil auf vorläufigen Feststellungen und Abschätzungen. Durchweg wird der gezeichnete Gesamtbetrag auf 650 bis 670 Millionen Pfund Sterling beziffert, wovon nach der Meldung der „Times“ ungefähr 570, nach neueren Angaben 590 Mill. Pfd. Sterl. auf „new money“, d. h. neu geliehenes Geld, entfallen sollen, während der Rest in Umtauschungen älterer Anleihen, besonders der im November vorigen Jahres aufgenommenen ersten Kriegsanleihe, besteht. Wenn manche deutsche Blätter dieses Ergebnis der mit einer in der englischen Finanzgeschichte ganz ungewöhnlichen Reklame inszenierten Anleihe spöttisch als einen „furchtbaren“ Mißerfolg bezeichnen, so nehmen sie in ihrem patriotischen Uebereifer den Mund reichlich voll; aber als einen die berühmte Kapitalkraft Englands demonstrierenden großen Erfolg kann das Zeichnungsergebnis noch weniger gelten, zumal wenn man die Bedingungen dieser zweiten Kriegsanleihe und die für sie betriebene Agitation in Betracht zieht. Wochenlang hat man in allen Tonarten an den Patriotismus der Briten und der englischen Kolonialbevölkerung appelliert, in allen Kolonien und selbst in Japan Zeichnungsstellen eröffnet, sich an alle möglichen Verbände und Vereinigungen gewandt, auch an die englischen Gewerkschaften, und, um selbst dem Unbemittelten die Vorteile der neuen Anleihe zuteil werden zu lassen, Bons bis zu 5 Schilling herunter ausgegeben — und nun sind statt der 1000 Millionen Pfund Sterling, die der Nachfolger Lloyd Georges im Schatzamte, Herr Mc. Kenna, dem Unterhaus verhielt, nur 650—670 Mill. Pfd. Sterl. gezeichnet worden, und auch diese unter Umständen, die es höchst fraglich erscheinen lassen, daß der Betrag später voll eingezahlt wird.

Seit den Tagen des Kampfes gegen die napoleonische Macht und der Kontinentalperre hat das englische Schatzamt keine Anleihe unter gleichen Bedingungen aufgenommen. Alle heiligen Traditionen des englischen Geldmarktes, alle hergebrachten ehrwürdigen Usancen sind beiseite gesetzt worden, so daß tatsächlich die neue Kriegsanleihe eine Art Revolution in der englischen Finanzgeschichte bedeutet. Es sollte eben der Welt gezeigt werden, daß, wenn Deutschland imstande ist, eine 9-Milliarden-Mark-Anleihe aufzunehmen, England mit Hilfe seines Weltkolonialreiches mindestens das Doppelte aufzubringen vermag — und

nun als Ergebnis nur 590 Millionen Pfund Sterling an „neuem Geld“.

An den Anleihebedingungen kann dieses Zurückbleiben der Beteiligung hinter den Erwartungen Mc Kennas und der englischen Finanzautoritäten sicherlich nicht liegen; denn nie hat das Schatzamt bei einer Staatsanleihe günstigere Bedingungen gestellt. Während die erste im November vorigen Jahres aufgenommene englische Kriegsanleihe $3\frac{1}{2}$ Prozent Zinsen trägt, bringt die neue $4\frac{1}{2}$ Prozent — selbst dann ein namhafter Vorteil, wenn man in Berücksichtigung zieht, daß der Emissionskurs der Novembeeranleihe 95 Prozent betrug, die Ausgabe der jetzigen zweiten Anleihe aber zum Parikurs erfolgt. Uebrigens steht auch dieser Parikurs nur auf dem Papier; denn obgleich die Einzahlungen sich ratenweise vom 20. Juli bis auf den 26. Oktober verteilen und der mittlere Einzahlungstermin auf den 1. September fällt, liefert doch das Schatzamt die neuen Anleihepapiere mit Halbjahreskupons per 1. Dezember 1915, das heißt der Käufer erhält bereits am 1. Dezember die vollen halbjährlichen Zinsen für die Zeit vom 1. Juni bis 1. Dezember, ihm werden also für ein Vierteljahr die Zinsen geschenkt. Zieht man diese Extravergütung ab, dann beträgt der Einzahlkurs nicht 100, sondern nur $98\frac{7}{8}$ Prozent.

Außerdem aber sind, um die Inhaber alter Anleihepapiere zum Erwerb der neuen Anleihe zu bewegen, mit dem Erwerb allerlei schöne Konvertierungsvorteile verbunden worden. Die im November vorigen Jahres aufgenommene erste $3\frac{1}{2}$ prozentige Kriegsanleihe ist bekanntlich zum Kurse von 95 Prozent zur Ausgabe gelangt, nach und nach aber auf $93\frac{1}{2}$ Prozent gesunken (neuerdings sogar bis auf $92\frac{5}{8}$). Nach den jetzigen Bedingungen nun ist der Besitzer dieser Papiere, wenn er für 100 oder 200 Pfd. Sterl. neue $4\frac{1}{2}$ prozentige Anleihe kauft, zugleich berechtigt, für 100 oder 200 Pfd. Sterl. alte $3\frac{1}{2}$ prozentige Stücke gegen neue $4\frac{1}{2}$ prozentige umzutauschen, falls er auf die alte Anleihe pro 100 Pfd. Sterl. 5 Pfd. zuzahlt. Für ihn ein nicht unbedeutlicher Vorteil, denn bei der alten Anleihe erhält er für $93\frac{1}{2}$ Pfd. Sterl. 3,5 Pfd. Sterl. an Zinsen, für 100 Pfd. Sterl. Kapitalwert also 3,74 Pfd. Sterl., tauscht er dagegen die alten $3\frac{1}{2}$ prozentigen gegen neue $4\frac{1}{2}$ prozentige Papiere um, so erhält er für 100 Pfd. Sterl. 4,5 Pfd. Sterl. Zinsen. Dazu kommt weiter die oben erwähnte Zinsvergütung für ein Vierteljahr von $1\frac{1}{8}$ Prozent; denn auch dem, der alte Anleihe in neue umtauscht, kommt dieser sogenannte „Bonus“ zugute. Der Umtauscher erhält nämlich für die umgetauschten alten Stücke noch die Zinsen bis 1. September, trotzdem aber am 1. Dezember schon die vollen halbjährlichen Zinsen für die eingetauschte neue Anleihe. In Wirklichkeit zahlt er also gar nicht 5 Pfd. Sterl., sondern nur $3\frac{7}{8}$ Pfd. Sterling zu.

Ferner bestimmt der neue Anleiheprospekt, daß auch Besitzer der $2\frac{1}{2}$ prozentigen Konsols, wenn sie neue Anleihe zeichnen, entsprechende Nominalbeträge ihrer älteren Papiere gegen neue $4\frac{1}{2}$ prozentige umtauschen können, und zwar sollen die Konsols zum Kurse von $66\frac{2}{3}$ Prozent angenommen werden. Für 300 Pfd. Sterl. solcher alten Konsols erhält also der Inhaber 200 Pfd. Sterl. in neuen $4\frac{1}{2}$ prozentigen Anleihepapieren. Ebenfalls ein Vorteil, denn der Börsen-Mindestkurs für solche Konsols ist kürzlich auf 65 Prozent herabgesetzt worden und unter der Hand werden sie zu

Kursen von 62 bis 63 Prozent gehandelt; sie erbringen also jetzt pro 100 Pfd. Sterl. Kapitalwert nur etwas mehr als $3\frac{3}{4}$ Prozent Zinsen.

Berwunderlich ist, daß trotz dieser beträchtlich höheren Verzinsung der neuen Anleihe der Umtausch nicht häufiger erfolgt ist, soll doch nach den englischen Meldungen die auf die Konversionen entfallende Summe nur 80 bis 90 Mill. Pfd. Sterl. betragen. Gewiß eine recht respectable Summe, aber in Anbetracht der Tatsache, daß, abgesehen von den $2\frac{1}{2}$ - und $2\frac{3}{4}$ prozentigen Annuitäten, im ganzen ungefähr für nominell 550 Mill. Pfd. Sterl. Konsols und für 350 Mill. Pfd. Sterl. erste Krieganleihe vorhanden sind, ein recht niedriger Betrag. Ich muß aufrichtig gestehen, ich habe, als ich zuerst die Umtauschbedingungen las, eine Konvertierung in etwa doppelter Höhe erwartet. Zum Teil erklärt sich diese verhältnismäßig geringe Konversion freilich daraus, daß nachträglich die englische Regierung, um möglichst weite Kreise zur Zeichnung der neuen Anleihe heranzuziehen, jede Uebertragung der Umtauschrechte verboten hat. Wer demnach neue Anleihe zeichnet, darf das damit erworbene Recht des Umtausches nicht auf andere übertragen, noch für einen anderen ausüben; er muß vielmehr nachweisen, daß die älteren Anleihewerte, die er zu konvertieren wünscht, sein eigener Besitz sind. Doch selbst, wenn man dieses Verbot mit in Betracht zieht, muß die Umtauschsumme als verhältnismäßig klein gelten. Es bleibt nur die Erklärung übrig, daß die öffentlichen und halböffentlichen Institute, die einen wesentlichen Teil ihres Vermögens in Konsols angelegt haben, sich in ihrer Festhaltung an alten englischen Finanztraditionen zu einem Umtausch nicht zu entschließen vermochten, und daß ferner ein großer Teil der Konsolsbesitzer mit Sicherheit auf einen baldigen für England günstigen Friedensschluß rechnet, nach welchem der Kurs der heute so tief gesunkenen alten Konsols sich wieder heben wird, so daß der dann zu erwartende Kapitalgewinn die jetzige Zinsdifferenz zwischen den alten und neuen Anleihewerten reichlich ausgleicht.

Ueberdies darf nicht übersehen werden, daß vorerst nur die 570 bis 590 Millionen neuen Werte gezeichnet, aber noch nicht untergebracht sind. Es ist eine von den englischen Finanzblättern offen zugegebene Tatsache, daß die Novemberanleihe des vorigen Jahres noch keineswegs völlig im großen Publikum plaziert ist, sondern sich noch große Beträge in sogenannter „erster Hand“, das heißt im Besitz von Banken und Finanzinstituten befinden, die auf günstige Gelegenheiten zum Abstoß warten. Bei der jetzigen zweiten Krieganleihe ist aber ein noch viel größerer Betrag von Banken, Finanzinstituten, Trust- und Versicherungsgesellschaften gezeichnet worden, als im November. Eine Reihe der großen Geldinstitute hat Riesensummen von 10 bis 20 Mill. Pfd. Sterl. gezeichnet. Zudem ist durch ein Spezialgesetz den englischen „Trustees“ (Treuhandern) das Recht eingeräumt worden, daß sie, falls sie die ihnen zur Verwaltung anvertrauten Konsols und $3\frac{1}{2}$ prozentige Novemberanleihe in $4\frac{1}{2}$ prozentige neue Anleihe umzutauschen und zu diesem Zweck sich an der Zeichnung zu beteiligen wünschen, sie die dazu nötigen Geldsummen unter Hinterlegung der ihnen anvertrauten Werte borgen dürfen — unter der Bedingung, daß nach geschעהener Konvertierung das Darlehen inner-

halb bestimmter Zeit durch Verkauf eines Teils der neuerworbenen Anleihepapiere zurückgezahlt wird.

Ein großer Teil der neuen Anleihe kann also noch gar nicht als im Publikum untergebracht gelten. Er lagert vorerst noch bei den Banken, Geldinstituten und Trustees und wartet auf den Uebergang in sogenannte feste Hände. Aber die Banken sind meist, zumal ihnen voraussichtlich zum Zweck der Einzahlung auf die gezeichnete neue Anleihe in nächster Zeit ein wesentlicher Teil der Depositengelder entzogen wird, gar nicht in der Lage, die neuerworbenen Papiere ruhig in ihre Tresors zu legen und auf die günstige Gelegenheit zum Verkauf zu warten. Sie müssen wenigstens einen Teil des ausgelegten Geldes wieder zurück haben. Sie werden sich daher bald genötigt sehen, auf die Bank von England zurückzugreifen und bei dieser einen Teil ihrer neuerworbenen Anleihe zu lombardieren. Aber auch die Bank von England hat nicht die genügenden Mittel zur Verfügung, um ohne Unterstützung des englischen Schatzamtes derartige umfangreiche Lombardierungen vorzunehmen, und so wird schließlich wohl das Ende der großen Aktion sein, daß die englische Regierung der Bank von England in der einen oder anderen Form 40, 50 oder 60 Mill. Pfd. Sterl. aus der erhaltenen Anleihe-summe vorstrecken muß, damit das englische Zentralbankinstitut seinen Verpflichtungen nachkommen kann.

Ministerpräsident Asquith hat denn auch bereits vor einigen Tagen im Unterhaus angekündigt, daß die englische Regierung sich verpflichtet fühle, die von der Bank von England den Akzepthäusern für die sogenannten Prämioratoriumswechsel (die von der Bank von England diskontierten, vor dem Moratoriumserlaß ausgestellten Wechsel, für die die englische Regierung eine Bürgschaft übernommen hat) geleisteten Vorschüsse an das englische Zentralinstitut zurückzuzahlen.

Und selbst, wenn das geschieht, so ist damit zu rechnen, daß bald durch das Angebot größerer Mengen der neuen Anleihepapiere auf dem englischen Markt nicht nur der Kursstand dieser selbst sowie der Novemberanleihe und der Konsols weiter herabgedrückt wird, sondern zugleich ein nicht unbeträchtlicher Druck auf die englischen Provinz- und Städte-Obligationen, wahrscheinlich auch auf die Kolonialanleihen erfolgt. Vielleicht erleben wir sogar demnächst das Schauspiel, daß die englische Regierung, um Kursstürze der neuen 4½prozentigen Anleihewerte zu verhüten, auch für diese einen Mindestkurs festlegen muß.

Und noch viel bedeutsamer für die Geldmachtstellung Englands kann sich leicht die Wirkung der neuen Anleihe auf den englischen Diskontmarkt gestalten. Der Zinstyp dieser Anleihe wird nicht nur zunächst den Diskontsatz steigern, er wird zweifellos ganz allgemein in der Richtung einer Erhöhung des englischen Zinsfußes wirken. Mit dem bisher in England üblichen niedrigen Zinsfuß ist es vorbei. Mag die englische Regierung immerhin die jetzt aufgenommene Anleihe nach Ablauf der festgesetzten zehnjährigen Frist zurückzahlen oder in eine niedriger verzinsliche Anleihe umwandeln, mit der einstigen vielgerühmten Herrlichkeit der alten Konsols und ihres 2½prozentigen Zinsfußes ist es aus. Das Geld wird auch in England „teurer“, und die Einwirkung solcher Verteuerung auf die industrielle und geschäftliche Initiative nach dem Kriege wie auf die Be-

deutung Londons als Zentralstelle des internationalen Geldleihgeschäfts kann nicht ausbleiben. Den eigentlichen Vorteil von diesem Herabgleiten Londons aus seiner bisherigen Stellung wird freilich nicht Deutschland haben, das durch den Krieg selbst finanziell aufs stärkste geschwächt wird, sondern die nordamerikanische Union.

Im Vergleich zu den Anleiheoperationen einer Reihe anderer Staaten, die sich ebenfalls in letzter Zeit zu neuen Pumps gedrängt sahen, hat freilich die englische Anleiheaktion immerhin noch einen gewissen Zug ins Große. Die zweite österreichische Anleihe hat zunächst eine viel geringere Beteiligung gefunden als die erste, die bekanntlich nach offizieller Meldung sich auf 2135 Millionen Kronen oder 1815 Millionen Mark belaufen hat. Erst nach Verlängerung der Zeichnungsfristen und wiederholtem starken Hochdruck — sogar die Pfarrer in den Kirchen wurden als Agitatoren für die Anleihe eingespannt — sind endlich mit Unterstützung aller möglichen Körperschaften in Oesterreich 2650 Millionen Kronen gezeichnet worden, wovon 700 Millionen sofort eingezahlt sein sollen. Hinzu kommen 1120 Millionen Kronen, die nach vorläufigen Zeitungsmeldungen Ungarn gezeichnet hat (ungefähr 50 Millionen weniger, als Ungarn zu der ersten Kriegsanleihe im November vorigen Jahres beigetragen hat), so daß sich das Zeichnungsergebnis auf rund 3770 Millionen Kronen oder 3205 Millionen Mark stellt.

Noch weit seltsamer ist es um die neueste italienische Anleihe bestellt. In der Nummer 10 des laufenden Jahrgangs der „Neuen Zeit“ habe ich bereits die traurige Finanzlage Italiens geschildert und bemerkt, daß, wenn es dort an die Ausbringung der Kriegskosten geht, „wir noch recht kuriose italienische Finanztragödien“ erleben könnten. Gleich die erste Anleiheaufnahme ist denn auch schon eine solche Finanztragödie oder vielmehr Tragikomödie. Um seine Rüstungen vornehmen zu können, hat bekanntlich Italien bereits im Januar eine 4½prozentige Anleihe im Betrage von 1000 Millionen Lire (800 Millionen Mark) aufgenommen. Die Beteiligung war so gering, daß das Emissionskonsortium 120 Millionen Lire selbst übernehmen und, um weitere Kursstürze zu verhindern, für zirka 130 Millionen Lire dieser schönen Anleihewerte aufkaufen mußte. Der erhaltene Anleihebetrag, den die Regierung erhielt, reichte jedoch nicht lange. Um weitere Mittel heranzuschaffen, wurden die drei italienischen Notenbanken veranlaßt, ihren Notenumlauf um 750 Millionen Lire zu vermehren — das heißt nach offiziellen Angaben, nach den Bankausweisen, dürfte der Betrag um mindestens 200 Millionen Lire höher sein. Zudem blieb, wo es irgend ging, der italienische Staat den Armeelieferanten die fälligen Beträge schuldig. So zog die italienische Großmacht, finanziell geradezu traurig ausgerüstet, in den Krieg. Kein Wunder, daß die von England gezahlten Subsidien im Handumdrehen verbraucht waren und schon in den ersten Kriegswochen sich die Aufnahme einer neuen Anleihe als dringend nötig herausstellte.

Diese neue Kriegsanleihe ist eine gar prächtige Kapitalanlage. Sie ist mit 4½ Prozent verzinslich, nach 25 Jahren rückzahlbar und darf vor dem 1. Januar 1925 in keinem Fall konvertiert werden. Der Ausgabekurs beträgt 95 Prozent, doch erhalten die Zeichner der Januaranleihe die Anleihepapiere zu 93 Prozent. Ferner haben schon Zeichner von 100 Lire an die Vergünstigung, ihre Beträge ratenweise bis zum 2. Januar 1916 einzahlen zu dürfen, und außerdem haben sie das Recht, wenn der Staat bis Ende 1916

weitere Anleihen aufnehmen und bei diesen noch größere Vergünstigungen gewähren sollte, alle diese Vergünstigungen nachträglich auch für sich zu beanspruchen.

Mehr kann ein kapitalistisches Gemüt kaum verlangen. Dennoch wollte niemand zunächst auf den schönen Köder anbeißen, und erst nach Verlängerung der Zeichnungsfrist und allerlei geradezu unerhörten Zwangsmitteln sind angeblich 1100 Millionen Lire gezeichnet worden, zu denen, da für die Italiener in den italienischen Kolonien und im Auslande die Zeichnungsfrist erst am 31. August abläuft, wohl noch der Betrag von 50 oder 60 Millionen hinzukommen wird — wenigstens auf dem Papier.

Unerfindlich bleibt nur, was Italien mit dieser Milliarde anfangen will; denn sie reicht kaum weiter, als ein Drittel der bisher aufgelaufenen Rüstungs- und Kriegsschulden zu decken. Tatsächlich schiebt sich denn auch Italien schon an, neue Schatzscheine mit drei- bis zwölfmonatiger Laufzeit auszugeben, die, um den inneren Markt vorläufig nicht noch mehr zu belasten und für eine dritte innere Krieganleihe frei zu halten, möglichst im Auslande untergebracht werden sollen. Daß diese Spekulation glücken wird, ist jedoch recht fraglich, denn viele komplette Narren, die solche Dinger kaufen, wird es wohl kaum geben.

Wenn die italienische Regierung den finanziellen Ansprüchen, die der Krieg an sie stellt, einigermaßen genügen will, muß sie alle sechs Wochen eine solche Anleihe von einer Milliarde Lire aufnehmen, denn von der italienischen Bankfinanz werden die durchschnittlichen täglichen Kriegskosten Italiens auf mindestens 22 bis 24 Millionen Lire veranschlagt. Ein solcher fortgesetzter Milliardenpump ist natürlich in Anbetracht der italienischen Finanz- und Geschäftslage ganz unmöglich, und so wird wohl recht bald der Zeitpunkt eintreten, wo die Großmacht Italien dem englischen Verbündeten sehr schwer auf seine Tasche drücken wird.

Auch eine Reihe neutraler Staaten hat sich zu neuen Anleihen gezwungen gesehen. Rumänien hat, nachdem es schon im Januar dieses Jahres bei seinem Noteninstitut, der Rumänischen Notenbank, für 200 Millionen Lei Schatzscheine in Diskont gegeben hatte, für weitere 100 Millionen Lei Schatzscheine ausgegeben. Spanien hat jüngst ebenfalls für 750 Millionen Pesetas zwei- und fünfjährige Schatzscheine ausgegeben, die zweijährigen zu $4\frac{1}{2}$ %, die fünfjährigen zu $4\frac{3}{4}$ Prozent Zinsen. Ferner hat die Schweiz mit einem schweizerischen Banksyndikat eine weitere $4\frac{1}{2}$ prozentige Anleihe von 100 Millionen Frank abgeschlossen, und auch Dänemark hat eine fünfprozentige Anleihe von 60 Millionen Kronen bei einem dänischen Bankkonsortium begeben.

Voraussichtlich wird auch Deutschland Ende August oder Anfang September wieder eine neue Riesenanleihe zu ähnlichen Bedingungen wie die letzte 9-Milliarden-Anleihe aufzunehmen suchen, für die die Handels- und Finanzpresse bereits Stimmung macht. Wahrscheinlich wartet das Reichsschatzamt nur besonders günstige Nachrichten vom östlichen Kriegsschauplatz ab, um die Aktion einzuleiten.

So gerät Europa tiefer und tiefer in eine Riesenverschuldung hinein, während die Vereinigten Staaten von Amerika ihre alten Schulden abstoßen und massenhaft aus englischen und französischen Händen amerikanische Eisenbahnpapiere zurückkaufen.

Heinrich Cunow.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 19

Ausgegeben am 6. August 1915

33. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der Weltkrieg und die katholische Kirche.

Von August Erdmann.

Als Papst Benedikt XV., das gegenwärtige Oberhaupt der römisch-katholischen Kirche, im September 1914 den Stuhl Petri bestieg, sah er die katholische Christenheit in einen Weltkrieg verwickelt, der an Ausdehnung und Furchtbarkeit jedes blutige Völkerringen der Vorzeit weit übertrifft. Es war kein Rassen- oder Religionskrieg, der dem Papst die Parteinahme in irgendeiner Weise erleichtert hätte. Christen standen gegen Christen, Katholiken gegen Katholiken, wobei sich dann noch durch das Hinzutreten nichtchristlicher Länder vom religiösen Standpunkt recht wunderliche Bundesgenossenschaften ergaben. Und während der Papst als Haupt der Weltkirche, als oberster Vertreter einer Weltreligion, die alle Menschen und alle Völker in Brüderlichkeit zu einigen berufen ist, zum Frieden und zur Menschlichkeit mahnte und immer wieder mahnte, priesen die Katholiken der einzelnen Länder als ihre nationale Pflicht, zu kämpfen, und zwar, wie sie alle verkündeten, solange wider einander zu kämpfen, bis der Gegner, einerlei welchen Stammes und welchen Glaubens, zu Boden liege und von dem Gegner sich sein Schicksal bestimmen lasse. Man braucht nicht zur Sentimentalität zu neigen oder als Katholik mit dem Papst zu fühlen, um von der Größe der Tragik, in die sich der Papst bei seinem Amtsantritt gestellt sah, mitgeriffen zu werden.

Wenige Tage nach seiner Wahl, am 8. September 1914, erließ Benedikt eine Ermahnung an alle Katholiken des Weltkreises. Darin bekundete er unbeschreiblichen Schrecken und große Bitternis angesichts dieses ganzen „entsetzlichen Kriegsschauspiels, das einen so großen Teil Europas durch Feuer und Schwert verwüftet und mit Christenblut rötet“; „es sei sein fester Entschluß, nichts zu unterlassen, was in unserer Macht steht, um das Ende des Unglücks zu beschleunigen“. Der Papst ermahnt „alle Söhne der Kirche, insbesondere die Diener des Herrn, daß sie fortfahren, sei es in demütigem Gebete oder in öffentlichen Andachten, Gott zu bestürmen, daß er eingedenk seiner Barmherzigkeit die Geißel seines Zornes niederlege“. Zum Schluß bittet und beschwört der Papst „aus ganzer Seele jene, welche die Geschicke der Völker leiten, sie möchten um des Wohles der menschlichen Gesellschaft willen die Zwietracht beiseite setzen, möchten bedenken, daß schon zuviel Trauer und Elend vorhanden ist, um es noch zu vermehren, daß genug Ruinen geschaffen sind, genug des menschlichen Blutes geflossen ist. Mögen sie bald den Gefühlen des Friedens in ihrem Gemüte Raum geben und sich die Hand reichen“.

Anfang Oktober brachte der „Osservatore Romano“, die „Norddeutsche Allgemeine“ des Vatikans, einen Artikel, worin es hieß, daß der heilige

Stuhl in den Streitigkeiten der Menschen und in blutigen Auseinandersetzungen, die sich daraus ergäben, stets eine vollständige und unbedingte Unparteilichkeit beobachten wolle, weil er seine Sendung des Friedens und der Nächstenliebe unter allen Völkern der Erde, ohne Unterschied der Rasse und der Religion, über alle anderen Interessen stelle. Deshalb dürften insbesondere die Priester nicht vergessen, daß man das allgemeine Interesse der Menschlichkeit und der Kirche immer über das berechtigte Bestreben der Vaterlandsliebe stellen müsse. Diese Grundsätze müßten sie sich insbesondere stets bei der Ausübung ihres Amtes und bei Ansprachen an das Volk gegenwärtig halten und über den an sich berechtigten Wunsch nach einem Sieg für ihr Land den weit menschlicheren und christlicheren eines allgemeinen Friedens stellen. Daher dürften sie auch gegen ihre Feinde nicht Worte der Verachtung und des Hasses gebrauchen, sondern müßten eine Sprache führen, wie die Nächstenliebe sie einbebe.

Diese Sätze werden manches nationalistische Gemüt unliebsam berühren. Und doch ist vom Standpunkte einer Weltkirche und Weltreligion, deren Aufgabe es ist, die Gesamtmenschheit in Frieden zu einigen und dem zeitlichen und ewigen Heile entgegenzuführen, nichts selbstverständlicher, als daß sie ihr eigenes Interesse und die Gebote der allgemeinen Menschlichkeit über die Vaterlandsliebe und den Sieg der einen oder anderen Partei stellt. Wie stark sie dabei mit den wirtschaftlichen Bestrebungen, den nationalen und politischen Anschauungen der gläubigen Christenheit, insbesondere im gegenwärtigen Kriege, in Zwiespalt gerät, wird nachher gezeigt werden.

Am 1. November 1914 ging das erste allgemeine Rundschreiben Benedikts, die Enzyklika Ad beatissimi Apostolorum Principis in die Welt. Ueber die politischen, sozialen und religiösen Ansichten dieser Rundgebung wird sich in ruhigerer Zeit noch manches sagen lassen. Hier sei sie nur in ihrer Beziehung zum Kriege gewürdigt. Der Papst sieht vor sich „ein Bild, wie es schrecklicher und trauriger seit Menschen gedenken wohl nie geschaut wurde. . . Die größten und blühendsten Völker haben zum Schwert gegriffen. . . Ueberall Tod und Zerstörung. Täglich wird die Erde aufs neue mit Blut getränkt und bedeckt mit den Leibern der Toten und Verwundeten. . . Es wächst ins Ungeheure von Tag zu Tag die Zahl der Witwen und Waisen; die Verkehrswege sind gesperrt; der Handel liegt dantieder; verödet sind die Felder; die Künste liegen brach; die Reichen sind in schwerer Sorge, die Armen in bitterer Not, alle in tiefer Trauer“.

Unter Berufung auf seine Ermahnung vom 9. September beschwört der Papst noch einmal „aus Herzensgrund diejenigen, welche das Zepter führen und die Staaten beherrschen, zu bedenken, wieviel Blut schon vergossen wurde, und darum sich zu beeilen, den Völkern die Segnungen des Friedens wiederzugeben. . . Es stehen ja andere Wege offen, es gibt andere Mittel, verletzte Rechte wieder herzustellen. Mit diesen mögen sie es einmal aufrichtigen Sinnes und guten Willens versuchen und unterdes die Waffen ruhen lassen. Die Liebe zu ihnen und zu allen Völkern, nicht eigenes Interesse, gibt es uns ein, also zu sprechen“. —

Und zum Schluß erhebt er nochmals die Stimme, um ein baldiges Ende dieses unheilvollen Krieges zu Gott, in dessen Hand die Herzen der Fürsten und aller jener Männer ruhen, „in deren Macht es liegt, dem beklagten Greuel und Elend ein Ende zu machen“.

Wiederholt hat dann noch der Papst in der Folge dem Wunsche nach einem baldigen Frieden Ausdruck gegeben, zur Menschlichkeit im Kriege ermahnt und zugunsten der Kriegsoffer bei den Mächten zu vermitteln versucht. Im Dezember 1914 hat er im Konsistorium eine Ansprache gehalten, worin er erklärte, daß er zwar das Ende dieser Geißel nicht herbeiführen könne, sich aber andauernd bemühe, die schmerzlichen Folgen zu lindern. Es sei weder ratsam noch nützlich, wenn die päpstliche Autorität sich in die Zwistigkeiten der kriegführenden Mächte mische. Der Heilige Stuhl müsse vollkommen unparteiisch bleiben. Wenn er anders handle, würde er nicht nur die Sache des Friedens nicht fördern, sondern auch Abneigung und Haß gegen die Religion schaffen und die Ruhe und Eintracht der Kirche schweren Störungen aussetzen. Er rufe diejenigen, die die Grenze von Feindesland überschritten, zur Menschlichkeit auf, daß sie die besetzten Gegenden nicht mehr verwüsten, als es unbedingt durch die Notwendigkeit der militärischen Besetzung geboten sei. Und denjenigen, die ihr Vaterland vom Feinde besetzt sähen, rate er ab, die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung zu verhindern und dadurch ihre Lage zu verschlimmern. Hier wie in jeder anderen seiner Kundgebungen, die auf den Krieg Bezug haben, ermahnt der Papst zum Gebet für den Frieden.

Das Eintreten für den Frieden und die Menschlichkeit ist für den Papst ein Gebot der Religion, zu deren Hüter er bestellt ist, und die völlige Neutralität ist für ihn ein Gebot der Klugheit, das er erfüllen muß, wenn er nicht Verwirrung in die Reihen der auf beiden Seiten kämpfenden Katholiken tragen und die Lage der Kirche und des Papsttums gefährden will. Der Eintritt Italiens in den Krieg mußte den Papst in seiner Zurückhaltung bestärken. Durch das Gesetz vom 13. Mai 1871 hat Italien die Stellung des Papstes zu dem Königreich geregelt und Bürgschaften für dessen Unabhängigkeit und ungehinderte Wirksamkeit nach außen hin geschaffen. Nach diesem „Garantiegesetz“ ist die Person des Papstes heilig und unverleglich; es verbürgt ihm die Freiheit seines geistlichen Amtes, den freien Verkehr mit den bei ihm beglaubigten Botschaftern und Gesandten, spricht ihm als Eigentum den Vatikan, den Lateran und Castel Gandolfo zu und gewährt ihm außerdem eine jährliche Dotation von $3\frac{1}{4}$ Millionen Lire. Der Heilige Stuhl hat dieses Gesetz nie anerkannt und die Dotation nie erhoben. Papst Pius IX. hat es in der Enzyklika vom 15. Mai 1871 ausdrücklich verworfen und feierlich erklärt, daß das Papsttum zur vollen Ausübung seines geistlichen Amtes unbedingt auch der weltlichen Herrschaft bedürfe. Diese Forderung ist von seinen Nachfolgern, so auch von Benedikt XV. in seiner oben erwähnten Enzyklika, immer wieder erhoben worden, sie wird auch pflichtgemäß seit 1871 als erster Punkt auf der Tagesordnung der jährlich stattfindenden deutschen Katholikenversammlungen behandelt, wobei es nicht an beweglichen Klagen über die Unfreiheit und unwürdige Lage des Papsttums fehlt.

Nun steht jedenfalls das eine fest, daß es unter dem Garantiegesetz dem Papst an der zur Ausübung seines geistlichen Amtes erforderlichen Be-

wegungsfreiheit durchaus nicht mangelt und daß es bezüglich der Sicherheit seiner Person ganz gewiß nicht schlechter steht als ehemals, wo er noch weltlicher Herrscher war. Gewiß bringt der gegenwärtige Krieg, namentlich seit der Teilnahme Italiens, für das Papsttum manche Unbequemlichkeiten und Schwierigkeiten mit. Die deutschen und österreichisch-ungarischen Gesandten beim Heiligen Stuhl und manche den Zentralmächten angehörenden kirchlichen Würdenträger haben geglaubt, Rom verlassen zu müssen. Eine Nötigung von Seiten Italiens dazu hat nicht vorgelegen, im Gegenteil hat sich, und zwar aus leicht ersichtlichen Gründen, die italienische Regierung angelegen sein lassen, dem Papste Ungelegenheiten irgendwelcher Art zu ersparen. Sie hat ihm insbesondere den ungehinderten Verkehr mit den Bischöfen und der ganzen katholischen Welt gesichert, indem sie Weisungen an die Zensurbehörde der Auslandspost erteilte, alle Schreiben an den Papst und seinen Staatssekretär, an die Kongregationen, wie die Pönitentiarie, das Konsistoriale Santo Uffizio usw. ohne weiteres zu befördern.

In einer Unterredung mit dem Vertreter des klerikalen „Corriere del Italia“, die als Berichtigung einer ungenau wiedergegebenen Unterredung des Papstes mit dem Vertreter eines Pariser Blattes anzusehen ist, erkannte der Kardinalstaatssekretär Gasparri Ende Juni 1915 an, daß die italienische Regierung guten Willen bewiesen habe, mehrere Schwierigkeiten beizulegen, die der Vatikan in Kriegszeiten angesichts der augenblicklichen Lage als unvermeidlich betrachte. Der Vatikan, der aus Achtung vor seiner Neutralität der italienischen Regierung keine Ungelegenheiten machen könne, setze seine Hoffnung auf Gott, in der Erwartung, daß die Lage des Papsttums nicht durch fremde Waffen, wohl aber durch den Triumph der Gerechtigkeit geregelt werde.

Der Papst zeigt sich hier weniger päpstlich als manche übereifrige Katholiken, die sich in dem Bemühen gefallen, die Lage des Heiligen Stuhles als über alle Maßen unerträglich hinzustellen — ein Bestreben, daß seine Erklärung findet in der sich an solche Klagen anschließenden Mitanwendung, daß die „römische Frage“ dringlicher als je ihre Regelung verlange. Gleich nachdem Italien in den Krieg eingetreten war, konnte man in der deutschen Zentrums Presse lesen, daß damit eine andere italienische Frage, die Wiedereinsetzung des Papstes in seine weltliche Herrschaft, aufgerollt sei — eine Frage, die bei den demnächstigen Friedensverhandlungen nicht übersehen werden dürfe („Kölnische Volkszeitung“ Nr. 454 vom 6. Juni 1915). Der Zentrumsführer Peter Spahn hat am 29. Juni in einer Rede zu Bonn erklärt, durch den Eintritt Italiens in den Krieg sei die Frage der Unabhängigkeit des Papstes brennend geworden und der Frieden könne nicht geschlossen werden ohne eine internationale Regelung dieser Frage, die den Heiligen Stuhl finanziell sichere und seinem Rechte, seiner Würde und seinen Aufgaben gerecht werde. Noch wesentlich anspruchsvoller zeigt sich der Abgeordnete Marx, der in einer Vertrauensmänner Sitzung seines Wahlkreises Mülheim-Wipperfürth-Gummersbach meinte, der Krieg habe gezeigt, daß die römische Frage, die bei den Friedensverhandlungen ganz bestimmt an erster Stelle stehen werde, gelöst werden müsse! Ob das so „ganz bestimmt“ ist, wie der Abgeordnete meint, das wollen wir dahingestellt sein lassen. Dagegen verdient bemerkt zu werden, daß während

des Krieges zwei Staaten, England und Holland, Gesandtschaften beim Heiligen Stuhl errichtet haben, was einerseits für die wachsende Bedeutung des Papsttums, andererseits aber auch gegen die Behauptung zeugt, daß seine Bewegungsfreiheit durch den Krieg gelitten habe.

* * *

Das Oberhaupt der römisch-katholischen Christenheit bewahrt in dem Weltkriege Neutralität, weil Religion und Politik ihn gleichermaßen dazu nötigen. Er tritt mit immer erneuten Rundgebungen für den Frieden ein und weist Priester und Gläubige immer wieder an, für den Frieden zu beten. Nun sind die Katholiken Angehörige nicht nur einer internationalen Glaubensgemeinschaft, sondern auch einer nationalen Volksgemeinschaft. Während sie als Katholiken für den Frieden beten sollen, haben sie als Volksgenossen zunächst den Sieg der eigenen Sache im Auge, und weist der Papst sie hin auf Menschlichkeit und Barmherzigkeit, so stehen sie andererseits unter dem nationalen Gebot der „Kriegsnotwendigkeit“, müssen sie den Krieg führen mit der Aufgabe, den Gegner zu vernichten mit all den Mitteln, die die moderne Kriegstechnik zu diesem Zwecke erfunden hat. So kann es vorkommen, daß der Papst den Katholiken einen allgemeinen Bittgottesdienst verordnet und dazu den Wortlaut eines Gebetes um Frieden, um Beendigung des furchtbaren Blutvergießens, um Erfüllung der Menschen mit friedfertiger und barmherziger Gesinnung vorschreibt und zur selben Zeit ein namhafter Katholik und Zentrumsmann in der Presse einen Artikel mit der Überschrift: „Nur keine Sentimentalität!“ veröffentlicht, worin es heißt:

Jeder Tag, an dem England die Ernährung unseres Volkes durch die Seesperre zu vereiteln sucht, soll beantwortet werden durch Schrecken und Tod, den deutsche Flugzeuge in die Reihen des englischen Volkes tragen. Warum hier Rücksichtnahme geübt werden sollte, ist ganz unverständlich und unbegründet. Alle Mittel, welche die deutsche Technik und deutsche Chemie unserer Vaterlandsverteidigung bietet und bieten kann, sind gerade gut genug, um nach England die Schrecken des Krieges zu tragen. Wenn wir es verstehen, Feuer vom Himmel regnen zu lassen, warum sollte es nicht angewendet werden?

Und zur selben Zeit, wo der Papst seine oben erwähnte Ansprache im Konsistorium hält, worin er bedauert, daß „der unheilvolle Krieg oder vielmehr das Gemetzel“ noch kein Ende nehme, bringen die „Historisch-politischen Blätter“ einen Artikel, worin es heißt:

Ist es nicht eine Lust zu leben in dieser großen Zeit? Dieses Wort jubelt wieder durch alle Herzen, es leuchtet aus der stillen Liebestätigkeit unserer Frauen, aus dem unverzagten Truggefängnis unserer braven Krieger und es glüht wie ein heiliges Feuer in unserer Brust, wenn wir vom Heldentum und vom großen Sterben unserer Soldaten hören und lesen. Ja, es ist eine Lust, jetzt zu leben!

Der Zwiespalt der Pflichten, die dem Katholiken als Angehörigen einer internationalen Glaubensgemeinschaft und einer nationalen Volksgemeinschaft obliegen, macht sich schon in den Rundgebungen der Bischöfe der einzelnen Länder geltend. Zwar treten auch diese für den Frieden ein, aber auch für die Sache ihres Volkes, sie preisen dessen Kriegstaten und wünschen ihnen Erfolg bis zum völligen Sieg. Das geschieht je nach dem Wesen des

Volkcs und seiner militärischen Lage mit verschiedenem Temperament. Die Kundgebungen der deutschen und österreichischen Bischöfe sind maßvoll in der Form, die der französischen und belgischen Oberhirten zeugen von großer Erregung. Und mehr noch macht sich dieser Unterschied in der katholischen Presse der verschiedenen Länder und in den mancherlei Äußerungen von Geistlichen und Laien bemerkbar, die sich auf allen Seiten weniger Zurückhaltung auferlegen zu dürfen glauben als Papst und Bischöfe. Auf der Seite der deutschen und österreichischen Katholiken besteht der Wille zum Siege nicht minder als auf der Seite ihrer französischen und belgischen Glaubensgenossen. Und beide Seiten rechtfertigen diesen Willen zum Siege nicht bloß aus nationalen Gründen, sondern auch durch die Rücksicht auf die katholische Sache. In einer Schrift „Der Krieg und der Katholizismus“ legt Dr. Heinrich Schroers, Professor der katholischen Theologie an der Universität Bonn, eingehend dar, daß die Zentralmächte siegen müssen, wenn anders der Katholizismus vor Schaden bewahrt bleiben soll. Endige der Krieg mit einem Triumphe Frankreichs, so sei die bisherige Regierung, also die Herrschaft des Antiklerikalismus, dort auf lange Zeit gefestigt. Die Lücke im Programm der Radikalen: Aufhebung der Unterrichtsfreiheit und die allgemeine zwangsmäßige Einführung der atheistischen Staatschule, sei dann gefüllt und die französischen Katholiken ständen dann vor dem letzten Abgrunde. Ein Sieg Deutschlands aber würde die Läuterung und Verjüngung, die sich seit einem Jahrzehnt im religiösen Leben Frankreichs bemerkbar machte, wesentlich stärken; der „neue Katholizismus“ warte dort nur auf die große Stunde der Freiheit und Gerechtigkeit, und das deutsche Schwert, so hofft Schroers, werde sie herbeiführen. Im Osten trage, wie Frankreich im Westen, Rußland Glück und Unglück für den Katholizismus unter seinem Kriegsmantel. Ein Sieg Rußlands bedeute für den ganzen Osten den Sieg der griechischen über die römische Kirche, bedeute die Herrschaft des Jaren über das ganze Slawentum, und ein in seinen slawischen Ländern zertrümmertes Oesterreich bedeute zugleich eine Zertrümmerung Roms. Zwar bedarf es, wie Schroers meint, der religiösen Zukunftsfragen nicht, um die deutschen Katholiken mit stürmischer Kampfbegeisterung zu erfüllen, aber es kann doch „nichts schaden, wenn wir bedenken, daß unsere Brüder und Söhne, indem sie für des Vaterlandes Sicherheit Blut und Leben opfern, zugleich auch dem Besten ihrer Kirche dienen“.

Ungefähr so, wenn auch, wie es ihrer Art entspricht, deutlicher, entschiedener und leidenschaftlicher, sagen es auch die französischen Katholiken von ihrer Sache. Die Erregung auf Seiten der Katholiken richtet sich nicht nur gegen den Gegner im allgemeinen, sondern hat sich zu einem Kampf der Katholiken untereinander ausgewachsen, zu einem Kampf über die „wahre“ Vaterlandsliebe und das „wahre“ Christentum, zu einem Kampf, der mit minder schlimmen Waffen, aber nicht mit milderer Erbitterung als der da draußen im Felde geführt wird. Die Franzosen haben diesen Kampf auf breiter Grundlage, unter dem Schutz und der Mitwirkung auch der hohen Geistlichkeit ins Werk gesetzt. In Frankreich hat sich unter den dortigen Katholiken ein Komitee für die französische Propaganda im Auslande gebildet, dem zwei Kardinäle, eine Anzahl Bischöfe, hervorragende Mitglieder der Akademie, Politiker, Publizisten

und Gelehrte angehören. Unter dem Schutze dieses Komitees hat Monseigneur Baudrillart, Rektor der katholischen Universität, ein Buch: „Der deutsche Krieg und der Katholizismus“, herausgegeben, dessen Verfasser Kardinal Amette in dem einleitenden Empfehlungsschreiben bekundet, daß sie Männer von einer sicheren Lehre und einer vollkommenen Treue gegen die Kirche seien. Das Buch, das in sechs Sprachen überfetzt und in der ganzen Welt verbreitet werden soll, bemüht sich um den Nachweis, daß Deutschland den Krieg verschuldet habe, daß es ihn unmenschlich führe, daß es ihn besonders grausam gegen Kirchen und deren Diener führe und daß es in letzter Linie ein Krieg des protestantischen und heidnischen Deutschlands gegen den Katholizismus sei. Die katholische Presse Deutschlands stempelt das Buch als ein verleumderisches Machwerk, als ein Erzeugnis der schlimmsten Schund- und Schmutzliteratur. Zu seiner Abwehr hat sich ein aus namhaften Katholiken Deutschlands bestehender ständiger Arbeitsauschuß gebildet, der in einer öffentlichen Erklärung das französische Buch scharf verurteilt und demnächst eine Gegenschrift erscheinen läßt. Die beiden deutschen Kardinalen Hartmann (Köln) und Bettinger (München) haben in einem Telegramm an den deutschen Kaiser ihrer „schmerzlichen Entrüstung“ über das Buch Ausdruck gegeben und Beschwerde beim Papst in Aussicht gestellt.

Die deutschen Katholiken fühlen sich durch die heftigen Angriffe, die ihre französischen Glaubensgenossen gegen Deutschland richten, mit getroffen, sie wehren sich aber auch gegen die Auffassung, die Sache Frankreichs mit dem Katholizismus, mit der Kirche, ja mit dem Herrgott selber gleichzusetzen. Und nicht nur gegen die französischen, sondern auch gegen italienische Katholiken richten sie ihre Beschwerden. Von den 35 katholischen Abgeordneten, die in der italienischen Kammer sitzen, haben 32 für die Kriegspläne des Ministeriums Salandra gestimmt. „Wehe den Feigen!“ — ruft Dr. Julius Bacher im „Tag“ den katholischen Abgeordneten und Politikern zu. Wenn jetzt über Jahr und Tag Italien aus tausend Wunden bluten müsse, so würden „kaum weniger Schuld als die Verbrecher, welche das Land in den Krieg geheßt haben, die Feigen tragen, die den Hekern nicht die Stirne zu bieten wagten“ — wobei er als erschwerend anführt, daß noch wenige Tage vor der Kriegssitzung des italienischen Parlaments die Katholiken Italiens dem Könige eine von 60 Erzbischöfen und Bischöfen unterzeichnete Einspruchserklärung gegen den Krieg überreicht hätten.

Der Papst, der mit Eifer und Entschiedenheit für den Frieden eintritt, sieht die katholische Christenheit in einen doppelten Krieg verwickelt. Sie kämpfen im Felde widereinander mit der Waffe und hinter der Front mit der Feder und mit dem Wort. Das kriegerische Gebot des Nationalismus hat über den versöhnlichen Internationalismus des Glaubens den Sieg davongetragen. Und selbst in der am festesten gefügten Organisation der katholischen Kirche, im Jesuitenorden, macht sich dieser Zwiespalt bemerkbar. Im Oktober 1914 hielt der Jesuitenpater Bernhard Baughan in der Londoner Mariä-Himmelfahrtskirche eine Predigt mit heftigen Ausfällen gegen Deutschland, das deutsche Heer und den deutschen Kaiser. Das Provinzialat der deutschen Ordensprovinz der Gesellschaft Jesu hat eine nachdrückliche Abwehrrklärung gegen diese Ausführungen des englischen

Ordensgenossen erlassen, worauf Pater Vaughan in einer Predigt in Manchester erwiderte: „Denkt Ihr, daß ich diesen Angriff auf mich übelnehme? Ganz und gar nicht! Die deutschen Patres empfinden ebenso für Kaiser und Vaterland, wie ich für König und England. Die gute Seite dieses Angriffs auf mich wird die sein, daß es jetzt aus ist mit der Behauptung, alle Jesuiten seien einander ähnlich wie die Steine einer Mauer. Wir haben jeder für sich seine eigene Einsicht und Vaterlandsliebe“.

* * *

Die katholische Kirche wird an den jetzigen inneren Wirrungen nicht zugrunde gehen. Ob und wie weit sie davon vorübergehenden oder dauernden Schaden leidet, darüber Betrachtungen anzustellen, wäre müßig in einer Zeit, die voll Unklarheiten und Ueberraschungen ist. Auf einem anderen Gebiete, dem der Missionen, wird sie doch wohl dauernd zu leiden haben — allerdings ein Leid, in das sie sich mit der evangelischen Kirche teilen kann. Man weiß aus der katholischen Presse, insbesondere auch aus den Verhandlungen der deutschen Katholikentage, mit wie großen Hoffnungen die Katholiken der reichen Ernte entgegenzusehen, die sie für ihre Missionen aus der Verteilung der Welt in Asien und Afrika erwarteten — Hoffnungen, die den deutschen Katholiken ihre Zustimmung zu der Flotten-, Kolonial- und Weltpolitik wesentlich erleichtert haben. Ueber diese Ernte ist das Ungewitter des Krieges gekommen und zunächst liegt alles trostlos am Boden. Schon in den ersten Wochen des Krieges, am 30. August 1914, erging von den katholischen Missionsoberen Deutschlands ein „Rotschreiben an die christlichen Mächte“, der auf die Gefahren für Kultur und Christentum hinwies, wenn der Krieg in die Kolonien hineingetragen würde. Das ist unterdes geschehen. Deutschland ist vom Verkehr mit der Außenwelt abgesperrt, seine Missionstätigkeit ruht vollständig. In Oesterreich, Frankreich und Belgien ist es nicht anders, und die neutralen Staaten sind in ihrer Wirksamkeit zu stark gehemmt, um den Ausfall auch nur zum kleinen Teil wettzumachen. Schlimmer noch als die im weitesten Umfange gebotene Einstellung der Missionstätigkeit ist die moralische Einwirkung des Krieges auf die zu Befehrenden und auf die Befehrten. Auf einer Kriegsmissionsversammlung, die am 3. Juni in Essen abgehalten wurde, schilderte Professor Dr. Schmidlin, Herausgeber der „Zeitschrift für Missionswissenschaft“, die mancherlei Schädigungen der praktischen Missionsarbeit. Noch tiefer aber, so meinte er, seien die schweren geistigen und moralischen Wunden, die der Krieg dem Missionswesen geschlagen habe. Die Stoßkraft des Christentums sei durch den Krieg gelähmt, der Widerstand des Heidentums aber gestärkt worden. Der Redner führte das Wort eines Chinesen an: „Wenn die europäische Zivilisation nichts anderes erreicht, als daß sie immer schlimmere Mordinstrumente hervorbringt, dann wollen wir lieber Barbaren bleiben“. Der Jesuit Döring, Bischof von Poona in Indien, berichtete, daß der Krieg die Mission um Jahre, ja um Jahrzehnte zurückgeworfen habe. Man predige den Heiden die Nächstenliebe und gewinne sie durch Liebestätigkeit, und „im Kriege sehen sie nun das Gegenteil von Liebe, wie die europäischen Mächte sich gegenseitig zerfleischen und immer neue und grausamere Mordwerkzeuge

erfinden. Wenn wir nach dem Kriege zurückkehren, werden wir Missionare ganz sicher hören müssen: „Reformiert ihr Christen nur zuerst euch selber, wir Heiden sind besser als ihr“.

* * *

Wenn nun schon die Heiden auf solche verhängliche Gedanken kommen, wenn schon diesen kindlichen Gemütern der Krieg, dessen graufigste Schrecken sie ja nur von weitem ahnen können, zu denken gibt, darf man dann nicht erwarten, daß daheim unter den kämpfenden Christen noch viel mehr Gemüter irre werden an dem, was man sie als Kultur und Christentum anzusehen gelehrt hat? Wenn man der Mehrheit der katholischen Presse glauben darf, ist das Gegenteil der Fall. Tausende und aber Tausende sollen unter den Schrecken und Leiden des Krieges ihren Glauben wiedergefunden haben und viel mehr Laue und Schwankende noch in ihrem Glauben gefestigt und gestärkt worden sein. Wie eine nationale, eine politische, eine geistige und sittliche, so soll auch eine religiöse Wiedergeburt durch unser Volk gehen. Dr. Pfeilschifter, Professor der Kirchengeschichte an der Universität Freiburg im Breisgau, hat ein Buch geschrieben: „Religion und Religionen im Weltkrieg“. Darin schildert er auf Grund von Auskünften durch Feldgeistliche und Seelsorger in Lazaretten und Gefangenenlagern, von Mitteilungen aus Feldpostbriefen usw. die Einwirkung des Krieges auf das religiöse Leben. Er kommt zu dem Ergebnis, daß bei jedem der kriegführenden Völker unter dem Einfluß des Krieges das religiöse Leben in die Breite wie in die Tiefe gewachsen sei. Der Nachweis im einzelnen kann hier nicht wiedergegeben werden, es mag mit der Zusammenfassung der Untersuchungen, wie sie Pfeilschifter am Schlusse seines Buches gibt, sein Bewenden haben. Danach ist der gegenwärtige Krieg für keine Nation, auch nicht für die Türkei, ein Religionskrieg. Die gleichen Religionen und Konfessionen sind ebensowenig ein einigendes Band gewesen, wie ihre gegensätzliche Verschiedenheit ein trennendes Hindernis war. Es gibt keine Solidarität der christlichen Nationen mehr gegenüber den farbigen Heidenvölkern Asiens und Afrikas. Ueberall aber spielt doch die Religion als religiöses Leben sowohl bei den Soldaten im Felde wie bei den Nichtkämpfenden zu Hause eine zum Teil sehr bedeutende Rolle. In jeder Nation werden die religiösen Kräfte teilweise in sehr hohem Maße beigezogen und ausgenutzt, wohl bei keiner Nation so stark wie bei uns. Wir müssen uns aber hüten, aus diesem Tatbestande voreilige Schlüsse zu ziehen über eine religiöse Wiedergeburt des ganzen deutschen Volkes. Es wäre verkehrt, wenn man die Höhenlage des Außerordentlichen, des Heldentums und der Begeisterung im religiösen Leben während des Krieges mit jener religiösen Wiedergeburt verwechseln würde. Das ganze religiöse Leben werde mit dem Ende des Krieges wieder herabfallen in eine dauernde Allgemeintage. Erst wenn das geschehen sei, werde sich zeigen, wieviel an wahrer christlicher Religiosität und an den stillen Dauertugenden der christlichen Sittlichkeit gewonnen sei.

Hoffend abwarten — ist also die Meinung Pfeilschifters, der, so günstig er im einzelnen die Dinge auch beurteilt, dennoch nicht einzustimmen vermag in die Siegesgewißheit derer, die heute schon die Herrlichkeiten einer religiösen

Erneuerung der Menschheit durch den Krieg zu schauen vermögen. Wie schwierig und bedenklich es ist, vorauszusagen, wieviel von den durch Not und Angst und Verwirrung beeinflussten Stimmungen religiöser Art sich über den Krieg hinaus erhalten werden, darüber hat sich ein erfahrener Gelehrter und Seelsorger, Prälat Dr. S w o b o d a, im November 1914 in Salzburg ausgelassen. Die religiös-sittliche Wertung dieses Krieges, meinte er, sei sehr schwer zu bestimmen. Viele seien der Ansicht, daß die religiöse Wiedergeburt schon vor uns stehe, aber sie scheine ihm von Bedingungen abhängig, die er noch nicht erfüllt sehe:

Gewiß sind besonders unter den Verwundeten Worte der Einkehr zu hören. Selbst ein Atheist hat leztlich ein Gebetbuch von mir genommen, aber er ist geblieben, was er war. Eine Befehung, die nur durch die Größe der Gefahr verursacht ist, kann leicht mit der Gefahr wieder verschwinden. Uns fehlt aber, besonders in den großen Städten, die seelsorgliche Organisation, welche die aufkeimenden guten Wirkungen weitergeben würde. Darum glaube ich an die Gefahr neuer Erstarrung. Oder kann man nicht schon gegenwärtig in unseren Vergnügungsorten noch tolles Leben genug sehen? Und von einer merklichen Eindämmung der öffentlichen Unsitlichkeit habe ich bisher nichts erfahren, obwohl ihre verheerenden Wirkungen gerade an den jungen Eingerückten sich gezeigt haben. Fern sei Pessimismus von uns, aber vor dem Optimismus muß ich warnen.

Auch die Trierer „P e t r u s - B l ä t t e r“, die die starrgläubige Richtung des Katholizismus vertreten, haben erklärt, daß sie von der aus dem Elend und den Schrecken des Krieges geborenen „K a n o n e n f r ö m m i g - k e i t“ nicht viel halten, da sie verschwinden werde mit der Angst, die der Donner der Geschütze hervorruft. Und auch sonst trifft man in der katholischen Presse auf Stimmen, die vor einer Ueberschätzung einer Frömmigkeit warnen, die zunächst nur an Außerlichkeiten erkennbar sei und die ihre Kraft und ihre Dauer erst noch beweisen müsse. Ja, man findet auch Stimmen, die für gewisse Gegenden bereits wieder ein Abflauen des bei Beginn des Krieges stark in die Höhe gehenden religiösen Lebens feststellen. So berichtet Mitte Februar 1915 die katholische „A l l g e m e i n e R u n d s c h a u“ (München) aus Nordböhmen:

„In den ersten Kriegswochen schienen sich die Kirchen zu füllen, als wollte das Volk sich zum Gebetssturm erheben. Es war ein Sturm, der die Oberfläche der See etwas aufpeitscht, während die Tiefe unberührt bleibt. Jetzt ist alles wieder beim alten: leere Kirchen, leere Kommunionbänke am Sonntag wie an den Wochentagen.“

* * *

An den gegenwärtigen Krieg, der den ganzen Erdball in Unruhe und ganze Erdteile in Blut und Brand setzt, knüpfen Völker und Parteien zahlreiche und weitgehende Erwartungen und Hoffnungen. Trotz der völligen Neutralität ihres Oberhauptes steht auch die katholische Kirche mitten drin in dem gewaltigsten aller Kriege, und ohne Zweifel hat auch sie Grund, für ihre Zukunft zu fürchten und zu hoffen je nach dem Ausgang des gewaltigen Völkerringens. Einige Aufklärung über die Lage der katholischen Kirche im bisherigen Verlauf des Krieges zu geben, ist der Zweck dieser Zeilen. Wie sich die Dinge weiter gestalten werden, mit welchem Erfolge oder Schaden die Kirche aus den Wirren dieser Zeit hervorgeht, darüber steht niemandem ein Urteil zu.

Die Bekämpfung der Teuerung.

Von Emanuel Wurm.

Wenn es auch im ersten Kriegsjahr gelungen ist, die Nahrungsvorräte so einzuteilen, daß sie bis zur neuen Ernte gereicht, ja noch einen Uberschuß gelassen haben, so schließt es doch mit einer Teuerung ab, die für die Massen der Bevölkerung immer unerträglich wird und unbedingt beseitigt werden muß, sollen nicht tiefgreifende Störungen in der Volksernährung eintreten. Jetzt, wo die neue Ernte jede Gefahr der Aus-hungerung Deutschlands beseitigt, muß schleunigst, ehe es wieder zu spät wird, der nichtswürdige Wucher mit Nahrungsmitteln unmöglich gemacht werden. Dabei kann die soeben erschienene Schrift von Kuczynski und Jung: „Unsere bisherige und unsere künftige Ernährung im Kriege“¹ sehr gute Dienste leisten, denn sie zeigt zahlenmäßig die Wirkungen, welche die wichtigsten Maßnahmen auf dem Gebiete der Volksernährung gehabt haben und welche Forderungen daher für die Zukunft erhoben werden müssen. Zumeist decken sie sich mit denen, die schon im August vorigen Jahres von Parteivorstand und Generalkommission gestellt und dann mehrmals wiederholt worden sind: Sicherung der Nahrungsvorräte zunächst für die menschliche Ernährung und Regulierung nicht allein der Preise, sondern auch der Zufuhr durch staatlichen Eingriff.

Die Ernährung Deutschlands erfolgte in Friedenszeiten nicht völlig durch die eigene Produktion, sondern ein Zehntel der Nahrungsmittel und ein Zehntel der Futtermittel lieferte das Ausland. Wollte man also bei Ausbruch des Krieges die Ernährung der Bevölkerung sicherstellen, so hätten zunächst alle Nahrungsmittel, die für die menschliche Ernährung gebraucht werden, vor dem Verfütteln geschützt werden müssen. Statt dessen behielten die Landwirte die freie Verfügung über ihre Vorräte und sorgten zunächst für ihr Vieh! Und da 1913 eine besonders gute Ernte an Getreide und Futtermitteln gebracht, war 1914 bei Ausbruch des Krieges der Viehbestand ungewöhnlich hoch, so daß der Verbrauch an Futtermitteln ebenfalls höher war als in anderen Jahren. Anstatt daß nun die über-zähligen Viehbestände rasch abgeschlachtet und auf Dauerware verarbeitet worden wären, verbot eine Bundesratsverordnung vom 11. September 1914 für drei Monate das Schlachten von Kälbern unter 75 Kilogramm Lebendgewicht und von weiblichen Rindern bis zu sieben Jahren — also selbst, wie Kuczynski-Jung mit Recht tadelnd hervorheben, das Schlachten der schlechtesten Milcher. Gleichzeitig wurden die Landeszentralbehörden ermächtigt, auch die Schlachtung von Schweinen einzuschränken, was in Bayern, Baden und Württemberg geschah. „Das Ergebnis dieser Politik war, daß am 1. Dezember die Zahl der Schweine mit 25 339 627 noch um 33 926 größer war als am 2. Juni 1914, obwohl sie in den Grenzprovinzen, namentlich in Ostpreußen, stark zurückgegangen war, und daß die Zahl der Rinder mit 21 817 769 überhaupt größer war als je zuvor.“ Erst am

¹ R. Kuczynski, Dr. rer. pol., Direktor des Statist. Amtes der Stadt Berlin-Schöneberg, und R. Jung, Prof., Dr. med. et agr., Direktor des Tier-physiolog. Institutes der K. Landwirtschaftl. Hochschule Berlin. Verlag von Friedrich Vieweg u. Sohn in Braunschweig. 85 Seiten. 1 Mark.

25. Januar d. J. forderte der Bundesrat die Gemeinden über 5000 Einwohner auf, Schweine einzuschlachten, es sollten, wie es in den Anweisungen der preußischen Regierung vom 8. Februar hieß, die Gemeinden „einstweilen“ für 15 Mark Dauerware auf den Kopf der Bevölkerung beschaffen. Höchstpreise wurden nicht festgesetzt, sondern den Gemeinden nur das Recht der Enteignung erteilt.

Zum Glück kamen die Gemeinden dieser „Verpflichtung“ nur zögernd und nicht in vollem Umfange nach, sonst wäre die Fleischteuerung noch größer geworden. Denn schon die mäßigen Ankäufe hatten ein Ansteigen der Preise zur Folge, da ja die Landwirte durch *keine Höchstpreisbestimmungen* in der Ausnutzung ihres Vorteils behindert wurden. Schweinezahlungen ergaben bis zum 15. April schließlich einen Rückgang des Bestandes von $25\frac{1}{3}$ Millionen, die am 1. Dezember 1914 gezählt worden waren, auf $16\frac{1}{2}$ Millionen, also um $8\frac{3}{4}$ Millionen oder 35 Prozent. Anfang Mai wurde die Verpflichtung der Gemeinden zum Ankauf von Schweinen wieder aufgehoben, die Landwirte brachten auch wenig auf den Markt, so daß der Bestand an Schweinen „Ende Mai vielleicht schon wieder ebenso groß war wie Mitte März“. Kuczynski-Zung berechnen, daß wenn gleich bei Kriegsausbruch diese $8\frac{3}{4}$ Millionen Schweine abgeschlachtet worden wären, $2\frac{1}{2}$ bis 3 Millionen Tonnen Getreide oder 9 Millionen Kartoffeln für die Bevölkerung und das unentbehrliche Vieh hätten erspart werden können. „So aber wurden ungeheure Mengen Brotgetreide, Gerste, Hafer und Kartoffeln an die Schweine verfüttert.“ Damit wurde aber nicht einmal Erhebliches für die Fleischversorgung gewonnen, denn infolge der Knappheit und Teuerung der Futtermittel „wurden zahlreiche Schweine im wesentlichen nur bei Gewicht erhalten; ein Gewinn an Fleisch und Speck fand hier also nicht statt“, und das übrige Vieh wurde durch die Konkurrenz der Schweine in seiner Futtermittelversorgung schwer beeinträchtigt, so die Pferde, die im Februar auf eine schwächere Haferration gestellt werden mußten, obwohl der deutsche Hafer in Friedenszeiten reichlich den Bedarf der Pferde gedeckt hätte und die Ernte 1914 wesentlich größer als 1910 und 1911 gewesen war. Auch Rinder erhielten Hafer, so daß am 1. Dezember die Hafervorräte bereits auf die Hälfte zusammengeschrumpft waren. Endlich am 21. Januar 1915 kam eine Bundesratsverordnung, die die Verfütterung von Hafer an andere Tiere als Einhufer verbot — wieder viel zu spät!

Die Preissteigerungen, welche in der erwähnten Schrift durch ausführliche Tabellen veranschaulicht werden, erreichten bei Schweinen eine noch nie dagewesene Höhe. Der Doppelzentner Lebendgewicht, der in Berlin im Juli 1914 87,2 Mark gekostet hatte, stieg bis zum Dezember auf 117,6 Mark, sprang dann im Januar 1915 auf 134,8, im Februar auf 164,8 und bis April auf 198 Mark. Am 6. Mai wurde die Verpflichtung der Gemeinden zum Ankauf von Schweinen aufgehoben, gleichzeitig aber auch das Recht der Gemeinden, Schweine zu enteignen. Daraufhin schrieb die „Deutsche Tageszeitung“:

„Eine Enteignung von Schweinen wie überhaupt jede Ausübung von Zwang zur Verminderung der Schweinebestände findet nicht mehr statt. . . Die Besitzer von Schweinen brauchen ihre Schweine demgemäß nur noch zu den Preisen abzu-

geben, die sie für angemessen halten. Irgendwelche Beschränkung der Preisbildung gibt es nicht mehr.“

Das „Zentralblatt der deutschen Landwirtschaftskammer“ druckte diesen Hinweis nach — und die Landwirte ließen es sich gesagt sein! Im Mai stieg in Berlin der Preis für den Doppelzentner Lebendgewicht von 198 Mark auf 234,5 Mark, in Breslau gar von 178,9 auf 240 Mark!

„Allein von Anfang Mai bis Ende Mai stieg der Preis in der großen Mehrzahl der Städte um mehr als 15 Prozent und in einigen Städten (Chemnitz, Dresden, München, Nürnberg) um mehr als 25 Proz. Dabei hatten schon Ende Februar, wo die Preise in Berlin erst 164,8 Mark betragen, also 70 Mark niedriger waren als im Mai, die Preise eine Höhe erreicht, die nach Ansicht des Staatssekretärs Debrück „auch bei wohlwollendster Berücksichtigung der schwierigen Lage der Landwirtschaft sowie der Preissteigerung und Knappheit der Futtermittel die Getehungskosten erheblich überschritten.“

Das war im Februar — und dabei ist es nicht nur geblieben, sondern die Teuerung ist seitdem noch ärger geworden!

Nicht minder schlimm gestaltete sich der Getreide- und Kartoffelmarkt, obwohl auch hier eine durch den Krieg bedingte Notwendigkeit, die Preise immer höher zu schrauben, nicht gegeben war. Ruczynski-Zung weisen darauf hin, daß der Ausfall der Einfuhr, die im Durchschnitt der Jahre 1912 und 1913 um 1 Million Tonnen die Ausfuhr überschritten hatte, gedeckt wurde durch das stärkere Ausmahlen des Getreides, wie es durch die Verordnungen des Bundesrats vom 28. Oktober 1914 und vom 5. Januar 1915 vorgeschrieben worden war. Allerdings hätte auch sofort die Verfütterung von Brotgetreide — etwa 3 Millionen Tonnen jährlich — eingeschränkt werden müssen. Aber erst am 4. November erging ein Verbot — wieder viel zu spät, denn eine Erhebung vom 1. Dezember stellte fest, daß nicht nur die bei Kriegsausbruch vorhandenen Vorräte — die Weizenvorräte hatte die Regierung bei Ausbruch des Krieges auf vier Monate ausreichend geschätzt —, sondern außerdem bereits etwa die Hälfte der neuen Ernte verbraucht war! Und das Verbot wurde nicht einmal streng durchgeführt, trotzdem die Strafandrohungen am 5. Januar verschärft wurden.

„Im Dezember und Januar wurde mehr Roggen und Weizen verfüttert als in Friedenszeiten ohne Verbot.“

Allerdings fehlte es an den sonst vom Auslande eingeführten Futtermitteln — Gerste, Mais, Dalkuchen —, aber es hätte eben rechtzeitig der Viehbestand verringert werden müssen, um für die Menschen genügend Nahrung übrig zu behalten. Endlich am 25. Januar erschien die Bundesratsverordnung, welche wenigstens zum Teil die von Parteivorstand und Generalkommission bereits am 13. August 1914 erhobene Forderung erfüllte: „Verpflichtung der Landwirte zum Verkauf ihrer Produkte an öffentliche Institute (Reich, Land, Gemeinde) und Regelung des Umsatzes durch die Gemeinden.“ Die Kriegsgetreide-Gesellschaft wurde gegründet und ihr das Recht zuerteilt, alle im Reiche vorhandenen Vorräte an Brotgetreide zu beschlagnahmen, während die Kommunalverbände das in ihrem Bezirk vorhandene Mehl beschlagnahmen konnten. Der Bevölkerung wurde von nun an nur eine bestimmte Menge Getreide zugewiesen.

und zwar den Unternehmern landwirtschaftlicher Betriebe zur Ernährung der Angehörigen ihrer Wirtschaft 9 Kilogramm Brotgetreide bzw. 7,2 Kilogramm Mehl auf den Kopf und Monat, der übrigen Bevölkerung 225 Gramm Mehl auf den Kopf und Tag, mithin für einen Monat von 30 Tagen $6\frac{3}{4}$ Kilogramm Mehl, die vom 15. März ab auf 200 Gramm auf den Tag, gleich 6 Kilogramm Mehl herabgesetzt wurden, während in Friedenszeiten der durchschnittliche Mehlverbrauch 340 Gramm auf den Tag, gleich $10\frac{1}{2}$ Kilogramm auf den Monat betragen hatte und bei der minderbemittelten Bevölkerung noch mehr, da diese ja einen weit höheren Brotverbrauch hat als die Durchschnittsziffer. Die Selbstverwaltung der Gemeinden hat dann durch Mithilfe vieler Zehntausende von Bürgern aller Schichten die richtige Verteilung der zugewiesenen Mehl- respektive Brotmengen mittels Brotarten ermöglicht, aber die Preise für das Mehl und damit für das Brot waren bis in den Juni viel zu hoch im Verhältnis zu den vom Bundesrat festgesetzten Höchstpreisen für Getreide, die bereits um ein Viertel bis ein Drittel höher waren als vor Ausbruch des Krieges. Die Verfasser der Broschüre weisen nach, daß die Spannung zwischen Getreidepreis und Mehlpreis sich sehr zum Vorteil der Mühlen ständig erweiterte. Der Unterschied zwischen Roggen und Roggenmehl hatte in Preußen für die Tonne im Juli 1914 noch 83 Mark betragen, im Dezember bereits 127 Mark, im Januar 155 Mark, im Februar 190 Mark. Vom 1. Januar 1915 ab waren auf die Tonne Getreide monatlich 3 Mark Zuschlag zu den im November festgesetzten Höchstpreisen gekommen, trotzdem war der Preis für Brotgetreide in Preußen vom November bis zum Februar nur um etwa 30 Prozent höher als im Juli, beim Roggenmehl aber war er im Februar um 62 Prozent höher als im Juli 1914! Nach der Berechnung eines Fachmannes war der Verdienst der Mühlen an der Tonne Roggen Anfang Juni 1914 39 Mark, Anfang August bereits 63 Mark, im November, nach Festsetzung der Höchstpreise für Getreide, 82 Mark!

Die schlimmsten Mißstände aber kamen bei der Versorgung mit Kartoffeln, was ja auch Staatssekretär Delbrück zugegeben hat, indem er in der Budgetkommission des preußischen Abgeordnetenhauses vom 4. Juni d. J. laut amtlichem Bericht sagte:

„Typisch für die Schwierigkeiten, die sich bei halben Maßregeln ergeben, ist die Kartoffelfrage.“

Deutschland ist das kartoffelreichste Land der Welt. 1913 hatte es eine Ernte gehabt, die alle bisherigen Erträge weit überstieg: 54,1 Millionen Tonnen. Leider war 1914 nicht so segensreich gewesen, es wurden nur 45,6 Millionen Tonnen geerntet, doch waren sie gesunder, denn es erkrankten nur 1,7 Prozent gegen 4,2 Prozent im Vorjahre. Auf jeden Fall waren auch nach reichlichem Abzug der für die Ausfaat erforderlichen Mengen noch 39 Millionen Tonnen vorhanden, das sind dreimal soviel, als in Friedenszeiten zur menschlichen Nahrung gedient hatten; für letztere rechnet man durchschnittlich 1 Pfund täglich auf den Kopf der Bevölkerung. Mithin würden höchstens 13 Millionen Tonnen für die Ernährung erforderlich gewesen sein. Dazu kam aber nun der Mehrverbrauch durch den Zusatz von Kartoffeln beim Brotbacken, täglich 75 Gramm auf den Kopf, und das größere Bedürfnis nach Kartoffeln, die bei der

knapperen Brotmenge und den für die Volksmassen unerträglichen Fleischpreisen in stärkerem Maße als bisher zur Nahrung dienen mußten. Immerhin würde der Vorrat an Kartoffeln auch all diesen Anforderungen genügt haben, wenn nicht der Verbrauch für das Vieh, statt eingeschränkt zu werden, noch eine Steigerung erfuhr, weil andere Futtermittel, besonders Gerste und Mais, fehlten und Brotgetreide zu verfüttern schließlich doch verboten wurde. In Friedenszeiten braucht ein Schwein durchschnittlich täglich $2\frac{1}{2}$ Kilogramm Kartoffeln, im ganzen waren in den beiden letzten Friedensjahren 22 Millionen Tonnen verfüttert worden. Es hätte also rechtzeitig eine Abschachtung der Schweine eintreten müssen, um eine Verminderung des Verbrauchs von Kartoffeln als Futtermittel herbeizuführen. Statt dessen war, wie schon erwähnt, den Landeszentralbehörden das Recht erteilt, die Schlachtung von Schweinen zu verbieten, und am 10. September und noch am 15. Oktober erließ der preussische Landwirtschaftsminister einen Aufruf, als Ersatz für die fehlenden ausländischen Kraftfuttermittel „namentlich die Kartoffeln in jeder Form, gedämpft, getrocknet usw. so stark wie möglich heranzuziehen“.

Zutreffend bemerken Kuczynski-Zunz, daß im selben Sinne — nämlich eines Anreizes zur stärkeren Verfütterung von Kartoffeln — die Festsetzung niedriger Höchstpreise wirkte, denn eine entsprechende Regulierung der Fleischpreise fehlte, und nun brachten viele Landwirte die billigen Kartoffeln nicht auf den Markt, sondern mästeten damit ihr Vieh, da sie ja für dieses beliebig hohe Preise fordern konnten. Vergebens hatte der Reichstag einstimmig eine Resolution angenommen, in der er den Reichskanzler ersuchte, „alsbald die tunlichste Sicherstellung der Kartoffelbestände für die menschliche Ernährung zu veranlassen“. Eine Beschlagnahme erklärte die Regierung für undurchführbar „wegen großer technischer Schwierigkeiten und wegen der Gefahr des Verderbens bei ungeeigneter Behandlung und Aufbewahrung“. Nur 2 Millionen Tonnen Kartoffeln sollten für die minderbemittelte Bevölkerung sichergestellt werden, indem eine Ende März neugeschaffene „Reichsstelle für Kartoffelversorgung“ mit Hilfe der Kommunalverbände für eine Verteilung der Kartoffelbestände im Reichsgebiete sorgen sollte: aber zunächst wieder ohne das Recht der Beschlagnahme und unter Zubilligung nicht allein der Mitte Februar von 35 auf 85 bis 96 Mark erhöhten Höchstpreise, sondern noch einer Zuschlagsgebühr für Aufbewahrung, Behandlung und Risiko, wenn die Ablieferung der Kartoffeln später als 20. April erfolgte: diese Gebühr sollte bis zum 20. Juni auf 40 Mark für die Tonne steigen, so daß schließlich die Tonne Kartoffeln mit 125 Mark, das ist $12\frac{1}{2}$ Pf. für das Kilogramm, zu bezahlen war. Diese Sätze, hieß es in der Verfügung, sollten „den Landwirten einen Anreiz zum Verkaufe bieten und die Kartoffeln dadurch der Verfütterung entziehen“.

Der Erfolg dieser Verfügung war zunächst eine allgemeine Verteuerung der Kartoffeln und gleichzeitig ein Zurückhalten derselben durch die Landwirte vom Markte! Statt 2 Millionen Tonnen gelang es den Kommunalverbänden nur 200 000 Tonnen aufzukaufen — die Landwirte hofften nämlich, daß die

Höchstpreise wieder erhöht würden, mindestens aber suchten sie den höchsten Zuschlag von 40 Mark auf die Tonne, der am 20. Juni eintrat, sich zu sichern. So wurde die Kartoffelsteuerung auch noch zu einer Kartoffelnnot! Nun erst, Mitte April, erhielt die Reichsstelle für Kartoffelversorgung das Recht der Enteignung, ebenso die Kommunalverbände — und trotzdem gelang es nicht einmal 1 Million Tonnen Kartoffeln zu beschaffen —, die Kartoffeln waren wie weggezaubert, obwohl, wie Kuczynski-Zung in ihrer Schrift erklären, „noch Mitte April nach unserer Schätzung 6 bis 7 Millionen Tonnen zur menschlichen Ernährung und zur Viehfütterung verfügbar waren“.

Da kam ein außergewöhnlich warmes Frühjahr — die Kartoffeln mußten auf den Markt gebracht werden, und jetzt überschwemmte die von den Spekulanten, Händlern wie Landwirten, zurückgehaltene Ware den Markt, so daß die Preise rapid sanken und die Gemeinden, die getreu den Weisungen der Regierung soviel als möglich Kartoffeln aufgekauft hatten, sie nun unter dem Einkaufspreis loschlagen mußten. Schließlich behielt die Reichsstelle einen Uberschuß von 500 000 Tonnen, die aber zum Teil in die Kartoffel-Trocknungsanstalten und in die Brennereien wandern mußten, da sie für die menschliche Ernährung nicht mehr recht brauchbar waren.

Das ist die Ursache, weshalb sich die von Kuczynski-Zung im Juni bei Niederschrift ihres Buches ausgesprochene Erwartung nicht erfüllt hat, daß die Bevölkerung nun dauernd auskömmlich mit billigen Kartoffeln versorgt bleibt. Wohl sind zu jener Zeit noch große Mengen Kartoffeln vorhanden gewesen, aber sie wanderten — in die Brennereien. Mitte Juni hat die Spirituszentrale G. m. b. H., Berlin, ein Zirkular an das Brennereigewerbe erlassen, in dem es heißt:

„Die verfügbaren Kartoffelvorräte ermöglichen es, neben der vollen Ausnutzungsfähigkeit der Kartoffeltrocknungsanlagen und Stärkfabriken auch die Spiritusbrennereien lohnweise zu beschäftigen. . . . Nach Lage der Verhältnisse mußten die verfügbaren Kartoffeln unverzüglich ein Unterkommen finden. Dem Reiche ist demgemäß nur durch ungesäumte Annahme des Angebots gedient.“

Aus diesem Zirkular geht hervor, einmal, daß weit größere Vorräte an Kartoffeln als sonst zu dieser Zeit vorhanden waren — gewöhnlich schließen Ende Mai, vielfach noch früher, die Brennereien ihren Betrieb —, und zweitens, daß die Kartoffeln sich in einem Zustande befanden, der schleunigste Verarbeitung erforderlich machte, und da die Brennereien noch Kartoffeln verwenden können, die bereits angefault sind, müssen die „nach Lage der Verhältnisse verfügbaren Kartoffeln“ sich schon in einem sehr schlechten Zustande befunden haben. Und das alles, während die Bevölkerung Not an Kartoffeln gelitten hatte!

Das sind eben „die Schwierigkeiten, die sich bei halben Maßnahmen ergeben“, wie Staatssekretär Delbrück so zutreffend erkannt hatte. Aber geändert hat diese Erkenntnis an den „halben Maßnahmen“ nichts, und da für die übrigen Nahrungsmittel weder Höchstpreise noch Beschlagnahme angeordnet wurden, hatten alle Lebensmittelwucherer gute Tage. Die Bevölkerung aber mußte nach den Berechnungen von Kuczynski-Zung ihre notwendigsten Nahrungsmittel im Kriegsjahr um 52 Prozent teurer bezahlen als in den vorhergehenden Jahren, in denen doch auch schon hohe

Preise geherrscht hatten. Und da das Einkommen der großen Massen im Kriegsjahr nicht um 52 Prozent stieg, mußten sie nicht allein billigere, d. h. minderwertige Nahrungsmittel kaufen, sondern auch geringere Mengen. Deshalb schließen Kuczynski-Zunz ihre Schilderung der „halben Maßregeln“ mit folgender Feststellung:

„Im ganzen herrschte so seit dem Februar oder März ein Zustand, der zwar für Hunderttausende überernährter Menschen eine heilsame Einschränkung, aber für einen großen Teil der Bevölkerung eine unbehagliche und die Arbeitsfähigkeit beeinträchtigende Lebensführung und für einige Millionen eine merklliche Unterernährung bedeutete. Besteht ein solcher Zustand nur einige Monate, so kann er die Volkskraft nachhaltig beeinflussen. Auf die Dauer aber bildet er eine große Gefahr.“

Diese Gefahr besteht noch, denn bei dem vollständigen Fehlen der Einfuhr von Futtermitteln ist nach wie vor zu befürchten, daß menschliche Nahrungsmittel verfüttert werden. Da aber bei der Umwandlung menschlicher Nahrung in Milch, Fleisch und Fett der Tiere stets mehr als die Hälfte des Nährwerts für die eigenen Zwecke des Tierkörpers verbraucht wird, so ist die Aufzucht auf das geringste notwendige Maß einzuschränken, besonders die der Schweine. Zu diesem Zwecke schlagen Kuczynski-Zunz vor, die Verbote der Verfütterung menschlicher Nahrung „durch eine Preispolitik zu unterstützen, welche den Gehorsam gegen die Gesetze mit der Rücksicht auf den eigenen Geldbeutel in Einklang bringen würde“, nämlich durch Höchstpreise für Schweine, „die im Verhältnis zu den Höchstpreisen des Getreides, des Mehls und der Kartoffeln so zu bemessen sind, daß es wenigstens ebenso vorteilhaft ist, diese Nährfrüchte direkt zu verkaufen wie sie zu verfüttern“. Die Verfasser haben eine Skala berechnet, die für verschiedene Preise von Gerste, Hafer oder Kartoffeln die Gesehungskosten von 100 Kilogramm Lebendgewicht der Schweine zeigt. Ferner fordern sie, daß das vorhandene Futter besser ausgenutzt, rationeller eingearnet und konserviert wird, andererseits aber soll neues, bisher unbeachtet gelassenes Futter gewonnen werden, so durch Verwendung von Laub, ferner Verfütterung der eiweißreichen Wicke, Lupine, Seradella, Luzerne nur an Milchtiere und Jungvieh, durch Trocknen der Rüben- und Kartoffelblätter u. dgl. mehr.

Die wichtigste Aufgabe ist aber die Beschlagnahme der neuen Ernte von Roggen, Weizen und Hafer, die Beibehaltung des Verfütterungsverbotes von Brotgetreide, Beibehaltung der Höchstpreise für Roggen und Weizen, Ermäßigung der Höchstpreise für Gerste und Hafer, Beibehaltung der Vorschriften für das Ausmahlen von Brotgetreide und des Zusatzes von Kartoffeln oder Kartoffelpräparaten bei der Bereitung von Brot. Dadurch würde dann möglich sein, den Selbstverbrauchern statt wie bisher 9 Kilogramm Brotgetreide auf Kopf und Monat 10,5 Kilogramm zu gewähren und der übrigen Bevölkerung statt 200 Gramm Mehl auf Kopf und Tag 250 Gramm, bei günstiger Ernte bis 300 Gramm. Ueber die neue Kartoffelernte müsse „planmäßig verfügt“ werden.

„Um den Verderb durch Verkaufte möglichst einzuschränken, empfiehlt es sich, alsbald nach Hereinbringung der neuen Ernte in größerem Maßstabe Kartoffeln zu trocknen, die Trockenerzeugnisse bis zum Frühjahr aufzubewahren und sie erst dann dem Verbrauch zuzuführen. . . . Um während des ganzen Jahres eine auskömmliche Versorgung der städtischen Bevölkerung mit Speisekartoffeln zu sichern, sollte die Reichsstelle für Kartoffelversorgung von vornherein Lieferungsverträge auf Grund der Bedarfsanmeldungen der Gemeinden abschließen. Diese Bedarfsanmeldungen müßten einschließlich der durch Bestandsaufnahme festzustellenden Vorräte einen Verbrauch von ein Pfund pro Kopf und Tag gewährleisten.“

Gleich nach der Ernte müßten „unwiderrufliche Höchstpreise“ für Speisekartoffeln festgesetzt werden mit mäßig wachsenden Zuschlägen für die Aufbewahrung usw. bei Abnahme nach dem 15. April. Auch für Schweine seien Höchstpreise anzusetzen, und zwar entsprechend den Futtermittelpreisen, damit nicht in den hohen Schweinepreisen „eine für die Sicherung der menschlichen Ernährung bedenkliche Treiberei auf die Verfütterung dieser und anderer Nahrungsmittel“ liegt. Wenn aber dann der Bedarf der Bevölkerung nicht durch freihändige Verkäufe gedeckt werden kann, müßte den Gemeinden ein wirksames Enteignungsrecht gewährt werden. Ferner müßten nicht allein für den Großhandel, sondern auch für den Kleinhandel Höchstpreise, und zwar für diesen nach den örtlichen Verhältnissen, festgesetzt werden. Die Ernteertragnisse müßten gleich nach Hereinbringung der Ernte von jedem Landwirt an die Behörde gemeldet und die Vorräte alle Vierteljahre durch Erhebungen festgestellt werden, wobei aber die Zusammenstellung in kürzester Frist zu erfolgen hat und nicht wie bei der Getreideaufnahme vom 1. Dezember 1914 erst am 12. Januar die Ergebnisse an das Kaiserliche Statistische Amt eingeliefert werden. (Uebrigens hat sich auch die Statistik der Ernte von 1914 in auffallender Weise verzögert; sie ist erst im Juli, sechs Monate später als sonst, veröffentlicht worden.) Auch sollten während der Dauer des Krieges allgemeine Viehzählungen am 1. August, 1. Dezember und 1. April und außerdem Schweinezählungen am 1. Oktober, 1. Februar und 1. Juni vorgenommen werden. Die Schädigungen der Ernte durch Wild seien energischer als in Friedenszeiten zu bekämpfen und jedem Grundbesitzer die Erlegung des schädlichen Wildes freizugeben.

Soweit die Vorschläge von Kuczynski-Zung; sie sind keineswegs zu anspruchsvoll. Im Gegenteil, sie lassen nach meiner Meinung dem freien Spiel der Kräfte, dessen Rücksichtslosigkeit gegen die Interessen des Gemeinwohls sich während des Krieges deutlich genug gezeigt hat, noch viel zu viel Spielraum. Nicht allein bei Getreide, Kartoffeln und Vieh, sondern auch bei anderen Nahrungsmitteln, so bei Hülsenfrüchten, Zucker, Milch, Butter, Käse, muß durch staatliches Eingreifen der Wucher unmöglich gemacht werden. Und das kann nur geschehen, wenn, wie dies im Antrage unserer Fraktion vom 27. Mai d. J. gefordert wurde, eine Reichsstelle für Lebensmittelversorgung geschaffen wird. Diese hat unter Aufsicht des Reichs und eines Ausschusses für Lebensmittelversorgung zu stehen, der aus zwölf vom Bundesrat und zwölf von Reichstage ernannten Mitgliedern zusammengesetzt ist. Die Reichsstelle muß das Recht besitzen, Lebensmittel

zu beschlagnahmen und Höchstpreise für sie festzusetzen. Beides ist erforderlich: Beschlagnahme und Höchstpreise! Die Erfahrung des ersten Kriegsjahres hat gezeigt, daß Höchstpreise allein nicht genügend helfen, weil die Hoffnung auf ein Steigen derselben stets dazu führt, die Ware vom Markt so lange als nur möglich fernzuhalten. Auch ist ein Umgehen der Höchstpreise durch Gewähren von Geschenken oder höherer Bezahlung anderer nicht unter die Höchstpreisverordnung fallender Waren häufig genug vorgekommen. Die Verordnung gegen den Wucher, die der Bundesrat am 23. Juli erlassen hat, gibt zwar der Landeszentralbehörde oder der von ihr bezeichneten Behörde das Recht, Nahrungsmittel u. dgl., die zurückgehalten werden, zwangsweise zu erwerben. Aber diese Maßnahme kann doch erst eintreten, nachdem die Ware zurückgehalten worden und dadurch schon die Schädigung der Verbraucher erfolgt ist, anstatt daß durch rechtzeitige Beschlagnahme jeder Art vorgebeugt wird. Gewiß läßt sich bei energischem Zugreifen der Behörden, namentlich wenn diese Aufgabe den Kommunalverbänden übertragen wird, manche Abhilfe schaffen, aber ein planmäßiges Vorgehen ist dabei doch sehr schwer, und deshalb ist zu fordern, daß von vornherein eine Zentralstelle errichtet wird, die einen Ueberblick über die gesamten Vorräte sich verschaffen und diese an die Kommunalverbände nach deren Bedarf verteilen kann. Wie notwendig eine solche Zentralstelle unter Mitwirkung des Reichstages ist, zeigen die Kämpfe, die in den letzten Wochen zwischen den Interessentkreisen und der Reichsregierung wegen Erhöhung der bisherigen Höchstpreise für Getreide geführt wurden. Hat doch die „Deutsche Tageszeitung“ es für „nur selbstverständlich“ erklärt, daß der preußische Landwirtschaftsminister „eine ernste, nicht zu umgehende Pflicht erfüllte, indem er sich für eine mäßige Erhöhung der Getreidepreise gegenüber dem Stande vom vorigen Herbst einsetzte“. Und nur dem Eingreifen großer Kommunalverbände ist es mit zu danken, daß nicht im zweiten Kriegsjahr das Brot noch teurer wurde als im ersten! Ferner hat der Bundesrat bis jetzt nur für Getreide Höchstpreise festgesetzt, aber nicht für Mehl, so daß wieder die Gefahr droht, daß dieses noch besonders verteuert wird.

Dabei sind die jetzt festgesetzten Höchstpreise für Roggen und Weizen noch immer um etwa 50 Mark für die Tonne höher als der Durchschnittspreis der letzten fünf Jahre vor dem Kriege und außerdem sind noch die monatlichen Zuschläge von 3 Mark zum Höchstpreise (vom 1. Januar ab) beibehalten, obwohl sie nur eine Prämie auf Zurückhaltung des Getreides und dadurch eine Gefährdung der Versorgung mit Brot bilden. Für Gerste und Hafer aber sind die Höchstpreise des vorigen Jahres, die zuletzt 227 und 264 Mark betragen, auf 300 Mark erhöht worden, während der Durchschnittspreis der letzten fünf Jahre vor dem Kriege 147 und 169 Mark betrug!

Je höher aber die Preise für diese Futtermittel sind, um so höher werden die Preise für das Vieh steigen. Das will der Bundesrat auch gar nicht hindern, denn er hat auch diesmal wieder keine Höchstpreise festgesetzt für Vieh und tierische Erzeugnisse! Allerdings wird gerade hierbei ein Einschreiten des Reichs von den Landwirten auf das heftigste bekämpft. Die Landwirtschaftskammer für die Provinz West-

falen droht: „eine solche Maßnahme führt zu einer die Volksernährung bedrohenden Einschränkung der Viehhaltung“. Dagegen hat die sächsische Regierung auf die Aufforderung des Reichskanzlers, zu der Frage der Höchstpreise für Vieh und Fleisch Stellung zu nehmen, geantwortet:

„Daß der jetzige Zustand, der auf die Stimmung großer Volkskreise — durchaus nicht nur des Arbeiterstandes — geradezu vergiftend wirkt, nur zu einem Teil auf natürlichen Ursachen, zu einem weiteren Teil aber auf wucherischen Machenschaften beruht. . . . Das sächsische Ministerium des Innern hält die einer Festsetzung von Höchstpreisen für Schlachtwiehe und Schweinefleisch entgegenstehenden Schwierigkeiten nicht für unüberwindlich. . . . Dagegen würde die Festsetzung von Höchstpreisen für den Ladenverkauf von Schweinefleisch . . . zweckmäßiger den Kommunalverbänden zu übertragen sein.“

Für die Regelung des Futtermittelverkehrs hat der Bundesrat am 23. Juli die Errichtung einer Reichsfuttermittelstelle beschlossen, die für die „Sicherung und Verteilung der inländischen Futtermittel sorgen soll“ — aber auch sie hat nicht das Recht der Beschlagnahme, ohne die sie wirkungslos bleiben wird.

Der Parteivorstand und die Generalkommission der Gewerkschaften haben am 16. Juli öffentlichen Protest gegen die Auswucherung des Volkes eingelegt. In dem Aufruf hieß es:

„Wir fordern, daß ohne Rücksicht auf die Profitinteressen der Produzenten und Händler mäßige Höchstpreise für alle Lebensmittel festgesetzt werden, die so zu bemessen sind, daß die ausreichende Ernährung des Volkes gesichert und jede Bereicherung auf Kosten der Volksernährung ausgeschlossen wird. Durch Beschlagnahme und Verkaufszwang muß das Zurückhalten von Vorräten zum Zwecke der Preistreiberei vereitelt werden.“

Dieses Ziel ist aber nur zu erreichen durch eine zentrale Reichsstelle für Lebensmittelversorgung mit dem Recht der Beschlagnahme und durch Festsetzung unwiderruflicher Höchstpreise. Nur durch diese ganzen Maßnahmen kann die Not der Zeit — soweit es überhaupt möglich ist — gemildert werden.

Kriegsnotgesetzgebung.

Von Siegfried Weinberg.

Gleichzeitig mit der Entfesselung des gegenwärtigen Weltkrieges begann in den einzelnen beteiligten Ländern auch die sogenannte „juristische Mobilmachung“. In allen Staaten sah man sich genötigt, die rechtlichen Beziehungen des Staates zu seinen Bewohnern und der Bewohner untereinander auf den Kriegszustand einzustellen, und zwar gilt dies nicht nur für die kriegführenden Länder, sondern mehr oder minder auch für alle neutralen Staaten.

Für die Rechtsverhältnisse im Falle eines Krieges war in Friedenszeiten nur in geringfügigem Umfange Vorsee getroffen. Was Deutschland betrifft, das uns im folgenden allein beschäftigen soll, so ist das in Artikel 68 der Reichsverfassung versprochene Reichsgesetz, das die öffentlich-rechtlichen Wirkungen des Kriegszustandes regeln sollte, noch immer nicht erlassen, trotzdem in den 45 Jahren seit Erlaß der Reichsverfassung wahrlich Zeit genug dafür gewesen wäre. Zu

welchen Ergebnissen diese Unterlassung geführt hat, ergeben die gegenwärtigen Rechtszustände.

Mangels Erlasses eines Reichsgesetzes gelten im ganzen Deutschen Reich mit Ausnahme Bayerns die Vorschriften des preussischen Gesetzes vom 4. Juni 1851. Hiernach kann der Kaiser für den Fall eines Krieges „in den vom Feinde bedrohten oder teilweise schon besetzten Provinzen“ „zum Zwecke der Verteidigung“ den Kriegszustand erklären. Auf Grund dieser Bestimmung erging am 31. Juli 1914 die kaiserliche Verordnung, durch die das ganze Reichsgebiet (abgesehen von Bayern, für das die entsprechende Verordnung auf Grund bayerischen Reservatrechts besonders erging) in Kriegszustand erklärt wurde. Wie weit es mit den Gesetzen in Einklang zu bringen war, den Kriegszustand nicht bloß auf einzelne gefährdete Landesteile zu beschränken, sondern ihn auf das ganze Deutsche Reich auszudehnen, wird mit Rücksicht auf die bestehenden Verhältnisse einer späteren Erörterung vorbehalten bleiben müssen. Im Reichstag wurde die Ausdehnung des Belagerungszustandes auf das ganze Reichsgebiet von der Reichsregierung mit den Erfordernissen der Mobilisierung gerechtfertigt und die Aufhebung des Belagerungszustandes nach Beendigung der Mobilisierung in Aussicht gestellt. (Die Reichsverfassung gebraucht den Ausdruck „Kriegszustand“, die preussische Verfassung den Ausdruck „Belagerungszustand“. Beide Begriffe sind identisch.) Dennoch ist bisher der Belagerungszustand bekanntlich noch nirgends aufgehoben oder auch nur nennenswert erleichtert worden. Im Gegenteil, in einer ganzen Reihe von Landesteilen sind Verschärfungen dieses Zustandes zu verzeichnen.

Die Wirkungen der Erklärung des Belagerungszustandes sind die folgenden: Die gesamte vollziehende Gewalt geht auf die Militärbefehlshaber über. Die Zivilverwaltung und Gemeindebehörden haben den Anordnungen und Aufträgen der für ihre Anordnungen persönlich verantwortlichen Militärbefehlshaber Folge zu leisten. Als Militärbefehlshaber kommen im allgemeinen die stellvertretenden Generalkommandos, für Berlin und die Provinz Brandenburg das „Oberkommando in den Marken“ in Betracht. Die wichtigsten verfassungsmäßigen Grundrechte des Volkes können aufgehoben werden. Es sind dies die folgenden Artikel der preussischen Verfassung: 5 (Gewährleistung der persönlichen Freiheit), 6 (Unverletzlichkeit der Wohnung), 7 (Unzulässigkeit von Ausnahmegerichten), 27 und 28 (freie Meinungsäußerung, Verbot der Einführung der Zensur, Pressefreiheit), 29 (Versammlungsrecht), 30 (Vereinsrecht) und 36 (Beschränkung der Verwendung der bewaffneten Macht gegen den „inneren Feind“). Außerhalb Preußens können nach der herrschenden Meinung die entsprechenden Bestimmungen der dortigen Verfassungen außer Kraft gesetzt werden. Von diesen weitgehenden diktatorischen Befugnissen ist überall in Deutschland der umfassendste Gebrauch gemacht worden. Sämtliche erwähnten Verfassungsbestimmungen sind fast überall außer Kraft gesetzt. Nur die Aufhebung des Artikels 7 und damit verbunden die Einsetzung außerordentlicher Kriegsgerichte auch für die Zivilbevölkerung ist auf einige Grenzprovinzen beschränkt geblieben.

Das Gesetz über den Belagerungszustand enthält dann noch in seinen Artikeln 8 und 9 eine Reihe von Strafbestimmungen, die nach

richtiger Ansicht durch § 2 des Einführungsgesetzes zum geltenden Strafgesetzbuch beseitigt sind. Dieser Paragraph bestimmt nämlich, daß mit dem Inkrafttreten des Reichsstrafgesetzbuches das Reichs- und Landesstrafrecht außer Kraft tritt, soweit es Materien betrifft, die Gegenstand des Strafgesetzbuchs sind. Diese Voraussetzungen treffen auf die erwähnten Strafbestimmungen des Belagerungszustandsgesetzes zu, die z. B. die Anreizung (nebenbei sei erwähnt, daß das für politische Verfolgungen sehr brauchbare Delikt der „Anreizung“ in dem neuen Strafgesetzentwurf seine Aufrechterhaltung feiert) zum Aufruhr oder zum Widerstand, die Verleitung von Militärpersonen zu Vergehen gegen die militärische Zucht und Ordnung betreffen. Vor dem Kriege war dies auch die Meinung maßgebender Theoretiker und Praktiker. Jetzt, in der Zeit des großen „Umlernens“, scheint auch diese Erkenntnis abhanden gekommen zu sein; wenigstens hat die Praxis sich durchgängig für die Anwendbarkeit dieser Strafbestimmungen entschieden. Es wird eine der dringendsten Aufgaben auf dem Gebiete der Gesetzgebung sein, für die Beseitigung des Gesetzes vom Jahre 1851 zu sorgen.

Das bereits erwähnte Einführungsgesetz zum Strafgesetzbuch bestimmt dann noch im § 4, daß nach Erklärung des Kriegszustandes gewisse sonst mit Zuchthaus bedrohte Straftaten (einzelne Fälle des Hochverrats, Landesverrats und gemeingefährliche Verbrechen) mit dem Tode zu bestrafen sind.

Vorsorge für den Kriegsfall ist auch in dem Bundesgesetze vom 12. Oktober 1867 über das Paßwesen getroffen. Dort ist bestimmt, daß im Falle eines Krieges die durch jenes Gesetz allgemein abgeschaffte Paßpflicht vorübergehend durch Anordnung des Bundespräsidiums wieder eingeführt werden kann. Auf Grund dieser Bestimmung ist zugleich mit der Erklärung des Kriegszustandes durch kaiserliche Verordnung die Paßpflicht angeordnet worden.

Gar zu bald sollte der § 10 des Gesetzes vom 3. Juni 1914 gegen den Verrat militärischer Geheimnisse Anwendung finden. Dieser Paragraph bedroht mit Gefängnis- oder Festungshaft bis zu 3 Jahren oder mit Geldstrafe bis zu 5000 Mk. denjenigen, der vorsätzlich während eines Krieges gegen das Reich oder bei drohendem Kriege Nachrichten über Truppen- oder Schiffsbewegungen oder über Verteidigungsmittel einem vom Reichskanzler erlassenen Verbot zuwider veröffentlicht. Auf Grund dieser Blankettvorschrift ist alsdann am Tage der Erklärung des Kriegszustandes eine Bekanntmachung des Reichskanzlers ergangen, die generell die Veröffentlichung aller derartigen Nachrichten ohne ausdrückliche Genehmigung der zuständigen Militärbehörde verbietet. In dieser Bekanntmachung sind unter 26 Nummern die Kategorien der verbotenen Veröffentlichungen noch besonders aufgeführt. Wenn dort unter anderem die Veröffentlichung irgendwelcher Soldatenbriefe ohne besondere Zustimmung der Militärbehörde allgemein verboten wird, so ist nicht recht ersichtlich, auf welche gesetzliche Bestimmungen sich dieses Verbot stützt. Das Reichsgericht hat in seiner bisherigen Kriegspraxis diesem Verbote bereits eine sehr ausdehnende Auslegung gegeben.

Zu denjenigen Gesetzen, die erst durch den Krieg in Wirksamkeit traten, gehört auch das Gesetz betreffend die Familienunterstützung für

die in den Dienst getretenen Mannschaften. Dieses Gesetz blieb so weit hinter den elementarsten Anforderungen zurück, daß sich der Reichstag schon in seiner ersten Kriegstagung vom 4. August 1914 genötigt sah, es durch eine Novelle etwas zu verbessern, insbesondere durch Erhöhung der Unterstützungsätze und Einbeziehung der unehelichen Kinder. Eine der wenigen guten Folgen des jetzigen Krieges ist die erhöhte Wertschätzung der unehelichen Kinder. Man will endlich ihre wirtschaftliche Lage bessern, um dadurch ihre große Sterblichkeit einzudämmen und so die Verluste, die der Krieg verursacht, auszugleichen. Hoffentlich dauert die Gleichberechtigung der unehelichen Kinder mit den ehelichen auch nach dem Kriege fort, damit hier endlich einmal eines der trübsten Kapitel der menschlichen Geschichte, die Entrechtung der Unehelichen, geschlossen wird. Auch jetzt bleibt die Höhe der Unterstützungen noch weit zurück hinter derjenigen in den anderen kriegsführenden Ländern. Auf Einzelheiten hier einzugehen, dürfte überflüssig sein, da die Leser der „Neuen Zeit“ hierzu ausreichend durch die Veröffentlichungen in der Parteipresse orientiert sind. Diese Unterstützungen stellen selbstverständlich keine Armenunterstützung dar, sondern Rechtsansprüche, die vielleicht sogar klagbar sind.

Wenn wir dann noch die Kriegseistungsgesetze erwähnen, so sind damit die wichtigsten gesetzlichen Bestimmungen, die schon vor Beginn des Kriegszustandes für die rechtlichen Beziehungen der Zivilbevölkerung getroffen waren, aufgezählt.

Diese wenigen Bestimmungen konnten selbstverständlich nicht ausreichen, um die durch den Krieg hervorgerufene Umwälzung aller öffentlichen und privatrechtlichen Verhältnisse zu reglementieren. Auf den verschiedensten Gebieten ergab sich die Notwendigkeit, gesetzgeberisch einzugreifen. Der alte Satz: Inter arma silent leges (auf deutsch: Im Kriege schweigen die Gesetze) gilt nicht, soweit er die Fabrikation neuer Gesetze während des Kriegszustandes betrifft. Im Gegenteil, niemals war wohl die Gesetzgebungsmaschine so produktiv wie während dieses Weltkrieges. Hierfür ist die Tatsache charakteristisch, daß der Carl Heymannsche Verlag in Berlin eine Sammlung der „wichtigeren“ Kriegsnotgesetze herausgibt, in der bis zur Niederschrift dieser Zeilen nur die bis Ende Mai 1915 veröffentlichten Bestimmungen erschienen sind, und die trotzdem bereits 478 verschiedene Gesetze, Verordnungen und Erlasse für das Reich und für Preußen umfaßt. Dabei sind hier ausdrücklich nur die wichtigeren Produkte der Gesetzgebung aufgenommen. Hierzu treten noch einzelne Bestimmungen, die nur für einzelne Teile des Landes erlassen sind und über die eine Uebersicht zurzeit noch völlig unmöglich ist. Sicherlich eine ungeheure Arbeitslast, die hier in kurzer Zeit bewältigt ist.

Diese Kriegsnotgesetze führen ihren Namen aus doppeltem Grunde zu Recht. Sie sind erlassen worden zu dem vorübergehenden Zweck, die Kriegsnot zu lindern. Sie sind aber auch zu einem großen Teil nach der Art ihres Erlasses bloße Notgesetze, die nicht auf dem üblichen gesetzgeberischen Wege entstanden sind. Selbst die verhältnismäßig geringfügige Zahl der Gesetze, die von den ordentlichen Organen der Gesetzgebung, Reichstag und Bundesrat, beschlossen sind, mußte so schnell alle Stadien der Gesetzgebung durchlaufen, daß sie schon hierdurch den Charakter von Notgesetzen tragen. Die Mehrzahl der gesetzlichen Verordnungen hat jedoch dem

Reichstag überhaupt nicht vorgelegen. Die Handhabe hierfür bot der in § 3 des Gesetzes vom 4. August 1914 über die Ermächtigung des Bundesrats zu wirtschaftlichen Maßnahmen enthaltene Diktaturparagraph. Durch diesen Paragraphen hat der Reichstag während der Zeit des Krieges auf sein verfassungsmäßiges Mitwirkungsrecht an der Gesetzgebung, soweit es sich um die Abhilfe wirtschaftlicher Schädigungen handelt, verzichtet und dem Bundesrat Blankovollmacht erteilt, diejenigen gesetzlichen Maßnahmen anzuordnen, welche sich zur Abhilfe wirtschaftlicher Schädigungen als notwendig erweisen. Das einzige Recht des Reichstags besteht darin, daß ihm diese Maßnahmen bei seinem nächsten Zusammentritt zur Kenntnismahme zu bringen und daß sie auf sein Verlangen aufzuheben sind.

Im folgenden soll eine kurze summarische Uebersicht über das Werk der Kriegsnotgesetzgebung gegeben werden. Natürlich hat eine derartige Uebersicht über eine so umfangreiche Materie immer einen mehr oder minder willkürlichen Charakter. Berücksichtigt sollen im allgemeinen nur für das ganze Deutsche Reich erlassene Bestimmungen werden, und zwar grundsätzlich nur solche, die für die gesamte Bevölkerung von Bedeutung sind, und nicht diejenigen, die nur für einen begrenzten Kreis von Personen erlassen sind. Die Daten des Erlasses der Gesetze und Verordnungen sind in der Regel angegeben, um dem, der sich für die Einzelheiten einer der besprochenen Bestimmungen interessiert, das Auffinden in den Gesetzsammlungen zu erleichtern.

Einige allgemeine Bemerkungen seien vorausgeschickt. Als der Krieg ausbrach, trat zunächst auf dem Gebiete der Rechtsanschauungen auch im Zivilleben eine völlige *Deroute* ein. Der Kaufmann und Industrielle glaubte, er brauche keine Verträge mehr zu erfüllen und keine bestellten Waren mehr abzunehmen, der Arbeitgeber vermeinte, seine gesamten Angestellten kündigunglos entlassen zu können, der Mieter glaubte sich seiner Mietverpflichtung ledig, der Geldleiher glaubte keine Zinsen, der Steuerpflichtige keine Steuern mehr zahlen zu brauchen. Es verbreitete sich die Auffassung, als ob mit der Erklärung des Kriegszustandes so gut wie alle bisherigen Gesetze außer Kraft getreten seien. Tatsächlich war das Gegenteil der Fall. Der Krieg ließ grundsätzlich alle Gesetze und alle bestehenden vertraglichen Beziehungen unberührt. Die Gerichte haben bisher diesen Standpunkt in konstanter Rechtsprechung bestätigt.

Fast überall auf der ganzen Erde, auch in den neutralen Ländern, hatte der Ausbruch des Weltkrieges ein allgemeines *Moratorium* zur Folge, durch das alle Forderungen, abgesehen von besonders hervorgehobenen, wie z. B. Lohnforderungen, gestundet wurden. In Deutschland hat man von dem Erlaß eines derartigen Moratoriums, das von den großkapitalistischen Schichten erbittert bekämpft wurde, Abstand genommen. Ob mit Recht oder Unrecht, wird erst später erörtert werden können. Die Frage dürfte auch volkswirtschaftlich nicht so leicht zu entscheiden sein. Im allgemeinen kann man wohl sagen, daß die Kreise des Großkapitals von der Nichteingührung des Moratoriums profitiert haben, während den kleinen Kapitalisten und besonders den armen Volksschichten hierdurch viele böse Stunden verursacht sind. Sahen sie doch die Aufrechterhaltung ihrer oft in jahrzehntelangem Fleiß errungenen wirtschaftlichen Existenz abhängig gemacht von dem

Grade des freiwilligen Entgegenkommens ihrer Gläubiger und von der Stimmung der Zivilprozeßrichter. Die deutsche Kriegsnotgesetzgebung wählte nämlich den Ausweg, statt des Erlasses eines allgemeinen Moratoriums die Befugnis auszusprechen, daß der angerufene Richter ein Spezialmoratorium für den jeweils belangten Schuldner wegen der eingeklagten Schuld erlassen darf, aber nicht muß. „Der Amtsrichter wandelt sich zum Rabi!“

Eine Bekanntmachung des Bundesrats vom 7. August 1914 bestimmt demgemäß, daß das Prozeßgericht in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten auf Antrag des Beklagten eine mit der Verkündung des Urteils beginnende Zahlungsfrist von 3 Monaten in dem Urteil bestimmen kann. Die Bestimmung ist zulässig, „wenn die Lage des Beklagten sie rechtfertigt und die Zahlungsfrist dem Kläger nicht einen unverhältnismäßigen Nachteil bringt.“ Wenn bereits ein Urteil ohne Zahlungsfrist erlassen ist, so kann das Vollstreckungsgericht unter den gleichen Voraussetzungen diese Frist gewähren. Natürlich ist die Befristung nur zulässig bei Forderungen, die vor Kriegsbeginn (als Stichtag ist allgemein in der Kriegsnotgesetzgebung der 31. Juli 1914 als Tag der Erklärung des Kriegszustandes gewählt) entstanden sind. Bei Forderungen, die später entstanden sind, mußte eben der Schuldner bereits mit den durch den Krieg hervorgerufenen wirtschaftlichen Veränderungen rechnen. Die Praxis ist sich jetzt, nach anfänglichem kurzen Schwanken, einig darüber, daß auch solche Schulden unter diese Verordnung fallen, die im engeren Sinne zwar erst nach Kriegsbeginn entstanden sind, jedoch auf Grund eines bereits vor Kriegsbeginn eingegangenen Rechtsverhältnisses. Dies gilt besonders für die zahllosen Mietprozesse, in denen Miete verlangt wird für Monate nach Kriegsbeginn, jedoch auf Grund eines vor Kriegsbeginn abgeschlossenen Mietvertrages. Nach einer neueren Bekanntmachung vom 20. Mai 1915 sind die Wohltaten dieser Bestimmung auch auf das Mahnverfahren ausgedehnt. Um ein gütliches Uebereinkommen nach Möglichkeit zu fördern, sind durch die bereits angeführte Verordnung vom 7. August 1914 die Gerichtskosten für den Fall eines Vergleichs um die Hälfte ermäßigt; bei Objekten unter 100 Mark kommen sie sogar ganz in Fortfall.

Zu denjenigen Bevölkerungsschichten, die wirtschaftlich am meisten unter den Folgen des Krieges leiden, und die deshalb am meisten schutzbedürftig sind, gehören die Mieter und die Vermieter. Diese in Beziehung zu ihren Hypothekengläubigern, jene in Beziehung zu ihren Hauswirten. Trotz vielfachen dringenden Verlangens (in den letzten Reichstagsitzungen auch seitens der sozialdemokratischen Fraktion) ist zugunsten der Mieter keine über die allgemeinen Bestimmungen hinausgehende Regelung erfolgt. Es gibt z. B. kein Mittel, um eine arme Zimmervermieterin, die sich in langer fleißiger Arbeit Möbel zur Einrichtung möblierter Zimmer erspart hat, jetzt, wo ihre Mieter im Felde sind, und sie deshalb verdienstlos ist, länger als drei Monate vor der Exmision durch den Hauswirt, der seine Miete nicht pünktlich am Ersten auf Heller und Pfennig erhalten hat, zu schützen. Für den Hauswirt

¹ Prof. Dr. S. Jastrow, „Im Kriegszustand. Die Umformung des öffentlichen Lebens in der ersten Kriegswoche.“ Seite 24, Berlin, Georg Reimer.

ist jetzt viel besser geforgt. Ihm können seine Hypothekenzinsen nach einer Verordnung vom 22. Dezember 1914 statt auf 3 Monate auf 6 Monate durch das Gericht gestundet werden. Ja, nach einer neuen Bekanntmachung vom 20. Mai 1915 ist sogar die Wiederholung dieser Zwangsstundung zulässig. Eine Wiederholung der Stundung der Mietrückstände durch das Gericht ist jedoch unmöglich.

Eine selbstverständliche Ergänzung der vorstehend skizzierten Stundungsvorschriften bildet die Verordnung vom 18. August 1914 über die Folgen der nicht rechtzeitigen Zahlung einer Geldforderung. In einer ganzen Reihe von Rechtsverhältnissen pflegen nämlich im Falle der nicht rechtzeitigen Zahlung einer Geldforderung besondere für den Schuldner oft recht verhängnisvolle Rechtsfolgen kraft Vertrages einzutreten. Es sei nur an die regelmäßig wiederkehrende Bestimmung der Mietverträge erinnert, wonach bei Nichtzahlung der vollen Miete am Fälligkeitstage die Wohnung sofort geräumt werden muß unter Fortdauer der Verpflichtung zur Mietzahlung für die ganze Vertragsdauer, ferner an die häufige Verpflichtung auf sofortige Rückzahlung eines Kapitals, wenn der Schuldner, z. B. der Hypothekenschuldner, mit einer Zinsrate im Rückstande bleibt. Der Richter kann jetzt anordnen, daß derartige Rechtsfolgen unter gewissen Umständen als nicht eingetreten gelten.

Mieter und Vermieter betrifft auch in erster Linie die Bekanntmachung vom 15. Dezember 1914 betreffend Einigungsämter. Hiernach können kommunalen oder gemeinnützigen Anstalten, die mit der Aufgabe betraut sind, zwischen Mietern und Vermietern oder zwischen Hypothekenschuldnern und Hypothekengläubigern zum Zwecke eines billigen Ausgleichs der Interessen zu vermitteln, gewisse Zwangsbefugnisse verliehen werden. Das Nähere bestimmen die Einzelstaaten, so z. B. für Preußen die Ausführungsverordnungen vom 17. Dezember 1914 und 29. März 1915. Hiernach können derartige Ämter das Erscheinen der Parteien und eine wahrheitsgemäße Aussage erzwingen. Sie sind vom Gericht in gewissen Fällen vor der Entscheidung gutachtlich zu hören.

Diese Bekanntmachung leitet hinüber zu den prozessualen Bestimmungen unserer Kriegsnotgesetze. Diese dienen in erster Linie dem Schutze des zum Kriegsdienst Eingezogenen. Grundlegend hierfür ist das Gesetz vom 4. August 1914 betreffend den Schutz der infolge des Krieges an der Wahrnehmung ihrer Rechte behinderten Personen. Es war selbstverständlich Vorsorge zu treffen, daß Personen, die zum Kriegsdienst einberufen sind, nicht während ihres Kriegsdienstes in Prozesse verwickelt und durch Zwangsvollstreckung um Hab und Gut gebracht werden dürfen. Das angeführte Gesetz bestimmt deshalb, daß Prozesse durch die Einberufung einer Partei zum Kriegsdienst unterbrochen werden oder, soweit diese Partei durch einen Prozeßbevollmächtigten vertreten ist, auf dessen Antrag auszusetzen sind. Das Gesetz erstreckt sich nach seinem Wortlaute nur auf diejenigen Personen, „die vermöge ihres Dienstverhältnisses, Amtes oder Berufes zu den mobilen oder gegen den Feind verwendeten Teilen der Land- oder Seemacht oder zu der Besetzung einer armierten oder in der Armierung begriffenen Festung gehören“. Die große Schar derjenigen, die zu den sogenannten „im mobilen“ Truppenteilen gehört — es sind dies insbesondere die meisten noch im Lande befindlichen

Ersatzformationen —, genießen also nicht den Schutz des Gesetzes, was sich mehr und mehr als ein großer Mißstand erweist. Abhilfe tut hier dringend not! Zu den „gegen den Feind verwendeten“ Soldaten gehören nach einigen, allerdings in der Literatur, neuerdings auch von einigen höheren Gerichten, bekämpften Gerichtsentscheidungen, auch die zur Gefangenenbewachung verwandten Truppen. Der Schutz erstreckt sich nach ausdrücklicher Vorschrift des Gesetzes auch auf in Kriegsgefangenschaft geratene Deutsche.

Die Zwangsvollstreckung gegen Kriegsteilnehmer ist an sich nicht unzulässig. Sie ist jedoch nach der Zivilprozeßordnung nur nach vorheriger Anzeige an die vorgesehete Militärbehörde zulässig und führt nach den hier besprochenen Kriegsnotgesetzen grundsätzlich nur zur Pfändung und nicht zur Versteigerung der Pfandstücke. Diese Beschränkung der Zwangsvollstreckung findet auch in der Regel Anwendung bei der Zwangsvollstreckung in das Vermögen der Ehefrau und der minderjährigen Kinder von Kriegsteilnehmern.

Anlaß zu vielen Streitigkeiten hat das besprochene Gesetz in Beziehung auf die Mietverhältnisse der Kriegsteilnehmer mit sich gebracht. Den Familien einer sehr großen Anzahl von Kriegsteilnehmern, und zwar nicht nur aus der Arbeiterklasse, sondern auch aus Kleinbürgertum und Mittelstand war es infolge des Krieges und der Einberufung ihres Ernährers nicht mehr möglich, die Miete aufzubringen. Eine große Anzahl von Hausbesitzern hat sich nicht gescheut, gegen diese Familien die Räumungsklage einzureichen, und es sind auch tatsächlich eine Reihe Verurteilungen erfolgt. In mehreren von dem Verfasser dieser Arbeit erwirkten Entscheidungen haben die oberen Gerichte jedoch diese Verurteilungen mit Recht wieder aufgehoben. Zunächst ist zu berücksichtigen, daß die Ehefrau und die Kinder nicht nur auf Grund ihres etwaigen eigenen Mietrechts in den Mieträumen wohnen, sondern auch auf Grund des Mietrechts ihres Ehemannes und Vaters, das diesem das Recht gewährt, seine Familie bei sich aufzunehmen. Ist doch nach den familienrechtlichen Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuchs die Ehefrau sogar verpflichtet, die Wohnung des Ehemannes zu teilen. Verklagt ist also, mag die Klage sich auch formell nur gegen die Ehefrau richten, in Wirklichkeit der Ehemann. Eine Verklagung der Ehefrau stellt sich also als eine Umgehung des Kriegsteilnehmerschutzgesetzes dar. Aus diesem Grunde hat auch der preußische Justizminister die Gerichtsvollzieher angewiesen, Exmissionen von Kriegerfrauen aus Wohnungen, die ihr Ehemann mitgemietet hat, auch im Falle des Vorliegens eines Räumungsurteils gegen die Kriegerfrau abzulehnen. Einige Amtsgerichte haben zwar derartige Weigerungen der Gerichtsvollzieher als unzulässig erklärt, sie sind jedoch durch die höheren Instanzen eines besseren belehrt worden.

Leider versagt der ganze den Familien der Kriegsteilnehmer gewährte gesetzliche Schutz gerade im Augenblick ihres größten Leides. In dem Augenblick, wo der Kriegsteilnehmer gefallen ist, ist dem rücksichtslosen Vorgehen des Gläubigers gegen die Familie des gefallenen Kriegers Tor und Tür geöffnet. Insbesondere kann der Hauswirt dann sofort die Exmission der mit ihrer Miete in Rückstand gebliebenen Kriegerfrau durchsetzen. Dieser Zustand

schreit geradezu nach schleuniger Abhilfe. Leider sind jedoch alle in dieser Beziehung bisher unternommenen Schritte vergeblich gewesen.

Durch das besprochene Schutzzgesetz ist schließlich noch die Unzulässigkeit des Konkurses über das Vermögen der Kriegsteilnehmer und die Hemmung der Verjährung zu ihrem und ihrer Gegner Gunsten ausgesprochen. Durch nachträgliche Verordnung ist der Schutz dieses Gesetzes auch auf österreichische und ungarische Kriegsteilnehmer ausgedehnt.

Eine wesentliche Einschränkung hat das Gesetz zum Schutze der Kriegsteilnehmer durch die Verordnung vom 14. Januar 1915 über die Vertretung der Kriegsteilnehmer in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten erfahren. Diese Bekanntmachung besagt nicht mehr und nicht weniger, als daß das Gericht befugt ist, „zur Verhütung offener Unbilligkeiten“ dem Kriegsteilnehmer zwangsweise einen Vertreter zu bestellen, gegen den Prozesse mit Wirkung gegen den Kriegsteilnehmer durchgeführt werden können. Es handelt sich hier um eine ganz einzigartige Maßnahme, die in ihren Wirkungen fast einer Entmündigung des Kriegsteilnehmers gleichkommen kann. Es kommt hinzu, daß sich die Praxis leider nicht an die offizielle Begründung der Verordnung gehalten hat, wonach diese einschneidende Maßnahme nur in besonders traurig liegenden Ausnahmefällen zur Anwendung gelangen soll. Namentlich aus der Praxis der Mietprozesse lassen sich hier ganz unglaubliche Entscheidungen anführen.

(Schluß folgt.)

Das Wirtschaftsgebiet.

Von Adolf Braun.

Unser ganzes wirtschaftliches Leben und Wirken hängt von einer Summe von Voraussetzungen ab. Das Zusammenwirken der zahlreichen Wirtschaftsfaktoren, die sich wieder in mannigfachen Effekten äußern, sind das Ergebnis des Zusammenspiels, natürlich auch des Widerspiels der wirtschaftlichen Kräfte innerhalb eines Wirtschaftsgebietes. Dieses Wirtschaftsgebiet ist selbst eine ganz bedeutsame Voraussetzung der Volkswirtschaft und der zahlreichen in ihrem Rahmen wirkenden Privatwirtschaften. Gerade die bürgerliche Oekonomie hat das besonders stark betont, denn die ganze Theorie des Schutzzollsystems ist aufs innigste verknüpft mit der Autonomie des Wirtschaftsgebietes. Dieses möglichst unbeeinflusst zu lassen von allen äußeren Einwirkungen, schien das höchste Ziel der Politiker, die sich einerseits um den Zentralverband Deutscher Industrieller und andererseits um den Bund der Landwirte gruppieren. So fern der Standpunkt dieser Korporationen von dem unseren ist, so wenig versperrten wir uns der Erkenntnis, daß die Umgrenzung eines Wirtschaftsgebietes, die Anpassung aller wirtschaftlichen Kräfte an den historisch gewordenen Rahmen, von großer Wichtigkeit für die Entwicklung jeder Volkswirtschaft ist. Grenzverschiebungen lediglich als eine politisch bedeutsame Aktion anzusehen, liegt dem Oekonomen natürlich ferne. Für die Geschichte der Textilindustrie in Preußen war die Vergrößerung des Landes unter Friedrich dem Großen eine Periode der Erschütterungen, und die Angliederung des Elssasses mit dem Mülhaufener Textilzentrum hat viele Schwierigkeiten hervorgerufen

und eine lange Zeit der Anpassung notwendig gemacht, um normale Verhältnisse in der deutschen Textilindustrie wieder herbeizuführen. Die Aenderung des Wirtschaftsgebietes in seinen wirtschaftlichen Wirkungen verdient ja eigentlich eine erschöpfende wissenschaftliche Untersuchung. Eine Fülle von wirtschaftlichen Problemen durchaus nicht bloß wissenschaftlicher Art ergeben sich aus der Betrachtung von Ausweitungen und Einengungen des bisherigen gewohnten Feldes volkswirtschaftlicher und privatwirtschaftlicher Betätigung.

Freilich eine isolierte Betrachtung reicht da nicht aus. Jedes Wirtschaftsgebiet ist eine überaus komplizierte, mit den mannigfachsten Kraftäußerungen nach innen wie nach außen wirkende Macht. Und in diesem Machtbereiche steigern sich zahlreiche Machtfaktoren und heben sich auf. Diese sind zum großen Teil rein wirtschaftlicher Art, aber diese wirtschaftlichen Erscheinungen führen zu organisatorischen Gestaltungen und zu sozialen Effekten, die sich alle wieder diesem Wirtschaftsgebiete mit all seinen Eigenarten angepaßt haben. Diese unzähligen Verästelungen, Verbindungen, diese zahlreichen Kräfteparallelogramme kommen durch die Aenderung des Wirtschaftsgebietes in eine große Unruhe, in eine vielleicht lang andauernde Unsicherheit — wir denken hier nur an das Wirtschaftliche. Das wird durch die Geschichte, die freilich diesen wirtschaftlichen Erscheinungen bisher viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt hat, mannigfach belegt.

Mit bestimmten Wettbewerbsverhältnissen rechnet jede Industrie. Diese sind für absehbare Zeit, wenn auch nicht vollkommen, so doch für einige Jahre innerhalb eines bestimmten und als feststehend betrachteten Wirtschaftsgebietes ziemlich festgelegt. Eine Aenderung dieser wichtigen Wettbewerbsverhältnisse, denen sich alle Betriebe anpassen, schafft natürlich ein Moment der Unruhe. Je mannigfacher und je bedeutender die Betriebe in dem als Ergänzung ins Auge gefaßten Wirtschaftsgebiete sind, je mehr in ihm die Produktionsbedingungen abweichen von den Voraussetzungen der Betriebsführung im alten Wirtschaftsgebiete, desto stärker wird die Erschütterung sein, denen die Unternehmungen innerhalb der bisherigen Umgrenzung ausgesetzt wären.

In unserer Volkswirtschaft ist die Organisation eine der wichtigsten Stützen geworden. Sie schmilzt immer mehr die Interessen der Einzelbetriebe zu kollektivem Willen zusammen, immer mehr nähert sich unsere Volkswirtschaft einer Zusammenfassung von zahlreichen Kollektivitäten. Jede von diesen ist auf das stärkste abhängig von anderen Kollektivitäten, so ein Produktionskartell von Kartellen für Halbfabrikate, Rohmaterialien, Hilfsstoffen, von Kartellen, die Abfallprodukte verwerten, von Absatzorganisationen, von Patentausbeutungsvereinigungen, von Gewerkschaften. Und jede dieser einzelnen Abhängigkeiten ist in ihrer Machtfülle, in ihrem Kraftausdruck, in ihrem Wirkungstreben bedingt und angepaßt dem Wirtschaftsgebiete mit allen seinen Produktions-, Zirkulations- und Konsumtionsvoraussetzungen. Bei all der Unruhe innerhalb dieses Wirtschaftskörpers gibt es doch bedeutsame Ruhepunkte und feste Grundlagen der Wirkungsmöglichkeit, die eben in dem historisch gewordenen Wirtschaftsgebiete fest verankert sind.

Gelten diese Tatsachen für das Unternehmertum und seine Organisationen — beide im weitesten Sinne betrachtet —, also für Landwirtschaft, Industrie, Handel, für alle Organisationen des Kreditwesens, so gilt das natürlich auch für die Arbeiter und für ihre Organisationen, für die Arbeiter als Konsumenten wie als Produzenten, für die Arbeiter als Glieder ihrer gewerkschaftlichen Organisationen, die errungene Lohnhöhen und erzielte Arbeitsbedingungen, für die schwere Opfer gebracht wurden, erhalten wollen.

Wirtschaftsgebiete mit bestimmten Lohnbedingungen und diesen angepaßter Lebenshaltung der Arbeiter können aber leicht erschüttert werden durch Ausdehnung des Wirtschaftsgebietes und durch Eingliederung von Volksteilen mit schlechterer Lebenshaltung, mit niedrigen Löhnen, mit unregelten und unbefriedigenden Arbeitsbedingungen. Daß hierdurch jahrzehntelange Arbeit gewerkschaftlicher Organisationen mit einem Schlage zunichte gemacht werden kann, bedarf keiner näheren Darlegung.

Literarische Rundschau.

Dr. h. c. A. Fried, **Europäische Wiederherstellung**. Verlag Drell Füßli, Zürich 1915. 139 Seiten. Preis 2 Mark.

Zu den wenigen, die durch den Krieg nicht „umgelernt“ haben, gehört auch der bekannte Pazifist A. Fried. Er sieht vielmehr in dem Krieg eine Bestätigung seiner Voraussetzungen und Warnungen. „Der Weltkrieg,“ meint er, „hat keineswegs den Zusammenbruch des Pazifismus gebracht; sondern nur den Zusammenbruch jener Politik, die es verschmäht hat, die ihr vom Pazifismus gewiesenen Wege zur Rettung zu benützen. Bankrott ist die europäische Diplomatie, sind die Gewaltapostel, die Rüstungsfanatiker, die Weltmachtutopisten, die sich erst jetzt im Kriege überzeugen mußten, wie hart im Raume sich die Dinge stoßen. Bankrott . . . sind jene, die der Meinung lebten, daß man, um den Frieden zu sichern, den Krieg und nur den Krieg rüsten müßte, daß das scharf geschliffene Schwert, das trocken gehaltene Pulver alle Mittel der Verständigung und des gewaltlosen Ausgleiches aufwiegen.“ . . .

Das sind die Lehren, die Fried aus dem Kriege zieht. Man kann bei objektiver Betrachtung des ersten Kriegsjahres nicht leugnen, daß er auch recht hat. Man darf aber auch noch hinzufügen, daß der Pazifist Fried nicht viel aus dem Kriege hinzugelernt hat.

Er haftet noch immer an der Oberfläche der Ereignisse. Die letzte Ursache des Krieges sieht er in der zwischenstaatlichen Anarchie, die heute herrscht. „Die natürlichen Lebensbedingungen,“ meint er, „wiesen die gegenseitig immer abhängiger werdenden Gebilde auf Zusammenschluß, auf Organisation, auf eine zwischenstaatliche Ordnung der Lebensbedingungen, und die Staaten stützen ihre Politik auf Grundsätze, die sich in der Vereinzelung in der Zeit ihrer vollen Unabhängigkeit bewährt (?) hatten. Hieraus ergab sich ein fürchterlicher Zwiespalt, das große Uebel unserer Zeit.“

Und ferner: „In diesem Zustande der Anarchie muß jedes Volk des anderen Feind sein, jedes Volkes Fortschritt des anderen Volkes Niederlage, jedes Volkes Heil des anderen Volkes Unheil bedeuten. Alle Kräfte wirken da gegeneinander und aus den Wirrnissen gibt es oft keinen anderen Ausweg als die Explosion, gibt es keine andere Rettung als die Katastrophe, den Krieg.“

Natürlich können wir nicht von Fried erwarten, daß er nach all dem, was wir zu Beginn des Krieges erlebt haben, noch einen Unterschied zwischen den Bestrebungen der einzelnen Volksklassen mache: wie fast alle bürgerlichen Politiker sieht auch Fried nicht, daß gerade die jetzige Krise der proletarischen Internationale besonders deutlich dargetan hat, wie eng die Interessen der Arbeitermassen aller Länder untereinander verbunden sind, daß für sie gerade das Umgekehrte richtig ist; daß die Niederlage des Proletariats eines Landes zugleich eine schwere Niederlage der Proletarier auch in den anderen Ländern bedeute. Auffallender ist es schon, wenn Fried immer noch an seiner idealistischen Auffassung festhält, daß der Fehler nicht an den Dingen, sondern an den Menschen läge. Fried will auch nicht die Menschen, sondern die politischen Verhältnisse ändern, unter denen sie leben. Er will einen Zweckverband Europas aufgerichtet sehen nach dem Muster der panamerikanischen Union. Er übersieht aber, daß die politische Anarchie eine Folge der wirtschaftlichen Anarchie, des wirtschaftlichen Konkurrenzkampfes ist. Zwischen den amerikanischen Staaten besteht diese Konkurrenz noch nicht; der politische Kampf zwischen den entwickelten Industrieländern wird aber erst aufhören, wenn ihre wirtschaftliche Rivalität ausgeschaltet ist.

Fried möchte nur die „Auswüchse“ des Kapitalismus, die „Auswüchse“ der Künsten beseitigen, ihre Grundlagen aber lassen. Das erinnert uns an die Bemühungen der kleinbürgerlichen Ideologen, die „Auswüchse“ der Warenproduktion, den Kapitalismus, zu beseitigen, ohne das Privateigentum anzutasten. Die politische und zwischenstaatliche Organisation der Menschheit wird erst auf einer anderen wirtschaftlichen Basis möglich sein. Daher muß ein konsequenter Pazifist Sozialist werden. Umgekehrt müssen aber auch wir immer eingedenk sein, daß die bestehende staatliche Zersplitterung der Menschheit nicht das letzte Wort der Geschichte ist, sondern daß unser Ziel die organisatorische Zusammenfassung der Menschen sein muß. Sp.

Joseph Bédier, *Les crimes allemands d'après des témoignages allemands.* („Die deutschen Verbrechen nach deutschen Zeugnissen.“) Verlag Armand Colin, Paris. 5. Auflage. 40 Seiten. 0,50 Franken.

Karl Varsen, *Professor Bédier und die Tagebücher deutscher Soldaten.* Aus dem Dänischen von A. F. Cohn. Georg Reimer, Berlin 1915. 48 Seiten. 60 Pf.

Mag Kuttner, *Deutsche Verbrechen? Wider Joseph Bédier.* Bethagen u. Klasing, Bielefeld und Leipzig 1915. 61 Seiten. 50 Pfennig.

Als während des Balkankrieges von den Kriegsgreueln der christlich-slawischen Heere gegen die Türken berichtet wurde, waren wir geneigt, den Berichten Glauben zu schenken und den Truppen des Balkanbundes ein besonders schmähhches Verhalten zuzuschreiben. Die Erfahrungen des gegenwärtigen Krieges legen es uns nahe, in den damaligen Berichten und der Einseitigkeit ihrer Anklagen eine politische Tendenz zu suchen. Die Objektivität solcher Anschuldigungen muß bezweifelt werden, solange sie nicht aus dem eigenen Lager stammen. Daraus ergibt sich allerdings die verstärkte Notwendigkeit, im eigenen Hause Umschau zu halten. Denn wenn man mit Recht dem gegnerischen — und vielleicht dem neutralen — Ausland jede Kritik verwehrt, so liegt uns selbst um so mehr die Pflicht vorurteilsloser Kritik ob.

Die Schrift des Professors am „Collège de France“ über „Die deutschen Verbrechen“ will auf Grund von Tagebuchblättern gefangener und gefallener deutscher Soldaten und ein paar Auszügen aus der deutschen Presse den Nachweis führen, daß die deutschen Heere sich in Feindesland besonders grausam benommen haben. Da mehrere Zeugnisse auch photographisch wiedergegeben worden sind, erwecken die Anklagen den Anschein unzweifelhafter Wahrheit, und das Bédiersche Buch ist daraufhin nicht nur in Frankreich, sondern auch in den neutralen

Staaten massenhaft als „Aufklärungsschrift“ verbreitet worden. In Wirklichkeit wird aber die Broschüre durch den Text mit seinen groben Uebersetzungsfehlern, willkürlichen Auslegungen und unwissenschaftlichen Verallgemeinerungen der Zeugnisse nicht nur wertlos, sondern der eigenen Absicht geradezu schädlich. Bédier ist zu sehr darauf eingestellt, den deutschen Truppen abgefeimte Bosheiten zuzuschreiben und durch diesen Kommentar verwischt er geradezu den Eindruck des erschütternden Kriegselends, das aus den Zeugnissen an sich spricht. — Der dänische Professor Larsen, der die Bédier'sche Schrift im Kopenhagener „Politiken“ kritisiert hat, geht in seiner Besprechung zu weit, wenn er nun auch die Zeugnisse Bédiers selbst noch deutet und abzuschwächen sucht. — Die Schrift Kuttners ist vom deutschen Standpunkte aus verfaßt. Sie enthält in der Form die heftigsten Anklagen gegen Bédier und bringt neben der Kritik der Bédier'schen Dokumente noch französische Zeugnisse über das Verhalten der deutschen Soldaten. Ton und Inhalt werden am besten durch ein paar Sätze Kuttners selbst charakterisiert: „Wenn in den von uns besetzten Gebieten den Einwohnern Schuppen von den Augen fielen, als sie erführen, daß unser geschmähter Militarismus nichts anderes ist als Selbstzucht . . ., mit einem Worte wahre Freiheit; wenn das Licht einer ihnen gewiß sehr peinlichen Erkenntnis aus den Tagebüchern ihrer Soldaten, . . . durch alle Fugen und Risse des großen Lügenbaues, der es verhüllen sollte, aufblitzt; . . . wenn aus den Aufzeichnungen ihrer Verwundeten, die in deutsche Pflege geraten sind, sich immer wieder ergibt, wie künstlich genährter und wachgehaltener Haß sich in Tränen der Dankbarkeit auflöst, so geben wir uns nicht der Täuschung hin, daß auch nur die schlichteste Handlung menschlicher Barmherzigkeit bei ihren Gesinnungsgenossen als Betätigung einfacher Menschlichkeit verstanden werden wird.“ Wenn man sich der Arbeit unterzieht, Anschuldigungen zu widerlegen und Verzerrungen klarzustellen, dann sollte man nicht nun selbst in einen ähnlichen Fehler verfallen.

E. M.

Notiz.

Vom Munitionsverbrauch im jetzigen Kriege kann man sich eine entfernte Vorstellung nach Angaben bilden, die „The American Machinist“ vom 29. April d. J. über die Verhältnisse in der französischen Armee mitteilt. Danach sollen in der Schlacht an der Marne auf französischer Seite etwa 150 000 Geschosse des Kalibers von 75 Millimetern verschossen worden sein. Die 75-Millimeter-Geschütze können in der Minute 16 Schüsse abgeben, und einzelne Kanonen sollen es im Lage auf 2000 Schüsse gebracht haben. Zu Anfang dieses Jahres war die französische Waffenfabrikation imstande, täglich 200 000 Geschosse zu liefern. Eine im Bau begriffene neue Fabrik in Paris wird für eine Herstellung von täglich 15 000 Schrapnellgeschossen im Kaliber von 75 Millimetern eingerichtet. Das tägliche Produkt dieser Fabrik, die vielleicht 4—5000 Arbeitskräfte beschäftigen wird, kann also von acht Geschützen aufgebraucht werden.

G. C.

Anzeige.

M. Beer, Jean Jaurès. Sein Leben und Wirken. Zur Erinnerung an seinen Todestag (31. Juli). Verlag der „Internationalen Korrespondenz“ (A. Baummeister), Berlin-Karlshorst. 22 Seiten. Preis 10 Pfennig.

Das Schriftchen behandelt kurz den Entwicklungsgang des geistigen Lebens von Jean Jaurès, seine Stellung zur inneren und äußeren Politik seines Landes und gegenüber den Standpunkten von Guesde und Vaillant. Verhältnismäßig ausführlich wird die Ermordung Jaurès' geschildert.

Die Neue Zeit

Wochenchrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 20

Ausgegeben am 13. August 1915

33. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Das Königreich Polen am Vorabend des Krieges.

Von S. Rudnianski.

I.

Das sogenannte „Russisch-Polen“ hat sich innerhalb der letzten 40 Jahre zum großkapitalistischen Lande entwickelt. Der dritte polnische Aufstand vom Jahre 1863 hat gleichsam eine Scheidelinie zwischen dem alten und dem neuen Polen gezogen. Denn dieser Aufstand war keineswegs ein unbefonnener politischer Putzsch, wie vielfach behauptet wird, sondern seine Wortführer wollten, als sie ihre Kampflösung eines unabhängigen freien Polen aufstellten, auch in politischer Beziehung die notwendigen Voraussetzungen für eine ungehemmte Entwicklung ihres Vaterlandes schaffen. Vor allem befehlte diese Erkenntnis die radikalen Elemente — die sogenannten „Roten“, die der Fachintelligenz und den städtischen arbeitenden Massen nahe standen. Trotz des Widerstandes der „Weißen“ — der Partei des Landadels — gelang es damals den „Roten“, die den Junkern unangenehme Forderung durchzusetzen, wonach die Bauern befreit und mit Bodenanteilen versehen werden sollten. Der den Aufstand eröffnende Erlass des „Nationalen Zentralkomitees“ (22. Januar 1863) schaffte den Frondienst endgültig ab und führte damit die Befreiung des polnischen Bauerntums, die schon im Warschauer Herzogtum mit der Aufhebung der Leibeigenschaft begonnen hatte, zu Ende. Und wenn die zarische Regierung, um die Bauern ihrerseits zu gewinnen, nach dem Aufstande die Agrarreform in Polen viel günstiger als in Rußland gestaltete, den Bauern mehr Land gab und die Abtragung der Aukaufskosten selbst übernahm, so dürfen wir das als ein bedeutendes positives Ergebnis der angeblichen „Meuterei“ ansehen.

Leider war es aber nur ein Teilerfolg: den Insurgenten fehlte eine starke militärische Organisation, wie sie noch 1830—1831, während des zweiten Aufstandes, bestanden hatte; sie entbehrten auch der finanziellen Kraft. Die Blüte der polnischen Jugend blieb teilweise auf den blutgetränkten Schlachtfeldern, teilweise wurde sie durch Kriegsgerichte zum Tode verurteilt oder nach Sibirien verbannt. Von da an wurden dem Königreiche als einer e r o b e r t e n P r o v i n z Rußlands sogar die Scheinreformen des Zaren Alexander II., die er seinerzeit den Polen gewährt hatte, um die wachsende patriotisch-revolutionäre Stimmung zu beschwichtigen, wieder genommen. Die polnische Gesellschaft wurde jedes politischen Einflusses beraubt. Von der städtischen Selbstverwaltung, die das im Jahre 1861 vom Zaren bestimmte Haupt der Ziviladministration des Königreichs, der polnische Edelmann Markgraf v. Wielopolski, eingeführt, blieb keine Spur; mit der Leitung der städtischen Verwaltung wurden jetzt geld-

gierige Regierungsbeamte beauftragt, während sie in Rußland selbst einer, wenn auch beschränkten Kontrolle der Bevölkerung unterzogen war. Die fortschrittliche Gerichtsreform galt ebenfalls nur für Rußland — in Polen gab es dagegen keine Geschworenengerichte. Das ganze „Weichselgebiet“, wie es nun amtlich hieß, wurde militärisch verwaltet und polizeilich beaufsichtigt.

Die siegreiche Reaktion wütete in Stadt und Land. Zahlreiche Güter wurden beschlagnahmt, sei es, weil ihre Eigentümer sich am Aufstande beteiligt, sei es, weil sie Insurgenten beherbergt hatten. Die „Geretteten“ dachten zunächst nur an die eigene Selbsterhaltung, denn die Agrarreform hatte den polnischen Adel mitten in neue wirtschaftliche Verhältnisse veretzt. Gleichzeitig ermöglichte sie aber auch einen rascheren Fortschritt der Agrikultur und des Gewerbes. Neben Landgütern, die allmählich in moderne Vorwerke umgestaltet wurden, entwickelte sich der bäuerliche Kleinbesitz. Viele Bauernsöhne entriß allerdings der vordringende Kapitalismus ihrer Scholle.

Es begann jetzt ein glänzender Aufschwung der polnischen Industrie. Im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts war sie im damaligen autonomen Kongreß-Königreiche hauptsächlich auf den russischen Markt angewiesen gewesen; nach dem Aufstande von 1830—1831 wurde sie durch die als Strafmaßnahme aufgestellte russisch-polnische Zollgrenze, die bis zum Jahre 1850 fortbestand, dieser Ausfuhrmöglichkeit beraubt. Seit den 50er Jahren von den lästigen Fesseln befreit, befand sich die Industrie des Königreichs im Uebergangsstadium zur großkapitalistischen Wirtschaft. Diese Entwicklung trat schon in den 70er Jahren dank dem intensiven Regierungsprotektionismus immer bestimmter zutage. Unter solchen günstigen Umständen zeigte sich erst deutlich das Hauptmerkmal der polnischen Industrie: „Mit Hilfe des westeuropäischen Kapitals, das einheimische Arbeitskräfte um sich schart, schafft es für die orientalischen Märkte“.¹

Diesem großkapitalistischen Aufschwunge entsprach durchaus die vorherrschende Ideologie jener Epoche. Sie war keineswegs politisch gefärbt, denn die zähmste Aeußerung einer selbständigen politischen Meinung wurde damals gleich im Keime erstickt. Die russischen „Kulturträger“ wollten augenscheinlich das polnische Volk auch geistig unterjochen, indem sie seine Muttersprache aus der Schule gewaltsam verbannten und sie zur privaten Umgangssprache zu erniedrigen suchten. Das Programm der „organischen Kleinarbeit“, das die polnischen Fortschrittler aufstellten, war daher notwendigerweise ein rein kulturell-wirtschaftliches. Ihm zufolge war die Wiederbelebung des Landes vor allem durch seine Industrialisierung bedingt. „Durch Bereicherung des einzelnen zum allgemeinen Wohlande“ — so lautete die Hauptlosung dieses Programms, das damals das gesamte geistige Leben Polens wesentlich beeinflusste. In Ermangelung irgendeines schöpferischen politischen Gedankens bei den polnischen besitzenden Klassen bedeutete es eine Reaktion gegen die frühere patriotisch-auffändlerische Romantik.

¹ St. Koszutski, „Die wirtschaftliche Entwicklung des Königreichs Polen“.

Sein rasches wirtschaftliches Aufblühen verdankte das Königreich nur in geringem Maße seinen Naturschätzen, denn, wie Gunter („Landwirtschaft und Gewerbe des Königreichs Polen im Lichte der Handelsbilanz“) richtig bemerkt: „Polens Rohstoffe vermögen entweder dessen eigenen Bedarf nicht zu decken oder sie können nicht mit den viel besseren anderwärtigen Rohmaterialien wetteifern“. Vom Ausland und aus Rußland bezieht also Polen Rohstoffe und Halbfabrikate, läßt sie die mannigfachen Stadien seiner Produktion durchwandeln und führt die fertigen Waren wieder aus dem Lande nach Rußland. Dies ist das zweite charakteristische Merkmal der modernen polnischen Industrie.

Diese wirtschaftliche Abhängigkeit des Königreichs Polen von Rußland tritt noch mehr hervor, wenn wir den Hauptzweig seiner Industrie, die Textilindustrie, berücksichtigen, die schon heutzutage ihrem Werte nach beinahe 40 Prozent der gesamten Fabrikproduktion ausmacht, und deren Mittelpunkt Lodz, eine mehr als halbmillionköpfige Stadt, das sogenannte „polnische Manchester“, im Laufe bloß eines Jahrhunderts samt ihrem Industriebezirke mit echt amerikanischer Schnelligkeit entstanden ist. Nach den jüngsten Feststellungen verbraucht das Land kaum ein Viertel seiner eigenen Textilerzeugnisse, während ungefähr drei Viertel nach Rußland versandt werden. Polens innerer Markt könnte — sogar im Falle einer völligen Einstellung russischer und ausländischer Einfuhr — nicht die Hälfte der eigenen Textilprodukte aufnehmen.

Diese Abhängigkeit von Rußland sowie der dem Kapitalismus eigentümliche kosmopolitische Charakter — das ausländische Kapital bildet ja eine unentbehrliche Lebensquelle für die polnische Wirtschaft — haben es bewirkt, daß die polnischen Industriellen, nebenbei gesagt oftmals deutscher Herkunft, sich wenig um die politische Unterjochung des Landes kümmern und ihr Hauptinteresse vielmehr in der protektionistischen Wirtschaftspolitik der zarischen Regierung erblicken. Ihre Eintracht mit dem Zarismus wird sogar von der wachsenden Konkurrenz der russischen Industrie nicht gestört, da gemeinsame Klassen- und Staatsinteressen sie doch mit allen Unternehmern des Zarenreiches verknüpfen. Ähnliches gilt auch für den modernen polnischen Landadel, der immer mehr geneigt ist, mit dem halbfeudalen autokratischen Rußland eine Versöhnung abzuschließen. Was die ausgesuchtesten Verfolgungen nicht zustande bringen konnten, wird jetzt also durch die kapitalistische Entwicklung verwirklicht.

II.

Derselbe Entwicklungsprozeß, der die Realisierung des obenerwähnten kulturell-wirtschaftlichen Programms ermöglichte, brachte im Laufe der Zeit auch politische Konsequenzen mit sich. Die gedeihliche Entwicklung der produktiven Kräfte Polens stieß schließlich auf die abgelebte politische Ordnung der zarischen Monarchie, die ihr feste Schranken entgegenstellte. Man mußte diese Schranken vorsichtig umgehen — und die polnischen Industriellen samt den Agrariern wählten den Weg des kleinsten Widerstandes. Schon ohnehin zur Versöhnung mit dem Zarismus bereit, wollten sie, wie es hieß, „Realpolitik“ treiben.

Die „Versöhnungspolitiker“, wie man sie kurzweg nannte, waren in ihren Wünschen äußerst nachgiebig: sie hätten sich mit einigen unwesentlichen „Reformen“ zufrieden gegeben, wie rechtliche Gleichstellung Polens mit dem gesamten zarischen Reiche, das heißt dieselbe reichsrussische stark beschränkte städtische Selbstverwaltung, dieselben Geschworenengerichte und schließlich polnische Schulen, vielleicht noch ein paar polnische Lehrstühle an der „Kaiserlichen Warschauer Universität“ — alles innerhalb des absolutistischen Regimes. Ein Teil der bürgerlichen Intelligenz, vornehmlich jüdischer Abkunft, der dem Finanzkapital nahestand, erkannte dagegen die Notwendigkeit einer liberalen Konstitution an, ein anderer, der sich aus dem Kleinbürgertum rekrutierte, bildete Ende der 90er Jahre die sogenannte „polnische“, später „nationale Liga“.

Anhänger dieser Richtung waren die bekannten „Allpolen“, die zwischen allen drei Teilen Polens (dem russischen, österreichischen und preussischen) enge Fühlung herzustellen suchten und den künftigen polnischen Staat, im Gegensatz zu den allzu „humanen“ alten Aufständlern, mit „Blut und Eisen“ schmieden wollten, ohne auf irgendwelche sittliche Grundsätze Rücksicht zu nehmen. Bismarcks Politik der „starken Faust“ war für sie vorbildlich. Vorläufig zeigten sie ihre „starke Faust“ den von polnischen Agrariern unterdrückten Ruthenen in Galizien; im russischen Anteile machten sie zwar unter der kleinbürgerlichen Jugend und einem Teile des Bauerntums antizarische Stimmung, aber ihre ganze Arbeit beschränkte sich eben auf diese „Mache“. Uebrigens waren alle die genannten Strömungen innerhalb der polnischen besitzenden Klassen allzu nebelhaft, um sie politische Parteien im eigentlichen Sinne dieses Wortes zu nennen.

Die richtige Scheidung der Gemüter hat die Revolution von 1905 bewirkt: Die neugeschaffenen halblegalen Bedingungen ermöglichten eine deutlichere politische Gruppierung der polnischen Gesellschaft auf Grund ihrer Klassengegensätze. Es kann merkwürdig genug erscheinen, daß, während in Rußland eine große liberale Partei, nämlich die „konstitutionell-demokratische“ (die sogenannten „Kadetten“) entstand, in Polen dagegen der bürgerliche Fortschritt durch eine unbedeutende „fortschrittlich-demokratische“ Gruppe repräsentiert wurde, — es ist aber nur ein weiterer Beweis der größeren sozialen Reife der polnischen besitzenden Klassen, wenn sie — in dem industriell hoch entwickelten Königreiche — den liberalen Lug und Trug früher von sich warfen und unter dem Mantel des „nationalen Interesses“ ihr Klasseninteresse als das oberste Prinzip aufstellten.

Die dankbare Rolle wurde der nationaldemokratischen Partei, der ehemaligen „nationalen Liga“ zuteil, und sie wußte sie zu erfüllen: einerseits suchte sie bei der zarischen Regierung gewisse Reformen zu erbetteln, andererseits als „Repräsentantin des gesamten polnischen Volkes“ die politische Macht im Lande zu gewinnen.

Die Revolution von 1905 nahm sogleich einen sozialen Charakter an: In Stadt und Land entstand eine ungeheure Streikbewegung. Die in ihrer Klassenherrschaft bedrohten Agrarier und Unternehmer suchten Schutz bei der Regierungsmacht. Als Vermittlerin empfahl sich dann die nationaldemokratische Partei, die noch dazu ein gewaltiges

Ansehen beim polnischen Kleinbürgertum genoß, daher also mit der „Gasse“ in Berührung stand und viel populärer war als die „Versöhnungspolitiker“ (nach dem Jahre 1905 die „Partei der Realpolitik“, wohl-gemerkt die einzige gänzlich legale Partei im Königreiche). Die Nationaldemokraten verstanden es ausgezeichnet, andere zu fördern: Das Großkapital und das Agrariertum — mit rücksichtsloser „Real-politik“ (die „Versöhnungspolitiker“ waren noch allzu liberal und „idealistisch“ den Nationaldemokraten gegenüber); den Mittelstand — mit der chauvinistischen Lösung der „Nationalisierung“ des Handels und Handwerks; die Arbeiterschaft — mit großangelegten „echtpolnischen“ Gewerkschaften, deren eigentliche Aufgabe es war, die Arbeiter von jeder selbständigen Klassenpolitik fernzuhalten. Der größte Trumpf sollte aber die Autonomie des Königreichs Polen sein, welche die Nationaldemokraten als Vermittlerlohn von der russischen Regierung verlangten. Der bekannte Wortführer der Nationaldemokraten, Roman Dmowski, legte diese Autonomieforderung dem russischen Ministerpräsidenten, Grafen Witte, vor, indem er ihm dafür die Mitwirkung seiner Partei bei der „Wiederherstellung der Ruhe im Königreiche“ versprach.

Die zarische Regierung lehnte aber die ihr angebotenen Dienste verächtlich ab, und so konnte auch dieser „Trumpf“ nicht zur Geltung gelangen. Die Nationaldemokraten waren jedoch keine Prinzipienreiter, und die „polnische Fraktion“ der Reichsduma, die dank dem volksfeindlichen Wahlmodus, dank allerhand unlauterer Kunstgriffe nur aus Nationaldemokraten bestand, war nach Erdrosselung der Revolution, an der sich Herrn Dmowskis Anhänger trotzdem freiwillig beteiligten, immer eifriger bemüht, das polnische Volk mit der russischen Herrschaft zu versöhnen, das politische Bewußtsein in allen Schichten zu verdunkeln. Wesentliche Hilfe leisteten ihr dabei — wenn auch völlig selbständig und aus eigenem Antriebe — die polnischen Klerikalen, die, von der vortrefflichen Kirchenorganisation unterstützt, in dem noch heutzutage allzu frommen Polen eine rege Tätigkeit entwickelten und sogar eine starke kulturell-wirtschaftliche Partei, den „Katholischen Bund“, ins Leben riefen. Die eigentliche politische Arbeit überließen sie vorläufig den ja genügend katholisch-klerikal gesinnten polnischen Dumaabgeordneten.

Jahrelang haben dann diese unberufenen „Volksvertreter“ ihre unverantwortliche Politik — wohl mehr in den Vorzimmern der augenblicklichen russischen Machthaber, als in der breiten Öffentlichkeit — getrieben. Und wenn angesichts der immer brutaleren nationalen Unterdrückung diese schändliche Verleugnung der polnischen nationalen Traditionen, diese Entehrung selbst der eigenen Parteivergangenheit Entrüstung sogar in den Reihen der Nationalen Demokratie hervorriefen, wenn sich von ihr auch nacheinander zwei radikal-nationale Gruppen (die sogenannte „Fronda“ und die „Sezession“) abgespalteten, zu denen sich auch die von den Nationaldemokraten früher beeinflussten Arbeiterelemente (der sogenannte „Nationale Arbeiterbund“) gesellten, blieb die offizielle R. D.-Partei unentwegt bei ihrer Taktik. Die systematische Verfolgung der polnischen Kultur durch die zarische Bureaucratie, die immer engere Beschränkung des im Jahre 1905 ermöglichten polnischen privaten Schulwesens, das Losreißen des Cholmer Gebietes (eines Teils der Siedlcer und Lubliner Gouverne-

ments) vom gesamten Königreiche und die gewalttätige Russifizierung seiner angeblich „stokrussischen“, in Wirklichkeit aber polnischen und ukrainischen Bevölkerung², endlich der Zwangsankauf der privaten Warschau-Wiener Eisenbahn und die Erziehung ihrer Tausende von polnischen Beamten und Arbeitern durch russische, sowie die Abschaffung der dort vorherrschenden polnischen Amtssprache — alles dies vermochte nicht die nationaldemokratische Politik zu ändern.

Schließlich sind die Nationaldemokraten in ihrer „Realpolitik“ so weit gegangen, daß es die dankbaren polnischen Dumaabgeordneten als einen positiven Erfolg ihrer Tätigkeit feierten, wenn die zarische Regierung — in ihrem eigenen Interesse — eine städtische Selbstverwaltung für Polen gnädigst bewilligte, wo die Stadträte von Regierungsbeamten noch schärfer als in Rußland selbst beaufsichtigt werden sollten, wo nur die nationalen Kurien geteilten „oberen Zehntausend“ ihre Vertreter hatten und neben der amtlich-russischen Sprache auch die polnische geduldet wurde³.

Um den tatsächlichen Bankrott dieser Tätigkeit zu verhüllen, um gleichzeitig die indessen wiederbelebte Arbeiterbewegung abzuschwächen und das frühere Ansehen beim polnischen Mittelstande zurückzugewinnen, ist die N.-D.-Partei auf ein sicheres Mittel verfallen: in der jüngsten Zeit haben nämlich ihre Anhänger freiwillig die Funktionen der berückichtigten „echt-russischen“ „Schwarzen Hundert“ übernommen. Angeblich um die Entwicklung des polnischen Mittelstandes zu fördern, um die Städte Polens zu „entjuden“, haben sie unter dem Mantel des wirtschaftlichen Bonifatts eine Judenhege in Szene gesetzt. Damit hat man eigentlich dem Zarismus in die Hände gearbeitet, und beim polnischen Bürgertum, das auch ohnehin jeder Möglichkeit einer freieren politischen Betätigung beraubt war, das politische Denken abgestumpft.

Trotz aller Bemühungen ist es aber den Nationaldemokraten nicht gelungen, das gleiche bei den Arbeitermassen zu erzielen und die neuerwachte proletarische Bewegung zu ersticken. Sie vermochten nicht einmal die

² Anfangs griechisch-katholisch (uniert), wurde sie im vorigen Jahrhundert durch blutige „Strafexpeditionen“ zur Orthodogie „bekehrt“. Der zarische Toleranzerlaß vom Jahre 1905 bewirkte ihren massenhaften Uebertritt zurück zum Katholizismus. Nach der Unterdrückung der Revolution begannen hier aufs neue religiöse Verfolgungen. So ging es, nebenbei gesagt, auch in dem vom russischen Heere besetzten Ostgalizien. Neue Zeiten — alte Lieder . . .

³ Uebrigens hat die aus verbissenen Reaktionären bestehende Mehrheit des Ausgleichsausschusses der Reichsduma und des ergründigten Reichsrates noch kurz vor Ausbruch des Krieges den betreffenden Gesetzentwurf entschieden abgelehnt. Somit ist auch der angebliche „Erfolg“ vereitelt worden. Erst später, lange nach Ausbruch des Krieges und infolge der dadurch geschaffenen Situation wurde das Gesetz über die Selbstverwaltung in der von der Reichsduma beschlossenen Fassung, nur mit einigen Aenderungen von der Regierung dem polnischen Volke als Ostergeschenk huldvoll bargereicht, aber mit dem Vorbehalt, daß die Einführung der städtischen Selbstverwaltung auf das Jahr 1916 verschoben wird. Bis dahin kann sich vieles ereignen, es bleibt also immer Zeit, dieses Geschenk unter irgendeinem Vorwand zurückzunehmen oder, wie im Gesetz selbst schon vorgesehen, die Tätigkeit der Selbstverwaltungsorgane auf unbestimmte Zeit einzustellen, wenn sie nach dem Ermessen des Generalgouverneurs eine „schädliche Richtung“ genommen hat.

Genossenschaftsbewegung zu beherrschen, die, obwohl sie ängstlich jeden Schein antinationaler und antiklerikaler Gesinnung zu vermeiden suchte, doch den Zwischenhandel des Mittelstandes immer mehr bedrohte.

Auch unter dem Bürgertum fanden sich gewisse Elemente, von denen wir schon einmal, anlässlich der nationaldemokratischen „Realpolitik“, gesprochen haben, die ihre Unzufriedenheit mit der Russifizierungspolitik scharf betonten. In diesen Kreisen haben also die Unabhangigkeitsbestrebungen ein williges Gehör gefunden. Den gehassigsten Ausfällen der von den Nationaldemokraten besoldeten „gelben Presse“ gelang es nicht, diese „gefährlichen Keime“ auszurotten. Die separaten radikal-nationalen Gruppen hatten schon im Frühling des vorigen Jahres mit dem galizischen „Generalausschu der verbundenen Unabhangigkeitsparteien“ Fühlung genommen und ihrerseits regierungsfeindliche Stimmungen beim Volke zu schüren und den Boden für einen kunstigen Aufstand vorzubereiten versucht. Soviel über die bürgerlichen Elemente, die an den Unabhangigkeitsbestrebungen Anteil nehmen. Man muß freilich dabei stets im Auge behalten, daß wir es hier eigentlich viel mehr mit Strömungen als mit Organisationen zu tun haben⁴. (Schluß folgt.)

Die Sozialdemokratie am Scheidewege.^o

Kritik einer Kritik.

Von Wilhelm Kolb.

Auf eine scharf abweisende Kritik meiner unter obigem Titel erschienenen Schrift seitens der Gegner meiner Auffassungen war ich gefaßt, nicht aber auf eine so oberflächliche, die Tatsachen entstellende und dem Kern des strittigen Problems im weiten Bogen aus dem Weg gehende Besprechung derselben, wie sie Genosse Dr. Hilferding in der Nr. 16 der „Neuen Zeit“ veröffentlichte. Diese Art der Polemik gegen die Reformisten ist ja nicht neu, sie wird auch durch ihre Wiederholung nicht beweiskräftiger.

Ohne jeglichen Versuch einer Beweisführung erhebt Genosse Hilferding gegen mich die schwersten Vorwürfe, die, wenn sie wahr wären, meine Zu-

⁴ Auch in der allerletzten Zeit zeigte sich, wie die mächtigen wirtschaftlichen Bande, die das Königreich an Rußland fesseln, als Richtschnur für die politische Haltung des polnischen Bürgertums dienen. Gleich nach dem Erscheinen des bekannten grofurstlichen Manifestes haben die „Realisten“ und die Nationaldemokraten eine gemeinsame Erklärung erlassen, in der sie den Standpunkt des galizischen „Obersten Nationalkomitees“ aufs schärfste verurteilen und vertrauensvoll die grofurstlichen Versprechen empfangen. Um dieser Haltung einen Schein des Volkswillens zu verleihen, hat sich aus den genannten politischen Kreisen vor kurzer Zeit in Warschau das „Polnische Nationalkomitee“ gebildet, welches, wie es heißt, „die Polen zum autonomen Leben, das ihnen vom russischen Oberbefehlshaber versprochen wurde, vorzubereiten sucht“. Zwecks dieser „Vorbereitung“ wahrscheinlich begeistert die nationaldemokratische gelbe Presse, besonders die beim polnischen Mittelstand populäre „Zwei-Groschen-Zeitung“ (Gazeta dwa grosze) in einem fort mit gleicher But die Juden, die klassenbewuten Arbeiter und — die Legionen, die letzteren eigentlich mehr aus sozialen als aus politischen Gründen, seitdem in der Legionenorganisation die blanquistischen Elemente die Oberhand gewonnen haben.

gehörigkeit zur Sozialdemokratie in Frage stellen müßten. Er behauptet nicht mehr und nicht weniger, als daß ich der deutschen Arbeiterklasse zumute, auf wichtige Ueberzeugungen zu verzichten, ihr demokratisches Programm einzuschränken und sich den Forderungen der bürgerlichen Parteien zu unterwerfen. Der Zweck dieser Art „parteigenössischer“ Polemik ist zu durchsichtig, als daß er für kundige Leser einer wissenschaftlichen Zeitschrift noch einer besonderen Charakterisierung bedürfte. Mit diesen, die Demagogie streifenden Verdächtigungen derjenigen Parteigenossen, die mit der von den „Radikalen“ befürworteten Taktik der grundsätzlichen Negation nicht einverstanden sind, hat man ja lange Jahre hindurch den gewünschten Erfolg erzielt. Indessen glaube ich nicht, daß man damit auch heute noch den Eindruck hervorrufen kann, den man damit beabsichtigt. Ich verzichte darauf, diese Unterstellung mit dem sonst üblichen Aufwand von Entrüstung zurückzuweisen, bin aber andererseits auch nicht gewillt, mich an das Schächtmesser der von Dr. Hilferding beliebten „marxistischen“ Kritik liefern zu lassen.

Wer meine Schrift ohne Voreingenommenheit aufmerksam gelesen hat, kann — gleichviel wie er sich zu der von mir befürworteten Politik und Taktik stellt — ganz unmöglich daraus solche Schlußfolgerungen ziehen, wie das Genosse Hilferding getan hat. Mit allem nur wünschenswerten Nachdruck habe ich hervorgehoben, daß ich keine Aenderung des sozialdemokratischen Programms fordere, daß die in der Partei herrschenden Differenzen, über welche jetzt eine Entscheidung zu treffen ist, sich nicht auf die Grundzüge, sondern nur auf das Wie ihrer Verwirklichung beziehen.

Ich habe weder Lust noch Zeit, mich mit den Sophistereien des Genossen Hilferding hier ausführlich zu beschäftigen. Dagegen möchte ich, falls Genosse Hilferding gewillt ist, in eine sachliche Diskussion sich mit mir einzulassen, auf einige von ihm an mich gestellte Fragen zunächst einige Gegenfragen stellen, die ihm die Aufklärung über den von mir vertretenen „politischen Unsinn“ erleichtern sollen.

Zunächst wirft Hilferding die Frage auf, ob ich denn nicht sehe, daß der Krieg eine außerordentliche Annäherung der bürgerlichen Parteien aneinander gebracht habe, und er knüpft daran die Prophezeiung, daß dieses burgfriedliche Verhältnis zwischen den bürgerlichen Parteien eine fort-dauernde Wirkung haben werde. Die „ökonomisch-historischen“ Grundlagen, auf welche Hilferding diese neueste „marxistische“ Prophezeiung stützt, sind so unsolid und brüchig, wie die Unterlagen, auf welche sich die Theorie von dem zu erhoffenden Kladderadatsch der bürgerlichen Gesellschaft stützt. Ich gestehe ganz offen, daß ich die Auffassung Hilferdings von der fort-dauernden Wirkung des Burgfriedens bei den bürgerlichen Parteien nicht teile. Gewiß hat der Krieg, und zwar ganz allgemein und nicht nur in Deutschland, den politischen Kampf zum Schweigen gebracht. Allein es ist eine absolute Beweislücke, in die blaue Luft hineingestellte Behauptung, daß durch den Krieg die bürgerlichen Parteien dauernd einander in der Weise sich genähert hätten, daß die durch den Krieg aufgeworfenen wirtschafts- und steuerpolitischen Probleme vielfach (also doch nicht ausschließlich) nur in vollem Einvernehmen der bürgerlichen Parteien untereinander und unter Führung der Regierung gelöst werden könnten.

Wie oberflächlich, um nicht zu sagen leichtfertig solche Prophezeiungen von unseren „Marxisten“ aufgestellt werden, dafür zeugt die Voraussetzung Hilferdings, die er seiner Prophezeiung zugrunde legt. Er sieht in der Eingabe der verschiedenen bürgerlichen Wirtschaftsorganisationen in Sachen der *Annexionsfrage* ein Vorspiel für die *dauernde Annäherung* der bürgerlichen Parteien in den wirtschafts- und steuerpolitischen Fragen. Nun steht aber — von allem anderen zunächst ganz abgesehen — keineswegs fest, daß die Hunderttausende von Mitgliedern dieser Organisationen den Standpunkt, den die Führer derselben in der Annexionsfrage einnehmen, ebenfalls teilen. Es ist kein Geheimnis, daß gerade in dieser Frage in allen Parteien und Organisationen die Meinungen sehr stark auseinandergehen. Als wissenschaftlich geschulter Marxist sollte Genosse Hilferding vor allem wissen, daß der *Wille* der Führer der Agrarier und Industriellen keineswegs maßgebend ist für den Willen der bürgerlichen Parteien. Der *Wille* ist kein *absolut ausschlaggebender politischer Faktor*, so wenig wie die *Tendenzen* der kapitalistischen Entwicklung es sind. Der *Wille* der Personen, die hier in Frage kommen, ist ein *relativer politischer Faktor*, der auch nur als solcher politisch bewertet werden darf. Dem Willen dieser Elemente steht der *Wille* anderer, vor allem auch der des *Proletariats*, gegenüber. So wenig die *Tendenzen* der kapitalistischen Entwicklung sich ohne weiteres durchsetzen können, weil ihnen die *demokratisch-sozialistischen Tendenzen entgegenwirken*, ebensowenig vermag sich der *Wille* der herrschenden Klassen dauernd und mit Erfolg gegen den Willen der beherrschten Klassen durchzusetzen, es sei denn, daß die letzteren darauf verzichten, ihrem Willen nach Maßgabe ihres politischen Einflusses Geltung zu verschaffen. Man verzerrt die von Marx begründete materialistische Geschichtstheorie bis zum Unsinn, wenn man das vielgestaltige geschichtliche Geschehen auf so einfache „ökonomisch-historische“ Formeln reduziert, wie das von unseren „Marxisten“ immer wieder geschieht.

Ob und inwieweit die durch den Krieg herbeigeführte Annäherung der bürgerlichen Parteien nach dem Kriege fortwirkt, das hängt nicht allein von dem Willen der Führer dieser Parteien und der bürgerlichen Wirtschaftsorganisationen ab, sondern in viel höherem Maße von dem *politischen Willen* der Sozialdemokratie. Es heißt dieser ein geradezu jämmerliches politisches Armutszeugnis ausstellen, wenn man angesichts der Situation, in welcher sich heute die Sozialdemokratie befindet, ihr einen solchen Mangel an politischem Einfluß prophezeit, wie es von Hilferding geschieht. Die Lösung der wirtschafts-, steuerpolitischen und notabene auch der *allgemein politischen Fragen* könnte doch nur dann „vielfach“ von den bürgerlichen Parteien herbeigeführt werden, wenn die Sozialdemokratie so töricht wäre, sich nach dem von den „Radikalen“ befürworteten Rezept wieder freiwillig politisch zu isolieren und damit ihren politischen Einfluß künstlich zu unterbinden. Das ist aber kein ökonomisch-historisches Muß und ebensowenig eine Konsequenz der sozialdemokratischen Grundsätze. Es kann nie und nimmer die politische Aufgabe der Sozialdemokratie sein, durch eine von den realen Verhältnissen abstrahierende Politik und Taktik den Zusammenschluß der bürgerlichen Parteien zu erleichtern, vielmehr muß sie als *politische Partei*, die

auch in der Gegenwart politische Aufgaben zu erfüllen hat, darauf bedacht sein, diesen Zusammenschluß wenn irgend möglich zu verhindern und die auch in bürgerlichen Kreisen vorhandenen Elemente für eine freie demokratische Politik zu mobilisieren. Die Taktik der „Radikalen“, die auf irrtümlichen Konsequenzen der sozialdemokratischen Grundsätze basiert, wirkt aber in der direkt entgegengesetzten Richtung. Die Scharfmacher von rechts und die von links ziehen immer an demselben Strang.

Damit komme ich auf die wegen des Blocks der Linken an mich gerichteten Fragen. Hilferding behauptet, es fehle für diesen Block der Linken die wesentlichste Voraussetzung, nämlich die Bereitwilligkeit des bürgerlichen Teilnehmers, vor allem des nationalliberalen. Um das zu beweisen, wird der Nationalliberalismus als der Träger der imperialistischen und Machtpolitik, als der Gegner einer unseren Wünschen und Forderungen entsprechenden Wahlreform in Preußen vorgeführt. Und mit diesem Nationalliberalismus — so folgert Hilferding — will Genosse Kolb ein Bündnis schließen. „Wozu?“ Darüber nähere Angaben zu machen, hätte ich vergessen. In der Tat, das habe ich „vergessen“, dieweil es mir nämlich nicht im Traume eingefallen ist, auf die Weise, wie Genosse Hilferding sich das vorstellt, die Basis für einen Block der Linken herbeiführen zu wollen. Es ist wahr: Die Nationalliberalen haben die Verkürzung der Dienstzeit nicht in ihrem Programm, auch nicht die Uebertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen und auch noch verschiedenes andere nicht. Indessen hätte Genosse Hilferding, wenn er meine Schrift aufmerksam gelesen hätte und mir nichts anderes hätte unterstellen wollen, als was ich zu diesem Thema ausführte, sich alle seine an mich gerichteten Fragen ersparen können.

Genosse Hilferding arbeitet nach dem Kautskyschen Schema. Er basiert seine ganze Polemik gegen die Idee des Blocks der Linken auf festgeronnene, unwandelbare Begriffe. Die nationalliberale Partei ist aber so wenig wie irgendeine andere, wie der Staat, die bürgerliche Gesellschaft und alle politischen wie ökonomischen Kategorien ein absolut fester, keinerlei Veränderung unterworfenen Kristall, sondern ein lebendiger politischer Organismus, der wie alles der Veränderung fähig ist.

Ich habe in meiner Broschüre ausführlich dargelegt, daß der Begriff der bürgerlichen Parteien mit dem der bürgerlichen Gesellschaft und der herrschenden Klassen nicht identifiziert werden darf, wenn man nicht zu den sinnlosesten politischen und taktischen Konsequenzen kommen will. Es ist einer der größten politischen Trugschlüsse, wenn man die wirtschaftlichen, politischen und sozialen Interessen der Millionen bürgerlicher Wähler einfach den bezüglichen Interessen der herrschenden Klasse gleichsetzt. Hilferding übersieht vor allem, daß die Politik und Taktik der Sozialdemokratie auf die politische Stimmung der Massen der bürgerlichen Wähler und damit auch auf die Politik der bürgerlichen Parteien nicht ohne Einfluß ist. Eine mit den realen Verhältnissen rechnende konsequent reformistische Politik und Taktik der Sozialdemokratie löst bei den bürgerlichen Wählern und Parteien ganz andere Wirkungen aus, als die Taktik der prinzipiellen Negation, durch welche sich die Sozialdemokratie freiwillig von allen anderen Parteien isoliert. Das hat sich seit

dem 4. August v. J. mit einer Deutlichkeit gezeigt, die nur von politischen Ignoranten bestritten werden kann. Die Sozialdemokratie hat gar nicht nötig, auch nur ein Jota ihres Programms zu opfern oder „einzuschränken“, um den Liberalismus zu zwingen, sich auf seine politische Mission zu besinnen, denn die liberalen* Parteien können, wenn sie nicht Gefahr laufen wollen, daß ihre Wähler haufenweise die Fahnenflucht ergreifen, gar nicht anders, als den liberalen und demokratischen Entwicklungstendenzen und Forderungen weitgehende Konzessionen zu machen.

Was hat denn die Sozialdemokratie zu verlieren, wenn sie sich auf den von mir in meiner Schrift entwickelten konsequent reformistischen Standpunkt stellt? Selbst wenn das — entgegen meiner Auffassung — nicht die Wirkung auf die liberalen Parteien auslösen würde, so käme dadurch doch nicht die Sozialdemokratie, sondern die liberalen Parteien in eine schwierige unhaltbare Situation. Der Klassenkampf der Arbeiterklasse wird durch eine konsequent reformistische Politik in keiner Weise alteriert, nur die Formen des Klassenkampfes würden sich ändern und wahrlich nicht zum Nachteil des Proletariats. Gegen die fortschreitende Proletarisierung, die in immer größerem Maßstab auch die Wähler der bürgerlichen Parteien erfasst, können diese sich nicht politisch blind stellen. Gewiß, hier dreht es sich um Imponderabilien, indessen spielen diese in der Politik eine sehr große Rolle und die Partei, welche sie nicht in Rechnung stellt, geht unfehlbar in die Irre.

Genosse Hilferding hatte die Liebenswürdigkeit, mir Eindeutigkeit, Aufrichtigkeit und rücksichtslose Konsequenz in der Verfechtung meiner Auffassungen zu konzedieren. Ich habe darauf stets großen Wert gelegt. Denn nur auf diese Weise kann man m. E. seinen Auffassungen Beachtung und schließlich Erfolg verschaffen. Ich weiß sehr wohl, daß diese Eindeutigkeit, Aufrichtigkeit und rücksichtslose Konsequenz, mit welcher ich seit vielen Jahren für die reformistische Taktik kämpfe, selbst bei den mir sonst nahestehenden Genossen Bedenken hervorgerufen hat. Allein die Erfahrung hat mir schließlich doch recht gegeben. *Aussprechen was ist!* Das war nie nötiger als in der Situation, in welcher sich die Partei augenblicklich befindet.

Genosse Hilferding charakterisiert meine politische und taktische Auffassung als unsinnig und beim Lesen einiger Kapitel will er die Empfindung der Unappetitlichkeit gehabt haben. Nun, der Geschmack ist eine Sache, über die sich streiten läßt. Ich halte mich deshalb über die Unappetitlichkeit Hilferdings nicht weiter auf. Dagegen gestatte ich mir, ihm einige Fragen vorzulegen, die er zu beantworten vielleicht die Güte hat. Daß Genosse Hilferding nicht an eine Fortsetzung der Sozialreform glaubt und die Demokratisierung der deutschen Politik „ohne Revolution“ für eine revisionistische* Schrulle hält, entspricht durchaus dem, was man bisher von „radikaler“ Seite immer zu hören bekam. Indessen ist es damit, daß man sich über solche „Schrullen“ lustig macht und die Schale seines Spottes darüber ausgießt, nicht getan. Wenn Hilferding an die Möglichkeit einer konsequent reformistischen Politik nicht glaubt, dann ist doch wohl die Frage berechtigt, auf welchem Wege er hofft, die Demokratisierung verwirklichen zu können? Hält er sie innerhalb

des einstweilen noch sehr weit gespannten Rahmens der kapitalistischen Wirtschaftsordnung überhaupt für möglich? Wenn nicht, wie will er dann den zweiten Teil des Erfurter Programms politisch rechtfertigen? Sollen die dort enthaltenen Forderungen nur agitatorischen Wert haben? Wenn ja, warum hat man das nicht längst klipp und klar ausgesprochen? Wenn nein, wie, mit welchen Mitteln und mit wem will Genosse Hilferding die Demokratisierung der deutschen Politik ermöglichen? Wenn auf den Liberalismus keinerlei berechtigte Hoffnungen in der von mir dargelegten Richtung gesetzt werden können, mit wem und durch wen soll die preußische Wahlreform zustande kommen? Hilferding kann doch unmöglich seine diesbezüglichen Hoffnungen auf die Konservativen und das Zentrum setzen, die alles eher wünschen müssen als eine demokratische Reform des Preußenwahlrechts. Hält Hilferding es für möglich und denkbar, daß die Sozialdemokratie auf außerparlamentarischem Wege, eventuell durch revolutionäre Massenaktionen, Generalfreist. usw. die Wahlreform in Preußen erzwingen kann und das gegen den Willen aller andern Parteien?

Hilferding spottet über meine „Illusionen“ hinsichtlich einer in der Richtung unserer programmatischen Forderungen sich bewegenden Heeresreform. Er weist darauf hin, daß die Nationalliberalen die Forderung der Verkürzung der Dienstzeit nicht in ihrem Programm haben. So viel ich weiß, trifft das auch auf alle übrigen bürgerlichen Parteien zu. Soll das etwa ein Beweis dafür sein, daß eine demokratisch orientierte Reform des deutschen Heeres nicht möglich ist? Welchen praktischen Zweck hat dann überhaupt die bezügliche Forderung unseres Programms? Kann ein politisch gebildeter Mensch ernstlich damit rechnen, daß die tiefeinschneidenden Erfahrungen dieses Krieges auf das System des jetzigen Heereswesens ohne Einfluß bleiben? Bis wann gedenkt denn Genosse Hilferding überhaupt die Verwirklichung unserer Forderung: „Vollwehrl an Stelle des stehenden Heeres“ in Angriff nehmen zu können? Oder hält er es für möglich, daß in absehbarer Zeit durch eine einmalige Reform das System des stehenden Heeres durch die Vollwehrl ersetzt wird? Daß dazu weiter keine Voraussetzungen erforderlich sind, die nur durch sukzessive Reformen geschaffen werden können?

Oder glaubt Genosse Hilferding, daß in irgendeinem der kapitalistisch entwickelten Staaten Europas in absehbarer Zeit die „Diktatur des Proletariats“ zu erhoffen ist und auf diese Weise die Verwirklichung der Demokratie erwartet werden kann?

Ich mache gar kein Hehl daraus, daß ich an die „Diktatur des Proletariats“ nicht glaube und daß ich sie auch gar nicht wünsche, und zwar aus dem einfachen Grunde heraus nicht, weil jede Diktatur des Proletariats, solange die Voraussetzungen für die Realisierung der sozialistischen Gesellschaft fehlen, ein Unglück für die Arbeiterklasse wäre, sie würde ihr ungleich mehr Schaden als Nutzen bringen. Die „Diktatur des Proletariats“ ist ein schöner romantischer Traum, weiter nichts. Jeder Versuch, diesen romantischen Traum in die Wirklichkeit umzusetzen, würde zu einem verhängnisvollen Fiasko führen. Mir ist — nebenbei bemerkt — jede Diktatur zumider — auch die des Proletariats.

Gesellschaftliche Umwälzungen kann man fördern, aber man kann sie nicht willkürlich abtürzen. Die soziale Revolution ist ein langsamer oder rascher sich vollziehender geschichtlicher Prozeß, dessen Gang und Tempo wir beeinflussen können. Wir müssen uns aber sehr davor hüten, dieses Tempo ohne Rücksicht auf den Stand der ökonomischen Entwicklung und unter Außerachtlassung aller moralischen und intellektuellen Voraussetzungen, an welche eine sozialistische Gesellschaft gebunden ist, mit Gewalt abtürzen zu wollen. Damit würden wir das wissenschaftliche Fundament des Marxismus preisgeben und zum Blanquismus zurückkehren.

Ich weiß wohl, daß unsere „Radikalen“ diese Absicht nicht haben, allein es kommt hier nicht auf die Absicht, sondern auf die Wirkung an. Wer eine konsequent auf den Parlamentarismus und damit auf den Reformismus eingestellte Politik ablehnt und sich auf den Boden der prinzipiellen Negation des geschichtlich Gewordenen stellt, der verläßt damit die Basis, auf welcher die ökonomische Geschichtstheorie fußt. Da die Politik einer immer größer werdenden Partei nicht dauernd auf die erfolglose prinzipielle Negation eingestellt bleiben kann, muß an irgendeinem Punkt der Entwicklung eine Aktion erfolgen. Wenn man glaubt, auf die parlamentarische Aktion keine Hoffnungen setzen zu können, dann führt der Gang der Dinge geradewegs — ob gewollt oder nicht gewollt — dahin, daß versucht wird, durch revolutionäre Aktionen bestimmend auf die gesellschaftliche Entwicklung einzuwirken. Diesen Weg schlägt Genosse Dr. Laufenberg in seiner Broschüre: „Demokratie und Organisation“ vor. Er will die Taktik der Sozialdemokratie auf die „Zertrümmerung des Partikularismus“ gegen die Fürstenoligarchie und für die demokratisch-zentralisierte deutsche Republik einstellen.

„Der Autokratie der Kapitalmagnaten stellt die Sozialdemokratie die Demokratie der Arbeitermassen entgegen, der Kriegspolitik des Finanzkapitals den Friedenswillen des Proletariats.“

Glaubt Genosse Hilferding mit solchen hohlen, nichtsagenden Phrasen, mit welchen wir eben erst den aufgelegten Bankrott erlebt haben, könne die Sozialdemokratie künftig noch Politik machen?

Nach Laufenberg — und dieser entwickelt nur die Konsequenzen der Zusammenbruchstheoretiker und Literaten — bedient sich das Proletariat im Kampfe gegen die herrschende Klasse der ihm zur Verfügung stehenden politischen Rechte. Aber —

„in dem Maße, in dem durch die imperialistischen Tendenzen (!) die politischen Rechte des Proletariats gemindert werden, in dem Maße, wie die Diktatur des Imperialismus sich durchsetzt und die Abwehr der politischen Entrechtung und die wirtschaftliche Herabdrückung eine **eiserne Notwendigkeit** wird, ergibt sich auf dem Gebiete der Staatspolitik die Notwendigkeit, daß das Proletariat auf das ihm eigentümliche Machtmittel zurückgreift (!), die Macht seiner Zahl (!), die Macht seiner Organisation einsetzt gegen die antidemokratischen Tendenzen (!) des Imperialismus. Das Schwergewicht des proletarischen Kampfes wird damit aus dem Parlament in die Massen verlegt, der politische Streik wird kraft innerer geschichtlicher Notwendigkeit (!) die vornehmste Waffe des durch den Imperialismus niedergedrückten Proletariats.“

Das ist der dogmatifizierte „Marxismus“ in Reinkultur. Wo bleibt da die langsamere oder raschere Veränderung der ökonomischen Grundlagen und die damit in kausalem geschichtlichen Zusammenhang stehende langsamere oder raschere Umwälzung des ideologischen Ueberbaues der kapitalistischen Gesellschaft? Ist das wirklich noch wissenschaftlicher, auf marxistischem Fundament stehender Sozialismus, wenn man den Tendenzen des Imperialismus derartige „eiserne Notwendigkeiten“ unterstellt? Daß die ökonomische Entwicklung vorwärts geht, die politische aber mit „eiserner Notwendigkeit“ sich rückwärts konzentrieren muß? Auf eine so hirnverbrannte Ideologie die Politik und die Taktik der Sozialdemokratie einstellen wollen, hieße den gewerkschaftlichen und politischen Klassenkampf in einen fortgesetzten syndikalistischen Putschismus verwandeln. Zurück von Marx auf Blanqui! Das ist in der Tat die letzte Konsequenz der Politik der prinzipiellen Negation.

Die sich als „Marxisten“ ausgeben, das sind fast durchweg Leute, die jede Fühlung mit der politischen Praxis und mit der lebendigen Wirklichkeit verloren haben. Die „Marxisten“ spintisieren über alles mögliche, nur nicht darüber, was der heute lebenden Generation der Proletarier politisch, wirtschaftlich und sozial von praktischem Nutzen ist. Daher auch das heitere Durcheinander bei der Gruppe der „marxistischen“ Theoretiker und Literaten, von welchen jeder seinen eigenen Weichselzopf spinnst, an dem sie sich dann gegenseitig aufhängen. Auf die abstrakten Gedanken-spinnereien dieser „marxistischen“ Theoretiker und Literaten kann und darf die Sozialdemokratie weder ihre Politik noch ihre Taktik weiterhin prinzipiell festlegen lassen. Ihr Einfluß muß gebrochen werden. Das aber kann nur geschehen, wenn die Sozialdemokratie den Willen und den Mut hat, aus ihrer bisherigen politischen Praxis die logischen Konsequenzen für ihre künftige Politik zu ziehen. Es ist hohe Zeit, daß die historischen Ueberreste des Blanquismus und der bürgerlichen Revolutionsromantik aus der Theorie und Praxis der Sozialdemokratie verschwinden.

Genosse Hilferding macht mir weiter den Vorwurf, ich müte der deutschen Arbeiterklasse zu, ihr demokratisches Programm einzuschränken. Auch damit tut er mir bitter unrecht. Bedeutet denn die Uebertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen deshalb eine Einschränkung der Wahlrechtsforderung unseres Erfurter Programms, weil das Reichstagswahlrecht dieser Forderung nicht voll entspricht? Wenn nicht, wie kommt Genosse Hilferding dazu, die in meiner Schrift vertretene Auffassung, wonach wir nur auf dem Wege allmählich durchgeführter Reformen unser Programm verwirklichen können, als Einschränkung unserer demokratischen Forderungen und als Unterwerfung unter die Forderungen der bürgerlichen Parteien zu denunzieren?

Schränken denn die Gewerkschaften unsere Forderung der Einführung des gesetzlichen Achtstundentags ein, wenn sie versuchen, zunächst den Neunstundentag zu erobern? In der Welt der Wirklichkeit geht es nun einmal nicht ohne solche „Einschränkungen“. Man kommt damit viel weiter als mit der bloßen Deklamation des Prinzips.

Was Genosse Hilferding über meine Ausführungen bezüglich der Stellung der Sozialdemokratie gegenüber der Monarchie schreibt, zeugt nur von der vollendeten Hilflosigkeit, mit welcher der „Radikalismus“ dem Problem der konsequent reformistischen Taktik gegenübersteht. Ich mute dem Genossen Hilferding nicht zu, jezt mit mir über das Thema: „Sozialdemokratie und Monarchie“ zu diskutieren. Dazu wird sich später Anlaß bieten. Die Dinge in concreto schleppen bekanntlich immer Fußgewichte mit sich. Auch der kapitalistische Klassenstaat ist so ein „Ding in concreto“, das solche Fußgewichte mit sich schleppt. Unsere Ueberzeugung, daß die republikanische Staatsform an sich die bessere, weil fortgeschrittenere und den demokratischen Grundsätzen entsprechendere ist, hilft uns praktisch zunächst gar nichts. Die Monarchie ist in Deutschland ein geschichtlich tief eingewurzelter, staatsrechtlich und politisch schwer ins Gewicht fallender Faktor, dessen Bedeutung wir dadurch nicht aus der Welt schaffen, daß wir ihn prinzipiell negieren. Als Politiker muß man nun einmal mit den gegebenen Tatsachen rechnen, ob sie einem gefallen oder nicht. Es ist mir auch nicht im Traume eingefallen, — wie Genosse Hilferding mir unterstellt — die Monarchie quasi hintenherum überlisten zu wollen. Weder halte ich die Monarchen für so töricht, daß sie sich durch schlaue taktisch politische Manöver überlisten lassen, noch viel weniger mute ich der Sozialdemokratie die Dummheit zu, einen solchen Versuch zu machen. Die bezüglichen Ausführungen in meiner Schrift geben zu derlei albernen Bemerkungen auch nicht den geringsten Anlaß. Auch in dieser Frage habe ich nicht mit zweideutigen Redensarten operiert, sondern nach beiden Seiten rücksichtslos offen meinen Standpunkt dargelegt. Ich setze mein Vertrauen weder auf die liberalen Parteien, noch auf die Monarchie, sondern auf die eiserne Macht der Entwicklung. Es verhält sich mit der Institution der Monarchie ebenso, wie mit dem kapitalistischen Klassenstaat und mit den bürgerlichen Parteien — sie ist kein absoluter, im Laufe der geschichtlichen Entwicklung sich immer gleichbleibender Faktor.

Was ich bezüglich der Stellung der Sozialdemokratie gegenüber der Monarchie ausführte, ist, daß die Frage der Staatsform für heute und auf irgendwie absehbare Zeit hinaus für die deutsche Sozialdemokratie nicht die praktische Bedeutung haben kann, welche ihr von den „Radikalen“ beigelegt wird und daß wir aus dieser Erkenntnis einer feststehenden Tatsache die für unsere Politik und Taktik sich ergebenden logischen Konsequenzen zu ziehen, den Mut haben müssen. Oder will Genosse Hilferding behaupten, daß ein ernst zu nehmender Politiker in Preußen und in Deutschland in absehbarer Zeit mit der Abschaffung der Monarchie und der Einführung der „zentralistischen Republik“ rechnen und daß die Sozialdemokratie auf diese Ideologie zu Pferd ihre Politik und ihre Taktik einstellen und prinzipiell festlegen kann? Und das Nachhaken der bürgerlich-republikanischen Mächte von Anno dazumal kann doch nicht die politische Aufgabe der größten Partei Deutschlands sein, von deren Haltung so ungeheuer viel für die politische Entwicklung Deutschlands abhängt.

Ob die Monarchie unseren demokratischen und sozialistischen Bestrebungen Rechnung trägt oder nicht, ist bei der Beurteilung des Problems: „Reformismus oder Revolutionarismus“ ebenso wenig von Belang, wie die bezügliche Haltung der liberalen Parteien. Tut sie es nicht, dann ist es ihr und nicht unser Schaden. Wir stellen uns auch hier auf den Boden der Entwicklung, deren Konsequenzen sich auf die Dauer keine Macht, sei sie noch so alten historischen Ursprungs und dünke sie sich noch so stark, entziehen kann. Einstweilen ist aber die Monarchie in Deutschland noch ein Machtfaktor, der auf dem Gebiete der realen Politik in Rechnung zu stellen ist. Die „zentralistische Republik“ bleibt in Deutschland noch auf lange hinaus ein politisches Ideal ohne praktische Bedeutung. Das mag uns noch so unbequem sein, als Politiker müssen wir mit diesem Faktum rechnen. Wenn das für den Genossen Hilferding eine unappetitliche Politik ist, so macht das seiner republikanischen Prinzipientreue alle Ehre, aber damit hat sich's. Mit der Prinzipienreiterei kann man leider keine praktische Politik machen.

Wenn der „Radikalismus“ den Mut hat, konsequent zu sein, dann pfeift er aus dem letzten Loch. Umgekehrt: Hat die jegige Mehrheit in der Partei den Mut, den Konsequenzen ihrer seit 4. August v. J. eingehaltenen Politik nicht mehr auszuweichen, dann ist sie unüberwindlich. Die Massen werden ihr folgen, denn dann wissen sie endlich, wohin die Reise geht.

Die sozialdemokratische Partei steht in der Tat vor einem Scheidewege.

Vom Wirtschaftsmarkt.

Teuerung und Preistreiberei.

Einwirkung des Krieges auf die Lebensmittelpreise. — Business as usual! Anwendung des Ermächtigungsgesetzes vom 4. August 1914. — Der Getreidemarkt nach Kriegsbeginn. — Warum die Getreidehöchstpreise so hoch normiert werden mußten. — Die neuesten Bundesratsbeschlüsse. — Es bleibt beim alten. — Mehlpreise und Mühlenprofite. — Die Heraufhebung der Gerste- und Haferpreise. — Fleischsteuerung. — Die Preissteigerung auf dem Gemüsemarkt. — Der Zwischenhandel im Gemüsegeschäft.

Berlin, 6. August 1915.

Daß unter dem kapitalistischen Wirtschaftssystem der Krieg die Preise der Nahrungsmittel erhöht, in erster Reihe die der unentbehrlichen Massenartikel, ist eine allbekannte Erfahrung. Selbst in Staaten, die die meisten der zur Ernährung ihrer Bevölkerung nötigen landwirtschaftlichen Produkte selbst erzeugen, vielleicht sogar in überreichlicher Menge, ruft alsbald der Krieg eine mehr oder minder beträchtliche Preissteigerung hervor, da die Einziehung der bisher in der Landwirtschaft tätigen Mannschaften naturgemäß die Produktion erschwert, während andererseits die über den normalen Durchschnittsbedarf hinausgehenden Ansprüche der Heere eine starke Nachfrage auf dem Produktenmarkt hervorrufen, eine Nachfrage, die um so mehr preissteigernd wirkt, als sie sich gewöhnlich auf bestimmte Hauptmärkte konzentriert und dort nicht gleichmäßig auftritt, sondern gewissermaßen ruck- und terminweise. In bestimmten Zwischenräumen, sobald die Ablieferungs-

termine für die einzelnen Heeresabteilungen herannahen, setzen plötzlich Massenankäufe ein, die dann den Preis sofort in die Höhe treiben. Dazu kommt die Erschwerung der Transporte durch die Requisition von Pferden und Lastwagen, die Sperrung der Landstraßen und der Eisenbahnen durch die Truppenbeförderungen, die nicht selten zu zeitweiliger völliger wirtschaftlicher Isolierung einzelner Landesteile führen. Ein treffendes Beispiel dafür liefert Rußland, dessen nordwestliche Gegenden im Spätherbst und Winter 1914/15 zeitweise unter starkem Getreidemangel litten, während in den Zentral- und Südgouvernements das Getreide in Massen verfaulte. Die Beschlagnahme der Bahnen durch das Militär und die Sperrung bestimmter Landstraßenzüge hinderte die nötige Zufuhr nach den getreidearmen Gegenden.

Das gilt selbst für Agrarstaaten, weit mehr aber natürlich noch für solche Länder, die, wie Deutschland, auf die Ergänzung ihrer einheimischen landwirtschaftlichen Erzeugung durch Zufuhren aus dem Auslande angewiesen sind und denen diese Zufuhr, ganz gleich ob durch Blockierung der Küsten oder durch Sperrung der Landesgrenzen, abgeschnitten wird. Hier führt eine durch die Heereslieferungen hervorgerufene verstärkte Nachfrage unter dem heutigen kapitalistischen System erst recht zur Preissteigerung — zumal die Aussicht, daß auf große Zufuhren vom Auslande nicht zu rechnen ist und deshalb im weiteren Verlauf des Krieges die Preise immer mehr anziehen werden, die Landwirte wie die Großhändler zur Festhaltung ihrer Vorräte bestimmt.

Wieviel auch in der kapitalistischen Presse von patriotischer Opferbereitschaft geredet wird, der Geschäftsprofit darf nicht geschmälert werden. Nicht nur für den englischen Kapitalisten gilt das Wort: „Business as usual!“ (Geschäft wie sonst), das in Kriegszeiten nur zu oft zum „More profit than usual!“ (höherer Profit als sonst) wird; es ist ein Wort, das gleichmäßig die Kapitalistenherzen aller Nationen bewegt. Geschäftliche Spekulation und Profitmacherei sind in unserem kapitalistischen Zeitalter eine Begleiterscheinung aller großen Kriege, und nicht nur dieser, sondern auch der großen revolutionären Volksbewegungen. Berücksichtigt man den damaligen Grad der kapitalistischen Entwicklung, dann ist vielleicht niemals mit größerer Gewissenlosigkeit spekuliert worden, als in der französischen Revolution der Jahre 1790/94. Nicht nur in Assignaten und Grundstücken, sondern mehr noch in Lebensmitteln. Die Wirtschaftsgeschichte jener Zeit berichtet von einem fortgesetzten Kampf der Pariser Stadtverwaltung gegen die Getreidehändler, Mehlhändler und Bäcker, der Departementverwaltungen gegen die Getreidehändler-Ringe und des Konvents gegen die immer wieder auftauchenden Monopolbestrebungen.

Ist demnach die Ausnutzung der durch den Krieg herbeigeführten abnormen Marktverhältnisse zur Preistreiberei unter dem kapitalistischen Regime unvermeidlich, so lassen sich ihr immerhin durch eine energische Gesetzgebung manche Schranken setzen. Damit die Regierung solche Eindämmung vornehmen kann, hat der Reichstag am 4. August vorigen Jahres das sogenannte Ermächtigungsgesetz bewilligt, das dem Bundesrat gestattet, während der Kriegszeit alle Maßnahmen zu treffen, die sich zur Sicherung der Volksernährung als notwendig erweisen

könnten. Dadurch wurden dem Bundesrat die weitestgehenden Rechte zur Abwehr der Preistreiberei eingeräumt — aber benützt hat er diese Rechte nur ziemlich sparsam, und immer erst, wenn die Dinge sich derart zugespielt hatten, daß Eingriffe in das freie Wirtschaftsgetriebe nicht mehr zu umgehen waren, sollte nicht die Kriegführung und die Ernährung der großen Volksmasse schwersten Schaden leiden. Von einer planmäßigen Lebensmittelverorgungs- und Preispolitik, die, von wirtschaftlichen Grundsätzen und bisherigen Erfahrungen ausgehend, systematisch der Lebensmittelvertuerung vorzubeugen sucht, kann keine Rede sein. Die ganze Kriegswirtschaftspolitik der Regierung vom 4. August an hinkt hinter den wirtschaftlichen Wechselfällen her und beschränkt sich darauf, allzu groben Mißständen, die sich inzwischen herausgestellt haben, durch Verfügungen oder durch „Bedarfsregelungen“ entgegenzutreten, deren Ausführung dann vielfach den Gemeinden nach eigenem Ermessen überlassen blieb. Nichts von einer vorausschauenden, zielbewußten Tätigkeit, einem weiten Vorausblick. Was eben nicht mehr so weiter gehen konnte, wurde durch Verordnungen geregelt, und zwar immer nur insoweit, als im Augenblick unbedingt nötig war, so daß schon nach einigen Wochen die Erlasse durch allerlei neue Bestimmungen ergänzt, eingeschränkt, neuausgelegt oder abgeändert werden mußten.

Damit soll nicht bestritten werden, daß nicht manche Verordnungen, trotzdem sie zu spät kamen, noch nachträglich bis zu einem gewissen Grade nützlich gewirkt haben, und daß die Zaghastigkeit, in das bunte heutige kapitalistische Wirtschaftsgetriebe einzugreifen, keineswegs immer die Unfähigkeit der staatlichen Verwaltungsbürokratie beweist, sondern oft lediglich den starken Einfluß bestimmter Interessentkreise, vornehmlich des Großgrundbesitzes, auf die Staatsverwaltung. In England und Frankreich war es um die wirtschaftliche Voraussicht der betreffenden Regierungen denn auch keineswegs besser bestellt, trotz der Teilnahme von einzelnen Ganz- und Halbsozialisten an der Regierung — aber die Unzulänglichkeit der andern entschuldigt nicht die der deutschen Regierung. Der Maßstab für ihre Preispolitik bildet nicht, was England und Frankreich unter anderen Verhältnissen geleistet haben, sondern inwieweit sich durch vorausschauende, energische Maßnahmen, die heutige Lebensmittelteuerung hätte vermeiden oder wenigstens einschränken lassen.

Schon die sofort nach Kriegsbeginn in vielen deutschen Städten einsetzende Preissteigerung für Kolonialprodukte, aber auch für Mehl und Hülsenfrüchte, sogar für Zucker und Salz, also für Waren, die Deutschland selbst im Ueberfluß erzeugt, zeigte die Notwendigkeit behördlicher Maßnahmen gegen die Preistreiberei. Den Händlern, die zumeist noch große Vorräte hatten, kamen die vielfach von den Hausfrauen in übertriebener Furcht und Hast ohne Verständnis für die ganze Marktlage eingekauften Waren um keinen Pfennig teurer, als bisher, aber diese Ankäufe boten den Klein- wie den Großhändlern eine gar zu schöne Gelegenheit, die Preise mehr und mehr in die Höhe zu treiben, so daß an manchen Orten selbst die Preise für Salz um 50 bis 100 Prozent in die Höhe schnellten. Erst nun griffen teilweise die Militärbehörden, die ja mehrfach im Verlaufe des

Krieges weit energischer gegen den Lebensmittelwucher eingeschritten sind, als die aus stetigen Bedenken und Rücksichtnahmen nicht herauskommenden Regierungsbehörden, durch Preisregulative gegen die Preistreiberei ein.

Für die Regierung bildete jedoch diese Erfahrung nicht den geringsten Anlaß, der alsbald auf dem Getreidemarkt einsetzenden Spekulation entgegenzutreten. Sie erließ ein Getreideausfuhrverbot. Damit war sie fertig. Am Getreidemarkt stiegen unterdes die Preise in rapider Weise, zumal neben den militärischen Proviantämtern auch einzelne Stadtverwaltungen mit Massenankäufen begannen. Als diese Verkäufe etwas nachließen und ein großer Teil der Landwirte sein Getreide an den Markt brachte, fielen gegen Mitte August die Preise recht erheblich. Der Weizen, der an der Berliner Getreidebörse schon auf 252 bis 255 Mark pro Tonne (Lokoware) gestiegen war, fiel wieder auf 210 bis 212 Mark, Roggen von 200 Mark auf 180 bis 185 Mark. Nun war es Zeit für die Regierung einzuschreiten, Höchstpreise festzusetzen, eine Vorratsstatistik anzuordnen, die neue Ernte unter staatliche Kontrolle zu stellen, die Verwendung von Brotgetreide als Viehfutter zu verbieten und, soweit sich das als nötig erwies, Beschlagnahmen zu verfügen. Doch nichts von alledem geschah! Die Einführung eines Staffeltarifs für den Mehl-, Getreide- und Kartoffelversand genügte nach ihrem Ermessen. So stiegen die Preise bald wieder. — Für die Versorgung des Heeres mit dem nötigen Getreide und Mehl wurde, um die Konkurrenz der einkaufenden Proviantämter untereinander auszuschalten und keine Bezugstörungen aufkommen zu lassen, die „Zentralstelle zur Beschaffung der Heeresverpflegung“ eingerichtet; die Preisbildung auf den Getreidemärkten jedoch blieb der freien Konkurrenz überlassen, das heißt der spekulativen Preistreiberei. Schließlich bequeme die Regierung sich endlich dazu, von dem ihr durch Gesetz vom 4. August verliehenen Recht der Preisnormierung Gebrauch zu machen. Durch Bundesratsverordnung vom 28. Oktober wurden Höchstpreise festgesetzt, die sich für die einzelnen Gegenstände um durchschnittlich 30 bis 40 Prozent höher stellten, als die Preise vor dem Krieg. In Berlin hatte beispielsweise noch Mitte Juli der Weizen 193, der Roggen 162 Mark gekostet; nun wurde der Höchstpreis für mittlere Ware auf 260 beziehungsweise 220 Mark festgesetzt, zu denen vom Januar 1915 ab noch monatliche Reportzuschläge von 3 Mark pro Tonne kommen sollten.

Begründet wurden diese enormen Höchstpreisfestsetzungen damit, daß die Preise im freien Verkehr bereits einen höheren Stand erreicht hätten und eine noch weitere Herabsetzung die Großhändler, die große Getreidemengen aufgekauft hätten, schwer schädigen würde: eine Begründung, die nur zu deutlich zeigt, wie sehr unsere Regierungskreise noch in rein kapitalistischen Anschauungen befangen sind. Inwiefern ist denn der Staat verpflichtet, die Großhändler, die in der Absicht, die Preise zu treiben, große Getreidemengen aufkauften, vor Verlusten zu bewahren und ihnen einen Spekulationsnutzen zu garantieren — und zwar auf Kosten der Gesamtheit und der Volksernährung?

Für Mehl wurden keine Höchstpreise festgesetzt, für Kartoffeln zunächst auch nicht, und ebensowenig wurde die Verfütterung

von Brotgetreide direkt verboten und unter Strafe gestellt, nur mahlfähiger Roggen und Weizen sollten künftig nicht mehr verfüttert werden — jedoch in Einzelfällen mit behördlicher Erlaubnis die Verwendung von Roggen gestattet sein. Nichts als Halbheiten, wie am besten die Tatsache beweist, daß alsbald diese Verordnungen durch weitere Verfügungen vom 19. Dezember, 5. Januar und 25. Januar ergänzt und „verbessert“ werden mußten, und dann schließlich die Regierung doch nicht um eine Beschlagnahme der Vorräte, Festsetzung von sogenannten „Bedarfsanteilen“ pro Kopf der Bevölkerung sowie um die Errichtung einer „Reichsverteilungsstelle“ und „Kriegsgetreide-Gesellschaft“ zum Zweck des Aufkaufs, der Lagerung und Verteilung der Vorräte herumgekommen ist. Eine Organisation, die sich im August 1914, als die neue Ernte eingebracht wurde, viel leichter und bequemer hätte durchführen lassen — ohne ähnliche den Brotgenuß stark einschränkende Verfügungen, wie sie die Bundesratsverordnung vom 25. Januar 1915 festsetzte, und vor allem ohne jene Verteuerung des Brotes, wie sie seit Kriegsbeginn eingetreten ist.

Vor der jetzigen Ernte bot sich der Staatsverwaltung nochmals die Gelegenheit, eine Reduktion der Höchstpreise für Getreide und damit auch des Brotes vorzunehmen. Sie ist nicht erfolgt. Zwar die vom preußischen Großgrundbesitz geforderte und vom preußischen Landwirtschaftsminister befürwortete Erhöhung der Preise für Brotgetreide ist abgelehnt worden; aber die alten Höchstpreise bleiben im ganzen bestehen, nur daß die bisherigen 32 Preisbezirke auf 5 reduziert worden sind, in denen der Roggenpreis zwischen 215 und 230, der Weizenpreis zwischen 255 und 270 Mark schwankt, nicht mitgerechnet die vom 1. Januar 1916 ab beginnenden Preiszuschläge von 3 Mark pro Monat.

Abgesehen von einigen organisatorischen Änderungen bleibt also alles beim alten — auch die Brotpreise, nur werden, falls die Ernteschätzungen sich als richtig erweisen, wahrscheinlich die Bestimmungen über den Zusatz von Roggen- zum Weizenmehl geändert und die auf den Kopf der Bevölkerung festgesetzte Verbrauchsquote etwas erhöht werden.

Auch zu einer Festsetzung von Höchstpreisen für Mehl hat sich der Bundesrat nicht zu entschließen vermocht; § 4 der neuen Verordnung bestimmt nur, daß die Reichsgetreidestelle und die höheren Verwaltungsstellen Mahllöhne und Lagerungsvergütungen festsetzen können. Und doch sind Höchstpreise für Mehl die erste Vorbedingung einer Ermäßigung der Brotpreise; denn auch die Mühlen haben, da für Mehl bislang keine Maximalpreise normiert worden sind, die Kriegslage zu enormer Steigerung ihrer Profite ausgenutzt. Im Durchschnitt der letzten 20 Jahre vor dem Krieg hat die Spannung zwischen Roggenpreis und Roggenmehlpreis in Berlin nur 45 bis 46 Mark, zwischen Weizen- und Weizenmehlpreis 66 bis 67 Mark pro Tonne betragen. Im Frühling dieses Jahres erreichte die Spannung mehr als 200 Mark und nach der Preisfestsetzung der Kriegsgetreidegesellschaft vom 8. Mai dieses Jahres stellt sich der Unterschied noch immer auf 100 Mark.

Dafür haben die großen Aktienmühlen riesige Profite erzielt. Sie zahlen vielfach neben Abschreibungen, die 40 bis 60 Prozent des Reingewinns

betragen, noch 10 bis 20 Prozent Dividende. So schreibt zum Beispiel die Bremer Rolandmühle mit 3 Millionen Aktienkapital rund 579 000 Mark ab und schüttet eine Dividende von 17 Prozent aus; die Harburger Mühlenbetriebs-Aktiengesellschaft mit 1 Million Mark Kapital schreibt 100 000 Mark ab und zahlt 20 Prozent Dividende; die Königsberger Walzmühlen-Aktiengesellschaft mit einem Aktienkapital von 1 584 000 Mark nimmt eine Abschreibung in Höhe von rund 418 000 Mark vor und zahlt 12 Prozent Dividende. Man sieht, nicht nur für die großen Munitionsfabriken bedeutet der Krieg ein feines Geschäft!

Die durch zweckwidrige Regierungsmaßnahmen teilweise direkt begünstigten Preistreiberien auf dem Schlachtvieh- und Kartoffelmarkt hat bereits im vorigen Heft Genosse Wurm an der Hand der jüngst erschienenen Schrift von Kuczynski und Zuhz über die bisherige Ernährung im Kriege eingehend geschildert. Nun ist die Reihe der verfehlten Maßnahmen durch die neueste Bundesratsverordnung noch um eine weitere vermehrt worden: die Höchstpreise für Futtergerste und Hafer wurden auf 300 Mark erhöht. Die Fütterung des Viehs wird dadurch noch mehr verteuert. Warum? Ein triftiger Grund für diese Erhöhung läßt sich schwer herausfinden. Fast scheint es, als sollten die großen Grundbesitzer dafür entschädigt werden, daß aus der von ihnen gewünschten Hinauffezung der Brotgetreidepreise nichts geworden ist. Jedenfalls steht diese Erhöhung mit den Gründen, die in der Regierungsdenkchrift vom 23. November 1914 für die erste Festsetzung eines Gerstepreises angegeben wurden, im schärfsten Widerspruch. Damals hieß es im Interesse der Viehzucht und zur Verhütung der Verfütterung von Roggen müsse der Preis für Futtergerste möglichst billig sein; deshalb dürfe der Höchstpreis für Gerste in Berlin nur auf 205, für Hafer auf 212 Mark festgesetzt werden. Später wurden dann die Preise erhöht und für beide Getreidearten gleich hoch bemessen. Der letzte Höchstpreis betrug 264 Mark pro Tonne — jetzt 300 Mark, fast das Doppelte der Preislage vor dem Kriege.

Wie die Vieh- und Fleischpreise unter dieser Teuerungspolitik in Berlin gestiegen sind, ist recht interessant. Es kosteten pro Zentner Lebendgewicht:

	am		am
	17. 7. und 24. 7.	dieses Jahres	25. 7. vor. Jahres
Junge, fleischige Ochsen	66,—	65,—	45,—
Bollfleischige, jüngere Büden	66,—	61,50	44,50
Bollfleischige, ausgemästete Kühe	62,—	61,—	42,50
Mittlere Mast- und beste Saugkälber	64,—	60,—	59,—
Ältere Masthammel usw.	62,—	62,50	43,—
Bollfleischige Schweine, 200/240 Pfund schwer	124,—	122,50	45,—

Ungefähr im gleichen Verhältnis sind in Berlin die Großhandelsfleischpreise (die von den Großschlächtern den Schlächtern berechneten Preise) gestiegen; doch hat sich im ganzen die Spannung zwischen Vieh- und Großhandelsfleischpreis etwas vergrößert. Nach der zuverlässigen Durchschnitts-

preisberechnung (Mittelpreise zwischen schlechteren und besseren Qualitäten) der „Vossischen Zeitung“ betragen die Großhandelspreise pro Zentner:

	am		am
	12./17. 7. u. dieses Jahres	19./24. 7. dieses Jahres	20./25. 7. vor. Jahres
Bollfleischige und gut genährte Ochsen	116,—	116,—	77,—
Geringer genährte Ochsen	102,50	102,50	68,50
Bollfleischige Bullen	105,—	105,—	73,—
Geringer genährte Bullen	92,50	92,50	65,—
Fette Kühe	92,50	92,50	48,50
Magere Kühe	81,50	81,50	38,50
Doppellender (Kalb)	146,25	150,—	117,50
Maftlämmer	130,—	135,—	91,50
Hammel 1. Qualität	119,00	127,—	83,—
Schweinefleisch	142,50	149,—	55,—

Demgegenüber stellten sich die Berliner Kleinhandelspreise (die Durchschnittspreise in den Schlächterläden) pro Pfund:

	am		am
	17. 7. u. dieses Jahres	24. 7. dieses Jahres	25. 7. vor. Jahres
Rind: Keule, Oberschale, Schwanzstück	1,37	1,40	1,01
„ Brust	1,19	1,20	0,85
Kalb: Keule und Rücken	1,37	1,35	1,02
„ Brust	1,30	1,28	0,95
Hammel: Keule und Rücken	1,44	1,44	1,03
„ Brust und Bauch	1,33	1,37	0,91
Schwein: Rücken und Rippspeer	1,84	1,83	1,02
„ Schinken, frischer	1,59	1,59	0,78
Speck, geräuchert	1,83	1,86	0,81
Schinken, geräuchert, im Ausschnitt	2,61	2,63	1,68

Ein Vergleich dieser Preise bestätigt, was sich auch sonst jeder rechnenden Berliner Hausfrau bei einem Vergleich früherer und jetziger Fleischpreise als Ergebnis aufdrängt: die minderwertigen Fleischsorten sind verhältnismäßig höher im Preise gestiegen, als die besseren. Die Fleischpreissteigerung trifft also vornehmlich die kleineren Käufer.

Zu dieser Teuerung gesellen sich weitere Preissteigerungen für Kartoffeln, Butter, Schmalz, Eier, Hülsenfrüchte, Reis und andere Kolonialprodukte, neuerdings auch für frisches Gemüse. In Berlin stellten sich zum Beispiel die Großhandelspreise:

für	pro	am		am
		12./17. 7. u. dieses Jahres	19./24. 7. dieses Jahres	20./25. 7. vor. Jahres
Spinat	1 Zentner	16,65	16,15	11,65
Grüne Bohnen	1 „	27,75	22,10	4,90
Schoten	1 „	27,50	35,40	10,—
Wohrrüben	1 Schockbund	3,90	3,40	0,95
Blumenkohl, holländischer	100 Köpfe	27,90	34,15	20,—
Rotkohl	1 Schock	17,60	13,50	4,65
Weißkohl	1 „	17,60	13,50	4,35
Wirsingkohl	1 „	9,40	9,75	4,65
Kohltrabi	1 „	1,90	1,80	0,70

Die Schuld an dieser Gemüseteuerung tragen keineswegs allein die Gemüsebauern. Vergleicht man die Preise, die die großen Gemüsebauern von den Großhändlern erhalten mit den Großhandelspreisen, die die Großhändler den Kleinhändlern abnehmen, und diese Großhandelspreise wieder mit den Preisen des Kleinhandels, die unsere Hausfrauen auf den öffentlichen Märkten bezahlen müssen, so ergibt sich, daß ein sehr wesentlicher Teil des Mehrgewinns im Zwischenhandel hängen bleibt und die Spannung zwischen den einzelnen Preiskategorien sich enorm erweitert hat. Und zwar gilt das nicht nur von Gemüsearten, von denen wir bisher schon starke Zuschüsse aus dem Auslande erhielten, sondern auch für Gemüse, dessen inländisches Bedarfsquantum von der deutschen Landwirtschaft selbst gedeckt wurde und das in diesem Jahre in reichlicher Menge vorhanden ist. Die Beschränkung der Brotationen und die Uner schwinglichkeit der hohen Preise für Fleisch, Hülsenfrüchte, Reis usw. haben eben ganz naturgemäß ein stärkeres Verlangen nach manchen Gemüsearten geweckt, und diese Lage machen sich die Gemüsebauern und Gemüsehändler zunutze, indem sie die Preise treiben und möglichst hohe Extraprofite herauszuschlagen suchen — mit der immer wiederkehrenden Begründung, daß ja auch sie heute so manches teurer bezahlen müßten.

Dazu kommt, daß in manchen Gegenden sich zwischen den kleinen Gemüseproduzenten und den Konsumenten mehr und mehr ein breiter Zwischenhandel schiebt. Wenigstens in Groß-Berlin läßt sich beobachten, daß auf den öffentlichen Märkten das Selbstfeilhalten ihrer Erzeugnisse durch die zu Markt kommenden Gemüsebauern immer seltener wird und auch der Verkauf auf diesen Märkten an Händler übergeht, die nicht selten eigene Läden und Kellergeschäfte haben und daneben regelmäßig mit ihren Gemüsewaren bestimmte Märkte beziehen. Diese Einschlebung des Zwischenhandels hat aber keineswegs, wie es nach der landläufigen Theorie von der Verbilligung der Preise durch die Konkurrenz sein müßte, die Gemüsepreise herabgedrückt, sondern erhöht. Früher sahen die Bäuerinnen, wenn sie ihr Gemüse zu den angelegten Preisen nicht loszuwerden vermochten, sich gezwungen, mit den Preisen herunterzugehen, wenn sie nicht einen wesentlichen Teil ihres Gemüses wieder zurücknehmen und vielleicht verderben lassen wollten. Fast regelmäßig konnte man denn auch beobachten, daß die Bäuerinnen, wenn sie bestimmte Gemüsearten nicht losgeworden waren, in der letzten Stunde vor Schluß des Marktes beträchtlich niedrigere Preise stellten, nur um die noch gefüllten Körbe nicht mit zurücknehmen zu müssen. Für den Gemüsehändler besteht ein solcher Zwang nicht. Was er morgens auf dem Markt nicht verkauft hat, setzt er vielleicht in seinem Ladengeschäft ab, sonst zieht er damit am Abend — in Groß-Berlin werden an manchen Orten auch Abendmärkte abgehalten — oder am nächsten Morgen nach einem anderen Lokalmarkt.

Das Gebot des Aushanges der Preise wie die Androhung des Einschreitens der Behörde auf Grund des Wuchergesetzes nützen gegen diese Preistreibereien gar nichts, und eine Festsetzung von Höchstpreisen ist in Anbetracht des natürlichen Einflusses des Witterungswechsels auf die Marktpreise, der großen Qualitätsverschiedenheiten und der schwierigen Ueber-

wachung des weitverzweigten Marktverkehrs kaum möglich. Es zeigt sich eben, wie grundverkehrt es war, daß die Regierung die spekulativen Preistreiberereien auf dem Getreidemarkt bis Ende Oktober vorigen Jahres duldete und auch dann auf diesem wie auf dem Schlachtviehmarkt aus Rücksicht auf den Großgrundbesitz und die Großspekulation nur mit halben Maßnahmen eingriff. Nun zieht die Preissteigerung auf einem Gebiet notwendig die auf anderen Gebieten nach sich, und die genügende Ernährung der großen notleidenden Volksmasse im kommenden Winter wird zu einem immer schwierigeren Problem.

Heinrich Cunow.

Kriegsnotgesetzgebung.

Von Siegfried Weinberg.

(Schluß.)

Die bisher besprochenen Bestimmungen betreffen nur die Kriegsteilnehmer; daneben sind noch eine ganze Reihe Schutzgesetze prozessualen Inhalts erlassen, die sich auch auf die *D a h e i m g e b l i e b e n e n* beziehen.

Da wäre zunächst die Verordnung vom 8. August 1914 zu erwähnen, wonach jeder, der infolge des Krieges zahlungsunfähig geworden ist, bei dem für die Eröffnung des Konkursverfahrens zuständigen Gerichte die *U n o r d n u n g* einer Geschäftsaufsicht zur Abwendung des Konkursverfahrens beantragen kann. Dem Antrag muß stattgegeben werden, wenn nach der Ansicht des Gerichts die Behebung der Zahlungsunfähigkeit nach Beendigung des Krieges in Aussicht genommen werden kann. Das Gericht bestellt in diesem Falle unter Benachrichtigung der Gläubiger einen oder mehrere Personen zur Beaufsichtigung der Geschäftsführung des Schuldners. Der Zweck der Verordnung, die im wesentlichen nur Kaufleuten und Gewerbetreibenden zugute kommt, ist die Erhaltung der wirtschaftlichen Existenz der Schuldner, bei denen infolge des Krieges eine Zahlungsstörung eingetreten ist. Es darf deshalb bei Personen oder Firmen, die unter Geschäftsaufsicht gestellt sind, weder ein Arrest noch eine Zwangsvollstreckung vorgenommen, noch der Konkurs beantragt werden. Ähnlichen Zwecken dient eine andere Verordnung vom gleichen Datum, welche die Geschäftsführer der Handelsgesellschaften von der Verpflichtung entbindet, in gewissen Fällen Konkurs über das Vermögen ihrer Firma zu beantragen.

Eine Analogie zu der vorstehend skizzierten Geschäftsaufsicht bildet die durch Verordnung vom 22. April 1915 eingeführte *G r u n d s t ü c k s a u f s i c h t*. Der Grundstückseigentümer, der nicht imstande ist, seine Grundstücksgläubiger zu befriedigen, kann hiernach selbst als Zwangsverwalter unter Assistenz einer oder mehrerer Aufsichtspersonen durch das Amtsgericht bestellt werden. Hierdurch soll dem Schuldner die Möglichkeit gelassen werden, sich sein Grundstück bis zum Eintritt besserer Zeiten zu erhalten.

Schon in gewöhnlichen Zeiten werden Hausrat und die sonstigen Vermögensstücke eines Schuldners, der es zur Zwangsvollstreckung in sein Vermögen kommen lassen muß, in der Regel zu einem Preise losgeschlagen,

der weit hinter dem wirklichen Wert zurückbleibt. In Kriegszeiten, in denen die Kauflust eingeschränkt und das bare Geld seltener ist, würde die Gefahr einer wahren Verschleuderung der Pfandstücke bestehen. Eine Verordnung vom 8. Oktober 1914 hat deshalb festgelegt, daß bei einer Versteigerung gepfändeter Sachen der Zuschlag nur auf ein Gebot erteilt werden darf, das mindestens die Hälfte des gewöhnlichen Verkaufswertes erreicht. Eine andere Verordnung vom 10. Dezember 1914 sucht der Verschleuderung von Grundstücken im Wege der Zwangsversteigerung vorzubeugen, jedoch wird hier der Schutz nur zugunsten und auf Antrag der bei der Versteigerung ausfallenden Grundstücksgläubiger gewährt.

Im Interesse der Gläubiger ist eine Verordnung vom 22. Dezember 1914 erlassen, die bestimmt, daß in einer Reihe von Fällen kurzzeitiger Verjährung die Verjährungsfrist statt mit Ende des Jahres 1914 erst mit Ende des Jahres 1915 abläuft.

Bekanntlich ist die Geltendmachung wechselseitlicher Ansprüche von der Einhaltung besonderer knapp bemessener Fristen abhängig. Zu Anfang des Krieges sind diese Fristen um 30 Tage verlängert worden, doch ist diese Verlängerung mittlerweile durch Verordnung vom 17. Mai 1915 wieder aufgehoben. Aufrecht erhalten sind jedoch die Bestimmungen, wonach die Nichteinhaltung dieser Fristen bei Wechseln, die in gewissen vom Feinde bedrohten Teilen der Grenzprovinzen zahlbar sind, keinen Verlust der Wechselansprüche zur Folge hat.

Haben die vorstehend skizzierten Kriegsnotgesetze den Schutz von Gläubiger oder Schuldner zum Zwecke, so gehört eine andere Kategorie in das bürgerliche Recht einschneidender Kriegsnotgesetze zu den sogenannten „Vergeltungsmaßnahmen“. Diese sind aber eine Schraube ohne Ende, denn jede „Vergeltungsmaßnahme“ des einen Landes ruft wieder neue des anderen hervor.

Hier sind zunächst zu erwähnen die sogenannten Zahlungsverbote. Bei schwerer Strafe (Gefängnis bis zu 3 Jahren und Geldstrafe bis zu 50 000 M.) ist es unterjagt worden, Zahlung an Gläubiger zu leisten, die in England (Verordnung vom 30. September 1914), Frankreich (Verordnung vom 20. Oktober 1914) und Rußland (Verordnung vom 19. November 1914) wohnen. Am 4. September 1914 ist ferner die Zulässigkeit der staatlichen Ueberwachung von Unternehmungen angeordnet worden, die ganz oder zum großen Teil Ausländern aus den im Kriege mit Deutschland befindlichen Ländern gehören. Es können in diesem Falle seitens der Landeszentralbehörde Aufsichtspersonen auf Kosten der Unternehmungen bestellt werden, „die unter Wahrung der Eigentums- und sonstigen Privatrechte des Unternehmens darüber zu wachen haben, daß während des Krieges der Geschäftsbetrieb nicht in einer den deutschen Interessen widerstrebenden Weise geführt wird“. Diese Verordnung ist alsdann laut Bekanntmachung vom 22. Oktober 1914 dahin erweitert, daß, falls keine verantwortlichen Leiter oder Angestellten derartiger Unternehmungen im Inlande vorhanden sind, diesen durch das Amtsgericht ein Vertreter zu bestellen ist, der die Liquidierung des Unternehmens herbeizuführen hat.

Viel tiefer eingreifend in die Rechte der „feindlichen Ausländer“ sind die späteren Verordnungen betreffend die zwangsweise Verwaltung

französischer (vom 26. November 1914), englischer (vom 22. Dezember 1914) und russischer (vom 4. März 1915) Unternehmungen. Hiernach ist, auch wenn vertretungsberechtigte Leiter und Angestellte solcher Firmen im Inlande vorhanden sind, die staatliche Zwangsverwaltung und Sequestration, ja, die Auflösung der Geschäfte zulässig. Eine Ausdehnung auf italienische Unternehmungen hat diese Maßnahme bisher nicht gefunden. Angeblich ist zwischen Deutschland und Italien noch kurz vor Beginn des Kriegszustandes ein Abkommen getroffen, das den Angehörigen der beiden Staaten auch während des Krieges den Schutz ihrer privaten Rechte sichert.

In die Kategorie der Vergeltungsmaßregeln gehören teilweise auch die Bestimmungen über die sogenannten „Gegenmoralorien“. Hiernach können zunächst Personen, die im Auslande ihren Wohnsitz haben, vermögensrechtliche Ansprüche, die vor dem 31. Juli 1914 entstanden sind, vorläufig vor inländischen Gerichten nicht geltend machen. In der ersten Bekanntmachung (vom 7. August 1914) war zwar der Ausschluß der Klagbarkeit nur bis zum 31. Oktober 1914 vorgesehen. Infolge der unerwarteten Verlängerung des Krieges ist jedoch der Zeitpunkt durch verschiedene Bekanntmachungen hinausgeschoben worden, so daß auch jetzt die Klagbarkeit noch nicht gegeben ist. In ähnlicher Weise ist bisher die Gültigkeit von Wechfeln, die vor Kriegsbeginn im Auslande ausgestellt wurden und im Inlande zahlbar sind, hinausgeschoben (Bekanntmachungen vom 10. und 12. August 1914, 22. Oktober 1914 usw.), und zwar auch gegenüber den neutralen und sogar den verbündeten Staaten. Nur ist in letzter Zeit durch die Verordnung vom 20. April 1915 zugunsten der gerichtlichen Geltendmachung der Ansprüche von Personen, die in Oesterreich-Ungarn ihren Wohnsitz haben, eine Ausnahme gemacht.

Eine ganze Reihe von Kriegsnotgesetzen befaßt sich mit der Sozialpolitik im engeren Sinne. Teils geschieht dies nach der Richtung, daß die Not des Krieges die gesetzgebenden Faktoren zu sozialpolitischen Verbesserungen angetrieben hat, teils wiederum nach der Richtung, daß sozialpolitische Errungenschaften früherer Zeiten außer Kraft gesetzt sind, weil man glaubt, daß sie in der Zeit der Kriegsnot eine zu starke Belastung der Arbeitgeber darstellen.

Zu den Bestimmungen der ersten Art gehört vor allem die Verordnung des Bundesrats vom 17. Mai 1915, die einer alten sozialdemokratischen Forderung wenigstens teilweise bis auf weiteres Rechnung trägt. Durch diese Verordnung ist die Lohn- und Gehaltspfändungsgrenze unter Berücksichtigung der eingetretenen Entwertung des Geldes von 1500 Mk. auf 2000 Mk. jährlich erhöht. Ferner gehört hierher die Verordnung vom 10. September 1914, durch die eine zugunsten der Handelsgehilfen getroffene Neuerung des Konkurrenzkaufgesetzes vom 10. September 1914, die andernfalls erst mit Beginn des Jahres 1915 in Wirksamkeit getreten wäre, sofort in Kraft gesetzt ist.

Was die Arbeiterschutzgesetzgebung im engeren Sinne während des Krieges anbetrifft, so mag hier eine kurze Uebersicht genügen, da diese Verordnungen wiederholt ausführlich in der Partei- und Gewerkschaftspresse und besonders auch in der „Neuen Zeit“ behandelt sind. Da ist zunächst das Gesetz vom 4. August 1914 betreffend die Erhaltung

der Anwartschaften aus der Krankenversicherung zu erwähnen. Es will verhüten, daß vor dem Krieg erworbene Anwartschaften etwa durch Teilnahme am Kriege verloren gehen. Das Gesetz vom gleichen Tage betreffend die Wahlen nach der Reichsversicherungsordnung verlängert zusammen mit der Verordnung des Bundesrats vom 4. September 1914 die sonst früher ablaufende Amtsdauer der Vertreter von Arbeitern und Arbeitgebern bei den Versicherungsbehörden bis zum Ende des Jahres 1915. Das Gesetz vom 4. August 1914 betreffend die Sicherung der Leistungsfähigkeit der Krankenkassen geht von der Befürchtung aus, daß die Krankenkassen infolge des Krieges außerstande sein würden, mit den bisherigen Beiträgen auszukommen und die gleichen Leistungen wie bisher zu gewähren. Es setzt deshalb grundsätzlich die statutenmäßigen Leistungen auf die Höhe der sogenannten Regelleistungen herab. Es erhöht ferner die Beiträge auf $4\frac{1}{2}$ vom Hundert des Grundlohns und bestimmt, daß, falls diese Beiträge nicht ausreichen, bei Orts- und Landkrankenkassen der Gemeindeverband, bei Betriebskrankenkassen der Arbeitgeber und bei Innungskrankenkassen die Innung die erforderlichen Beihilfen aus eigenen Mitteln zu leisten hat. Ferner sind durch § 3 dieses Gesetzes die viel angefochtenen Vorschriften der Reichsversicherungsordnung über die hausgewerbliche Krankenversicherung außer Kraft gesetzt.

Durch das im Vorhergehenden besprochene Gesetz ist die Unterstützung der Wöchnerinnen durch die Krankenkasse auf ein Minimum reduziert, während diese Unterstützung gerade in dieser Zeit des Elends vonnöten wäre, wo so viele wertvolle Menschenleben rücksichtslos vernichtet werden und deshalb der Nachwuchs besondere Bedeutung hat. Es ist daher durch die Verordnungen des Bundesrats vom 3. Dezember 1914 und 28. Januar sowie 23. April 1915 eine allgemeine Wochenhilfe aus Reichsmitteln eingeführt worden.

Erwähnt sei von den sonstigen sozialpolitischen Kriegsnotgesetzen nur noch das Gesetz vom 4. August betreffend Ausnahmen von Beschäftigungsbeschränkungen gewerblicher Arbeiter. Dieses ermächtigt den Reichskanzler bzw. die obere Verwaltungsbehörde Ausnahmen von den Arbeiterschutzbestimmungen der Gewerbeordnung, insbesondere von den Beschränkungen der Fabrikarbeit der Frauen, Kinder und Jugendlichen zuzulassen.

Eine andere Serie von Kriegsnotgesetzen betrifft das Finanzwesen. Da ist zunächst das Darlehnskassengesetz vom 4. August 1914. Nach diesem Gesetz sind in allen größeren Orten des Reichs Darlehnskassen zu errichten, deren Zweck es ist, zur Abhilfe des Kreditbedarfes verzinsliche Darlehen gegen Verpfändung von Wertpapieren oder lombardfähigen Waren zu gewähren. Für den Betrag der bewilligten Darlehen werden besondere Geldscheine, sogenannte „Darlehnskassenscheine“ ausgegeben, zu deren Annahme die öffentlichen Kassen, aber nicht die Privaten, verpflichtet sind. Die Verwaltung der Darlehnskassen erfolgt unter Leitung des Reichskanzlers durch die Reichsbank. Die Darlehnskassenscheine sollten ursprünglich auf Beträge von 5, 10, 20 und 50 Mk. ausgestellt werden. Eine spätere Verordnung vom 31. August 1914 hat mit Rücksicht auf die Knappheit des Kleingeldes auch Darlehnskassenscheine

über 1 und 2 Mrk. zugelassen. Der Höchstbetrag der Darlehnskassenscheine, der ursprünglich auf $1\frac{1}{2}$ Milliarden Mark bemessen war, ist durch die Verordnung vom 11. November 1914 auf 3 Milliarden Mark erhöht.

Das Gesetz vom 4. August 1914 betreffend die Aenderung des Bankgesetzes bringt der Reichsbank einige durch den Krieg erforderlich gewordene Erleichterungen in bezug auf Steuerpflicht und Deckungspflicht.

Eine Reihe weiterer Finanzgesetze enthält im Grunde genommen eine Aufhebung des Systems der Goldwährung für die Zeit des Krieges zum Zwecke der Theaurierung des Goldes in der Reichsbank. Durchlöchert war dieses System bereits durch das Gesetz vom Jahre 1909, das Reichsbanknoten zum gesetzlichen Zahlungsmittel machte. Das Gesetz vom 4. August 1914 betreffend die Reichskassenscheine und die Banknoten erweitert diese Bestimmung dahin, daß „bis auf weiteres“ auch Reichskassenscheine gesetzliche Zahlungsmittel sind. Es findet also jetzt ein Zwang zur Annahme von Reichskassenscheinen statt. Bisher war die Reichshauptkasse zur Einlösung der Kassenscheine und die Reichsbank zur Einlösung ihrer Noten verpflichtet. Beide Verpflichtungen sind durch das hier besprochene Gesetz aufgehoben. Durch dieses Gesetz ist ferner bestimmt, daß die Privatnotenbanken zur Einlösung ihrer Noten Reichsbanknoten statt des bisher vorgeschriebenen Goldes verwenden dürfen.

Ein Gesetz vom gleichen Tage betreffend Aenderung des Münzgesetzes beseitigt die Verpflichtung der Reichsbank, Silber- und Kupfermünzen in Gold umzuwechseln. Die Reichsbank kann hiernach die Umwechslung auch in Reichskassenscheinen und Reichsbanknoten vornehmen.

In mancherlei Verträgen ist ausbedungen, daß die Zahlung bestimmter Schulden in Gold erfolgen muß. Besonders häufig findet sich eine derartige Bestimmung bei Hypothekenschulden. Eine Verordnung vom 28. September 1914 bestimmt, daß derartige sogenannte Goldklauseln bis auf weiteres nicht verbindlich sind. Verboten ist ferner der Agiohandel mit Reichsgoldmünzen, um dem Aufkauf von Goldmünzen unter Gewährung eines Aufgeldes (Agio) zwecks Verbringung derselben in das Ausland vorzubeugen. Eine Ausnahme ist nur für den Fall gemacht, daß der Agioanlauf zwecks Abführung der Goldmünzen an die Reichsbank erfolgt.

Eine letzte Kategorie von Kriegsnotgesetzen betrifft die Sicherstellung der Volksernährung durch Einfuhrerleichterungen, Ausfuhrverbote, Beschlagnahmen, Vorratserhebungen, Bestimmungen von Höchstpreisen, Schlachtverbote für Vieh, Regelung der Branntweimbrennerei, des Verkehrs mit Zucker, Backvorschriften und ähnliches mehr. Sehr vieles hiervon stellt nur Halbheiten dar und auch der Rest ist zu einem großen Teil durch den Egoismus der Agrarier und anderer Interessenten wirkungslos gemacht.

Wie vorstehende Uebersicht zeigt, ist es eine recht bedeutende Arbeitsleistung, die in dieser sogenannten „juristischen Mobilmachung“ verkörpert ist. Die Kriegsnotgesetze enthalten neben vielem Unsehbaren auch manche Bestimmungen, die verdienen, in das Friedensrecht aufgenommen zu werden.

Literarische Rundschau.

S. P. Phocas-Cosmetatos, *Au lendemain des guerres balkaniques (Am Tage nach den Balkankriegen)*. Paris 1915. Verlag von Payot & Co. 127 Seiten. Preis 2 Franken.

Es ist gewöhnlich müßig, zu untersuchen, wie es sein könnte, falls die Ereignisse einen anderen Lauf genommen haben würden. Bei den Balkanstaaten aber drängt sich uns diese Frage von selbst auf: es ist, als ob die Geschichte selbst ein eklatantes Beispiel dafür geben wollte, welche Folgen die Politik der herrschenden Klassen hat und wie diese in einer wirklichen Demokratie leicht abwendbar wären. Die Sozialdemokratie forderte bekanntlich die freie Vereinigung aller Balkanstaaten. Niemand wird wohl heute daran zweifeln, daß, wäre diese verwirklicht, der jetzige Weltkrieg, wenigstens aber der neue Balkankrieg vermieden wäre. Da der Balkanbund vernichtet und zwischen Serbien und Bulgarien ein scharfer Gegensatz geschaffen wurde, so verblutet jetzt Serbien und wird schließlich wohl an Bulgarien doch noch die Provinzen abtreten müssen, die es im zweiten Balkankriege gewonnen hat.

Herr Phocas-Cosmetatos, wie es scheint ein Grieche und eifriger Verfechter des Standpunktes der Tripleentente, ist mit dem Resultat der Balkankriege durchaus zufrieden. Er gibt eine knappe Schilderung der wirtschaftlichen, finanziellen und politischen Lage von Albanien, Bulgarien, Griechenland und Serbien nach dem Kriege, wobei er am ausführlichsten bei Griechenland verweilt. Betrachtet man seine Angaben genauer, so zeigen sich die Folgen der Balkankriege, wenn man sie auch nur von finanziellem und wirtschaftlichem Gesichtspunkte aus ansieht, in ganz anderem Lichte. Auf eine sonstige Auseinandersetzung mit dem Autor der angeführten Schrift verzichten wir; nur seine Angaben über die unmittelbaren finanziellen Folgen der Kriege seien hier kurz wiedergegeben.

Einige seiner Angaben stimmen nicht ganz mit denen überein, die wir in anderen Quellen finden. So geben über die Verschiebung des territorialen Umfanges der Balkanstaaten die bekannten D. Hübnerschen Tabellen für 1914 etwas abweichende Zahlen an. Nach diesen war der Flächeninhalt (in 1000 Quadratkilometer):

	Altes Gebiet	Neuerwerbun- g	Sehliges Gebiet
Rumänien	131,35	8,34	139,69
Bulgarien	96,34	17,66	114,00
Serbien	48,30	39,00	87,30
Montenegro	9,08	5,10	14,18
Albanien	—	28,00	28,00
Griechenland	64,66	51,32	115,98
Kreta	8,62	— 49,75	
Türkei	169,30		128,17

Schon daraus geht hervor, daß Griechenland den größten Gewinn gemacht hat. Es hat den wertvollsten Teil Mazedoniens mit den höchst bedeutenden Häfen, Saloniki und Cavalla, erhalten. Dieser Teil Mazedoniens ist fruchtbar und reich an Naturschätzen. Hingegen ist der Epirus in keiner Weise bedeutend; dafür sind die Inseln (Kreta, Mytilene, Chios, Samos, Lemnos, Rikaria, Samothrake) mit ihren 640 000 Einwohnern für den Handel und einige von ihnen auch für die landwirtschaftliche Kultur von Bedeutung.

Demgegenüber stehen folgende passive Posten. Zunächst der Verlust von 7752 Menschen. Die Zahl der Invaliden wird nicht angeführt. Dann stellen sich die Kosten der beiden Balkankriege auf 440,23 Millionen Franken, ungerechnet die mittelbaren Opfer des Schahamtes, wie die Pensionen, deren Kapitalwert auf 100 Millionen geschätzt wird. Hinzu kommen noch der Materialschaden von rund 60 Millionen und der Ausfall der Einnahmen der Jahre 1912 und 1913 im Betrage

von 50 Millionen. Die Kosten, die somit die Kriege verursacht haben, beziffern sich für Griechenland mit 650 Millionen Franken. Ferner hat Griechenland einen Teil der Türkenschuld (Dette publique ottomane) in der Höhe von 120 Millionen übernommen.

Die Kriegsausgaben wurden gedeckt durch Anleihen bei der Banque Nationale de Grèce, durch Requisitionscheine und einen Vorschuß bei Pariser Banken in der Höhe von 30 Millionen Franken. Zu Beginn des Krieges verfügte außerdem der Staat über einen Barvorrat von 92,83 Millionen, so daß die Schuld bloß um 560 Millionen oder um 60 Prozent der früheren Schuld angestiegen ist.

Anfang 1914 gelang es Griechenland in Paris eine fünfprozentige Anleihe von 500 Millionen zum Kurse von 93,25 Prozent aufzunehmen. Rechnet man noch die Kosten der Tilgung (innerhalb 50 Jahren), so steigt die Last dieser Schuld auf 27,388 Millionen Franken an. Von dieser Anleihe hat Griechenland vor dem Kriege nur die Hälfte erhalten und bekommt jetzt Vorschüsse von der französischen Regierung. Was Thocas-Cosmetatos aber nicht berücksichtigt, ist das starke Anwachsen der Rüstungsausgaben, die 1913 fast die Hälfte aller Ausgaben und mit dem Schuldendienst gar 63,6 Prozent der gesamten Staatsausgaben verschlangen. Die Einnahmen aus den Steuern (direkten und indirekten), den Stempeln und den Monopolen reichten nicht aus, um auch nur die Ausgaben des Kriegs- und Marineministeriums zu decken!

Noch schwerer lasten die Folgen des Krieges auf Serbien. Schon der Verlust an Menschen ist hier doppelt so groß wie bei Griechenland, nämlich 15 000. Die Kriegskosten sind hier beinahe so hoch wie bei Griechenland, was aber für das relativ ärmere Serbien eine schwerere Last bedeutet. Die unmittelbaren Kriegsausgaben beliefen sich auf 345 Millionen; der Materialschaden wird mit 100, der Kapitalwert der Pensionen mit 50 Millionen geschätzt. Das Budgetdefizit der Jahre 1912 und 1913 stellt sich auf 35 Millionen Franken; zusammen betragen die Kriegskosten 530 Millionen Franken. Hinzu kommen 70 Millionen zur Wiederherstellung und Organisation der neuen Provinzen und 40 Millionen von der übernommenen türkischen Schuld, so daß die gesamte Kriegslast auf 650 Millionen und die Staatsschuld um 100 Prozent anschwillt. Der Schuldendienst beansprucht in Serbien heute mehr als 20 Prozent der gesamten Ausgaben, die Ausgaben des Kriegsministeriums 25 Prozent, zusammen also 46 Prozent der gesamten Ausgaben oder 73 Prozent der Einnahmen aus den direkten Steuern, Monopolen und Zöllen.

Am ungünstigsten war das Resultat der Kriege für Bulgarien. Es hat die weitaus größten Verluste an Menschen (52 716) zu verzeichnen; außerdem werden 10 000 Invalide gerechnet, die eine jährliche Pension von 10—15 Millionen Franken erhalten. Seine Staatsschuld, die vor dem Kriege 623,2 Millionen betragen hatte, stieg um mehr als 100 Prozent an; der Materialschaden wird auf 385 Millionen geschätzt. Außerdem mußte es eine der besten Provinzen mit rund 300 000 Einwohnern an Rumänien abtreten.

Die Kriegskosten wurden wie folgt gedeckt: 180 Millionen wurden bei der Zentralbank geborgt, für 95 Millionen Schatzbons ausgegeben und 400 Millionen durch Requisitionscheine gedeckt. Zusammen also stellen sich die Kriegskosten, abgesehen von den indirekten Ausgaben, auf 675 Millionen Franken.

Kurz vor dem Ausbruch des jetzigen Krieges erhielt Bulgarien von einem Bankenkonsortium, das aus deutschen, österreichischen, belgischen, holländischen und schweizerischen Banken bestand, einen Vorschuß von 150 Millionen Franken; es wurde abgemacht, daß Bulgarien von ihm auch eine Anleihe von 500 Millionen eventuell erhalten kann. Der Krieg hat aber diese Operation verhindert. Statt einer festen Anleihe erhielt im Februar Bulgarien von deutschen Banken einen neuen Vorschuß von 150 Millionen Franken zu $7\frac{1}{2}$ Prozent Zinsen! Daraus geht schon deutlich hervor, in welcher schwere Lage Bulgarien nach den Kriegen geraten ist.

Wie sich diese Staaten jetzt, nachdem die europäischen Staaten selbst so erschöpft sind, aus dieser schwierigen Lage noch herausarbeiten werden, läßt sich momentan nicht sagen. Als Agrarländer werden sie aus der Preissteigerung der Produkte Vorteil ziehen; dafür werden sie aber sehr hohe Zinsen für ihre Schulden zahlen müssen.

Dr. Hermann Schmidt, Das Eisenbahnwesen in der asiatischen Türkei. Berlin, Franz Siemenroth, 1914. Geheftet 4,50 Mark.

Der Verfasser, aus dem Schülerkreis von Professor Sering-Berlin hervorgegangen, schreibt in erster Linie vom finanztheoretischen Standpunkt aus. Die Arbeit ist äußerst sachlich gehalten; offenbar liegen ihr eingehende Quellenstudien zugrunde, das beweist vor allem das reichhaltige und recht geschickt bearbeitete statistische Zahlenmaterial. Sie ist nicht allein im gegenwärtigen Zeitpunkt von aktuellem politischen Interesse, sie verdient darüber hinaus die Aufmerksamkeit des Wirtschaftsgeographen und des Nationalökonomen. Behandelt sie doch ein Gebiet, in dem sich die Wirksamkeit und die Arbeitsmethode des Finanzkapitals, nachdem dieses sich dem Industriekapital in der allgemein-wirtschaftlichen Entwicklung immer mehr übergeordnet hat, besonders deutlich ausprägt. Gewiß sind die vorderasiatischen Eisenbahnprojekte nicht die ersten Äußerungen des Finanzkapitalismus; aber sie zeigen eine der stärksten Bankgruppen zum erstenmal in größtem Maßstab und in erreichbarer und kontrollierbarer Nähe engagiert. Diese Art der Betrachtungsweise, das Unternehmen der Bagdadbahn als Ausfluß einer bestimmten Ära des Kapitalismus zu charakterisieren und seinen Ursachen und Folgewirkungen nachzugehen, darf man in dem Schmidtschen Buche nicht suchen. Darum war es dem Verfasser nicht zu tun. Immerhin ergeben sich für den vorgebildeten Leser die entsprechenden Folgerungen von selbst aus der Arbeit.

Die Einleitung gibt einen geschichtlichen Ueberblick über die Entwicklung der vorderasiatischen Eisenbahnpläne und -konzessionen von Chesneys erstem Bagdadbahnprojekt bis heute. Sodann werden die wirtschaftlichen Aussichten für Eisenbahnunternehmungen in Kleinasien, Syrien, Armenien und Mesopotamien behandelt. Die Anbaufähigkeit des Bodens, besonders für Weizen und Baumwolle, die Art der Besiedelung — die Türkei hat in den aus Europa durch die Wirren der letzten Jahre vertriebenen mohammedanischen Bauern, den „Muhadschirs“, ein nicht zu unterschätzendes Ansiedlermaterial —, die Melioration des Bodens durch zweckmäßige Bewirtschaftung und Bewässerung, die zunehmende Kaufkraft der Bevölkerung werden ausführlich und unter Hervorhebung einer ganzen Anzahl neuer Gesichtspunkte besprochen. Zu kurz gekommen ist u. E. dabei der Mineralreichtum Vorderasiens, die Petroleum- und Erzlager; man vergleiche z. B. das Interesse, das die deutsche Schwereisenindustrie an den ausgedehnten kleinasiatischen Manganerzfeldern hat, die sie vom russischen Monopol unabhängig machen könnten.

Im Hauptteil des Buches geht der Verfasser auf die einzelnen Eisenbahngesellschaften ein, wobei naturgemäß die Zentralbahn der Anatolischen und Bagdadbahngesellschaft im Vordergrund steht; die übrigen Bahnen, selbst die strategisch wichtige Hehchasbahn, kommen erst in zweiter Linie in Betracht. Ausführlich bespricht der Verfasser die teilweise erst projektierten oder konzessionierten Abzweigungen von der Hauptstrecke der Bagdadbahn, die der Erschließung besonders reicher Gebiete dienen und gewissermaßen die Nahrungszufuhrkanäle für die Hauptlinie darstellen werden. Davon ist bis jetzt fertig nur die wenige Kilometer lange Stichbahn, die nach dem Hafen Alexandria an der Cyprischen Bucht führt. Zwei der auch politisch wichtigeren Seitenabzweigungen seien hier noch genannt, zumal in der öffentlichen Erörterung davon wenig verlautete; das eine Projekt soll von El Heliß aus über Diarbekr und Charput Armenien erschließen; die weitere Fortsetzung würde ihren gegebenen Endpunkt in Trapezunt am Schwarzen Meere finden und würde so die von der Türkei selbst unterdessen schon in Angriff genommene Linie Angora—

Erzerum (Fortsetzung Kars—Tiflis) kreuzen. Das zweite Projekt sieht eine Abzweigung von Sadie am Tigris oberhalb Bagdad nach Chanikn an der persischen Grenze vor, mit späterem Bau einer Anschlußbahn nach Teheran.

Inwieweit durch die gegenwärtig sich vollziehenden Ereignisse Änderungen in der vorderasiatischen Eisenbahnpolitik eintreten werden, steht noch dahin. Selbst abgesehen von mitteleuropäisch-imperialistischen Bestrebungen, scheint geographisch und kulturell die Bagdadbahn die glücklichste, weil natürlichste Lösung. Daher dürfte die vorliegende Arbeit H. Schmidts auch für die nächste Zukunft von Wert sein.

Gg. Engelbert Graf.

Dr. Eduard Pálgi, Chefredakteur, **Deutschland und Ungarn.** (Zwischen Krieg und Frieden, Heft 19.) S. Hirzel, Leipzig. 70 Seiten. 80 Pfennig.

Wir in Ungarn wissen nicht recht, sollen wir lachen oder staunen über den Erfolg dieses Schriftchens in Deutschland. Pálgi hinten, Pálgi vorn heißt es im deutschen Blätterwald. Einflußreiche Zeitungen brachten ausführliche Besprechungen. Und dabei verdienen weder der Mann noch seine Arbeit diese Aufmerksamkeit!

Der Mann? In Ungarn nimmt ihn niemand ernst. Er hat schon in allen politischen und konfessionellen Lagern gestanden. Er war ursprünglich Jude, wurde dann Vorkämpfer der protestantischen Bewegung, um jetzt mit Briefen von katholischen Kirchenfürsten sein „Werk“ zu schmücken. Er war politisch radikal, dann Anhänger der „Los-von-Oesterreich“-Partei, um schließlich als wütender Anhänger Tiszas von der Journalistentribüne in den Sitzungssaal des Parlaments zu springen und dort gegen die Opposition einen Kadav zu machen. Er nennt sich auf dem Titelblatt seines Heftchens „Chefredakteur des Budapester Napló“; das Blättchen ist aber lange vor dem Erscheinen der Broschüre sang- und klanglos eingegangen. Abonnenten hatte es schon lange nicht, es erhielt sich durch Subventionen. . . .

Das Werk? Eine geschickte Dilettantenarbeit, die über die schwerwiegenden Probleme einer Wirtschaftsgemeinschaft zwischen zwei Großmächten mit einigen populären Phrasen hinweggeht und dem in Deutschland gehegten Wunsche in allem entgegenkommt. Einige Sätze werden genügen, den Geist des Heftchens zu kennzeichnen:

„Billiges Bier sollte produziert werden, denn ohne das gibt es, nach sachverständigem Urteil, keine Fabriksindustrie.“ (?) (Seite 22.)

Seite 33 fordert er, Deutschland solle mit 500 Millionen Mark Aktienkapital, welches nur 3 Prozent Zinsen tragen darf, eine Bank zur Förderung des ungarischen Wirtschaftslebens, der ungarischen Industrie gründen! Und so weiter. Die Schwierigkeiten einer Neuregelung der Valuta, eines dreifachen Zollfahes: einer gegen das Ausland, einer gegen Oesterreich, einer gegen Deutschland; einer österreichischen und einer ungarischen Zwischenzolllinie im deutsch-österreichisch-ungarischen gemeinsamen Zollgebiet: all dies löst er im Handumdrehen!

Warum wurde aber Mann und Werk in Deutschland trotzdem so ernst genommen?

In unserem Artikel in Nummer 21 der „Neuen Zeit“ führten wir aus, daß der Plan einer Wirtschaftsgemeinschaft mit Deutschland vorläufig aussichtslos ist. Die halbamtlich absagende Rundgebung des Wiener „Fremdenblattes“, des Organs des Ministers des Aeußeren, welche seither erschienen ist, hat wahrscheinlich weitere Kreise von der Richtigkeit meiner Ansicht überzeugt. Die Popularität des Pálgischen Schriftchens ist wahrscheinlich vor allem dadurch entstanden, daß es zu den ganz wenigen der Wirtschaftsgemeinschaft freundlich gesinnten ungarischen Schriften gehört. Wozu das persönliche Moment kommt: der Verfasser besuchte in Deutschland alle Redaktionen, jeden namhaften Politiker persönlich, gab sich den Anschein, Chefredakteur eines großen Budapester Tageblattes und ein einflußreicher ungarischer Politiker zu sein. . . . Sic itur ad astra! E. Barga.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 21

Ausgegeben am 20. August 1915

33. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Zur Frage eines deutsch-österreichisch-ungarischen Zollverbandes.

Von Sigmund Kaff, Wien.

Seit längerer Zeit schon ist eine Diskussion im Gange, die sich mit der Frage befaßt, wie nach dem Kriege das handelspolitische Verhältnis zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn gestaltet werden solle. Die Diskussion ging zunächst von deutschen Wirtschaftspolitikern aus, weil man in Deutschland von jeher gewohnt ist, jede auftauchende Frage scharf ins Auge zu fassen und von allen Seiten zu beleuchten. In Oesterreich-Ungarn liebt man jedoch derlei öffentliche Auseinandersetzungen nicht und schon gar nicht hinsichtlich so brenzliger Probleme, deren Erörterung geeignet ist, die Leidenschaften zu erregen. Nur Ruhe, Ruhe und Burgfriede — das war das tiefste Bedürfnis unserer Politiker schon vor dem Kriege und der staatsmännische Gedanke der Regierungen und Parteien. Niemand will den anderen in seine Gedanken einweihen — wobei freilich der Mangel an solchen nur zu oft das Geheimnis der Verschwiegenheit ist — und jeder fürchtet sich, daß ihm der andere in die Karten sehen und vielleicht eine falsche darunter entdecken könnte.

Auch die Diskussion über die künftige Handelspolitik wird nicht gerne gesehen und die Interessenten in Oesterreich wie in Ungarn beobachten da eine auffallende Zurückhaltung. Es geschieht dies auf Wunsch der Regierungen, die eine Behandlung des Themas höchstens in abgeschlossenen Konventikeln zulassen wollen, um die Parteien vor einer gegenseitigen Erhitzung zu bewahren. Die Gegensätze zwischen den verschiedenen Interessengruppen sind allerdings nicht gering, entspringen aber im Grunde mehr der eigenen Unklarheit über das Problem und der Ungewißheit über die Zukunft, die der Krieg verhüllt, als der genauen Kenntnis der Sachlage; daher die Furcht vor wirtschaftlicher Benachteiligung. Das Problem ist nämlich im wesentlichen zunächst ein politisches, bei dem hunderterlei Imponderabilien mitschwingen, die man nicht in Bewegung setzen will, um die Leidenschaften nicht zu reizen und damit etwas heraufzubeschwören, was den Absichten und Möglichkeiten der Zukunft präjudizieren könnte. Darum bieten die Regierungen von Wien und Budapest alles auf, um direkt und indirekt die nun einmal entstandene Diskussion einzudämmen und auf ein bestimmtes Geleise zu schieben, in der nicht unbegründeten Voraussetzung, daß der Krieg schließlich ein fait accompli schaffen werde, das weitere unliebsame Auseinandersetzungen zum Teile wenigstens überflüssig machen dürfte.

Aber nicht nur die Regierungen handeln so, auch die Parteien. Sie scheuen davor zurück, ihre Ansichten bekanntzugeben und vermeiden es, sich auf ein handelspolitisches Programm festzulegen, weil sie noch nicht

wissen, wie der Hase dereinst laufen und welche Politik für sie am vorteilhaftesten sein werde. Auch ist es, zumal im östlichen Teile der Monarchie, ein noch heute beliebter taktischer Trick, zur Erreichung eines bestimmten Zweckes anscheinend das Gegenteil zu fordern und so zu tun, als ob man etwas ganz anderes anstreben würde, als jedermann erwartet. Wenn also zum Beispiel Genosse Varga in Nr. 8 der „Neuen Zeit“ mitteilt, daß die ungarischen Agrarier und Industriellen von einem gemeinsamen Zollgebiet nichts wissen wollen, so ist dies nicht so blutig ernst zu nehmen. Die Politiker warten die Stellung der Interessenten ab, und diese schwanken noch, weil ihre Meinungen nicht völlig geklärt sind. Selbstverständlich sind die Agrarier gegen den Abbau der Schutzzölle, und insofern dies durch eine handelspolitische Annäherung zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland zu gewärtigen wäre, auch gegen eine solche Annäherung. Andererseits war die Gewinnung des deutschen Absatzmarktes von jeher ihr Wunsch, dessen Erfüllung nun näher gerückt erscheint. Der letzte Handelsvertrag mit Deutschland sollte den agrarischen Produkten aus Oesterreich-Ungarn die Ausfuhr erleichtern. Daß die Agrarier von dieser Begünstigung nicht den erhofften Vorteil hatten, ist auf ihre ungenügende Leistungsfähigkeit und die deutsche Einfuhr aus Rußland zurückzuführen. Das Defizit an Lebensmitteln in Deutschland und Oesterreich kann aber von Ungarn allein überhaupt nicht gedeckt werden. Dazu bedarf es der Landwirtschaft Rußlands und der Balkanstaaten sowie der Ueberseeländer. Das wissen die Agrarier Oesterreich-Ungarns sehr gut, und darum werden sie, wofern nur sonst die Konkurrenz des Auslandes ihnen vom Leibe gehalten wird, gegen eine engere handels- und zollpolitische Verbindung mit Deutschland sich nicht ernstlich sträuben können. Wie immer der Krieg ausgehen mag, eine dauernde wirtschaftliche Isolierung ist natürlich vollkommen ausgeschlossen. Speziell die Balkanstaaten sind als Abnehmer der in Deutschland und Oesterreich erzeugten Industrieprodukte ebenso wenig zu entbehren wie als Lieferanten von Agrarprodukten. Genau so steht es mit Rußland. Was wollen unsere Agrarier da machen? Soll ihrer Hochschutzzölle wegen ewig mit den Agrarstaaten der Nachbarschaft Krieg geführt, auf den Absatz von Industrieprodukten dahin verzichtet werden? Ihre Machtstellung, so stark sie auch ist, wird die Lebensnotwendigkeiten der deutschen und österreichischen Industrie, die Existenzbedingungen der Zentralmächte nicht noch länger unterbinden können. Kommt es aber zu günstigen Handels- und Zollverträgen mit den Nachbarstaaten, dann werden die Agrarier Oesterreich-Ungarns froh sein müssen, wenn wenigstens die Zollmauer gegen Deutschland abgetragen wird. Ihr heutiges Sträuben kann also bloß taktische Bedeutung haben; nach bekanntem Muster bieten sie so stark vor, daß sie mindestens das von ihrem Standpunkte unbedingt Notwendige jedesfalls zu erreichen hoffen dürfen. Schutzzölle nach außen und nach innen aufrechtzuerhalten, das wird nicht einmal die Macht der Agrarier mehr imstande sein. Im übrigen gibt es noch Kompensationsobjekte, die den Agrariern den Verzicht auf einen Teil des Schutzzolls zu erleichtern und ihre „Verluste“ zu ersetzen vermögen, wie ja überhaupt die Aussichten für sie in der Zukunft auch ohne Hochschutzzoll die denkbar glänzendsten sind.

Anders steht es mit der Industrie. Die wird sich freilich gegen die starke Konkurrenz Deutschlands wehren wollen. Aber zwei in der

Industrie selbst gelegene Umstände werden diesen Widerstand abschwächen.

E r s t e n s : Die Interessen der Industrie sind nicht so gleichartig oder vielmehr noch weniger gleichartig wie die der Landwirtschaft. Die Schwerindustrie will begreiflicherweise von einer Zollermäßigung für deutsche Produkte nichts wissen; und da in dieser Beziehung die Interessen des Eisenkartells mit jenen der schwachentwickelten Industriezweige Hand in Hand gehen, ist der Widerstand nicht zu unterschätzen. Aber außer diesen starken und schwachen Industriezweigen, die von der deutschen Konkurrenz eine Minderung ihres Profits bzw. eine Behinderung ihres Absatzes befürchten, gibt es zahlreiche andere große und wichtige Industriezweige, welche nichts oder wenig zu befürchten haben, so z. B. Glas-, Porzellan-, Stein- und Tonindustrie, dann Holz, Petroleum, Malz, Bier, Leinen, Hüte und anderes. Im übrigen: Was hätten die Eisen- und sonstigen Industriemagnaten in Wirklichkeit zu riskieren? Höchstens eine Beschneidung ihrer Ueberprofite. Geht man die einzelnen Industrien der Reihe nach durch, so wird man finden, daß von einer ernstlichen Gefährdung oder Schädigung durch die deutsche Konkurrenz kaum gesprochen werden kann, wenn man nicht den Tatsachen Gewalt antun will. Um in dieser Beziehung Klarheit zu gewinnen, wäre eine mündliche Expertise erforderlich, die die Aussagen der einzelnen Interessenten, da diese ja nie ihre Geschäftsgeheimnisse preisgeben, an der Hand der Bücher und Bilanzen der zur öffentlichen Rechnungslegung verpflichteten Unternehmungen kontrollierte. Das aber ist praktisch schwer durchführbar, so daß als Behelf für die Beurteilung der Situation hauptsächlich die Ein- und Ausfuhrziffern nebst den Zollsätzen übrigbleiben. Wie unvollkommen und täuschend solche Unterlagen sind, haben gerade die Erfahrungen mit dem Handels- und Zollvertrage vom Jahre 1906 bewiesen. Eine bloß „arithmetische“ Handelspolitik wird nie zum Ziele führen. Am wenigsten jetzt nach den Umwälzungen, die der Krieg bisher schon gebracht hat, und angesichts der noch größeren, die er bringen wird. Soweit eine Differenzierung in der Zollbehandlung von Rohstoffen, Halbzeug und Fertigfabrikaten erforderlich ist, läßt sich dies auch bei einer engeren Handelsverbindung zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn bewerkstelligen.

Ebenso wichtig, wenn nicht wichtiger als die Export- und Importziffern und die Höhe der Zollsätze sind die übrigen Momente, die die Konkurrenzfähigkeit eines Industriezweiges beeinflussen. Damit sind wir bei dem **z w e i t e n** Umstande angelangt, der ein allzuheftiges Sträuben wenigstens bei den österreichischen Industriellen gegen eine Annäherung an Deutschland zurückdämmt. Das ist das unabweisliche Bedürfnis nach einem kräftigeren Rückhalt gegenüber den großen Konkurrenten auf dem Weltmarkte. Dieser Rückhalt ist politisch und insbesondere auch handelspolitisch eben nur durch die Anlehnung an Deutschland zu erzielen. Eine solche Anlehnung ist aber ohne gegenseitige Konzessionen nicht herbeizuführen, und diese Konzessionen können nur wirtschaftlicher Natur sein. Darüber gibt es nach der Sachlage, die die Beendigung des Krieges noch schärfer hervortreten lassen wird, keinen Zweifel. Aber ebenso wenig natürlich darüber, daß die Anlehnung an gewisse Voraussetzungen gebunden und nicht ohne gegenseitige Konzessionen zu erzielen ist. Gewiß wird diese Annäherung viel schwieriger und langsamer vor sich gehen, als im Interesse

Oesterreichs wünschenswert erscheint. Denn sie wird bedingt durch eine Ausglei chung der Unterschiede in der sozialpolitischen, industriell-gewerblichen, finanziellen und speziell der steuerrechtlichen Gesetzgebung. Verkehrsorganisation und Währung sowie alles, was die Bedingungen der Produktion gestaltet, wird einer Reform zu unterziehen sein, die schon längst fällig ist und bei der die österreichischen wie auch die ungarischen Industriellen nur profitieren können.

Aus all diesen Gründen ist ein nicht geringer Teil der österreichischen Industriellen der Ueberzeugung, daß eine engere Verknüpfung der Handelsbeziehungen zu Deutschland anzustreben sei¹, und daß es sich weniger um das „ob“ als um den Grad und Zeitpunkt der Annäherung handle. Schließlich kommt es nicht so ausschließlich auf den Stand und Standpunkt der einzelnen Industriezweige, als vielmehr auf die Bedürfnisse der gesamten Volkswirtschaft an. Die Industrie hat mannigfache Mittel, um eventuelle Nachteile, die durch die deutsche Konkurrenz vielleicht für einige Zweige eintreten konten, zu paralisieren. Kartelle und überhaupt bessere Organisation können so manchen anfänglichen Nachteil in einen Vorteil verwandeln. Nicht die Zolltechnik entscheidet da, sondern die allgemeine Wirtschaftspolitik, wie ja überhaupt immer wieder daran erinnert werden muß, daß das ganze Problem zu einem nicht unwesentlichen Teile auch ein politisches ist, und daß es im Friedensvertrage die Prägung und Signatur erhalten wird, die die besonderen Formen des Handels- und Zollvertrages mit bestimmen werden.

Nicht zu übersehen ist die Tatsache, daß in die Kassandrarufer, welche den Untergang der österreichisch-ungarischen Industrie prophezeien, auch die Stimmen jener Angstmeier sich mengen, welche jede Herabsetzung der Zölle aus fiskalischen Gründen sowie aus solchen des staatlichen Prestiges perhorreszieren. In Oesterreich wie in Ungarn gibt es einen Partikularismus, welcher die Zollautonomie für ein unentbehrliches Requisite und für ein Attribut der staatlichen Souveränität ansieht und deshalb allen Entwicklungstendenzen der Volkswirtschaft zum Trotz die Zollmauern in der ursprünglichen Höhe erhalten, ja womöglich noch erhöhen möchte. Die Ver-

¹ Eine Versammlung des Oesterreichisch-Deutschen Wirtschaftsverbandes zu Wien erklärte am 29. Juli d. J. in einem Beschlusse: „daß eine innige wirtschaftliche Annäherung der zwei verbündeten Reiche stattfinden muß, die vor allem in der möglichsten Annäherung und Uebereinstimmung der wirtschaftspolitischen Gesetzgebung ihren Ausdruck zu finden hat. Insbesondere wäre ein wirtschaftlicher Bündnisvertrag zu schließen, durch welchen die beiden Reiche sich zu einer gemeinsamen Handelspolitik gegenüber anderen Staaten verpflichten, und zwar auf Grund zwischen ihnen nach einem einheitlichen Zollschein vereinbarten Auentartarife, deren Zollsätze nicht durchweg die gleichen sein müssen, sowie auf Grund einer besonderen, im gegenseitigen Einverständnis auch auf andere Staaten ausdehnbaren Vorzugsbehandlung ihres wechselseitigen Verkehrs, wobei dem aus den wirtschaftlichen Verschiedenheiten der zwei Gebiete sich ergebenden besonderen Schutzbedürfnisse einzelner Warengruppen durch Ausgleichszolle Rechnung zu tragen wäre.“

Endlich hält es die Versammlung für dringend geboten, daß die Regierungen des Deutschen Reiches und Oesterreich-Ungarns alsbald in Beratungen über die Einzelheiten und Lösungsformen des in maßgebenden wirtschaftlichen Kreisen der verbündeten Reiche seit Monaten erörterten Problems des handelspolitischen Zusammenschlusses eintreten.“

treter dieser altösterreichischen bzw. altungarischen Staatspolitik glauben den Weltkrieg als ein Argument benützen zu können, um die Abschließung der Staaten zu verschärfen. Weil die Schaffung der europäischen Wirtschaftsgemeinschaft nicht in einem Sprunge erreichbar ist, sollen auch Deutschland und Oesterreich-Ungarn warten, bis alle Nachbarn für den Gedanken reif geworden sein werden. Dabei übersehen diese Staatsretter, daß es sich nicht um die sofortige unvermittelte Zollunion, sondern zunächst nur um die *A n b a h n u n g* einer solchen handelt. Ueber den Grad und das Tempo der Annäherung läßt sich freilich streiten; ein exakter wissenschaftlicher Beweis für die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit einer bestimmten Form des künftigen Handelsverhältnisses zwischen den beiden Zentralstaaten ist nicht zu erbringen. Doch herrscht darüber kaum eine Meinungsverschiedenheit, daß politische Notwendigkeit und wirtschaftliches Interesse ein weites Stück des Weges alle Teile gemeinsam vorwärts führen, und daß die Regelung der Handelsbeziehungen die dereinstige Zollunion vorbereiten helfen muß. Eine Verstärkung und Verlängerung des wirtschaftlichen Separatismus widerspricht den Bedürfnissen und Interessen der gesamten Volkswirtschaft in beiden Staaten.

Vor allem dem Interesse der Arbeiterschaft! Eines ihrer nächsten Ziele ist: Möglichst rasche Herabsetzung der Lebensmittelzölle. Zur Erreichung dieses Zieles wird der Abschluß des Krieges — wie immer er auch ausfallen mag — eine noch nie dagewesene Gelegenheit bieten. Diese einzigartige Gelegenheit auszunutzen, ist ihr gutes Recht und ihre Pflicht, deren Erfüllung sich deckt mit den Beschlüssen zahlreicher Kongresse, auf welchen sie zur Frage der Handelspolitik Stellung nahm. Daß die Durchsetzung dieser programmatischen Forderung zugleich auch die Hinwegräumung einiger Reste der Kleinstaaterie, mancher Verkehrshindernisse und diverser Rückständigkeiten bedeuten würde, ist natürlich nur ein Grund mehr für die Unterstützung jeder Aktion, die die wirtschaftliche Annäherung zwischen den Zentralmächten bezweckt, durch die Arbeiter — auch dann, wenn es sich in der Folge bewahrheiten sollte, daß einige Gruppen der Veredelungsindustrie in ihrer Entwicklung aufgehalten werden würden. Wenngleich jede grundsätzliche Aenderung der Handelspolitik einem Sprung ins Dunkle gleicht, so kann doch in dem vorliegenden Falle nicht bestritten werden, daß die teilweise Zusammenlegung zweier Wirtschaftsgebiete, wie Deutschland und Oesterreich-Ungarn, mit ihren großen Kräften für die industrielle Produktion im allgemeinen von der besten Wirkung auf die gesamte Staats- und Volkswirtschaft, nicht zulezt auch auf die Lage der Arbeiter wäre. Dazu kämen noch besondere Vorteile für letztere in der Form größerer Freizügigkeit, besserer Stabilisierung der Beschäftigung, vermehrter Arbeitsgelegenheit u. a. Jedenfalls überragen für die Arbeiter der Monarchie bei einer handelspolitischen Annäherung an Deutschland die tatsächlichen Vorteile in einem solchen Maße, daß sie einen Zollverband dem heutigen Zustande vorzuziehen alle Ursache haben. Ob dieser Verband mit gemeinsamen Außenzöllen und einer Zwischenzolllinie bestehen soll, ob und in welchem Zeitraum diese Binnenzölle abzubauen, wie hoch die Vorzugszölle für die Waren des Zwischenhandels anzusetzen wären, all das sind Fragen zweiter Ordnung. Ihre Wichtigkeit bewahrt sie vor einer Unterschätzung und Vernachlässigung.

Sie dürfen aber nicht dazu mißbraucht werden, um den Arbeitern einzureden, daß ihr Interesse in der Zollfrage mit dem der Industrie durchwegs einheitlich sei, und daß das Profitinteresse der letzteren auch das Lohninteresse der Arbeiter unbedingt in sich schließe. Wenn Verechter des staatsrechtlichen Partikularismus und gewisse Wirtschaftspolitiker in Oesterreich-Ungarn die Arbeiter mit der Behauptung schrecken wollen, daß die erleichterte Ausfuhr ungarischer Landwirtschaftsprodukte die Ernährung der österreichischen Arbeiter erschweren oder doch verteuern würde, so ist diese Behauptung ebenso wenig ernst und stichhaltig wie die, daß die österreichische Industrie der deutschen Konkurrenz rettungslos erliegen müsse. Als ob ihr jemals ein ärgerer Schaden hätte zugefügt werden können als durch die Agrarpolitik, die die Balkanstaaten in die Arme Rußlands trieb! Darum darf auch die derzeit kühle Haltung der Agrarier und Industriellen in Ungarn — in Oesterreich ist eine solche Ablehnung nicht vorhanden, vielfach trifft sogar das Gegenteil zu — die Arbeiter Oesterreich-Ungarns nicht davon abhalten, die Annäherung an Deutschland in zoll- und handelspolitischer Beziehung zu betreiben. Wenn irgendeine Klasse der Monarchie, so hat die Arbeiterschaft ein klares Interesse daran, aus der Enge der Verhältnisse herauszukommen. Dazu aber würde ein Zollverband wesentlich beitragen, der den Absatzmarkt erweitern und in weiterer Folge auch die sozialwirtschaftlichen Tendenzen und Interessen des Proletariats fördern würde.

Kriegsgeschichtliche Probleme.

Von Fr. Mehring.

In dem Siegesrausche des Jahres 1871 entfuhr einem Festredner — irren wir nicht, in der guten Seestadt Leipzig — das geflügelte Wort: Nun soll uns noch mal einer als „Volk der Denker und Dichter“ verkehren. Der unfreiwillige Scherz wurde damals viel belacht, doch zeigte sich im Laufe der Jahrzehnte, daß in dem verunglückten Festredner immerhin ein Stückchen von einem Propheten steckte. Besonders was in dem gegenwärtigen Kriege die deutschen Poeten und Professoren geleistet haben, wird allerdings die deutsche Nation nirgends und unter keinen Umständen in den Verdacht bringen, vor anderen Nationen ein „Volk der Denker und Dichter“ zu sein.

Und die Poeten haben diesen Anspruch vielleicht noch gründlicher vernichtet als die Professoren. Wir denken dabei gar nicht einmal an die massenhafte Produktion von Kriegsgedichten, die an jedem neuen Tag auf-tauchen, um am nächsten Tage schon vergessen zu sein. Das ist ein leidiges Uebel, das man mit in den Kauf nehmen kann, da es nicht mehr kostet als Druckerschwärze und Papier. Aber wirklich bemerkenswert ist, daß auch Dichter, denen man nicht das Recht bestreiten kann, sich so zu nennen, die Dehmel und Hauptmann und Holz und wie sie sonst heißen, in ihrer Kriegspoesie so gänzlich versagen, versteht sich ästhetisch, und nicht etwa politisch versagen. Denn es kommt nicht darauf an, ob sie sich so oder so zum Kriege stellen, sondern ob sie den ungeheuren Leidenschaften, die dieser Krieg entfesselt, in der einen oder der anderen Weise das gestaltende Wort

zu leihen wissen. Daran fehlt es gänzlich. Sie bringen es nicht über die bizarre Laune hinaus, die sich abquält, „originell“ zu sein, denen zur Rechtfertigung, die von jeher in der „Moderne“ niemals das strahlende Morgenrot einer aufsteigenden, sondern höchstens die melancholische Abendröte einer absteigenden Kultur erblickt haben.

Ein rechtes Muster dieser Gattung ist das Büchlein: Friedrich und die große Koalition, das Thomas Mann kürzlich veröffentlicht hat. Der Verfasser der „Buddenbrooks“ ist sicherlich ein Dichter, der bisher einige Ansprüche erheben durfte, aber um so schlimmer für ihn, wenn er in seinem Beitrage zur literarischen Würdigung des Krieges nicht einmal den bescheidensten Ansprüchen gerecht zu werden weiß. Aus Mangel an wirklichem Geistesreichtum gefällt er sich in einer „Geistreichigkeit“, die jeden Leser, dem die sinnliche Sprache des wirklichen Lebens noch nicht versagt ist, auf die Dauer einfach rädert. Dabei läuft die „poetische“ Gestaltung seines Stoffes auf die Wiederaufwärmung des verschliffensten Anekdotentrums hinaus, wie er selbst in den patriotischen Schulbüchern nicht mehr geduldet wird: auf die Verachtung, die Friedrich der Pompadour bezeigt, und den schwesterlichen Gruß, den ihr Maria Theresia gesandt haben soll und was dergleichen Ursachen der „großen Koalition“ mehr sind.

Interessant ist aber die „originelle“ Wendung, die Thomas Mann den alten Scharfeten gibt. Er gesteht zu, daß der alte Fritz bei alledem ein höchst fragwürdiger Genius und im Grunde ein recht unleidlicher Gefelle gewesen sei, aber so sagt er: „Er war ein Opfer. Er mußte unrecht tun und ein Leben gegen den Gedanken führen, er durfte nicht Philosoph, sondern mußte König sein, damit eines großen Volkes Erdensehnen sich erfülle.“ Und weiter heißt es: „Deutschland ist heute Friedrich der Große. Es ist sein Kampf, den wir zu Ende zu führen, den wir noch einmal zu führen haben. Die Koalition hat sich ein wenig verändert, aber es ist sein Europa, das im Haß verbündete Europa, das uns nicht dulden, das ihn, den König, noch immer nicht dulden will, und dem noch einmal in zäher Ausführlichkeit, in einer Ausführlichkeit von sieben Jahren vielleicht, bewiesen werden muß, daß es nicht angängig ist“ — Wustmann würde sagen: nicht angeht — „ihn zu beseitigen. Es ist auch seine Seele, die in uns aufgewacht ist, diese nicht zu besiegende Mischung von Aktivität und durchhaltender Geduld, dieser moralische Radikalismus, der ihn den andern so widerlich zugleich und entfeßlich, wie ein fremdes und bösesartiges Tier, erscheinen ließ.“ Und in diesem Gallimathias geht es weiter.

Nun ist Thomas Mann so „geistreich“, daß nur die „geistreichsten“ Blätter der bürgerlichen Presse, wie das „Berliner Tageblatt“, seinem dichterischen Schwunge gewachsen sind und ihn lobpreisen. Andere, wie der „Hamburgische Korrespondent“, urteilen wie der alte Feldmarschall Mollendorff über Scharnhorsts Reformen: „Das ist vor mir zu hoch“. Sie erkennen zwar an, daß Thomas Mann „turmhoch erhaben sei über die fatalen Stribenten eines gesuchten und unlauteren Patriotismus“, aber sie tadeln, daß er „in seinem schriftstellerischen Hochmut sich der Sünde wider den Geist des großen Königs schuldig gemacht habe, die ihm Friedrichs Erben und Söhne nicht verzeihen können“.

In diesen Streit wollen wir uns nicht mischen. Dagegen enthält der Versuch Thomas Manns, die große Koalition von 1914 aus der großer

Koalition von 1756 zu erklären, insofern ein Körnlein Salzes, als sich, wenn anders die kapitalistische Entwicklung des innern historischen Zusammenhanges nicht entbehrt, gewisse Vergleichspunkte zwischen dem Weltkriege des achtzehnten und dem Weltkriege des zwanzigsten Jahrhunderts ergeben müssen. Sie liegen freilich tiefer oder, wenn man so will, höher als wo Thomas Mann sie sieht, indem er den preußischen König von ehedem und die deutsche Nation von heute „widerlich und zugleich entsetzlich“, „wie ein fremdes und bössartiges Tier“ erscheinen läßt. Aber um so eher wird es sich lohnen, ihnen nachzuspüren und aus dem Spiegel der Vergangenheit einige Erkenntnis für die Probleme der Gegenwart zu gewinnen.

I.

Will man den Weltkrieg des achtzehnten Jahrhunderts richtig beurteilen, so muß man bis auf die Wurzel die Anschauung ausrotten, als sei der preußische König Friedrich sein Held gewesen, der durch den Widerstand gegen eine „große Koalition“ „eines großen Volkes Erdensehnen“ erfüllt habe. Man mag die diplomatischen und kriegerischen Fähigkeiten Friedrichs so hoch schätzen wie man will: das Ergebnis des Siebenjährigen Krieges war für den preußischen Staat und mittelbar für ganz Deutschland nichts anderes, als jene Abhängigkeit von Rußland, deren unermessliches Leid sich der deutschen Nation so tief eingepreßt hat, daß noch im Beginn des gegenwärtigen Weltkrieges die Parole des „Kampfes gegen den Zarismus“ eine lobende, wenn auch keineswegs erleuchtende Begeisterung hervorrief. Um dieses Ergebnisses willen hätte es sich wahrhaftig gelohnt, die Kriegsfadel in drei Weltteilen zu entzünden.

Spielt man die Frage selbst nur einmal auf das Gebiet der persönlichen Heldenverehrung hinaus, was natürlich nicht unsere Sache ist, so bietet der Siebenjährige Krieg immerhin ganz andere Helden, als den preußischen König. Schon in seinen Vorstadien treten zwei Männer auf, die heute noch mit dem Klange ihrer Namen weltweite Ausichten eröffnen. In den nordamerikanischen Grenzstreitigkeiten zwischen englischen und französischen Ansiedlern hatte die englische Ohiogesellschaft ihren Feldmesser George Washington beauftragt, große Wiesen im Ohiobeden zu besetzen; mit Hilfe von 150 Milizen, die er als Oberst befehligte, errichtete Washington ein Pfahlwerk, doch wurde er bald durch die französische Uebermacht vertrieben. Als die englische Regierung, um die Schmach zu rächen, ein paar Regimenter hinübersandte, die, schlecht ausgerüstet und schlecht geführt, im Alleghany-Gebirge einmal dem Verhungern nahe waren, wurden sie wenigstens vor diesem jämmerlichen Ende durch Benjamin Franklin gerettet, der in Philadelphia 300 Pfund gesammelt und dafür Schlachtvieh und sonstige Lebensmittel für die englischen Truppen erworben hatte.

Ein anderer Held des Siebenjährigen Krieges, mehr von abenteuerlich-romantischem Schlage, war jener Robert Clive, der, hoffnungsloser und von seiner Familie aufgegebener Tunichtgut, als armseliges Schreiberlein im Dienste der ostindischen Kompagnie nach Madras abgeschoben worden war und nach zweimaligen Selbstmordversuchen den Beruf in sich entdeckte, Indien mit seinen märchenhaften Schätzen für sein englisches Vaterland zu erobern. Den entscheidenden Schlag führte er in der Schlacht bei Plassey,

fünf Tage nach der Schlacht bei Kolin, in einer Schlacht, die nicht nur in ihren weltgeschichtlichen Folgen, sondern auch als rein militärische Leistung weitaus alle Siege Friedrichs übertrahlt. Bei Plassen schlug Olive mit 3000 Mann ein Heer von fast 60 000 Mann indisch-französischer Truppen in wilde Flucht, aber wenn jedes Schulkind von Kolin zu erzählen weiß, so wird Plassen selbst in der Darstellung, die gelehrte Historiker von dem Siebenjährigen Kriege gegeben haben, höchstens nebenbei oder auch, wie selbst von Carlyle, gar nicht erwähnt.

Den wirklichen Charakter des Siebenjährigen Krieges hat William Pitt, der ebenfalls in der Geschichte ungleich tiefere Spuren hinterlassen hat als Friedrich, in dem Worte zusammengefaßt, Deutschland sei das Schlachtfeld gewesen, auf dem die Lose über Nordamerika und Ostindien geworfen worden seien. Diese trockene Erkenntnis des englischen Ministers steht unendlich hoch über der tiefsinnigen Weisheit des Meisters Rante, Friedrich sei in den Siebenjährigen Krieg geraten, weil er eine französische Invasion in Deutschland habe hindern wollen, was Schüler Sybel dann noch viel tiefsinniger dahin vertieft hat, daß der preußische König die furchtbaren Gefahren des Siebenjährigen Krieges auf sich genommen habe, damit Belgien und insolgedessen das linke Rheinufer nicht französisch werde.

So etwas schrieb der weiland Generaldirektor der preußischen Staatsarchive zusammen, während er gar nicht einmal in diesen Archiven zu forschen, sondern nur die längst veröffentlichte *Histoire de mon temps* des Königs aufzuschlagen brauchte, worin es wörtlich heißt: „Man braucht nur eine geographische Karte in die Hand zu nehmen, um sich zu überzeugen, daß die natürlichen Grenzen dieser Monarchie (nämlich der französischen) sich bis zum Rhein auszudehnen scheinen, dessen Lauf ausdrücklich geregelt zu sein scheint, um Frankreich von Deutschland zu trennen, ihre Grenzen zu bezeichnen und als Schranke ihrer Herrschaft zu dienen.“ So schrieb der König im Jahre 1746, und zehn Jahre später soll er sich in einen verheerenden Krieg gestürzt haben, um das linke Rheinufer vor der französischen Habgier zu schützen!

Aber auch Rante, jener „unvergleichliche“ Historiker, dessen ideologische Geschichtsauffassung heute noch mit Vorliebe gegen den historischen Materialismus ausgespielt wird, stellte die Dinge einfach auf den Kopf, wenn er behauptete, Friedrich sei in den Siebenjährigen Krieg geraten, weil er eine französische Invasion in Deutschland habe hindern wollen. Genau das Gegenteil ist richtig. Friedrich geriet in den Siebenjährigen Krieg, weil sein Versuch scheiterte, die Franzosen zu einem Einbruch in Deutschland zu veranlassen.

Sobald sich der amerikanische Interessenkonflikt zwischen England und Frankreich zuspitzte, entbot Friedrich eines schönen Tages im Frühjahr 1755 den französischen Gesandten in Berlin nach Potsdam und sagte ihm, absichtlich in formlos abgerissener Weise: „Wissen Sie, mein Herr, welchen Entschluß ich in der gegenwärtigen Lage fassen würde, wenn ich der König von Frankreich wäre? Ich würde, sobald die Engländer eine Feindseligkeit gegen Frankreich begingen, wie sie es im Mittelmeer getan haben sollen, ein beträchtliches Truppentorps nach Westfalen marschieren lassen, um es unverzüglich in das Kurfürstentum Hannover zu werfen. Das ist das

sicherste Mittel, diesem — die Flötentöne beizubringen.“ Sprachs und ließ den verblüfften Gesandten stehen, der in seinem Bericht nach Versailles das „kavaliermäßige Epitheton“ unterdrückte, womit Friedrich seinen königlichen Oheim von England beehrt hatte. Daß er sich sonst aber nicht verhält hat, ergibt die schriftliche Instruktion, womit der König den preussischen Gesandten in Paris anwies, „von sich aus“ der französischen Regierung den Marsch nach Hannover zu empfehlen.

Man darf nun freilich nicht annehmen, daß der König schlechter dasteht, weil er nicht von den „nationalen“ Motiven geleitet worden ist, die ihm die Ranke und Sybel unterschieben. Hätte er sich von solchen Motiven leiten lassen — was nach Lage der Dinge tatsächlich ausgeschlossen war —, so hätte er den Don Quichotte seiner Zeit gespielt. Was er wirklich tat, machte seinem politischen Blick alle Ehre; er schlug den einzigen Weg ein, auf dem verhindert werden konnte, daß ein europäischer Brand aus der Kriegsflamme entstehen konnte, die sich im amerikanischen Walde entzündet hatte.

II.

Bis zum Ausbruch des Siebenjährigen Krieges schwebte das europäische Gleichgewicht zwischen dem Dreiverbände England-Oesterreich-Rußland und dem Zweiverbände Frankreich-Preußen.

Wenn man die diplomatischen Akten der Zeit durchmustert, wie sie seitdem schiffelweise aus den Archiven herausgeschaufelt worden sind, so steht man inmitten eines sich unablässig durchkreuzenden Netzes von Intrigen und Kabbalen, in denen es fast unmöglich scheint, einen vernünftigen Zusammenhang zu entdecken, bis man schließlich dahinter kommt, daß all dies Behorchen und Espionieren und Bestechen, daß all die Günstlings- und Mätressenwirtschaft, daß alle die großen und kleinen Palastrevolutionen sich gegenseitig aufheben und die historischen Existenzbedingungen der Staaten sich schließlich mit unwiderstehlicher Gewalt durchsetzen. Mitunter verkörperte sich diese gegenseitige Aufhebung in einer einzelnen Person, wie dem russischen Großkanzler Bestuschew, der sich mit musterhafter Unparteilichkeit von allen auswärtigen Mächten gleichmäßig bestechen ließ, aber eben deshalb schon nichts anderes tun konnte und tat, als was ihm die russischen Interessen vorschrieben.

Rußland war damals mit Oesterreich aufs engste verbunden durch dieselben Fragen, die sie heute zu Todfeinden machen. Noch versperrte das osmanische Reich den Zugang zur unteren Donau und zum Schwarzen Meere; noch errang es Siege über die christliche Welt und konnte nur durch eine gemeinsame Aktion in Schach gehalten oder gar bezwungen werden. Mit England wieder war Rußland dadurch nahe verknüpft, daß es von ihm so gut wie alle Industrie- und Kolonialwaren bezog, während für England, das noch kein indisches Reich und in Amerika nur spärliche Kolonien besaß, der Ostfeehandel eine Lebensfrage war. England und Oesterreich endlich waren durch die Blut- und Feuertausende langjähriger Kriege gegen die französische Vorherrschaft in Europa zu engen Bundesgenossen geworden, so daß Oesterreich bei den britischen Historikern und Parlamentsrednern schon sprichwörtlich der „alte Alliierte“ hieß; mit geringen Unterbrechungen hatten sie fast ein Vierteljahrhundert, von 1689 bis 1713 gegen Ludwig XIV. Schulter an Schulter gekämpft; in dem österreichischen Erbfolgekriege von

1741 bis 1748 hatten sie gemeinsam den französischen Angriff auf Oesterreich zurückgeschlagen.

Jedoch Frankreich behauptete noch immer die erste Stelle in Europa. Es hatte manches verloren, und die Spuren inneren Verfalls traten so sichtbar hervor, daß Lord Chesterfield schon im Jahre 1753 das berühmt gewordene Wort niederschreiben konnte: „Alle Anzeichen, die je in der Geschichte als Vorläufer großer Revolutionen vorgekommen sind, finden sich jetzt in Frankreich und mehren sich täglich.“ Aber dennoch — groß war die Macht Frankreichs noch immer. In Kanada wie in Indien bot es weit aus den Engländern die Spitze. Dem erobernden Vordringen des russischen Bären klopfte es überall nachdrücklich auf die Lagen: in Schweden, wo das Bündnis Richelleus mit Gustav Adolf noch nachwirkte, in Polen, wo die Wahl eines französischen Prinzen zum König auf der ständigen Tagesordnung stand; in der Türkei, wo der französische Diplomat und der französische Kaufmann am meisten galten. In Italien hielt das Haus Bourbon dem Hause Habsburg-Lothringen mindestens das Gleichgewicht, und nun gar in Deutschland war es ihm überlegen.

Von jeher hatte sich hier der politische und religiöse Protestantismus mit Frankreichs Hilfe behauptet, und wenn auch der Versuch Frankreichs, in dem Kriege von 1741 bis 1748 mit Hilfe deutscher Fürsten die österreichische Macht zu zertrümmern, mißlungen war, so hatte Frankreich ihr doch einen neuen furchtbaren Feind geschaffen, der die Wiener Hofburg in ewiger Angst und Sorge erhielt: die neue Großmacht Preußen. Nur mit französischer Hilfe hatte der König Friedrich Schlesiens erobert, dem Hause Habsburg die wertvollste Provinz entreißen können; Friedrich selbst hielt sein Bündnis mit Frankreich für so unlöslich, daß er Elsaß-Lothringen und Schlesien mit zwei Schwestern verglich, von denen die eine den König von Frankreich und die andere den König von Preußen geheiratet habe. So stand dem Dreiverbände England-Oesterreich-Rußland der Zweiverband Frankreich-Preußen gegenüber.

Seit der Eroberung Schlesiens galt Preußen als die fünfte Großmacht. Nicht als ob es sich an Bevölkerungsziffer oder an Flächeninhalt, nun gar bei seinen zerrissenen Grenzen, mit einer der übrigen Großmächte hätte messen können; darin war ihm jede der anderen mindestens um das Dreifache überlegen. Aber gerade wenn man einen Blick auf die Zusammensetzung der an sich nahezu winzigen Bevölkerungsziffer von 4 200 000 Menschen wirft, fängt man an zu begreifen: während sonst 10 000 Soldaten auf eine Million Einwohner als das höchste Maß militärischer Leistungsfähigkeit galten, unterhielt Preußen ein stehendes Heer von 150 000 Mann, also nahezu das Vierfache der sonst irgend für die Lebens- und Leistungsfähigkeit der Bevölkerungen als zulässig erachteten Zahl.

Und dieses Heer war für den Krieg ausgerüstet wie kein anderes. Als der Siebenjährige Krieg ausbrach, befanden sich im preußischen Kriegsschatz an barem Gelde über 16 Millionen Taler, was nach der Meinung des Königs für drei Feldzüge ausreichte. Für jeden Infanteristen war eine Uniform in Reserve, für die Artillerie Munition auf zwei Feldzüge vorhanden. Bei der entscheidenden Bedeutung, die damals die Magazinverpfllegung hatte, wurde soviel Getreide und Mehl aufgespeichert und beständig

frisch erhalten, daß 100 000 Mann auf 18 Monate verpflegt werden konnten; damit sich diese Vorräte rasch und ohne Mühe verwenden ließen, waren die Magazine längs der großen Ströme und in den Festungen angelegt. Die Festungen hatten für die damalige Kriegführung eine ungleich größere Bedeutung als für die heutige; Friedrich verglich sie mit mächtigen Nägeln, die die Provinzen des Staates zusammenhielten. Namentlich Schlesien verwahrte er mit diesen Bollwerken: Kosel, Reife, Glatz und Schweidnitz in erster, Brieg, Breslau und Glogau in zweiter Linie. Die schlesischen Festungen sicherten die neue Eroberung gegen feindliche Angriffe; sie boten zugleich feste Stützpunkte bei einem eigenen Angriff auf Böhmen und Mähren.

So konnte die jüngste und kleinste der Großmächte binnen sechs Tagen — denn länger dauerte die preußische Mobilmachung nicht — ein Heer auf die Beine bringen, dem keine der älteren und so ungleich größeren Großmächte binnen gleicher Frist und in gleicher Schlagfertigkeit eine ebenbürtige Macht entgegenstellen konnte. Es war nicht übertrieben, wenn der König seinen Generalen sagte: „Ein General, der bei anderen Völkern vorverwegen passiret, tut bei uns nur, was nach den ordinären Regeln erfordert wird, er kann alles, was Menschen zu exekutiren möglich ist. Unsere Truppen sind so trefflich und so agil, daß sie sich in einer Zeit von Nichts en bataille formieren, und man kann fast niemals von einem Feinde überfallen werden, weil ihre Bewegung sehr schnell und geschwind ist. Wollet ihr euch des Schießgewehrs bedienen: welche Truppen machen ein so starkes Feuer wie die unsrigen? Die Feinde sagen, daß man vor dem Rachen der Hölle stände, wenn man gegenüber unserer Infanterie stehen müsse. Wollet ihr, daß unsere Infanterie nicht anders als mit dem Bajonett attaquieren soll: welche Infanterie wird besser als sie, mit einem starken Antritt, ohne zu wanken, an den Feind marschieren?“ Und so weiter. Aber so berechtigt der Stolz des preußischen Königs auf sein Heer sein mochte, so wirkte dies stets kriegsbereite Heerlager in der Mitte Europas begreiflicherweise ganz anders auf die Nachbarstaaten. Für sie war es eine stete Quelle der Beunruhigung.

Der Göttinger Historiker Mag Lehmann, ein gründlicher Kenner der preußischen Heeresgeschichte, sagt darüber: „Darf man sich wundern, daß über die Nachbarn eine sonderbar aus Achtung, Grauen und Erbitterung gemischte Empfindung kam?“ In Deutschland selbst steigerte sich diese Empfindung zu offenbarster Abneigung. Selbst Treitschke verwahrt sich gegen die beschönigende Redensart, der „tiefe Haß der Nation“ gegen den preußischen Militarismus sei nichts als verhaltene Liebe gewesen. „Nur der dröhnende Gleichtritt der Potsdamer Riesengarde, der barsche Kommandoruf der Offiziere und das Jammergeschrei der durch die Gasse gejagten Deserteure klang aus der dumpfen Stille des großen Rerters ins Reich hinüber.“ Klassische Zeugen für dieses Verhältnis sind namentlich auch unsere Klassiker; Herder und Klopstock wurden preußische Militärflüchtlinge, und es ist bekannt, was Lessing über das „sklavischste Land“ in Europa und nun gar Windelmann über den „preußischen Despotismus“ zu sagen hatte, der ihm die Haut vom Wirbel bis zur Zehe schaudern machte.

In der Tat setzte das preußische Heerwesen jener Zeit eine Erniedrigung und Verknechtung der Bevölkerung voraus, die, wenn man von dem halb barbarischen Rußland absieht, in Europa sonst nicht mehr möglich war.

Das schlagendste Beispiel dafür bietet Oesterreich, dessen Heeresgeschichte von 1746 und 1756 unter diesem Gesichtspunkte von besonderem Interesse ist. Da Oesterreich den Krieg von 1740 bis 1748, der sein Dasein bedrohte, glücklich überstanden hatte, so trachtete es mit allen Kräften danach, auch den einzigen Verlust wieder einzubringen, den es in diesem Kriege erlitten hatte, nämlich Schlesien. Und es warf sich mit aller Kraft darauf, das preußische Heerwesen nachzubilden, das österreichische Heerwesen auf eine — nach den Begriffen und Möglichkeiten der damaligen Zeit — gleich hohe Stufe der technischen Vollkommenheit zu bringen. Aber diese Bemühungen stießen auf einen unüberwindlichen Widerstand; es erwies sich als unmöglich, namentlich das preußische Kantonsystem durchzusetzen, das die Massen der bäuerlichen Bevölkerung recht- und willenlos der grausamen Herrschaft der Fuchteln und Spießruten unterwarf.

Bezeichnend, wenn auch keineswegs entscheidend, war schon der Widerstand der Kaiserin Maria Theresia. So brennend ihr Verlangen nach der Wiedereroberung Schlesiens war, so konnte sie sich nicht entschließen, neben dem drückenden Geldzoll noch einen furchtbaren Blutzoll zu erheben; sie betrachtete es als eine Art Sklaverei, Gesundheit und Leben ihrer Untertanen dem Belieben von Hauptleuten und Obersten preiszugeben; besonders stieß sich die glückliche Mutter von sechzehn Kindern an dem geplanten Zölibat der kantonspflichtigen Mannschaft, „sintemalen die Ehe das einzige sei, was dem gemeinen Manne Freude und Lust mache“. Nun mußte die Kaiserin zwar der „Staatsräson“ weichen, aber die „Staatsräson“ scheiterte schon bei dem ersten Versuche, sich durchzusetzen. Es blieb für das österreichische Heer bei der ausländischen Werbung allein, die ebenso kostspielig wie unsicher war; daß Gerät und Waffen über das Notwendigste hinaus angeschafft, ein Kriegsschatz gesammelt, Festungen ausgebaut und Magazine angelegt wurden, war bei der drückenden Finanznot des Staates völlig ausgeschlossen. So konnte Oesterreich auf eigene Faust an keinen neuen Waffengang mit Preußen denken und mußte sich nach Bundesgenossen umsehen.

Bei Rußland, das in Preußen einen gefährlichen Nebenbuhler um die polnische und schwedische Erbschaft sah, hatte es schnellen Erfolg. Bereits im Jahre 1746 schlossen beide Mächte ein Defensivbündnis; sie wollten sich gegenseitig mit 60 000 Mann unterstützen, wenn der König von Preußen eine von ihnen oder Polen angriffe. Seitdem hatte das Anwachsen der preußischen Macht in Petersburg immer mehr beunruhigt; es kam zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen, und im Mai 1753 erklärte es der russische Senat nach zweitägiger Beratung für eine „beständige Staatsmaxime“ des Reichs, „sich nicht allein allem ferneren Anwachsen der preußischen Macht zu widersetzen, sondern auch die erste bequeme Gelegenheit zu ergreifen, um das Haus Brandenburg durch eine überwiegende Macht zu erdrücken und in seinen vorigen mittelmäßigen Stand wieder zu versetzen.“ Auf Rußland konnte Oesterreich also rechnen, allein auch damit war ihm noch nicht geholfen. Denn die russische Macht wollte damals noch nicht so sehr viel bedeuten. Der Mittelpunkt des Reiches war von der Bühne der abendländischen Politik weit entfernt, und die Straßen, die dahin führten, waren schlecht; das Beamtentum war bestechlich und liederlich, das Heer

langsam und schwerfällig und zumal gerade durch eine Umgestaltung lahmgelegt; vor allem waren die Staatseinnahmen so gering und unsicher, daß ohne fremde Subsidien an keine Kriegführung zu denken war. Oesterreich aber bedurfte weit mehr der Subsidien, als daß es sie an Rußland zahlen konnte.

Diesem entscheidenden Mangel konnte nun freilich England abhelfen. Aber England sah, so unfreundlich seine Beziehungen zu Preußen waren, doch immer in Frankreich den Hauptfeind und hatte die triftigsten Gründe, sich nicht der österreichischen Auffassung zu bequemen, die in dem unmittelbaren Angriff auf Preußen das Heil sah, um so weniger, als Oesterreich erklärte, in einem Kriege mit Frankreich könne es England nicht unterstützen, mit dem preußischen Nachbar im Rücken. „So lange die große Glocke, das Geld Englands, nicht erklingen wird“, hielt sich der preußische König gegenüber allen österreichisch-russischen Zettelungen für gesichert und brauchte auch nichts zu befürchten.

Bedenklich wurde die Lage erst, wenn ein Krieg zwischen England und Frankreich ausbrach. Allein auch diese Gefahr ließ sich beschwören, wenn es ein Kolonial- und Seekrieg war. Und zu mehr brauchte der Krieg nicht zu führen, der wegen der amerikanischen Kolonien beider Mächte auszubrechen drohte. In Europa hatte England nur eine verwundbare Stelle: das Kurfürstentum Hannover, das mit ihm durch Personalunion verbunden war und ein Einfallstor englischer Waren auf das europäische Festland bildete. Bemächtigte sich Frankreich durch einen raschen Handstreich dieses englischen Außenpostens, was es ohne jede Gefahr und Mühe tun konnte, so war mit aller Sicherheit zu erwarten, daß England seine ganze Kraft in den Krieg auf den Meeren und in den Kolonien werfen würde.

Daraus erklärt sich, daß der preußische König seinen französischen Verbündeten aufforderte, ein deutsches Land zu besetzen. Es geschah, um den europäischen Frieden zu sichern, eine Absicht, die ihn als verständigen Politiker erscheinen läßt, während die Rante und Sybel einen flackernden Phantasten aus ihm machen. Es ist die gerechte Strafe aller Geschichtsfälschung, daß sie am härtesten die straft, die sie verherrlichen will.

III.

Frankreich ging jedoch auf Friedrichs Vorschlag nur so weit ein, als es ihm zumutete, selbst Hannover zu besetzen. Es betrachtete den preußischen König einigermaßen als seinen Vasallen und verlangte nun den Gegendienst dafür, daß es ihm Schlesien verschafft hatte. Darauf konnte Friedrich unmöglich eingehen, selbst wenn Dankbarkeit in der Politik für ihn oder seine Zeitgenossen überhaupt ein Begriff gewesen wäre. Sobald er Hannover besetzte, machte er die englischen Subsidien für Oesterreich und Rußland looser; er hatte dann drei große Mächte auf dem Halbe, und aus früheren Erfahrungen wußte er zur Genüge, daß, wenn Not an den Mann kam, Frankreich zuerst an sich und sehr in zweiter Reihe an ihn denken würde, was übrigens durchaus auf Gegenseitigkeit beruhte.

Ueber diesem Hin und Her wurde der günstige Augenblick für die Besetzung Hannovers verpaßt. Hätte sich die englische Regierung vermutlich darein gefügt, wenn ihr Hannover auf einen Schlag weggeklapert worden wäre, so dachte sie doch nicht daran, es preiszugeben, wenn ihr Zeit gelassen wurde, es zu sichern. Lastende Versuche, den preußischen König für einen

Neutralitätsvertrag zu gewinnen, lehnte dieser mit lebhafter Entrüstung ab, denn Frankreich vor den Kopf stoßen wollte er auf keinen Fall. Aber die englische Regierung verstand, ihn willfährig zu machen. Durch Vertrag vom 30. September mietete der englische Gesandte in Petersburg 55 000 russische Hilfstruppen für jährlich 500 000 Pfund Sterling während ihres Dienstes und 100 000 Pfund während der Wartezeit. Wenige Tage darauf beschloß der russische Staatsrat die Anordnung der Kriegsbereitschaft, um unverzüglich ins Feld ziehen zu können, sei es, daß Preußen einen Verbündeten Rußlands, sei es, daß einer dieser Verbündeten Preußen angreifen wolle.

Sobald der englische Staatssekretär dem preußischen Gesandten in London die offizielle Mitteilung von dem mit Rußland geschlossenen Vertrage gemacht, aber sich nach wie vor zu einem Neutralitätsvertrage bereit erklärt hatte, gab Friedrich nach. Er schloß am 15. Januar 1756 mit England die Westminsterkonvention, worin beide Teile sich verpflichteten, jede fremde Macht, die ihre Truppen unter irgend welchem Vorwande nach Deutschland einrücken lasse, gemeinsam an diesem Friedensbruch zu hindern. Damit war Hannover den Russen, aber auch den Franzosen versperrt.

Friedrich vermochte nun nicht den Franzosen und England nicht den Russen die Konvention schmachhaft zu machen. Diesen günstigen Augenblick erfaß der österreichische Staatskanzler Kauniß, um hüben wie drüben das Eisen zu schmieden, solange es heiß war. Am 13. März 1756 ließ er in Petersburg anfragen, ob die Zarin Elisabeth einen österreichischen Angriff gegen Preußen unterstützen wolle, bis zu welcher Zeit sie ihre Truppen in Marsch setzen und ob sie noch in diesem Jahre die Operationen beginnen könne. Kauniß erhielt darauf „die vergnüglichste, alle Hoffnungen überrtreffende“ Antwort. Die Zarin ließ sofort marschieren und erklärte sich zu einem Angriffsbündnis bereit; sie wolle 80 000 Mann ins Feld stellen und die Waffen nicht eher niederlegen, bis Schlessien wieder für Oesterreich gewonnen sei; als eigenen Lohn beanspruchte sie Kurland und Semgallen, wofür Polen mit Ostpreußen entschädigt werden solle. Sie war deshalb sehr unangenehm enttäuscht, als Kauniß zurückmelden ließ, einstweilen möge sie die Truppenbewegungen einstellen; mit Frankreich sei man noch nicht im Reinen; darüber würden noch einige Monate verstreichen und so wolle man den Losbruch aufs nächste Frühjahr verschieben, bis dahin aber „das Spiel recht verdecken“, damit England und Preußen keinen Argwohn schöpften.

In der Tat hatte die Sache mit Frankreich ihre großen Schwierigkeiten. So sehr sich die Franzosen durch die Westminsterkonvention verletzt fühlten, so entschieden sie sich doch nicht leicht zu einem Bruch mit einer zweihundertjährigen Politik, deren Leitstern der unverföhnliche Kampf gegen das Haus Habsburg gewesen war. Sie selbst sollten jetzt dies Haus von der schwersten Kette befreien, die sie ihm angelegt hatten, von der neuen Großmacht Preußen. Die französischen Diplomaten, bis in die nächste Umgebung des Königs, schreckten vor diesem „völligen Umsturz des alten Systems“ zurück. „Wir können nicht dulden, daß man den König von Preußen unterdrückt, denn die Furcht, die seine Macht der Kaiserin einflößt, ist unsere zuverlässigste Gewähr“, hieß es in einer Denkschrift, die aus den Kreisen des Dauphins stammte.

Was schließlich den Ausschlag zugunsten des österreichischen Bündnisses gegeben hat, soll nun eine Weiberlaune der Marquise von Pompadour gewesen sein, der damaligen Gunstdame des französischen Königs, die gegen Preußen gewesen sei, weil Friedrich sie verachtet, und für Oesterreich, weil Maria Theresia ihr geschmeichelt habe. Es ist fast ungläublich, daß selbst der tief sinnige Genius eines Carlyle dies dumme Zeug bis zur Bewußtlosigkeit breitgetreten hat. Will man — unverdienterweise — einen Augenblick dabei verweilen, so hatten der österreichische wie der preußische Gesandte in Paris den gleichen Befehl, der Pompadour zu huldigen, und wenn Maria Theresia niemals an sie geschrieben hat, so ist Friedrich sogar bereit gewesen, um sie zu gewinnen, ihr seine Souveränität über das Fürstentum Neuchâtel abzutreten. Der sprichwörtlich schlechte Ruf der Pompadour ist vornehmlich zwei immerhin verzeihlichen Umständen geschuldet: sie war erstens nicht adligen, sondern bürgerlichen Ursprungs, und sein Vorrecht, die Mätressen der Fürsten zu stellen, hat der Adel aller Länder nie antasten lassen, ohne sich durch blutige Schmähungen an der Verbrecherin zu rächen, und zweitens besaß sie geistige und politische Interessen, was von adligen Mätressen französischer Könige auch noch nie berichtet worden ist. Wie sie, soweit ihr Einfluß reichte, den französischen Aufklärern die Stange hielt, so ist sie als Befürworterin des österreichischen Bündnisses nur das Sprachrohr einer politischen Partei gewesen, die ebenfalls in Frankreich stark vertreten war.

Diese Partei ging davon aus, daß nicht mehr Oesterreich, sondern England der gefährlichere Gegner Frankreichs sei. Demnach mußte es für sie viel Verlockendes haben, sobald Oesterreich als Preis des Bündnisses gegen Preußen die in seinem Besitz befindlichen südlichen Niederlande, also etwa das heutige Belgien anbot, um das Frankreich in so vielen blutigen Schlachten mit England und Oesterreich erfolglos gerungen hatte. Um solchen Erfolg lohnte es sich schon, den preußischen „Füllgrankönig“ preiszugeben, der von Frankreich den größten Nutzen gehabt hatte, ohne ihm je etwas zu leisten; Frankreich gewann durch Belgien mehr, als Oesterreich durch Schlesien wiedergewann. Von seinem „alten Alliierten“ verlassen, konnte England um so eher niedergekämpft werden, wenn Frankreich sich mit voller Kraft auf diesen gefährlichsten Feind warf. Die Rechnung hat sich schließlich als falsch herausgestellt, wenn auch in erster Reihe dadurch, daß die herrschenden Klassen in Frankreich sich nicht mehr fähig erwiesen, eine konsequente Politik erfolgreich durchzusetzen. Aber ein törichtes Intrigenspiel ist sie nicht gewesen.

Der Widerstand, auf den diese Politik stieß, war so stark, daß sie es zunächst nur zu einem mäßigen Erfolg brachte. In dem Versailler Vertrage vom 1. Mai 1756 verbürgten Frankreich und Oesterreich sich ihre in Europa gelegenen Besitzungen und versprachen, falls sie angegriffen würden, einander mit 24 000 Mann zu Hilfe zu kommen. Mehr war nicht zu erreichen; auch die Pompadour erkannte an, daß eine Zustimmung des Königs zu einem Angriff auf Preußen niemals zu erlangen sein werde. Darauf gab Kaunitz den Wink nach Petersburg, man möge mit dem Marsch der Truppen innehalten, und in der Mitte des Juni 1756 schien der europäische Friede wenigstens auf ein Jahr gesichert.

Ueber die Pläne seiner Feinde war der preußische König im allgemeinen gut unterrichtet, und wenn er es nicht sofort war, wurde er es doch sehr

bald; er unterhielt, wie übrigens alle anderen Mächte auch, ein weitverzweigtes Spionensystem; namentlich ein Beamter des Auswärtigen Amtes in Dresden und ein Sekretär der österreichischen Gesandtschaft in Berlin wurden von ihm besoldet und erhielten ihn auf dem laufenden. Gerade aber in der Mitte des Juni, als sich die erregten Wogen glätteten, begann Friedrich mit Kriegsvorbereitungen; er ließ Pferde ankaufen, die Beurlaubten der Regimenter einziehen, die Kanonen auf die Wälle der Festungen schaffen usw. Auf die Nachricht davon traf auch Oesterreich einige Vorkehrungen, obgleich mit der Langsamkeit und Schwerfälligkeit, die seiner Heeresverfassung entsprachen. Aber sie genügten, um den preußischen König die Anfrage in Wien stellen zu lassen, ob Maria Theresia ihn anzugreifen beabsichtige. Das war schon eine halbe Kriegserklärung, denn der Wiener Hof konnte nicht einfach Nein antworten, ohne sich zu demütigen.

Am 26. Juli empfing die Kaiserin den preußischen Gesandten in Schönbrunn und beantwortete die Anfrage kühl und kurz, die Maßregeln, die sie getroffen habe, zielten auf ihre Sicherheit und die Verteidigung ihrer Verbündeten, aber nicht auf den Schaden irgend jemandes ab. Zufällig an demselben Tage erschienen in Sanssouci der englische und der französische Gesandte am preußischen Hofe: jener, um im Auftrage seiner Regierung vor einer Schilderhebung gegen Oesterreich zu warnen, die Hannover einer Heimsuchung durch die Franzosen auszusetzen geeignet sei, der andere, um zu erklären, daß sein Hof einen Angriff auf das verbündete Oesterreich, wozu England aufzureizen scheine, nicht ruhig zuschauen werde.

Friedrich ließ sich dadurch nicht beirren, sondern überstumpfte sein Spiel, indem er eine zweite Anfrage nach Wien richtete des Inhalts: er wisse von der österreichisch-russischen Absicht, ihn im nächsten Frühjahr anzugreifen, und verlange die mündliche oder schriftliche Zusage der Kaiserin, daß er weder in diesem noch im nächsten Jahre etwas von ihr zu befürchten habe. Darauf erhielt er, wie er nicht anders erwarten konnte, eine schroff ablehnende Antwort und nun brach er los, nicht etwa, indem er sein inzwischen völlig gerüstetes Heer in Böhmen oder Mähren einmarschieren ließ, sondern indem er ohne jede Kriegserklärung das Kurfürstentum Sachsen überfiel, von dem er wohl wußte, daß es an der österreichisch-russischen Koalition unbeteiligt sei. „Es besteht noch kein Einvernehmen zwischen den Höfen von Dresden und Wien“, hatte ihm sein Gesandter in Dresden gemeldet, wenige Tage, ehe die preußischen Truppen die sächsischen Grenzen überschritten.

Es war ein schroffer Bruch des Völkerrechts, der selbst in jener abgehärteten Zeit als ein „entsetzliches Verbrechen“ betrachtet wurde und den allgemeinen Haß gegen das preußische System auf den Siedepunkt brachte. Was uns daran jedoch interessiert, ist die Tatsache, daß — nicht etwa zwischen den österreichischen, russischen, französischen Historikern auf der einen und den preußischen Historikern auf der anderen Seite — sondern unter den preußischen Historikern selbst ein lebhafter Streit darüber besteht, ob Friedrich einen Angriffs- oder Verteidigungskrieg geführt habe. Für dieses wichtige Problem ist der Ursprung des Siebenjährigen Krieges ein klassisches Muster.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Nachwort.¹

Von Eduard David.

Auch ich will mich möglichst kurz fassen. Hätte ich es nur mit der Rückzugskanonade Kautskys zu tun, so könnte meine Antwort noch kürzer ausfallen. Aber die drei Mittstreiter, die in der gleichen Nr. 18 der „Neuen Zeit“ auf den Plan treten, um die zerschossene Position ihres Generalissimus zu decken, wollen mit berücksichtigt sein. So muß ich denn die Leser der „Neuen Zeit“ bitten, noch nicht davonzulaufen. Ich hoffe, nicht wenigen von ihnen wird es auch ganz angenehm sein, daß in der offiziellen Wochenschrift der deutschen Sozialdemokratie auch einmal der deutsche Standpunkt nachdrücklichst vertreten wird.

1. Zur Freiheit der Meere.

Zuvörderst muß ich Kautsky eine Enttäuschung bereiten. Er hat es nämlich immer noch nicht ganz begriffen. Als Fazit seiner Ausführungen über die englische Gefahr sagt er: „Wenn noch irgend jemand von der Gefahr der Erdrosselung des deutschen Welthandels durch das siegreiche England im Frieden reden sollte, dann bescheinigt ihm David, daß er ein „politischer Säugling“ ist. Ich freue mich, darin wenigstens mit ihm vollkommen übereinzustimmen.“

Dazu bemerke ich: 1. Die see-militärische Möglichkeit Englands, die Freiheit der Meere für die Handelschiffahrt im Kriegsfall zu sperren, hat für Deutschland eine eminente politische Bedeutung auch im Frieden. Darauf habe ich in meinem Buche hingewiesen und darum drehte sich unsere Diskussion. 2. Weiter aber würde bei einem Sieg Englands und seiner Verbündeten zweifellos auch der Versuch gemacht werden, Deutschlands wirtschaftliche Entwicklung im Frieden durch eine feindselige Zollpolitik zu hemmen. Die Absicht eines wirtschaftspolitischen Trugbündnisses der Ententemächte ist neuerdings ja auch wiederholt ausgesprochen worden. Das hat mit der in meinem Buch angedeuteten englischen Gefahr zwar nichts zu tun; aber da Kautsky mich mit seiner allgemeinen Formulierung offenbar für den internationalen Klub der Illusionäre reklamieren will, so will ich ihm doch sagen, daß ich auch gegen diese rein wirtschaftliche Gefahr einer Absperrung im Frieden Sicherungen im Interesse Deutschlands und seiner Arbeiterschaft fordere.

2. Die Wetterfahne.

Zu diesem Punkt habe ich folgendes zu erwidern: Wenn ich auf Grund der Tatsache, daß Kautsky am 4. August in der Subkommission unserer Erklärung zustimmte und der Fraktion die Enbloc-Akzeptanz derselben empfahl, nicht berechtigt war, zu sagen, Kautsky sei damals für die Kredit-

¹ Nachdem Genosse David zur Widerlegung der Kritik seines Buches 25 Seiten der „Neuen Zeit“ in Anspruch genommen hat, sendet er uns jetzt noch 6½ Druckseiten Nachwort. Da er in ihm seine Ansichten nur wiederholt, neue Tatsachen zu deren Begründung aber nicht anführt, sehen wir von einer Fortsetzung der Diskussion ab.

bewilligung eingetreten — dann hat Kautsky recht. Undernfalls ist sein ganzes Gerede hinfällig und es bleibt bei der Wetterfahne.

Was meinen Artikel vom 31. Juli vorigen Jahres betrifft, so hatte er den Zweck, die deutsche Regierung anzutreiben, auf Wien einen möglichst starken Druck auszuüben. Ueber die Grenze unserer Bündnispflicht gegen Oesterreich und über die diplomatische Schuld des Ultimatums denke ich heute wie damals, wie in meinem Buche nachgelesen werden kann.

3. Friedrich Engels zum drittenmal.

Ich berufe mich in meinem Buche auf das Zeugnis von Friedrich Engels dafür, daß die deutsche Sozialdemokratie im Falle eines Krieges der russisch-französischen Allianz gegen Deutschland nicht Gewehr bei Fuß stehen oder gar dem eigenen Lande in den Rücken fallen dürfe, sondern vielmehr an der Seite ihres Landes gegen die Feinde im Osten und Westen marschieren müsse. Engels sagt das mit so klaren und scharfen Worten, daß keine Kabulistik der Welt sie umdeuteln kann. In der Einleitung des Abdrucks seines Aufsatzes für den französischen Parteilmanach in der „Neuen Zeit“ (1892) sagt er über den Zweck seiner Arbeit, er habe vor den Franzosen den Fall erörtern wollen, „wo deutsche Sozialisten an einem Krieg, auch gegen Frankreich, unbeding't teilnehmen würden“. In dem von mir neulich zitierten Brief an Sorge vom 24. Oktober 1891 erklärt er in bezug auf denselben Aufsatz, er wolle den Franzosen „in ihrer eigenen Sprache“ klarmachen, daß „wenn die Russen Krieg mit uns anfangen, die deutschen Sozialisten à outrance (rücksichtslos) auf die Russen und ihre Bundesgenossen, wer sie auch seien, los-hauen“. Um diese Auffassung Engels über unsere unbeding'te Pflicht zur Vaterlandsverteidigung in einem solchen Kriege handelt es sich in meinem Buche.

Kautsky sagt nun: „Der Brief an Sorge enthält kein Wort, das im Kriegsfall die Unterstützung einer bürgerlichen Regierung befürwortet, sondern spricht davon, daß wir „sehr möglicherweise gezwungen sein werden, 1793 zu spielen.“ — Mit Verlaub, das zitierte Satzstück lautet bei Engels: daß wir „sehr möglicherweise gezwungen werden, ans Ruder zu kommen und 1793 zu spielen“. Die von mir durch Sperrdruck gekennzeichneten Worte hat Kautsky ausgelassen. Nur so kann er die Stelle in seinem Sinne verwenden, nämlich um zu beweisen, daß Engels eine revolutionäre Taktik empfohlen hätte. In Wahrheit spricht Engels hier wie in seinem Aufsatz immer nur davon, daß wir gezwungen werden könnten, ans Ruder zu kommen, und dieses „vorzeitige“ Ansruder-kommen bezeichnet er wie den Ausbruch des Krieges selbst als ein „sehr großes Pech“. Woraus denn klärl'ich zu ersehen, daß Engels nicht daran dachte, absichtlich die Taktik der Partei im Kriegsfall darauf einzustellen.

Demgemäß bezieht sich auch das „1793 spielen“, wie der Aufsatz klar zeigt, auf den Furor, mit dem die Sansculotten sich einstmals auf den ins Land dringenden äußeren Feind warfen. Die Behauptung Kautskys, der Brief an Sorge enthalte kein Wort, „das im Kriegsfall die Unterstützung einer bürgerlichen Regierung befürwortet“, läuft sonach auf eine grobe

Irreführung hinaus. Der Brief an Sorge steht natürlich nicht in Widerspruch mit dem Engelschen Aufsatz. Dessen Grundgedanke aber ist: die deutsche Sozialdemokratie wird an der Seite des ganzen Volkes auf die äußeren Feinde, im Westen nicht minder wie im Osten, loszuschlagen. Das wird an keinerlei Bedingungen innerpolitischer Art geknüpft; einerlei, ob unter der alten Regierung oder unter einer durch die kritische Gestaltung der militärischen Situation ans Ruder gezwungenen neuen Regierung, wir hauen los à outrance! Der Gedanke an eine Taktik, die der eigenen Regierung und Heerführung Schwierigkeiten macht, indessen feindliche Heere gegen unsere Grenze marschieren, steht im schroffsten Widerspruch zu dem ganzen Ideengang der Engelschen Ausführungen.

Damit habe ich auch schon das Nötigste gesagt auf den von Gustav Eckstein in seinem Artikel „Engels-Zitate“ unternommenen Versuch, den Altmeister für den Standpunkt einer übernationalen Neutralität zu reklamieren. Ach nein, Engels fühlte sich bei aller Internationalität als guter Deutscher, der nicht daran dachte, in einem Kampfe seines Volkes um Sein oder Nichtsein die Rolle des nationslosen Zuschauers zu spielen. Eckstein meint: „Sicherlich wäre es für uns heute ein ungeheurer Vorteil, wenn wir wissen könnten, wie unsere großen Meister sich im Weltkrieg verhalten, welche Stellung sie zu den großen Fragen unserer Zeit einnehmen würden.“ Darauf antworte ich: Die Männer, die in der Einheit Deutschlands eine Notwendigkeit für den Aufstieg der deutschen Arbeiterschaft und der europäischen Kultur sahen, würden mit dem gleichen Eifer, wie sie für das Zustandekommen dieser Einheit — sogar mit kriegerischen Mitteln! — seinerzeit eintraten, heute für deren Behauptung gegen eine Welt von Feinden eingetreten sein. Oder meint Eckstein, daß Marx und Engels den Bestand der deutschen Reichseinheit und die Sicherung unserer Entwicklungsfreiheit heute nicht mehr für notwendig halten würden?

4. Poincaré, Viviani und Delcassé, oder die verfolgte Unschuld.

„David hat gegen die französische Republik Beschuldigungen unerhörter Art erhoben, ohne eine Spur eines Beweises vorbringen zu können. Und daher wiederhole ich auch meine Kennzeichnung seines Verfahrens: es ist leichtsinnige Völkerverhetzung.“ — Mit dieser giftigen Bombe zieht sich Kautsky aus dem Kampf ums linke Rheinufer zurück; zugleich soll der Rauchschwaden seiner „Märchenprinzessin“ das Verschwinden erleichtern.

Der Petersburger Brief kennzeichnete die verhängnisvolle Wirkung, die der Besuch der französischen Staatsmänner in Petersburg kurz vor Ausbruch des Krieges auf die panslawistische Kriegspartei gehabt hatte. Nikolai Nikolajewitsch gewann die Oberhand. Die Veröffentlichung Morels im „Labour Leader“ bestätigt diese verhängnisvolle Bedeutung des Aufenthalts der französischen Machthaber am Zarenhof. Kautskys Versuch, die Bedeutung der Morelschen Ausführungen wegzukragen, ist zu naiv, als daß ich ihm ein Wort der Entgegnung zu widmen brauchte. Als Kabinettsstück Kautskyscher Polemik will ich nur seine Annahme festnageln, daß Morel möglicherweise ja auch an eine Entscheidung im Sinne einer „friedlichen Politik“ gedacht haben könne. Am Schluß seiner Artikelserie sagt Morel: „Der Versuch, Deutschland für den Krieg verantwort-

lich zu machen, wird unseren Nachkommen lächerlich klingen.“ Ist Kautsky danach noch im Zweifel, was Morel mit der Bemerkung meint, daß zweifellos schon am 21. Juli vorigen Jahres in Petersburg die Entscheidung der französisch-russischen Kombination gefallen sei?

Fast trage ich Bedenken, einem so rührend harmlosen Fürsprecher der nationalistischen-imperialistischen Machthaber Frankreichs noch weiteren Schmerz zu bereiten; aber der „gewissenhafte Historiker“ Kautsky wird ja ohnehin die neuerlichen Mitteilungen der deutschen Regierung aus den in Brüssel gefundenen amtlichen Berichten der belgischen Gesandten an ihre Regierung gelesen haben. Da findet sich auch ein Bericht des Pariser Gesandten Baron Guillaume vom 16. Januar 1914, in dem es heißt: „Ich hatte schon die Ehre, Ihnen zu berichten, daß es die Herren Poincaré, Delcassé und Millerand und ihre Freunde gewesen sind, die die nationalistische, militärische und chauvinistische Politik erfunden und befolgt haben, deren Wiedererstehen wir festgestellt haben. Sie bildete eine Gefahr für Europa und für Belgien.“

Man sieht, Leute, die den Leitern der französischen Republik näherstanden als Kautsky, dachten anders über die friedfertige Natur der Bundesgenossen und Freunde der Iswolsti, Sfasonow und Nikolai Nikolajewitsch. Daraus mag er entnehmen, wie schwer mich die vernichtende Anklage trifft, jene braven Männer „ohne Spur eines Beweises“ beschuldigt zu haben. Außerdem aber bewegt mich die Frage: Wenn man als guter Internationaler die deutsche Regierung der Schuld am Kriege zeihen darf, warum und wieso macht man sich „leichtfertiger Völkerverhetzung“ schuldig, wenn man die französische Regierung anklagt? Das ist das große Geheimnis Kautskys und seiner Mitstreiter, in dessen Untergründe einzudringen ich mir versagen will.

5. Die Haltung der französischen Sozialisten.

Die französischen Sozialisten haben zwar auch für ihr Land Partei ergriffen, haben in Wort und Tat sich für ihre nationale Sache ins Zeug gelegt, aber sie haben darum doch nicht „Verrat am Sozialismus und an der Internationale“ begangen, wie wir bejammernswerten deutschen Sozialisten das nach dem Urteil der Franzosen und der Opposition in unseren eigenen Reihen getan haben. Daß dieser seltsame Widerspruch vor dem Richterstuhl der Logik und der Weltgeschichte zu Recht besteht, entwickelt J. S., „ein in Frankreich lebender Parteigenosse“, in seinem Artikel: „Die Haltung der französischen Sozialdemokratie beim Ausbruch des Weltkrieges.“ Wollte ich auf alle Schiefheiten eingehen, die er in seiner „notwendigen Richtigstellung“ vorbringt, so müßte ich noch einmal die Grundgedanken meines Buches darstellen und reichlich mit Material belegen. Der Leser wird es mir danken, wenn ich darauf verzichte. Ich begnüge mich, das Wesentlichste zurechtzurücken.

Die Kundgebung in der Salle Wagram vom 2. August wird von mir behandelt zur Illustration der sich vollziehenden Schwentung der französischen Sozialdemokratie aus der Opposition an die Seite der Regierung. Diesen Charakter verliert sie auch nicht durch die von J. S. vorgenommenen

Ergänzungen. Das Resultat war die Abstimmung der Kammerfraktion am 4. August für die Kriegskredite. Wie kamen die Franzosen dazu?

Diese Frage beantworte ich in dem Absatz auf Seite 120 meines Buches, der mit dem Satz beginnt: „Inzwischen war Jaurès, der den Brennpunkt der Gefahr kannte (nämlich die Petersburger Kriegspartei), durch Meuchelmord beseitigt worden.“ — Das soll nach J. S. die „einzige Erklärung“ sein, die ich gebe für den „unbegreiflichen Umfall“, und diese Erklärung findet er „denn doch gar zu romantisch“. Schade, daß mein Kritiker nicht weiter gelesen hat. An den von ihm zitierten Satz schließen sich nämlich unmittelbar folgende Ausführungen an: „Der französischen Regierung war es gelungen, den Sozialisten den Glauben beizubringen, daß Deutschland den Krieg beabsichtigt habe, daß Rußland und Frankreich die Angegriffenen seien. Die von Deutschland zuerst erfolgte formale Kriegserklärung stützte diese falsche Auffassung, und der Einmarsch in Belgien befestigte ihre Ueberzeugung. Sie sahen, wie wir, ihr Land in Gefahr und taten, was ihr patriotisches Pflichtgefühl ihnen gebot. Sie gewährten der Regierung ihres Landes die uneingeschränkte parlamentarische und militärische Unterstützung zur Durchführung des Krieges.“

Das ist also die Begründung, die ich für den Wandel in der Stellung der französischen Sozialisten gebe. Es war der französischen Regierung gelungen, die französischen Sozialisten von der Friedfertigkeit ihrer Politik und der Kriegsabsicht des deutschen „Kaiserismus“ zu überzeugen. J. S. bestätigt das und sagt uns auch, wie die französische Regierung das fertiggebracht hatte. Sie hatte den Sozialisten die „Garantien“ gegeben, daß sie mit England und Rußland zusammen ein Schiedsgericht verlangen, keinen Vorwand für einen Grenzzwischenfall geben und nicht zuerst den Krieg erklären werde. „Das haben die Sozialisten Frankreichs verlangt und erhalten.“

Nicht verlangt und erhalten aber haben die französischen Sozialisten die Verhinderung der russischen Mobilmachung! Unter ihrem Druck wäre ein Schiedsgericht Humbug gewesen. Diese, und nicht die deutsche Kriegserklärung, bedeutete den Beginn des europäischen Krieges. Die französische Regierung aber hat sie nicht nur nicht gehindert, sondern durch ihr Verhalten geradezu gefördert. Indessen war der Blick der französischen Sozialisten starr gerichtet auf die formale Kriegserklärung. Darin sahen sie den „Ueberfall“.

Auf diesem Standpunkt steht offenbar auch J. S. Es ist kennzeichnend, daß er die russische Mobilmachung gar nicht erwähnt. Auch die deutsche Kriegserklärung an Rußland erscheint bei ihm gewissermaßen als „Ueberfall“ eines friedlichen Landes. Weiter fällt die deutsche Anfrage an Frankreich, ob es neutral bleiben wolle, bei J. S. unter den Tisch. Und ebenso läßt er unerwähnt, daß von deutscher Seite in den Unterhandlungen mit England auch noch nach der deutschen und französischen Mobilmachung die Bereitschaft erklärt wurde, nach Westen den Krieg nicht zu eröffnen, falls England neutral bleibe und die Gewähr dafür übernehmen wolle, daß auch Frankreich seine Truppen nicht marschieren lasse.

Im übrigen mache ich keineswegs, wie es nach der Darstellung von J. S. erscheint, den französischen Sozialisten aus ihrer Schwentung einen

Vorwurf. Es fällt mir gar nicht ein, von einem „unbegreiflichen Unfall“ zu reden. Schon der oben zitierte Satz: „Sie sahen, wie wir, ihr Land in Gefahr und taten, was ihr patriotisches Pflichtgefühl ihnen gebot,“ zeigt klar genug, wie ich über ihre Haltung denke. Die sich daran anschließenden Ausführungen meines Buches lassen darüber erst recht keinen Zweifel. Ich bringe das Manifest, das die französische Partei am 28. August erließ, vollständig und füge noch einige von starkem nationalen Gefühl und kriegerischer Entschlossenheit erfüllte Äußerungen aus der „Humanité“ hinzu. Dann sage ich: „So handelten und sprachen unsere französischen Gesinnungsgenossen. Ich bin der letzte, der ihnen einen Vorwurf daraus macht. Sie taten, was sie als gute Franzosen tun mußten, sie traten einmütig und entschlossen für die Verteidigung ihres Landes ein, dessen Sache sie für die gerechte hielten.“ — Kann man gerechter und unbefangener das Verhalten der französischen Sozialisten, soweit es die Verteidigung ihres Landes betraf, anerkennen?

Sie hatten das Recht, zu ihrem Lande zu stehen. Meine Anklage gegen sie richtet sich gegen anderes: „Wozu sie kein Recht hatten, war, daß sie uns wegen des Eintretens für unser Land mit wildesten Anklagen überschütteten.“ Das ist der springende Punkt!

Wenn wir auch nicht erwarten durften, daß die Franzosen die Ursachen und die diplomatischen Vorgänge, die zum Kriege führten, mit unseren Augen ansahen, so durften wir doch erwarten, daß sie so objektiv sein würden, unsere Motive so zu achten, wie wir die ihrigen, daß sie sich bemühen würden, unser Handeln vom Standpunkt unserer Auffassung aus zu verstehen und zu würdigen. Daran denken sie bis heute nicht, und es ist wieder sehr bezeichnend, daß J. S. das rechtfertigt. Er erklärt: „Man wird nach alledem schließlich auch begreifen, daß sie es bisher abgelehnt haben, die Haltung der französischen und der deutschen Sozialisten bei der Bewilligung der Kredite als etwas Gleiches gelten zu lassen!“

J. S. macht gar keinen Versuch, diese Verständnislosigkeit im französischen Lager zu beseitigen. Im Gegenteil, er festigt sie. Und die Genossen Kautsky, Eckstein und Bernstein helfen ihm dabei.

6. Die Kriegsziele der französischen Sozialisten.

Einen weiteren Vorwurf, den ich gegen die französischen Sozialisten erhebe, ist, daß sie sich über das Ziel ihrer nationalen Sicherung hinaus zu Zerschmetterungs- und Eroberungsabsichten gegen Deutschland und seine Verbündeten bekannt haben. J. S. bestreitet das. Die Hauptsache aber gibt er zu. Bleiben wir also der Kürze halber bei dem. Er erklärt: „Wahr an den „Eroberungsabsichten“ der französischen Sozialisten ist, daß sie an der „Rückkehr“ von Elsaß-Lothringen zu Frankreich festhalten.“ J. S. versucht dann, uns klarzumachen, daß Elsaß-Lothringen wegen seiner „geschichtlich-nationalen Gemeinsamkeit“ mit dem Frankreich der großen Revolution zu letzterem gehöre. Ich empfehle ihm eine eingehendere Untersuchung der ethnographischen Zusammensetzung, der Sprache und der Geschichte Elsaß-Lothringens. Wenn er dabei objektiv verfährt, so dürfte er zu dem Resultat kommen, daß wenn einmal das Prinzip der „Rückkehr“ ge-

waltfam anneklierter Gebiete zu ihrer „geschichtlich-nationalen Gemeinschaft“ anerkannt werden soll, Frankreich nicht gut abschneidet.

Praktisch liegt die Sache mit Elsaß-Lothringen aber nun so: Für die deutsche Sozialdemokratie ist die Frage seiner nationalen Zugehörigkeit längst und unwiderruflich entschieden. Eine Herauslösung Elsaß-Lothringens aus dem Rahmen des Deutschen Reichs ist für uns völlig undiskutierbar. Solange also die französischen Sozialisten an diesem Ziel festhalten, ist keine Verständigung zwischen ihnen und uns möglich.

Gerade im Interesse einer Wiederannäherung ist es darum sehr zu bedauern, daß die Rückeroberung von Elsaß-Lothringen als Kriegsziel von den französischen Sozialisten proklamiert worden ist. Noch mehr zu bedauern aber ist, daß vereinzelt Äußerungen aus den Reihen der deutschen Parteiopposition gefallen sind, die von den Franzosen so gedeutet werden können, als stoße ihr Rückeroberungsziel auf ein gewisses Verständnis. Zu diesen Äußerungen rechne ich auch den Satz, den **Bernstein** in seinem Artikel „Jean Jaurès“ in der gleichen Nummer der „Neuen Zeit“ in bezug auf die Kriegsziele der französischen Partei geschrieben hat. Er sagt: „Und wenn man ihren Worten keinen Sinn unterlegt, den sie in ihrem Munde sicher nicht haben, so verlangt sie nichts, was tatsächlich nicht durchaus in Einklang stände mit den Grundsätzen demokratischer Selbstbestimmung der Völker, wie sie bisher von der Sozialdemokratie aller Nationen einhellig anerkannt wurden.“

Das wird vermutlich, wie anderes ähnliches, seinen Weg in die „Humanité“ finden. Da will ich ihm denn als Ausdruck meiner Ueberzeugung nachschicken, daß die deutsche Sozialdemokratie sicherlich in ihrer überwältigenden Mehrheit auf ihrem Standpunkt beharren wird, daß die Zugehörigkeit Elsaß-Lothringens zum Deutschen Reich endgültig entschieden ist. Die französischen Sozialisten würden zweifellos den Interessen ihres Landes und dem europäischen Frieden am besten dienen, wenn sie sich mit diesem Standpunkt, wie sie es vor dem Kriege ja auch bereits getan hatten, möglichst bald wieder abfänden.

Das Königreich Polen am Vorabend des Krieges.

Von **S. Rudnianski**.

III.

(Schluß.)

Unter allen Schichten des polnischen Volkes war stets das Bauern-tum am wenigsten vom politischen Leben berührt. Das soziale Joch lastete auf ihm viel schwerer als die nationale Unterdrückung, und seine reinpolnischen Grundherren waren — sogar in den wichtigsten historischen Momenten — keineswegs bereit, freiwillig auf ihre Vorrechte zu verzichten. Deshalb blieb das polnische Bauern-tum trotz des bekannten Erlasses des „Nationalen Zentralkomitees“ dem Aufstande von 1863 gegenüber fast ganz teilnahmslos, da es, durch jahrhundertelange Erfahrung belehrt, allen „Herren“ mißtraute. Die zarische Regierung wußte diesen Umstand ausgezeichnet zu benutzen, indem sie, wie wir bereits wissen, dem Bauern-tum Polens bei Durchführung der Agrarreform besondere Begünstigungen gewährte und es so gegen den aufrührerischen Adel auszuspielen versuchte. Man

hat dem unwissenden Adersmann weisgemacht, der Zar sei sein einziger Wohltäter und „Befreier“, gleichzeitig überwachte man aber die scheinbar autonomen Dorfgemeinden scharf und flößte in den Dorfschulen den Bauernkindern russischen „Staatsgeist“ ein, damit sie ihre Muttersprache aufgäben.

Die ungebetenen „Wohltäter“ haben sich dabei doch etwas verrechnet. Selbst die größeren Bodenanteile, deren sich ja nach der Agrarreform die polnischen Bauern zu erfreuen hatten, konnten den siegreichen Einzug des Kapitalismus nicht aufhalten, der den Städten frische Arbeitskräfte von den Ackerfeldern zuführte und im Dorfe Klassegegensätze schuf. Die üblen Folgen des Bevölkerungszuwachses — in dieser Hinsicht hat ja das Königreich innerhalb der letzten Jahrzehnte alle übrigen Länder Europas überholt — blieben auch nicht aus. Da dieser Zuwachs im Laufe der Zeit so groß wurde, daß er nur zum Teil Beschäftigung bei den schlechtbezahlten ländlichen Arbeiten oder gar bei der einheimischen Industrie finden konnte, war er angesichts der Uebervölkerung genötigt, entweder nach Nord- und Südamerika oder saisonweise (sogenannte „Sachfengängerei“) nach Deutschland auszuwandern.

Die wachsende Proletarisierung des Bauerntums und die transatlantische Emigration, die bereits in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts einen bedeutenden Umfang angenommen hatte, zog die Aufmerksamkeit der sozial empfindenden Intelligenz, vornehmlich der tatendurstigen akademischen Jugend, auf sich. Ein Teil derselben war bestrebt, dem polnischen Bauerntum, das von ihm als ein heimliche soziale Schicht betrachtet wurde, zum Wiederaufleben zu verhelfen und seinem Wohlstande alle übrigen Gruppeninteressen unterzuordnen. Infolge der schweren Bedingungen mußten diese Aufklärer ihre Tätigkeit, obwohl sie rein kulturell war, illegal führen, denn sogar der heimliche polnische Sprachunterricht wurde damals von zarischen Schergen als schweres Verbrechen bestraft.

Indessen legte auch der k a t h o l i s c h e K l e r u s keineswegs die Hände in den Schoß und war eifrig bemüht, seinen beherrschenden Einfluß im Dorfe aufrechtzuerhalten. Eine soziale Propaganda, die dem bedrängten Kleinbauern und dem aufs äußerste ausgebeuteten Knechte die Augen öffnen wollte, hatte daher mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten zu ringen. Kein Wunder, daß eine so lange gewaltfam aufgehaltene Unzufriedenheit im Jahre 1905 so hoch emporloderte und in verschiedenen Gegenden des Königreichs große Agrarstreiks ausbrachen, in denen vielfach den sozialistischen Parteien die Hauptführung zukam.

Wie scharf damals die Klassegegensätze selbst auf dem Lande ausgeprägt waren, mag die Tatsache beweisen, daß es in S ü d p o l e n, im Lubliner Gouvernement, den Nationaldemokraten unter Leitung des späteren Dumaabgeordneten, des Bauern N a k o n i e c z n y, gelang, förmliche Strafexpeditionen der vermögenden Bauern gegen die Knechte zu organisieren. In anderen Orten haben die Nationaldemokraten der „oberen Schicht“ des Bauerntums ebenfalls wichtige Dienste erwiesen und so einen dauernden Einfluß bei ihr gewonnen. Dabei waren aber die Bauernmassen keineswegs zarenfreundlich gestimmt. So haben in den Jahren 1905/1906 zahlreiche Dorfgemeinden die Einführung der polnischen Sprache in den Ämtern und im Schulwesen massenweise gefordert. Und als im März vorigen Jahres das 50jährige Jubiläum der „Bauernbefreiung“ begangen wurde, trug die von

den zarischen Beamten veranstaltete Feier lediglich einen ausgesprochen offiziellen Charakter.

Es muß jedoch zugestanden werden, daß in Ermangelung jeder entsprechenden Tradition sich im Königreich auch nach dem Jahre 1905 keine politische Bauernpartei herausgebildet hat. Die bauerlichen Demokraten haben zwar unter den Kleinbauern eine rege Tätigkeit entwickelt, aber bloß auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiete: sie haben z. B. landwirtschaftliche Genossenschaften in zahlreichen Ortschaften gegründet, agronomische Fachkurse veranstaltet, endlich geben sie — eine ihrer wichtigsten Leistungen — eine Wochenschrift heraus („Zaranie“, d. h. „Der anbrechende Morgen“), die sich großer Beliebtheit beim aufgeklärten Bauerntum erfreut und im fortschrittlichen Sinne wirkt, wofür sie, nebenbei gesagt, vom katholischen Klerus aufs entschiedenste bekämpft wird. Zu gleicher Zeit verabsäumen auch nicht die Nationaldemokraten und die mit ihnen auf diesem Gebiete verbündeten „Realisten“ das ihrige zu tun. Der von ihnen geleitete „Landwirtschaftliche Zentralverein“ hat über das ganze Land ein Netz von Abteilungen ausgebreitet, die zweifelsohne, da sie über ungleich mächtigere finanzielle Mittel verfügen als die „Volksparteiler“, viel Nützliches geleistet, dafür aber den Bauer an den gutherrlichen Hof gebunden haben.

Obwohl die „Volksparteiler“ im Grunde kleinbürgerliche Demokraten sind, beanspruchen sie doch, die Interessen der gesamten „arbeitenden Massen“ zu vertreten. Bisher hat es ihnen oftmals an genügendem politischem Verständnis gefehlt, allein es ist nicht ausgeschlossen, daß sich mit der Zeit, unter rechtlich geordneten Verhältnissen, eine starke politische Bauernpartei im Königreiche bilden wird, so wie es bereits in Galizien in den 90er Jahren geschehen ist⁵.

IV.

Wie unter allen Klassen des polnischen Volkes das Bauerntum — wenigstens im Königreiche — dem politischen Leben am fernsten blieb, so zeigte das industrielle Proletariat stets das größte Interesse daran. Auch hier war die soziale Unterdrückung viel schwerer als die nationale fühlbar, sie wurde aber von dem überaus regen Arbeitervolke nicht allein schärfer empfunden, sondern sie hat auch sein Klassenbewußtsein geweckt. Daher enthielt das Programm der ersten polnischen Arbeiterpartei, des „Proletariats“, nur soziale und politische, keineswegs nationale Forderungen. Dieser Entwicklungsabschnitt der polnischen Arbeiterbewegung, der mit den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts beginnt, ist auch die Heldenperiode ihrer Geschichte. Von den zarischen Schergen aufs äußerste verfolgt, von den Anhängern der „organischen Kleinarbeit“ als „verrückte Apostel“ verhöhnt, nahm ein Häuflein, aus akademischer Jugend und aufgeklärten Arbeitern bestehend, mutig den Kampf mit den Kapitalisten und dem Zarentum auf.

⁵ Gerade in der letzten Zeit haben die „Volksparteiler“ erfreulicherweise richtigen politischen Sinn gezeigt. So haben sie vor kurzem einen Aufruf erlassen, der sich eben gegen das bereits von uns erwähnte „Polnische Nationalkomitee“ zu Warschau richtet. „Als bewußte Bauern-Demokraten“ — lesen wir dort — „protestieren wir gegen das „nationaldemokratisch-herrische Komitee“, das aus Fürsten, Grafen und Herren zusammen-gesetzt ist.“

Es gelang diesen Aposteln, eine immerhin beträchtliche Gemeinde für ihre neue Botschaft zu finden. Unter ihrer Leitung fanden in Warschau und Lodz die ersten Arbeiterstreiks statt, es bildeten sich auch die sogenannten „Widerstandsklassen“ (Streitfonds), aus denen die späteren Gewerkschaften entstanden. Diese ersten Vorboten der künftigen mächtigen sozialen Bewegung mußten dem ungleichen Todeskampf mit der brutalen Gewalt erliegen. Die Führer des „Proletariats“ wurden verhaftet; vier wurden gehängt, die übrigen als Sträflinge nach den kältesten Gegenden Sibiriens verschickt.

Seitdem wurde im Lande nur illegale Aufklärungsarbeit unter der akademischen Jugend fortgesetzt, desto heißer gärte es aber im Auslande unter den politischen Emigranten und der dort studierenden polnischen Jugend. Die immer rücksichtsloseren Verfolgungen des polnischen Nationalwesens, die indessen im Königreiche wüteten, veranlaßten indessen einen großen Teil der polnischen Sozialisten, nationale Forderungen in ihr Programm aufzunehmen. Die russische Arbeiterbewegung machte damals nur mühsam ihre ersten Schritte, und als einer ihrer Führer, Plechanow, auf dem Pariser Internationalen Sozialistenkongreß im Jahre 1889 namens einer kleinen sozialdemokratischen Gruppe (der sogenannten „Befreiung der Arbeit“) dem russischen Sozialismus eine große Zukunft voraussagte, so war es, angesichts der recht bescheidenen Anfänge, schwer, ihm in dieser Hinsicht vollen Glauben zu schenken.

Die im Jahre 1892 in Paris auf dem Kongreß der Vertreter aller polnischen sozialistischen Gruppen gegründete „Polnische Sozialistische Partei“ betrachtete als ein wichtiges Mittel zur Verwirklichung einer ihrer Hauptforderungen, nämlich der unabhängigen polnischen demokratischen Republik, den Krieg der Polen gegen Rußland. Im Gegensatz zu dieser Ansicht bildete sich bald eine besondere „Sozialdemokratie des Königreichs Polen“, die ihre Klassensolidarität mit den russischen Kampfgenossen besonders betonte, zugleich aber auch den Kampf mit der nationalen Unterdrückung aufnahm. Mindestens in der ersten Zeit verkündete sie keine bestimmten nationalen Lösungen.

Beide Parteien waren in ihren Anfängen eher Intelligenzgruppen, welche die Arbeiter um sich scharten und ihnen in illegalen „Kreisen“ sozialistische Aufklärung vermittelten, als Arbeiterorganisationen im richtigen Sinne dieses Wortes. Die eigentliche Arbeitermasse war weder sozial noch politisch reif genug: die großen Streiks der 90er Jahre, unter denen der hervorragendste in Lodz stattfand, wo die Arbeiter auf einmal Herren der Stadt wurden, und gleich nachher, ihrem ruhigen Betragen gleichsam zum Troß, von blutgierigen Kosaken überfallen wurden — waren lediglich elementare, unorganisierte Erhebungen. Die zarischen Satrapen sorgten aber dafür, daß die vom Kapitalismus geschaffenen Klassengegensätze immer heftiger zum Ausdruck kamen. Es mag unglaublich erscheinen, daß in einem Lande, wo die wirtschaftlichen Verhältnisse sowohl in der Stadt als auf dem Dorfe durchaus modern ausgestaltet waren, sogar die Gewerkschaften lange Zeit ihre Tätigkeit illegal entwickeln mußten, und daß es der Presse verboten war, auch nur ein Sterbenswörtchen über Streiks zu berichten. Nur so lassen sich auch einige unliebsame Auswüchse der polnischen Arbeiterbewegung, wie beispielsweise der sogenannte „ökonomische Terror“ erklären.

Je mehr sich die soziale Bewegung in Rußland ausbreitete, desto augenscheinlicher wurde auch die Gemeinsamkeit der Klasseninteressen, die das polnische Proletariat mit dem russischen verbanden. Wochten auch die Emigranten, die sich um das ausländische Zentralorgan der P. P. S. gruppierten, diesen Tatsachen gegenüber taub und blind bleiben und den von ihnen geträumten Unabhängigkeitskrieg über die wichtigen politischen Gegenwartsaufgaben stellen — im Lande selbst waren die Führer derselben Partei gezwungen, gleich der S. D. R. P. mit der russischen Arbeiterbewegung Fühlung zu nehmen. Das wurde besonders im Jahre 1905 deutlich, als die Petersburger Januar-Unruhen ein lebhaftes Echo in den industriellen Städten des Königreichs weckten, und später in den unvergeßlichen Oktobertagen, als gleichzeitig mit dem russischen allgemeinen Streik auch das gesamte polnische Arbeitervolk feierte.

Die in blutigem Kampfe errungenen Bedingungen ermöglichten jetzt wenigstens eine legale gewerkschaftliche und kulturelle Organisierung der proletarischen Kräfte, wovon die beiden sozialistischen Parteien in ihrem gemeinsamen Klassenkampfe den weitesten Gebrauch machten. Dabei sind sie allerdings auf starke Gegner gestoßen. Wir wissen bereits aus der vorhergehenden Darstellung, was für eine Rolle in diesem Klassenkampfe den Nationaldemokraten und den Merikalen zukam. Vornehmlich war es die erstere Partei, die versuchte, die Arbeiterbewegung von innen her zu schwächen und ins nationalistische Fahrwasser zu steuern: einerseits durch den „Nationalen Arbeiterbund“, wo die nationaldemokratischen Führer die Arbeiter mit erlogenen patriotischen Phrasen beaufschten und sie zur Wiederherstellung des unabhängigen Polen aufriefen, um sie nötigenfalls zwar nicht gegen den Zarismus, dafür aber gegen die eigenen Brüder zu gebrauchen; andererseits durch die „echt-polnischen“ Gewerkschaften, die angeblich die Klassegegensätze ausgleichen sollten, tatsächlich aber den Unternehmern Streikbrecher zur Verfügung stellten.

Die überwältigende Mehrheit der Arbeiterschaft Polens ging jedoch, von ihrem Klasseninstinkt geführt, in den Revolutionsjahren mit ihren russischen Genossen zusammen, und oft ist sie ihnen vorausgeeilt, so daß das polnische Proletariat in dieser Zeit mit Recht als Vorhut der Revolutionsarmee galt, deren politische Losung lautete: mit vereinten Kräften gegen den gemeinsamen Todfeind, den Zarismus, und für die Demokratisierung des russischen Reiches, für autonome Ausgestaltung des Königreichs Polen. Angesichts dieser Erscheinungen mußte es in der P. P. S. zum offenen Bruch zwischen der sozial-patriotischen Minderheit, die hauptsächlich von den Emigranten geleitet wurde, und der marxistischen Mehrheit kommen. Dieser Bruch vollzog sich auch Ende des Jahres 1906. Die Minderheit konstituierte sich als „revolutionäre Fraktion der P. P. S.“, die den Terror als politisches Mittel anerkannte, Ueberfälle auf Regierungsanstalten unternahm und alle „legalen Möglichkeiten“ prinzipiell verwarf.

Hingegen arbeitet die P. P. S. „Linke“, während sie ihre politische Tätigkeit illegal entwickelte, an der legalen gewerkschaftlichen Bewegung, den sogenannten „Klassengewerkschaften“. Die immer schärfer einsetzende Konterrevolution hat jedoch diese glänzenden Anfänge zugrunde ge-

richtet. Indessen trat auch eine industrielle Krise im Jahre 1907 ein. Die Lodzger Unternehmer sperrten, unter Ausnutzung der Situation, mehrere Zehntausende Arbeiter aus und gaben sie damit der schrecklichsten Not preis. Die einflußreichen bürgerlichen Zeitungen rechneten es damals den Fabrikanten als „patriotische Pflicht“ an, daß sie, ohne sich durch „tobende Anarchie“ einschüchtern zu lassen, in ihrer Haltung mutig ausharrten. Die stets in solchen Fällen hilfsbereiten Nationaldemokraten gingen aber noch weiter, indem sie unbewußte, verblendete Arbeiterelemente gegen ihre eigenen Brüder mit Brownings und Messern bewaffneten und sie zu blutigen Zusammenstößen trieben, wobei viele klassenbewußte Arbeiter ihren frühzeitigen Tod fanden. Der damalige Vorsitzende der „polnischen Dumafraktion“, Herr D m o w s k i, hat sich nachher in einer öffentlichen Versammlung gerühmt, daß es seine Partei war, die vor keinen Mitteln zurückschreckte, um die „giftige Schlange des Sozialismus“ zu ersticken.

Die Wogen der Reaktion gingen immer höher. Gleichgültigkeit und Stumpfheit bemächtigten sich der Arbeitermassen, die täglich sehen mußten, wie die Eroberungen aus den Revolutionsjahren eine nach der anderen vom siegreichen Zarismus beschnitten wurden. Diese Stimmung erwies sich als dankbarer Boden für die Tätigkeit der Klerikalen, die jetzt eine beträchtliche „christlich-demokratische Partei“ (Ch.-D.) — eine Filiale des bereits gelegentlich erwähnten „Katholischen Bundes“ gründeten und die Arbeiter mit augenblicklichen materiellen Vorteilen an sich lockten.

Erst allmählich begann, mit dem wirtschaftlichen Aufschwunge, der in den Jahren 1910/11 einsetzte, beim polnischen Arbeitervolke gleich wie beim gesamten russischen, ein reges Interesse an dem politischen Leben sich wieder bemerkbar zu machen. Eine große Streikbewegung sollte die günstige Lage ausnutzen, was auch den Arbeitern in bedeutendem Maße gelang. Es fehlte ebenfalls nicht an Versuchen, legale gewerkschaftliche und kulturelle Organisationen überall, wo es nur möglich war, zu gründen. Die aufklärende Tätigkeit der sozialdemokratischen Dumafraktion zog die Aufmerksamkeit immer größerer Arbeiterkreise auf sich; eine massenhafte Petitionsbewegung, in der die breiteste Freiheit der Vereine und der Presse gefordert wurde, unterstützte diese Tätigkeit; schließlich wurde bei den letzten Dumawahlen, die Ende des Jahres 1912 stattfanden, Genosse E u g e n i u s J a g i e l l o als Abgeordneter von Warschau gewählt.

Eine starke moralische Wirkung übte auch die entschlossene Haltung der gesamten sozialistischen Arbeiterschaft bei Einführung der Krankenklassen, wo alle sozialistischen Parteien in gleicher Weise, im Gegensatz zu den von Regierung und Industriellen unterstützten Betriebskassen, mit Entschiedenheit Ortskrankenkassen verlangten und diese Forderung durch einen eintägigen allgemeinen Streik bekräftigten, an dem in Warschau selbst über 20 000 polnische und jüdische großindustrielle Arbeiter teilnahmen. Diese Kämpfe zeigten erst klar, daß die Einigkeit der sozialistischen Bewegung in Polen eine dringende Notwendigkeit geworden war, um so mehr, als die P. P. S.-„Linke“ und der jüdische sozialdemokratische „Arbeiterbund“ („Bund“) in den letzten Jahren stets Hand in Hand vorgegangen waren, und als auch zwischen diesen Parteien und der S. D. R. P. keine prinzipiellen, sondern bloß noch taktische Unterschiede bestanden. Indessen machten sich auch inner-

halb der separaten sozial-patriotischen „revolutionären Fraktion“ gewisse Reibungen bemerkbar, sobald es augenscheinlich wurde, daß die Masse des Arbeitervolkes im Königreich ihren alltäglichen politischen und gewerkschaftlichen Klassenkampf für dringlicher hielten als die „militärische Erziehung“ zum Unabhängigkeitskampfe.

Während die Leitung der „revolutionären Fraktion“ bei der Konstituierung des schon vorher erwähnten galizischen „Generalausschusses der verbündeten Unabhängigkeitsparteien“, wie auch bei Bildung des künftigen „polnischen Heeres“ („Jungschützen“, „Legionen“) eine wichtige Rolle spielte und seit dem Jahre 1909 entschieden auf den österreichisch-russischen Krieg hinarbeitete, der den polnischen Aufstand heraufbeschwören sollte, — lehnten es die einflußreicheren sozialistischen Parteien des Königreichs, vom Boden der proletarischen Klasseninteressen ausgehend, grundsätzlich ab, einen solchen Krieg als Mittel zu begrüßen, um die Unabhängigkeit Polens zu erlangen, zumal da sie, wie die gesamte Internationale, jede Kriegsspekulation konsequent bekämpften. So hat die P. P. S.-„Linke“ zwar immer den Kampf gegen den Zarismus geführt und jede Art nationaler Unterdrückung energisch bekämpft; sie hat aber die künftige Form der nationalen Selbstbestimmung des polnischen Volkes nicht endgültig programmatisch vorausbestimmt, vielmehr nur als ihre nächste Forderung die Autonomie des Königreichs aufgestellt.

Unseres Wissens hat sich auch heutzutage die Stellung der Klassenbewußten Arbeiterschaft des Königreichs nicht geändert. Wo es sich um Niederwerfung zarischer Macht handelt, da erfüllen die polnischen Sozialdemokraten mittels des proletarischen Klassenkampfes selbständig diese Aufgabe, zugleich sind sie bemüht, auf den Trümmern neues Leben zu wecken, die schrecklichen Folgen des Krieges und der Arbeitslosigkeit nach Möglichkeit zu lindern, sich in den vom zarischen Heere befreiten Gebieten in den provisorischen Selbstverwaltungskörperschaften zu betätigen⁶.

⁶ So organisieren die sozialistischen Arbeiter in Warschau, Lodz und im Dombrowaer Kohlenbecken eine soziale Selbsthilfe. Dort, wo die äußeren Bedingungen es erlaubten, entfalteten die bereits existierenden „Klassengewerkschaften“ eine rege Tätigkeit und riefen eine Reihe von „Arbeiterheimen“ und Volksküchen, sowie von proletarischen Bildungsorganisationen ins Leben. Von sozialistischen Organisationen wurden auch Aufrufe veröffentlicht und eigene Organe herausgegeben, wie die polnische Zeitschrift „Głos Robotniczy“ (Arbeiterstimme) und die jüdische „Der Lodzger Arbeiter“. Da und dort ist es der Klassenbewußten Arbeiterschaft nach heftigen Kämpfen gelungen, in der provisorischen städtischen Selbstverwaltung eine Vertretung zu erlangen. In Lodz zum Beispiel ist die Arbeiterschaft, wenn auch nicht im „Bürgertomitee“ selbst, so doch in einigen seiner Sektionen sowie in der Bürgermiliz vertreten. Dabei wirken die polnischen Sozialdemokraten ohne Unterschied der Richtungen nach außen hin geschlossen. „Um die Tätigkeit der sozialistischen Organisationen in Polen zu vereinheitlichen“ — befagt eine Mitteilung des „Lodzger Arbeiters“ (Januarnummer 1915) —, sind in Warschau und in Lodz interparteiliche Arbeiterräte entstanden, wo folgende sozialistische Organisationen vertreten sind: die P. P. S.-Linke, die S. D. R. P. und der „Bund“. Also mitten im Kriege hat sich die Einigkeit der polnischen sozialistischen Bewegung angebahnt!

Literarische Rundschau.

Dr. Alfred Hettner, *Englands Welt Herrschaft und der Krieg*, Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1915. 269 Seiten. Preis 3 Mark.

Ueber England ist in den Kriegsmonaten eine schier unübersehbare Menge von Schriften veröffentlicht worden, von denen der weitaus größte Teil kaum eine Phase des Krieges, geschweige denn den Krieg selbst überleben wird. Hettner sucht demgegenüber eine möglichst objektive wissenschaftliche Beschreibung des englischen Weltreiches und dabei eine Erklärung seiner Welt Herrschaft und — wie er hofft — seines Niederganges vom geographischen Standpunkte aus zu geben. Die Objektivität ist natürlich eine höchst relative; Hettner ist von den landläufigen Beschuldigungen gegen Englands Verrat an der Kultur, gegen seine angeblich besonders barbarische Kriegsführung und was dergleichen mehr ist, nicht frei. Er bemüht sich aber, das Wesen des Ringens wissenschaftlich zu erklären, und das gibt seinem Werke einen bleibenderen Wert. Hettner ist Geograph und sucht naturgemäß in erster Linie die geographischen Momente hervortreten zu lassen, die die weltgeschichtlichen Ereignisse beeinflussen. Er begreift aber wohl, daß die Wirkung der Naturbedingungen eine geschichtlich sich ändernde Folge haben kann: wie sollte sonst der Aufstieg und zugleich der kommende Verfall der englischen Welt Herrschaft erklärt werden?! Im allgemeinen tritt der geographische Gesichtspunkt aber nicht stark hervor. Das Werk ist gewissermaßen ein Handbuch über England. Alle möglichen Fragen werden hier erörtert: die Naturverhältnisse des Inselreiches, die geschichtliche Entwicklung, der Volkscharakter, der englische Imperialismus, das Weltreich selbst und seine wirtschaftlichen und verkehrsgeographischen Grundlagen, schließlich Englands Politik und Kriegswesen und der Kampf um die Verteidigung des Weltreiches. Es ist ohne weiteres klar, daß all diese Fragen kaum gestreift werden können; nicht immer wird auch das Wesentliche hervorgehoben. Trotzdem liest man das Ganze mit Interesse, zuweilen wirken Hettners Ausführungen auch anregend. Daß aber der Autor überall einen Gedanken durchführt und sich selbst streng an seine Methode hält, kann man allerdings nicht behaupten. So — um nur ein Beispiel anzuführen — warnt Hettner auf Seite 31 vor dem sehr oft gemachten „groben Fehler“, den Volkscharakter als Ursache der Entwicklung einzusetzen; auf Seite 71 und 72 und an vielen anderen Stellen schreibt er aber dem englischen Volkscharakter eine besonders große Rolle in der Entwicklung des englischen Imperialismus zu, während er gleichzeitig meint, daß „freie Ueberbauung in dem französischen Volkscharakter nicht liege“.

Auch sonst ist diese Arbeit von Widersprüchen nicht gänzlich frei; ist sie doch in der Hitze des Gefechts entstanden, wo das Gefühl allzuoft mit der wissenschaftlichen Wahrheit, der Hettner treu sein will, in Konflikt gerät. Hettner beruft sich zunächst auf den Ausspruch einer englischen Zeitschrift, die in fast sämtlichen Schriften gegen England in den verschiedensten Variationen immer wieder zitiert wird, ohne daß dabei die Quelle angegeben wird, aus der der Ausspruch entnommen wird und die eigentlich nichts besagt, davon abgesehen, daß man ihr hunderte ähnliche Zitate aus deutschen Arbeiten entgegenhalten kann, — nämlich auf die Meinung einer Zeitschrift, daß die Vernichtung des deutschen Handels (nicht Deutschlands, wie Hettner sagt) die Engländer bereichern könnte. Auf Seite 220 meint er aber, daß es kaum richtig sei, „wenn man in Deutschland vielfach den englischen Geschäftsneid als das leitende Motiv der feindseligen Politik Englands und schließlich seiner Teilnahme am jetzigen Kriege ansieht“.

Bei ruhiger Ueberlegung sieht Hettner selber ein, daß es nicht Handelseifersucht sein kann, was den Konflikt zwischen Deutschland und England hervorgerufen hat; denn sonst wären das Bündnis mit Japan und die Freundschaft mit den Vereinigten

Staaten unerklärlich. Trotzdem spricht auch er immer wieder von diesem Gegensatz als von einer Ursache des Krieges. Und doch blieb ihm die wahre Ursache dieser Katastrophe nicht verborgen: der Kampf um die „Weltherrschaft“.

Was Hettner unter Weltherrschaft versteht, spricht er offen aus: die Seehererschaft. Die deutsche Flotte war und ist es, was die Spannung geschaffen und gewisse englische Kreise jetzt bewogen hat, an diesem furchtbaren Krieg teilzunehmen, um die eigene Seeherrschaft zu sichern. Die Erörterung des Kampfes um die Weltherrschaft ist der interessanteste Teil der ganzen Schrift. Hier finden wir einen originellen Versuch, den Niedergang der englischen Weltherrschaft zu erklären. Der Geograph Rapp hat drei Perioden der menschlichen Geschichte unterschieden: die potamische (Stromkultur), die thalassische (Die Kultur des Mittelmeers) und die ozeanische Kulturperiode. In diese letzte Periode fällt Englands Aufstieg. Hettner meint, daß auf die ozeanische Periode die „universale“ folgt. Durch welche besonderen verkehrsgeographischen Momente unterscheidet sich aber diese von der ozeanischen? Heute nehmen nicht nur die Küstenländer, sondern auch die inneren Teile der Kontinente an der Weltwirtschaft und Weltpolitik teil. Angenommen, daß dieses Moment ausreicht, um eine neue Phase der Entwicklung zu begründen, so ist dennoch nicht einzusehen, warum gerade Deutschland an die Stelle Englands treten soll. So weit geht Hettner allerdings selbst nicht; er meint, daß Deutschland niemals die Weltherrschaft anstreben darf, sondern allein durch Verträge die Freiheit des Weltverkehrs sich sichern solle. Er sagt: „Alle Völker der Erde müssen sich irgendwie bescheiden, einrichten, mit den Nachbarn vertragen. Warum sollte England allein darüber erhaben sein, warum sollte es das nicht müssen und können?“ Nun verträgt sich doch England sehr wohl selbst mit den Vereinigten Staaten und Japan und hat auch Frankreich den größten Teil von Nordafrika überlassen. Man kann also durchaus nicht behaupten, daß England seine Alleinherrschaft unbedingt aufrechterhalten will. Daß es aber mit Deutschland um die Seeherrschaft trotzdem zum Kampf gekommen ist, liegt an den geographischen Verhältnissen. Zwischen Deutschland und England ist ein friedliches Nebeneinanderleben nur dann möglich, wenn der Rüstungswettbewerb eingestellt wird; andernfalls muß er von beiden Seiten den Argwohn und schließlich einen Kampf gegeneinander hervorrufen. Hettner meint, England müsse auf seine See- und Weltherrschaft verzichten, um sein Dasein und seine Wohlfahrt zu retten. Wie aber, wenn die herrschenden Klassen ihr Dasein allein auf diese Herrschaft gestützt sehen? Auf jeden Fall könnte ein solcher Verzicht nur gemeinsam, von allen Staaten zugleich ausgesprochen werden. Wie dem aber auch sei, geographische Gründe dafür, daß Deutschland in der Zukunft die Stelle Englands in der Welt einnehmen könnte, gibt es nicht. Hettner betont wiederholt, daß die wichtigsten Kolonien Englands von den anderen europäischen Staaten nie beherrscht werden können.

Zum Schluß sei noch darauf hingewiesen, daß Hettner gegen die Engländerhege ist und daran erinnert, daß man sich nach dem Krieg mit England sowohl wie mit den anderen werde verständigen müssen. „Wir können nicht für immer mit unseren drei großen Nachbarn in Feindschaft leben, sondern müssen nach dem Friedensschlusse die zerrissenen Fäden wieder anknüpfen und eine politische Verständigung anstreben; es wäre falsch, wenn wir diese nur nach der einen oder nach der anderen Seite anstreben und uns nicht nach beiden Seiten, nach England ebenso wie nach Rußland, die Möglichkeit der Verständigung offen halten wollen.“ Das müsse man besonders jetzt, bei der Erörterung der Kriegsziele im Auge behalten: unter keinen Umständen darf der Krieg den Weg der zukünftigen Verständigung verlegen. Sp.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 22

Ausgegeben am 27. August 1915

33. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Politische Wurzeln des Syndikalismus.

Von Adolf Braun.

In der ganzen Welt sehen wir das industrielle Proletariat hineingezogen in politische und wirtschaftliche Kämpfe. Parallel mit dem politischen Erwachen der industriellen Arbeiterklasse geht die Entwicklung der Sozialdemokratie zur politischen Parteibildung. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß es nicht vor dem Aufkommen der sozialdemokratischen Partei politische Betätigungen innerhalb der Arbeiterklasse gegeben hat. Vor allem in England ist weit älter als die Sozialdemokratie die ausgebildete gewerkschaftliche Arbeiterbewegung, die schon wegen der Hemmnisse, die ihr Gesetzgebung, Verwaltung und Unternehmertum bereiteten, nach politischem Ausdruck suchen mußte. Daß Karl Marx bei der Gründung der Internationale an diese Ansätze anzuknüpfen verstand, ist Gemeingut unseres Wissens. Auch in Frankreich ist die politische Arbeiterbewegung aufgekeimt ohne Berührung mit dem sozialistischen Utopismus der Saint Simonisten, eines Fourier, Cabet, wenn sie auch bald von ihnen mehr geistig als organisatorisch befruchtet wurde. Aber alles, was vorsozialdemokratisch in der Arbeiterbewegung war, kam über tastende Versuche und zeitweise Wirksamkeit nicht hinaus. Der mächtige Strom der Arbeiterbewegung unseres Zeitalters wird gespeist aus mancherlei fernen Quellen, aber sie ist sozialdemokratisch. In allen Ländern sehen wir, wie die internationale Arbeiterassoziation, wenn auch mehr geistig als organisatorisch, auf die Schaffung und auf die Entwicklung der Arbeiterbewegung eingewirkt hat. In Deutschland war unabhängig von ihr die Lassallesche Organisation und Lehre zuerst die stärkere Triebkraft. Bekannt sind die schweren Kämpfe zwischen den verschiedenen Richtungen der Arbeiterbewegung in Deutschland wie in Oesterreich, in Frankreich wie in England, in Holland wie in Belgien, in Dänemark wie in Schweden, in Italien wie in Spanien, in Rußland wie in den Vereinigten Staaten. Die Zeit dieser Kämpfe wurde in Deutschland früher als in anderen Staaten abgeschlossen, eine einheitliche sozialdemokratische Partei hatte sich im Vaterlande der Lassalle, Marx und Engels durchgesetzt, an der Seite der politischen Arbeiterbewegung entwickelte sich eine einheitliche Gewerkschaftsbewegung. Dieses bedeutungsvolle Ergebnis hat das Ansehen der deutschen Arbeiterbewegung im Proletariate aller Länder gesteigert und die Voraussetzung für kraftvolle Organisation, mannigfache Betätigung und finanzielle Leistungsfähigkeit geschaffen. Die Stellung der deutschen Sozialdemokratie in der internationalen Arbeiterbewegung hing mit diesen von den deutschen Arbeitern selbst geschaffenen Lebensbedingungen ihrer politischen und gewerkschaftlichen Organisation auf das innigste zusammen.

Während die internationalen Kongresse lange Zeit den Schauplatz des Kampfes zwischen Sozialdemokraten und Anarchisten bildeten, war die deutsche Sozialdemokratie vom Anarchismus verschont geblieben. Immer wieder erwies sich das feste Gefüge der deutschen Arbeiterbewegung als unangreifbar für den Anarchismus und für die ihm in mancherlei Hinsicht verschwisterte Spielart, den gewerkschaftlichen Syndikalismus. Der Syndikalismus verwarf zwar die Politik innerhalb der Arbeiterbewegung, er suchte aber den Arbeitern einen Ersatz für die politische Betätigung und für die sozialdemokratische Agitation zu schaffen. Nur einmal schienen die großen Anstrengungen, dem Anarchismus auf deutschem Boden feste Stützpunkte und Ausbreitungsgebiete zu schaffen, Erfolg zu versprechen. Es war die Zeit der großen Erschütterung unserer Partei durch die ausnahmegesetzliche Politik Bismarcks. Mit den mannigfachsten Methoden suchte man in den ersten 1880er Jahren dem Anarchismus den Weg in das deutsche Proletariat zu bahnen. An mutigen und vor keinem Opfer zurückschreckenden Männern hat es dem Anarchismus damals nicht gefehlt. Aber die Sozialdemokratie in Deutschland war nicht genügend erschüttert, um widerstandsunfähig zu sein. Der Anarchismus blieb ein Fremdkörper innerhalb der deutschen Sozialdemokratie, sie erwehrte sich auch aller späteren Versuche des Eindringens des Anarchismus in die deutsche Arbeiterbewegung. Ebenso blieben die deutschen Gewerkschaften verschont von den Zerfetzungserrscheinungen des Syndikalismus.

Ich glaube, daß die Kritiker der deutschen Sozialdemokratie, die Kritiker in der Wissenschaft, wie in den Regierungen, aber auch die Kritiker in den bürgerlichen Parteien und auch die in unseren eigenen Reihen viel zu wenig Aufmerksamkeit der Frage geschenkt haben, ob nicht gerade die Sozialdemokratie, wie sie sich in Deutschland bis zum Ausbruch des Krieges ausgebildet hat, die deutsche Arbeiterbewegung in allen ihren Zweigen gesichert hat vor einer Ueberflutung durch Anarchismus und Syndikalismus. Es ist leichter, an der eigenen Bewegung zu nörgeln, als ihre Vorteile zu erkennen, besonders wenn diese Vorteile so groß, so alt, so selbstverständlich geworden sind, daß man sich unsere Arbeiterbewegung gar nicht vorzustellen vermag ohne diese Vorteile. Sie sind der deutschen Arbeiterklasse aber durchaus nicht in den Schoß gefallen, sie sind, glaube ich, auf das Innigste verbunden mit der Wesensart der deutschen Sozialdemokratie, sowohl mit den Methoden ihrer Taktik, wie mit der ihr so böse angekreideten Besonnenheit in der Gegenwarts politik und nicht zuletzt mit ihrer Sieges sicherheit. Die deutschen Arbeiter haben gelernt, daß ihre letzten und größten Ziele mit dem Wachsen der kapitalistischen Wirtschaft erreicht werden müssen, falls die Arbeiterklasse im gleichen Schritte sozialistisch durchgebildet und politisch und wirtschaftlich organisiert wird.

Hier liegt, wie ich glaube, der wenn auch oft verkannte innige Zusammenhang zwischen wissenschaftlichem Sozialismus und Arbeiterorganisation mit der Hoffnungsfreudigkeit und Zielsicherheit der deutschen Arbeitermassen. Aber auch nur hier ist die Ursache zu finden, daß die deutsche Arbeiterbewegung frei blieb von Anarchismus und Syndikalismus. Es gab vor dem Kriege keine sozialdemokratische Partei, für die diese Er-

scheinung so deutlich erwiesen werden kann, wie gerade für die Sozialdemokratie Deutschlands.

Ganz anders ist das Bild, das uns die Sozialdemokratie Frankreichs bietet. Die organisatorische Einheit der Arbeiterklasse kam niemals in Frankreich so stark zum Ausdruck wie bei uns, und auch die äußerliche Einigung der sozialdemokratischen Gruppen hat weit später stattgefunden und nicht die nachhaltige Wirkung gehabt wie in Deutschland. Niemals kam dort der Anarchismus zum Stillstande, immer wieder hatte er Perioden kräftiger Entwicklung. Was noch wichtiger war, jederzeit, manchmal stärker, dann wieder schwächer, beeinflussten anarchifische Theorien die französische Arbeiterschaft, ohne daß diese bewußt und ausgesprochen anarchifisch wurde. Die Geistesrichtung vieler Führer und Mitglieder der französischen Gewerkschaften und ihre Taktik, das, was man mit dem so schwer greifbaren Worte Syndikalismus bezeichnet, das ist ein Eindringen anarchifischer Lehren, Methoden und Weltanschauungen in die Arbeiterbewegung, vor allem in die Gewerkschaften. Der Standpunkt zum Staat und zu den bürgerlichen Klassen, zum Parlament und zur Gegenwartspolitik, die Ausdrucksformen und Kampfmethoden der französischen Arbeiterbewegung, aber auch die Endziele dieser Bewegung wurden im hohen Maße bestimmt durch das Eindringen anarchifischer Gedankengänge in die proletarische Geisteswelt, in ihre agitatorischen und publizistischen Ausdrucksmittel.

Reiflos diesen Unterschied der deutschen und der französischen Arbeiterbewegung zu erklären, ist durchaus nicht meine Absicht. Ich möchte nur auf eine bedeutsame Wurzel dieser verschiedenartigen Entwicklung hinweisen: Auf die Nüchternheit der deutschen Arbeiterbewegung, auf ihr fühles wirtschaftliches Abwägen der Möglichkeiten trotz der hohen und mit Begeisterung erstrebten letzten Ziele, auf ihr Vertrauen in ihre immer besser ausgebauten Organisationen, die den kapitalistischen Mächten ebenbürtig gemacht werden sollten. In Frankreich dagegen finden wir eine viel mangelhaftere Durchbildung der Arbeitermassen, weit mehr Phantasterei und Leichtgläubigkeit, und aus ihr entspringend starke Enttäuschungen und Mißtrauen, falsches Einschätzen der eigenen Macht, wunderliches Unterschätzen der widerstrebenden Kräfte, Illusionen über das in der Gegenwart Erreichbare, wie über den Weg und über die Hemmnisse, die den Weg zum letzten Ziel der Arbeiterbewegung verlangsamen.

Will ich auch nicht die gesamten Ursachen dieser französischen Entwicklung aufzeigen, so möchte ich doch auf die politischen Wurzeln der Unausrottbarkeit des Anarchismus und seiner Beeinflussung der Gewerkschaftsbewegung in Frankreich hinweisen. In einer akademischen Rede von Dr. Kurt A. Gerlach¹ finden sich diese politischen Wurzeln des Syndikalismus gut aufgezeichnet. Wir führen die nachfolgende Stelle an, weil sie von einem dem politischen Leben fernstehenden, parteipolitisch nicht einzugliedernden Mann und ohne jeden Zusammenhang mit Erörterungen praktischer Politik ausgesprochen wurden. Er schreibt auf Seite 17 dieses Vortrages:

¹ Dr. Kurt A. Gerlach, „Theorie und Praxis des Syndikalismus“, Habilitationssvorlesung an der Universität Leipzig, gehalten am 31. Juli 1913. München und Leipzig, Verlag von Duncker u. Humblot. 22 Seiten Oktavformat.

„Die Entstehung des Syndikalismus fällt zusammen mit der Enttäuschung der überschwenglichen Erwartungen, die sich an die Tätigkeit der seit 1899 im Parlament befindlichen und zu immer größerer Macht gelangten Sozialisten geheftet hatten, zugleich mit der Enttäuschung, daß die Gewerkschaften alten Sinnes und das Genossenschaftswesen die soziale Frage noch nicht gelöst haben. Am schwersten wiegt in dieser Beziehung die Enttäuschung in der Politik. Das Ministerium Waldeck-Rousseau im Jahre 1899 sollte nach dem Willen des Ministerpräsidenten nicht nur der Sieg der radikalen, sondern auch der sozialen Republik sein. Deshalb wurde der Sozialist Millerand in das Ministerium aufgenommen. Aber nicht nur, daß damit keineswegs die soziale Frage gelöst wurde, die Syndikate wandten sich bald gegen Millerand wegen seiner den sozialen Frieden erstrebenden Reformen. . . . Daher auch das Mißtrauen gegen alle Intellektuellen, vor allem aber gegen jede Politik schlechthin. . . . So wurden die Syndikate nach der Zerklüftung der sowieso geteilten politischen Sozialisten durch den Fall Millerand die Zufluchtsorte des revolutionären Geistes. . . .“

An einer anderen Stelle (Seite 9 und 10) kennzeichnet Gerlach die politische Gedankenrichtung der Syndikalisten, wobei die anarchistischen Wurzeln dieser falschen Gedankengänge durchsichtig sind:

„Alles, was mit dem Staat zusammenhängt, wird vernichtet, der Arbeiter-abgeordnete wird von der Parlamentsphäre angestekt und geschwächt; Verhandlungen und Kompromisse schwächen den Klassenkampf. Nur die Klassenverbindung gilt. Alle Politik verweist diese Tatsache, alles politische Parteiwesen führt zu Verhandlungen, Kompromissen und zur Schwächung und Hintanhaltung der revolutionären Kraft. Deshalb ist auch der Sozialismus im Sinne der politischen Partei zu verwerfen. Er will an die Stelle der heutigen kapitalistischen Gesellschaftsordnung nur den ebenso tyrannischen Staatskapitalismus setzen, und seine Kombination der politisch-gewerkschaftlichen Methoden entnerot die gute gewerkschaftliche Sache. Es ist also kein wahrer Sozialismus, sondern der Syndikalismus ist der einzige wahre Sozialismus. . . . Die Demokratie und der Parlamentarismus verbergen unter der Fiktion des allgemeinen Willens, daß ihre politische Maschinerie Schwächer, Scharlatane und Streber hochbringt, während eine wirkliche Kontrolle von Seiten des Volkes völlig mangelt. Die Wahlen sind in der Beziehung nur Sand ins Auge. . . . Das ganze Mehrheitsprinzip und das allgemeine Stimmrecht sind eine Lüge, denn es führt zur Herrschaft einer minderwertigen Minorität.“ Und so weiter und so weiter, wie man ja in dieser akademischen Rede nachlesen kann.

Der Zusammenhang politischer Illusionen der französischen Arbeiter mit dem Fallen in einen noch verhängnisvolleren Gegensatz ist hier klar herausgearbeitet. Dieses Fallen in die verschiedenen Extreme ist sicherlich dem französischen Nationalcharakter leichter als dem germanischen. Nachdenklich muß es stimmen, daß ein Höhepunkt praktischer Betätigung des französischen Sozialismus und höchstgepannter Hoffnungen jedenfalls zeitlich eine Periode syndikalistischer Großsprecherien, Betörungen der Masse und bedauerlicher Organisationschwächen nach sich zog. Wie schon Gustav Eckstein² in der „Neuen Zeit“ nachgewiesen hat, hat der äußerste Gegenpol des Syndikalismus, die gelbe Bewegung, ähnliche Geburtsstätte, ähnlichen ökonomischen und sozialen Boden. Eckstein betont vor allem, daß das nur langsame Steigen des Außenhandels und das Stagnieren von Frankreichs Industrie zur Entwicklung des Syndikalismus wie zum Gelbtum geführt haben. Auch er führt die Ursachen des Syndikalismus — wir betonen,

² Die Gelben Frankreichs. „Neue Zeit“, XXX, 1. Band, Seite 324 ff.

daß seine Abhandlung im Jahre 1912 geschrieben wurde — auf die Enttäuschung der französischen Arbeiterschaft über die öffentlichen Bemalten und über die Erwartungen der Sozialisten zurück. Harmonie mit dem Unternehmertum und revolutionäre Phraseologie suchten in Frankreich aus den gleichen Wurzeln Saft zu ziehen.

Wie weit diese französischen Syndikalisten von den eigentlichen Aufgaben der Gewerkschaftsbewegung abweichen, erzieht man am besten aus der Schrift von Emil Pouget, auf die ich schon im Jahre 1908 die Leser der „Neuen Zeit“ aufmerksam gemacht habe.³ Sie zeigt so deutlich die volle Unklarheit des Syndikalismus, seine Umstrickung durch anarchistische Anschauungen, seine Unterschätzung alles dessen, was das eigentliche Wesen, Aufgabe und Ziel der Gewerkschaftsbewegung ist und sein kann. In einer in mein Buch über die Gewerkschaften aufgenommenen Abhandlung, die ursprünglich im Aprilheft „Des Kampfs“ im Jahre 1908 veröffentlicht war, behandelte ich die syndikalistische und die Gewerkschaftstaktik. Ich kam gegen Schluß zu der Zusammenfassung, daß nur infolge der mangelhaften Schulung und der zahlreichen Enttäuschungen der französischen Arbeiterklasse, nur auf dem Boden nicht voll entfalteter Industriekraft der Syndikalismus wachsen und gedeihen konnte.

In der berühmten Diskussion über die sozialistische Partei und die *Confédération du Travail* auf dem Sozialistenkongreß zu Nancy, führte Hubert Lagardelle⁴ aus:

„1900/1901 gewann infolge politischer Ereignisse, an die Sie sich erinnern, die Arbeiterklasse, die lange Zeit auf den demokratischen Staat in Frankreich gehofft hatte, die Erkenntnis, was er wert sei, was sein ordentliches und normales Funktionieren sei, selbst mit sozialistischen Ministern. Eine brüste Umbiegung der Gedankenwelt der Arbeiter ergab sich daraus. . . .

Da hat das Proletariat, das seine Illusionen gerade dadurch verloren hat, daß seine Freunde an die Macht gelangt sind, sich zu sich selbst gefunden, es hat sich gefragt, ob nicht der Zeitpunkt gekommen sei, daß es nun seine Geschäfte selbst besorgen sollte. So entstand der Syndikalismus. . . . Sozialisten, Anarchisten, Freiheitsmänner, sie alle vereinigten sich gegen gemeinsame Gefahr, diese Vereinigung, diese neue Bewegung, das ist der Syndikalismus. Denn in dem Augenblick, wo sie sich vereinigten, gestalteten sie sich auch um. Die bisherigen Sozialisten verurteilten ihre politischen Glaubensbekenntnisse, die mit den Tatsachen des Augenblickes nicht übereinstimmten.“

An einer späteren Stelle seiner Rede nennt er den Syndikalismus den revolutionären Revisionismus.

Ein umfangreiches Buch von 424 Seiten widmete Lagardelle diesem Problem.⁵ Aus den Fehlern des alten französischen überparlamentarischen Sozialismus, der in Frankreich vor dem Kriege völlig überwunden war, saugte dieser Theoretiker des Syndikalismus die Gründe, um sein windiges Gebäude zu stützen.

³ Besprechung von Emil Pouget, „Die Gewerkschaft“, „Neue Zeit“, XXVI, 2. Band, Seite 499 ff.

⁴ Ad. Braun, „Die Gewerkschaften“, Seite 161 ff.

⁵ J. Guesde, H. Lagardelle, E. Vaillant, *Le Parti Socialiste et la Confédération du Travail* (Bibliothèque Mouvement Socialiste). Paris, Marcel Rivière.

⁶ *Le Socialisme Ouvrier*. Paris. Giard & Brière. 1911.

Hieron leben auch die Victor Griffuelhes und Louis Niel.⁷ Wohin wir in der Literatur über den Syndikalismus greifen, überall tritt uns als eine bedeutende politische Wurzel entgegen die Enttäuschung über die parlamentarischen Versprechungen in der Periode, als sich die Millerand, Briand, Viviani, die alle drei heute Minister sind, auf die Arbeiter stützten und angesehenen Repräsentanten des Sozialismus waren, die am extremsten den Standpunkt der Nur-Gegenwartspolitik innerhalb der Arbeiterklasse vertraten, und die sich als nur Nur-Gegenwartspolitiker den weitestgehenden Erwartungen auf ihre Wirksamkeit hingaben, falls sie einmal zur Ausübung der Macht gelangen würden. Sie selbst wurden ernüchert bis zur Loslösung vom Sozialismus, sie hemmten die Entwicklung der Sozialdemokratie in Frankreich, und sie trieben, natürlich gegen ihren Willen, die Gewerkschaften dem Syndikalismus zu. Es wäre durchaus verfehlt, diese Entwicklung auf die Charaktereigenschaften oder auf die Streberhaftigkeit einiger weniger Männer zurückzuführen. Was diese Männer werden konnten innerhalb der Sozialdemokratie und nachdem sie die Sozialdemokratie verlassen hatten, das lag nicht im Wesen dieser Männer, oder sicherlich nicht ausschließlich im Charakter dieser Männer, sie waren der Ausdruck einer Entwicklungsperiode der Arbeiterklasse wie des französischen Volkes, wie auch des zu höchster Machtentwicklung gekommenen französischen Parlamentarismus. Die Träger dieser Entwicklung hängen innig mit denen des harten Widerspruchs zusammen, der im französischen Syndikalismus gegen die hier gekennzeichneten Entwicklungsformen der Arbeiterbewegung in Erscheinung trat, sie schufen einen bedeutenden Abschnitt in der Geschichte der französischen Arbeiterbewegung. Verwandte, wenn auch nicht so prägnant in Erscheinung getretene Entwicklungsstadien und Widersprüche wie gegensätzliche Entwicklungen, finden wir in der Schweizer Arbeiterbewegung, wie in der einzelner, durchaus nicht bloß romanischer Kantone, auch in der Arbeiterbewegung Italiens und Spaniens. Leisere Anklänge auch in Belgien und in Holland.

Hieraus kann man vielleicht schließen, daß es sich bei dieser Entwicklung nach zwei verschiedenen Richtungen nicht um eine isolierte Erscheinung handelt, sondern um ein Entwicklungsstadium, in das die Arbeiterbewegung unter ganz bestimmten Voraussetzungen und Erwartungen gelangen kann.

Daß der innere Halt, den eine Arbeiterbewegung hat, sie vor den beiden Gefahren der französischen Arbeiterbewegung behüten kann, ist sehr wahrscheinlich. Daß die deutsche Arbeiterbewegung diesen Gefahren nicht erliegen ist, dürfen wir sicherlich ihrer besseren Durchbildung zuschreiben, die der französischen Arbeiterbewegung in jenen Zeiten sehr überlegen war. Aber daß die Durchbildung der organisierten deutschen Arbeiterschaft hochgesteckten Ansprüchen entspreche, kann nicht behauptet werden. Die französische Erfahrung muß uns ein Anreiz sein, durch die größere Schulung und stärkere Festigung der Arbeiter die Klassenbewegung des Proletariats gegen Wechselfälle zu sichern, die die Entwicklung der französischen Arbeiterbewegung gestört haben. Je mehr die Arbeiterklasse zum klaren wirtschaftlichen Denken erzogen wird, desto eher wird sie imstande sein, sich von der

⁷ Les Objectifs de nos luttes de classes. Paris. Marcel Rivière et Cie.

Ueberschätzung momentaner Erscheinungen, sowohl nach der ungünstigen, wie nach der günstigen Bewertung frei zu halten. Der Gefahr des Anarchismus und natürlich auch des Syndikalismus, aber auch der Gefahr der politischen Kannegießerei fallen die nicht zum ersten wirtschaftlichen Denken erzogenen Arbeiter am leichtesten anheim. Um ein Anarchist und auch um ein Kannegießer zu werden, braucht man nichts gelesen zu haben, braucht man nichts verdaut zu haben, wie man ja auch über Karl Marx und über die Prinzipien des Sozialismus selbst am sichersten aburteilt, wenn man von ihnen keine Ahnung hat.

Anarchismus und Syndikalismus haben bisher zu unserer Genugtuung keinen Boden in Deutschland gefunden. Ihre Kritik der deutschen Arbeiterbewegung blieb bisher ohne jede Wirkung auf die Köpfe der deutschen Arbeiter. Der Syndikalismus hat sich sowohl gegen die deutsche Auffassung des Sozialismus, wie gegen die bei uns durchgebildeten gewerkschaftlichen Methoden, wie auch gegen die Zerteilung der Arbeiterbewegung in politische und gewerkschaftliche Arbeiterbewegung auf das abfälligste ausgesprochen. An die Stelle des mühsamen und in Erfahrungen erprobten gewerkschaftlichen Wirkens, der Ausbildung der gewerkschaftlichen Kampfmittel und Methoden, der ununterbrochenen finanziellen Opferbereitschaft der Arbeiter, an die Stelle alles dessen, was zur Bewunderung der Welt die deutschen Gewerkschaften so groß gemacht hat und sie selbst die englischen überflügeln ließ, an die Stelle all der deutschen Erziehungs-, Organisations-, Durchbildungs- und Aufbauarbeit glaubte der Syndikalismus einfach den wirtschaftlichen Elan setzen zu können.

Vor Jahr und Tag hätten wir nicht im entferntesten daran gedacht, daß eine Warnung vor syndikalistischen Gedankengängen einmal notwendig werde. Ja wir hoffen auch jetzt noch, daß sie überflüssig bleiben dürfte. Aber, wir sollen in diesem alle Individuen und die Organisationen, nicht nur den Verstand und das Gemüt, sondern auch die wirtschaftlichen Voraussetzungen des Wirkens der Arbeiterklasse auf das tiefste erschütternden Kriege nicht vergessen, daß auch die Entwicklung in unseren eigenen Reihen einen anderen Gang nehmen kann, als wir vor Jahr und Tag gemeint haben. Zwölf Monate Weltkrieg werden die Arbeitermassen stärker und ganz anders erschüttert haben, als zwölf Jahre Sozialistengesetz.

Auch das Sozialistengesetz endete in einer Zeit der wirtschaftlichen Krise mit schweren Hemmungen der gewerkschaftlichen Organisationsarbeit und mit niedergeschraubten wirtschaftlichen Erwartungen der Arbeiter. Aber die ungeheuren Kapitalverluste im Gefolge des Weltkriegs, das notwendige Wachsen der öffentlichen Lasten, der Zwang einer Einschränkung für die meisten Privatwirtschaften, die nur langsamen Erholungsmöglichkeiten des Exports, der Rückstrom gewaltiger Menschenmassen lassen eine Periode nachlassender Nachfrage nach Arbeitskräften und eines überstarken Angebots, damit ein nur langsam herbeizuführendes normales Verhältnis des Arbeitsmarktes gewärtigen. Mit der Möglichkeit einer starken, aber kurzen Prosperitätsperiode, die einige Monate nach dem Kriege einsetzt und von einer langwierigen Wirtschaftskrise gefolgt wird, muß man oder kann man doch wenigstens aus einer Reihe sehr triftiger Gründe rechnen. Ein derartiger Zustand ist den Gewerkschaften nicht günstig. Wir dürfen aber überzeugt sein, daß die Gewerkschaften in der sicher kommenden

Periode der Prosperität alles tun werden, um ihren festen Zusammenhalt auch für eine lange Krisenzeit zu sichern. Jedermann weiß, daß dies bei den beiden letzten Wirtschaftskrisen den deutschen Gewerkschaften in vollendeter Weise gelungen ist. Aber wir sollen die Wirkungen dieses Krieges, die auch für die kommende Wirtschaft ungeheuerliche sein können, nicht einfach vergleichen mit den beiden Krisen, die dem Kriege vorangegangen sind, deren Ursachen doch nicht im entferntesten zu vergleichen waren mit den Erscheinungen einer in letzter Linie auf diesen Weltkrieg zurückzuführenden gewaltigen Verarmung aller Volkswirtschaften, auch der deutschen.

Im Verlaufe dieses Krieges haben Regierungen, Gerichte und Behörden in überaus kluger Weise Rücksicht genommen auf Stimmungen und Bedürfnisse der Arbeiterklasse. Hieraus sind mancherlei Erwartungen entsprossen für die Regelung unserer wirtschaftlichen und politischen Angelegenheiten nach dem Kriege. Aber daraus Befürchtungen für den inneren Zusammenhalt der auf eine mehr als fünfzigjährige Geschichte zurückblickenden Arbeiterbewegungen zu schöpfen, wäre unberechtigt. Nur dann wäre eine Entwicklung zum Syndikalismus und zum Anarchismus zu befürchten, wenn die deutsche Arbeiterschaft in ihren politischen und gewerkschaftlichen Ausdrucksformen nicht mehr die Anschauung der Massen wieder erkennen würde. Wir bezweifeln gar nicht, daß diese Befürchtungen unbegründet sein werden. Der oppositionelle Geist, der in der Arbeiterklasse immer wieder lebendig wird, wird seinen Ausdruck in den Parlamenten finden, wenn der Krieg erledigt sein wird, wenn alle die zahlreichen Rücksichten, die der Krieg aufzwingt, nicht mehr als notwendig betrachtet werden. Was man Jahr und Tag nicht sagen konnte, wird wieder ausgesprochen werden, aus mannigfachen Erfahrungen wird sich Anstoß zur Kritik ergeben.

Die Gegensätze der Klassen werden sofort zum Ausdruck kommen, wenn die Finanzpläne, die heute als Geheimnis wohl gehütet werden, dem Reichstag in der Form von Gesetzentwürfen vorgelegt werden. Da wird ganz naturgemäß die Regierung nach einer Kombination von Parteien suchen, die ihr die Mehrheit für diese Vorlagen schaffen werden. Man wird nicht mit der Sozialdemokratie eine derartige Mehrheit zustande bringen. Bei den Finanzvorlagen wird der Gegensatz der Interessen der Besitzenden und der Nichtbesitzenden aufeinander stoßen, es wird dem größten Finanzkünstler nicht möglich sein, diese Gegensätze zu verhüllen und seinen Vorlagen die ungeteilte Zustimmung des Reichstages zu verschaffen. Je größer die Summen sein werden, die zur Verzinsung der Krieganleihen und zur Versorgung der Kriegsinvaliden, wie der Witwen und Waisen der im Kriege Geblienen notwendig sein werden, desto schärfer werden sich die Besitzenden dagegen wehren, daß sie diese Lasten tragen sollen. Wenn nicht alles täuscht, wird dann die sozialdemokratische Partei mehr als je zu einer oppositionellen Haltung gedrängt sein und sie wird damit der Stimmung ihrer Wähler Ausdruck geben.

Erst wenn der Krieg zu Ende sein wird, wird die Welt wissen, ob an der bisherigen „Welt in Waffen“ etwas geändert werden wird. Dann wird man die wirtschaftlichen Wirkungen dieses Krieges für die künftige Belastung der Industrie und des Handels beurteilen können. Es ist sicherlich

eine merkwürdige Tatsache, daß das offiziöse Depeschensbureau am 15. Juni über die Erörterungen dänischer Blätter, „Politiken“ und „Handelstidende“, über die Einführung der Wehrpflicht in England ausführlich berichtet. Es ist vielleicht gut, aus dieser offiziösen Depesche den nachstehenden Absatz zum dauernden Gedächtnisse festzuhalten:

„Bezeichnend ist, daß ein bekannter englischer Nationalökonom, Crommond, im Jahre 1913 England vorschlug, praktische Bankleute, Versicherungsleute und Handelsleute dem Generalstab als Zivilstab anzugliedern. Die „Times“ bezeichnete damals diesen Gedanken als grotesk. Dies könnte vielleicht in Deutschland eine glückliche Kombination sein, ist aber in England völlig überflüssig. Jetzt ist kein Mensch in England, der den Gedanken grotesk findet. Vielmehr beginnt man jetzt bei Deutschland in die Schule zu gehen und führte infolge der Uebererraschungen, die der Krieg brachte, die gleiche Institution ein. Wie Europa nach Beendigung des Krieges aussieht, weiß keiner. Es scheint nicht ausgeschlossen, daß nach Kriegsende das gesamte Erwerbsleben auf die Grundlage gestellt wird, daß jede Fabrik in eine Munitionswerkstätte, jedes Handelsschiff in einen Hilfskreuzer umgewandelt werden kann. Wenn nun ein leitender Staat Europas dieses System wählt, werden alle gezwungen nachzufolgen. Es sieht beinahe so aus, als ob dies die Folge des Krieges wird.“

Gesetzt den Fall, daß der Friede uns wirklich eine Verschärfung der Rüstungen und eine völlige Unterordnung des wirtschaftlichen Lebens unter die Bedingungen der Vorbereitung und der Führung der Kriege brachte, so würde eine derartige Methode im Zentrum der ganzen gewerblichen und kommerziellen Gesetzgebung aller Länder und damit auch Deutschlands stehen. Das würde, ganz abgesehen von allen politischen Wirkungen, zu einer starken Enttäuschung der sozialpolitischen Erwartungen breiter Arbeiterschichten führen.

Die Regierung wird, selbst wenn ihre Repräsentanten den besten Willen haben sollten, im Interesse des sozialen Friedens zu wirken, nicht die Mittel haben zu einem Entgegenkommen, das diese Wirkung erzeugen könnte. Denn die wirtschaftlichen Gegenstände kann eine Regierung nicht bannen, selbst wenn sie so mächtig ist, wie sie weise sein will. Die Tatsachen der Teuerung werden auch nach dem Kriege geraume Zeit ertragen werden müssen. Die verschärfte Konkurrenz auf dem Weltmarkte, die mit dem Streben nach der Wiedergewinnung des Exportes auf das innigste zusammenhängt, wird zu einem Streben nach billigster Produktion, nach Ersparnis von menschlicher Arbeitskraft führen. Es wird eine sozialgeschichtlich überaus bedeutsame Tatsache sein, daß mit dieser Tendenz zeitlich das Zurückfluten von Millionen Arbeitern zusammenfallen wird, die nach den Entbehrungen des Krieges das Arbeiterangebot gewaltig steigern werden und nur mit Mühe zurückgehalten werden dürften, sich zu Arbeitsbedingungen zu betätigen, die sie vor dem Kriege entschieden abgelehnt hätten. Fast gleichzeitig werden große Arbeiterentlassungen stattfinden müssen in nicht wenigen Betrieben, die für die Bedürfnisse des Krieges umgestaltet wurden und die einiger Zeit bedürfen werden, um ihre normale Produktion wieder aufzunehmen. Für die deutschen Gewerkschaften, deren bewunderungswürdige finanzielle Leistungen während der Kriegszeit auch an dieser Stelle rühmend hervorgehoben wurden, ergeben sich dann besonders große und schwierige Aufgaben. Die Unternehmer könnten spekulieren auf die großen Unterstützungsleistungen der Gewerkschaften und sich in der falschen

Hoffnung wiegen, daß dadurch die Kampffähigkeit und Kampfbereitschaft der Gewerkschaften gemindert wäre. Die Unternehmerverbände sorgen, wie man aus dem Rundschreiben des Verbandes bayerischer Metallindustrieller erkennen kann, für ihre „Arbeiterpolitik“ im kommenden Frieden. Es soll dies eine Politik sein für die Unternehmer und gegen die Arbeiter. Zu einer großen Kraftprobe zwischen der Organisation der Unternehmer und Arbeiter kann es sehr bald nach dem Kriege kommen.

Solange der Krieg dauert, laufen die Tarifverträge, die ja fast ausnahmslos die Klausel enthalten, daß sie bei Nichtkündigung einfach weiter dauern und in der Regel ein Jahr weitergelten, fort. Wohl sind auch während des Krieges Kündigungen von Tarifverträgen vorgekommen, so z. B. in der Nürnberger Bleistiftindustrie, aber als Regel kann angenommen werden, daß Tarifverträge, die im zweiten Halbjahr 1914 oder im Jahre 1915 abgelaufen sind oder ablaufen werden, einfach um ein Jahr verlängert wurden. Man muß deshalb annehmen, daß das Jahr nach dem Krieg ein Jahr sein wird, in dem der allergrößte Teil der in Deutschland in Geltung stehenden Tarifverträge zur Erneuerung kommen wird. Die Gründe, die in der Kriegszeit Unternehmer und Arbeiter gefügig gemacht haben, diese Tarifverträge stillschweigend zu verlängern, werden nach dem Kriege wegfallen. Die Gewerkschaften werden in den Monaten nach dem Kriege vor die Probleme der Tarifierneuerung gestellt werden. Die Haltung der Unternehmer während der Verhandlungen wird bestimmt sein durch die Einschätzung der wirtschaftlichen Ausichten im Unternehmerlager, und zwar wie das bei Tarifverträgen selbstverständlich ist, bestimmt sein nicht durch die Beurteilung einer augenblicklichen Lage, sondern durch die Einschätzung der Ausichten für die Zeit, für die der Tarifvertrag abgeschlossen wird. Die Tarifverträge des gesamten Baugewerbes, ein erheblicher Teil der Holzarbeitertarife, die Schneidertarife, zahlreiche andere werden im Jahre 1916 Erneuerung heischen. Wie sich bei diesen Verhandlungen die Unternehmer zu den Forderungen der Arbeiter stellen werden, das wird in höherem Maße als alle Erwägungen, die sonst in den Gewerkschaften während der Kriegszeit bestimmend gewirkt haben, ihre Taktik in der Zeit des Friedens beeinflussen*.

Für eine Bereitwilligkeit, sich nach dem Kriege in der Lohnfrage den gesteigerten Kosten der Lebenshaltung anzubequemen, spricht keine der Äußerungen der Unternehmer, soweit man aus ihrer selten gebrochenen Schweigsamkeit Schlüsse ziehen darf. Kämpfe im Baugewerbe würden besonders niederdrückend wirken, viele Hoffnungen der baugewerblichen Arbeiter würden gröblich enttäuscht werden, wenn nach der langen Zeit schlechten Standes des Baugewerbes endlich nach dem Kriege und mit Rücksicht auf die vielen Zerstörungen des Krieges eine Zeit langwieriger Kämpfe statt eines starken Beschäftigungsgrades den Arbeitern aufgezwungen würde. Jedenfalls ist die Vorbereitung auf die Möglichkeit dieser Kämpfe die dringendste Aufgabe der gewerkschaftlichen Organisation.

So werden Partei und Gewerkschaften in Situationen kommen, die durchaus einer Burgfriedenstimmung widersprechen. Zahlreiche und

* Siehe meine Ausführungen in Heft 13 dieses Bandes der „Neuen Zeit“ über „Die Erneuerung der Tarifverträge“.

mannigfaltige Wünsche werden aus der Arbeiterklasse laut werden, politische und wirtschaftliche! Wünsche, die in Widerspruch stehen werden mit den allgemeinen Interessen der Besitzenden, so bei den Steuerfragen mit den Interessen der Industriellen, so schon bei der Forderung der obligatorischen paritätischen Arbeitsnachweise, so noch mehr bei einschneidenderen sozialpolitischen Forderungen, bei der Wiederholung seit langem gehegter und vielfach zum Ausdruck gebrachter Wünsche. Mit den Agrariern wird man in Widerspruch kommen, wenn man die Lebensmittelzölle abbauen und das Dreiklassenwahlrecht ersetzen will durch das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht zum preussischen Abgeordnetenhaus. Zu all diesen Schwierigkeiten auf parlamentarischem Boden werden die noch wichtigeren kommen auf dem wirtschaftlichen Kampffelde. Das erste Jahr des Friedens wird das Jahr des Ablaufs der meisten Tarifverträge sein. Jeder Gewerkschafter in Deutschland weiß, was das bedeutet an Opfern der einzelnen, an Leistungen der Organisationen, welche Anspannung aller Kräfte und welche starke Ueberlegungen da notwendig sein, welche große Verantwortlichkeiten da ausgelöst werden.

In dieser schweren Zeit mit mannigfachen Aufgaben die Arbeiterklasse politisch und gewerkschaftlich geeint und kräftig zu wissen, ihre Interessen mit Energie zu vertreten, ist ebenso die Voraussetzung für das siegreiche Durchhalten in diesen Kämpfen, wie es die deutsche Arbeiterklasse auch weiterhin sichert gegen das Eindringen von Syndikalismus und Anarchismus.

Englische Weltpolitik in englischer Beleuchtung.

Von K. Kautsky.

Kürzlich hat Professor Lönnes ein Büchlein¹ herausgegeben, das die Politik Englands kennzeichnen will. Seinen Ausgangspunkt bildet ein Sächchen in einer Schrift von sechs Geschichtsprofessoren der Universität Oxford über die Ursachen, die England zum Kriege trieben. Sie schrieben (ich zitiere nach der Lönnesschen Uebersetzung, das Original habe ich nicht zur Hand):

„Der Lehre von der Allmacht des Staates, der Lehre, daß alle Mittel gerechtfertigt sind, die zu seiner Selbsterhaltung notwendig sind oder scheinen, setzen wir die Theorie einer europäischen Gesellschaft oder wenigstens eines europäischen Vereins von Nationen entgegen. . . . Wir sind ein Volk, in dessen Blut die Sache des Rechts das Lebenselement ist.“

Gegen den letzten Satz wendet sich Lönnes. Er bestreitet, „daß die Weltpolitik Englands durch sittliche Beweggründe bestimmt wurde“ (Seite 8) und sucht das zu beweisen. Nun sagt der beanstandete Satz nicht gerade, daß Englands äußere Politik stets durch sittliche Beweggründe bestimmt wurde. Aber nehmen wir das Problem so, wie es Lönnes formuliert.

Den Gegenbeweis könnte man nun am besten auf folgende Art führen. Man zeigt, daß bisher in der äußeren Politik der Staaten noch keineswegs die Märgische Forderung erfüllt ist, „die einfachen Gesetze der Moral und des

¹ Ferdinand Lönnes, ord. Professor der Staatswissenschaften an der Universität Kiel, Englische Weltpolitik in englischer Beleuchtung. Berlin, Julius Springer. 80 Seiten.

Rechts sollten ebensowohl die Beziehungen einzelner regeln als auch die obersten Gesetze des Verkehrs der Nationen bilden". Mit Leichtigkeit kann man dann darlegen, daß die englische Politik keine Ausnahme von der Regel macht, die Engländer sich also nicht sittlich erhaben über die übrige Menschheit zu fühlen brauchen.

Aber diese Beweisführung würde ihre Spitze gegen die Weltpolitik richten und nicht gegen England.

Tönnies wählt einen anderen Weg. Er sieht völlig davon ab, die englische Weltpolitik mit der anderer Staaten in Vergleich zu ziehen. Es fällt ihm nicht ein, zu fragen, was an der englischen Weltpolitik spezifisch englisch ist, und was sie mit der Weltpolitik der anderen Staaten gemeinsam hat. Jede Äußerung der englischen Weltpolitik ist ihm ohne weiteres eine Äußerung des besonderen englischen Charakters. Und dabei macht er auch gar keinen Unterschied zwischen alter und neuer Politik. Daß das Resultat eines derartigen Vorgehens wissenschaftlich wertlos sein muß, ist klar. Professor Tönnies scheint für seine Schrift auch nicht Anspruch auf wissenschaftlichen Wert zu erheben, denn statt uns eine objektive Darstellung der Triebkräfte und der Eigenart der englischen Weltpolitik der letzten Jahrhunderte zu geben, begnügt er sich damit, eine Reihe Urteile über sie zu sammeln, und zwar nur absprechende Urteile. Trotzdem bildet er sich ein, seine sonderbare Methode sei ein Muster von Unparteilichkeit, da er bloß englische Urteile reden läßt. So meinte auch der katholische Historiker Janssen ein Muster von Unparteilichkeit zu sein, weil er seine Beurteilung des Protestantismus bloß mit Urteilen protestantischer Schriftsteller belegte, was seine Kritiker nicht hinderte, deren Auslese als „Giftblütenlese“ zu kennzeichnen.

Doch Tönnies genügt diese Lese noch nicht für seine Zwecke. Um aus jeder seiner Blüten Honig zu saugen, muß er sie oft erheblich verunstalten.

Da haben wir z. B. Seeley, seine Hauptquelle. Dieser braucht oft starke Worte, um das alte Kolonialsystem zu kennzeichnen — das alte Kolonialsystem im Gegensatz zum neuen; und das alte Kolonialsystem aller seefahrenden Nationen des Westens, nicht bloß das Englands allein. Tönnies zitiert diese Worte als Kennzeichnung der englischen Weltpolitik aller Zeiten — und nur der englischen Weltpolitik.

Tönnies veröffentlicht von Seeley ein langes Zitat, das durch mehrere Seiten geht. Darin finden sich folgende Ausführungen:

„Aneignung neuer Gebiete wurde unter dem alten Kolonialsystem die wichtigste Angelegenheit der Nationen. Die fünf Nationen des Westens wurden in einen leidenschaftlichen Wettbewerb um Landgebiete gedrängt, das heißt, sie wurden in Beziehungen zueinander gebracht, in denen die Jagd nach Reichtum naturgemäß zu Streitigkeiten führte, Beziehungen, in denen Handel und Krieg untrennbar miteinander verbunden waren, so daß der Handel zu Krieg führte und der Krieg den Handel förderte. Der Charakter der neuen Periode, die nun eröffnet wurde, trat schon früh zutage.“ (Expansion of England, ed. Tauchnitz, Seite 122.)

In seinen weiteren Ausführungen illustriert das Seeley. Wie faßt Tönnies das auf? Er bemerkt zu den Zitaten:

„Welcher Art und wie verschieden auch die Vorwände oder unmittelbaren äußeren Anlässe sein mochten, die inneren und wahren Beweggründe, die England bewogen, diese Kriege zu führen, sind alle von einer Art: das materielle

Interesse, das Trachten nach Handelsgewinn und infolgedessen davon Handelseifersucht und Mißgunst gegenüber den Konkurrenten, die aus solchen Beweggründen mit Gewalt vertrieben oder niedergemacht werden. So belehrt uns das sachtundige und sicherlich nicht zuungunsten seines Vaterlandes gefärbte Urteil Sir J. R. Seelens." (Seite 18, 19.)

Verzeihung, Herr Professor, aber der sachkundige Seelen kennzeichnete hier nicht die besondere Politik Englands, sondern die Politik einer besonderen Periode. Wo er die Weltpolitik Englands mit der anderer Staaten vergleicht, kommt er zu dem Ergebnis, daß sie sich, wie jede Weltpolitik, wohl „wenig durch moralische Skrupel habe beunruhigen“ lassen, aber daß die der Konkurrenten Englands noch fragwürdiger gewesen sei. Seelen erklärt:

„Der Anspruch einer Nation auf ein Gebiet ist in der Regel weit zurück zu suchen; er beruht dort, wo man ihn noch aufdecken kann, auf Gewalttat und Blutvergießen. Das Gebiet des größeren Britannien wurde im vollen Rechte der Geschichte erworben und zum Teil mit Mitteln, die nicht zu rechtfertigen sind, aber weniger unrechtmäßig, als das Gebiet mancher andern Macht, und vielleicht weit weniger unrechtmäßig, als das Gebiet jener Staaten, deren Macht heute die älteste und festeste ist.“ (Seelen, Seite 146.)

Diesen Satz zitiert Lönnies nicht, doch bemerkt er nebenbei kurz, „dergleichen mit anderen Reichen sei (nach Seelens Meinung) den Engländern eher ein besseres als ein schlechteres Zeugnis zu geben“, und fügt hinzu: „Vermutlich werden Spanier, Franzosen, Holländer zu einem etwas anderen Ergebnis bei Abwägung dieser Verbrechen gegeneinander gelangen.“ (Seite 20.)

Woher plötzlich diese Kritik? Lönnies wollte doch, um jeden Anschein von Parteilichkeit zu meiden, nur die Engländer selbst reden lassen. Und siehe da: Entweder legt er ihnen etwas anderes in den Mund als sie gesagt, oder er beanstandet die Glaubwürdigkeit selbst seiner „sachkundigsten“ Quelle.

Lönnies läßt die „englische Beleuchtung“ durch geschwärztes Glas gehen und weist dann auf ihre Düsterei hin.

Aber selbst wenn die englischen Stimmen, auf die er sich beruft, bezeugten, was sie nicht bezeugen wollen; wenn sie die englische Weltpolitik nicht deshalb verurteilten, weil sie Folgen zeitigte, die jede Weltpolitik zeitigen muß, sondern deshalb, weil Weltpolitik, von Engländern betrieben, eine besonders schurkische Form dieser Politik wird, was würde das an sich schon bezeugen? Bloße Urteile sind keine Beweise, sie können nicht Argumente, sondern nur Objekte der Wissenschaft sein.

Als solche sind die scharfen Urteile vieler Engländer über die äußere Politik ihrer jeweiligen Regierung allerdings bemerkenswert. Auf diese Erscheinung wurde in der „Neuen Zeit“ schon vor Professor Lönnies hingewiesen, so von mir in der „Neuen Zeit“ vom 2. Oktober 1914 in dem Artikel „Die Sozialdemokratie im Kriege“, so im Anschluß daran besonders ausführlich von Bernstein im Heft vom 13. November, der von der Opposition der englischen Radikalen handelte, und dann am 1. Januar d. J. von Rjasanoff, der die Opposition der Arbeiterklasse Englands gegen den Antijakobinerkrieg darlegte. Wir kamen übereinstimmend zur Ansicht, daß diese „englische Beleuchtung“ der englischen Weltpolitik durchaus kein düsteres Licht auf das englische Volk wirft, vielmehr die Selbständigkeit und Energie seiner Opposition auch während des Krieges aufs hellste erstrahlen läßt.

Merkwürdig, diese Seite der Frage kommt Herrn Professor Tönnies nicht zum Bewußtsein. Nur einmal ist die Wucht der Tatsachen so stark und erweckt einen so ganz anderen Eindruck als er wünscht, daß ihm schwül dabei zumute wird. Sein eigenes Anklagematerial drängt ihn einmal aus der Rolle des Anklägers in die des Verteidigers. Es handelt sich um den Bruch der dänischen Neutralität 1807, was Tönnies den „Raubzug gegen Dänemark“ nennt.

Napoleon war damals auf dem Höhepunkt seiner Macht angelangt. Er hatte Preußen niedergeschlagen, mit Rußland Frieden geschlossen. Nur noch ein Feind stand gegen ihn im Felde: England. Er hoffte, seiner Herr zu werden durch die Kontinentalsperre, die dem ganzen Festland Europas den Handel mit England verbot. Ein deutscher Historiker, der über die „Seetyrannie Englands“ sehr entrüstet ist, schreibt darüber:

„Es war vorauszusehen, daß die Häfen von Kopenhagen und Stockholm gezwungen werden würden, England den Handelskrieg zu verkünden und ihm die Seestraße des Sund zu verschließen. Das bedeutete aber den Ausschluß des englischen Handels von der ganzen Ostsee, den Verlust der sämtlichen Märkte des Nordens, auf denen England ungeheure Mengen seiner Kolonial- und Fabrikwaren abzusetzen pflegte, also ein unermessliches Unglück für das nationale Kapital, in dessen reichlicher Verzinsung ja die ganze Großmachtstellung Englands ihren eigentlichen Daseinszweck und der riesige Aufwand für Armee und Flotte, Hof, Krieg, Diplomatie und Staatsschuld seine einzige Rechtfertigung fand.

Was man in London gleich bei der ersten Kunde von den Vorgängen in Tilsit argwohnte, war sehr wohl begründet. . . . Die drei Ostseestaaten Rußland, Schweden und Dänemark konnten eine Kriegsflotte von zusammen 40 Linien Schiffen aufbringen, und solche Seemacht im Dienste Napoleons, seiner Handelsperre und seiner Landungspläne — das war ein Schreckbild, bei dessen Anblick einem richtigen Briten zumute ward, wie etwa den alten Römern beim Schlachtgeheul der Kelten oder dem Wutgebrüll stampfender Elefanten.“ (W. Onden, Das Zeitalter der Revolution, des Kaiserreichs und der Befreiungskriege, II, 350, 351.)

Die englische Regierung beschloß, dieser Gefahr zuvorzukommen, sie forderte (am 7. August 1807) von der dänischen Regierung, daß ihre Flotte sich der englischen anschließe, widrigenfalls sie dazu gezwungen werden würde. Die dänische Regierung lehnte das Ansuchen ab und rief das Volk zu den Waffen. Aber schon am 3. August war eine englische Flotte von 36 Kriegsschiffen in den dänischen Gewässern erschienen, sie landete Truppen, die am 16. August Kopenhagen einschlossen, und bombardierte die befestigte Stadt vom 2. September an einige Tage lang. Am 6. September kapitulierte Kopenhagen und lieferte die ganze dänische Kriegsflotte von 39 großen Kriegsschiffen und 25 Kanonenbooten aus.

Dieser Ueberfall auf ein neutrales Land rief, wie Tönnies berichtet, in ganz Europa Gefühle der Empörung und des Schauders hervor. Das wäre nicht weiter bemerkenswert, sondern selbstverständlich. Auffallend ist die starke Entrüstung, mit der die Tat der englischen Flotte in England selbst aufgenommen wurde. Tönnies schreibt darüber:

„Aber auch in England selbst fand das allgemeine Entsetzen einen kräftigen Widerhall. . . . Die Adreßdebatten des im Januar 1808 zusammengetretenen Parlaments bezogen sich vorzugsweise auf diesen Gegenstand. Während die Adresse selber die glorreiche Tat rühmte, reichten sechs Lords einen Protest ein. . . . Stärker noch drückte ein einzelner Peer (Lord Erskine) sich aus. . . . Solange die Gerechtigkeit

keit des Anfalls nicht erwiesen werde, habe Großbritannien seine moralische Stellung in der Welt verloren. — Auch im Unterhause machte die Opposition sich in schärfster Weise geltend. William Windham, der noch vor kurzem Kriegsminister in Pitts zweitem Ministerium gewesen war, erklärte, der einzige Weg, die Flecken zu tilgen, von denen das Land befudelt wurde, bestehe darin, daß man die Greuel öffentlich eingestehet. Er klagte die Minister an, daß sie das Ansehen der Nation geopfert hätten: „Die Ruinen Kopenhagens sind das Denkmal ihrer (der britischen Nation) Schande.“ . . . Mehrere andere Abgeordnete nannten die Versuche der Rechtfertigung widerspruchsvolles und verlegenes Hin- und Hergerede, man wisse nicht, welche von den Geschichten, die die Regierung aufstische, man glauben solle. Es sei zwar ein grober Ausdruck, aber durchaus zutreffend, wenn man sage, daß sie das Haus um seine Meinung beschwindeln wolle. Ein Mitglied nannte die Wegführung der Flotte schlechthin Diebstahl. In London wurde es sprichwörtlich: „Ehrlos, wie der Zug nach Kopenhagen.“ (Seite 37, 38.)

Neutralitätsbrüche sind keine Seltenheit in der Geschichte. Einzig jedoch steht diese Beurteilung da, die ein von England verübter Neutralitätsbruch in England selbst fand. Diese Art „englischer Beleuchtung“ der „englischen Weltpolitik“ ist sicher eine außerordentliche Erscheinung. Sie scheint ein anderes Licht zu werfen, als Tönnies lieb ist. Er vertraut nicht darauf, daß sie für sich allein die gewünschte Wirkung hervorrufen werde, und fühlt sich plötzlich gedrängt, eine Verteidigung des jüngsten deutschen Vorgehens in Belgien anzuschließen.

Der Vergleich zwischen dem englischen Vorgehen in Dänemark und dem deutschen in Belgien ist von deutscher Seite schon öfter gemacht worden. Man setzte beide Fälle einander gleich, sagte, die Engländer hätten keine Ursache, sich über das deutsche Vorgehen zu entrüsten, da sie desgleichen selbst getan. Diese Auffassung ist Tönnies durch die „englische Beleuchtung“ verwehrt, auf die er sich beruft. Er behauptet daher vielmehr, in Belgien seien im August 1914 die Verhältnisse ganz anders gelegen als in Dänemark im September 1807. Darauf näher einzugehen, ist hier nicht am Platze.

Nur eine sonderbare Theorie sei erwähnt, die Tönnies bei dieser Gelegenheit zum besten gibt. Er sagt:

„Es ist von manchen Lehrern des Völkerrechts ein Recht des Durchzugs durch neutrales Gebiet behauptet worden, besonders für die Fälle, wo die eine Kriegspartei ohne den Durchzug durch das neutrale Gebiet der andern Partei gar nicht bekommen kann. Dieser Fall lag, infolge der französischen Maasbefestigungen (im August 1914 in Belgien), in offener Weise vor.“ (Seite 39.)

Hat Tönnies überlegt, welches die Konsequenzen dieser Lehre sind? Die Schweiz liegt im Zentrum Europas, so, daß Frankreich, wenn es im Krieg mit Oesterreich ist, diesem nur auf dem Wege durch die Schweiz „bekommen“ kann. Dasselbe gilt bei einem Krieg zwischen Deutschland und Italien. Will Tönnies für diese Fälle ein Durchzugsrecht durch den neutralen Staat behaupten?

Doch noch sonderbarer: Deutschland grenzt ja an Frankreich. Um an die französische Grenze zu kommen, bedarf es doch nicht des Zuges durch Belgien. Um jenes „von manchen Lehrern“ behauptete Recht des Durchzuges auf den belgischen Fall anwendbar zu machen, weist Tönnies daher auf die französischen Maasbefestigungen hin und behauptet, daß man denen „gar nicht bekommen kann“, sei „offenbar“.

Wieso unser friedlicher Professor der Staatswissenschaften in Kiel zu dieser genauen Kenntnis der französischen Maasbefestigungen kommt, teilt er uns nicht mit. Ein Militär würde eine so positive Behauptung kaum wagen. Es gibt keine Befestigung, die absolut uneinnehmbar ist. Aber ganz abgesehen davon, was besagt die Tönnies'sche Auslegung des von „manchen Lehrern des Völkerrechts behaupteten Rechts“? Sieht man eine Befestigung vor sich, die in frontalem Angriff schwer zu bezwingen ist, leichter dagegen durch einen Durchzug durch neutrales Gebiet umgangen werden kann, dann hat man nach Tönnies das Recht zu solchem Durchzug. Mit anderen Worten, der Kriegführende hat immer das Recht zum Durchzug durch neutrales Gebiet, wenn er davon einen Vorteil erhofft. Wenn die Engländer der Ueberzeugung sind, sie könnten den deutschen Stellungen in Flandern und Nordfrankreich „gar nicht beikommen“, es sei denn, daß sie an der holländischen Scheldemündung eine Armee landeten und sie durch Holland marschieren ließen, dann gibt Tönnies den Engländern dieses Recht.

Diese Konsequenzen liegen auf der Hand für jeden, der ein bißchen über das Bereich seiner Nase hinausblickt. Und weiter blicken ist gerade die Aufgabe des Theoretikers. Er hat die Möglichkeit, das nächstliegende in seinen großen Zusammenhängen zu betrachten, die Gegenwart mit der Vergangenheit zu vergleichen, das eigene Land mit anderen Ländern. Und entfernt von der praktischen Kleinarbeit des Tages kann er sich größere Unbefangtheit bewahren als die Praktiker selbst. Aber freilich, daß der Theoretiker bei seiner Arbeit von diesen Möglichkeiten Gebrauch macht, dazu gehört, daß er ganz von theoretischem Interesse erfüllt ist, daß er sich als Forscher fühlt, der die Wahrheit zu erkennen sucht, nicht als Advokat, der für eine Sache plädiert.

Der Krieg hat überall unter den Gelehrten das Forscherinteresse gänzlich erstickt und das advokatorische Bedürfnis zur Alleinherrschaft unter ihnen gebracht. Damit sinken sie aber tief selbst unter jene Praktiker herab, die sich stets von jedem theoretischen Interesse freigehalten haben. Sie werden jetzt die kurzsichtigsten von allen. Denn selbst der kurzsichtigste Praktiker findet gerade in der Praxis immer von neuem Widerstände, die ihn zwingen, mit wechselnden Faktoren zu rechnen. Wo er im Kampf steht, zwingen diese Widerstände ihn, den Feind wenigstens als Kämpfer so zu erkennen, wie er wirklich ist. So wird er objektiver und vielseitiger als der Theoretiker, der nur mit Abstraktionen rechnet, wobei ihm alles weit einfacher erscheint als in der Wirklichkeit, und Liebe wie Haß keine Grenzen finden. Wird daher der Theoretiker kurzfristig, dann gerät er dabei in ein Extrem von Einseitigkeit und Verblendung, von dem sich die Praktiker frei halten und frei halten müssen, wenn sie nicht scheitern wollen.

Dadurch erkläre ich es mir, daß gerade die Professoren in diesem Kriege eine Fülle von Verkehrtheiten zutage gefördert haben, die den praktischen Staatsmännern und Militärs sehr oft unbequem wurde, trotzdem die gelehrten Herren nichts eifriger wünschten, als ihnen zu helfen. Das gilt selbst für die Besten unter den Professoren. Vor den Friedensleistungen des Professors Tönnies haben wir großen Respekt. Seine Kriegsleistungen können wir nur mit Kopfschütteln aufnehmen.

Vom Wirtschaftsmarkt.

Der Bank- und Geldmarkt im ersten Kriegsjahr.

haltung der Banken im ersten Kriegsjahr. — Ungeblühe Verdienste der Kreditbanken. — Die Bantpollst der Reichsbank. — Wechsefanlage, Notenumlauf und Goldbestand der Reichsbank. — Die Geschäftsentwickelung der Kreditbanken unter dem Einfluß des Krieges. — Reingewinnreduktion. — Die Hypothetenbanken. — Die Lage des Geldmarktes in Deutschland und England. — Der Fall der Wechsefanlage. — Geschäftsaussichten für die Bankfinanz.

Berlin, 21. August 1915.

Das erste Jahr der Kriegswirtschaft ist vorüber. Läßt sich auch heute noch nicht übersehen, wie sich unter den Einwirkungen des Riesenkampfes, der ja nicht nur mit modernen Waffen, sondern nicht minder mit wirtschaftlichen Nachtmitteln ausgefochten wird, die Lage des deutschen Bank- und Geldmarktes im einzelnen gestaltet hat, so bietet doch eine Betrachtung seiner lektjährigen Entwicklung wichtige Anhaltspunkte für die Beurteilung der ökonomischen Gesamtlage, mit der wir in das zweite Kriegsjahr eintreten. Freilich fehlt zurzeit noch ein wichtiges Mittel zur Orientierung: die Bilanzaufmachung der großen Kreditbanken für das erste Halbjahr 1915; aber unter den gegenwärtigen abnormen Verhältnissen hätte sie doch nur eine geringe Bedeutung, denn mit ziemlicher Sicherheit kann man darauf rechnen, daß diese Bilanzen, so lange der Krieg dauert, noch undurchsichtiger sein werden als früher. Das Verfahren, Verluste nicht öffentlich einzugestehen, sondern intern abzubuchen, wird jedenfalls noch mehr angewandt werden, als in normalen Zeiten. Zudem aber vermag heute oft selbst die sorgfältigste Prüfung nicht zu entscheiden, welche Debitorenposten unsicher, halbfaul oder als völlig verloren zu betrachten sind, und ebenso wenig läßt sich der eigentliche Wert vieler Wertpapiere heute mit einiger Sicherheit angeben. Für Schägungen und Vermutungen bleibt unter so abnormen Umständen der weiteste Raum. Viele dieser Werte, wie zum Beispiel die Schifffahrtsaktien, sind, da sie nicht nur durch den schließlichen Ausgang des Krieges, sondern selbst durch einzelne Kriegsvorfälle stark betroffen werden, höchst schwankend und variabel. Sie können zurzeit des Friedensabschlusses sehr beträchtlich über oder unter der heutigen Schägung stehen, und selbst dann wird sich mit einiger Bestimmtheit ihr Wert noch nicht feststellen lassen, da voraussichtlich dem Kriegsende zunächst eine Uebergangsperiode erneuter Umschaltung folgt, deren Einfluß auf die verschiedenen Zweige des Wirtschaftslebens sich mutmaßen, nicht aber als bestimmter Faktor in die Rechnung einstellen läßt.

Bisher hat das deutsche Bankwesen sich im ganzen den veränderten Verhältnissen gut anzupassen und ernstliche Störungen des Kreditverkehrs zu vermeiden gewußt. Von der früheren, auch von Fachleuten geteilten Befürchtung, die Kriegserklärung würde zu einem allgemeinen Run auf die Depofitenkassen und in weiterer Folge zu einem Zusammenbruch selbst gutgestellter Bankinstitute führen, hat sich nichts erfüllt. Zwar einzelnen kleineren und mittleren Banken, wie dem Essener Bankverein, der Rheinischen Bank und der Mittelrheinischen Bank ist der Atem ausgegangen; aber es handelt sich hier nicht um „Kriegsopfer“, höchstensfalls kann man sagen, daß der Krieg ihre Lage etwas verschärft und ihnen den vielleicht nicht ganz

unwillkommenen Anlaß geboten hat, mit Berufung auf eine durch den Krieg herbeigeführte Geschäftsschädigung abzutreten. In Wirklichkeit waren diese Banken, die das eigentliche reguläre Bankgeschäft mehr und mehr vernachlässigt und sich auf große Kreditgeschäfte mit der Großindustrie geworfen hatten, längst morisch. Besonders hat die 1897 aus der Bankfirma Gustav Hanau in Mülheim a. d. Ruhr hervorgegangene, später nach Essen übergesiedelte Rheinische Bank eine recht bewegte Vergangenheit hinter sich.

Wenn die deutschen Kreditbanken die erste Kriegszeit so gut überstanden haben, darf jedoch daraus keineswegs gefolgert werden, daß dieser Erfolg wesentlich ein Verdienst dieser Banken selbst ist. In der Handelspresse wird ihnen heute nicht selten dieses Verdienst zugesprochen und damit begründet, daß sie meist beträchtliche Mittel zur Befriedigung der Ansprüche ihrer Kunden bereit gestellt und schon, als die ersten Kriegswolken drohend am politischen Horizont heraufzogen, ihren Lombard- und Akzeptenkredit wesentlich eingeschränkt hätten. Das Erste gilt nur in beschränktem Maße für einen Teil der Großbanken, und die zweite Maßregel diente zwar zur Sicherung der Banken, hatte aber andererseits auch zur Folge, daß manche Geschäftskreise gerade zu der Zeit auf den Bankkredit verzichten mußten, wo sie ihn am nötigsten gebrauchten.

Es soll gar nicht bestritten werden, daß, als Ganzes genommen, das deutsche Bankwesen gut funktioniert hat — natürlich vom Standpunkt des modernen kapitalistischen Wirtschaftssystems aus betrachtet; aber weit mehr als auf der Seite der großen Kreditbanken liegt nach meiner Ansicht das Verdienst auf der Seite der Reichsbank und der günstigen geschäftlichen Umstände, unter denen der Krieg begann. Dieser günstige Umstand bestand darin, daß zurzeit des Kriegsbeginns Deutschland sich in einem Zustand wirtschaftlicher Ermattung, einer Abspannung des Geldmarktes befand. Der Kreditbegehrt der Geschäftswelt war daher naturgemäß weit geringer als in den vorausgegangenen Jahren der Hochkonjunktur. Geld also außergewöhnlich flüssig. Dazu kam, daß der Export im Jahre 1913 beträchtlich gestiegen war, auf 10 097 gegen 8957 Millionen Mark im Jahre 1912, also um 1140 Millionen Mark mehr, während die gleichzeitige Einfuhr nur um 78 Millionen Mark zugenommen hatte: eine Steigerung des Güterexports, die auch in den ersten Monaten des Jahres 1914 noch anhielt. Es war also aus dem Auslande eine beträchtliche Summe Geldes hereingeströmt, wie denn auch vor Kriegsausbruch die deutsche Bankwelt keine größeren Schulden, wohl aber manche ansehnliche Forderungen an das Ausland hatte. Dazu kam der Erfolg der deutschen Waffen, die in wenigen Wochen den Krieg tief in Feindesland hineintrugen, dadurch die industriellen deutschen Grenzgebiete vor einer schweren wirtschaftlichen Erschütterung bewahrten und in den Geschäftskreisen die beruhigende Ansicht weckten, Deutschland werde siegreich aus dem schweren Kampf hervorgehen.

Wäre diese günstige finanzielle Lage nicht gewesen, und wäre der Feind in den ersten Kriegswochen so tief in die Rheinprovinz eingedrungen, wie das deutsche Heer in Belgien und Frankreich, so hätte schwerlich das deutsche Bankwesen eine solche Grundfestigkeit bewiesen.

In zweiter Linie aber gebührt das Verdienst der Aufrechterhaltung des deutschen Kredit systems der Reichsbank.

der die Anerkennung, seit Jahren eine vorsichtige, auf Vermehrung ihres Goldbestandes gerichtete Bankpolitik betrieben zu haben, nicht versagt werden kann. So hatte sie erreicht, daß ihr durch Gesetz vom 20. Februar 1906 das Recht erteilt wurde, 50-Mk.- und 20-Mk.-Banknoten auszugeben, von denen bis Ende 1913 für 682 Millionen Mark in Umlauf gebracht waren. Durch Gesetz vom 5. Juli 1906 wurde ferner bestimmt, daß die bisher umlaufenden Reichsstassenscheine im Betrage von 50 Mk. und 20 Mk. durch 10-Mk.-Scheine ersetzt werden sollten, und durch Gesetz vom 1. Juli 1909 wurde darauf sämtlichen Noten der Reichsbank gesetzliche Zahlungsmittelseigenschaft beigelegt. Weiter wurde durch das Gesetz vom 3. Juli 1913 über „Änderungen im Finanzwesen“ der im Juliusturm zu Spandau lagernde Reichskriegsschatz um 120 Millionen Mark in Gold vermehrt und ein Silberschatz von 120 Millionen Mark neu angelegt. Obgleich diese Maßnahmen zu Kriegsbeginn noch nicht voll durchgeführt waren, konnte doch die Reichsbank aus dem Reichskriegsschatz am 2. August 1914 240 Millionen Mark in Gold und 6 Millionen Mark in Silber übernehmen.

Doch nicht nur suchte die Reichsbank selbst ihren Goldbestand möglichst zu mehren und für Notfälle einen Reserveschatz anzusammeln, zugleich wirkte ihre Leitung darauf hin, die großen Kreditbanken zur Bereitstellung größerer Barbestände (mindestens 10 Prozent der fremden Gelder sollten durch Barmittel gedeckt sein) und zur Erhöhung ihrer Giro Guthaben zu bewegen: ein Bemühen, das jedoch, da es dem Gewinninteresse der großen Effektenbanken widerspricht, nur halben Erfolg hatte.

Durch diese Politik sah sich die Reichsbank in Stand gesetzt, der in den ersten Tagen der Mobilmachung von Banken und Privaten an sie gestellten stürmischen Nachfrage nach Zahlungsmitteln zu genügen, den rasch steigenden notwendigen Kreditbedarf der Gewerbebetriebe ziemlich zu befriedigen, der Regierung die Mittel für die Mobilmachung zu liefern (mehr als eine Milliarde Mark), und doch eine maßvolle Diskontpolitik einhalten zu können. Während zum Beispiel die Bank von England am 30. Juli 1914 ihren Diskont von 3 auf 4, am 31. Juli auf 8, am 1. August auf 10 Prozent erhöhte und dann wieder am 7. August auf 6 Prozent ermäßigte, setzte die Reichsbank am 31. Juli ihren Diskont von 4 auf 5, und am nächsten Tage auf 6 Prozent hinauf: ein Satz, der ohne Schwanken bis zum 23. Dezember bestehen blieb und dann auf 5 Prozent herabgesetzt wurde, dieselbe Höhe, die der offizielle Diskont in London und Paris hatte und noch hat.

Die großen Kreditbanken fanden dadurch an der Reichsbank eine starke Rückendeckung. Alles ging gut. Aber folgt daraus, daß, wie heute einzelne Finanzblätter schließen, eine Erhöhung der Barbestände im Verhältnis zu den kurzfristigen Verbindlichkeiten bis auf 10 Prozent durchaus nicht nötig ist? Inwiefern ergibt sich denn daraus, daß unter den oben erwähnten günstigen Bedingungen mit Hilfe der vorbeugenden Maßnahmen der Reichsbank die Maschinerie funktioniert hat, sie werde auch in Zukunft unter vielleicht ganz anders gearteten Verhältnissen ebenso gut funktionieren? Oder dürfen Kriege nie in Hochkonjunktur-Perioden fallen, wenn der Geldmarkt aufs höchste gespannt ist? Daß den Privatbanken die Forderung einer relativen Erhöhung ihrer Barmittel und ihrer Einlagen bei der Reichsbank nicht paßt, ist vom kapitalistischen Standpunkt durchaus begreiflich. Niemand läßt sich gern den Geschäftsprofit und die

Bewegungsfreiheit beschneiden; es fragt sich nur, ob die Sicherung des Funktionierens der Banken in kritischen Zeiten nicht staatswirtschaftlich wichtiger ist als die Wehrung des Bankprofits.

Und neben dieser ersten Fürsorge für die Befriedigung des erhöhten Kreditbegehrs der gewerblichen Kreise, hat sich auch ferner die Reichsbank bei der Ausstattung der Darlehnskassen und als „Kriegsbank“ zur Beschaffung der nötigen Geldmittel für die Kriegführung bewährt. Haben auch die Darlehnskassen, deren Höchstausgabebetrag zunächst auf 1500, dann 3000 Millionen Mark festgesetzt wurde, nicht so hohe Mittel erfordert, wie man im August 1914 annahm, denn selbst die höchste Anspannung, kurz vor der ersten Einzahlung auf die zweite Kriegsanleihe hat sich nur auf 1573 Millionen Mark belaufen, so hat andererseits der Staat zur Erhaltung der Heere viel größere Summen verlangt, als vor Kriegsbeginn ausgerechnet wurden.

Diese Funktion der Reichsbank als Lieferantin der Geldmittel für die Kriegführung hat selbstverständlich einzelne Anlage- und Ausgabeposten der Reichsbank sehr in die Höhe getrieben. Während die Lombarddarlehen abgenommen haben, 17 Millionen am 31. Juli 1915 gegen 202 Millionen Mark am 31. Juli 1914, da die Möglichkeit, sich bei den Darlehenskassen gegen Verpfändung von Papieren und Waren Geld zu verschaffen, die Reichsbank von Lombardgeschäften entlastete, hat die Anlage in Wechseln, Schecks und Schaganweisungen beträchtlich zugenommen. Vor Beginn des Krieges, Ende Juli 1914, betrug sie 2081 Millionen Mark (eine Woche vorher, als noch der Horizont einigermaßen heiter aussah, nur 751 Millionen), dann stieg infolge der Hergabe von Geldmitteln gegen Reichswechsel und Reichschaganweisungen der Betrag Ende September auf 4756 Millionen Mark. Da nun nach und nach die Einzahlungen auf die erste Kriegsanleihe eingingen, und die Regierung ihre Wechsel und Schaganweisungen zurückziehen anfang, sank der Betrag bis zum 7. November auf 2643, stieg dann wieder in erst langsamem, dann rascherem Tempo bis Ende März auf 6860 Millionen Mark, fiel nach den Einzahlungen auf die zweite Kriegsanleihe wieder bis zum 23. April auf 3435 Millionen Mark und stellte sich am Schluß des ersten Kriegsjahres, am 1. August 1915, auf 4785 Millionen Mark.

Geringere Schwankungen weist, wenn man beim Vergleich die regelmäßig stärkere Zunahme zum Quartalschluß infolge des anschwellenden Begehrs nach Zahlungsmitteln in Rechnung stellt, der Notenumlauf auf. Von 2909 Millionen Mark am 31. Juli 1914 stieg er bis Ende März 1915 auf 5624 Millionen Mark, dann trat zunächst ein Rückgang bis auf 5055 Millionen Mark und darauf wieder eine mäßige Steigerung ein. Ende Mai 1915 stellte sich der Betrag auf 5318, Ende Juni (Quartalschluß) auf 5840 und Ende Juli, am Schluß des Kriegsjahres, auf 5538 Millionen Mark.

Dieser Steigerung der Wechselanlage und des Notenumlaufs steht eine fast ständige beträchtliche Zunahme des Metallbestandes und speziell des Goldbestandes der Reichsbank gegenüber, obgleich sie sich verschiedentlich gezwungen sah, zur Hebung des Wechselkurses Goldsummen an das neutrale Ausland abzugeben. Als am 31. Juli 1914 die Reichsbank die Einlösung ihrer Noten gegen Gold einstellte, betrug ihr Goldvorrat 1253 Millionen Mark, am Ende des ersten Kriegsjahres stellte er sich auf 2401 Millionen

Markt. Vom rein banktechnischen Gesichtspunkt aus ein besserer Stand als zu Beginn des Krieges, denn am 31. Juli vorigen Jahres betrug die Deckung des Notenumlaufs durch Gold nur 43,1 Prozent, die Deckung sämtlicher täglich fälliger Verbindlichkeiten durch Gold 30,1 Prozent, am Ende des ersten Kriegsjahres hingegen 43,3 beziehungsweise 33,4 Prozent.

Auch die Verhältnisse der deutschen Privatbanken sind durch den jetzigen Völkerring wesentlich verändert, zum Teil geradezu revolutioniert worden. Die Schließung der deutschen Börsen hat den Börsenhandel mit Wertpapieren, wenn nicht aufgehoben (in letzter Zeit trat im inoffiziellen Berliner Börsenverkehr sogar eine gefährliche Ueberspekulation hervor), so doch beträchtlich eingeschränkt. Der frühere Wechselverkehr hat größtenteils aufgehört; die Zahlungsregulierung erfolgt, besonders was die Lieferungen für den Heeresbedarf anbelangt, meist in bar oder durch Schecks. Die Debitorenposten sind, namentlich bei den Großbanken, stark angewachsen, zu einem wesentlichen Teil aus dem Grunde, weil die Heeresverwaltung die von ihr bestellten Lieferungen nur langsam in längeren Terminen bezahlt; ebenso haben freilich auch infolge der relativ großen Geldflüssigkeit die Kreditoren und Depositen sich vermehrt. Der Remboursverkehr mit dem Auslande ist, da der Außenhandel sehr zurückgegangen ist und überdies die aus ihm entstehenden ausländischen Forderungen vielfach nicht mehr durch Bankakzente gedeckt, sondern in bar reguliert werden, bedeutungslos geworden. Ebenfalls hat auch die Emissionstätigkeit beinahe ganz aufgehört.

Wieweit diese Veränderungen den Reingewinn der Banken beeinflussen haben und in den nächsten Kriegsmonaten weiter beeinflussen werden, läßt sich schwer beurteilen. Die Abschlüsse für das erste Halbjahr 1915 sind noch nicht bekannt, und sie vermögen, wenn sie erscheinen, in Anbetracht der heutigen anormalen Wirtschaftsverfassung auch nur fiktive Gewinnzahlen zu bieten. Wer will denn mit einiger Sicherheit bestimmen, was so manche Forderungen an die Debitoren heute noch wert sind, besonders was die Forderungen an Schuldner im feindlichen und neutralen Auslande anbetrifft. Gewiß ist nur das eine: der Reingewinn hat zunächst erheblich abgenommen!

Andererseits stellt sich die Geschäftslage der Hypothekenbanken nach ihren kürzlich erschienenen Ausweisen für die erste Hälfte 1915 dar. Ihr Geschäftsbetrieb hat sich nicht verändert — er stockt. Der Pfandbriefumlauf wie auch der Umlauf der sonstigen Schuldverschreibungen hat weder nennenswert zugenommen, noch abgenommen. Wer kauft auch heute Pfandbriefe? Die kleinen Kapitalbesitzer, die während der Kriegszeit Geld anlegen konnten und wollten, brachten das Geld nach der Sparkasse oder kauften Kriegsanleihe, die viel höhere Zinsvorteile bietet als die 3½- und 4prozentigen Pfandbriefe, denen zudem durch die Schließung der Börsen der offene Markt gesperrt worden ist.

Andererseits aber haben auch die hypothekarischen Darlehen, obgleich während des Krieges manche Hypotheken zur Rückzahlung fällig geworden sind, nur in ganz geringem Maße abgenommen, bei 37 der größten deutschen Hypothekenbanken im letzten halben Jahr noch nicht um ½ Prozent, da die Banken, soweit das möglich, ihren Grundkredit aufrechtzuerhalten suchten und eingehende Hypotheken durch neu aufgenommene ersetzt wurden.

Man kann gewissermaßen sagen: „Die Hypothekenbanken schlafen sich durch die Kriegszeit hindurch“.

Charakteristisch für die Wirtschaftslage während des Kriegsjahres ist die große Geldflüssigkeit, die auch durch die beiden großen Kriegsanleihen nur vorübergehend gestört worden ist. Im letzten Julimonat war tägliches Geld am Berliner Geldmarkt meist zu 2 Proz. zu haben, der Privatdiskont schwankte zwischen 3 und $3\frac{1}{2}$ Prozent. In den letzten Wochen haben sich diese Sätze freilich etwas erhöht, für tägliches Geld wurde $2\frac{1}{2}$ bis 3 Prozent gefordert, während der Privatdiskont sich auf $3\frac{1}{2}$ Prozent hielt. Im Vergleich zum Londoner Geldmarkt immerhin mäßige Zinssätze, denn dort stellte sich in letzter Zeit tägliches Geld durchweg auf $3\frac{3}{4}$ bis 4 Prozent, wöchentliches auf $4\frac{1}{2}$ Prozent und der Diskontsatz für Zwei- und Dreimonatswechsel auf $4\frac{3}{4}$ bis 5 Prozent.

Zum Teil liegt diese Geldflüssigkeit darin begründet, daß Deutschland, durch die englische Flotte vom großen Weltverkehr abgeschnitten, sich gezwungen sah, seinen Bedarf selbst herzustellen, gewissermaßen eine Art von „geschlossenen Handelsstaat“ zu bilden, so daß, wie der gewöhnliche Ausdruck lautet, „das Geld im Lande blieb“. Ferner aber hatte der deutsche Einfuhrhandel Riesenvorräte fremder Rohstoffe aufgehäuft, die nun zur Verarbeitung herangezogen und in Geld umgesetzt wurden, ohne daß für sie größere Summen in das Ausland abfloßen.

Dieselbe zwangweise Beschränkung auf die Produktion für den Eigenbedarf, die auf den inneren Geldmarkt so günstig einwirkte, gestaltete aber andererseits den Zahlungsausgleich mit dem Auslande höchst nachteilig. Der Export deutscher Fabrikate nach dem Auslande ist dadurch enorm herabgesunken, im Verhältnis weit mehr als die deutsche Einfuhr aus dem Auslande; denn um sich gegen die von England verkündete Aushungerung zu schützen, war es ganz selbstverständlich, daß Deutschland versuchte, aus den nächstliegenden neutralen Ländern alles an Rohstoffen und Nahrungsmitteln hereinzuholen, was zu haben war, sei es auch zu weit höheren Preisen als sonst. Dadurch stiegen die Zahlungsverpflichtungen an das Ausland, während die Zahlungsverpflichtungen des Auslandes an Deutschland erheblich zurückgingen. Dem deutschen Import stand eben kein entsprechender Export gegenüber. Dazu kam, daß die deutsche Schifffahrt völlig matt gesetzt wurde, die Zuflüsse fremder Geldmittel für überseeische Frachtdienste also aufhörten und zugleich der Eingang deutscher Kapitalforderungen an das Ausland durch die Beschlagnahme deutschen Eigentums in den feindlichen Ländern sowie durch Erlaß von Moratorien, durch auswärtige Zahlungsforderungen usw. verhindert wurde. Schließlich kam noch hinzu, daß die Besetzung feindlicher Gebiete, vornehmlich Belgiens, einen starken Bedarf an fremden Zahlungsmitteln mit sich brachte, der in der Hauptsache in neutralen Staaten gedeckt werden mußte. Dadurch wurde natürlich der Markkurs im Auslande bedeutend herabgedrückt, zumal das Gegenmittel, viel Gold an das Ausland abzugeben, aus bestimmten Gründen nur in beschränktem Maße angewendet werden konnte.

So ist der Kurs für deutsche Wechsel und Schecks denn im Auslande beträchtlich gesunken, um 14 bis 15 Prozent. Ein Holländer, der, um seiner Zahlungspflicht an eine deutsche Firma zu genügen, Schecks auf Berlin kaufen wollte, mußte zum Beispiel in Amsterdam während des Jahres 1912

durchschnittlich 58,99 und 1913 durchschnittlich 59,24 Gulden für 100 Mark zahlen. In den letzten Wochen zahlte er hingegen nur 50,15 bis 50,70 Gulden.

Diese Steigerung des Wechselkurses trifft Deutschland nicht allein; alle kriegführenden Mächte franken daran, selbst England, da der Sterlingkurs in New York jetzt um ungefähr 4 Prozent unter seinem normalen Stand hinabgeglitten ist. Auch der Frankkurs steht jetzt in New York um 14 Prozent unter Parität. Am meisten aber leidet darunter Rußland; denn der Rubelkurs ist in London um mehr als 60 Proz. gefallen. Aber die Tatsache, daß es den anderen kriegführenden Staaten teilweise in dieser Hinsicht noch schlechter geht, vermag uns nicht zu trösten, bedeutet doch die Entwertung des Markkurses, daß wir jetzt alle aus dem Ausland eingeführten Waren mit einem großen Aufschlag bezahlen müssen.

Für die Bankwelt wird sich voraussichtlich nach dem Ende des Krieges eine Periode schönster Hochkonjunktur ergeben — allerdings kaum sofort nach Friedensschluß und auch nicht für die kleinen Banken; es kann vielmehr als ganz sicher gelten, daß der Krieg mit seinen Folgen die seit Jahrzehnten sich im Bankgewerbe vollziehende Konzentration enorm beschleunigen wird. Die sich nach dem Kriege für das Reich, die Einzelstaaten und die größeren Gemeinden unzweifelhaft einstellende Notwendigkeit, neue Anleihen aufzunehmen, ferner die sich aus der Entleerung der Rohstoffläger, der Abstoßung alter Vorräte, dem Verschleiß der Maschinerie für die Großindustrie ergebende Zwangslage, sich neu einzurichten, die Ersetzung der von Heer und Marine verbrauchten Materialien durch neue — diese ganz enorme Nachfrage nach Geldmitteln verheißt der Bankfinanz auch dann ein profitables Geschäft, wenn der Krieg nicht mit großen Erfolgen endet, noch mehr aber, wenn wieder Milliarden als Kriegsentuschädigung ins Land strömen sollten. Die Bankfinanz wird ihre Machtstellung wesentlich ausdehnen.

Heinrich Cunow.

Zum Nationalitätenproblem in Belgien.

Von Paul Wolf (Rotterdam).

Der Sprachenstreit in Belgien, um den wir uns in Deutschland bisher herzlich wenig kümmerten, obwohl er mehr ist, als nur ein Kampf um die Gleichberechtigung der niederdeutschen mit der französischen Sprache, hat durch den Krieg eine besondere Aktualität erhalten.

Welche Schwierigkeiten die praktische Durchführung des Rechts auf den Gebrauch und die Anerkennung der Muttersprache haben kann, besonders in Ländern mit verschiedenen, mehr oder minder stark durcheinander gewürfelten Volksgruppen, ist wohl allgemein bekannt. Weniger ist bisher die Gefahr gewürdigt worden, die das Prinzip bei konsequenter Durchführung für das fernere gegenseitige Verhältnis der in Frage kommenden Völker in sich birgt. Für die Entfremdung selbst engverwandter Völker durch die übertriebene Durchführung des Sprachprinzips bieten die „Niederlande“, unter welchem Sammelnamen die Niederländer selbst Holland und Belgien verstanden wissen wollen, ein außerordentlich sinnfälliges Beispiel. Nicht nur fühlt man sich in Holland wie in Flämisch-Belgien den germanischen Stammesbrüdern völlig fremd und bestreitet allen Ernstes, daß man mit den Norddeutschen von Hause aus dieselbe Sprache hat, sondern die seit 1830 bestehende Trennung der Niederlande hat bereits nach dem eigenen Eingeständnis führender Süd-Niederländer (Flämen) zu einer Entfremdung gegenüber den Nord-Niederländern (Holländern) geführt, die sie ihre ursprünglich gleiche Sprache

kaum noch verstehen läßt. Die Entfremdung ist soweit gediehen, daß selbst in der gegenwärtigen Zeit höchster Bedrängnis namhafte Führer der flämischen Bewegung eine freiwillige oder von den Großmächten bewirkte Wiedervereinigung auch nur Hollands und Belgiens glatt ablehnen.

In einer mit vielen Quellenangaben belegten Schrift gibt Franz Jostes¹ eine Skizze des Kampfes, den die Flämen um ihre Sprache und Eigenart zu führen hatten, seit sie unter französischem Einfluß gerieten, der zum erstenmal am stärksten mit der Herrschaft der Burgunder einsetzte — ein Einfluß, der in der österreichischen und spanischen und nachmals österreichischen Zeit anhielt. Die Rolle, die die römisch-katholische Kirche besonders in der spanischen Zeit, bei der Französisierung Flanderns gespielt, ist allerdings übergangen, dafür finden wir die Bemühungen der französischen Republik und Napoleons mit einigen Strichen angedeutet, die den Verfasser in religiöser und politischer Beziehung besangen erscheinen lassen. Doch das mag hingehen, weil der eigentliche Zweck des Buches eine Darstellung des Sprachenstreits seit Gründung des Königreichs der Niederlande (1815) ist. Im folgenden hebt der Verfasser hervor, daß die Regierung des Oraniers Wilhelm I. mit ihrer sofortigen Einführung des holländischen als Staats- und Schulsprache und der Besetzung aller einflußreichen Stellen mit Holländern (auch in wallonischen Gebieten) die von Frankreich geschürte Mißstimmung begünstigt habe, und daß es Frankreich auch leicht geworden, den Kerus, in dem aus der Geusenzeit der Grimm gegen Holland noch fortlebte, für die Bestrebungen, die zur Revolution von 1830 führten, zu gewinnen.

Mit der Gründung des selbständigen Königreichs Belgien, an dessen Zustandekommen Wilhelm der Oranier trotz seines Waffenerfolges gegenüber den Rebellen nichts hatte ändern können, weil die Großmächte ihn im Stich ließen, begann wiederum eine völlige Umwälzung auf sprachlichem Gebiet. Zwar wurde, schreibt Jostes, in der neuen Verfassung außer der französischen auch die flämische und die hochdeutsche Sprache als „gebrauchsberechtigt“ anerkannt; aber schon im November desselben Jahres erschien eine Verfügung der vorläufigen Regierung, in welcher das Französische zur alleinigen Staatsprache erhoben ward. „Der Flämung wurde ein Fremdling in seinem eigenen Lande. Er mußte die Sprache seiner Väter verleugnen und eine fremde annehmen, um seine Bürgerrechte geltend machen zu können.“ Mit diesen Worten kennzeichnet Jostes ganz richtig die Lage, in der die Flämen sich fortan befanden, obwohl sie schon damals die starke Mehrheit in der Bevölkerung ausmachten.

Die Bedrückung wurde so unerträglich, daß 1836, unter Willems, David und Snelaert, die „*Vlaamische beweging*“ erstand, die jedoch zunächst und lange Jahre nur literarischen Charakter und Bedeutung hatte. Wenn der Verfasser als den damals wundeften Punkt im Leben des flämischen Volks den Mangel einer (zeitgemäßen) Literatur bezeichnet, so hätte er hinzufügen können: und der Mangel an Schulbildung, deren Rückständigkeit, wie Jostes später sehr anschaulich schildert, auch heute noch ein besonderes Charakteristikum Belgiens ist. Was der Verfasser über die Zustände, namentlich in Hinsicht auf den Sprachunterricht in den niederen wie höheren Schulen schreibt, ist trefflich, wenn auch natürlich nicht erschöpfend.

„Daß die Vergewaltigung der überwiegenden Mehrheit des belgischen Volkes ein halbes Jahrhundert andauern konnte und noch anhält“, ist nach Jostes ohne eigene Schuld der Flämen schlechthin undenkbar. Die Sünder seien unter den Geburts- und Geldaristokraten, den Großkaufleuten, den Studierten, Beamten aller Kategorien, den Lehrern und Lehrerinnen zu suchen. „Auch die höhere Geistlichkeit ist un- oder antiflämisch. Unter den gegenwärtigen

¹ Franz Jostes, Auswärtiges Ehrenmitglied der Königlichen Flämischen Akademie in Gent, Die Flämen im Kampf um ihre Sprache und ihr Volkstum. Verlag von Borgmeyer u. Co., Münster i. W. 1915. 106 Seiten. Preis 1 Mark.

Bischofen ist nur Rutten von Lüttich ein entschiedener Gönner der flämischen Sache. Hingegen wird der einflußreiche Primas von Belgien, Mercier, ein Wallone von Geburt, von den Flaminganten (Anhänger der flämischen Bewegung), welche anfänglich Hoffnung auf ihn setzen zu dürfen glaubten, als „een ware apostel der verfransching“ bezeichnet, der „openlijst het episcopat in slagorde geschaard tegen de Vlaamschgezinden“. Die niedere Geistlichkeit wird von Jostes als durchweg entschieden flämisch bezeichnet. Zutreffend ist auch, daß in Belgien die Sprache zu einem „Kriterium der sozialen Stellung“ geworden ist. „Der Gebrauch des Flämischen beweist in den Augen der Besitzenden die Zugehörigkeit zu den niederen Ständen ohne Bildung und Besitz. . . . Mit andern Worten: die flämische Frage ist zugleich eine soziale Frage. Das ist sie zwar von Anfang an gewesen, aber erst in neuerer Zeit ist dies richtig erkannt oder wenigstens scharf genug hervorgehoben worden.“

Das Verpönen des Flämischen und die Bevorzugung des Französischen seitens der in Belgien ansässig gewesenen Deutschen wurde diesen von den Flaminganten stets übel angerechnet, und als vor einiger Zeit einzelne Deutsche sich für die Wünsche der Flaminganten sehr warm zu interessieren begannen, wies man in den Kreisen der Flaminganten mehr als einmal mit Bitterkeit auf das bisherige Verhalten der deutschen Wohlhabenden hin. — Die von Jostes angeführten Äußerungen angesehenen Flaminganten über den unglücklichen Zustand, der in Belgien auf sprachlichem Gebiet herrscht, sind sehr charakteristisch und beachtenswert.

Run sind ja im Laufe der Jahre eine ganze Reihe Bestimmungen eingeführt, die dem Verlangen auf Gleichberechtigung des Flämischen Rechnung tragen sollen. Doch weist Jostes durch Zeugnis namhafter Sachkenner nach, wie lächerlich gering die praktische Wirkung bisher gewesen, wie das meiste auf dem Papier stehen blieb. Und wenn man hört, daß zum Beispiel die meisten Lehrer nicht einmal selbst flämisch können, jedenfalls nicht soweit, daß sie es zu lehren vermöchten, dann wird man sich vorstellen können, wie lange Zeit vergehen würde, bis die sprachrechtlichen Bestimmungen des Anfang 1914 beschlossenen neuen Schulgesetzes durchgeführt sein werden. Auch der sicher nicht zu bezweifelnde gute Wille des deutschen Generalgouvernements, das die Durchführung des Gesetzes — dessen Hauptbedeutung in der Einführung des Schulzwangs besteht — in die Hand genommen, wird auf große Schwierigkeiten stoßen. Einmal, weil es allgemein an Lehrern mangelt, vornehmlich an solchen, die flämisch können, sodann wegen des passiven Widerstandes, der den Maßnahmen der deutschen Behörden entgegengesetzt wird. Wie im Schulwesen so steht's mit den schon älteren Bestimmungen im Gerichts-, Verwaltungs- und Militärwesen.

Die Angabe des anscheinend auch in dieser Beziehung sehr gut unterrichteten Verfassers, daß der hohe Klerus (mit Ausnahme des Bischofs Rutten in der sehr schwachen flämischen Diözese Lüttich) der flämischen Bewegung gleichgültig oder feindlich gegenüberstehe, während die niedere Geistlichkeit durchgehends in flämischem Sinne wirken, könnte auffallen. Jostes selbst aber gibt uns in anderem Zusammenhange (Seite 64) eine sehr bemerkenswerte Erklärung:

„Von größerer Bedeutung noch wurde es, daß neben der flämischen eine spezifisch soziale Bewegung, die Arbeiterbewegung, kam. Die Sozialisten haben die den Flaminganten mehr oder weniger unzugänglichen Massen organisiert, die in den niederdeutschen Gebieten natürlich durchweg aus einsprachigen Flamen bestehen. Diese wollen die für ihre Weiterbildung verfügbare Zeit nicht auf die Erlernung einer zweiten Sprache verwenden, die ihnen in der Praxis wenig oder gar keinen Nutzen bietet, sondern in den Stand kommen, ihr Ziel mit Hilfe der Muttersprache allein zu erreichen. Das hat sie mit den Flaminganten zusammengeführt, und wenn auch die Politik sie vielfach wieder auseinanderbringt, so ist

doch durch die Verbindung nicht nur die Streitmacht erheblich stärker geworden, sondern die straffe Organisation der Sozialisten, die Zielbewußtheit und Rücksichtslosigkeit ihres Kampfes hat auch die Strategie der Flaminganten beeinflusst. Schon 1886 hatte Monsignore Rutten auf dem sozialen Kongreß in Vütlich auf die Gefahr hingewiesen, daß die Sozialdemokraten den Kampf für die Muttersprache übernehmen und damit eine neue schneidige Waffe in die Hand bekommen würden. „Nein, so kann es nicht weitergehen,“ rief er der Versammlung zu, „und es ist Zeit, kräftige Mittel anzuwenden, um einen Uebelstand zu beseitigen, der für Gesellschaft wie für Religion und Vaterland gleich verhängnisvoll ist.“

„Und man schlug denn auch wirklich,“ fährt Jostes fort, „einen schärferen Ton an . . .“ Daß es dennoch unter den allermeist bürgerlich-katholischen Flaminganten sehr viele laue und zweifelhafte Elemente gibt, die im entscheidenden Augenblick versagen, hören wir von Jostes bestätigt, indem er sagt, daß die schärfere Tonart besonders eingesezt habe, seitdem bei Beratung des erwähnten Schulgesetzes „ein geschicktes, man weiß nicht recht von wem ausgesonnenes Amendement mit Hilfe einer stattlichen Anzahl flämischer Abgeordneter angenommen worden war, wodurch die praktische Bedeutung der Sprachbestimmungen hinfällig geworden ist“.

Im letzten Teil seines Buches kommt Jostes auf die Frage zu sprechen, zu der wohl jeder kommen wird, der sich mit dem Sprachenproblem in Belgien befaßt, nämlich: Warum halten die Flämen so beharrlich an der grammatikalisch und orthographisch ungelenteten niederländischen Form des Deutschen fest? Oder genauer: Warum gehen sie nicht zum Hochdeutschen als Verkehrssprache über, wodurch das Volk auf geraderem und natürlichem Wege geistigen Anschluß an die internationale Kulturgemeinschaft erlangen könnte?

Wie sehr die Volksmasse in Flandern unter den jetzigen Verhältnissen davon ferngehalten wird, dafür bringt der Verfasser recht beachtliche Gründe bei. Die Frage selbst, die er gerade gegenwärtig für besonders wichtig erkennt, behandelt er erheblich einsichtiger, als dies bereits vor langen Jahren von alldeutscher Seite geschehen. Er verweist einleitend auf die innigen Beziehungen, die einst zwischen dem heutigen Belgien und den übrigen deutschen Ländern, besonders Rheinland und Westfalen, bestanden; namentlich auf dem Gebiete des Handels, der Literatur und Kunst. Und er betont auch, daß auf allen Gebieten Flandern das spendende Land war. Weiter deutet er an, wie die Trennung durch Verschiebung der Handelsbeziehungen, vor allem aber durch den Westfälischen Frieden herbeigeführt wurde und daß die in diesem gleichzeitig erfolgte Bestimmung des neuhochdeutschen Sprachgebietes auch die sprachliche Entfremdung zwischen den Niederlanden und uns zur Folge gehabt.

Nach längeren Ausführungen über die weitere Entwicklung der „niederdeutschen“ — jetzt sagt man in den Niederlanden ostentativ „niederländische“ — Schriftsprache und interessanten Hinweisen, wie die Schweizer und Oesterreicher mit ihrem Anschluß an das Hochdeutsche besser gefahren, kommt Jostes zu dem Schluß, daß, wie die Dinge einmal in Belgien liegen, das Niederländische das einzig in Frage kommende Sprachmittel sei. Nicht weil er die Einführung des Hochdeutschen als Schriftsprache nicht für wünschenswert oder unmöglich hält, sondern aus politisch-taktischen Gründen. Mit einem Wort: Aus Rücksicht auf die Verdächtigungen des „Pangermanismus“, dem die Flämen seitens der Walen und Franzisjons (französisch gesinnte und sprechende Flämen) ausgesetzt sind.

Damit ist es allerdings tatsächlich jetzt ärger denn je. Es ist wirklich stark, was auf wallonischer Seite und fast mehr noch von den Franzisjons darin geleistet wird. Unter den letzteren zeichnen sich leider auch die beiden Dichter Maeterlinck und Verhaeren aus. Ersterer stellte sich in Mailand hin, um mit wichtiger Gebärde zu erklären, daß es nach dem Kriege in Belgien nur noch eine

französische Kultur geben würde, und vertieg sich in einem Artikel des „Figaro“ zu einer unglaublich rohen Verhöhnung der Flämen und ihrer Sprache, dabei — der Wahrheit ins Gesicht schlagend — die Existenz aller flämischen Literatur bestreitend (!). Und letzterer bringt es fertig, in seinem soeben herausgegebenen Buch „La Belgique Sanglante“, dessen hoher literarischer Wert von Andre de Ridder (in der „Blaamschen Stem“ vom 28. Juni) mit uneingeschränktem, hohem Lobe bedacht wird, die Existenz einer flämischen Literatur völlig zu ignorieren. „Und Verhaeren kennt unsere Schriftsteller“ — schreibt de Ridder — „Stijn Streuvels und Karel van de Woestijne z. B. gehören zu seinen Freunden, senden ihm getreulich ihre Werke und empfangen regelmäßig die seinen. Warum hat Verhaeren, als er seinen Aufsatz über Belgiens Literatur niederschrieb, nicht einmal den Namen dieser zwei großen Landsmänner in seinem Gedächtnis wiedergefunden und etwas von der Schönheit und Ursprünglichkeit ihrer Werke erwähnt?“

Ob andererseits der Haß gegen die Franzosen unter der Masse der Flämen wirklich so groß und so allgemein ist, wie es Jostes darstellt, ist stark zu bezweifeln. Das dürfte wohl nur — im objektiven Sinn des Wortes — für die „Flaminganten“, die eigentlichen Führer und Anhänger der flämischen Bewegung, zutreffen. Man beklagt sich doch gerade über die vielen Abtrünnigen (Franstijlons) und Gleichgültigen unter den Flämen. Auf alle Fälle aber dürfte Jostes sich irren, wenn er sich die Lösung des Sprachenproblems so leicht vorstellt, wie man aus folgenden Schlüsselfägen entnehmen muß:

„Damit wären wir wieder bei Berriest (ein alter, von den Flaminganten hochgeachteter flämischer Schriftsteller und Pastor, der in Ingoyghem bei Kortrijk wohnt) angelangt, von dem wir ausgegangen sind. Wenn er damit recht hat, daß die Flämen (jetzt) von den Deutschen den Franzosen in die Arme geworfen seien, so entspricht das gewiß nicht der Absicht der Deutschen, und es würde auch nicht ohne den freien Willen der Flämen möglich sein oder werden. . . . Aber Berriest sitzt im Etappengebiet und bekommt von den Maßnahmen der provisorischen Regierung wenig zu sehen und zu hören; er würde sonst wissen, daß diese schon jetzt nach Kräften bemüht ist, die Forderungen und Wünsche der Flaminganten zu verwirklichen und z. B. mit deutschen Pinseln kurzerhand überall an In- und Aufschriften erkenntlich gemacht hat, wo man sich auf flämischem Boden befindet, was bekanntlich bis dahin auch mit den schönsten Reden der Flaminganten nicht zu erreichen war.

Und was bis jetzt geschehen ist, legt auch Zeugnis dafür ab, daß man nicht pangermanischen Hirngespinnsten nachjagt, sondern klar erkannt hat, daß die Entwicklung der flämischen Kultur keine Unterbrechung erleiden darf und die flämischen und deutschen Interessen sich nicht widerstreben, sondern sich decken, deshalb also auch im deutschen Interesse alle Forderungen der Flaminganten erfüllt werden müssen. Das wird zweifellos auch weiterhin geschehen; denn das Flämische ist der einzige Damm, der die Hochflut des französischen Einflusses abzuhalten vermag, und diesen so oder anders zu schwächen, würde Torheit und Sünde zugleich sein. Wenn Deutschland, wie wir hoffen und glauben, auf den zukünftigen Zustand Belgiens so oder anders entscheidenden Einfluß gewinnt, so würde sich derselbe vor allem nach dieser Richtung hin geltend machen müssen: Hochdeutsche lassen sich aus den Flämen nicht machen, das könnten sie höchstens freiwillig im Laufe der Zeit werden, aber es dahin zu bringen, daß wir uns gegenseitig besser kennen und verstehen lernen, als es bisher der Fall war, das wäre eben keine schwierige Aufgabe. Auf alle Fälle läge es sehr im Interesse der Flämen, daß sie aus ihrer Abgeschlossenheit heraustämen und die unnatürliche Verbindung mit den Wallonen gelöst würde, sei es, daß sie an Deutschland, sei es an Holland oder an beiden zugleich einen festen Rückhalt erhielten. . . .“

Im Rahmen dieser Besprechung und aus anderen Gründen ist es nicht zugänglich, auf die hier entwickelten Ansichten näher einzugehen, wie denn zum Sprachenproblem im allgemeinen und zu dem in Belgien besonders manches zu sagen wäre. Deshalb nur das eine: So recht der Verfasser hat, wenn er sagt, Hochdeutsche lassen sich aus den Flämen nicht machen, so sehr hat er bei seinen übrigen Betrachtungen gerade das aus dem Gesichtsfeld verloren, was er vorher selbst als eins der größten Hindernisse der flämischen Bewegung bezeichnete: die Verdächtigung der Flämen als „Pangermanisten“, was unter gegenwärtigen Verhältnissen in Belgien mehr denn je in das Schlagwort „Vaterlandsverräter“ umgemünzt wird. Dem Verfasser sollte eigentlich nicht ganz unbekannt sein, daß die Flaminganten sich gegen diesen Vorwurf jeden Tag aufs neue verteidigen müssen. Und daß sie dabei zu bemitleidenswertem Verleugnung ihres ureigensten Wesens, ihrer Stamm- und Sprachverwandtschaft mit den Deutschen glauben gehen zu müssen! Gerade die von Jostes erwähnten und begrüßten Maßnahmen und die Aussicht, von den Deutschen „geschenkt“ zu bekommen, was man von den eigenen Machthabern nicht erlangen konnte, das fürchten die Flaminganten am allermeisten. Sie fürchten es um so mehr, als dies dem Mißtrauen und gegenseitigen Streit in ihren eigenen Reihen neue Nahrung gibt.

Die Gegnerschaft einflussreicher Arbeiterführer, wie Vandervelde und Destree und des Führers der katholischen Arbeiterpartei Artur Verhaegen (Anseele und Huysmans z. B. sind wiederum offene Anhänger der Bewegung) steigert die Verwirrung schier zu düsterer Tragik. — Diese neueren inneren Konflikte in der Bewegung hat Jostes nicht berührt. Nichtsdestoweniger ist sein Buch ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der flämischen Bewegung.

Kritisches Mißverständnis oder mißverständliche Kritik.

Von Rudolf Hillferding.

Der Leser braucht sich nicht zu beunruhigen, es soll keine Polemik gegen Genossen Kolb hier geführt, sondern nur kurz motiviert werden, warum eine solche unterlassen wird.

Genosse Kolb hält sich — konservativ, wie er nun mal ist — an das schlechte Schema für Polemiken, wonach erstens der Gegner ein moralisches Scheusal ist, das absichtlich entstellt und fälscht, und zweitens ein heilloser Dummkopf, der gar nichts versteht. Also wirft er mir erstens Demagogie, Verdächtigung, Sophisterei, zweitens Verständnislosigkeit und Albernheit vor. Anzuerkennen ist, daß Genosse Kolb diese Geschichten relativ kurz erledigt, seine Liebenswürdigkeiten in die Einleitung zusammenpreßt und mich dann auffordert, nunmehr sachlich weiter zu diskutieren. Nun würde ich ja alles Recht haben, nach solchen Manierlosigkeiten diese Einladung dankend abzulehnen. Aber ich würde dennoch auf die Sache weiter eingehen, wenn ich von der Diskussion unter den beengenden Umständen der gegenwärtigen Zeit irgendwelchen Nutzen erwartete. Dies ist aber kaum der Fall. Die Ansichten des Genossen Kolb sind ja nicht neu. Seit Jahren beherrscht der Gegensatz zwischen prinzipieller und opportunistischer Taktik die Diskussionen in allen sozialdemokratischen Parteien. Neu ist höchstens die wachsende Einsicht, daß dieser alte Gegensatz gegenwärtig zu dem größeren sich erweitert hat, ob die politische Vertretung der Arbeiterbewegung sich zu einer Reformpartei wandeln soll, die im wesentlichen die Anpassung der Arbeiterklasse an die kapitalistische Gesellschaft anstreben würde, oder ob sie

an ihrem alten Ziel der Ueberwindung der herrschenden Gesellschaftsordnung festhalten soll. Und neu ist weiter noch die Einsicht, wie gefährlich die Bestrebungen, den prinzipiellen Charakter der Parteitaktik zu verwischen, für die ganze Zukunft des Sozialismus geworden sind. Aber wer während der vielen Jahre, in denen diese Diskussion geführt wird, noch keine feste Ueberzeugung gewonnen hat, den wird eine Diskussion heute, wo nur in Andeutungen und Vermutungen gesprochen werden kann, erst recht nicht überzeugen. Deshalb hat Genosse Kolb unrecht, wenn er meine „Kritik“ oberflächlich schilt, denn es handelte sich mir gar nicht um Kritik, sondern um Verbreitung seiner Ansichten. Diese sprechen nämlich für sich oder vielleicht auch gegen sich selbst, und deshalb hat auch die Fortsetzung der Diskussion nicht viel Sinn. Wenn erst die konkreten politischen Probleme, um die es sich für die Partei handeln wird, vorliegen werden, dann werden wir den Kampf um die Taktik schon austämpfen.

Noch mehr aber hat Genossen Kolb sein Schema in die Irre geführt, wenn er mir Unterstellung und Verdächtigung vorwirft. Wird es doch selten eine „Kritik“ gegeben haben, wo der Kritisierte ausführlicher mit seinen eigenen Worten zum Leser sprechen konnte. Wenn aber freilich Genosse Kolb Verdächtigung nennt, daß ich sage, seine Taktik bedeute das Aufgeben unserer Grundsätze, so mißversteht er sehr gründlich das, worauf es ankommt. Es kommt nämlich gar nicht darauf an, ob Genosse Kolb sich einbildet, daß seine Taktik schließlich zur Verwirklichung des Sozialismus führen werde. Hätte er diese Einbildung nicht, so müßte er ja von selbst die Partei verlassen. Sondern nur darum handelt es sich, daß unserer Meinung nach eine solche Taktik, was immer ihre Urheber wollen oder nicht wollen, wenn sie von der Partei befolgt würde, zu einer Stärkung der bürgerlichen Gesellschaft und zur Schwächung des Sozialismus führen müßte. Und der gleichen Meinung über diese Taktik hat ja gerade gegenüber Kolb *Bebel* Ausdruck verliehen.

Zum Schluß nur noch eins. Genosse Kolb richtet an mich eine Menge Fragen. Ich soll ihm in aller Eile ein Mittel nennen, um alle Probleme der deutschen politischen Entwicklung zu lösen. Würde ich ihm darauf antworten, daß es unsere Aufgabe sei, wie bisher, die Macht der Arbeiterklasse durch unsere Organisations- und Aufklärungsarbeit zu erhöhen, um sie je nach den Umständen zur Eroberung weiterer Machtpositionen zu gebrauchen, so würde er dafür nur ein mitleidiges Lächeln haben. Genosse Kolb ist nämlich in der glücklichen Lage, seit Jahren ein politisches Allheilmittel zu haben, und von der Höhe seiner Weisheit sieht er mit derselben Verachtung auf die wurzellosen Akademiker und Theoretiker herab, wie der alte Schafhirt auf den studierten Arzt. Sein Wundermittel gilt für alle Krankheiten. Mag es sich um Baden oder Preußen, um Frankreich oder Deutschland, um eine Gemeindesteuerreform oder um demokratische Neuverteilung der politischen Macht handeln, mag Friede herrschen oder der Weltkrieg wüten, Kolb löst alles mit seiner Blockpolitik. Da können wir freilich nicht mit und müssen beschämt gestehen, Kolb fragt mehr, als zehn Margifisten beantworten können.

Literarische Rundschau.

Gustaf F. Steffen, **Weltkrieg und Imperialismus**. Sozialpsychologische Dokumente und Beobachtungen vom Weltkrieg 1914/15. Aus dem Schwedischen übersetzt von Margarete Langfeld. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1915. 254 Seiten.

Dieses Buch des schwedischen Professors Steffen ist eine Fortführung des bereits besprochenen Buches desselben Verfassers über Krieg und Kultur. Man wird im allgemeinen von einer Schrift, die sich mit imperialistischen Fragen befaßt, erwarten, daß sie irgendwie auf die wirtschaftlichen Ursachen des Imperialismus eingeht; eine Erwartung, die man aber in Steffens Buch nicht erfüllt findet. — Seine Anschauungen über die letzten Triebkräfte des Imperialismus werden wohl am besten durch folgende Auslassung gekennzeichnet: „Der Umstand, daß bald die eine, bald die andere Nation seit unvorstellbaren Zeiten einen Riesenstaat mit unbegrenzter Erweiterungslust erschaffen hat, beruht in letzter Hand weder auf dem Milieu oder den geographischen Verhältnissen, noch auf wirtschaftlichem oder anderm materiellen Zwange, sondern darauf, daß es in der menschlichen Seele überhaupt gigantische Veranlagung und unbegrenzte Expansivität gibt, sowie auch darauf, daß manche Völker mehr an dieser gesellschaftsbildenden Kraft besitzend und andere weniger.“ Der Verfasser läßt also wirtschaftliche Fragen nicht nur deshalb unberührt, weil er sich etwa auf die Betrachtung des Imperialismus vom rein politischen Standpunkt aus beschränken will, sondern offenbar auch deshalb, weil er den wirtschaftlichen Ursachen des Imperialismus nur eine sekundäre Bedeutung beilegt. Hält man sich an die von Steffen vertretene Anschauung über den Imperialismus, so hat es imperialistische Bestrebungen und eine imperialistische Politik der Staaten allerdings zu den verschiedensten Zeiten gegeben; aber trotzdem erscheint uns kein Anlaß dazu zu sein, die letzten Ursachen des Imperialismus in so dunklen Dingen wie in der „gigantischen Veranlagung und in der unbegrenzten Expansivität der menschlichen Seele“ zu sehen.

Steffen sucht dann in seinem Buch die Eigenart der imperialistischen Entwicklung und des imperialistischen Denkens in England, Rußland und Deutschland zu schildern, wobei er zahlreiche imperialistische Schriftsteller zu Worte kommen läßt, so die Engländer Seely und Cramb, den russischen Fürsten G. Trubezkoi, die Deutschen General v. Bernhardi und Rohrbach. Eingehend befaßt sich Steffen mit der Entstehung des deutsch-englischen Gegensatzes; er schildert, welche Beunruhigung die deutschen Flottenrüstungen und Heeresvergrößerungen in England hervorgerufen hätten, wobei er den Engländern den Vorwurf macht, daß sie den Deutschen verübelten, was sie bei sich für selbstverständlich hielten. Uns will es scheinen, als ob eine derartige einseitig nationale Betrachtungsweise nicht nur in England zu finden wäre. Durch Objektivität gegenüber fremden Nationen zeichnen sich die Nationalisten wohl in keinem Lande aus.

Aber nicht nur die deutschen Rüstungen waren es, die in England die Besorgnis erregten, Deutschland könne eines Tages England angreifen; diese Befürchtungen wurden durch die Schriften einiger deutscher Nationalisten genährt, vor allem durch das Buch des Generals v. Bernhardi: „Deutschland und der nächste Krieg.“ So sagt der von Steffen zitierte Detektivromanschriftsteller Sir Arthur Conan Doyle, der sich als Freund einer deutsch-englischen Annäherung bekennt: Er sei überzeugt, daß es ein Wahnsinn für Deutschland wäre, Angriffspläne gegen England zu schmieden. Wenn er trotzdem der Ansicht sei, daß ein derartiger Angriff auf England möglich sei und daß er nahe bevorstehe, so liege das daran, daß er Bernhardis Buch gelesen habe. Steffen meint demgegenüber, daß die Engländer das Temperament und die Ideen des großpolitischen Erwedungspredigers mit dem Charakter und den Anschauungen des Publikums verwechseln, welches er „wachrufen“ wollte. Steffen hat sicher insofern recht, als die Anschauungen

Bernhardis nicht die des deutschen Volkes waren, aber auch wenn die Engländer sich über diese Tatsache klar gewesen wären, so hätte das wohl kaum genügt, um ihre Besorgnisse zu zerstreuen. Bernhardi ist doch ein Angehöriger jener kleinen aber mächtigen Kaste, die in Deutschland schon so oft ihren Willen gegen den der Volksmassen durchgesetzt hat.

In dem letzten Teil der Schrift befaßt sich Steffen mit den Vorgängen, die dem Ausbruch des Weltkrieges unmittelbar vorausgegangen sind, besonders mit den diplomatischen Verhandlungen. Steffen hat keine allzu hohe Meinung von den Diplomaten. Diese wüßten oft nicht, was sie tun, und ihre Zugehörigkeit zu einer exklusiven und in sozialer Beziehung veralteten Gesellschaftsklasse trage nicht dazu bei, das für sie notwendige sehr hohe intellektuelle Niveau zu verbürgen. Hinter den Diplomaten und Staatsmännern glaubt Steffen deutlich und klar die Führer der Kriegsparteien in sämtlichen in den Konflikt verwickelten Staaten sehen zu können. Er ist durch die vorliegenden Dokumente auch davon überzeugt, daß höchste Militär- und Marinebehörden gewisser Länder gar nicht so kurze Zeit vor dem endgültigen Mißlingen der diplomatischen Verhandlungen eigenmächtig militärische Maßregeln hinter dem Rücken der Diplomaten und der Staatsmänner getroffen haben und jenes Mißlingen in hohem Grade hierin seinen Grund hat. Im übrigen teilt Steffen die von der deutschen Regierung und auch in der deutschen Presse vertretene Anschauung, daß die Mächte des Dreiverbandes, besonders Rußland und England, an dem Ausbruch des Weltkrieges die Schuld tragen. England hätte, meint Steffen, gleich bei Beginn des Konfliktes den Weltkrieg verhindern können, wenn es Rußland und Frankreich erklärt hätte, daß es neutral bleiben werde.

M. Sachs.

Dr. Sien Konow, **Indien unter der englischen Herrschaft.** Tübingen, J. C. B. Mohr. 1915. 142 Seiten. 2,70 Mark.

„Die Weltmachtspolitik der westlichen Großstaaten,“ meint Wolf v. Demall in der „Frankfurter Zeitung“ vom 11. Juli 1915, „ist stets nach Indien orientiert gewesen.“ Auch den jetzigen Krieg führt er gleich den früheren großen Krisen der Geschichte auf einen Streit um den Weg nach Indien zurück. Das ist nicht ganz genau, denn es handelt sich vielmehr um ganz Vorderasien und Ägypten. Auf eine Verdrängung Englands aus Indien hat wohl niemand in Deutschland gehofft; wohl aber dachten viele, daß eine Erhebung Indiens gegen England vielleicht noch während dieses Krieges stattfinden könnte. Gegen diese Illusion wendet sich nun der Hamburger Professor für Kultur und Geschichte Indiens, indem er die Grundlagen der englischen Herrschaft in Indien untersucht. Konow urteilt vom Standpunkt eines europäischen Kolonialpolitikers, der die Verhältnisse in Indien gut kennt, sie auch ziemlich objektiv darstellt, aber die wirtschaftliche Bedeutung der englischen Herrschaft für Indien etwas übertreibt.

Das ganze Werk stellt eine populäre Beschreibung Indiens dar. Den größten Teil nimmt die Geschichte der Eroberungen Indiens ein, wobei aber nur die politische Geschichte berücksichtigt wird. Ueberhaupt erfahren wir vom sozialen Aufbau und von der Kultur Indiens so gut wie gar nichts.

Trotzdem ist das Werk nicht allein für die Beurteilung der Frage, ob Indien sich schon während des Krieges gegen Englands Herrschaft auflehnen wird, sondern auch für die Beleuchtung der modernen Kolonialpolitik überhaupt von Interesse. Gerade weil Konow der englischen Herrschaft recht wohlwollend gegenübersteht, ist sein Urteil beachtenswert. Konow ist von den Fortschritten Indiens im Weltverkehr geblendet, und in der Tat wächst die Bedeutung seiner Stellung fortwährend. Trotzdem sind die „Rayats (Kleinbauern) noch heute ebenso arm wie in der Zeit, bevor die Engländer die Herrscher des Landes wurden.“ (Seite 100.) Die ganze kulturelle

Entwicklung brachte also für die Masse der Bevölkerung keinen Fortschritt, im Gegenteil, sie wird durch Steuern ausgefogen. Gewiß hat England viel für die Hebung der indischen Landwirtschaft getan, aber gleichzeitig zu der schweren Belastung der Bauern mit Grundsteuern noch hohe Abgaben für die Benutzung der Bewässerungsanlagen hinzugefügt, die 7 Prozent Zinsen einbringen, so daß dem Bauer nach wie vor der Mehrertrag seiner Arbeit über seine notdürftige Bedürfnisbedeckung genommen wird. Das ist eben Kolonialpolitik: steigender Weltverkehr und Verarmung der Volksmassen. Indien ist in dieser Beziehung keine Ausnahme. Vielmehr vermochte es dank dem Reichtum seiner Natur der „Kulturpolitik“ zum Trotz sich noch relativ gut zu halten.

In der neueren Zeit beginnt sich die Industrie in Indien gut zu entwickeln. Mit ihr werden die trennenden Momente zwischen den einzelnen Teilen und Rassen überwunden; erst die Industrie wird die Grundlage für ein selbständiges Indien schaffen. Konow sieht das nicht.

Ueber den Einfluß des Krieges auf Indien stellt Konow keine Vermutungen auf. Man darf aber sicher annehmen, daß der Krieg das Selbständigwerden Indiens befördern wird: die von den Schlachtfeldern zurückkehrenden Inder werden sich das Bürgerrecht nicht noch länger vorenthalten lassen. Sp.

Mag Verworn, Professor in Bonn, *Allgemeine Physiologie*. Ein Grundriß der Lehre vom Leben. Sechste, neu bearbeitete Auflage. 766 Seiten, mit 333 Abbildungen im Text. Verlag Gustav Fischer, Jena 1915.

Auf die großen Vorzüge dieses Buches habe ich schon vor 6 Jahren an dieser Stelle gelegentlich des Erscheinens der 5. Auflage der „Allgemeinen Physiologie“ hingewiesen. Verworns Buch hat im Laufe der 20 Jahre, wo es in vielen Tausenden von Exemplaren seinen Weg in die weitesten Kreise der naturwissenschaftlich Interessierten gefunden hat — es ist auch in zahlreichen Uebersetzungen, in russischer, französischer, englischer und italienischer Sprache erschienen —, überaus befruchtend auf dem Gebiete der gesamten Biologie und wissenschaftlichen Medizin gewirkt. Einmal, indem es mit seinen erkenntnistheoretischen Betrachtungen den Blick des Forschers geschärft und damit eine ökonomischere Verwendung der wissenschaftlichen Arbeitskraft zuwege gebracht hat. Dann, indem es dem physiologischen Gedanken in der Biologie und Medizin stärkere Geltung verschaffte. Die Physiologie ist mehr als ein spezielles Gebiet der Biologie, das etwa der Zoologie oder der Botanik oder der Anatomie usw. nebengeordnet wäre. Die Physiologie ist, wenn man will, ein „Standpunkt“: der dynamische Standpunkt in der Biologie. Physiologie ist Biologie schlechthin. Und die Durchdringung der Biologie durch die Wissenschaft ist nichts anderes als die Durchdringung der Biologie durch die Physiologie — die Eroberung der Statik durch die Dynamik in der Biologie. Und es wird stets das große Verdienst von Verworn bleiben, durch seine Allgemeine Physiologie dem Siegeszug der Physiologie in der Biologie die Wege geebnet zu haben.

Unschätzbar ist Verworns Buch für den Unterricht in den letzten Jahren gewesen. Die außerordentliche Klarheit im Denken und die außerordentliche Klarheit im Ausdruck haben nicht verfehlt, ihre große erzieherische Wirkung zu tun. Und wo heute so weite Kreise des Volkes für die Biologie gewonnen worden sind, wird sich dem Buch von Verworn in der neuen Gestalt ein noch größeres Feld der Wirkung eröffnen. Verworns Allgemeine Physiologie gehört zu jenen Büchern, die dem biologischen Interesse ihrer Leser ganz gerecht werden.

Vipshütz.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 23

Ausgegeben am 3. September 1915

33. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Am Scheidewege zwischen Kolb und Bebel.

Von Friedrich Adler.

Wie jedesmal, wenn die Partei in harten inneren Kämpfen ringt, wird auch diesmal das Bedauern laut, daß überhaupt Diskussionen in unseren eigenen Reihen stattfinden, und es steigert sich zur Klage, daß die Einheit der Partei in Gefahr sei. Diese Beforgnis hat ihre guten Gründe. Sie stützt sich auf das eigentliche Wesen all unserer Parteiarbeit, die nur als **g e m e i n s a m e A k t i o n** möglich ist.¹

Wir wirken als Partei nur soweit wir als **E i n h e i t** zu wirken vermögen. Aber diese grundlegende Notwendigkeit darf uns nicht übersehen lassen, welche **V o r a u s s e t z u n g e n** die gemeinsame Aktion hat.

Wir wirken nur, soweit wir nach außen gegen den Feind geschlossen auftreten, aber die Klarheit über das Ziel und den Weg der Partei kann nur im unaufhörlichen inneren Kampfe gewonnen werden. Die Partei ist keine Kirche, die auf Grund fertiger, ein für allemal festgelegter Dogmen ihre Befekner durchs Leben leitet. Die Tausende und Millionen von Gehirnen, die in ihr vereinigt sind, ringen und müssen ringen, um in jeder neuen Situation von neuem zur Erkenntnis des für die Partei förderlichsten Weges zu kommen. Um die kleine Frage der Organisation wird in jedem einzelnen Verein gekämpft, und es war stets ein Zeichen des Stillstandes und Rückschritts, wenn zeitweise die Routine oder Autorität das Feld beherrschte. Innerer Kampf, Kampf um die beste Art der Erfüllung der Parteiaufgabe ist ein wesentlicher Charakterzug der sozialdemokratischen Bewegung.

Dieser Kampf kann sich steigern bis zu der Frage, ob überhaupt noch für alle, die in der Partei sein wollen, auch in der Partei Platz sei. Diese Frage des **P a r t e i u m f a n g s** tritt tagtäglich an uns heran, wenn wir uns über Neuaufnahmen in die Partei schlüssig zu werden haben. Sie nimmt eine verschärfte Form an, wenn wir einem Parteimitglied das Recht absprechen müssen, fernerhin ihr anzugehören und sie wird zu einer Gefahr für die Partei, wenn die Gegensätze ganzer Gruppen so groß werden, daß eine gemeinsame Aktion auf die Dauer ausgeschlossen erscheint. Die Partei ist kein starres, fertiges Gebilde, sondern sie ist eine Gemeinschaft, die fortwährend neue Glieder aufnimmt, sich aber auch manchmal von solchen trennen muß, da der Zusammenschluß nur soweit Sinn und Zweck hat, als die **P a r t e i a u f g a b e** erfüllt wird. Die Verkleinerung des Parteiumfanges ist eine harte Einbuße und sie darf nur im Falle der äußersten Not, wenn die Erfüllung der Parteiaufgabe gefährdet ist, stattfinden.

¹ Vergleiche auch Friedrich Adler, „Wissenschaft und Partei“. „Der Kampf“, 6. Jahrgang, Seite 85.

Und so sehen wir, daß zwei große berechnete Interessen der Partei miteinander in Widerspruch kommen können und oftmals auch in Widerspruch gekommen sind: das Interesse an der Erhaltung des Parteikörpers und das Interesse an der Erhaltung des Parteicharakters. Zu den schlimmsten Konsequenzen müßte es führen, wenn wir nur dem einen der Gesichtspunkte Beachtung schenken wollten und den anderen vergäßen.

Mit vollem Recht wird heute immer wieder darauf hingewiesen, welcher Schaden der Partei aus einer Durchbrechung der Parteeinheit erwachsen würde. Aber dieses Argument darf nicht dazu mißbraucht werden, um einfach die Frage des Wesens der Partei auszuschalten. Im Gegenteil. Gerade heute ist es notwendig, sich ihrer Bedeutung bewußt zu bleiben. August Bebel hat uns immer wieder gelehrt, daß es nicht genüge, die Partei an Mitgliedern groß zu machen, und hat wiederholt mit allem Nachdruck öffentlich erklärt, daß er bereit sei, sich mit einem kleineren Umfange zu begnügen, wenn die Größe nur erkauft werden könnte auf Kosten der Grundsätze. Bebel war Zeit seines Lebens der tiefen Ueberzeugung, daß die Erhaltung des Charakters der Sozialdemokratie der oberste Gesichtspunkt unserer ganzen Bewegung sein müsse.

Nun wird ja öfters der Versuch gemacht, der Partei das Recht auf Charakter überhaupt abzusprechen. Man sagt, wir sind eben keine Sekte mehr, sondern eine Partei. Diese immer wiederholte Argumentation ist jedoch unfesthaltig, denn der richtige Kern der Unterscheidung zwischen Sekte und Partei bezieht sich nur auf die Qualität der Parteimitglieder. In der „Sekte“ ist jedes Mitglied von deren Grundsätzen und Aufgaben, wie sie im Programm niedergelegt sind, voll und ganz überzeugt. Je größer die Partei wird, um so mehr „Halbsozialisten“ und „Bruchteilsozialisten“ aller Stufen schließen sich ihr an. Der eine ist mit diesem Teil des Programms nicht einverstanden, der andere mit jenem. Das ist, je mehr die Bewegung in die Breite geht, selbstverständlich. Aber daraus folgt nicht, daß die Partei diesen Elementen Rechnung zu tragen hätte und auf irgendeinen Teil ihres Programms verzichten dürfte. Im Gegenteil. Indem diese Männer trotz der nur unvollständigen Uebereinstimmung der Partei beigetreten sind, haben sie zu erkennen gegeben, daß der Teil des Programms, dem sie beistimmen, ihnen so wichtig ist, daß sie die Verwirklichung auch des anderen in Kauf nehmen. Es kann also durch diese Mitglieder in keiner Weise die Tatsache, daß die Partei ebenso wie die Sekte einen bestimmten Charakter habe, in Frage gestellt werden. Auch die größte Partei arbeitet für das ganze Programm, wie es die Mehrheit beschlossen hat. Der Unterschied ist einzig der, daß nicht alle Parteimitglieder den Charakter von „Vollsozialisten“ oder, wenn man den Ausdruck lieber will, von „Sektierern“ haben.

In Deutschland und Oesterreich war man stets stolz darauf gewesen, die beiden Gesichtspunkte, die Vereinigung eines möglichst großen Teiles der Arbeiterklasse in der Organisation einerseits, die sozialistische Zielklarheit andererseits durch die Zerteilung der Bewegung in die gewerkschaftliche und die politische, zu erreichen. Die Gewerkschaftsbewegung hat sich stets mit vollem Bewußtsein bemüht, möglichst große Teile der Arbeiterklasse, abgesehen von ihrer sozialistischen Erkenntnis, zu organisieren. Dafür wurde in

der politischen Partei gerade auf die möglichste Ausprägung des sozialistischen Charakters Wert gelegt. Die Partei hat selbstverständlich alle Gegenwartsinteressen der Arbeiterklasse auf politischem Gebiet vertreten, aber sie vergaß darob nie, daß ihr eigentliches Ziel die vollständige Beseitigung der kapitalistischen Gesellschaftsordnung sei.

An diesem grundlegenden Charakter der Sozialdemokratie in Deutschland versuchen gewisse Parteigenossen seit Jahren zu rütteln. Man will, um es kurz zu sagen, die deutsche Sozialdemokratie in eine „Labour Party“ nach englischem Muster umwandeln. Man will, daß sie auf ihre große geschichtliche Aufgabe, auf ihre sozialistischen Endziele verzichte und sich auch auf politischem Gebiet auf die Vertretung der Gegenwartsinteressen der Arbeiterklasse beschränke. Sie soll auf parlamentarischem Gebiete dasselbe leisten, wie die Gewerkschaften gegenüber dem Unternehmertum der einzelnen Berufe; nicht mehr. Kolbs Broschüre „Die Sozialdemokratie am Scheidewege“ hat das Verdienst, diesen Weg, den er mit unerschütterlicher Konsequenz seit mehr als anderthalb Jahrzehnten predigt, mit logischer Schärfe aufzuzeigen. Schon auf dem Nürnberger Parteitag (1908) hat Bebel gegenüber der Auffassung Kolbs gesagt: „Und wenn es nur gar so weit geht wie in Baden, daß man sagt, die ganze Taktik der Partei bewegt sich in unmöglichen Widersprüchen, so . . . sage ich, daß diejenigen, die eine grundstürzende andere Taktik von uns verlangen, aufhören, Sozialdemokraten zu sein, und daß die Partei, wenn sie diese Taktik billigt, aufhört, sozialdemokratisch zu sein, daß sie ihren Namen in den einer sozialreformerischen Arbeiterpartei umwandeln müßte.“²

Das Bebel'sche Wort ist heute aktueller wie jemals. Aus dem theoretischen Gedankenspiel Kolbs ist eine praktische Gefahr geworden. Ihr gegenüber ist die klare Einsicht notwendig, daß die Annahme des Kolbschen Grundgedankens das Aufgeben der Sozialdemokratie im bisherigen Sinne bedeutet. Kolb wünscht der Partei einen anderen Charakter zu geben, als sie bisher hatte. Das ist natürlich nur möglich — und Kolb ist sich darüber auch keineswegs im unklaren — auf dem Wege einer Parteispaltung. Denn die bisherigen Grundüberzeugungen der Sozialdemokratie sind zum mindesten in einem Teil der Parteigenossen so verankert, daß keine Rede davon sein kann, daß sie sich ohne weiteres in eine deutsche Labour Party hinüberführen lassen. Kolb meint allerdings, daß die alten sozialdemokratischen Prinzipien nur bei einer Anzahl „wurzelloser akademischer Existenzen“ vorhanden seien, bei „politisch weltfremden Theoretikern und Literaten“ und wie die angenehmen Bezeichnungen sonst heißen mögen. Wie dem aber auch sei, ob die Zahl der Auszuschiffenden groß oder klein ist, Kolb steht mit aller Klarheit, daß eine Parteispaltung unumgänglich ist, wenn keine „sozialistisch-demokratische Reformpartei“ Wirklichkeit werden soll.

Eine Bewegung, die auf ihren Charakter hält und damit die gemeinsame Aktion verbürgt, ist gezwungen, ihre Grenzen scharf zu ziehen, und so viel wir auch dagegen einwenden mögen, daß Kolb der Sozialdemokratie jenen Charakter, der durch August Bebel repräsentiert war, rauben will, müssen wir ihm doch zugestehen, daß er mit Entschlossenheit alle Konsequenzen

² Nürnberger Parteitagsprotokoll 1908, Seite 290.

zu ziehen bereit ist, die die Sozialdemokratie zur Labour Party herabdrücken würden.

Für Kolb handelt es sich vor allem — und da sind wir ganz mit ihm einverstanden — um den Charakter der Bewegung. Er ist bereit, auf Parteimitglieder zu verzichten, wenn dies nötig ist, um der Bewegung die Einheitlichkeit zu geben. Auch dieses schwere Opfer können wir begreifen, wenn es für den Charakter der Bewegung gebracht werden muß. Und endlich hat Kolb sogar nicht so unrecht, wenn er glaubt, für die Aufrichtung seiner neuen Partei vor allem die „wurzellosen akademischen Elemente“ abschütteln zu müssen. Denn die, die Kolb da meint, passen wirklich nicht in eine Labour Party. Man muß sich das nur einmal etwas klarmachen. Wir haben in der Partei, von Marx und Lassalle angefangen, immer eine Anzahl solcher Leute gehabt, die so „wurzellos“ waren, daß sie sozusagen beim Dach in die Bewegung hineingekommen sind, nicht aus ökonomischen Interessen, sondern mitgerissen durch deren Ideale. Für diese Leute bedeutet die Erschütterung der Ziele des Sozialismus sofort auch die Frage, ob sie noch weiter in der Bewegung bleiben können. Denn während der Arbeiter vom festen Boden seiner unmittelbaren ökonomischen Interessen, die durch seine Organisation gewahrt werden, zu sozialistischen Idealen aufsteigt, hat der Intellektuelle seine Basis wirklich nur in jenem „Ueberbau“. Und so konnte jener 4. August von dem Kolb sagt, daß er einen Wendepunkt in der deutschen Sozialdemokratie darstelle, die Frage aufrollen, ob wir in Zukunft überhaupt noch im alten Sinn Sozialisten sein können. Die „Wurzellosen“ wurden buchstäblich an diesem Tag in ihrer geistigen und moralischen Existenz als Sozialisten bedroht und so ist es nicht merkwürdig, daß gerade bei ihnen die Erregtheit am raschesten die größte Intensität angenommen hat. Diese „wurzellosen Intellektuellen“ — es gibt auch andere in der Partei, bei denen die ökonomische Wurzel das Entscheidende ist, von denen wir hier nicht zu reden brauchen — stellen gewisse Maßstäbe in der Partei das Manometer ihres sozialistischen Wollens dar. Das in der Partei organisierte Proletariat verhält sich zu diesen Intellektuellen — um bei diesem Bilde zu bleiben — wie die Maschine zu deren Manometer. Töricht ist, wer glaubt, daß die Maschine wegen des Manometers da ist und nicht umgekehrt. Aber ebenso töricht ist, wer glaubt, an dem Manometer achtlos vorübergehen zu können, sich um seine Angaben nicht kümmern zu müssen, es überhaupt entfernen zu sollen. Die Partei kann natürlich heute ohne wesentlichen Schaden auf die paar Duzend „wurzelloser Existenzen“ verzichten. Wenn sie aber damit auch auf das verzichtet, was jene Elemente angelockt hat, wenn sie keine Anziehungskraft mehr auf sie ausüben vermöchte, so ist das ein Zeichen dafür, daß die Bewegung als Ganzes ihre Ideale verloren, daß sie sich selbst aufgegeben hat. Die Labour Party, die Kolb wünscht, braucht sich wirklich nicht vor jenen „wurzellosen Existenzen“ zu fürchten, sie wird es nie vermögen, jene Anziehungskraft auszuüben, die die Sozialdemokratie ausgeübt hat. Kolbs Labour Party wird dies auch nie nötig haben, denn sie wird so salonfähig sein, daß sich immer genügend Intellektuelle für ihre bürokratischen und literarischen Arbeiten aus dem Bürgertum finden werden.

Aber auf die paar „wurzellosen Elemente“ kommt es wirklich gar nicht an. Denn glücklicherweise ist — und das zeigt sich mit jedem Tag deutlicher

— die Frage, ob die Arbeiter Deutschlands sozialdemokratisch im alten Sinne bleiben wollen, eine, die die Massen auf das lebhafteste bewegt. Und immer deutlicher wird, daß es im wesentlichen nur ein Teil führender Genossen ist, der den Sinn für die großen Aufgaben des Sozialismus verloren hat, während die große Mehrheit keineswegs gesonnen ist, sich mit einer Labour Party zu bescheiden, sondern entschlossen, ihre sozialistischen Ziele über alles zu stellen.

Allerdings ist es eine Unterschätzung Kolbs, wenn man glaubt, daß er bei der Labour Party stehen bleiben will. Für ihn ist sie nur der erste Schritt ins Freie, wo sich seine neue Politik voll entfalten kann. Die Sozialdemokratie muß nach seiner Meinung nämlich „über den Rahmen einer bloßen Arbeiterpartei hinauswachsen und Volkspartei im besten Sinne des Wortes werden“. (Seite 24.) Die proletarischen Klasseninteressen gehen dann auf in den „allgemeinen Volksinteressen“. Für eine Partei, die nicht möglichst viele Sozialdemokraten erziehen, sondern möglichst viel Wähler fangen will, unstreitig der allerbeste Standpunkt. Kolb sieht das wahre Problem der Sozialdemokratie in der „Überwindung der revolutionären Ideologie“. (Seite 18.) Er hat sein Ziel erreicht, wenn aus den Vorkämpfern der Sozialdemokratie Politikaster der Arbeiterklasse geworden sind.

Der Konflikt ist nicht neu. Immer wieder waren die beiden Tendenzen da. So schrieb Bebel³ im Jahre 1882 an Auer:

„Ich bin allerdings auch der Meinung, daß wir, wenn irgend möglich, versuchen, dies Jahr in größerer Zahl zusammenzukommen. Nicht um eine Spaltung zu verhüten, denn diese kommt am Ende doch, wenn erst die Dinge sich weiter entwickeln. Für mich ist kein Zweifel, daß ein Teil unserer Führer schon seit längerer Zeit kampfes müde ist, daß dieser Teil schon früher wider seinen Willen weiter getrieben wurde, als er seiner Natur und seiner Auffassung nach gehen wollte, und heute nur noch äußerlich zur Sache hält, entweder weil er sich selbst des Gegensatzes in der Auffassung nicht klar ist oder sich sagt, daß er auf die Zustimmung der Massen schwerlich zählen kann und dann seiner bisherigen Stellung verlustig geht.“

Der Differenzpunkt liegt nicht darin, ob in fünf Jahren eine Revolution ausbricht. Darüber mag man sich streiten, ein Spaltungsgrund ist es nicht, es wäre wenigstens großer Unsinn, einen daraus zu machen. Der Differenzpunkt liegt vielmehr in der ganzen Auffassung der Bewegung als Klassenbewegung, die große, weltumgestaltende Ziele hat und haben muß und deshalb keinen Kompromiß mit der herrschenden Gesellschaft eingehen kann, und, wenn sie es täte, einfach zugrunde ginge, respektive in neuer Gestalt, und von der bisherigen Führerschaft befreit, sich regenerierte.“

Eine Polemik gegen die Einzelheiten der Kolbschen Ausführungen scheint ganz überflüssig. Es geht wirklich ums Ganze. Und man darf Kolb ernstlich dankbar sein, denn seine Broschüre ist, worauf schon Hilferding⁴ hingewiesen, tatsächlich eine höchst nützliche Orientierungstafel am Scheidewege. Es gibt wirklich keinen dritten Weg. Wir haben uns zu entscheiden zwischen Kolb und Bebel, zwischen der „Reformpartei“ und der Sozialdemokratie.

³ Bebel, „Aus meinem Leben“, III. Band, Seite 226.

⁴ „Neue Zeit“, Heft 16.

Die Blinden und der Krieg.

Von Otto Jenßen.

In seinem Artikel „Der industrielle Kriegsstrüppel“ in Nr. 1 vom 2. April d. J. hat W o l d t bereits auf die neuen Aufgaben hingewiesen, die sich für die Sozialpolitik aus der Versorgung und Beschäftigung der massenhaften Krüppel jeder Art ergeben, die der Weltkrieg in allen beteiligten Ländern erzeugt hat.

In folgendem sollen nur die Probleme ausführlicher erörtert werden, die der Krieg den Blinden stellt. Die Behandlung und Versorgung der sogenannten „Kriegsblinden“ und die Lage der „Zivilblinden“ rechtfertigen eine eingehende Besprechung, da sich hierbei zahlreiche Fragen erörtern lassen, die auch für die übrigen Kriegsbeschädigten zu lösen sind.

Bei dem Fehlen umfassender amtlicher Erhebungen mußte ich mich vielfach auf private Mitteilungen und persönliche Erfahrungen stützen. Zur Ergänzung meiner Ausführungen verweise ich außerdem auf meinen Aufsatz „Die Blinden und der Sozialismus“. Von einem Blinden. („Neue Zeit“, XXVII. Jahrgang, 2. Band, Seite 234 ff.)

I. Die Kriegsblinden.

Das allgemeine Mitleid hat sich vor allem den Kriegsblinden zugewandt, obgleich die Zahl der Blindgeschossenen im Verhältnis zu der Masse der Kriegsstrüppel gering genannt werden muß. Man schätzt bis jetzt die Zahl der Kriegsblinden auf etwa 300. Der Verlust des Augenlichtes ist wohl die schwerste körperliche Schädigung, die ein Mensch erleiden kann.

Eine Statistik der Zugehörigkeit der Kriegsblinden zu den verschiedenen Bevölkerungsschichten liegt noch nicht vor. Alle Berufsgruppen und Klassen sind wahrscheinlich vertreten. Eine Anzahl Intellektueller (Studenten, Angehörige der akademischen Berufe usw.) sind erblindet, doch ist der Anteil der Arbeiterklasse naturgemäß am größten. Auch die dem Mittelstand angehörenden blinden Krieger, die nicht über größeres Privatvermögen verfügen, sind durch die Erblindung proletarisert.

Es ist daher die wichtigste Aufgabe der staatlichen Sozialpolitik, die Existenz der Kriegsblinden sicherzustellen. Es sind genügend hohe Rente n zu bewilligen, damit dem Kriegsblinden die Sorge um den Lebensunterhalt abgenommen wird. (Die niedrigste Rente für einen völlig Erblindeten beträgt nach vorläufigen Angaben 1368 Mark. Dieser Betrag erscheint zu gering. Auf die Zusammensetzung der Rente usw. soll in diesem Zusammenhang nicht eingegangen werden, da über die Krüppelrenten besonders gehandelt werden mußte.) Jedenfalls ist die bisher in Vorschlag gebrachte Rente zu niedrig, da nach dem Kriege wahrscheinlich die Teuerung andauern wird und der Kriegsblinde mancherlei Ausgaben hat, die er als Sehender nicht zu bestreiten brauchte (Vorleser, Führer usw.). Vor allem aber — und das ist das wichtigste — sind ausreichende gesetzliche Garantien zu schaffen, damit die Rente dem Kriegsblinden bei steigender Erwerbsfähigkeit nicht gekürzt werde. Eine solche Herabsetzung ist zu befürchten, wenn es dem Blinden gelingt, durch Ausübung eines Berufes einen Zuschuß zur Staatsunterstützung zu verdienen. Es muß zum Prinzip erhoben werden, daß die Rente den Lebensunterhalt deckt, und daß der Beruf in

erster Linie aus erziehlichen und psychologischen Gründen ergriffen wird. Die Gefahr der „Rentenquetschung“ ist um so größer, je höher die Belastung des Staatshaushalts durch die Kriegstrüppelfürsorge sein wird. Bereits nach den jetzigen Rentenvorschlägen betragen die jährlichen Aufwendungen des Staates für die Kriegsblinden etwa eine halbe Million Mark. Es müssen daher unzweideutige gesetzliche Bestimmungen getroffen werden, die auch jede verhüllte Rentenkürzung verhindern.

Eine wichtige Aufgabe der Kriegsblindenfürsorge ist ferner die berufliche Schulung der Erblindeten. Es ist bislang meist privater Initiative zu verdanken, wenn dem Blinden schon im Lazarett Gelegenheit gegeben wurde, die Punktchrift und die Handhabung einer Schreibmaschine zu erlernen, die Handschrift weiter zu pflegen und auch, was sehr wichtig, die Geschicklichkeit der Hände zu erhöhen. Einzelne Blinde sowie das Eingreifen der Blindenvereine und der Blindenanstalten haben hier Erfreuliches geleistet. Durch Wohltätigkeitsveranstaltungen, durch öffentliche Geldsammilungen usw. sind zumeist die Geldsummen beschafft, die zur Anschaffung der Apparate (Schreibtisole, Punktdruckbücher, Schreibmaschinen usw.) erforderlich waren. Leider ist bei dieser Wohltätigkeit viel Dilettantismus und falsche Sentimentalität unterlaufen, wie z. B. der Aufruf der Gesellschaft für künstlerische Volkskultur zeigt. Es muß streng darauf geachtet werden, daß nur mit dem Blindenwesen vertraute Sehende oder Blinde den Unterricht in den Lazaretten übernehmen und daß bei den Kriegsblinden nicht Illusionen über die Berufsmöglichkeiten erweckt werden. Die dann folgende Enttäuschung wirkt nur lähmend auf die ohnedies durch den furchtbaren Schicksalschlag meist geschwächte Energie des erblindeten Kriegers. Sehr zutreffend schreibt der Vertreter des Reichsdeutschen Blindenverbandes in einem Rundschreiben an die Presse, daß man mit der Berufsausbildung nicht überstürzt beginnen solle.

„Erblindung ist nicht nur ein körperliches Leiden,“ heißt es dort. „Bei unsern Kriegern ist ohne weiteres zunächst eine allgemeine physische Erschöpfung, vorbereitet durch die Anstrengungen und Entbehrungen des Feldzuges und verstärkt durch die Schmerzen, vorauszusetzen. Hinzu kommt, daß fast durchweg nervöse Störungen die völlige Genesung des Erblindeten verzögern, auch nachdem die Augenwunden durchaus verheilt sind. . . .“

Daher schlägt der Verband die Unterbringung der Kriegsblinden nach Entlassung aus den Lazaretten in geeigneten Heimen vor, wo in Gesellschaft geeigneter Blinder die Unterweisung und Einfühlung in die neue Umgebung fortgesetzt und der Kriegsblinde körperlich erst völlig genesen kann. Mit behördlicher Unterstützung und durch private Wohltätigkeit ist bereits ein solches Kriegsblindenheim in Binz auf der Insel Rügen eröffnet, und auch das Blindenerholungsheim in Grimma in Sachsen beherbergt jetzt Kriegsblinde¹.

Der Reichsdeutsche Blindenverband hat, um den Mängeln in der Kriegsblindenfürsorge abzuhefen, eine Zentrale für private Kriegsblindenfürsorge ins Leben gerufen (Paul Reiner, Berlin N., Stolpische Straße 8), die als Beratungs- und Auskunftsstelle in

¹ Vgl. den Aufsatz in Nr. 6 der „Blindenwelt“ vom Juni 1915: „Unsere Hilfs-tätigkeit in der Kriegsblindenfürsorge“.

allen Fragen der Fürsorge gedacht ist, und die auch mit Behörden und den militärischen Stellen zusammenarbeitet. Es sind nun folgende Grundsätze für die Behandlung der Kriegsblinden aufgestellt:

Die Kriegsblinden werden nach Entlassung aus dem Lazarett an die Zentrale des Roten Kreuzes überwiesen. Von dieser sollen die Blinden zur vollständigen Erholung und Genesung in Heimen untergebracht werden. Diese Heime dürfen aber nur als vorübergehende Aufenthaltsorte dienen. Es kann während des Heimaufenthalts daselbst auch mit der beruflichen Schulung begonnen werden.

Die Berufsfrage der Kriegsblinden ist äußerst schwierig. Auf die Gefahr der Rentenkürzung durch Berufseinkommen ist hier bereits hingewiesen worden. Dazu kommt, daß die Zahl der üblichen Blindenberufe sehr beschränkt und ihre Ergiebigkeit gering ist. Ferner können die Kriegsblinden bei niedriger Rente den Zivilblinden eine gefährliche Konkurrenz durch Lohnunterbietung machen, während eine hohe Rente diese Gefahr mildert. Auch ist zu befürchten, daß bei ungenügender Berufsbildung der Kriegsblinden sich das ohnehin weit verbreitete Vorurteil der Sehenden gegen blinde Erwerbstätige sehr verstärken kann, während andererseits bei der jetzigen Lage die Kriegsblinden bei Ausübung von Tätigkeiten, die bislang den Blinden verschlossen waren, der gesamten Blindenwelt wichtige Pionierdienste leisten können. Die Lösung der Berufsbildung muß daher sein: Kein Pflusertum, sondern gute Ausbildung und vor allem Erschließung neuer Berufsgebiete. Diese Erschließung ist um so eher möglich, als sich Staats- und Kommunalbetriebe erblindeten Kriegern öffnen werden, die bislang den Nichtsehenden durch Tradition oder Gesetz verschlossen waren. (Vor allem ist das gesetzliche Hindernis zu beseitigen, das den Blinden vom Lehrberuf fast ausschließt, da der Staat völlige körperliche Unversehrtheit verlangt. Blinde können als Musiklehrer an Anstalten, als Organisten an Kirchen und Gefängnissen, eventuell auch als Gefängnisgeistliche usw. sicher ihren Lebensunterhalt verdienen.)

Es ist dringend zu wünschen, daß Blinde mit geeigneter Vorbildung zum Bureaudienst (Schreibmaschine in Verbindung mit Diktierapparat) ausgebildet und in staatlichen und kommunalen Verwaltungen beschäftigt werden. Erblindete Offiziere, Kaufleute und Angehörige anderer geistiger Berufe dürften hierzu besonders geeignet sein.

Sehr viel wird von der musikalischen Ausbildung der Blinden geredet. Für den Laien ist ja fast jeder Blinde ohne weiteres musikalisch. Vor einer Ueberschätzung dieses Berufsgebietes kann nicht dringend genug gewarnt werden. Sowohl der ausübende Künstler wie auch der Salonmusiker, der im Café oder Kino spielt, wird auch nach dem Kriege schwer um den Erwerb zu ringen haben. Es ist zu befürchten, daß durch Massenausbildung Kriegsblinder die Schmutzkonkurrenz gefördert wird, welche gerade im Musikerberuf Ansehen und Erwerb wirklich tüchtiger Blinder schon jetzt schwer schädigt. Die Musik kann hingegen zur Zerstreuung und Ablenkung auch dem Kriegsblinden gute Dienste leisten, doch muß auch hier nach strenger Prüfung verfahren werden, was vor allem der „Gesellschaft für künstlerische Volkskultur“ zu empfehlen ist, die sich die musikalische Ausbildung der Kriegsblinden zur besonderen Aufgabe gewählt hat.

Wohl der am besten bezahlte Blindenberuf war bislang das Klavierstimmen. Eine große Anzahl Blinder ist in Fabriken oder als Privatstimmer tätig und erzielt häufig ein für Blinde verhältnismäßig hohes Einkommen. Doch auch hier wird der Krieg eine dauernde Verschlechterung der sozialen Lage mit sich bringen. Schon jetzt ist eine große Anzahl blinder Stimmer arbeitslos oder wird bei reduziertem Lohn beschäftigt. Daher ist auch hier vor Berufsüberfüllung zu warnen.

Die Massage als Blindenberuf war bislang nicht aussichtsreich, da das Vorurteil der Sehenden hier sehr hemmend wirkt, obgleich vielfach von Ärzten anerkannt wird, daß begabte und gut ausgebildete Blinde auf diesem Gebiet Erhebliches leisten können. Nach dem Kriege bietet sich vielleicht hier einer Anzahl Nichtsehender lohnende Beschäftigung. Bei den zahlreichen Verstümmelten und der großen Verbreitung rheumatischer Leiden, die der Stellungskrieg im Gefolge hat, dürfte die Massage als Heilverfahren häufig angewandt werden. Es wäre daher zu empfehlen, dem Masseurberuf bei guter Berufsbildung erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Das Gros der Blinden muß wohl nach wie vor im Handwerk beschäftigt werden. Stuhl- und Korbflechten, Bürstenmacherei und im beschränkten Maße auch Seilerei sind als „Blindenhandwerke“ zu nennen. Die Löhne in den genannten Berufen sind sehr gering, wie folgende Angaben zeigen:

Nach Direktor Wulff-Steglich verdient ein blinder Korbmacher wöchentlich 2—18 Mark, der Seiler verdient 6—18 Mark und der Bürstenmacher 3—18 Mark. 6—12 Mark kann man als denjenigen Betrag bezeichnen, den ein Blinder mit gewöhnlicher Begabung, wenn er fleißig ist und Arbeit findet, bei seiner Geschäftstätigkeit verdienen kann.

Me ß e r - Düren gibt als Tagesverdienst der Korb- und Sesselflechter, die in größeren Städten wohnen und genug Arbeit haben, auf durchschnittlich 3 Mark an. Der verstorbene Blindenanstaltsdirektor F e r c h e n - Kiel stellte auf dem Amsterdamer Blindenlehrerkongreß fest: „Ohne Fürsorge erreicht die Blindenanstalt bei dem größten Teil der Zöglinge ihren Zweck nicht.“ Günstiger scheinen die Bedingungen bei der Bürstenmacherei zu liegen, wo große Anstalts- oder freie Werkstätten vorhanden sind. Nach Direktor B a l d u s - Düren verdient der als Geselle in der Blindenanstalt zu Königsberg arbeitende Blinde im Durchschnitt einen Tageslohn von 1,37 Mark. Für die weiblichen Arbeiter ist der Durchschnittsverdienst 82 Pf. Der ortsübliche Tageslohn für die Ostprovinzen war zur Zeit der Aufnahme 1,20 Mark bzw. 70 Pfennig, so daß die Blinden sogar über diesen Durchschnitt verdienten, ein außergewöhnlich günstiger Verdienst².

² Diese Lohnangaben sind entnommen der Broschüre von Wilt. Laß: „Die Erwerbsverhältnisse der Blinden, ein Beitrag zum Blindenfürsorgewesen.“ Verlag F. W. Vogel, Hamburg. In dieser Schrift ist von einem nationalökonomisch geschulten Blinden das wichtigste Material zur sozialen Lage der Blinden zusammengestellt. Besonders wertvoll ist das Werk, da der Verfasser nationalökonomisch denkt, während die meisten Blindenlehrer die Fragen nur pädagogisch oder vom Standpunkt der Blindenfürsorge betrachten. Allerdings sind die Laßschen Angaben lückenhaft und oft veraltet, was in der Mangelhaftigkeit des Materials begründet ist. Mit allen Einzelheiten und Vorschlägen will ich mich nicht identifizieren, doch ist das Schriftchen zur schnellen und sachlichen Orientierung sehr zu empfehlen.

Bei dieser Sachlage ist es erklärlich, daß der Kriegsblinde möglichst seinen früheren Beruf beizubehalten sucht oder einen verwandten Erwerbszweig wählen wird. Am leichtesten ist dies bei den geistigen Berufen. Es gibt schon heute vereinzelt erblindete Sprachlehrer und im Bureau tätige Personen, blinde Schriftsteller, Musiker, Komponisten usw. Doch ist auch hier der Verdienst gering, und oft muß Privatvermögen den Lebensunterhalt bestreiten.

Bei den kriegsblinden Arbeitern wäre es wohl möglich, sie ihrem Beruf zu erhalten, falls sie in Werkstätten mit anderen Kriegskrüppeln zusammen beschäftigt werden. Hier wäre das Arbeitstempo entsprechend langsam zu gestalten, und man könnte eine Arbeitszerlegung vornehmen, die es auch dem Blinden ermöglicht, seinen früheren Beruf wenigstens teilweise auszuüben. Es ist auch eine Arbeitsteilung zwischen den verschiedenen Krüppelarten denkbar, wobei die Fähigkeiten der einzelnen Kategorien zweckentsprechend auszunutzen wären.

Dringend zu warnen ist jedoch vor dem Taylorssystem in seiner heutigen Anwendung im industriellen Großbetrieb, wie es als Freund der Kriegsblinden von Fritz Engel in einem Aufsatz: „Das Volk und die blinden Krieger“ im „Berliner Tageblatt“ gepriesen wird. Engel schreibt dort:

„Vielleicht wird hier das sogenannte Taylorssystem, das mit der Arbeitsteilung in kleinste Elemente rechnet, einen Erfolg haben, an den ihr jüngst gestorbener Erfinder noch nicht gedacht hat. Dieses System, das kurz gesagt, auf dem Prinzip der äußersten Arbeitsteilung und Vereinfachung beruht, kommt dem Bedürfnis blinder Arbeiter besonders entgegen. Ein Blinder, von ganz seltenen Ausnahmen abgesehen, wird nie eine komplizierte Arbeit leisten können, aber er wird, gleichsam festgewurzelt an einem bestimmten Arbeitsplatz, mit sicherer Gewöhnung manche Teilarbeit gut ausführen können, ja manchmal besser als der sehende Arbeiter. . . . Ein Arzt versichert, daß ein Blinder . . . als Tapeziergehilfe beim Streichen der Tapeten durchaus seinen Mann stellen kann, wenn er nur abseits dieser eigentlichen Tätigkeit, bei der Vor- und Nacharbeit, von den Arbeitskollegen unterstützt wird. . . .“

Diese Ausführungen sind zutreffend, nur verwechselt Engel weitgehende Arbeitszerlegung mit dem Taylorssystem. Das Charakteristische bei der heutigen Anwendung dieses Systems ist die Feststellung von Höchstleistungen mit Stoppuhr und anderen Kontrollapparaten. Diese Höchstleistungen werden dann als Pensum vorgeschrieben und das Arbeitstempo so stark wie möglich rationalisiert und beschleunigt. Der Kriegsblinde muß aber gerade ein langsames Arbeitstempo innehalten, um seinen geschwächten Organismus zu schonen, auch verlangt sein Nichtsehen ein gemäßigtes Arbeitstempo. Diese Gleichsetzung von Arbeitsteilung und Taylorssystem muß um so energischer bekämpft werden, als auch Laß in seiner erwähnten Schrift dem gleichen Irrtum verfällt. Ein Kriegsblinder wird übrigens dem Arbeitsrhythmus eines modernen Großbetriebes kaum folgen können oder an seiner Gesundheit schwer geschädigt werden. Daher ist vor der Beschäftigung kriegsblinder Fabrikarbeiter in Privatbetrieben zu warnen, falls nicht weitgehende Garantien gewährt werden.

Auch die Krüppelwerkstätten dürfen nicht dem Erwerb dienen, da sie höchstens ihre Unterhaltungskosten bestreiten und den Beschäftigten ein Zuschuß Einkommen gewähren können. Sie sind aber sehr wertvoll auch als Versuchstationen für neue Blindenberufe und zur Erprobung von Maschinen mit besonderen Schutzvorrichtungen und von anderen Apparaten

der Krüppelberufsausbildung³. Doch sind diese Anstalten nur unter staatlicher, kommunaler, eventuell auch genossenschaftlicher Leitung mit Staatskontrolle zu befürworten, wobei jeder Ausbeutung der Werkstatarbeiter vorgebeugt werden muß. In diesen Werkstätten könnten unter Umständen auch Zivilblinde tätig sein. Vor allem wären hier die weiblichen Blinden vielleicht in neue Berufe einzuführen, da gerade das blinde Mädchen eigentlich nur das Bürstenbinden und die Anfertigung von Handarbeiten ausführen kann. Auch ist die Blinde im Erwerbskampf dem Manne an Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit nicht gewachsen und daher zur Werkstatarbeiterin besonders geeignet.

Für arbeitsunfähige, nervös zerrüttete und sieche Kriegsblinde sind Altersheime zu errichten, wie sie schon jetzt für alte Späterblindete bestehen, doch darf kein Wohnzwang ausgeübt werden. Es ist bei all diesen Maßnahmen stets zu betonen, daß eine genügende Rente die Grundlage jeder Kriegskrüppelfürsorge bilden muß. In zweiter Linie kommt ein geeigneter Unterricht, der zu einer individualisierten Berufswahl führt und befähigt.

II. Die Zivilblinden.

Das allgemeine Interesse hat sich den Kriegsblinden zugewandt und die private Wohltätigkeit hat große Summen aufgebracht und sich so rege gezeigt, daß den Kriegsblinden daraus leicht Gefahren erwachsen können. An die Lage der Zivilblinden während des Krieges hat man aber leider nur zu wenig gedacht. Für die Stimmung der Masse der blinden Erwerbstätigen ist der Ausspruch eines blinden Klavierstimmers bezeichnend:

„Es ist wirklich kein Spaß, neun volle Monate keinen roten Pfennig zu verdienen und nur auf ein paar Mark Unterstützung angewiesen zu sein. Was man da einbüßt, kann einem von niemand ersetzt werden. Das kann man nicht wieder wettmachen, und dieser Zustand wirkt so deprimierend, daß es oft bis zu einer verzweifelt entschlossenen Handlung nur noch eines kleinen Schrittes bedarf. Wenn man nur wenigstens während der beruflichen Stilllegung Erfaß in etwas anderem finden könnte: aber nichts, rein gar nichts . . .“

³ Es sei hier nur auf die Anregung der Deutschen Gartenstadtgesellschaft hingewiesen, die sie in einer Denkschrift gibt. Es handelt sich um die Angliederung von Kriegstrüppelsiedelungen an bestehende Gartenstädte. Ohne die Ansichten über die Heimarbeit in Qualitätserzeugnissen und andere optimistische Erwartungen zu teilen, scheint mir der Vorschlag sehr beachtenswert, da das Wohnungsproblem für die Kriegsblinden in einer Gartenstadt angemessen zu lösen ist. Für den Kriegsblinden gelten die Sätze der Denkschrift: „Die Wohnungsverhältnisse müssen vorbildlich hygienisch sein, in freier Luft, zu ebener Erde und in der Sonne, damit die gefährdeten Organe nach Möglichkeit gesunden können. Und die Art der Ansiedlung soll so beschaffen sein, daß keine Kasernements von Invaliden entstehen, abgefordert von der Allgemeinheit, sondern, daß die Siedlungen sich organisch angliedern an geeignete Siedlungen, die schon bestehen, die noch wachsen und die hygienisch, sozial und organisatorisch die richtige Luft haben. Je mehr der Invalide unter Gesunden aufgehen kann, um so besser für ihn, um so stärker werden die Willensimpulse sein, die für frohes Schaffen in ihm wirken werden. Eine reine Kriegsinvalidenumgebung kann nur hemmend auf seine Willenskraft und Lebensfrohe wirken . . .“ Besonders die letzten Sätze gelten in erhöhtem Maße für den Kriegsblinden. Der Späterblindete bedarf der Gesellschaft von Schicksalsgenossen zur Anregung und Belehrung, aber er bedarf ebenso dringend des dauernden Verkehrs mit Sehenden, mit deren Welt ihn die Lichterinnerungen vergangener Jahre unlöslich verbinden.

In diesen Worten findet die geistige Wirkung der für den Blinden doppelt schweren Arbeitslosigkeit prägnanten Ausdruck. Ihm ist der Berufswechsel, die Anpassung an die Kriegsindustrie schwer möglich, sei er nun Klavierstimmer oder Handwerker². Dabei leiden durch den Krieg die energischsten und selbständigsten Blinden am schwersten. Die Nichtsehenden, deren Existenz auf staatliche Unterstützung oder Geldspenden von Blindenvereinen und Privaten gegründet ist, beziehen diese Summen auch während des Krieges. Der blinde selbständige Handwerker, der Privat- und Fabrikstimmer ist auf die Unterstützung seiner Gewerkschaft und die des Blindenvereins angewiesen. Hier zeigt sich die segensreiche Tätigkeit der Gewerkschaft und die Notwendigkeit der örtlichen Blindenvereine, deren Unterstützungen allerdings je nach Größe und Kapitalkraft der Vereine beträchtlich schwanken³. Auch die Wirksamkeit der Vereine als Arbeitsvermittler ist sehr verschieden, wobei die Geschicklichkeit der Leitung und vor dem Kriege bereits vorhandene Vereinsarbeitsnachweise von Bedeutung sind. Die Arbeitslosigkeit der Zivilblinden, die bei den weiblichen besonders groß war, ist zwar zurückgegangen, aber sie ist auch heute noch erheblich⁴.

³ Besonders erwähnt sei hier das Vorgehen der Blindenanstalt zu Breslau. Durch Abschluß von Kriegslieferungen in Geschloßförben, Bürsten- und Seilerwaren, war es diesem Blindeninstitut möglich, arbeitslosen Handwerkern Unterkunft und Verdienst zu gewähren. Auch Klavierstimmer, die ein Handwerk erlernt hatten, konnten sich bei der herrschenden Arbeitslosigkeit in ihrem Hauptberuf wenigstens ein Teileinkommen sichern.

⁴ Einige Beispiele: Der Blindenverein Hannover-Blinden zählt 65 Mitglieder, wovon viele im Blindenmädchenheim wohnen. Von den zur Verfügung stehenden 800 Mark sind bis Anfang Mai d. J. 250 Mark ausgezahlt. Einige Mitglieder erhielten städtische Unterstützung (10 Mark monatlich), auch freies Mittagessen, doch ist einer Anzahl diese Unterstützung entzogen infolge Besserung der Verhältnisse, manchmal auch infolge von Recherchen, die nicht immer sachkundig angestellt waren. Der Verein der erwerbtreibenden Blinden zu Leipzig hat eine regelmäßige Unterstützung sämtlicher Mitglieder eingeführt. Von August bis November 1914 betrug die Wochenunterstützung 2 Mark pro Mitglied, von November bis März 1915 3 Mark, während von April an die Rente wieder auf 2 Mark herabgesetzt wurde. Bei 45 Mitgliedern wurden bis Ende April etwa 4550 Mark ausgezahlt. Der äußerst kapitalkräftige Verein der Blinden von Dresden und Umgegend hat meines Wissens nur nach Bedarf Unterstützungen gezahlt. Nähere Angaben waren nicht zu erhalten, woraus auf eine nicht sehr rege Unterstützungsarbeit zu schließen ist. Als Gewerkschaftshilfe kommt wohl nur die Kriegsunterstützung des deutschen Holzarbeiterverbandes in Betracht.

⁵ Leider fehlt jeder Gesamtüberblick über die Arbeitslosigkeit der Blinden während der Kriegsmonate. Lokale Unterschiede sind nach Privatnachrichten erheblich, doch zeigt sich überall dieselbe Tendenz, daß nach anfänglich starker Arbeitslosigkeit es allmählich gelingt, sich an die Verhältnisse anzupassen, zumal wenn Blindenanstalten helfend eingreifen. Die Klavierstimmer und Musiker leiden am schwersten, letztere unter dem Tanz- und Spielverbot. Von den blinden Mädchen gilt wohl durchweg die Angabe aus Hannover: Weibliche Mitglieder sind fast sämtlich arbeitslos. Sie haben keinen Laden, der für sie die so nötige Reklame machen würde und sie wohnen, wie es so oft die Blinden tun, zu versteckt, um von Kunden aufgesucht zu werden. Die im Heim untergebrachten Mädchen, meist Bürstenschleiferinnen, leiden unter Materialmangel, da Borsten vielfach beschlagnahmt. Hier hat auch die Breslauer Anstalt sehr geschickt gehandelt, als sie die Handarbeiten der blinden Mädchen als Liebesgaben für das Feld an die Wohltätigkeitskomitees abgab.

Energische Unterstützungsaktionen durch Staat und Gemeinde sind daher dringend geboten. Vor allem aber muß nach dem Kriege eine Weiterentwicklung der Blindenfürsorge, die heute noch stark auf Privatwohltätigkeit angewiesen ist, zur Blinden-Sozialpolitik, gegründet auf staatliche Mittel, angestrebt werden.

Der Krieg hat ferner gelehrt, wie wichtig auch für den Blinden der Anschluß an die zuständige Arbeiterorganisation ist. Auch ist am Ausbau der einzelnen Blindenvereine und der Ausgestaltung der Zentralorganisation des Reichsdeutschen Blindenverbandes unermüdlich zu arbeiten. Die von Laß² aufgestellte Forderung einer Reichsblindenzentrale mit staatlicher Unterstützung, als deren Vorläufer man die Blindenzentrale des Reichsblindenverbandes betrachten kann, muß nach dem Kriege mit Nachdruck erhoben werden. Durch Erschließung neuer Blindenberufe ist der Konkurrenz zwischen Kriegs- und Zivilblinden vorzubeugen und eine gedeihliche Zusammenarbeit beider Kategorien herbeizuführen. Die Zivilblinden haben ein großes Interesse an einem durchgreifenden Schutze der blinden Kriegsbeschädigten, da deren ökonomische Sicherstellung und gute berufliche Schulung der gesamten Blindenwelt zugute kommen muß. Die Arbeiterschaft endlich hat aus allgemein menschlicher Teilnahme für energische Kriegsblindenfürsorge einzutreten; aber auch die beruflichen Interessen fordern dringend, daß die parlamentarischen Vertreter der Arbeiterklasse diesem Gebiet ihre Aufmerksamkeit schenken. Die Kriegskrüppel, auch die Kriegsblinden, können zu Lohnrückern werden. Ihre berufliche Schulung, ihre Organisierung in den Gewerkschaften, ihre zureichende Entlohnung liegt im Interesse der gesamten Arbeiterbewegung.

Es war hier nur möglich, einen Grundriß der neuen Probleme zu geben und Lösungen anzudeuten. Die Anwendung der entwickelten Gesichtspunkte auf andere Gruppen der Kriegsinvaliden sei Spezialfachverständigen überlassen.

Es kommt bei der Krüppelfürsorge darauf an, daß kein sozialpolitisches Flickwerk zusammengestümpert, sondern großzügige Sozialreform geleistet wird. Die Kriegsbeschädigten, und vor allem die Kriegsblinden, sind zum größten Teil Proletarier, oder sie sind durch den Verlust des wichtigsten Sinnes auch ökonomisch proletarisiert. Das Ergebnis unserer Untersuchung kann man in die Losung zusammenfassen: Krüppelschutz ist Arbeiterschutz!

Kriegsgeschichtliche Probleme.

Von Fr. Mehring.

IV.

(Fortsetzung.)

Eine besondere Note erhielt der Ueberfall Sachsens durch den preußischen König im August 1756 dadurch, daß Friedrich nicht einmal ein Kriegsmanifest erlassen konnte, wodurch sein Einbruch zu rechtfertigen gesucht worden wäre. Er hatte es zwar im Entwurf fertig, aber seine Enthüllung der österreichisch-russischen Kriegspläne stützte sich auf die Abschriften der Depeschen, die er durch seinen Spion aus dem Dresdener Archiv erhalten hatte. Er traute dem sächsischen Minister Brühl zu — und vermutlich nicht mit Unrecht —, dieser werde bei einer sofortigen Veröffentlichung des Manifestes die Originalurkunden vernichten lassen.

So erschien der Ueberfall Sachsens wochenlang als der ruchloseste Bruch des Völkerrechts, dem nicht einmal mildernde Umstände bewilligt werden konnten. Am 29. August waren die preußischen Truppen in Sachsen einmarschirt und erst am 10. September wurden die Thüren der Dresdener Kabinettskanzlei durch einige Bataillone erbrochen, unter fast körperlichem Widerstande der Königin Maria Josepha, einer geborenen Habsburgerin. Der Kurfürst von Sachsen war zugleich König von Polen. Er hatte anfangs nach Warschau entweichen wollen, war dann aber, da die Wege dorthin nicht mehr sicher erschienen, auf den Königstein geflüchtet, inmitten des Felsenlagers von Pirna, in das die sächsischen Truppen noch im letzten Augenblick hatten zusammengezogen werden können. Die Erbrechung und Plünderung eines Archivs ohne vorherige Ansage der Feindseligkeiten erschien den Zeitgenossen vollends als der Gipfel aller Gewalttätigkeit und Hinterlist. Aber Friedrich fand die Urkunden, die er suchte; sie wanderten nach Berlin, und nun wurde von dem Legationsrat Herzberg binnen acht Tagen das preußische endgültige Kriegsmanifest redigirt, ein *Mémoire raisonné* oder eine „Begründete Anzeige“, weshalb der König von Preußen den Anschlägen des Wiener Hofes habe zuvorkommen müssen.

An der Hand der österreichisch-russischen Fettelungen war darin ausgeführt, der König führe keinen Angriffs-, sondern einen Verteidigungskrieg. „Unter Angriff versteht man jeden Akt, der dem Sinn eines Friedensvertrags diametral entgegengesetzt ist. Eine Offensivliga, das Aufreizen und Drängen zum Kriege gegen eine andere Macht, Pläne zur Ueberziehung der Staaten eines anderen Fürsten, ein plötzlicher Einbruch: alle diese verschiedenen Dinge sind ebenso viel Angriffe, obgleich nur der plötzliche Einbruch den Fall der offenen Feindseligkeit darstellt. Wer diesen Angriffen zuvorkommt, kann offene Feindseligkeit begehen, aber er ist nicht der Angreifer“. Ehe dieses Manifest erschien, hatte die Gegenseite aber schon viel kräftigere Töne gefunden: am 13. September erließ der deutsche Kaiser ein „Dehortatorium“, worin er den König väterlich ermahnte, „von seiner unerhörten, höchst frevelhaften und sträflichen Empörung abzulassen, dem Könige von Polen alle Kosten zu erstatten und still und ruhig nach Hause zu gehen“ und ein „Advokatorium“, worin er allen preußischen Generalen und Obersten befahl, ihren „gottlosen Herrn“ zu verlassen und dessen „entsetzliche Verbrechen“ nicht zu teilen.

Friedrich verachtete den Federkrieg, der die Kriege zu begleiten pflegt, nicht völlig, und hat sich selbst in seinen Ruhestunden daran beteiligt, mit dem päpstlichen Breve, das dem österreichischen Marschall Daun einen geweihten Degen für den Kampf gegen die Ketzer verliehen haben sollte, und ähnlichen Schnurren mehr. Aber er war ihm doch immer nur ein Mittel, um denen, die nicht alle werden, Sand in die Augen zu streuen. Sehr ernsthaft nahm er ihn nicht. Er lachte über die „Dehortatoria“ und „Advokatoria“ des guten Kaisers Franz, denn er wußte, daß dieser nur eine Strohfigur in der Hand seiner Gemahlin war, der Kaiserin Maria Theresia, aber sein eigenes Kriegsmanifest nahm er auch auf die leichte Achsel. „Wenn die Souveräne einen Bruch wollen“, meinte er gleichmütig, „so hält die Frage des Manifestes sie nicht auf; sie nehmen ihre Partie, sie machen den Krieg und überlassen die Sorge, sie zu rechtfertigen, irgend einem fleißigen Rechtsgelehrten“. Eine sehr realpolitische, aber gewiß nicht

unrichtige Auffassung der Kriegsmanifeste, die ihrer Bestimmung gemäß niemals historische Quellen sein können.

In diesem besonderen Falle hat sogar der Verfasser des Kriegsmanifestes von 1756 selbst bestätigt — allerdings erst dreißig Jahre später, nach dem Tode des Königs —, daß er darin um den entscheidenden Punkt herumgegangen sei, wie die Rahe um den heißen Brei. Der nunmehrige Staatsminister Herzberg schrieb im Jahre 1786: „Es ist ausgemacht, daß diese Pläne, den König zu bekriegen und seine Länder zu teilen, wirklich existierten, aber da sie nur eventuell waren und die Bedingung voraussetzten, insofern der König von Preußen Gelegenheit zum Kriege geben würde, so wird es immer unentschieden bleiben, ob diese Pläne jemals würden zur Ausführung gekommen sein und ob es gefährlicher gewesen sein würde, sie zu erwarten, als ihnen zuvorzukommen“. Diese Ansicht, zu der sich Herzberg erst im Jahre 1786 durchgerungen hat, hegten im Jahre 1756 schon sein damaliger Vorgesetzter, der Minister des Auswärtigen v. Podewils, sowie die große Mehrzahl der preußischen Generale, sowie endlich auch die preußischen Prinzen, die eigenen Brüder des Königs.

Sie kamen damit der historischen Wahrheit jedenfalls näher, als wenn Friedrich in seiner *Histoire de la guerre de sept ans* schrieb, die Verschwörung der europäischen Mächte gegen Preußen sei völlig fertig gewesen; die Kaiserin-Königin, die Zarewna, die Könige von Frankreich und Polen seien einverstanden und auf dem Punkt gewesen, loszuschlagen, so daß der König von Preußen, als er beschloß, ihnen zuvorkommen, keinen Feind weniger und keinen Freund mehr zu erwarten gehabt hätte. Der König wußte sehr gut, daß zunächst nur ein Verteidigungsbündnis zwischen Frankreich und Oesterreich wie zwischen Oesterreich und Rußland bestand, und daß er mindestens zehn Monate Zeit hatte, dies Bündnis, wenn nicht zu sprengen, so doch in seiner Umwandlung in ein Angriffsbündnis zu hindern. Selbst in dem eben noch so kriegseifrigen Rußland begann die Stimmung umzuschlagen. Dank den Anstrengungen Englands, dessen Einfluß in Petersburg immer sehr stark war und seit der Westminsterkonvention ganz im preußischen Sinne eingeseht wurde; am 29. Juni verriet Kaunitz in einer Depesche an den österreichischen Gesandten in Paris seine Sorge, „daß der russische Hof über den Aufschub der Operationen ermüden und sich verleiten lassen dürfte, aus Begierde zum Gelde in die englischen Absichten endlich einzugehen und andurch nicht nur das geheime Geschäft gänzlich zu vereiteln, sondern auch die Kron Frankreich durch eine namhafte Truppenabgabe in nicht geringe Verlegenheit zu setzen“. Immerhin — Petersburg mit seiner ewig betrunkenen Zarin und seinem bestechlichen Großkanzler blieb unberechenbar, aber Paris war keineswegs „völlig fertig“ mit Oesterreich und Rußland, und stand keineswegs auf dem Punkte, auf Preußen loszuschlagen.

Darüber war sich Friedrich auch ganz klar, ja er vertraute viel zu sehr darauf, daß Frankreich nicht ernsthaft mit ihm anbinden würde. Als er nach der zerschmetternden Niederlage von Kolin das Bedürfnis fühlte, sich gegenüber den lauten und stillen Vorwürfen seiner Umgebung zu rechtfertigen, schrieb er — ganz im Gegensatz zu seiner später zurechtgemachten Geschichte des Siebenjährigen Krieges — er habe unmöglich das Dasein einer allgemeinen Verschwörung gegen Preußen annehmen können, und

führte besonders über Frankreich aus: „Wie konnte ich ahnen, daß Frankreich 150 000 Mann nach Deutschland schicken würde? Wie konnte ich vorhersehen, daß die Tränen der Dauphine (einer sächsischen Prinzessin), die Verleumdungen der Königin von Polen und die Lügen des Wiener Hofes Frankreich in einen Krieg verstricken würden, der in schroffem Widerspruch mit seinen politischen Interessen stand?“ Sieht man davon ab, daß der König hier, ganz im Sinne seiner Zeit, große Wirkungen auf kleine Ursachen zurückführt, so erkennt er in der bitteren Wahrhaftigkeit einer grausamen Enttäuschung an, daß er eine wirkliche Gefahr von Frankreich nicht befürchtet hatte. Er hat darauf gerechnet, im wesentlichen nur mit Oesterreich und Rußland zu tun zu bekommen und höchstens noch mit den 24 000 französischen Hilfstruppen, die Frankreich sich im Falle seines Angriffs dem Wiener Hofe zu stellen verpflichtet hatte, und damit glaubte er schon fertig zu werden, zumal da Frankreich durch England vollauf beschäftigt war.

Das Zugeständnis Herzbergs verhallte zunächst in der preußischen Geschichtschreibung, die sich an das hielt, was der König nachträglich über die Entstehung des Krieges zurecht gemacht hatte. Aber je mehr sich die Archive öffneten, nicht nur die preußischen, sondern auch die französischen, österreichischen und russischen, um so klarer trat hervor, daß der König noch nicht ernstlich bedroht gewesen war, als er in Sachsen einbrach, daß er durch diesen Einbruch die entstehende Koalition seiner Feinde nicht gesprengt, sondern vielmehr erst recht zusammengeschweißt hatte. Der politische Rechenfehler des Königs lag offen, aber militärisch sollte nun doch seine Ueberwältigung Sachsens wenigstens ein Meisterstück gewesen sein. Einmal mußte schließlich mit den Gegnern abgerechnet werden, und da bot Sachsen einen vortrefflichen Kriegsschauplatz. „Eine zwischen Brandenburg und Schlesien breit hineingeschobene, geschlossene Bastion, die im Besitze eines Gegners die preußischen Lande schwer bedrohte, überwältigt aber sie trefflich deckte und dann für die Verteidigung und Ausfall sich gleichmäßig eignete.“ Die Berechtigung des Ueberfalls wurde aber daraus hergeleitet, daß Sachsen im Jahre 1746, als Friedrich II. die Neutralität des Landes geachtet hatte, ihm nach seinem Einmarsche in Böhmen in den Rücken gefallen sei.

In der That hatte Friedrich damals Sachsen geschont, trotz seiner Siege in dem Treffen bei Katholisch-Hennersdorf und der Schlacht bei Kesselsdorf, und es ist auch unbestreitbar, daß Sachsen sich zwar nicht förmlich den österreichisch-russischen Kriegsplänen angeschlossen hatte, aber doch nur, weil der Knüppel allzu dicht beim Hunde lag. In Depeschen, die ihm sein Dresdener Spion verraten hatte, las Friedrich schon im Jahre 1753, wie der sächsische Gesandte zu Petersburg beweglich vorgestellt hatte, man möge seiner Regierung erlassen, ein so großes und gefährliches Spiel zu wagen und einen übermächtigen Nachbar anzugreifen, ehe dieser außer Stand gesetzt sei, Sachsen auf einmal zu „ecrasieren“, worauf der russische Großkanzler bereitwillig zugestanden hatte, freilich dürfe sich Sachsen nicht zuerst auf den Turnierplatz wagen, sondern müsse warten, bis der Ritter im Sattel wanken werde. Auch sonst verbarg der Minister Brühl seine feindselige Gesinnung gegen Preußen keinen Augenblick, und Friedrich kam also auch nur heimtückischen Angriffsplänen in berechtigter Verteidigung zuvor, indem er Sachsen auf einmal „ecrasierte“, als er den Waffengang mit Oesterreich antrat. Erklärte er doch auch bei seinem Einbruch in

Sachsen, er handle unter dem Druck zwingender Verhältnisse, und er sehne den glücklichen Augenblick herbei, wo diese Verhältnisse beseitigt wären und er „Sr. polnischen Majestät Dero Kurlande als ein geheiligtes Depot“ zurückgeben könne; verbünde Se. Majestät sich mit ihm, so werde Sie nicht nur für alles reichlich entschädigt werden, sondern der König werde an Ihre Interessen ebenso denken, wie an die seinigen.

Diese Auffassung wird heute noch von der Mehrzahl der preußischen Historiker geteilt. Aber eine Minderheit, worunter nicht die schlechtesten der Junft, sieht eine „fürchterliche Deklassierung“ des „großen Königs“ darin, daß er wie ein nervöser Schwächling, aus Angst vor Gefahren, die sich sonst noch hätten beschwören lassen, in einen verheerenden Krieg gestürzt und recht eigentlich das Spiel seiner Feinde gespielt haben solle. Diese Historiker drehen den Spieß einfach um und sagen: Natürlich hat Friedrich sehr gut gewußt, daß er noch gar nicht ernsthaft bedroht war, aber die Gelegenheit schien ihm günstig, einen Plan auszuführen, den er in seinem Politischen Testament von 1752 entwickelt hatte: nämlich unter bestimmten Verhältnissen der europäischen Politik Sachsen zu erobern und den Kurfürsten mit Böhmen zu entschädigen, das dem Hause Habsburg durch einen Krieg entziffen werden mußte. Sie sagen, die Eroberung Sachsens sei das Ziel gewesen, das der König während seiner ganzen Regierung verfolgt habe. „Sechs Meilen vor den Toren Berlins war die Grenze des Kurfürstentums Sachsen; der breite Landstrich mit den Städten Görlitz, Lauban, Sorau, Guben, Lübben, Baruth, Jüterbogt, Belzig, Wittenberg, Torgau gehörte noch nicht zu Preußen. Ein König von Preußen, der nicht mit aller Kraft seiner Seele den Erwerb dieser Landschaften angestrebt hätte, müßte, jedes Staatsgedankens bar, sich an selbstzufriedenem dynastischen Hausbesitzgedanken begnügt haben. Und das soll des Großen Friedrich Denkweise gewesen sein?“ Friedrich wollte also nicht eine drohende Gefahr abwehren, sondern unternahm mit dem Ueberfall Sachsens einen Angriffskrieg in der nacktesten und schroffsten Form des Wortes. Er dachte zwar nicht daran, „Sr. polnischen Majestät Dero Kurlande als ein geheiligtes Depot“ zurückzugeben, aber das brauchte man nicht so genau zu nehmen, da er den Kurfürsten von Sachsen „reichlich entschädigen“ wollte, indem er ihn zum König von Böhmen erhob.

Dieser Streit zwischen den preußischen Historikern wird nun schon seit zwei Jahrzehnten geführt, zeitweise so erbittert, daß er einem der Kämpfer einen frühzeitigen Tod beschieden hat. Aber zu einem sicheren und unzweideutigen Ergebnis hat er nicht geführt. Jede der beiden Anschauungen hat gewichtige Zeugnisse für sich anzuführen gewußt, keine von beiden aber einen überzeugenden Beweis. Nur insofern hat die Minderzahl die Schlacht verloren, als sie eine „fürchterliche Deklassierung“ des „großen Königs“ abzuwehren unternahm. Mit ihren Annahmen und Voraussetzungen „deklariert“ sie den König viel „fürchterlicher“ als die Gegenseite. Was Friedrich in seinem Politischen Testament von 1752 über die Eroberung Sachsens, im Austausch gegen das eroberte Böhmen, geschrieben hat — beiläufig unter der Ueberschrift: Träumereien —, ist bisher vom Auswärtigen Amt nicht herausgelassen worden. Jedenfalls — wenn der König, der doch nur mit Hilfe des mächtigen Frankreich die Provinz Schlessen erobert hatte, sich eingebildet hätte, ganz auf eigene Faust — denn England war ihm

durch die Westministerkonvention zu keiner Waffenhilfe verpflichtet — gegen eine französisch-österreichisch-russische Koalition das Königreich Böhmen erobern zu können, so hätte er sich als politischer Phantast erwiesen.

Namentlich sprechen die Tatsachen selbst für die Mehrzahl der preußischen Historiker, wenn sie sagt, bei dem Ueberfall Sachsens sei der politische Rechenfehler durch den militärischen Streich ausgeglichen worden. Schweifte der Einbruch die gegnerische Koalition zusammen, so sicherte er dem Könige doch die Möglichkeit, den Krieg durchzuhalten. Ohne die Hilfsquellen Sachsens hätte er es nicht vermocht. Er hat von Anfang an das Land nur als militärische Position betrachtet. Nicht als ob er es nicht gerne behalten hätte, nachdem es einmal in seiner Gewalt war; daß er diesen letzteren Bissen mit Vergnügen geschluckt hätte, hat er allerdings oft bekannt. Aber wenn er es im Jahre 1756 hätte erobern wollen, so hätte er es anders behandelt. Eroberer pflegen sich doch den Eroberten gegenüber samtene Handschuhe über die eisernen Fäuste zu ziehen und mindestens jede, um einen gern von Bismarck gebrauchten Ausdruck anzuwenden, „Deteriorierung“ der geplanten Eroberung zu vermeiden. Wer ein kostbares Gefäß erwerben will, beginnt doch nicht damit, es zu zerbrechen.

Friedrich aber begann damit, über Sachsen die grausamsten Plagen zu verhängen, zuerst und vom ersten Tage an das verhaßte Rantonsystem. Sobald er die sächsischen Truppen in ihrem Felsenlager von Pirna ausgehungert hatte, stellte er sie nicht nur, 17000 Mann hoch, unter Erzwingung des Fahneneides in sein Heer ein, sondern legte dem Lande sofort die Lieferung von 9075 Rekruten auf, „lauter gesunde und gerade Leute von 18 bis 30 Jahren, keiner unter 5 Fuß 3 Zoll.“ Wie dieser Druck empfunden wurde, zeigt die Tatsache, daß sächsische Regimenter und Rekruten, trotz Kugel, Stoch und Spießruten, massenhaft über die polnische Grenze gingen, und zwar um so massenhafter, je mehr dieser Blutzoll von Jahr zu Jahr gesteigert wurde.

Ähnlich wurde der Geldzoll von Jahr zu Jahr gesteigert. 3 Millionen Taler für 1757, 5 Millionen für 1758, 6 Millionen für 1759, von da ab bis zu Ende des Krieges jährlich nicht weniger als 12½ Millionen. Wie sehr das Land dadurch ausgepreßt wurde, offenbarte sich dadurch, daß die härtesten Zwangsmaßregeln nicht ausreichten, diese Summen einzubringen; so wurden der Rat und die ersten Kaufleute der Stadt Leipzig einmal ohne Bett, Feuer und Licht auf die Pleißenburg gesperrt, bis von den acht Tonnen Goldes, die die Stadt aufbringen sollte, die Hälfte beigebracht war. Ueber 70 Kaufleute, die aus der Stadt geflohen waren, wurden durch Husaren zurückgeholt oder wenn sie nicht mehr zu finden waren, wurden ihre Gewölbe versiegelt und ihr Vermögen eingezogen usw. Die Saat des Hasses, die damals in Sachsen gesät wurde, hat noch ein Jahrhundert später, wie das Jahr 1866 zeigte, in vollen Halmen gestanden.

Man sagt nun wohl, zur Zeit des Siebenjährigen Krieges wäre wenig darauf angekommen, was Land und Leute zu den über sie verhängten Schicksalen gesagt hätten. Immerhin waren sie damals doch auch schon, um mit Vassalle zu sprechen, ein Stück Verfassung. Das Gegenbild zu Sachsen bot im Siebenjährigen Kriege Ostpreußen. Wo die Russen in andere Provinzen des Königs eindrangen, in die Neumark oder in Hinterpommern, verheerten und verwüsteten sie nach Möglichkeit, aber Ostpreußen, das sie

mehrere Jahre lang besaßen und als ihre Eroberung betrachteten, behandelten sie wie ein rohes Ei. Das einzige, was sie ihm auferlegten, war eine, wie es scheint, geringe Vermögenssteuer, aber dafür erließen sie der Bevölkerung die grausame Rantonpflicht. Die guten Ostpreußen haben diese Fremdherrschaft mit großer Gelassenheit ertragen, so daß ihr angestammter Landesherr in den zwanzig Jahren, die er den Siebenjährigen Krieg überlebte, den Boden dieser wankelmütigen Provinz nie wieder betreten hat; selbst ihr weisester Bewohner, Immanuel Kant, hat sich bei der „Allerdurchlauchtsten, Großmächtigsten Kaiserin, Selbstherrscherin aller Reußen, Allergnädigsten Kaiserin und großen Frau“ Elisabeth um eine Professur an der Königsberger Hochschule beworben.

Hat der König Friedrich das Kurfürstentum Sachsen wirklich erobern wollen, so verstand sich selbst die Zarin besser als er darauf, wie man erobert, und das wäre schließlich die „fürchterlichste Deklassierung“ des Königs.

V.

Was sich nun aus dem Ursprung des Siebenjährigen Krieges ergibt, wie er hier in seinen wesentlichen Zügen dargestellt worden ist, ist die Tatsache, daß es völlig unmöglich ist, zu sagen, ob er von preußischer Seite ein Angriffs- oder ein Verteidigungskrieg gewesen sei. Daraus folgt, daß die Frage eben so unentschieden bleiben muß, wenn man sie von englischer oder französischer, von österreichischer oder russischer Seite stellt.

Aber man kommt auch zu demselben negativen Ergebnis, wenn man irgendeinen anderen Krieg unter demselben Gesichtspunkt auf seinen Ursprung untersucht. Man wird immer auf einen mehr oder minder entwickelten, mehr oder minder tief in die Vergangenheit reichenden Zusammenhang stoßen, der sich niemals auf die fahle Alternative zurückführen läßt: hier sind die Angreifer und hier sind die Verteidiger, etwa im Sinne des guten Schiller:

Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben,
Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.

In der Geschichte geht es anders her als in der Kinderfibel und in den schlechten Romanen, die nur strahlende Lughelden und finstere Bösewichte kennen. Ist anders die Klassengesellschaft ein System gottgewollter Abhängigkeit, wie sie es ja nach der Ansicht hoher Autoritäten sein soll, so traf Molke den Nagel ganz anders auf den Kopf wie Schiller, indem er sagte, der Krieg sei ein Element in Gottes Ordnung, der ewige Friede aber sei ein Traum und nicht einmal ein schöner.

In der Klassengesellschaft regelt der Krieg in letzter Instanz die Interessenskonflikte zwischen den einzelnen Nationen oder Staaten: in letzter Instanz, d. h. wenn sie sich so zugespitzt haben, daß eine gütliche Einigung ausgeschlossen ist. Denn daß Kriege vom Zaune gebrochen, daß sie um nichts und wieder nichts geführt werden — um einer „Mätressenlaune“ willen, wie Lassalle einmal in einem unbewachten Augenblicke gesagt hat, oder um dergleichen Nichtigkeiten sonst — ist eine Vorstellung, die ebenfalls in die Kinderfibel gehört. Ebenso wie die unersättlichen Eroberer, die im Verschlingen von Ländern und Völkern nicht satt werden, ungefähr soviel Wirklichkeit haben, wie die Menschenfresser des Märchens. Wäre es nach

Napoleons persönlichen Wünschen gegangen, so hätte er sich 1805 weder mit Oesterreich und Rußland, noch 1806 mit Preußen und Rußland, noch 1809 mit Oesterreich, noch 1812 mit Rußland geschlagen. Das erkennen heute selbst die halbwegs ernsthaften deutschen Geschichtschreiber an.

Die kapitalistische Gesellschaft ist bei allen ihren Mängeln und Schwächen ein historisches Produkt, und wenn unter diesen Mängeln und Schwächen obenan steht, daß sie den Krieg nicht entbehren kann, um sich zu entwickeln, so stehen eben auch ihre Kriege unter historischen Gesetzen. Um eitel Kurzweil willen werden sie nicht geführt. Was zu diesem Trugschluß geführt hat, ist der Umstand, daß sie oft aus scheinbar geringfügigen Anlässen entspringen, wie der Siebenjährige Krieg aus einigen Schüssen, die im Gebiete der nordamerikanischen Indianer fielen. Aber ist der Tritt der Gemse die Ursache, daß die Lawine donnernd zu Tale stürzt? Erst müssen sich doch die Schneemassen am Felsenhange gehäuft haben, ehe sie auf einen leichten Anstoß hin durch ihr eigenes Gewicht niedergerissen werden. Oder ein Zündstoff muß hoch aufgetürmt sein, ehe ein Funke ihn in Brand setzen kann. Oder um ein Bild anzumenden, das Goethe einmal von seinem dichterischen Schaffen gebraucht: das Wasser im Gefäß, das eben auf dem Punkte des Gefrierens stand, verwandelt sich durch die geringste Erschütterung sofort in festes Eis.

Unter diesem Gesichtspunkt ergibt sich auch die Hinfälligkeit des grundsätzlichen Unterschiedes, der zwischen Angriffs- und Verteidigungskriegen gemacht wird. Man muß dabei allerdings zwischen militärischen und politischen Gesichtspunkten unterscheiden. Unter militärischem Gesichtspunkt sind Angriff und Verteidigung vollkommen feste und klare, für das militärische Urteil unentbehrliche Begriffe, obgleich sie auch hier sich keineswegs ausschließen, sondern beständig ineinander übergehen oder nach dem bekannten Ausdruck Hegels ineinander umschlagen. Die Verteidigung ist je nachdem die schwächste oder die stärkste Form der Kriegsführung: die schwächste, wenn sie sich auf sich selbst beschränkt, denn dann führt sie fast immer zur Niederlage, die stärkste, wenn sie im günstigen Augenblick in den Angriff überzugehen versteht. Den dialektischen Verschlingungen von Angriff und Verteidigung widmet Clausewitz einen großen Teil seines Wertes vom Kriege.

Auf politischem Gebiete sind dagegen Angriff und Verteidigung vollkommen verschwimmende Begriffe. Sind die Kriege ein Aufeinanderstoßen von Interessen, die sich auf friedlichem Wege nicht mehr ausgleichen lassen, so ist das geschichtliche Urteil über sie daran gebunden, ob der Sieg dieser oder jener Interessen für den geschichtlichen Fortschritt heilsamer sein würde, nicht aber an den rein zufälligen Umstand, ob der Tritt der Gemse die Lawine an diesem oder jenem Ende ins Stürzen bringt oder etwa noch an die sehr nebensächliche Tatsache, ob die Diplomatie hüben oder drüben die Karten noch im letzten Augenblick geschickter zu mischen versteht. Jede kriegführende Partei behauptet in ihrem Kriegsmanifeste, daß sie ihre heiligsten Güter verteidige und erklärt die Antastung dieser Güter durch die andere kriegführende Partei für einen frevelhaften Angriff; jede tut es von ihrem Standpunkt aus mit gutem Glauben an ihr Recht. Dieser gute Glaube mag auf falschen Voraussetzungen beruhen, wie es denn eben die Aufgabe des Krieges ist, falsche Voraussetzungen zu berichtigen und den

wirklichen Stand der Dinge klarzustellen. Aber die Kriege von vornherein nach ganz äußerlichen und zufälligen Maßstäben in berechnete Verteidigungskriege und unberechnete Angriffskriege einzuteilen, ist ein Unding und eine Unmöglichkeit.

Wenn diese Auffassung auch auf sozialistischer Seite nicht völlig ausgerottet worden ist, so wird man die Erklärung darin suchen müssen, daß wir in Kriegsfragen die Spinweben der bürgerlichen Aufklärung noch nicht gründlich genug abgestreift haben. Selbst Marx spricht in der Adresse, die die Internationale am 29. Juli 1870 über den Deutsch-Französischen Krieg veröffentlichte, von dem „Verteidigungskrieg“, der auf deutscher Seite geführt würde. Freilich knüpft er unmittelbar daran die Aufzählung von Tatsachen, die diesen „Verteidigungskrieg“ in ein eigentümliches Licht stellen, aber er spricht dann doch auch wieder in derselben Urkunde von den „Sympathien“, die die Deutschen „mit Recht“ in einem „Verteidigungskriege gegen bonapartistischen Ueberfall“ beanspruchen dürften. Heute wissen wir, daß die Dinge damals ganz anders lagen, als Marx annahm, und nach dem, was damals bekannt war, auch annehmen mußte. Bebel hat noch kurz vor seinem Tode, nach dem, was wir heute wissen, den damaligen Krieg als einen Angriffskrieg in so hohem Maße betrachtet, daß er in seinen Denkwürdigkeiten sein Bedauern darüber ausgesprochen hat, bei der Abstimmung über die ersten Kriegskredite im Jahre 1870 sich der Stimme enthalten, und nicht mit Nein gestimmt zu haben. Es wird auf die damalige Lage noch zurückzukommen sein; hier nur so viel, daß 1870 zwei Offensiven auf einander stießen, daß also, wenn man die Begriffe von Angriff und Verteidigung überhaupt anwenden will, der Krieg von 1870 auf deutscher wie auf französischer Seite sowohl ein Angriffs- als auch ein Verteidigungskrieg gewesen ist.

Vor zwei Jahren hat die sozialdemokratische Presse in Deutschland die Landwehren von 1813 zum hundertjährigen Gedächtnis ihrer Kämpfe gefeiert. Und doch war der Krieg, worin sie kämpften, wörtlich genommen ein Angriffskrieg. Er begann mit einem Verrat an dem französischen Bundesgenossen, der Konvention von Lauroggen, die die Franzosen, von ihrem Standpunkt aus nicht mit Unrecht, als eine Felonie ohnegleichen betrachtet haben; dann folgte eine Reihe hinterhältiger und trügerischer Verhandlungen, und endlich die Kriegserklärung an Frankreich. Der Maßstab des Angriffs- und Verteidigungskrieges versagt hier wie überall, wo es die historische Würdigung der Kriege gilt.

Deshalb war es ein entschiedener Fehlgriff Bebels, wenn er 1907 auf dem Parteitage in Essen erklärte, in einem Verteidigungskriege habe die Arbeiterklasse allemal mitzumachen, und diese Ansicht damit begründete, die Arbeiter würden im einzelnen Falle sehr wohl zu entscheiden wissen, ob es sich um einen Angriffs- oder einen Verteidigungskrieg handle. Das können die Arbeiter eben nicht, sie so wenig wie irgendwelche andere Menschen, einfach aus dem Grunde nicht, weil es an allen sichern Handhaben fehlt, um einen Angriffs- von einem Verteidigungskriege zu unterscheiden. Der Auffassung Bebels wurde, als er sie äußerte, sofort widersprochen, auch vom Schreiber dieser Zeilen, sowohl in der „Leipziger Volkszeitung“ wie auch in der „Neuen Zeit“, aber die Autorität Bebels war — in diesem Falle muß man sagen leider! — groß genug, um seine Ansicht

gewissermaßen zur Parole für die Kriegstaktik der Partei zu machen, was, wie die Erfahrungen des letzten Jahres genügend gezeigt haben, durchaus verwirrend gewirkt hat. Wie immer man über die Beteiligung der Arbeiterklasse an Kriegen denken mag, so muß man die Unterscheidung zwischen Angriffs- und Verteidigungskrieg von vornherein und ein- für allemal ausschalten. Sie besagt eben gar nichts und ist keine sicher strahlende Leuchte, sondern ein hin und her huschendes Irrlicht.

Anders als mit dem Angriffs- oder Verteidigungskriege steht es mit dem Eroberungskriege. Ueber diesen Begriff ist eine Verständigung ebenso möglich wie notwendig. Der Tendenz nach ist jeder Krieg ein Eroberungskrieg, denn jede kriegführende Partei strebt danach, ihr Machtgebiet auf Kosten des Gegners zu erweitern, das heißt also etwas zu erobern, was sie bisher nicht besessen hat, was nicht immer in der Form zu geschehen braucht, daß dem Gegner Land und Leute abgenommen werden, aber gewöhnlich in dieser Form zu geschehen pflegt.

Wenn also der Tendenz nach jeder Krieg für jede der kriegführenden Parteien ein Eroberungskrieg ist, so verläuft die Sache in der Wirklichkeit so, daß es in einem Kriege nur dann zu keinen Eroberungen kommt, wenn beide Teile sich gegenseitig so abmatten, daß keiner dem anderen seinen Willen aufzuzwingen vermag, wie im Siebenjährigen Kriege, soweit er sich auf dem europäischen Festlande abspielte. Siegt aber der eine Teil so, daß er dem Gegner die Friedensbedingungen zu diktieren vermag, so werden sich unter diesen Friedensbedingungen immer Eroberungen zu seinem Gunsten befinden. Die beliebte Vorstellung, als könne ein rucklos angegriffener Staat nach erfolgreicher Abwehr des Feindes sich damit begnügen, das Schwert wieder in die Scheide zu stecken, in dem befehligen Bewußtsein, seine gute Sache siegreich durchgeführt zu haben, ist ebenfalls nur ein Gebilde der Märchenwelt. Solche Kriege sind nie geführt worden und werden auch niemals geführt werden, wenigstens nicht so lange es eine Klassegesellschaft gibt.

Aus den Schriften des Alten Fritz läßt sich ein kurzes, aber erschöpfendes Kolleg über Eroberungskriege zusammenstellen. Er sagt einmal: „Die neuen Erwerbungen eines Fürsten machen die Staaten, die er schon besaß, nicht reicher, seine Völker haben davon keinen Nutzen, und er selbst täuscht sich, wenn er dadurch glücklicher zu werden hofft“. Das ist die philosophische Seite der Sache. Aber ein andermal, wo der König ihre politische Seite betrachtet, sagt er: „Man hat gut mit erhabener Gesinnung prahlen (on a beau étaler de grands sentiments). Jeder Krieg, der nicht zu Eroberungen führt, schwächt den Sieger und entkräftet den Staat. Man muß es niemals zu Feindseligkeiten kommen lassen, wenn man nicht die sichersten Ausichten auf Eroberungen hat“. Eine gewisse Vermittelung zwischen dem philosophischen und praktischen Standpunkt unternimmt der König in seinem „Politischen Testament von 1752“, wo er schreibt: „Machiavell sagt, daß eine uneigennützigte Macht, die sich unter ehrgeizigen Mächten befände, unfehlbar untergehen würde. Ich bin darüber sehr ärgerlich, aber ich muß gestehen, daß Machiavell recht hat“. Man hat die Äußerung bei Machiavell vergebens gesucht, doch ist sie ganz in seinem Geiste gedacht und namentlich in dem Geiste der Staatsraison, der mit der kapitalistischen Produktionsweise aufgekomen war.

Hundert Jahre nach Machiavell urteilte ein Publizist aus Richelieus Schule: „Machiavells Maximen sind so alt, wie die Zeit und die Staaten. Er lehrt nichts Absonderliches oder Unerhörtes, er erzählt nur, was die, die vor uns waren, getan haben, und was die Menschen von heute tun, zu ihrem Nutzen und unvermeidlicher Weise“. Und wieder hundert Jahre später schrieb ein Publizist aus Friedrichs Schule: „In der Politik muß man zurückkommen von den spekulativen Ideen, die der große Haufe sich bildet über die Gerechtigkeit, Billigkeit, Mäßigkeit, Aufrichtigkeit und ähnliche Tugenden der Nationen und ihrer Lenker: alles läuft schließlich auf die Macht hinaus“. Man war in der Vergangenheit offener als in der Gegenwart.

Heutzutage findet man in den Kriegsmanifesten der kriegführenden Parteien neben der Versicherung, daß sie nur einen Verteidigungskrieg führten, meistens auch die Ablehnung jeder Eroberungsabsicht. Allein das ist nur eine façon de parler, wie La Mettrie sagte, als ihm im Todeskampfe der Schmerzensruf: Jesus Maria! entfuhr, und ein anwesender Priester ihn deshalb beglückwünschte, zum christlichen Bekenntnis zurückgekehrt zu sein. In der Thronrede, womit im Juli 1870 der Norddeutsche Reichstag eröffnet wurde, hieß es wörtlich: „Das deutsche wie das französische Volk, beide die Segnungen christlicher Gesittung und steigenden Wohlstandes gleichmäßig genießend und begehrend, sind zu einem heilsameren Wettkampfe berufen, als zu dem blutigen der Waffen. Doch die Macht haben Frankreichs haben es verstanden, das wohlberedigte, aber reizbare Selbstgefühl unseres großen Nachbarvolkes durch berechnete Mißleitung für persönliche Interessen und Leidenschaften auszubeuten“. Demgemäß kündigte die Thronrede nicht der französischen Nation, sondern „dem Gouvernement des Kaisers der Franzosen“ den Krieg an.

Als dann die deutsche Heere die französische Grenze überschritten, erließ der König von Preußen eine „Proklamation an das französische Volk“, worin es hieß: „Nachdem der Kaiser Napoleon die deutsche Nation, welche wünschte und noch wünscht, mit dem französischen Volke in Frieden zu leben, zu Wasser und zu Lande angegriffen hatte, habe ich den Oberbefehl über die deutschen Armeen übernommen, um diesen Angriff zurückzuweisen; ich bin durch die militärischen Ereignisse dazu gekommen, die Grenzen Frankreichs zu überschreiten. Ich führe Krieg mit den französischen Soldaten und nicht mit den Bürgern Frankreichs. Diese werden demnach fortfahren, eine vollkommene Sicherheit ihrer Person und ihres Eigentums zu genießen“.

Nachdem jedoch das „Gouvernement des Kaisers der Franzosen“ gestürzt war, und die „Bürger Frankreichs“ sich bereit erklärten, dem Wunsche der deutschen Nation nach Frieden entgegenzukommen, und zwar indem sie sich zur allerreichlichsten Kriegssentschädigung erboten, wies die preußische Regierung — siehe die halbamtliche Provinzialkorrespondenz vom 14. September 1870 — das Angebot als eine „einfältige Zumutung“ zurück und suchte durch eine wahrhaft halbscherische Sophistik nachzuweisen, daß die eben mitgeteilten Wendungen des preußischen Königs durchaus nicht das enthielten, was bis dahin alle Welt darin gelesen hatte; nämlich einen Verzicht auf Eroberungen.

Man darf darin aber durchaus nicht eine Irreführung sehen, die etwa geistlich von einzelnen Personen angezettelt worden wäre. Wie kein

Kolonial-, so war Bismarck auch kein Eroberungspolitiker, wenigstens nicht in dem Sinne, daß Eroberungen als solche sein Ziel waren. Sie waren ihm höchstens Mittel für seine politischen Zwecke, und er hat wie 1866, so auch 1871 aufs heftigste mit der Militärpartei gekämpft, um die Annexionen wenigstens nach Möglichkeit einzuschränken. Mit Moltke ist er deshalb in unverföhnliche Feindschaft geraten; wie in Moltkes Geschichte des Deutsch-Französischen Krieges der Name Bismarck nicht einmal erwähnt wird, so sind Bismarcks Denkwürdigkeiten von unfreundlichen Äußerungen über die „Militärs“ erfüllt. Aus dem langen Nachhall dieser Kämpfe mag man darauf schließen, wie erbittert sie gewesen sind, aber durchgeseht hat Bismarck trotz all seiner Macht, wie sie weder vor, noch nach ihm ein preußischer Minister gehabt hat, seinen Willen nicht. Bei der Annexion Elsaß-Lothringens wurden die Grenzen viel tiefer nach Frankreich hineingezogen, als Bismarck dulden wollte.

Sehen wir den Fall, der leitende Minister eines kriegführenden Staates wollte wirklich keine Eroberungen machen und eine Partei böte ihm die Bewilligung der Kriegskredite unter der Bedingung an, daß keine Eroberungen gemacht würden, so würde er als ehrlicher Mann dennoch antworten: Wenn der Krieg unentschieden bleibt, so machen wir keine Eroberungen und noch weniger, wenn wir geschlagen werden, aber wenn wir siegen, so kann ich die gewünschte Bürgschaft nicht übernehmen. Ein siegreiches Heer läßt sich niemals Eroberungen verbieten. Das mag eine unangenehme Tatsache sein, aber bei all seinen Greueln denkt der Krieg immer äußerst radikal, und wer ihm zwar nicht die ganze Hand, aber doch den kleinen Finger reichen will, wird immer unangenehme Erfahrungen machen.

Entweder wird man eines schönen Morgens mit beiden Füßen auf dem Boden der bürgerlichen Gesellschaft stehen, oder man wird die wehmütige, jedoch den Politiker nicht eigentlich zierende Klage anstimmen müssen, daß die Dinge ganz anders gekommen seien, als man geglaubt, gehofft und gewünscht habe.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei französische Kriegsbücher.

La paix que nous voulons. (Der Friede, den wir wollen.) Par Charles Dumas.
La Guerre. (Der Krieg.) Par Ernest Denis.

Dumas ist ein noch junger Parteigenosse, aber er ist bereits „ehemaliger Abgeordneter“ und zurzeit Kabinettschef von Jules Guesde. Die Broschüre ist ein Kommentar zur Resolution der Londoner Konferenz der sozialistischen Parteien Frankreichs, Englands und einer Minorität der sozialrevolutionären Partei Rußlands. Wie Erinnerunglich, hatte die Konferenz sich gegen jede Annexion ausgesprochen, hatte verlangt, daß die Bevölkerung aller gewaltsam annectierten Länder „von Elsaß-Lothringen bis zum Balkan“ nach ihrem Willen gefragt würde. Die Konferenz hatte schließlich den Wunsch ausgesprochen, daß unmittelbar nach Einstellung der Feindseligkeiten die sozialistischen Parteien aller industriellen Länder zusammentreten, um auf die Schließung des Friedensvertrages einzuwirken. Die Konferenz hatte gegen die Einkreterung der sozialdemokratischen Dumaabgeordneten protestiert, hatte allen kapitalistischen Regierungen einen Teil der Verantwortung an dem Kriege zugesprochen, kurz, hatte sich in geradezu „unerhörter Weise“ benommen, besonders wenn man bedenkt, daß zwei Mitglieder der französischen Regierung (Guesde und Sembat) Delegierte auf dieser Konferenz waren. Dumas' Broschüre antwortet auf

das Geschrei der bürgerlichen Presse: „Als wir festgestellt hatten, daß alle Anstrengungen, um den Frieden zu retten, von Frankreich gemacht worden waren, und daß der Krieg vom deutschen Militarismus überlegt und gewollt war, blieb und konnte für uns keine andere Haltung bleiben, als zu den Waffen zu greifen. . . .“ Denn wir verteidigen nicht nur „unser Friedensideal“, sondern „die Sache des Sozialismus“, weil „der Sieg der Verbündeten die Nationalitäten befreien würde“, die Vorbedingung der Befreiung des Proletariats. Mit dem deutschen Militarismus wird der Militarismus überhaupt besiegt sein. „Oder wollen wir für uns allein das ganze Gewicht des bewaffneten Friedens reservieren? Das wäre wirklich eine brillante Operation!“

„Der Friede, den wir wollen, ist der, der alle Unterdrückten befreit und nicht durch die Gewalt neue Unterdrückte schafft.“ „Deutschland aufteilen gegen seinen Willen, das hieße entweder vergebliche Arbeit tun oder für die nächsten Jahre einen neuen, schrecklicheren Krieg als diesen vorbereiten.“ „Wir haben die Pflicht, laut zu proklamieren, daß wir keinen Krieg führen gegen das deutsche Volk, und daß wir niemanden gegen seinen Willen weder aufteilen noch erobern wollen.“

„Und nachher den Klassenkampf . . . mit verstärkter Kraft, weil die Proletarier von Stadt und Land unzählig sein werden, denen der Krieg die Augen geöffnet haben wird und die endlich begriffen haben werden, daß eine Gesellschaft, die auf Interessengegensätze begründet ist, notwendig Krieg erzeugt und weil der wirtschaftliche Orkan, die widerstandsunfähigen Mittelklassen weggehend, die Zahl der Proletarier wesentlich vergrößern wird.“

Die Internationale hat Bankrott gemacht? Um Bankrott zu machen, müßte ein Regime zunächst existieren. Bankrott gemacht hat das bürgerliche Regime. „Ihr habt die Welt erobert und habt sie dahin gebracht! . . . Die Bankrotteure seid Ihr! Euer Regime ist bankrott! Wenn der Pulverdampf der Schlachten verflüchtigt sein wird, dann prophezeie ich Euch eine Abrechnung, die vollkommen sein wird.“ Den französischen Arbeitern soll es künftig verboten sein, sich mit den deutschen Arbeitern zu verständigen? „Wir sind bereit, auf die Arbeiterinternationale zu verzichten, wenn alle anderen Franzosen auf ihre Internationale verzichten.“ Die französischen Katholiken müßten dann nichts mehr gemein haben mit den deutschen Katholiken. Die Kaufleute dürften nichts mehr an die Deutschen verkaufen, noch von ihnen kaufen. Desgleichen die Industriellen, die Banken usw. „Wenn Ihr das verweigert, so wird damit bewiesen sein, daß Ihr nur hinterhältige Heuchler seid, die aus der Katastrophe im Interesse Eurer politischen und sozialen Herrschaft Gewinn zu ziehen suchen.“ —

Das Buch von E. Denis, *La guerre* (Der Krieg), versucht ehrlich dem deutsch-französischen Zwiespalt auf den Grund zu gehen und eine allgemeine politische Lösung des europäischen Problems vorzuschlagen. Herr E. Denis ist Professor an der Pariser Universität und eine Autorität in internationalen Fragen. Er ist „Slawophile“, ohne deshalb „Germanophobe“ zu sein. Herr Denis sagt selbst, er habe eine „psychologische“ Studie des Problems geliefert. Er hat in dieser Beziehung oft den Nagel auf den Kopf getroffen. Aber er ist bei dem politisch-historischen Problem an der Oberfläche haften geblieben und hat die wirtschaftliche Seite des Problems so gut wie vollständig unberücksichtigt gelassen. Die Vorzüge und die Mängel seines Buches sind gleicherweise charakteristisch für die Art, wie man derartige Probleme in Frankreich behandelt, zum Unterschied von der in Deutschland üblichen Auffassung.

Denis untersucht zunächst die Phasen der diplomatischen Verhandlungen vor dem Krieg, um nachzuweisen, daß Deutschland der allein Schuldige an dem Weltkrieg ist. Das führt ihn zu der Frage, warum es so kommen mußte. Hier wäre vieles aus seinem Buche zu zitieren.

Von der Revanchepolitik, mit der man in Deutschland so oft hausieren ging, sagt Herr Denis: „Daß eine Gruppe von Ungetrösteten sie (die Allianz mit Ruß-

land) als die Morgenröte der Revanche begrüßt hat, das war unvermeidlich und ist unbestreitbar. Aber sie repräsentiert nur eine winzige Minderheit. . . . Die Kriegspartei hat niemals eine beachtenswerte Zahl von Abgeordneten zu erobern vermocht. Jedesmal, wenn die Nationalisten von der Revanche sprachen, hat ihnen sofort der ausdrückliche Wille des Landes Halt geboten. . . . Seit 25 Jahren ist jede Wahl ein neuer Fortschritt der radikalen Partei gewesen, „und der letzte Vorwurf, den diese Partei verdient, ist der, eine kriegerische Partei zu sein.“ (Seite 121—122.) Ueber die Erinnerungen, die 1870 in Frankreich zurückgelassen hat, können wir die psychologische Analyse von Denis vollinhaltlich unterschreiben: „Die Eitelkeit der Völker ist übermäßig, aber gerade deshalb ist sie wunderbar geschickt, sich Trostgründe zu schaffen. . . . Die Kampagne von 1870, so unglücklich sie für uns war, war doch keineswegs demütigend. . . . und ich kenne kein glänzenderes Schauspiel in der Geschichte, als das aus dem Sattel geworfene Frankreich, das, der Stimme Gambettas folgend, sich mit energischem Rucke wieder aufrichtet. . . .“

„Wir hatten uns mit unserer Niederlage abgefunden und strebten nach anderen Vorbeeren. Wir wollten der Welt das Beispiel einer Demokratie geben, die sich in voller Freiheit entwickelt, allen ihren Kindern gleiche Rechte sichernd und ein so erträgliches Schicksal, als es die unbarmherzige Natur erlaubt. . . . Jedoch einen Punkt weigerten wir uns zu vergessen. Deutschland, das uns gezwungen hatte, Elsaß-Lothringen abzutreten, forderte noch, daß wir darüber keinen Groll empfinden sollten. Das war ein Opfer, das menschliche Kräfte überstieg. . . .“ (Seite 123.)

Man bemerke besonders die folgende meisterhafte Charakterisierung des französischen Volkscharakters:

„Der Franzose, dem die Religion nicht nahegeht, dessen beschränkte Einbildungskraft sich schlecht die Ewigkeit und die Mysterien des Jenseits vorstellt, viel weniger Kette als Lateiner, mit seinen tiefsten Instinkten an die Scholle gefesselt, mit einem unbedingten Bedürfnis nach Präzision und Klarheit, hat es sich angelegen sein lassen, die paar Jahre des Daseins, die uns das Schicksal gewährt, so angenehm wie möglich zu gestalten. Er hat die geselligen Instinkte kultiviert und sich bemüht, die Beziehungen der Menschen zueinander abzuschleifen. Er hat die Mäßigung gepredigt, den Geschmack, das Maßhalten, den Takt. Auf dem Boden Frankreichs ist die Toleranz geboren worden, der Kultus der Menschenwürde, die Achtung vor der Persönlichkeit.“ Und Denis ruft schließlich aus: „Unsere ganze Geschichte ist ein Ringen nach Befreiung.“ (Seite 124—125.) In diesem Sinne interpretiert Denis die französische Revolution, „die Resultate dieser jahrhundertlangen Arbeit des französischen Geistes“. Sie habe die Menschenrechte und damit die Freiheit der Völker, über sich selbst zu verfügen, aufgestellt. „Was wir also Deutschland nicht verzeihen haben, . . . war der Rückfall, den es nach unserer Meinung der Menschheit aufzwang, indem es das Recht der Eroberung an Stelle des Rechts der Völker, frei über sich selbst zu verfügen, setzte. . . . Seit dem Frankfurter Friedensvertrag sind wir verfolgt worden von den Gewissensbissen unserer Feigheit, die unsere Provinzen der Unterdrückung ausgeliefert hatte. Die Deutschen haben alles getan, um die Bitterkeit dieser Gewissensbisse zu verschärfen. . . . Statt mit der langsamen Arbeit der Jahre zu rechnen, die neue Interessen schafft, haben sie die harmlosesten Kundgebungen verfolgt, maßlos und unbarmherzig die unschuldigsten Spöttereien bestraft, das ganze Land einem Regime der Willkür und der Schikane unterstellt.“ (Seite 129.)

Man wollte „im Grunde weiter nichts, als das Recht, das Standbild von Straßburg mit Blumen schmücken zu dürfen“. Man wlegte sich in allerhand Hoffnungen. Vielleicht würde Elsaß-Lothringen, das solange der Zankapfel zwischen Frankreich und Deutschland gewesen ist, „das Terrain endgültiger Ausöhnung“. (Seite 131.) Diesen gewiß etwas verwickelten Gemütszustand, den man mit mittelmäßigem Scharfblick und einiger Menschlichkeit leicht begreifen konnte, haben die Deutschen niemals gelten lassen wollen.“ Bis zur Abschließung des Zwei-

bundes habe Frankreich unter dem „Damoklesfrieden“ fortwährender Brüstungen gelebt. Dann habe die deutsche „Weltpolitik“ begonnen. Deutschland habe die „Koalitionsfurcht“ gehabt und deshalb geglaubt, ständig mit dem Säbel raseln zu müssen. Ihr rapider wirtschaftlicher Aufschwung habe den Deutschen die Köpfe verdreht. So mußte es zur Krise kommen, die zum Weltkrieg geführt habe. Denis datiert den Beginn dieser Krise in das Jahr 1904: Abschluß der französisch-englisch-spanisch-italienischen Verträge über Abgrenzung der Einflußsphären im Mitteländischen Meere und die darauf folgende Tangerreise. Wir gehen auf die folgenden Kapitel nicht weiter ein. Die Ereignisse — die periodischen Marokkokrisen, der serbisch-österreichische Konflikt, die Balkankrisen usw. — sind noch in aller Erinnerung.

Herr Denis sucht dann „die Vergiftung eines Volkes“ — er meint die all-deutsche Vergiftung des deutschen Volkes — zu erklären. Denn für ihn steht es außer Zweifel, daß die Flugchriften des alldeutschen Verbandes und ähnliche Produkte den „Geisteszustand“ der Deutschen von Grund auf geändert haben. Ueberflüssig nachzuweisen, daß die professorale Methode des Herrn Denis die Sache beim verkehrten Ende ansaßt. Preußen sei nur durch die gewaltsame Germanisierung der Slawen und durch Eroberungskriege entstanden und groß geworden. Daher sein Respekt vor der Gewalt. Selbst der Befreiungskrieg von 1813 habe die Ueberzeugung verankert, daß die militärische Macht allein ein Volk mache. Fichte, Clausewitz, Hegel, Niebche, Moltke, Treitschke haben daraus ein politisch-philosophisches System gebildet. Der Staatsgedanke der Deutschen, dem alles sich unterordnen müsse, entspringe aus dieser Geschichte und dem mystisch-sentimentalen Geistesbedürfnis des Volkes. Denis läßt sich dabei zu einer wirklich grotesken Schilderung des deutschen Volkscharakters verleiten. Dazwischen findet man wieder einige wirklich trefflichere Bemerkungen, wie die folgende: „Das germanische Genie findet seinen entsprechenden und bewundernswerten Ausdruck in der Metaphysik und der Musik, die beide nichts anderes sind, als das Bemühen, das Undurchdringliche zu erfassen und das Unendliche auszudrücken. . . . Unsere großen Schriftsteller sind Moralisten und Redner; die übrigen sind Lyriker. Wir lieben an unseren Meistern die psychologische Erfassung, den Sinn für die Wirklichkeit, das Maßhalten und die Einheit. . . . Sie schätzen bei den ihren die Tiefe und die Komplexität, die erhabene Unbestimmtheit und die erregende Phantasie. Sie werfen unserer Literatur vor, eine Salonliteratur zu sein; es wäre richtiger zu sagen, daß sie eine soziale Literatur ist.“ (Seite 250.) Die Alldeutschen seien das Produkt der Geschichte Preußens und des mystischen Volkscharakters. Es seien Fanatiker, denen der wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands die fixe Idee eingegeben habe: Deutschland über alles, Deutschland überall. —

Herr Denis erkennt an, daß weite Volkskreise diesem „Höhenschwindel“ Widerstand geleistet hätten, aber einen durchaus schwachen und sozusagen platonischen. „Die Sozialisten? Ihr Heroismus beschränkte sich höchstens auf die Abhaltung einiger Volksversammlungen oder die Organisation von Umzügen, unter dem väterlichen Auge der Polizei, die weiß, was sie davon zu halten hat. Nach diesen gefahrlosen Manifestationen geht jeder Arm in Arm mit seiner Frau ruhig sein Bier trinken und seinen Nierenbraten essen, mit dem Appetit, den ein befriedigtes Gewissen gibt. Niemals haben die Sozialdemokraten versucht, auf die Regierung mit einem politischen Streik zu drücken wie in Frankreich, England, Italien. . . . Sie sind eine Partei der Parade, deren völlige Aktionsunfähigkeit im traurigen Kontrast mit ihrer scheinbaren Macht steht.“ (Seite 285.) Ja, sie wären selbst von den imperialistischen Ideen ergriffen. „Aus den „Sozialistischen Monatsheften“ . . . kann man ein ausgezeichnetes Handbuch für Konquistadoren zusammenstellen.“ (Seite 286.)

Im letzten Teil seines Buches entwickelt Denis seine Ideen über die Reorganisation Europas. Zunächst könne von einem Frieden nicht die Rede sein, solange Deutschland nicht völlig besiegt sei. Frankreich und seine Verbündeten müßten „den Frieden

diktieren“. Aber welchen Frieden? „Ein Friede ist nur dauerhaft, wenn er dem Besiegten keine unmäßigen Opfer auferlegt und ihn weder in seinem innersten Kern, noch in seinen wesentlichen Bedürfnissen trifft.“ „Die Zerstückelung Deutschlands würde die beste Aussicht haben, nur ein kurzlebiger Versuch zu sein und die Keime neuer Komplikationen enthalten.“ (Seite 319.) Selbst die Rückgewinnung Elsaß-Lothringens, für die Denis selbstverständlich eintritt, würde nicht ohne schwierige Folgen sein. Man solle im übrigen die fremdsprachigen Gebiete von Deutschland abtrennen, dürfe jedoch nicht weitergehen. Das eigentliche Ziel sei, das europäische Gleichgewicht herzustellen. Eine Bedingung hierfür sei die Aufteilung Oesterreich-Ungarns und der Türkei; Autonomie Polens innerhalb des russischen Staatsverbandes; Konstituierung eines unabhängigen tschechischen Reiches; Unabhängigkeit Ungarns nach Abtrennung der kroatischen und rumänischen Gebiete; Vergrößerung von Serbien, Rumänien und Italien; Konstituierung eines deutsch-österreichischen Staates.

Denis denkt jedoch durchaus nicht an nationale Einheitsstaaten. Serbien und Böhmen sollen bei Preshburg aneinander grenzen — auf Kosten der Deutschen und der Magyaren. Nach seinem Plane würden die Tschechen im tschechischen Staat kaum die Hälfte der Einwohner ausmachen, eine gute Hälfte würde aus Deutschen und Slowaken (in Nordungarn) bestehen. Die Türkei soll aufgeteilt werden unter Frankreich, Rußland, England und Griechenland.

Worauf jedoch Denis immer wieder zurückkommt und was für ihn offenbar eine viel größere Bedeutung hat als die Gebietsverschiebungen und -aufteilungen, ist die „Organisierung des Friedens“. In dem Friedensvertrag müsse die allgemeine Abschaffung der stehenden Heere und ihre Ersetzung durch Milizen nach Schweizer System vorgesehen sein. Das Schiedsgericht für internationale Streitigkeiten müsse obligatorisch sein, und zwar derart, daß jede Macht, die es übergehe, wirtschaftlich und politisch von allen anderen Staaten boykottiert werden muß. Zwischen der Kriegserklärung und dem Beginn der Feindseligkeiten müsse eine einmonatige Frist stipuliert werden. (Seite 322—324.) Den nationalen Minderheiten müßten die nationalen Garantien gegeben werden, die — im § 19 des österreichischen Staatsgrundgesetzes enthalten sind. (Seite 328.)

So herr Denis.

Was bei ihm wie eine fixe Idee immer wieder zum Durchbruch kommt, ist die „Herstellung des europäischen Gleichgewichts“, eine Idee, die alle politischen Kreise Frankreichs beherrscht und die schließlich die leitende Idee der englischen Diplomatie ist. Sie will verhindern, daß irgendeine Macht eine politische Hegemonie ausübt. Wir diskutieren nicht, wir referieren. Wir fügen deshalb zum Schluß nur noch hinzu, daß die Schriften von Dumas und Denis gegenwärtig der Ausdruck der herrschenden politischen Einflüsse in Frankreich sind.

J. S.

Literarische Rundschau.

Professor Dr. M. Silbergleit, Direktor des Statistischen Amtes der Stadt Berlin, *Die Nahrungungsgefahr?* („Deutsche Kraft.“ Eine Monographienfolge über Kriegskultur und Friedensarbeit. Herausgegeben von Leo Colze. 4. Heft.) Berlin, Artur Collignon. 28 Seiten.

Die Schrift gibt eine sorgfältig zusammengestellte Uebersicht über den Vorrat und Bedarf von Nahrungsmitteln während der Kriegszeit. Namentlich die Hinweise auf Verbrauchsaufnahmen sind von Interesse, so die von Silbergleit gemachte bei Familien von Berliner städtischen Beamten und die der Berliner Gewerkschaftskommission bei Arbeiterfamilien. Sachverständig wird die mangelhafte Durchführung der Vorratsaufnahmen kritisiert und gezeigt, daß eine zuverlässigere

Erhebung wohl hätte durchgeführt werden können. Mit Recht tadelt Silberleit die mißratene Kartoffelstatistik und fragt, ob denn nicht jeder auf dem Lande, der Kartoffelvorräte in Gewahrsam hat, vor dem Gemeindevorsteher hätte erscheinen und seine Angaben unter eidesstattlicher Bekräftigung niederlegen könne? Ebenso geht Silberleit mit dem Zickzackkurs in der Fleischpolitik ins Gericht, so daß auch seine Schrift Material zu der leider so dringend notwendigen Kritik an der Unzulänglichkeit der Regierungsmaßnahmen beibringt. ew.

Prof. Dr. Gustav Koloff, **Deutschland und Rußland im Widerstreit seit 200 Jahren**. Politische Flugschriften, herausgegeben von Ernst Jäck. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin.

Der kleinen Schrift des Gießener Universitätsprofessors haftet die politische Tendenz so deutlich an, daß die wissenschaftliche Gründlichkeit und historische Gewissenhaftigkeit hierbei so ziemlich in die Brüche gegangen sind. Prof. Koloff wendet sich gegen die Auffassung, daß Rußland und Deutschland, und vor 1870 Preußen, historische Bundesgenossen seien. „Ja nicht selten ist in Deutschland selbst und in Westeuropa, das sich heute dem Moskowitertum dienstbar macht, gegen die preußische Regierung der Vorwurf erhoben worden, der Schildknappe des zarischen Despotismus zu sein. Aber diese Meinung ist irrig. Tatsächlich haben die Beziehungen zwischen Preußen und Rußland stark geschwankt; bald waren sie gespannt, bald feindlich, bald friedlich und freundschaftlich, wenn gemeinsame Gegner vorhanden waren, aber stets standen zwischen ihnen gewisse unüberbrückbare Gegensätze, wenn sie auch nicht immer allen Augen bemerkbar waren.“

Es ist gewiß richtig, daß zwischen Preußen und Rußland „gewisse unüberbrückbare Gegensätze“ bestanden haben, aber daß das „stets“ der Fall gewesen ist, wird von Prof. Koloff selber schlagend widerlegt. Er schildert sehr anschaulich den Kampf, den Preußen und Rußland seit Anfang des 18. Jahrhunderts gegen Schweden und Polen geführt haben. Daß hinter dieser preußisch-russischen Interessengemeinschaft der Konkurrenzkampf der beiden Teilnehmer um die Beute sich verbarg, berührt nicht die grundlegende Tatsache, daß Preußen den Kampf Rußlands gegen das mächtige Schweden begünstigt und gemeinsam mit Rußland das polnische Königreich zerschlagen hat, um auf den Trümmern dieses Reiches seine Macht nach dem Osten hin aufzurichten. Nicht nur die Teilungen Polens, auch das gemeinsame Bestreben Preußens und Rußlands, die polnischen Freiheitsbewegungen niederzuhalten, fesselten die beiden Staaten auch dann aneinander, als sich entgegengesetzte Tendenzen in Preußen geltend machten. „Zweierlei Wege — schreibt Prof. Koloff — schienen der preußischen Regierung in der Behandlung Polens zur Wahl zu stehen: enges Bündnis mit der Republik, um sie zu einem Bollwerk gegen Rußland umzuschaffen, oder Beteiligung an ihrer Beherrschung, um sie nicht Rußland allein auszuliefern.“ Der erste Weg sei durch die Polen selbst „ungangbar gemacht worden“ — wie, wird nicht näher nachgewiesen —, daher habe Friedrich II. „mit Hilfe einer geschickt benutzten europäischen Kombination . . . die Kaiserin Katharina gezwungen, im Widerspruch mit der russischen Tradition und im Widerstreit mit ihren eigenen innersten Wünschen die gesamte polnische Beute fahren zu lassen und einen Teil an Oesterreich und Preußen abzugeben. . . . Friedrichs Nachfolger mußten, da Polen nun einmal nicht mehr lebensfähig war, wohl oder übel auf dieser Bahn weitererschreiten, um die Verbesserung der östlichen Grenze zu erlangen und das steigende russische Uebergewicht zu vermindern“. Das Weitererschreiten auf dieser Bahn bedeutete aber, trotz der sich mehrenden politischen Gegensätze zwischen Preußen und Rußland, die fortgesetzte Abhängigkeit Preußens vom Zarenreiche. Prof. Koloff vertuscht diese grundlegende historische Tatsache, indem er milde schreibt: „Gemeinsame positive politische Aufgaben waren, ausgenommen in der polnischen Frage, nicht vorhanden.“

Daß diese Abhängigkeit Preußens von Rußland in der Epoche der napoleonischen Kriege und in der Zeit der Heiligen Allianz gesteigert wurde, braucht nicht näher nachgewiesen zu werden. Es ist aber falsch, diese Tatsache allein dem Wunsche Rußlands zuzuschreiben, Preußen *verwundbar* zu erhalten, wie Freiherr von Stein sich zornig ausgedrückt hat. Es war vielmehr die den Reformbestrebungen von Steins entgegengesetzte *innere* deutsche Politik der Jahrzehnte der tiefsten deutschen Erniedrigung, die Alexander I. und Nikolaus I. ihren überragenden Einfluß auf die Geschichte Deutschlands verschafft hat. Diese Seite der Frage wird von Prof. Koloff gestiffentlich übersehen, was mit der historischen Wahrheit schwerlich in Einklang gebracht werden kann.

Ebenso „retuschiert“ sind seine Schilderungen des deutsch-russischen Gegensatzes aus der bismarckischen und nachbismarckischen Zeit. Auch hier kommt die preußisch-russische Interessengemeinschaft in der polnischen Frage in ihrer Einwirkung auf die deutsch-russischen Beziehungen viel zu kurz. Völlig unhistorisch und kritischlos ist endlich, was Prof. Koloff über die „panslawistische Flut“ und den deutsch-russischen Gegensatz im nahen Osten schreibt. Diese Kritiklosigkeit ist freilich erforderlich, um die Schrift schließen zu können mit den Worten: „Deutschland verteidigt also in diesem Kriege gegen Rußland nicht nur den wirtschaftlichen Zugang zu fernen Gebieten, sondern auch uralte Kulturstätten im eigenen Machtbereich; es setzt eine seit Jahrhunderten überkommene Mission des Widerstandes gegen das barbarische Moskowitertum fort.“

H. S.

Adolf Heilborn, Allgemeine Völkerkunde. Nr. 487 und 488 der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“. 136 und 116 Seiten mit 54 und 51 Abbildungen im Legt. B. G. Teubner, Leipzig 1915. Pro Bändchen in Leinen geb. 1,25 Mark.

Heilborn bezeichnet den Inhalt seiner beiden Bändchen als „Allgemeine Völkerkunde“. Ein leicht mißzuverstehender Titel; denn sie enthalten nicht das, was man gewöhnlich unter Völkerkunde versteht: eine Beschreibung der körperlichen Eigenschaften der primitiven Völker, ihrer Lebensweise, Geräte und Waffen, Sitten und Gebräuche. Das kleine Werk bietet vielmehr eine Vergleichung der Fortschritte der sogenannten Naturvölker auf dem Gebiete der Technik — ein Stück vergleichender Ethnologie. Weit besser wäre, da sich nun einmal das große Publikum daran gewöhnt hat, unter Völkerkunde jene Art der Völkerbeschreibung zu verstehen, wie sie z. B. Friedrich Ratzel in seiner „Völkerkunde“ bietet, daher die Bezeichnung des Heilbornschen Werkes als „Technik der Naturvölker“ oder „Anfänge der Technik“ gewesen. Tatsächlich gleicht, wenn man von dem verschiedenen Umfang absteht, Heilborns Schrift dem bekannten Werk des Bremer Ethnologen Heinrich Schurz „Urgeschichte der Kultur“, nur daß Schurz auch in weitem Maße die geistige Kultur: Religion und Sagenwelt, Familien- und Stammesverfassung, Sitten und Rechtsverhältnisse, Auffassungs- und Denkweise der Naturvölker in Betracht zieht, während sich Heilborn auf eine Darstellung der technischen Kultur beschränkt und selbst das Wirtschaftsleben der unteren Kulturstufen ziemlich nebensächlich behandelt.

Im ersten Bändchen schildert er, wie die primitiven Völker das Feuer erzeugen, welche Geräte sie dabei gebrauchten und wie sie das Feuer zur Zubereitung ihrer Nahrung benutzen; dann untersucht er die Art des ursprünglichen Nahrungserwerbs, die Einrichtung der Wohnungen und die Tracht (Körperbemalung, Tatauierung, Kleidung, Schmuck) der Naturvölker. Das zweite Bändchen schildert die Entstehung der Waffen und Werkzeuge wie auch der ersten Formen des Handwerks (besonders Töpferei, Häute- und Fellbearbeitung, Holzschmiederei, Flechten und Weben, einfache Metall- und Schmiedetechnik), ferner die Anfänge des Handels und die Herstellung der ersten Verkehrsmittel.

Der Umfang der beiden Bändchen bedingt, daß die einzelnen technischen Verfahrenswesen nicht in aller Umständlichkeit dargelegt werden können; im ganzen aber bietet Heilborn eine gute, durchaus verständliche Uebersicht über die Anfänge der Technik. Nach meiner Ansicht würde es sogar nichts geschadet haben, wenn er zur Illustration der verschiedenen Waffen- und Geräteformen und ihrer Anwendung im ursprünglichen Arbeitsprozeß eine geringere Zahl Beispiele aus dem Gebiet der Völkerkunde herangeholt, dafür aber die Frage „Wie sind die Urformen entstanden und wie haben sie sich fortgebildet?“ etwas eingehender behandelt hätte. Ich weiß die Motive, die Heilborn dazu bewogen haben, so vielerlei Material zur Veranschaulichung des Formenreichtums herbeizuschleppen, sehr wohl zu würdigen. Er wollte zweifellos auf beschränktem Raum dem Leser ein möglichst umfassendes, vollständiges Bild der primitiven Technik bieten. Ein ganz richtiger Grundsatz, soweit Leser in Betracht kommen, die schon gewisse ethnologische Vorkenntnisse mitbringen, wie z. B. die Hörer akademisch-ethnologischer Vorlesungen; aber die Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ sind doch nicht nur für Leser bestimmt, deren Fachwissen bereits so weit reicht, daß sie sich nach kurzen Angaben und Andeutungen leicht zu orientieren vermögen. Ethnologische Kenntnisse sind leider heute selbst in den Kreisen der „Gebildeten“ wenig verbreitet. Wer in den Museen für Völkerkunde öfters beobachtet hat, wie hilflos selbst Leute mit beträchtlichem Wissen vor den Schranken stehen und wie sie zu geradezu unsinnigen Erklärungen greifen, der sagt sich, in populären für ein größeres Lesepublikum berechneten ethnologischen Schriften dürfen so gut wie gar keine Vorkenntnisse vorausgesetzt werden.

Wer solche Vorkenntnisse mitbringt, wird indes in Heilborns „Allgemeiner Völkerkunde“ viele Belehrung und Anregung finden. Vor allem ist anzuerkennen, daß er, wenn er auch in einzelnen Fällen den religiösen Anschauungen einen zu großen Einfluß auf die technische Entwicklung beimißt, doch streng vermeidet, die Entwicklungsvorgänge durch die sogenannte Kulturbille anzuschauen und sie, wie so oft geschieht, einfach nach heutigen Analogien zu beurteilen. Er steht der alten Auffassung höchst skeptisch gegenüber, daß der Mensch seine Technik lediglich seinem „überlegenen Gehirn“ verdankt, das ihn schon im primitivsten Naturzustand zu der Erkenntnis geführt habe, seine leiblichen Organe reichten für den Lebenskampf nicht aus, deshalb müsse er eine künstliche Verlängerung und Verstärkung seiner Organe erfinden und so „in äußerer Organprojektion“ sich Waffen und Werkzeuge schaffen. Solcher Auffassung, die im wesentlichen die ganze technische Entwicklung aus dem menschlichen „Zweckdenken“ ableitet, entgegnet Heilborn mit Recht:

„Daselbe große Entwicklungsgeßetz, das das Naturganze beherrscht, ist auch im Werden der Kultur wirksam. Auch hier gibt es nirgends Sprünge: jedes vollkommeneres Werkzeug etwa entwickelt sich Zug für Zug aus einfacheren Vorgängen, und in allen Anfängen ist die Natur, sind natürliche Gebilde die Lehrmeister des Menschen, der nichts aus sich selbst schafft, mit keinerlei „ihm von oben herab verliehenen Wissenschaft“ begabt ist, wie Uhell sich einmal ausdrückt. Immer ist der Mensch erst Finder, bevor er Erfinder wird.“

Heinrich Cunow.

Ernst Viktor Zentler, *Soziale Moral in China und Japan*. Schriften des Sozialwissenschaftlichen Akademischen Vereins in Czernowiß. Heft 4. München und Leipzig 1915. Duncker u. Humblot. 42 Seiten.

Zu den vielen Dingen, die in diesem Kriege zum Teufel gegangen sind, gehört wohl für sehr viele auch der Glaube an die unbedingte Ueberlegenheit der abendländischen Kultur und Gesittung. Die Missionare berichten, mit welchem Hohn heute oft die „Heiden“ auf die jüngsten Errungenschaften europäischer Moral hinweisen, und der Europäer wird kaum wagen, ihnen zu widersprechen.

In dem im März 1914 gehaltenen Vortrag, der nun im Druck vorliegt, hat Zenter versucht, in knappen Zügen ein Bild der sozialen Moral Chinas zu geben, wie sie sich besonders in den Schriften der großen Lehrer Confucius und Meng-tse spiegelt. Die Lektüre der kleinen Broschüre ist besonders jenen zu empfehlen, die noch immer glauben, auf die „Asiaten“ mit einer gewissen Geringschätzung hinblicken zu dürfen, ohne auch nur zu begreifen, daß zwischen den Völkern Asiens Unterschiede bestehen, die in jeder Hinsicht größer sind als etwa die zwischen Russen und Spaniern, und die sich den „Orientalen“ stets als willfährigen Sklaven einer despotischen Regierung vorstellen.

Auf die soziale Moral Japans geht Zenter nur ganz flüchtig ein. Er begründet das damit, daß „auch das Geistesleben Japans ganz von den philosophischen Lehren und praktischen Idealen Chinas beherrscht ist“. Diese Gleichstellung der „ethischen Unterlagen“ ist aber irreführend. So wenig die Moralanschauungen im 13. und im 19. Jahrhundert in Europa die gleichen waren, obgleich in beiden Jahrhunderten das Christentum offiziell die Moral beherrschte, ebensowenig sind auch die wirklichen moralischen Anschauungen im feudalen oder im modernen kapitalistischen Japan dieselben wie im demokratisch-bäuerlichen China der Zeit des Meng-tse. Sicherlich ist allerdings die Ethik der chinesischen Weisen auch für die Kulturgeschichte Japans von sehr großer Bedeutung, und so wird der Leser der Zenter'schen Schrift auch ein besseres Verständnis für japanisches Wesen gewinnen.

G. E d s t e i n.

Anzeige.

Friedrich Ihimme und Karl Legien, *Die Arbeiterschaft im neuen Deutschland*. Leipzig, S. Hirzel. 232 Seiten. 2 Mark.

Die Schrift verdankt ihre Entstehung, wie die Herausgeber im Vorwort mitteilen, „der Erkenntnis, daß nichts wichtiger ist, als sich heute schon über die Möglichkeit und die Bedingungen einer geistigen Arbeitsgemeinschaft zwischen der bürgerlichen und sozialistischen Geisteswelt klar zu werden. Deshalb haben sich eine gleiche Anzahl bürgerlicher Gelehrter und sozialdemokratischer Schriftsteller zusammengefunden, um die Probleme der künftigen Stellung der Arbeiterschaft im neuen Deutschland gemeinsam zu erörtern — als ein klassisches Beispiel dafür, wie solche Probleme nach den Erfahrungen und Lehren des Krieges in der Zukunft von einzelnen wie von großen Parteien behandelt werden sollten. Die einzelnen Mitarbeiter, die von den Aufsätzen der anderen keine Kenntnis hatten, sind nur für den eigenen Artikel verantwortlich; auch die beiden Herausgeber wollen und können nicht für alles einstehen, was von der einen oder der anderen Seite gesagt ist“. Die zwanzig Artikel sind verfaßt von Prof. Hermann Duden, G. Roste, Prof. Friedr. Meinede, August Winnig, Prof. G. Anschütz, Ph. Scheidemann, Paul Hirsch, Prof. E. Franke, Karl Legien, Prof. Edgar Jaffé, Hugo Heinemann, Prof. W. Zimmermann, P. Lensch, Prof. F. Lönnes, Rob. Schmidt, Prof. E. Troeltsch, P. Umbreit, Prof. P. Ratorp, Heinrich Schulz, Dr. Friedrich Ihimme, Bibliotheksdirektor des Herrenhauses.

Die Herausgeber sind der Ansicht, daß diese Arbeitsgemeinschaft zwischen bürgerlichen und sozialistischen Schriftstellern ein solches Maß gegenseitigen Verständnisses, bei aller natürlichen Verschiedenheit der Auffassungen zeigen, daß die Hoffnungen auf ein gemeinsames geistliches Zusammenwirken im und am neuen Deutschland nur neu belebt werden können.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 24

Ausgegeben am 10. September 1915

33. Jahrgang

Nachdruck des Artikels nur mit Quellenangabe gestattet

Vom geschichtlichen Recht der Kleinen.

Von Ed. Bernstein.

Neben vielen anderen Fragen hat der Weltkrieg auch die Frage nach der Daseinsberechtigung der kleinen Staaten zur Erörterung gestellt. So ist zum Beispiel verschiedentlich darüber gestritten worden, ob es zweckmäßig sein würde, den nichtrussischen Völkerschaften im Westen Rußlands, die in bestimmten geschlossenen Gebieten die große Mehrheit der Bewohner bilden und ehemals sich völliger oder nur wenig beschränkter Selbständigkeit erfreuten, nunmehr aufs neue staatliche Selbständigkeit auszuwirken. Eine Frage, die auch dann noch der Behandlung wert ist, wenn man sie völlig von den besonderen Interessenfragen loslöst, die zwischen den kriegführenden Staaten unter dem Gesichtspunkt der Machtbeziehungen zur Entscheidung stehen. Daß unter diesem Gesichtspunkt eine Zerstückelung des zarischen Imperiums für das Deutsche Reich von erheblichem Vorteil sein kann, wird nicht zu bestreiten sein. Wir sagen *l a n n*, weil auch hierbei es in hohem Grade von dem Wie der Zerstückelung abhängt, ob sie das vorbezeichnete Ergebnis zur Folge haben würde. Eine Zerstückelung, welche die losgelösten Gebiete nicht zugleich dem bisherigen Gravitationszentrum entfremdet, kann im Gegenteil, wie die Geschichte gelehrt hat, leicht in ihren Nachwirkungen zum Vorteil für dieses ausschlagen.

Indes ist es nicht diese spezifische Machtfrage, die uns hier beschäftigen soll. Es scheint uns vielmehr wichtig, ehe man an sie herantritt, einmal ganz losgelöst von ihr die Frage nach der geschichtlichen Daseinsberechtigung der kleineren Staaten einer Betrachtung zu unterziehen. Wir müssen über dieses Recht der Kleinen im klaren sein, um das Recht der Großen auf oder über die Kleinen richtig und unbeeinflusst von Tagesströmungen und Tageslaunen abmessen zu können. Wer die Erörterungen verfolgt hat, die in der sozialdemokratischen Presse Deutschlands in bezug auf den Krieg und die kommende Gestaltung der Karte Europas gepflogen werden, dem wird es nicht entgangen sein, auf welche tiefgehende Unterschiede in den Ausgangspunkten hinsichtlich unserer Frage man da noch stößt und wie groß namentlich für viele Leute die Gefahr ist, gewissen Analogieschlüssen zum Opfer zu fallen, die dem Sozialdemokraten, der mit der materialistischen Geschichtsauffassung leidlich vertraut ist, nahe genug liegen, aber den Fehler haben, der jedem Analogieschluß verhängnisvoll wird, daß sie für den Vergleich ein einzelnes Moment maßgebend sein lassen, welches für die verglichenen Gegenstände eine durchaus verschiedene Bedeutung hat.

So haben Sozialisten allen Ernstes die Frage der Daseinsberechtigung der kleinen Staaten nach dem Schema der Daseinsberechtigung der Kleinbetriebe oder kleinen Unternehmungen im Wirtschaftsleben abgehandelt.

Wie es das naturnotwendige Schicksal dieser sei, von den großen Unternehmungen aufgesaugt zu werden, wurde gefolgert, so auch mit den kleinen Staaten im Völkergetriebe. Die Völker im ganzen hätten an deren Erhaltung so wenig ein Interesse, wie die Arbeiter an der Erhaltung der Kleinbetriebe. Eher im Gegenteil. Das Verschwinden der Kleinen läge im Interesse der großen allgemeinen Entwicklung. Wären diejenigen, die so argumentierten, im Hegelianismus zu Hause, so würden sie sagen, es sei das geschichtliche Recht der kleinen Staaten, von den großen verschluckt zu werden.

Nun hat es aber zunächst auch mit der Entbehrlichkeit der kleineren Unternehmungen im heutigen Wirtschaftsleben seine Bewandnis. Fest steht nur, daß sie in Industrie, Handel und Verkehr von den großen Unternehmungen überflügelt und zu einem Teil auch aufgesaugt werden, zu einem Teil aber neben ihnen fortbestehen und Zuwachs erhalten, der sich den geänderten Verhältnissen angepaßt hat. Wenn man für Masse in der Produktion Raum setzt, so könnte man die Sache dahin kennzeichnen, daß die kleinen und mittleren Unternehmungen zusammengenommen an Raum ihren Bestand erhalten, daß aber die ganze *Ausdehnung* der Wirtschaft, wie sie durch die Produktionssteigerung herbeigeführt wird, den großen und Riesenunternehmungen anheimfällt, das ganze *Raumverhältnis* also sich zunehmend zugunsten der Großbetriebe verschiebt, ohne daß darum die von den kleinen eingenommene Raumgröße erheblich abnimmt. Und auf die Funktion bezogen, steht die Sache so, daß ein Teil der kleineren Wirtschaftsunternehmungen zwar als Schmaroherbildungen bezeichnet werden müssen, weil sie in der einen oder andern Weise Vergeudung von Kraft bedeuten und daher verschwinden könnten, ohne daß die Volkswirtschaft als Ganzes darunter Schaden litte, daß aber ein anderer Teil von ihnen das wirtschaftliche Werk der großen Unternehmungen in sehr wichtigen Beziehungen *ergänzt* und daher heute noch durchaus *notwendig* ist. Das trifft fast mehr noch als für den Handel gerade für die Produktion zu, deren Monopolisierung durch eine geringe Zahl von Riesenunternehmungen organisatorischen und administrativen Schwierigkeiten begegnet, die in der kapitalistischen Gesellschaft zunächst noch unüberwindbar sind.

Außerdem ist nicht zu vergessen, daß heute vielfach Konzentration in Industrie und Handel gar nicht Ergebnis größerer Wirtschaftlichkeit ist oder solche zum Zweck hat, sondern lediglich um der Monopolisierung von *Profiten* willen betrieben wird. Eine Anzahl der modernen Riesenkonzerne hat die Grenze längst überschritten, bis zu der Konzentration noch die Steigerung der Wirtschaftlichkeit bedeutet.

Indes soll der Hinweis auf diese einschränkenden Umstände die Tatsache nicht verdunkeln, daß im allgemeinen in Industrie und Handel der Kleinbetrieb dem Großbetrieb zu weichen hat. Kann aber, was für die Wirtschaftsbetriebe Geltung hat, für die soziologischen Einheiten maßgebend sein, die wir Staaten nennen? Das kann nur verneinen, wer den großen Unterschied zwischen den Aufgaben des Staates und der Wirtschaftsunternehmung nicht sieht oder nicht begreift.

Man hat freilich auch die Staaten oder die von ihnen vertretenen Nationen als Wirtschaftseinheiten bezeichnet. Das sind sie aber nur für be-

stimmte Zwecke und in bestimmten Grenzen. Eine geschlossene Einheit ist der Staat, wirtschaftlich betrachtet, wohl als Fiskus, aber nicht für den ganzen Umfang des Wirtschaftslebens der von ihm vertretenen Nation. Dieses greift im Zeitalter des Weltverkehrs, dem der jetzige Krieg wohl tiefe Wunden schlagen, aber nicht den Garaus machen kann, überall über die geographischen Grenzen des Staates hinaus, wie es auch im Innern des Staates nur in einzelnen Zweigen und in bezug auf bestimmte Resultate von dessen Verwaltung erfasst wird. Und wo es sich nicht um vom Weltverkehr gänzlich abgeschlossene Zwerggebilde handelt, besteht daher kein notwendiger innerer Zusammenhang zwischen der räumlichen Ausdehnung der Staaten und der Entwicklungshöhe und Entwicklungskraft ihrer Volkswirtschaft. Die industrielle Unternehmung und das Handelsgeschäft sind für ihre Entwicklung von der Größe des Marktes abhängig, der ihnen zu Gebote steht, nicht aber von der Größe des Staates, auf dessen Gebiet sie ihren Sitz haben. Seine Handelspolitik, nicht aber seine weltpolitische Macht fällt für ihren Fortschritt entscheidend ins Gewicht.

Es steht denn auch um die Rangordnung der Staaten ganz anders, wenn wir sie unter dem Gesichtspunkt der Wirtschafts- und Kulturhöhe betrachten, als wenn wir sie nach der räumlichen Ausdehnung, Militärmacht und ähnlichem vergleichen. Leider ist es um die internationale Statistik noch nicht so bestellt, daß man an ihrer Hand diese Frage erschöpfend klarstellen könnte. Indessen haben wir in den Zahlen für die Eisenbahnlänge, den Handels- und den Briefverkehr der verschiedenen Länder immerhin Vergleichsmaßstäbe von einem nennenswerten Anzeigewert für die Wirtschafts- und Kulturhöhe der Staaten.

Nehmen wir diejenigen Länder aus, die durch Bodenbeschaffenheit, klimatische Verhältnisse usw. daran verhindert sind, sehr wesentliche Teile ihres Gebietes zu bewirtschaften, und lassen wir ferner die spätgekommenen Balkanstaaten sowie einige Zwergstaaten hinweg, so reihen sich die Staaten Europas, je nachdem wir ihnen nach Flächeninhalt, Eisenbahnlänge, Briefverkehr und Wert ihres Außenhandels den Platz anweisen, wie folgt aneinander:

Flächeninhalt (in 1000 qkm)	Eisenbahnlänge Ende 1912 auf 10000 Einwohner und 100 qkm	Briefsendungen im Jahre 1911 auf den Kopf der Bevölkerung in runder Zahl	Gesamt-Außenhandel im Jahre 1912 auf den Kopf der Bevölkerung berechnet Mark
Europ. Rußld. 4942	Belgien 29,3	Schweiz 127	Niederlande . 1899
Oesterr.-Ung. . 676	Großbrit. u. Irl. 12,0	Großbrit. u. Irl. 125	Belgien 930
Deutsches Reich 541	Deutsches Reich 11,6	Belgien 113	Schweiz 719
Frankreich . . . 536	Schweiz 11,6	Deutsches Reich 107	Dänemark . . 609
Spanien 505	Dänemark 9,8	Frankreich . . . 102	Grßbr. u. Irl. 604
Großbrit. u. Irl. 314	Niederlande . . 9,6	Niederlande . . . 95	Frankreich . . 377
Italien 287	Frankreich . . . 9,4	Dänemark 67	Deutsches Reich 325
Portugal 92	Oesterr.-Ung. . 6,8	Oesterr.-Ung. . . 53	Italien 143
Schweiz 41	Italien 6,1	Italien 36	Portugal . . . 133
Dänemark 39	Portugal 3,2	Portugal 22	Oesterr.-Ung. 113
Niederlande . . 34	Spanien 3,1	Spanien 19	Spanien 91
Belgien 29	Rußland 1,2	Rußland 11	Rußland 39

Die Zahlen sind den Internationalen Uebersichten des Statistischen Jahrbuchs für das Deutsche Reich, Jahr 1914, entnommen beziehungsweise auf Grund der dort gegebenen Zusammenstellungen berechnet. Verschiedene davon bedürfen natürlich starker Abzüge. So ist der Außenhandel der Niederlande und Belgiens zu einem sehr großen Teil Durchgangshandel und läßt daher die Volkswirtschaft dieser Länder im Verhältnis stärker erscheinen als sie tatsächlich ist. Indes sehen wir nicht nur in der Handelsrubrik die kleinsten Länder weit obenan. Auch in den anderen Rubriken erscheinen sie mit Zahlen, die auf sehr reges Wirtschaftsleben deuten. Gewisse kapitalistische Spezialschöpfungen mögen sich für kleinere Länder verbieten. Auch mögen diese mit ihrer eigenen Gesetzgebung gewissen Kapitalassoziationen im Wege sein, was indes für die Allgemeinheit eher ein Schutz als ein Schaden ist. Aber der Entwicklung der Wirtschaft, auf die es für den Fortschritt der Gesellschaft ankommt, der Steigerung der Intensität der Produktion, der Erleichterung des Austausch stehen die kleineren Staaten heute in keiner Weise im Wege. Hierin können sie sich sehr gut mit den größten der Großstaaten messen, sind sie verschiedenen von diesen in mancher Hinsicht sogar voran.

Und ebensowenig stehen die kleineren Staaten den großen Staaten heute in bezug auf den kulturellen Fortschritt nach. Es gibt kein Gebiet geistigen Schaffens, auf dem nicht die Welt auch aus Kleinststaaten Bedeutendes empfangen hätte, und nicht selten gingen gerade von ihnen sehr epochemachende Anregungen aus. Die skandinavischen Länder, die beiden niederländischen Staaten und die Schweiz, sie haben in Natur- und Geisteswissenschaft, in Kunst und Literatur hervorragende Leistungen aufzuweisen; eine Reihe glänzender Namen, der Ruf ihrer Hochschulen, in den meisten von ihnen auch der hohe Stand ihres ganzen Schulwesens, legen Zeugnis ab von ihrer fruchtbaren Mitarbeit am Bau der Menschheitskultur. Die Angehörigen der Großstaaten haben gar keinen Anlaß, hochmütig auf die Angehörigen von Mittel- und Kleinststaaten herabzuschauen, manche der letzteren leisten im Verhältnis sehr viel mehr für den kulturellen Fortschritt als die ersteren. Ist doch auch die viel und sicherlich in mancher Hinsicht mit Recht beklagte deutsche Kleinstaaterei keineswegs ohne ihre sehr bedeutsamen Entschädigungen gewesen. Dadurch, daß sie eine Vielheit geistiger Zentren schuf, hat sie in hohem Grade dazu beigetragen, jener Verflachung des Denkens entgegenzuwirken, der, wie der Großstädter, so auch der Großstaater nur zu leicht anheimfällt und die heute, wo die Großmannsstimmung ganz Deutschland beherrscht, sich in einer Urteilslosigkeit in bezug auf die durch den Krieg aufgewühlten Kulturfragen kundgibt, wie sie hochgradiger selbst bei dem borniertesten englischen Tingo, dem verstiegensten französischen Chauvinisten und dem rohsten Panslawisten Rußlands nicht denkbar ist.¹ Selbstverständ-

¹) Ich habe den wohlthätigen Einfluß, den die mit der Kleinstaaterei verbundene Vielheit geistiger Zentren in Deutschland auf dessen kulturelle Entwicklung und mittelbar dadurch auf seine Technik ausgeübt hat, vor fünf Jahren in einer für das Londoner „Daily Chronicle“ verfaßten Reihe von Artikeln über die Ursachen von Deutschlands industriellem Fortschritt als eine dieser Ursachen bezeichnet. „Was einst von deutschen Patrioten beklagt wurde,“ schrieb ich dort, „hat sich als nicht sofort sichtbarer Segen erwiesen; es hat dem Ueberzentrismus und zugleich der

lich hat die Kleinstaaterie auch ihre Schattenseiten, gibt es Aufgaben, die der Kleinstaat bei der relativen Geringsfügigkeit seiner Mittel heute nicht lösen kann. Aber dafür sind in Europa heute die Kleinstaaten die Pioniere einer Bewegung, deren Sieg allein dazu führen kann, unseren Erdteil vor der Wiederholung der Katastrophe zu behüten, an deren Wirkungen er heute aus tausend Wunden blutet.

Nirgends hat der Gedanke eines über den Einzelstaat hinausgreifenden internationalen Rechts tiefere Wurzeln geschlagen als in den sogenannten Kleinstaaten Europas, nirgends findet der Plan, das überlieferte Staatensystem der alten Welt in der Richtung eines modernen Föderalismus, d. h. eines Bundesprinzips, zu reformieren, das vor keinem Partikularismus Halt macht, welcher dem großen Interesse aller sich in den Weg stellt, — nirgends findet dieser wahrhaft revolutionäre Gedanke wärmere Zustimmung und eifrige Förderung als hier. Daß es aus dem Bedürfnis der Selbsterhaltung heraus geschieht, beeinträchtigt den Wert dieser Pflege eines großen, erlösenden Gedankens nicht. Nicht auf den Beweggrund kommt es an, der übrigens im vorliegenden Falle grundsätzlich durchaus legitim ist, sondern auf die Natur des von ihm bestimmten Ziels. Und dieses ist nicht nur formell, sondern auch materiell den Zielen jenes Imperialismus überlegen, der uns heute in Deutschland auf allen Gassen als der Vorhimmel des wahren Sozialismus angepriesen wird. Dieses Ziel bedeutet demokratische Zusammenfassung der Menschheitskräfte, während jener Imperialismus ewige Spaltung der Kulturmenscheit zum Vorteil von Geburts- und Geldaristokratien bedeutet.

Von einem ähnlichen Täuschungsspiel verwandt klingender Begriffe verleitet, wie es der Gleichsetzung von Kleinstaat und Kleinbetrieb zugrunde liegt, haben Sozialisten, die sich von Marx ableiten, dem monopolisüchtigen Imperialismus der Gegenwart eine geschichtliche Mission zuerkannt, die ihm in Wirklichkeit ganz und gar nicht innewohnt. Dieser Imperialismus ist nicht der Wegebauer des Sozialismus, sondern sein Wegeverbauer, nicht sein Geburtshelfer, sondern sein Totschläger, wenn anders Sozialismus demokratische Organisation und Kooperation der Menschheit bedeutet. Wie er in hohem Grade das Produkt ist der schutzzöllnerischen Reaktion, die seit Ende der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts über Europa hereingebrochen ist, so strebt er auch danach, die Mauern der Schutzzöllnerie immer tiefer zu verankern, sie nach Möglichkeit zu verewigen. In dem Maße aber, als dies gelingt, werden die Völker in feindselige Lager zerrissen und wird eine nationalistische Auffassung der Völkerinteressen geschaffen und verbreitet, deren Vorherrschen nichts anderes heißt als die Verurteilung der Internationale der Arbeiterklasse zu zunehmender Unfruchtbarkeit.

Die imperialistische Gefahr ist durch den europäischen Krieg bis jetzt nicht verringert, sondern vergrößert. Nicht nur materiell, sondern auch

Verschwendung nationaler Kräfte in auswärtigen Abenteuern entgegengewirkt.“ Wenn Deutschlands Volkswirtschaft intensivere Wirtschaft sei, als die der ihm in der modernen Entwicklung vorangegangenen Großstaaten, so habe in nicht geringem Grade sein föderativer Aufbau dazu geistig den Grund gelegt.

geistig sind in den Großstaaten Sozialdemokraten zu Gefangenen des Imperialismus geworden. Das erstere wird mit dem Krieg vergehen, das zweite ist bei dem heimtückischen Charakter des Uebels leider weniger sicher. Es muß mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß das Ende des Krieges statt Auflösung Befestigung der Koalitionen sieht, die sich ihm gegenübergestellt haben, daß auch nach dem Friedensschluß der größte Teil Europas in zwei sich feindselig gegenüberstehende Verbände gespalten bleibt. Welche verheerende Wirkungen dies in bezug auf Wirtschaft und Kultur im weitesten Sinne des Wortes für die Völker Europas haben müßte, liegt auf der Hand. Von woher soll dann die bessernde Hilfe kommen? Diese Frage mögen sich diejenigen einmal vorlegen, die heute über die Internationale spotten und mit unverantwortlicher Besessenheit Steine aus ihrem Fundament herauszulösen suchen. Kein Wunder von oben wird die Rettung bringen, keine noch so wohlgemeinte Ermahnung des Papstes die Interessengegensätze überbrücken, die zwischen Kapitalistengruppen hüben und drüben in unendlich schärferer Form nach dem Kriege obwalten werden, als vor ihm. Unendlich lange wird sich die schleichende Krankheit hinziehen, wenn auch die Internationale der Arbeiter dem Krieg zum Opfer fallen sollte.

Darum muß diese letztere sein, muß unser ganzes Streben darauf gerichtet bleiben, sie an innerer Kraft zu erhalten. Und ebenso müssen wir uns der Kräfte vergewissern, welche mit ihr das Interesse an der Wiederherstellung Europas und dessen Ausbau zu einem wahren Verband der Völker gemein haben. Zu ihnen aber gehören heute in erster Linie diejenigen Staaten Europas, die nicht Großstaaten sind oder sein wollen. Sie sehen mit Recht ihr Dasein und ihre freie Entwicklung gefährdet durch die Rüstungen und die Machtgelüste der Großstaaten und sind dadurch genötigt, ihre Sicherheit, die Verbürgung ihrer Lebensentfaltung dort zu suchen, wo der Fortschritt der Kultur über den Imperialismus hinweg liegt: in der Ausbildung und Festigung des internationalen Rechts. Mögen die einen oder die andern dieser Staaten zu irgendeiner früheren Zeit Brutstätten eines reaktionären Partikularismus gewesen sein, heute ist das nicht mehr der Fall. Bewußt oder unbewußt streben sie alle zur Internationalität hin, sind gerade die kleineren Staaten deren aufrichtigste Träger. Von symbolischer Bedeutung hierfür ist es, daß die bedeutungsvollsten internationalen Schöpfungen der Kultur Menschheit ihre Ursprungsstätte oder ihren Zentralort gerade in Kleinstaaten haben. So sind u. a. in der kleinen Schweiz die Bundeshauptstadt Bern die Heimatsstadt des Weltpostvereins, Genf die Heimatsstadt des internationalen Roten Kreuzes, Basel der Zentralort des Internationalen Arbeitsamts, im kleinen Belgien Brüssel der Sitz des Instituts für Internationales Recht, des Bureaus für die Beseitigung des Sklavenhandels, der Zentralbureaus für die Internationalen Verbindungen, im kleinen Holland der Haag der Sitz des Internationalen Schiedshofs, der bestimmt ist zum Internationalen Staatsgerichtshof für Schlichtung, Gutachten und Schiedspruch sich zu erweitern.

Nicht im Zentralismus, wie ihn der erobernde Imperialismus verkörpert, liegt der Fortschritt der Menschheit geborgen. Dieser Zentralismus ist überflüssig, ja verderblich geworden. Wir haben ihn als Zerstörer von Kultur, als Auseinanderreißer der Kultur Menschheit kennen gelernt, seine

Apostel träumen Raub und Unterdrückung, predigen Haß und säen Verzweiflung. Der Fortschritt der Menschheit liegt in der Zusammenfassung der Kräfte freier Völker für die großen, gemeinsamen Werke, zu welcher Zusammenfassung es keiner über den Völkern stehenden militaristischen Sondermacht bedarf.

Mit Recht durfte unser leider erkrankter Genosse Troelstra auf der unvergeßlichen Baseler Konferenz der Internationale 1912 von der Kanzel des ehrwürdigen Münsters herab es aussprechen:

„Die Selbständigkeit der kleinen Nationen wird nicht durch 10 000 oder 20 000 Mannschaft mehr, noch durch Dreadnoughts oder die verschwenderischen Ausgaben für das Militär verbürgt, in welchen die großen Nationen einander nachahmen, sondern sie wird nur sichergestellt durch Einprägung des Gedankens in das Gewissen der Völker, daß die Verletzung der historisch gewordenen und ökonomisch begründeten Selbständigkeit der kleinen Nationen eine Verletzung der Zivilisation selbst ist. Nur in dem Höhepunkt der Zivilisation können wir die Garantierung unseres Daseins finden. Daher haben wir den Militärforderungen der herrschenden Klassen stets unsere zivilisatorischen Forderungen entgegengesetzt. Ein Blick auf die freie Schweiz, auf deren Gebiet wir uns befinden, ein Blick auf die schöne humanitäre und soziale Arbeit, die ein kleines Land wie Dänemark verrichtet, ein Blick auf die Kunst, die Wissenschaft und die Kultur Belgiens und Hollands beweist uns, daß man kein großes Gebiet inne zu haben braucht, um ein großes Kulturvolk zu sein.“

Die Baseler Konferenz ist unvergessen, aber vieles, was auf ihr gesagt und bejubelt wurde, ist gar sehr in Vergessenheit geraten. „Wir sind kleine Nationen, aber die große Macht des internationalen Sozialismus ist mit uns,“ heißt es am Schluß der mit Beifallstürmen aufgenommenen Rede Troelstras. Hätte es sich damals einer der Jubelnden ahnen lassen mögen, daß keine drei Jahre später ein Vertreter der größten Sektion dieses internationalen Sozialismus sich werde leisten dürfen, das Selbstbestimmungsrecht der Nationen für „ins alte Eisen“ gehörig zu erklären, ohne in seiner Partei einem ganz andern Sturm zu begegnen? So wenig, wie er es für möglich gehalten hätte, daß einflußreiche Organe dieser Partei es eines Tages für eine hinlängliche Erfüllung bedeutungsvoller Pflichten erklären würden, wenn man im Angesicht der Kreuzigung des Selbstbestimmungsrechts ganzer Völker nach dem Muster des biedereren Pontius Pilatus achselzuckend seine Hände in Unschuld wäscht.

Die sozialökonomischen und nationalen Verhältnisse in den „deutschen“ Ostseeprovinzen.

Von F. Jinis.

In der deutschen Presse werden oft die russischen Ostseeprovinzen als deutsch bezeichnet. Vor 50 bis 60 Jahren, als die Ureinwohner der Provinzen, die Letten und Esten, eine „geschichtslose“ graue Masse von Bauern und Landarbeitern waren, aber die höheren Schichten des Landes, die adligen Grundbesitzer und städtischen Bürger, Deutsche waren, da konnte man gewissermaßen die Provinzen ihrer herrschenden Kultur nach als deutsch bezeichnen. Doch die kapitalistische Entwicklung der letzten 50 bis 60 Jahre

hat die nationalen und sozialen Verhältnisse in den Ostseeprovinzen ganz verändert. Der Kapitalismus hat, wie überall in Europa, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die unterdrückten oder gespaltenen Völker zu neuem Leben erweckt. Otto Bauer hat die allgemeinen Ursachen und Wirkungen dieser Entwicklung in seinem Buche über die Nationalitätenfrage näher betrachtet. Auch in den Ostseeprovinzen ist ein solcher historischer Prozeß vor sich gegangen.

Als Ostseeprovinzen werden die drei Gouvernements Kurland, Livland und Estland, die an der Ostsee liegen, bezeichnet. Die eigentlichen Volksmassen in den Provinzen bilden die Letten und Esten. Die Deutschen zählen im ganzen nur ungefähr 165 000 und bilden einen kleinen Prozentsatz (6,9 Prozent) der Gesamtbevölkerung. Die Esten wohnen im Gouvernement Estland und in Nord-Livland, die Letten in Süd-Livland und in Kurland. Die Esten zählen 1,2 Millionen und die Letten 1,5 Millionen. Außerdem wohnen Letten in den drei angrenzenden Kreisen des Gouvernements Witebsk, so daß man im ganzen 2 Millionen Letten zählt.

Die Letten sind weder Slawen noch Germanen, sondern zusammen mit den Litauern und Altpreußen ein ganz selbständiger Zweig in der indoeuropäischen Völkerfamilie¹. Die Altpreußen sind germanisiert worden. Die Liven und Esten sind von der finnisch-ugrischen Völkerfamilie, also mongolischer Abstammung. Die Liven sind ganz lettisiert, nur in Kurland sind von ihnen kleine Reste erhalten geblieben (1500 Personen). Die Litauer, die ungefähr 3 Millionen zählen, wohnen in den Gouvernements Suwalki, Rowno und Wilna. Die Letten und Esten sind evangelisch-lutherischer Konfession und gebrauchen die gotische Schrift, die Litauer und auch die Letten im Gouvernement Witebsk sind römisch-katholisch und gebrauchen die lateinische Schrift.

Im weiteren werde ich nur über Lettland, also Kurland und Süd-Livland, sprechen und die jüngste Entwicklung des lettischen Volkes betrachten. Um aber die gegenwärtigen nationalen Verhältnisse des Landes verständlich zu machen, müssen wir in kurzem auch die Entwicklungsgeschichte des lettischen Volkes befragen. Denn auch die Letten, als moderne Nation, sind ein Produkt der kapitalistischen Entwicklung der letzten 50 bis 60 Jahre.

Mehr als 600 Jahre lang waren die Letten eine geschichtslose Nation gewesen. Als vom 13. Jahrhundert an die baltische Küste allmählich von den deutschen Rittern und Handelsleuten erobert wurde, hatten sich bei den Liven, Kuren, Letten und anderen kleinen Völkerstämmen jener Gegenden schon die Anfänge eines Adels herausgebildet. Aber die deutschen Ordensritter brachten den Grund und Boden in ihren eigenen Besitz und rotteten die lettischen Grundbesitzer größtenteils aus. Teilweise wurde wahrscheinlich der alte Adel entnationalisiert und von der deutschen Adelskaste aufgesogen. Die Volksmasse wurde langsam zu Fronbauern herabgedrückt, deren Leben fast keine Kultur kennt, sofern Kultur mehr ist als christliche Religion und Volkspoesie (Volkslieder, Sagen und ähnliches).

¹ Die lettisch-litauische Sprache ist am allernächsten dem Sanskrit verwandt.

In den Grenzen der Feudalwirtschaft, mit deren zwei Hauptklassen — deutschen Grundbesitzern und lettischen Fronbauern — entwickelte sich allmählich auch das mittelalterliche Städtewesen. Die Städte wurden auch Zentren der deutschen Kultur und des deutschen Wirtschaftslebens. Nach Riga, Mitau, Libau und anderen Städten kamen die deutschen Handwerker und Handelsleute, die mit ihren Zünften und Gilden Handel und Wandel betrieben und entwickelten.

Das Baltienland ist im Laufe der Zeiten unter verschiedenen Oberhoheiten gewesen (Polen, Schweden), bis es endgültig unter den russischen Adler kam (Livland 1710 und Kurland 1795). Die Aenderung der Oberhoheit hat in den sozialen und nationalen Verhältnissen Lettlands fast nichts geändert. Der deutsche Adel, der immer die stärkste soziale Schicht des Landes gewesen ist, hat auch immer vortrefflich gewußt, seine Macht und seine Privilegien zu behaupten.

Im Anfange des 19. Jahrhunderts waren die ökonomischen Verhältnisse schon so weit fortgeschritten, daß die feudale Leibeigenschaft wirtschaftlich für die Herrenklasse und den Staat nicht mehr vorteilhaft war. Die lettischen Bauern wurden freigelassen (1817 und 1819), — aber sie wurden so „frei“ wie Vögel gemacht: sie wurden ohne irgendwelche Rechte auf Grund und Boden als frei erklärt². Darum gerieten die Bauern wieder in ein Fronverhältnis zu ihren Baronen, aber die große Proletarisierung der Massen hatte ihren Anfang begonnen. Endgültig, faktisch und juristisch, wurden die Bauern frei in den fünfziger und sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Mit der Entwicklung der Geldwirtschaft war es für den Adel — um eine intensivere Bebauung des Bodens hervorzurufen — vorteilhafter, den Boden teilweise an Bauern zu verpachten oder zu verkaufen. Die Bauern mußten sehr große Summen für das erworbene Land bezahlen. So haben in Kurland von 1864 bis 1884 zehntausend Bauern ihre Gehöfte gekauft und dafür 38 500 000 Rubel bezahlen müssen. In Livland haben die Bauern von 1862 bis 1901 an 70 Millionen Rubel bezahlt. Das war die ursprüngliche Kapitalakkumulation im Baltienlande. Die Mehrarbeit der früheren Fronbauern wurde jetzt in Geld verwandelt, um dieses wieder von neuem in den modernen Arbeitsprozeß Mehrwert bringen zu lassen.

Damit wurden auch die Bedingungen für die kapitalistische Entwicklung geschaffen. Die Landwirtschaft wurde jetzt auf intensive kapitalistische Art betrieben. Die adligen Junker und freien Bauern wurden zu Warenproduzenten, die nicht nur für den Ortsmarkt, sondern teilweise schon für den Weltmarkt produzierten. Die geographische Lage begünstigte das sehr. Mit der Umwälzung der Agrarverhältnisse wurden auch die Vorbedingungen für die kapitalistische Industrie im Baltienlande geschaffen — die freien, d. h. die besitzlosen Landproletarier und proletarisierten Bauern wurden jetzt in städtischen Manufakturen und Fabriken durch deutsches Kapital zusammengezogen.

In dieser Zeit beginnt eine neue Entwicklung des Landes. Die Städte wachsen rasch empor, neues Leben regt sich. Die Zahlen der Bevölkerung

² Die russischen Bauern wurden erst im Jahre 1861 freigelassen, aber sie bekamen einen Teil des bebauten Bodens, für welchen sie noch jahrzehntelang dem Staate spezielle Steuern zahlen mußten.

Rigas illustrieren das sehr gut: 1857 61 878, 1867 102 590, 1881 169 329, 1897 282 230, 1913 517 000. Auch die anderen, kleineren Städte wachsen rasch.

Die ökonomische Entwicklung des Baltenslandes wurde auch sehr stark beeinflusst von der allgemeinen industriellen Entwicklung Rußlands. Die Schutzollpolitik und der Kapitalimport (aus dem Auslande) haben im eigentlichen Rußland von den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts an die russische Industrie zauberhaft emporgetrieben². Damit hing auch das Emporsteigen des russischen Außenhandels zusammen. Rußland führte Rohmaterialien und Landwirtschaftsprodukte aus und verschiedene industrielle Waren ein (z. B. Maschinen). Die Häfen an der Ostsee wurden zu Ein- und Ausfuhrorten für die internationale Warenzirkulation Rußlands. Die Hafenplätze Riga, Libau, Windau blühten auf. Riga ist jetzt der drittgrößte Hafen Rußlands und eine bedeutende Handelsstadt.

Die ökonomischen Umwälzungen im Lettenlande im Zusammenhang mit der ökonomischen Entwicklung Rußlands übernahm führte zur Industrialisierung der baltischen Provinzen. Im Jahre 1910 arbeiteten in den Fabriken Lettlands 93 300 Fabrikarbeiter, die für 196 726 000 Rubel Waren schufen. Der größte Teil davon fällt auf Riga, wo 75 000 Arbeiter für 137 Millionen Rubel Waren produzierten³. Diese offiziellen Zahlen sind nicht ganz richtig, sie sind etwas kleiner als den Tatsachen entspricht. Nach Richtigstellung dieser Zahlen kann man berechnen, daß in Lettland 115 000 Fabrikarbeiter sind. In diesen Zahlen sind nur die mittleren und großen Fabrikunternehmen inbegriffen, weil die russische offizielle Statistik der Fabrikinspektoren nur solche Unternehmen als Fabriken zählt, in denen nicht weniger als 16 Arbeiter beschäftigt oder irgendwelche Motortriebkraften benutzt werden. Es sei auch hervorgehoben, daß der größte Teil der Fabrikarbeiter in Großbetrieben beschäftigt wird — 64 Prozent von allen Fabrikarbeitern arbeiten in Unternehmen mit 200 und mehr Arbeitern, aber 22 Prozent von allen Arbeitern werden in Großbetrieben mit mehr als 1000 Arbeitern beschäftigt. Die Konzentration des Kapitals ist überhaupt sehr charakteristisch für die russische Industrie⁴. Wenn man noch die Proletarier, die im Verkehr (Hafen) und Handel tätig sind, ferner die Arbeiter und Handwerker (Schneider, Schuhmacher usw.) der Kleinbetriebe zu der Zahl der großindustriellen Arbeiter hinzuzählt, dann können wir uns eine Vorstellung von der kapitalistischen Entwicklung Lettlands machen.

Selbstverständlich haben diese grundsätzlichen Veränderungen der ökonomischen Verhältnisse ebensolche grundsätzliche Umwälzungen in den Klassen- und Nationalitätenverhältnissen Lettlands hervorgerufen. Mit der Bauernemanzipation entstand eine neue Klasse von Großbauern, die anfangs der ökonomische Träger der neuen lettischen Kultur wurde. Es sei hervor-

² In Riga sind auch große Kapitalien aus Deutschland investiert worden.

³ Die industrielle Entwicklung Rigas wird durch folgende Zahlen illustriert: Im Jahre 1854 waren in Riga 84 Fabriken mit 4763 Arbeitern, 1864 90 Fabriken mit 5772 Arbeitern, 1884 1265 Fabriken mit 23 854 Arbeitern, 1900 2136 Fabriken mit 56 253 Arbeitern.

⁴ Hier liegt eine der Ursachen für die relative Stärke der russischen Arbeiterbewegung.

gehoben, daß in Lettland der dominierende Typ der Bauernwirtschaften nicht der Kleinbetrieb ist (wie im eigentlichen Rußland), sondern mittelgroße Wirtschaften, die mit Lohnarbeitern betrieben werden. In Livland fallen im Durchschnitt auf jede Bauernwirtschaft 44,7 Dehjatinen⁶, und in Kurland sind die Bauernwirtschaften noch größer. Es sei hier erwähnt, daß die lettischen Bauern schon seit uralter Zeit nicht in Dörfern wohnen, sondern in Einzelgehöften. Die früheren Fronbauern waren, obwohl als Bauernstand in den Rechten gleichgesetzt, doch ökonomisch schon längst in zwei Klassen — Wirte und Dienftboten — zerfallen. Die größte Mehrheit der Letten war schon längst und ist noch heute rein proletarisch. Aber gerade darum wurde ein Teil der Großbauern sehr rasch wohlhabend.

Mit den obenerwähnten ökonomischen Umwälzungen setzte die allgemeine „Landsucht“ ein. Die Städte zogen die lettischen Landarbeiter, die proletarisierten Bauern und auch einen Teil der wohlhabenden Großbauern an. So entstand allmählich in den Städten neben den deutschen Bürgern eine starke Klasse einer lettischen Bourgeoisie (Hausbesitzer, Händler, Kleinunternehmer) und eine noch stärkere Klasse von lettischen Fabrikarbeitern. Aus den wohlhabenden Bauernsöhnen rekrutierte sich größtenteils die Schicht der lettischen Intellektuellen⁷.

Aber mit der ökonomischen Emanzipation der lettischen Großbauern und den Anfängen des städtischen lettischen Kleinbürgertums setzte auch die kulturelle Emanzipation der Letten ein. Früher wurden alle gebildeten und besser situierten Letten einfach vom Deutschtum aufgezogen. Die deutsche Kultur und die Ausichten auf Fortkommen im öffentlichen Leben verdeutschten die Letten. So sind im Jahre 1771 in Livland nur 4,5 Prozent Deutsche gewesen, aber im Jahre 1870 schon 15 Prozent. Mit den sechziger Jahren fängt die lettische nationale Bewegung an, die das Lettenvolk vom deutschen Einfluß emanzipieren wollte. Statt Verdeutschung fängt jetzt Bekenntnis zur eigenen Nation an. Im Jahre 1881 zählte man in Livland als Deutsche 9,7 Prozent der Bevölkerung, 1897 nur mehr 7,5 Prozent.

Als in den sechziger und siebziger Jahren in Westeuropa die nationalen Probleme auf der geschichtlichen Tagesordnung standen, als die Deutschen und Italiener für ihre Einigkeit kämpften und die Tschechen und Balkanflawen für ihre nationale Befreiung und kulturelle Selbständigkeit auftraten, da hatte auch die Stunde des Erwachens für die Letten geschlagen. „Kampf gegen die Privilegien des Deutschtums, für die nationale Kultur“ — das waren die Losungsworte. An die reiche und reizvolle lettische Volkspoesie⁸ anknüpfend, entstand eine neue lettische Kultur: Poesie und Literatur. Heute

⁶ 1 Dehjatine = 1,0925 Hektar.

⁷ Die Letten wohnen hauptsächlich auf dem Lande, wo sie 93—95 Prozent der Landbevölkerung bilden. In den Städten machen sie 30—70 Prozent der Gesamtbevölkerung aus. Dreiviertel der Letten sind jetzt besitzlose Proletarier. Die Großbauern bilden nur eine dünne Schicht.

⁸ Die Serben beanspruchen, daß sie die umfangreichste und schönste Volkspoesie haben. Da ich sie nicht kenne, vermag ich ihre Schönheit nicht zu beurteilen, aber der Zahl nach ist die lettische Volkspoesie die reichste in Europa. Bis 1905 waren 214 000 Volkslieder und deren Varianten gesammelt. Sie sind in fünf starken Bänden gedruckt. Die Sammlung wurde noch fortgesetzt und erst in diesem Jahre geschlossen.

besitzen die Letten viele Dichter, hauptsächlich Lyriker, aber auch bedeutende Romanschriftsteller, Dramatiker und Novellisten. So wie die Letten aus verschiedenen Klassen und Parteien bestehen, so trägt auch die Literatur verschiedene Tendenzen und Schattierungen. Seit den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts, mit dem Emporsteigen des sozialistischen Proletariats und der Kleinbürgerlichen Demokratie, wird die lettische Literatur auf neue Bahnen gelenkt. Der größte lettische Dichter (Lyriker und Dramatiker) ist ein Sozialist (Rainis), der durch seine selbständigen Arbeiten, die dem Stil und den philosophischen Gedanken nach auf der Höhe der westeuropäischen Dichtkunst stehen, und auch durch das Uebersetzen Shakespeares, Goethes, Schillers und Heines die lettische Literatur und Sprache sehr beeinflusst und entwickelt hat. Auch der hervorragendste lettische Romandichter (A. Upiis) steht unter sozialistischem Einfluß.

Nichts konnte den lettischen Drang nach oben aufhalten, weder die politischen Zustände noch die Verdeutschungs- oder Russifizierungspolitik, die in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts einsetzte. Obwohl in den Volksschulen vom Jahre 1887 bis 1906 die russische Sprache die Unterrichtssprache war und in den Mittelschulen noch bis jetzt ist, konnten diese Zustände die Entwicklung der lettischen Kultur nicht hemmen, nur zum Teil stören. Die Letten sprachen, lasen und sangen in ihrer Sprache und konnten nicht russifiziert werden. Im Jahre 1913 erschienen 27 politische Zeitungen in lettischer Sprache und ferner mehrere Zeitschriften. Die Publizistik steht stark unter dem Einfluß des Marxismus. Die selbständige wissenschaftliche Literatur ist nur in ihren Anfängen vorhanden. Auch einige größere selbständige marxistische Beiträge über die Agrar- und Nationalverhältnisse Lettlands sind erschienen*. Die Uebersetzungen wissenschaftlicher Literatur sind verhältnismäßig spärlich, weil die Intellektuellen die russische und deutsche Sprache beherrschen. Aber bei den Volksmassen besteht ein solcher Drang nach Wissen und „mehr Licht“, daß jetzt schon die Hauptwerke von Darwin und Haeckel und auch manche andere wissenschaftliche Werke ins Lettische übersetzt sind. Vor vier Jahren wurde auch eine lettische „Universalbibliothek“ gegründet. Damit ist den lettischen Volksmassen Gelegenheit geboten, sich Werke der modernen Literatur (Ibsen, Strindberg, Anatol France usw.) sowie auch der klassischen um 10 bis 20 Kopfen anzuschaffen. Die lettische Arbeiterklasse ist der größte Käufer der lettischen Bücher und Broschüren. Auch die übersetzte marxistische Literatur ist schon recht fortgeschritten, z. B. von K. Kautsky sind in der lettischen Sprache 10 Broschüren und Bücher erschienen. Augenblicklich wird an der Uebersetzung von Marx' „Kapital“ und Kautskys „Vorläufer des Sozialismus“ gearbeitet.

In allen Schichten des lettischen Volkes kann man einen sehr energischen „Drang nach oben“ konstatieren. Die lettische städtische Bourgeoisie will reicher werden, und darum dringt sie auf allen ökonomischen Gebieten vorwärts. Die Großbauern sind bestrebt, ihre Landwirtschaft fortwährend intensiver zu machen. Die Bodenbebauung geht nach dem System von elf und mehr Feldern und wird mit Maschinen betrieben. Die Vieh- und Milch-

* Zu meinem Artikel habe ich das unlängst erschienene vortreffliche Buch eines lettischen Genossen benutzt: M. Skujenecks, Nazionalais jautajums Latwijā. (Die Nationalitätenfrage in Lettland.) 280 Seiten.

wirtschaft verdrängt den Getreidebau. Die kooperativen Organisationen organisieren den Verkauf direkt nach dem Auslande. In manchen Gegenden Lettlands steht die Landwirtschaft schon eben so hoch wie in Dänemark. Ein Teil der Großbauern ist schon so wohlhabend, daß sie allgemein „graue Barone“ genannt werden (graue — weil die lettischen Bauern graugefärbte Kleider tragen).

Die lettischen industriellen Arbeiter führen ihren „Kampf ums Dasein“ sehr energisch. Mit der Entwicklung der Industrie in Lettland setzte sofort der moderne Klassenkampf ein. In 20jähriger Arbeit hat die lettische Sozialdemokratie eine starke propagandistische und agitatorische Tätigkeit entwickelt, die auch große Resultate aufweisen kann. Statt nationalchauvinistischer Vorurteile und dumpfer Stupidität herrscht bei den lettischen Fabrikarbeitern der Kampf für die Demokratie und den Sozialismus. Die lettischen Arbeiter bilden die stärkste Vorhut der russischen Arbeiterbewegung¹⁰. Die lettischen Arbeiter haben einen ganz deutschen Sinn für Organisation. Die illegal organisierte sozialdemokratische Partei ist die stärkste sozialistische Organisation Rußlands. Seit der Revolution bestehen und werden immer neu gegründet legale Arbeitervereine — Konsumgenossenschaften, Gewerkschaften, Arbeiterbildungsvereine, Abstinenzvereine usw. Es erschienen auch legale politische Arbeiterzeitungen, ein Gewerkschaftsblatt und eine Revue für die Konsumgenossenschaftsbewegung¹¹. Der Rahmen dieses Artikels erlaubt mir nicht, die lettische Arbeiterbewegung näher zu betrachten.

Die Letten sind (neben den Deutschen und Finnen) das gebildetste Volk Rußlands. Die Analphabeten bilden bei ihnen einen sehr geringen Prozentsatz. Auch die Landarbeiter sind alle des Lesens und Schreibens mächtig, weil gerade für die Landbevölkerung der obligatorische Schulunterricht (mindestens drei Winter) offiziell schon seit dem Jahre 1819 besteht¹². Der Drang nach Bildung ist bei allen lettischen Volksklassen sehr groß. Selbstunterricht, Bildungsvereine, verschiedene Kurse, Theater — mit allen Mitteln sucht das Volk sein kulturelles Niveau zu heben. Die Zahl der Letten, die die Mittelschulen (Gymnasien und Realschulen) besuchen, ist in den letzten 25 Jahren auf das Zehnfache gestiegen. Vor 12 Jahren waren in verschiedenen Hochschulen Rußlands und des Auslands ungefähr 2000 lettische Studierende, jetzt sind es mehrere Tausende. Meist sind es Söhne und Töchter von Bauern, aber es kommt auch vor, daß Arbeiterköhne nicht nur Mittelschulen, sondern auch Hochschulen absolvieren. So war Genosse Osol, der bekannte Führer der sozialdemokratischen Fraktion in der zweiten Duma, der Sohn eines einfachen Schmieds. Die Letten streben so stark nach vorwärts, als ob sie das einholen wollten, was sie in dem sechshundertjährigen Schlaf versäumt haben.

* * *

¹⁰ Die sozialistische Bewegung in Riga ist so stark, daß bei den letzten Dumawahlen alle bürgerlichen Parteien (Deutsche, Letten, Russen usw.) sich vereinigen mußten, um den Sozialdemokraten Dr. Bredkain aus der Duma wegzuschaffen.

¹¹ Während des Krieges sind die Arbeiterzeitungen wegen kriegsfeindlicher Stellungnahme geschlossen worden. Die Gewerkschaften und Arbeiterbildungsvereine sind bis jetzt noch nicht geschlossen.

¹² In Rußland besteht noch heute kein obligatorischer Schulunterricht.

Wie leben die 140—150 000 Deutschen? Sie repräsentieren die größte ökonomische Macht des Landes. In erster Linie stehen die tausend adeligen Großgrundbesitzer, denen der größte Teil des Landes gehört. So gehören in Kurland 53 Prozent des Gesamtareals den adeligen Junkern. In Livland gehören den Junkern ungefähr 60 Prozent des Bodens und den Bauern nur 40 Prozent. Einer Familie Baron von Wolf gehören 36 große Güter, zusammen 200 000 Dehsjatinen. In Kurland sind die Rittergüter wahrhafte Latifundien: einem Baron von Dondangen gehören 690 Quadratkilometer Boden, der Familie von Beer 105 227 Dehsjatinen, Baron Ostensacken 91 000 Dehsjatinen usw. Neun adelige Familien besitzen zwei Fünftel von ganz Kurland!

Ein Westeuropäer kann sich gar nicht vorstellen, welche mittelalterliche Privilegien diese tausend adeligen Junker inne haben. Auch anderen Großgrundbesitzern geht es schön auf dieser Welt, aber so gut wie den baltischen Junkern geht es keinem. Die Junker haben nicht nur die größte ökonomische Macht, sie haben zugleich auch verschiedene alte Privilegien behaupten können. Den Junkern gehören fast ausschließlich die Wälder; die Junker haben Jagd- und Fischereiprivilegien, sogar auf dem Boden der Bauern; industrielle und kommerzielle Unternehmungen (Jahrmärkte, Bierbrauereien, Branntweimbrennereien, Schenken und Wirtschaften usw.) dürfen nur auf dem Boden der Junker errichtet werden. Dann haben die Junkerhöfe auch manche wichtigen Steuerprivilegien. Die Privilegien gehen noch so weit, daß selbst die evangelisch-lutherischen Prediger für die lettischen Gemeinden durch den Hofbesitzer angestellt werden! Den Gipfel erreicht dieses System in der „Selbstverwaltung“ des Landes. Auf den Landtagen kommen alle Rittergutsbesitzer zusammen und erledigen heimlich die Verwaltungsangelegenheiten des Landes. Tausend Junker verwalten also die höchstentwickelten Provinzen Rußlands: Weder die Bourgeoisie noch die Bauern können ein Wort mitreden. Die Bauern haben eine „Selbstverwaltung“ (unter strenger Aufsicht und Kontrolle der russischen Bureaucratie, die vom deutschen Adel repräsentiert wird) für kleine Gemeinden und können darum nichts Größeres unternehmen. Sie müssen sich mit verschiedenen privaten Vereinigungen behelfen.

In den Städten ist die deutsche Bourgeoisie noch ziemlich stark. Die großen Händler, Finanzleute und Fabrikanten sind hauptsächlich Deutsche. Weil das Wahlrecht für die städtische „Selbstverwaltung“ durch einen hohen Besitzzensus bestimmt wird, waren bis jetzt die Deutschen auch die Herrscher in den städtischen Kommunen Lettlands. Aber mit dem Erstarken des lettischen und estnischen Bürgertums werden die Positionen in der Kommunalverwaltung von den Letten und Esten bedroht. In manchen Städten sind schon die Deutschen in der Stadtverwaltung in die Minderheit geraten. Die lettischen bürgerlichen Parteien führen einen heftigen Kampf um die deutschen Rathäuser.

Vor 50 bis 60 Jahren waren die baltischen Städte ganz deutsche Städte. Jetzt werden die Deutschen nicht nur relativ, sondern in manchen Orten auch absolut zurückgedrängt. So gab es in Libau im Jahre 1881 9800 Deutsche (33 Prozent der Gesamtbevölkerung), 1897 11,627 (18 Prozent), aber im Jahre 1911 nur 9617 oder 11 Prozent. Die Letten werden hingegen

die absolut und relativ stärkste Schicht der städtischen Bevölkerung. Die Zahlen der lettischen Bevölkerung in den Städten sind, prozentual ausgedrückt, folgende:

	Städte	1863	1881	1897
Lieland	Rīga	—	29,5	45,0
	Schloß	—	65,5	79,5
	Wolmar	—	61,5	76,5
	Wenden	—	58,5	65,5
Kurland	Lībāu	16,3	31,6	38,6
	Mitāu	22,2	30,3	45,7
	Windāu	19,0	37,7	58,0
	Tuckum	14,6	32,3	52,2

Die Uebersicht zeigt, daß die „deutschen“ Ostseeprovinzen gar nicht deutsch sind. Die Deutschen sind dort eine kleine Minderheit, die ihre große Macht nur durch ihre Privilegien und mit Hilfe der undemokratischen Verfassung des Landes behaupten kann. Bei der Demokratisierung des Landes würden die Deutschen ganz in den Hintergrund treten.

Mit der Industrialisierung Lettlands entstanden auch noch andere Veränderungen in den nationalen Verhältnissen. Nach den baltischen Städten wanderten auch Russen, Litauer und Polen ein. Die Städte wuchsen so schnell empor, daß mit der lettischen „Landflucht“ allein die Nachfrage nach Menschenkraft nicht befriedigt werden konnte. Aus den umliegenden russischen, litauischen und polnischen Gouvernements zogen starke Massen nach den Ostseeprovinzen. Im Jahre 1897 waren schon 5,4 Prozent der Einwohner in Lettland Russen (die Deutschen nicht ganz 7 Prozent) und jetzt ist der Prozentsatz der Russen noch etwas gestiegen. In allen Städten ist die Bevölkerung recht international. Neben der lettischen Masse leben andere relativ starke Minderheiten von Russen, Juden, Polen, Litauern.

Die Bevölkerungsstatistik R i g a s beweist das sehr gut:

	1867	Proz.	1881	Proz.	1897	Proz.	1913	Proz.
Letten	24 199	= 23,6	49 974	= 29,5	127 046	= 45,0	218 097	= 42,0
Deutsche	43 980	= 42,9	66 775	= 39,4	67 286	= 23,8	69 016	= 13,0
Russen	25 772	= 25,1	31 976	= 18,9	45 452	= 16,0	99 603	= 19,0
Juden	5 254	= 5,1	14 222	= 8,4	16 922	= 6,0	33 651	= 6,5
Polen	—	—	—	—	13 415	= 4,8	47 595	= 9,0
Litauer	—	—	—	—	6 362	= 2,3	35 156	= 5,0

Die russische Immigration wird dadurch begünstigt, daß das Land seit den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts russifiziert wird. Bis dahin waren die Verwaltung, Polizei und Gerichtswesen deutsch gewesen. Dann führte die Petersburger Bürokratie die russische Administration, Polizei und Gerichtswesen ein¹³. Auch die Schulen verfielen der Russifizierungspolitik. Als Unterrichtssprache in Volks- und Mittelschulen wurde die russische eingeführt. Die Lehrer mußten die Kinder schon vom ersten Schultage an in der russischen Sprache unterrichten. Die lettische Sprache blieb

¹³ Aber die Macht der Junker war so stark, daß nachher wieder die deutschen Adeligen in den Verwaltungsstellen der Provinzen eingestellt wurden. So sind z. B. in Kurland die höheren Posten (mit Ausnahme des Gouverneurs) fast nur mit deutschen Adeligen besetzt.

jedoch als Fach und die Religion wurde in der Muttersprache unterrichtet. Nach der Revolution (von 1906 an) wurde erlaubt, in den ersten zwei Schuljahren die Muttersprache als Unterrichtssprache zu gebrauchen. Die Reaktion hat im Jahre 1913 diese Eroberung zurückgenommen, aber jetzt war infolge des Krieges wieder der Zustand von 1906 eingeführt.

Es muß festgestellt werden, daß die Russifizierungspolitik keine sehr günstigen Folgen für die Russifikatoren aufweist. Die Nationen, die zum selbständigen nationalen Leben erwacht sind, können nicht mit Gewaltmitteln entnationalisiert werden. Die Gewaltmittel können nur Störungen, Hemmnisse in der Entwicklung der Volksmassen und der nationalen Kultur selbst bringen, aber das Emporwachsen der Nationen weder aufhalten noch zurückdrängen. Das beweist die jüngste Entwicklung des lettischen Volkes.

* * *

Jetzt sind die Ostseeprovinzen neben Finnland die entwickeltsten Provinzen Rußlands. Die ökonomischen Verhältnisse und das kulturelle Niveau der Volksmassen stehen so hoch, daß die Provinzen einen ganz westeuropäischen Charakter tragen. Nur die politischen Zustände, in denen sich das hochentwickelte Land befindet, stehen im größten Widerspruch zu der ökonomischen Basis und auch zum kulturellen und sozialen Bewußtsein der Volksmassen. Darum entstand in Lettland eine ziemlich starke revolutionäre Bewegung. Jetzt ist Lettland Kriegsschauplatz, aber gerade vor 10 Jahren war das Land der Schauplatz eines anderen Krieges — damals loderten die Flammen des Bürgerkrieges hoch empor. Die lettischen Bauern, Kleinbürger und Arbeitermassen kämpften unter der Anführung der lettischen Sozialdemokratie den großen Revolutionskampf gegen den deutschen Adel und den russischen Absolutismus. Aber die reaktionären Kräfte siegten. Nicht weil in Lettland die tatsächlichen Machtverhältnisse auf der Seite der Reaktion waren, sondern weil die Reaktion im eigentlichen Rußland aus verschiedenen Gründen gesiegt hatte.

Die deutschen ritterlichen Junker rächten sich furchtbar. Die russischen Strafexpeditionen haben unter der Anführung der deutschen Junker ungefähr 2000 Letten erschossen, Hunderte geprügelt (selbst Frauen) und mißhandelt. Mehrere Tausende sind nach dem Auslande geflohen. In dem Revolutionsjahr 1905 schrien die baltischen Junker in der reichsdeutschen Presse — Deutschland möge doch eingreifen, um die deutschen Volksbrüder vor dem „lettischen Pöbel“ zu schützen. Es genügte ihnen nicht, daß sie von der russischen Regierung Kosaken, Dragoner und die wilden Ischertessen zum Schutz fast für jede „Burg“ bekamen.

Ueberhaupt muß gesagt werden, daß die baltischen Junker die schlimmsten Reaktionäre Rußlands sind. Das ist sehr verständlich — die mittelalterlichen Privilegien bedingen eine fast mittelalterliche Ideologie. Die baltischen Barone spielten bis zum Kriege eine große Rolle beim Petersburger Hof und in der Zentralbureaucratie. Sie haben für den Zarismus viele Diplomaten, Verwaltungsbeamte und Offiziere geliefert. Darum gibt es jetzt so viele „Ehtrussen“ mit deutschen Familiennamen¹⁴. Manche von

¹⁴ Die Generale Baron Sievers und von Rennkampff, die die russischen Armeen so ruhmvoll in die „Masurischen Wälder“ hineingeführt haben, sind baltischer Abstammung.

ihnen, so der General Rennekampf, sind sehr berühmt als die blutigen Helden der Konterrevolution.

Auch das baltische deutsche Bürgertum ist reaktionär. Echt liberale Gesinnungen findet man bei ihm nicht. Gewiß, jetzt müssen die baltischen Deutschen die von ihnen großgezogene russische reaktionäre Macht auf ihrem eigenen Rücken fühlen. Jetzt während des Krieges ist die deutsche Sprache an öffentlichen Stellen unterfagt, die deutschen Zeitungen sind unterdrückt. Aber wer waren denn die schlimmsten Reaktionäre und Konservativen, die die ehrussische Reaktion herangezogen haben? Wer hat im Baltienlande die Befreiungsbewegung im Blute unterdrückt? Die reaktionären Deutschen des Baltienlandes.

Heute will wahrscheinlich keine der im Lande lebenden Klassen eine Losreißung der Ostseeprovinzen von Rußland. Den deutschen Junkern ging es in Rußland so gut, wie nirgends auf der Welt. Die deutschen Händler und Fabrikanten sind geographisch mit ihren ökonomischen Interessen an Rußland eng gebunden. Die Häfen der Ostseeprovinzen sind die Häfen Rußlands, die baltische Industrie produziert ihre Waren teilweise für den russischen Markt. Jetzt während des Krieges geht es den baltischen Deutschen nicht gut, aber der Krieg wird ja nicht ewig dauern. Nach dem Kriege werden sich alle reaktionären Elemente nicht nur in einem Staate zusammenfinden, sondern die Reaktionäre aller Länder werden vereinigt sein. Die Letten haben schon von alters her eine schlechte Meinung von den Deutschen, die sie sich bisher gewöhnt hatten, nur unter dem Bilde des baltischen Junkers zu sehen. Und welche Erinnerungen die Letten an die schönen Feudalzeiten haben, das können wir uns vorstellen. „Der Keger malt den Teufel weiß, aber der Lette will nicht in den Himmel, sobald Deutsche da sind“ — so bezeichnete einst der große deutsche Humanist J. G. Herder¹⁵ die Stimmung der Letten. Die Blutthaten der Konterrevolution haben eine ähnliche Stimmung gegen die baltischen Junker hervorgerufen. Die preußische Polenpolitik hat die Letten für ihre eigene Autonomie und nationale Freiheit von der deutschen Regierung nichts Gutes hoffen lassen.

Die lettische Sozialdemokratie erhofft keine Freiheiten weder von der einen, noch der anderen Fahne. Der Krieg kann die Ostseeprovinzen nicht befreien. Nur der politische Kampf der Volksmassen gegen den Zarismus für die Demokratisierung Rußlands kann die politischen Freiheiten und die nationale Autonomie bringen. Die lettische Sozialdemokratie führt diesen Kampf auch während des Krieges trotz aller Verleumdungen und trotz der schwierigen Kampfbedingungen weiter. Aber für die Wiederherstellung und zukünftige Entwicklung der Internationale wäre es besser, wenn die sozialistischen Befreier in allen Ländern an die Worte Herders sich erinnerten: „Die Glückseligkeit eines Volkes läßt sich dem anderen und jedem anderen nicht aufdringen, aufschwägen, aufbürden. Die Rosen zum Kranze der Freiheit müssen von eigenen Händen gepflückt werden, und aus eigenen Bedürfnissen, aus eigener Lust und Liebe froh erwachsen.“

¹⁵ J. G. Herder, Briefe zur Beförderung der Humanität. Riga. 1793—1797.

Kriegsgeschichtliche Probleme.

Von Fr. Mehring.

VI.

(Fortsetzung.)

In der bürgerlichen Geschichtsschreibung wird seit langem über die Frage gestritten, ob die äußere Politik eines Staates die innere beherrsche oder umgekehrt. Meister Ranke und seine Schule schwört auf die auswärtige Politik als das eigentliche Leitmotiv der geschichtlichen Entwicklung; aus diplomatischen Berichten schöpft sie in erster Reihe ihre Weisheit.

Anders schon diejenigen bürgerlichen Historiker, die mit dem Alten Fritz der Meinung sind, daß diplomatische Verhandlungen ohne Waffen nicht mehr bedeuten als Noten ohne Instrumente. Auswärtige Politik läßt sich nicht ohne ein Heer machen, und das Heerwesen einer Nation wurzelt ganz und gar in ihren inneren Zuständen. Von diesen hängt also auch in letzter Instanz ihre auswärtige Politik ab.

Aber diese Abhängigkeit beschränkt sich nicht auf die Mittel, sondern erstreckt sich auch auf die Ziele der auswärtigen Politik, oder genauer — da die Behauptung und Erweiterung seiner Macht das Ziel jedes Staates ist — auf ihre Wege. So hat man nach einem allgemein gebrauchten, wenn auch allzu allgemein gehaltenen Ausdruck die Kabinettskriege des achtzehnten von den Volkskriegen des neunzehnten Jahrhunderts unterschieden. Wenn die einen wie die anderen durch die innere Politik der Staaten bestimmt worden sind, die sie geführt haben, so wirken sie selbstverständlich auf die innere Politik zurück. Die gegenseitige Beeinflussung der äußeren und inneren Politik ist ebenso unbestreitbar wie die Annahme hinfällig ist, daß die auswärtige Politik den entscheidenden Anstoß gebe.

Der Siebenjährige Krieg war der letzte Kabinettskrieg. Clausewitz erläutert den Begriff so: „Das Kabinett sah sich an als den Besizer und Verwalter großer Güter, die es stets zu vermehren trachtete, ohne daß die Gutsuntertanen an dieser Vermehrung ein sonderliches Interesse haben konnten. In eben dem Maße, wie sich die Regierung vom Volke trennte und sich als den Staat betrachtete, war der Krieg ein bloßes Geschäft der Regierung, welches sie vermittelst der Taler in ihrem Koffer und der müßigen Herumtreiber in ihren und den benachbarten Provinzen betrieb“. Die Schilderung ist vornehmlich dem preußischen Staat abgesehen, wo die Trennung von Heer und Volk so streng durchgeführt wurde, daß die Regierung den Bürgern belagerter Städte bei schwerer Strafe verbot, zum Schutz ihrer Mauern die Waffen zu ergreifen, und daß sie die Bauern als Rebellen betrachtete, die zu Dreckslegeln und Heugabeln gegriffen hatten, um ihre Höfe vor der Verwüstung und ihre Töchter vor der Vergewaltigung durch die einbrechenden Feinde zu schützen.

So treffend Clausewitz die Kabinettskriege schildert, so erkennt er doch nur ihre äußeren Merkmale, aber nicht ihre geschichtlichen Ursachen. Sie waren die Kriege einer bestimmten Periode in der Geschichte des Kapitals, jener Periode, wo die kapitalistische Produktionsweise sich den modernen Absolutismus als wirksamstes Werkzeug ihrer Ausdehnungsbedürfnisse schuf. Alle Staaten, die sich am Siebenjährigen Kriege beteiligten, waren absolute Monarchien, es sei denn, daß der englische Absolutismus durch ein korruptiertes Parlament und der österreichische Absolutismus durch die

Stände der einzelnen Kronländer eingedämmt wurden. Im wesentlichen war es damals die Aufgabe der Kabinette, den Ausdehnungsbedürfnissen des Kapitals gerecht zu werden.

Die Kabinettskriege wurden nun nach Clausewitz durch die Volkskriege abgelöst, deren Ursprung er in der französischen Revolution von 1789 erblickte. Stellten die Kabinettskriege eine „beschränkte, zusammengeschrumpfte Gestalt des Krieges“ dar, so war der Krieg „urplötzlich wieder eine Sache des Volks geworden, und zwar eines Volks von 30 Millionen, die sich alle als Staatsbürger betrachteten“. „Mit dieser Teilnahme des Volkes an dem Kriege trat statt eines Kabinetts und eines Heeres das ganze Volk mit seinem natürlichen Gewicht in die Waagschale“. Clausewitz besaß zu viel historischen Sinn, um nicht zu erkennen, daß diese „merkwürdige Umwälzung der europäischen Kriegskunst“, „die ungeheuren Wirkungen der französischen Revolution nach außen“ viel weniger in neuen Ansichten der französischen Kriegführung, als vielmehr in den inneren Umwälzungen des französischen Staats, in der „ganz veränderten Staats- und Verwaltungskunst, in dem Charakter der Regierung, in dem Zustande des Volks usw.“ wurzelten. Jedoch die „näheren Umstände“ blieben ihm unklar. Er zog es vor, sich auf sie „nicht einzulassen“ und sich nur an ihre „Resultate“ zu halten.

Heute liegen die „näheren Umstände“ ganz klar. Der moderne Absolutismus war zwar die erste Staatsform der kapitalistischen Entwicklung, aber er barg noch tausend feudale Bestandteile in sich, die von ihr beseitigt werden mußten, sobald die kapitalistischen Produktivkräfte soweit herangereift waren, um sie als unerträgliche Hemmnisse zu empfinden. Nirgends war die Spannung dieser Gegensätze so scharf wie in Frankreich, denn in England war weder der Druck der feudalen Ueberreste so stark, noch waren in den Staaten des Festlandes die kapitalistischen Produktivkräfte so entwickelt wie in Frankreich. Das historische Wesen der französischen Revolution bestand darin, daß der „dritte Stand“ oder wie wir heute sagen die Bourgeoisie, als Träger der Kapitalmacht die lästig gewordene Vormundschaft des Absolutismus abschüttelte und die Welt nach ihrem Bilde umzugestalten unternahm. Daß sie sich dabei einbildete, das ganze Volk zu sein, gehörte zu jenen Illusionen, die nun einmal von allen revolutionären Kämpfen unzertrennlich und für deren siegreiche Durchführung in gewissem Sinne auch unentbehrlich sind. Es ist in der Tat ganz logisch, wenn die neuesten Geschichtsphilosophen, die die Befreiung von allen Illusionen als das höchste Ziel der Menschheit betrachten, den Verzicht auf jeden revolutionären Kampf als ihr radikalstes Heilmittel empfehlen. Man kann einen Menschen, der sich Einbildungen hingibt, nicht gründlicher von dieser Plage befreien, als indem man ihm den Kopf abschlägt, worin seine Einbildungen wuchern.

Die gänzliche Umwälzung des französischen Staats durch die Revolution wälzte auch sein Heerwesen um. Umgekehrt, wie bei Clausewitz, kommt es uns nicht auf die „Resultate“, sondern auf die „näheren Umstände“ an, wie aus der Revolution die Revolutionskriege von 1792 bis 1815 entstehen konnten. Es gibt darüber eine unermessliche Literatur, in der namentlich die Frage des Angriffs- und Verteidigungskrieges bis zum Uebermaße durchgedroschen worden ist. Dieser Maßstab versagt aber hier wie er überall versagt.

Nach außen hin begann die Revolution durchaus friedlich, nicht nur aus ihrer Illusion heraus, der Welt ein tausendjähriges Zeitalter allgemeiner Glückseligkeit zu eröffnen, sondern auch unter dem sehr praktischen Gesichtspunkt, daß, ehe sie völlig festen Boden unter den Füßen hätte, ein auswärtiger Krieg nur die erschütterte Macht des Königtums von neuem befestigen würde. Als sich im Jahre 1790 an einer amerikanischen Kolonialfehde — dem Streite Englands und Spaniens um den Nootkafund — abermals ein europäischer Krieg zu entzünden drohte und die französische Monarchie dies Feuer schürte, um ihr Sülleplein daran zu kochen, entriß ihr die Nationalversammlung das Recht der Entscheidung über Krieg und Frieden, um sie an diesem Kriege zu hindern, unter heftigem Widerstande des eben vom Hofe gekauften Mirabeau, aber unter dem stürmischen Verlangen der Jakobiner Barnave, Pétion und Robespierre. Auf der anderen Seite betrachteten die europäischen Monarchien die französische Revolution zunächst unter dem eigenfüchtigen und kurzfüchtigen Gesichtspunkt, daß sie die Macht ihres gefährlichsten Rivalen, eben des französischen Königs schwäche. Der deutsche Kaiser blieb ganz taub gegen die Hilferufe der französischen Königin, seiner leiblichen Schwester, und der preußische Gesandte in Paris wurde von seiner Regierung angewiesen, gute Freundschaft mit den Jakobinern zu pflegen; Pétion erhielt von ihm urkundliches Material, um es in der Verhandlung zu verwerten, die der französischen Monarchie das Recht der Entscheidung über Krieg und Frieden entriß.

Erst allmählich ergaben sich allerlei Streitigkeiten, bei denen die Unvernunft übrigens meist auf deutscher Seite war. Bei der Abtretung des Elssasses waren den deutschen geistlichen wie weltlichen Standesherrn, die in dieser Provinz angefessen waren, ihre feudalen Rechte von Frankreich verbürgt worden. Aber wenn sie diese Rechte gewahrt wissen wollten, auch nachdem die französische Nationalversammlung für das ganze Land mit dem feudalen Unrat ausgeräumt hatte, trotz der reichlichen Entschädigung, die ihnen angeboten wurde, so war das eine nichtsnußige Auflehnung der Barbarei gegen die Zivilisation. Das gleiche galt von dem Schutze, den die geistlichen Fürsten am Rhein den landesverrätherischen Umtrieben des französischen Emigrantengesindels gewährten. Doch würde es zu weit führen, in diese Einzelheiten einzugehen; entscheidend waren schließlich die großen historischen Gegensätze, die hüben und drüben aufeinander stießen und sich auf friedlichem Wege nicht ausgleichen ließen.

Die befreiende Gesetzgebung der Französischen Revolution wirkte aufreizend und aufrüttelnd auf die ausgefogenen und unterdrückten Länder, die Frankreich umgaben, und deren Regierungen kamen nachgerade hinter die später von Metternich bis zur Bewußtlosigkeit abgehaspelte Weisheit, daß man das Feuer im Nachbarhause löschen müsse, wenn man das eigene Haus vor der Feuersgefahr sichern wolle; die landesverrätherischen Zettelungen des französischen Königspaars fanden nachgerade in dem Maße geneigteres Gehör beim deutschen Kaiser und namentlich beim preußischen Könige, je verdienter die Demütigungen waren, die es um eben dieser Zettelungen willen von der Revolution zu erdulden hatte.

Die Revolution selbst wieder trat um so selbstbewußter auf, je tiefere Wurzeln sie in dem Boden Frankreichs schlug und in demselben Maße enthiüllte sie sich als eine bürgerliche Revolution. Bei den Neuwahlen im

September 1791 gelangten in der französischen Nationalversammlung die Girondisten ans Ruder, die den Krieg mit dem Auslande offen auf ihre Fahne schrieben. Es gehört — oder gehörte wenigstens bis vor kurzem — zu den allerschurrigsten Einfällen der bürgerlichen Geschichtsschreibung, die Girondisten als verbohnte Doktrinäre darzustellen, die um der republikanischen Staatsform willen die Welt an allen vier Ecken angezündet hätten oder auch als schwärmerische Idealisten, die in „himmelblauen Regionen“ geschwebt und höchstens verstanden hätten, „in den kochenden Strudel der Revolution von Zeit zu Zeit einen von Farbenschmelz und Dufttauperlen schimmernden Wortblumenkranz zu werfen“. Die Girondisten waren vielmehr eine hart gefottene Bourgeoispartei, die den Krieg aus kapitalistischen Ausdehnungsbedürfnissen wollten und mit diesem erhabenen Zweck den noch erhabeneren Zweck verbanden, die plebejischen Massen, die ihnen zum Siege verholfen hatten, aber nunmehr un bequem geworden waren, als Kanonenfutter im Kampfe mit dem Auslande loszuwerden. Sie benutzten die wachsende Anmaßung der auswärtigen Souveräne, um den nationalen Nerv zu reizen, und es gelang ihnen, die Versammlung im Frühjahr 1792 zur Kriegserklärung an den deutschen Kaiser fortzureißen. Wollte man deshalb aber, wenigstens in formeller Hinsicht, sich zu der Behauptung versteigen, Deutschland habe einen Verteidigungskrieg geführt, so würde man schlagend widerlegt werden durch jenes Manifest, womit das preussische Heer in Frankreich einbrach, jenes berühmte Manifest seines Oberbefehlshabers, des Herzogs von Braunschweig, das den Angriffs-, Eroberungs- und Verwüstungskrieg in so offenerherzig-schamloser Weise ankündigte, wie es weder vordem noch nachdem gesehen ist.

Die Revolutionskriege von 1792 bis 1815 waren danach revolutionäre Kriege, und sie blieben es auch dann, als sich die Revolution in der militärischen Diktatur Napoleons eine unwiderstehliche Waffe gegen eine Welt von Feinden geschaffen hatte. Aber es war eine bürgerliche Revolution, die sich in ihnen auslebte. Sie waren ebenso ein Kampf mit England um die Herrschaft über den Weltmarkt, wie ein Kampf für die bürgerliche Zivilisation gegen die feudale Barbarei. Dieser Zweck war im wesentlichen mit der Alleinherrschaft Napoleons erreicht; seitdem hatte Frankreich nichts mehr von den Kontinentalmächten zu fürchten und konnte seine Kriege auf den Kampf mit England konzentrieren, das an seinem Teil die Kontinentalmächte mit seinem Golde zu Hilfstruppen gegen Frankreich warb.

In dem kapitalistischen Kriege mit England hat Frankreich nicht gesiegt, wohl aber in dem zivilisatorischen Kriege mit dem feudalen Kontinentalmächten. Man darf sich darüber nicht täuschen lassen durch den Sturz Napoleons und die fünfzehn Jahre der bourbonischen Restauration, die ihm folgten. Napoleon ist allein durch die französische Bourgeoisie gefallen, die seiner militärischen Diktatur, in der sie immer nur ein Mittel für ihre Zwecke gesehen hatte, überdrüssig geworden war. Ihre Auflehnung lähmte seine Kraft in dem entscheidenden Winterfeldzuge von 1813 bis 1814. Bei einer gleichen Kraftanstrengung, wie sie Preußen zu gleicher Zeit leistete, hätte Frankreich noch eine Million Kämpfer stellen können, und der zehnte, höchstens der fünfte Teil davon hätte genügt, um den Sieg Napoleons zu sichern; dann wäre Frankreich mit der Rheingrenze noch immer mächtiger

als vor der Revolution gewesen und weitaus die erste Macht des Festlandes geblieben. Aber der kriegerische Genius war für die französische Bourgeoisie eine zu unsichere Kapitalsanlage geworden; sie ließ sich lieber die Rückkehr der schwachköpfigen Bourbonen gefallen, mit denen sie dann auch in der Julirevolution von 1830 leicht fertig geworden ist.

Die Revolutionskriege aber hatten trotz alledem ein neues Europa geschaffen. Wenn man früher wohl gemeint hat: um einen allzu hohen Preis, so wird man heute darüber in mancher Beziehung anders denken. Die über zehn Millionen Menschenleben, die sie nach einer Berechnung Ernst Moriz Arndts gekostet haben sollten, sind nach näherer Prüfung auf weit unter zwei Millionen, von denen etwa der vierte Teil auf Frankreich fällt, herabgesunken, und wahrscheinlich würde eine genauere Statistik noch weit geringere Zahlen ergeben. Die dreiundzwanzig Jahre der Revolutionskriege haben nicht entfernt so viele Verwüstungen und Zerstörungen verursacht, wie das erste Jahr des gegenwärtigen Weltkrieges.

Ihre historische Notwendigkeit wird in ein besonders scharfes Licht gestellt durch die Schmach, die auf dem Frieden lastet, den der preußische Staat im Jahre 1795 in Basel mit der französischen Republik schloß. Es gibt kaum eine andere Episode in der Geschichte der Revolutionskriege, über die das Urteil der Historiker, von Ranke bis Engels, so einstimmig wegwerfend lautet wie über den Baseler Frieden und die zehnjährige Ruhe, die er dem nördlichen Deutschland schuf. Dabei spielt nur nebensächlich mit, daß Preußen bei diesem Frieden seine Verbündeten verriet und das linke Rheinufer preisgab. Erst viel später ist es zum nationalen Bewußtsein geworden, daß der Rhein „Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze“ sei, und wenn anders Not kein Gebot kennt, so mußte Preußen den Frieden von Basel schließen, da seine Kräfte und Mittel nach drei Feldzügen so erschöpft waren, daß es den Krieg nicht fortführen konnte. Es mußte deshalb seine Bundesgenossen verlassen, gemäß der preußischen Staatsräson, die der König Friedrich dahin erläutert hatte, die Ehre eines Privatmannes und die Ehre eines Fürsten sei zweierlei. Der Privatmann müsse seinen eigenen Vorteil ohne Schwanken dem Wohle der Gesellschaft opfern; der Fürst aber, der den Vorteil eines großen Volkes im Auge haben solle, müsse sich selbst und seine Verpflichtungen opfern, sobald sie mit dem Wohle seines Volkes in Widerstreit gerieten. „Wir sind unsern Mitteln unterworfen und unsern Fähigkeiten; wenn unsere Interessen wechseln, so müssen wir mit den Bündnissen wechseln. Unser Beruf ist, über das Glück unserer Untertanen zu wachen; sobald wir also Gefahr oder Wagnis für sie in einer Allianz wahrnehmen, müssen wir lieber diese brechen, als jenes aufs Spiel setzen. Darin opfert sich der Souverän für das Wohl seiner Untertanen.“ Nach dieser Auffassung seines berühmten Oheims konnte sich der preußische König Friedrich Wilhelm II. sogar im hehren Glanze eines Märtyrers sonnen, als er den Frieden von Basel schloß.

Was diesen Frieden mit unvergessener Schmach bedeckt und die zerschmetternde Niederlage von Jena als seine gerechte Strafe erscheinen läßt, ist doch eben der Verzicht auf den Krieg zu einer Zeit, wo um der „Menschheit große Gegenstände“ gerungen wurde. Es ist die feige und selbstfüchtige Neutralitätspolitik, die sich ausschaltete aus dem Ringen großer historischer Gegensätze, in denen ein Hüben ein Drüben nur galt. Wenn unter der Vor-

auslegung der Klassengesellschaft der Friede immer und unter allen Umständen das höchste aller Güter sein soll, so müßten die preußischen Diplomaten, die den Frieden von Basel schlossen, ebenso gefeiert sein, wie sie verachtet sind, zumal da das Jahrzehnt der Ruhe, das dieser Friede dem nördlichen Deutschland bescherte, glorreich genug in der deutschen Geschichte erscheint.

Die Jahre von 1795 bis 1805 waren die Höhe unserer klassischen Literatur und Philosophie. In enger Gemeinschaft schufen Goethe und Schiller ihre unsterblichen Werke; an der Universität Jena lehrten gleichzeitig Fichte, Schelling und Hegel; ja der Baseler Frieden selbst gab den Anstoß zu dem berühmtesten Manifest der bürgerlichen Aufklärung gegen den Krieg, zu Kants „Ewigem Frieden“.

VII.

Kant war nicht der erste, der den „ewigen Frieden“ forderte; namentlich den Franzosen St. Pierre und den Engländer Hume hatte er zu Vorläufern, und von beiden ist er angeregt worden. Hume hatte so einfach wie gründlich dem Kriege den Krieg erklärt, indem er schrieb: „Wenn ich jetzt die Nationen im Kriege gegeneinander begriffen sehe, so ist es, als ob ich zwei besoffene Kerle sähe, die sich in einem Porzellanladen mit Prügeln herumschlagen. Denn nicht genug, daß sie an den Beulen, die sie sich wechselseitig geben, lange zu leiden haben, so müssen sie hinterher noch allen den Schaden bezahlen, den sie anrichteten.“ Diesen Satz hat sich Kant zum Leitstern seiner Schrift genommen, die sich freilich viel behutsamer und weitläufiger ausdrückt.

Obgleich es unbestritten ist, daß der Friede von Basel ihm den Anstoß zu seiner Schrift gegeben hat, so erwähnt sie den Frieden selbst nicht, wenigstens nicht unmittelbar. Mittelbar kann allerdings gleich der erste Satz, womit Kant beginnt, als eine Kritik des Baseler Friedens aufgefaßt werden. Kant schreibt: „Es soll kein Friedensschluß für einen solchen gelten, der mit dem geheimen Vorbehalt des Stoffs zu einem künftigen Kriege gemacht worden.“ Solchen „geheimen Vorbehalt“ enthielt aber der Baseler Frieden, indem sich die preußische Regierung für den Verzicht auf ihre linksrheinischen Besitzungen Entschädigungen in rechtsrheinischen Gebieten ausbedang, die natürlich ihren bisherigen Besitzern erst hätten entzogen werden müssen. Auch die Forderung Kants: „Kein Staat soll sich in die Verfassung und Regierung eines andern Staats gewalttätig einmischen“ kann als Verurteilung des preußischen Einmarsches in Frankreich gedeutet werden. Doch sind diese und einige andere kategorische Imperative, die Kant an die Spitze seiner Schrift stellt — stehende Heere „sollen“ mit der Zeit ganz aufhören, es „sollen“ keine Staatsschulden in Beziehung auf äußere Staatshandel gemacht werden usw. — nur Nebenwerk; der Schwerpunkt der Schrift liegt in dem „ersten Definitivartikel zum ewigen Frieden“, worin ausgeführt wird, daß die bürgerliche Verfassung in jedem Staat republikanisch sein müsse, wenn je die Möglichkeit eines ewigen Friedens geschaffen werden solle.

Diese Forderung paßte nun zu der damaligen Lage wie die Faust aufs Auge, denn die französische Republik zeigte handgreiflich, daß ihre Ver-

fassung sie keineswegs hinderte, Kriege zu führen. Allein Kant unterschied zwischen der demokratischen und der republikanischen Staatsverfassung. Die demokratische Staatsverfassung ist nach ihm gerade die ärgste Form des Despotismus, unerträglicher noch als die „Obergewalt eines Einzigen“, „weil sie eine exekutive Gewalt gründet, da alle über und allenfalls auch wider Einen (der also nicht mit einstimmt), mithin alle, die doch nicht alle sind, beschließen, welches ein Widerspruch des allgemeinen Willens mit sich selbst und mit der Freiheit ist.“ Dagegen trennt die republikanische Staatsverfassung die gesetzgebende von der ausführenden Gewalt; sie läßt die repräsentative Regierungsform zu, die mit der Monarchie und der Aristokratie möglich, mit der Demokratie aber, „weil alles da Herr sein will“, unmöglich ist.

Wie nun die also erläuterte republikanische Staatsverfassung die Kriege beseitigen und den ewigen Frieden herbeiführen soll, führt Kant so aus: „Wenn (wie es in dieser Verfassung nicht anders sein kann) die Beistimmung der Staatsbürger dazu erfordert wird, um zu beschließen, ob Krieg sein solle oder nicht, so ist nichts natürlicher, als daß, da sie alle Drangsale des Krieges über sich selbst beschließen müßten (als da sind: selbst zu fechten, die Kosten des Krieges aus ihrer eigenen Habe herzugeben; die Verwüstung, die er hinter sich läßt, kümmerlich zu verbessern; zum Uebermaße des Uebels endlich noch eine, den Frieden selbst verbitternde, nie [wegen neuer Kriege] zu tilgende Schuldenlast selbst zu übernehmen), sie sich sehr bedenken werden, ein so schlimmes Spiel anzufangen. Da hingegen in einer Verfassung, wo der Untertan nicht Staatsbürger, die also nicht republikanisch ist, es die unbedenklichste Sache von der Welt ist, weil das Oberhaupt nicht Staatsgenosse, sondern Staatseigentümer ist, an seinen Tafeln, Jagden, Lustschlössern, Hoffesten und dergleichen durch den Krieg nicht das Mindeste einbüßt, diesen als wie eine Art von Lustpartie aus unbedeutenden Ursachen beschließen, und der Anständigkeit wegen dem dazu allezeit fertigen diplomatischen Korps die Rechtfertigung desselben gleichgültig überlassen kann.“ In dem letzten Satz stimmt Kant mit dem König Friedrich überein, wenn auch in keinem andern Satze. Denn was man sonst immer diesem König nachsagen mag, so hat er niemals einen Krieg „aus unbedeutenden Ursachen wie eine Art von Lustpartie“ angefangen und sich auch keineswegs im Kriege persönlich geschont; freilich hat er auch nie seine Untertanen über Krieg oder Frieden abstimmen lassen, wodurch nach Kant der ewige Friede angebahnt worden wäre.

Mit größerer Kindlichkeit, als in diesem „Traktat“ Kants, läßt sich über die Kriegs- und Friedensfrage nicht wohl reden. Aber das ist kein Vorwurf, der Kant persönlich, sondern die bürgerliche Aufklärung überhaupt trifft, zu deren hervorragendsten Wortführern er gehörte. Es ist in doppelter Hinsicht bezeichnend, daß der einzige unserer Klassiker, der in damaligen Staatsfachen um sich wußte, Wilhelm v. Humboldt, die Schrift ganz auf die leichte Achsel nahm, nur daß ihm ihr „manchmal wirklich zu grell durchblickender Demokratismus“ einigen Kummer verursachte. Kant hätte es gar nicht nötig gehabt, in dem Vorwort der Schrift eine „clausula salvatoria“ anzubringen, das heißt die vorsichtige Bemerkung, da der praktische Politiker mit großer Selbstgefälligkeit auf den theoretischen Politiker als auf einen Schulweisen herabsehe, der dem Staate, der von Erfahrungsgrundsätzen

ausgehen müsse, mit seinen sachleeren Ideen keine Gefahr bringe, so werde der weltkundige Staatsmann hinter Kants auf gut Glück gewagten und öffentlich geäußerten Meinungen keine Gefahr für den Staat wittern. Im Jahre vor der Veröffentlichung der Schrift war Kant wegen „Entstellung und Herabwürdigung mancher Grund- und Hauptlehren der heiligen Schrift und des Christentums“ zur Verantwortung gezogen worden, aber in seiner Propaganda für den „ewigen Frieden“ und die „republikanische Staatsverfassung“ hat ihn kein „weltkundiger Staatsmann“ gestört, trotz des lebhaften Beifalls, den sie in den Kreisen der bürgerlichen Aufklärung fand.

In gewissem Sinne war die bürgerliche Aufklärung eine einzige große Illusion, wodurch sie freilich, den heutigen Illusionsvernichtern zum Trost, nicht aufgehört hat, eine weltgeschichtliche Erscheinung zu sein. Aber sie war es nirgends so sehr, wie in ihrem Kampfe gegen den Krieg. Sie hat den Krieg mit allen Waffen bekämpft, über die sie verfügen konnte, mit schneidender Logik, mit heißendem Witz, mit höhnischem Spott, mit flammendem Zorn, aber dem Kriege auch nur einen Strohalm in den Weg zu legen, ist ihr versagt geblieben. Im Gegenteil wurde der Krieg in der bürgerlichen Gesellschaft ein viel stärkerer Hebel der geschichtlichen Entwicklung, als er je in der feudalen Gesellschaft gewesen war. Die bürgerliche Aufklärung beschloß den Krieg mit Raketen, die ein mehr oder minder gelbes Licht auf ihn warfen, was diesen robusten Burschen keinen Augenblick bekümmerte, aber nie mit Kugeln, die ihn überhaupt nur verwundeten, geschweige denn ins Herz trafen. Sie konnte ihm schon deshalb nicht an den Leib, weil er für sie, bei allem furchtbaren Nachdruck, womit er seine Gegenwart bemerkbar machte, doch ein unsichtbarer Gegner blieb; sie verstand nichts von seinen Ursachen und seinem Wesen, und deshalb tappte sie völlig im Dunkeln, wenn es auf die Frage ankam, wie er beseitigt werden könne.

Aber wenn Kant mit seinem in der Tat „sachleeren“ Entwurf zum „Ewigen Frieden“ nur das Schicksal der bürgerlichen Aufklärung teilt, so kann die bürgerliche Aufklärung wieder nicht dafür verantwortlich gemacht werden, daß sie nicht über ihren Schatten zu springen vermochte. Sie war die Ideologie einer bestimmten Klasse, deren Sieg einen großen Fortschritt der menschheitlichen Entwicklung darstellte, wenn auch nicht ihr letztes Ziel, wie sie sich selbst einbildete. Sie von dieser Einbildung zu kurieren, war die Fortdauer des Krieges das gründlichste Mittel, allein die bürgerliche Aufklärung hätte sich von dem Boden lösen müssen, worin sie wurzelte, sie hätte aufhören müssen, sie selbst zu sein, wenn sie den Krieg als uneräußerlichen Bestandteil der bürgerlichen Gesellschaft hätte erkennen und namentlich auch einsehen sollen, daß er sich in dieser Gesellschaft um so breiter entfalten müsse, je höher sie selbst über früheren Gesellschaftsformationen stand. Sie suchte den ungebetenen Gast deshalb mit allen Mitteln menschlicher Beredsamkeit aus ihrem Hause zu scheuchen, und wenigstens soviel darf man ihr nachrühmen, daß sie diese Arbeit gründlich getan hat; seit hundert Jahren ist kein Gedanke für die Notwendigkeit des Friedens und die Verwerflichkeit des Krieges laut geworden, der sich nicht schon in den Schriften der Montesquieu, Voltaire und Rousseau, der Kant, Fichte und Herder fände.

Von diesem glänzenden, aber unfruchtbaren Erbe hat der moderne Sozialismus und die moderne Arbeiterbewegung nur allzu viel übernommen:

gerade von der schwächsten Seite der bürgerlichen Aufklärung hat er sich am wenigsten emanzipiert. War die bürgerliche Kritik dem Kriege gegenüber auf die Flüche oder Gebete beschränkt, womit mittelalterliche Mönche die Pest oder sonstige verheerende Seuchen bekämpften, so durfte die proletarische Kritik den Krieg untersuchen, wie der Arzt, der vor allen Dingen die wirklichen Ursachen der Krankheit erforscht, um danach ihre Heilmittel zu bemessen. Es hat gewiß auch daran nicht gefehlt, aber es ist doch immer viel zu viel an sittlicher Entrüstung über den Krieg verbraucht und viel zu wenig an wirklichem Studium des Krieges geleistet worden.

Gewiß — die Greuel des Krieges sind so furchtbar, daß sie in jedem menschlich empfindenden Menschen zunächst Empörung und Entsetzen erwecken. So wird man inmitten einer verheerenden Seuche viel größere Teilnahme für die Kranken empfinden als für den Arzt, der in scheinbarer Gefühllosigkeit seines Amtes waltet. Aber der gefühlloseste Arzt nützt dem Kranken immer noch mehr, als ihm unsere innigste Teilnahme nützen kann. So ist der kleinste Beitrag zur wirklichen Erkenntnis des Krieges immer noch wertvoller als die herrlichste Zornrede gegen den Krieg. Worauf es uns ankommen muß, ist nicht, die moralische Unvernünftigkeit des Krieges zu beweisen — denn das besorgt der Krieg schon selbst —, sondern die historische Vernunft zu erkennen, den er innerhalb der Klassengesellschaft hat. Hat man die erfaßt, so steht man auf festem Boden auch gegenüber dem Kriege, unter wie überwältigenden Eindrücken er immer hereinbrechen mag, während die flammendste Empörung über den Krieg noch nicht die geringste Bürgschaft dafür bietet, daß sie zur ebenso flammenden Begeisterung für den Krieg wird, sobald sein eherner Tritt die Welt erschüttert.

Die eigentümliche Schwierigkeit der Aufgabe, die hier zu lösen ist, besteht darin, daß sie die Dinge erkennen soll, wie sie sind, ohne daß die Erkenntnis der Dinge je die Grenze überschreitet, wo sie sich in eine Anerkennung verwandelt. Das ist uns zwar andern Erscheinungen der Klassengesellschaft gegenüber ganz geläufig, aber nicht ebenso gegenüber dem Kriege, der nun einmal, wie keine andere geschichtliche Erscheinung, die Leidenschaften bis auf den Grund aufregt. Bei jeder unbefangenen Untersuchung der Kriege und ihrer Ursachen läuft man auf der einen Seite die Gefahr, als Anhänger des Militarismus zu erscheinen, wie auf der andern Seite die Gefahr, dem Militarismus allzu große Zugeständnisse zu machen.

Das läßt sich namentlich auch an den namhaften Sozialisten studieren, die sich eingehend mit Kriegsfragen beschäftigt haben. Der alte Bürkli wurde verkehrt, weil er das „fromme Volk der Hirten“ ein für allemal aus der schweizerischen Geschichte warf und an ihre Stelle derbe Kriegsgesellen setzte, deren menschlich nicht eben anmutenden Gestalten seine offenbare Sympathie gehörte. So mußte sich Engels, als er die preußische Militärreform der sechziger Jahre in einer meisterhaften Schrift nach ihren geschichtlichen Zusammenhängen beleuchtete, von einem so bedeutenden Militärschriftsteller wie Rüstow war, der Sehnsucht nach einem preußischen Orden bezichtigen lassen, während sich immerhin nicht bestreiten läßt, daß Engels in seinen militärwissenschaftlichen Ausführungen manchmal an den Ton offizieller Schlachtenbulletins streift. Selbst ein so hervorragender Geist, wie Engels war, entzog sich schwer den beschränkenden Einwirkungen des geschichtlichen Stoffes, worin er wissenschaftlich arbeitete; in dem amerikanischen Sezessions-

kriege verleitete ihn mitunter die stramme Kriegführung der Südstaaten, an deren Sieg zu glauben, während Marx, der sich in kriegswissenschaftlichen Fragen stets nur als Laien betrachtet, unbeirrt an dem Siege der Nordstaaten festhielt.

Man muß jedoch versuchen, zwischen der Scylla und der Charybdis hindurchzusegeln, denn mit dem bloßen Vermünschen des Krieges ist nichts Nützliches getan und nichts Schädliches verhütet.

VIII.

Die französische Revolution von 1830 übte zwar einen gewissen Rückschlag auf einzelne Länder aus, aber eine europäische Revolution wurde erst wieder durch die Erhebung des französischen Volkes hervorgerufen, die im Februar 1848 daselbe gefeierte Königtum der Bourgeoisie stürzte, das im Juli 1830 hergestellt worden war. Jedoch obgleich diese Revolution das europäische Festland bis an die russische Grenze in ihre Strudel riß, entzündete sie dennoch nicht den Revolutionskrieg, den niemand lebhafter forderde als Marx und Engels.

Die „Neue Rheinische Zeitung“ rief unaufhörlich zum Kriege gegen Rußland auf. „Nur der Krieg mit Rußland ist ein Krieg des revolutionären Deutschlands, ein Krieg, worin es die Sünden der Vergangenheit abwaschen, worin es sich ermannen, worin es seine eigenen Autokraten besiegen kann, worin es, wie einem die Ketten langer, träger Sklaverei abschüttelnden Volke geziemt, die Propaganda der Zivilisation mit dem Opfer seiner Söhne erkaufte und sich nach Innen frei macht, indem es nach Außen befreit.“ Und als im Herbst wegen der schleswig-holsteinischen Frage ein europäischer Krieg auszubrechen drohte, schrieb das Blatt: „Der Krieg würde ein Krieg Deutschlands gegen Preußen, England und Rußland sein. Und gerade solch ein Krieg tut der einschlämmernden deutschen Bewegung not; ein Krieg gegen die drei Großmächte der Konterrevolution, ein Krieg, der Preußen in Deutschland aufgehen macht, der gerade gegen die alten konterrevolutionären Alliierten Deutschlands von 1792 bis 1815 gerichtet ist, ein Krieg, der das Vaterland in Gefahr bringt und gerade dadurch rettet, indem er den Sieg Deutschlands vom Siege der Demokratie abhängig macht.“ Es ist weder zu dem einen, noch zu dem andern Kriege gekommen, und zwar aus Schuld der Bewegung nicht, deren Wortführer Marx und Engels waren.

Ohne jeden Zweifel hatten sie recht, und die historische Entwicklung hat ihnen auch recht gegeben, wenn sie den Krieg mit den konterrevolutionären Mächten forderten, um die Revolution zu retten. Was sie im anderen Falle befürchteten, ist wirklich geschehen, der eiserne Fuß Rußlands zertrat am letzten Ende den revolutionären Brand. Aber wenn der Krieg das letzte Heil- und Hilfsmittel, wie der Klassengesellschaft überhaupt, so auch der bürgerlichen Revolution ist, so hat die bürgerliche Revolution doch ihr eigenes Gesetz. Sie ist nicht ein Produkt gesellschaftlicher Not, wie die proletarische Revolution, sondern umgekehrt ein Produkt gesellschaftlichen Wohlbestehens. Die Bourgeoisie gebietet schon über den Reichtum der Gesellschaft, ehe sie nach der politischen Gewalt verlangt, allein wenn deren Eroberung Gut und Blut verlangte, so war der Bourgeoisie ihr Gut und Blut doch viel zu kostbar, um es auf den Barrikaden oder den Schlachtfeldern zu opfern. Das überließ sie stets andern Leuten, und am liebsten dem Proletariat, das

nach ihrer Meinung nur um ihretwillen auf der Welt ist. Und so lange die Arbeiterklasse selbst dieses naiven Glaubens lebte und sich einbildete, daß sie ihre gesellschaftliche Not aufheben kann, indem sie das gesellschaftliche Wohlbefinden der Bourgeoisie vermehrt, so lange ging die Sache auch sehr gut, wie die Revolution von 1789 bewiesen hat und die Revolutionskriege, die ihr folgten.

Über in der Revolution von 1848 zeigte sich alsbald, daß sich das Proletariat nicht einfach mehr als Kanonensfutter von der Bourgeoisie gebrauchen ließ. Die Pariser Junischlacht von 1848 war ein weitleuchtendes Fanal, das aller Welt von der beginnenden Aufklärung der Arbeiterklasse zeugte. Seitdem verlor die Bourgeoisie die Lust an Revolutionen und Revolutionskriegen. Sie schrieb ihre ideologischen Forderungen überhaupt in den Schornstein und war nur noch auf die möglichst reichliche Erzeugung von Profit bedacht. Und dazu brauchte sie schließlich die politische Gewalt nicht selbst zu besitzen. Schon in den Jahren 1848 und 1849 begann die Bourgeoisie der beiden großen Kulturvölker, deren politische Zerrissenheit der kapitalistischen Profiterzeugungsmaschine die schwersten Hindernisse bereitete, ihre hilfselehenden Blicke auf diejenigen Einzelstaaten zu richten, deren Regierungen ihren ideologischen Anschauungen zwar am fernsten standen, aber über das schlagfertigste Heer geboten: die deutsche Bourgeoisie auf Preußen, die italienische auf Piemont. Indessen so schnell wie sie hofften, gelang das Bündnis nicht; man verstand sich gegenseitig noch nicht recht, und namentlich die unworbenen Regierungen blickten noch mit einigem Mißtrauen auf die umwerbenden Schönen.

Erst nach einem Jahrzehnt war man in mancherlei Not und Plage zu einem gegenseitigen Verständnis gelangt, und es folgten die Kriege von 1859, von 1866 und von 1870/71, in denen sich immer noch revolutionäre, aber auch schon reaktionäre Elemente so wunderbar mischten, daß sie selbst unter ehrlichen und konsequenten Revolutionären mancherlei Zwiespalt hervorrufen konnten und hervorgerufen haben. (Schluß folgt.)

Notiz.

Ein Jahr Geldpapierwirtschaft. Was man vor dem Kriege für unmöglich gehalten hat, die Rückkehr zur Geldpapierwirtschaft der kapitalistisch entwickelten Länder, ist während dieses Krieges zur Tatsache geworden. Der Verkehr bedient sich fast in allen Ländern ausschließlich des Papiergeldes, von den wenigen Scheidemünzen abgesehen. Die meisten Länder haben auch Goldausfuhrverbote erlassen. England hält nominell an der Goldwährung fest, aber nur in den Vereinigten Staaten ist diese unantastbar geblieben.

Auf die steigenden wirtschaftlichen Folgen dieser Erscheinung soll vorläufig nicht eingegangen werden: ist doch eine völlig klare und rücksichtslose Darlegung aller Folgen aus bekannten Gründen noch unmöglich. Hier sollen vielmehr bloß einige Zahlen zur Beleuchtung der Tatsache an und für sich angeführt werden.

Die Bank von England hat ihren Notenumlauf relativ am geringsten erhöht. Er ist von 580 Millionen Mark am 24. Juli 1914 auf 675 Millionen Mark am 21. Juli 1915 angestiegen. Damit ist aber die Menge des in England umlaufenden Papiergeldes keineswegs erschöpft. Vielmehr kommen noch *Currency Notes* hinzu, die zu Beginn des Krieges herausgegeben worden sind, um den Bedarf an kleinen Zahlungsmitteln, vor allem um den Banken und Akzept-

häufeln in ihrer durch den Krieg hervorgerufenen Not zu Hilfe zu kommen. Solche Noten waren am 15. Juli für 49,3 Millionen Pfund, also für 986 Millionen Mark, im Umlaufe. Die Menge des in Wirklichkeit umlaufenden Papiergeldes hat sich somit in England fast verdreifacht.

Das in der Bank von England aufgespeicherte Gold betrug vor dem Kriege rund 800 Millionen Mark, am 22. Juli 1915 1189 Millionen Mark. Die Goldreserve bei den Currency Notes stellte sich auf 570 Millionen Mark; die Gesamtgoldmenge bei der Bank ist um rund 119 Prozent gestiegen.

Bei der Bank von Frankreich ist in dieser Zeit der Notenumlauf von 4,73 auf 10,0 Milliarden Mark oder um 113 Prozent angestiegen, während sich der Goldvorrat sogar etwas (um 1 Prozent) vermindert hat. Der Wechselbestand ist bei ihr um 4,9 Prozent gestiegen. Ein sehr großer Teil ihrer Wechsel sind Prämioratoriumswchsel, das sind solche Wechsel, die vor der Einführung des Moratoriums bereits vorhanden waren. Bis zum 1. Oktober mußte die Bank von Frankreich von den Kreditbanken rund drei Milliarden Frank Wechsel übernehmen; am 10. Dezember waren bei ihr noch 3,64 Milliarden prolongierte Wechsel, von denen am 22. Juli noch 2,16 und am 5. August 2,11 Milliarden Frank in den Kassen der Bank geblichen waren. Mehr als anderthalb Milliarden sind also zurückgezahlt, ein Beweis für die Kraft der französischen Wirtschaft. Immerhin kommen noch auf 262,5 Millionen Frank normale Wechsel 2163 Millionen prolongierte Wechsel!

Die Bank von England verzeichnet einen Wechselbestand von 3291 Millionen Mark gegenüber einem solchen vor dem Kriege von rund 680 Millionen Mark. Auch hier füllen die prolongierten Wechsel den weitaus größten Teil des Portefeuilles aus. Im ersten Kriegsmonat wurden für 1,5 Milliarden Mark neue Wechsel hereingenommen, von denen bis Ende Februar 1915 nur ein Teil gedeckt wurden. Vom 26. Februar bis zum 21. Juli ist das Portefeuille wiederum von 102,9 auf 164,6 Millionen Pfund angewachsen, wohl zum Teil durch Inanspruchnahme der Bank für die neuen Kriegsanleihen.

Der Notenumlauf der Reichsbank ist von 2909 Millionen Mark am 31. Juli 1914 auf 5538 Millionen Mark am 31. Juli 1915, also um 90 Prozent gestiegen. Es kommen aber noch Reichstassenscheine im Betrage von 210 Millionen und Darlehntassenscheine im Betrage von 750 Millionen Mark hinzu, so daß sich der Gesamtbetrag des umlaufenden Geldes mehr als verdoppelt hat. Der Goldvorrat hat in derselben Zeit sich von 1253 auf 2289 Millionen Mark, mithin um 80 Prozent vermehrt, die Deckung der Noten aber, die bei Beginn des Krieges 43,1 Prozent betrug, ist nur auf 43,3 Prozent gestiegen. (Vergl. auch S. Cunow, Vom Wirtschaftsmarkt. Seite 708.)

Sehr gewaltig ist der Wechselbestand angewachsen, von 751 Millionen bis auf 6860 Millionen am 31. März 1915. Seitdem ist er auf 4552 Millionen (am 23. Juli) zurückgegangen, hat sich aber am 31. August auf 4942 Millionen erhöht, eine Folge der neuerlichen Inanspruchnahme der Reichsbank durch das Reich.

Bei der russischen Staatsbank ist der Notenumlauf von 1630,4 auf 3796,7 Millionen Rubel angestiegen. Außerdem befindet sich aber noch reines Staatspapiergeld im Umlauf, Scheine der Kreditkassenzlei, über dessen Umfang ich keine genauen Angaben besitze. Der Goldbestand der Staatsbank hat sich inzwischen von 1745,1 auf 1672,5 Millionen Rubel vermindert.

Wie gesagt, wir können und wollen an dieser Stelle die Folgen dieser Papiergeldwirtschaft nicht untersuchen. Für jeden Kundigen wird es aber ohne weiteres klar, auf welche Schwierigkeiten die Einlösung der Noten bei der Rückkehr zu normalen Verhältnissen stoßen wird. Es werden Jahre vergehen, bis die Einlösung der neuen Noten durchgeführt werden kann.

Der Direktor der Deutschen Bank, Gwinner, meint, daß nicht alle Staaten imstande sein werden, ihre durch den Krieg verursachten Staatsschulden zu tragen. Mit noch größerer Sicherheit kann man den Zusammenbruch der Währung in

einigen Ländern vorausagen. Vorläufig konstatieren wir, daß der Wechselkurs aller kriegsführenden Länder stark gesunken ist, der englische (in Amerika) um 2 Prozent, der französische um 5—7 Prozent, der italienische um 15—16 Prozent, der deutsche (in der Schweiz) um 12 Prozent, der österreichische um 20—23 Prozent, der russische um 25—30 Prozent.

Die Kriegserbschaft wird sich auch auf dem Gebiete der Geldverschlechterung noch lange sehr unangenehm fühlbar machen. Sp.

Literarische Rundschau.

Prof. A. Philippson, *Das Mittelmeergebiet, seine geographische und kulturelle Eigenart*. 3. Auflage. B. G. Teubner, Leipzig 1914. Gehftet 6 Mark.

Die dritte Auflage des vorliegenden Buches erschien zur Zeit, als der gegenwärtige Krieg seinen Anfang nahm, lag aber, wie der Datierung des Vorwortes zu entnehmen ist, schon ein Jahr vorher zum Druck fertig vor. Da ist es interessant, die Schlüsse, zu denen der Verfasser bei einer derartigen monographischen Arbeit kommen muß, mit den Resultaten und Tendenzen der derzeitig sich abspielenden Ereignisse zu vergleichen; um so mehr, als Philippsons geographische Darstellung nicht im Stil der althergebrachten trockenen Länderbeschreibungen mit ihrer zusammenhanglosen Aneinanderreihung von Namen und Zahlen gehalten ist, sondern konsequent die Methode der „ursächlichen Verknüpfung der menschlichen Erscheinungen mit der Natur ihres Schauplatzes“ anwendet. Die moderne Geographie entwickelt sich immer mehr zu einem Grundpfeiler historisch-materialistischen Denkens. Gewiß war sie eine Zeitlang bei Historikern und Nationalökonomien in Mißkredit gekommen, da sie mehr dichterisch-intuitiv mit subjektiven Spekulationen und ideologischen Konstruktionen arbeitete. Aber jene, die heute noch die Geographie als nebensächliche Wissenschaft ansehen, vergessen, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse, von denen heute Nationalökonomie und Geschichte, andere Wissensgebiete ungetrennt ausgehen, geographische Faktoren als Grundlage und Ausgangspunkt haben. Gerade diese Bedeutung modern-geographischer Forschung ist zwar heute noch nicht vollkommen herausgearbeitet — dazu ist die Eifersucht unter den einzelnen Disziplinen zu groß; zudem wirkt auf einen erheblichen Teil der heutigen Gelehrten der historische Materialismus noch wie ein rotes Tuch —, aber die Forschung selbst bewegt sich doch bei den modernen Geographen, besonders der Richtofenschen Schule, ganz in dieser Richtung. Vergessen werden darf auch nicht, daß von der Geographie am ehesten eine Popularisierung speziell der Geschichte, die bei uns so dringend nötig ist, ausgehen kann; auf geographischer Grundlage läßt sich am ehesten historisches Verständnis in breiteren Schichten der Bevölkerung vermitteln.

So reich wie die englische und amerikanische Literatur ist die deutsche nicht an geographischen Werken, die für Kreise außerhalb der Fachgelehrten geschrieben sind. Philippsons Buch gehört jedenfalls zu den hervorragendsten dieser Art. Eine zusammenfassende Monographie der Mittelmeerlande als einer geographischen Einheit will es sein. Darin gibt sich ein erst in der jüngsten Zeit auftretendes Bestreben kund, die Erde räumlich anders als in der hergebrachten Form zu gliedern. Dieses Bestreben bedeutet die Einstellung der geographischen Forschung auf die wirtschaftliche und politische Entwicklung der Gegenwart. Die seither übliche Einteilung der Kontinente ist veraltet; sie ist zu oberflächlich; zur Beurteilung der menschlichen Entwicklung reicht sie nicht aus, ist vielfach sogar irreführend. Es wäre verfehlt, die rein äußerlichen, mehr oder weniger geschlossenen Küstenformen als Rahmen anzunehmen, der für die Entwicklung der darin eingeschlossenen Völker allein bestimmend war. In den herkömmlichen geographischen Einteilungen und Grenzbestimmungen sehen wir heute Rudimente einer Forschungsmethode, die in

der Geographie noch bis in das Zeitalter der Entdeckungen zurückreicht. Ganz so einfach gestaltet sich die Einteilung der Erde als Wohnbezirk des Menschen doch nicht; die horizontale Gliederung allein kann nicht den Ausschlag geben, dazu treten Vertikalgliederung und vor allem die klimatischen, ferner sekundäre historische und soziologische Faktoren, die alle nicht übersehen werden dürfen. Versuche, geographische Einheiten aufzustellen, die diesen Forderungen entsprechen, sind in letzter Zeit mehrfach unternommen worden; sie haben weder vor den seitherigen Kontinental-, noch vor den derzeitigen politischen Grenzen Halt gemacht, und spiegeln so auch die gegenwärtigen imperialistischen Strömungen und — allerdings schwerer erkennbar — die Ansätze zu künftiger Gestaltung wider. Einen umfassenden Versuch stellt z. B. E. Banse jüngst erschienene Länderkunde dar. Meist zeigt sich jedoch das Bestreben, Kulturgrenzen aufzustellen, in Monographien wie der Philippponschen. Daß diese Versuche nicht im ersten Anlauf gelingen, ist leicht einzusehen. Auch Philipppons Umgrenzung eines „einheitlichen Kulturgebiets“ um das Mittelmeer herum ist keine glückliche Konstruktion. Es ist sozusagen die Umkehrung der seither üblichen Methode, bei der die Umrahmung der Festländer durch die Meere die Kontinente schuf; hier soll die Umrahmung eines geschlossenen Meeres durch die zunächst liegenden Küstenländer ein Erdteil-Individuum schaffen. Einer oberflächlichen Betrachtungsweise mag das genügen, geographisch-tiefschürfend ist es nicht. Dazu kommt, daß diese Art, Grenzen zu ziehen, schon um deswillen geographisch nicht berechtigt ist, weil für Philipppon die herkömmliche geschichtliche Entwicklung im Altertum und Mittelalter sicher bei seiner Monographie Pate stand; diese Eierschalen des humanistischen Gymnasiums führen zu einer Voreingenommenheit, die sich in mancherlei gewaltsamen Konstruktionen äußert, z. B. wenn in dem Buch von „gemeinsamen, also mediterranen Eigentümlichkeiten der Mittelmeer-menschen“ gesprochen wird. Die ganze Umrahmung des Mittelmeers ist durchaus nicht „ein einheitliches Naturgebiet mit gleichartigen Vegetations- und Kulturbedingungen“. Wir stimmen E. Banse durchaus zu, der in Nordafrika und Vorderasien selbständige geographische Individuen sieht, die mit Südeuropa nur wenig Gemeinsames aufweisen.

Diese prinzipielle Stellung soll uns aber nicht hindern, das Buch Philipppons als eine der besten deutschen geographischen Arbeiten zu empfehlen; es dürfte gerade zur Beurteilung und Entwirrung des gegenwärtigen Chaos wertvoll sein. Auf Einzelheiten des Inhalts braucht hier nicht eingegangen zu werden. Die Disposition ist die in anthropogeographischen Arbeiten übliche: Weltlage, Bau und Entstehungsgeschichte in ihrem Einfluß auf die Oberflächengestalt; Uebersicht der einzelnen Teile des Mittelmeergebiets; das Mittelmeer; Küsten; Klima; Gewässer; Oberflächensformen und Boden; Pflanzenwelt; Landtiere; der Mensch. Als besonders gelungen seien die Kapitel angeführt, die die Küstenbeschreibung, die Siedlungsverhältnisse des Gebiets und die Entwicklung der Handelswege zum Vorruf haben. Etwas zu kurz kommt die Darstellung der jüngsten kapitalistischen Ära, die anscheinend dem Verfasser überhaupt nicht sehr liegt; dasselbe gilt auch von den Modernisierungsbestrebungen der heutigen Türkei, über die ein ganz schiefes Urteil abgegeben wird.

Die Ausstattung des Buches, auch durch recht instruktive Bilder und Karten, ist vorzüglich. Gg. Engelbert Graf.

Die Kolonien der europäischen Mächte und der Vereinigten Staaten von Amerika. Statistische Darstellung mit 4 Karten, herausgegeben von der Deutschen Kolonialgesellschaft. Verlag D. Reimer, Berlin 1915. Preis 2 Mark.

Diese Publikation darf wohl als ein Teil einer Denkschrift der Kolonialgesellschaft zu den bevorstehenden Friedensverhandlungen angesehen werden. Sie bringt Angaben über die administrative Verwaltung und Zahlen über Umfang, Bevölkerung,

Handel und Staatshaushalt der Kolonien. Vergleichbare Zahlen werden nur für einige Kolonien, man kann sagen, fast ausschließlich für solche, die, nach der Meinung der kolonialen Kreise, bei den Verhandlungen eine Rolle spielen könnten, angegeben. So werden besonders die portugiesischen Kolonien ausführlicher behandelt. Ein Urteil über die wirtschaftliche Entwicklung und die wirtschaftlichen Aussichten der Kolonien kann man aus diesem Werk nicht gewinnen. Für wissenschaftliche Arbeiten ist die Zusammenstellung auch als Nachschlagewerk fast gar nicht zu benutzen. Ein weiterer Mangel der Publikation liegt in dem Fehlen einer Gesamtübersicht, die einen allgemeinen Ueberblick gestattet hätte. Warum eine Tabelle über die deutsche Einfuhr und nicht auch eine über die Ausfuhr hinzugefügt ist, warum die Gesamte Einfuhr als Rohbodenprodukteneinfuhr bezeichnet wird, ist unverständlich. Uebrigens ein Gutes hat diese Tabelle, indem sie die geringe Bedeutung gerade der afrikanischen Kolonien als Rohstofflieferanten vor die Augen führt. Sp.

„Die Glocke“. Sozialistische Halbmonatsschrift. Herausgegeben von Parvus, München, Verlag für Sozialwissenschaft, Altheimer Str. 19. Heft 1.

Das erste Heft enthält zwei Artikel. Einen, Omega gezeichnet, der eine Sammlung von „Stichproben“ russischer Korruption gibt, und einen programmatischen Artikel von Parvus, betitelt „Die deutsche Sozialdemokratie“. Will man dessen Inhalt kurz zusammenfassen, dann kann man sagen, daß er gleichzeitig die Politik der Genossin Lugenburg und die des Genossen David verflucht. Das geschieht in der Weise, daß der deutschen Sozialdemokratie der Vorwurf gemacht wird, sie habe in den Jahrzehnten vor dem Krieg nicht genügend revolutionären Willen und revolutionäre Energie entwickelt. Sie habe die Revolution immer weiter hinausgeschoben und dadurch den Weltkrieg ermöglicht.

„Konnte der Krieg verhindert werden? Wie die Dinge sich entwickelt haben, nein! Anders aber, wenn die deutsche Sozialdemokratie in ihrer ganzen Entwicklung seit dem Fall des Sozialistengesetzes mehr revolutionäre Entschlossenheit gezeigt und auf diese Weise sich mehr politische Geltung verschafft hätte. Sie wußte wohl, was nötig war, als sie die Politik der Regierung bekämpfte. Sie mußte bloß auf ihrem Willen bestehen, statt immer wieder einem entscheidenden Konflikt auszuweichen.“ (S. 37.)

War aber einmal der Krieg unvermeidlich geworden, dann blieb nur eine Politik übrig, wie sie von den entschiedensten Vertretern der Mehrheit unserer Partei verfolgt wird. Gibt die Darstellung von Parvus bis zum Kriegsausbruch der Genossin Lugenburg recht, so nach dem Kriegsausbruch dem Genossen David.

Am Krieg und Militarismus sieht Parvus viele gute Seiten:

„Man kann den Krieg nicht ausschließlich vom Standpunkt der Krankenschwester betrachten. Er hat nicht nur Krüppel und Kranke geschaffen. Ein neues Geschlecht ist entstanden — stählernhart, stolz und frei, ernst in seinem Willen, kühn in seinem Streben.“ (S. 51.)

Der Krieg wäre also das Stahlbad, das die alternde Sozialdemokratie verjüngt. Sie würde nach dem Kriege die revolutionäre Energie entwickeln, die sie vor ihm verloren hatte, und große Ziele erkämpfen.

„Folgende sind es vor allem:

1. Der Achtstundentag in der Industrie.
 2. Die Umgestaltung der Volksschule zu einer wirklichen Volksbildungsanstalt.“
- (S. 52.)

Damit werde die Sozialdemokratie eine Macht werden und den dauernden Frieden gewährleisten.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 25

Ausgegeben am 17. September 1915

33. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die größere Gefahr.

Von Jakob Pfister (Czernowiz).

I.

Ein Jahr Weltkrieg — welche Unsumme von Elend und Not, Gram und Sorge drückt sich in diesen Worten aus. Und doch sind die gewiß unerfesslichen Verluste an Menschenleben und unmittelbarer Volksgeundheit, die zerstörten Güter und die Minderung des Volksvermögens bei weitem noch nicht das schlimmste. Die lange Dauer des Krieges schafft noch größere Gefahren. Nicht nur, daß jeder weitere Kriegsmonat die Summe all der genannten Kriegsfolgen mehrt, er schafft neue und sehr schwerwiegende. Ich will damit beginnen, was ich beobachtet habe im Kriegsgebiete, im Etappenraume und im Hinterlande. Man braucht nur für einige Wochen sich aus dem Kriegs- und Etappenraum zu entfernen, um dann bei der Rückkehr sofort den grundlegenden Wandel in fast allen moralischen Anschauungen wahrzunehmen. Eine beispiellose Gier nach Erwerb, verbunden mit vollständiger Skrupellosigkeit fällt sofort auf. Nicht nur, daß jedes Mittel gut genug ist, wenn es nur zum Erwerb führt, man schämt sich dieser Mittel auch nicht. Die Bevölkerung verliert das Empfinden dafür, daß diese Mittel unanständig sind. Vielerlei hat da zusammengewirkt. Vor allem die Sorge für die Zukunft. Wer da nicht weiß, wie lange diese Ungewißheit dauert und ob er später genug zum Leben hat, und wer sein bißchen Hab und Gut täglich der Gefahr der Vernichtung ausgesetzt sieht, der will bares Geld haben, um jeden Preis bares Geld. Ein anderes Moment ist die leichte Möglichkeit, Geld zu erhalten. Soldaten und insbesondere Offiziere rechnen nicht so sorgsam. Sie nehmen alles und zahlen, wieviel man verlangt. Es ist diese Erscheinung nicht zu verwechseln mit den Methoden der großen Militärlieferanten. Es gibt wohl solche, die durch Lieferung schlechter Ware ihr Geschäft zu machen suchen, aber zumieist heimfen diese Prozentpatrioten ihre Gewinne durch die gewohnten kapitalistischen Methoden ein, während wir es hier mit einem Wandel der Moral großer Massen zu tun haben.

Bis weit ins Land hinein reicht die Wandlung der sexuellen Moral. Die Ursachen liegen klar zutage. Mann und Frau werden für viele Monate auseinandergerissen. Die Männer sehen den Tod vor sich und denken oft, wer weiß, was der nächste Tag bringen wird, ich will den heutigen nützen. Dazu auf beiden Seiten das normale Geschlechtsbedürfnis. Ist es im Hinterlande, sehen sich Dörfer plötzlich in Militärlager verwandelt. Jedes Haus hat seine Einquartierung. Wo Trieb und Gelegenheit da ist, versagt die Treue leicht. Und war es heute der, warum nicht morgen jener? Im

Etappenraume und Kriegsgebiet kommt dazu noch das rohere Werben des Mannes. Ich glaube nicht an die vielen Märchen von Bergewaltigungen. Ich habe fast die ganze Zeit im Operationsgebiete gelebt und gefunden, daß die meisten Berichte darüber Phantasiegebilde sind. Wahr ist aber, daß das ungefüme und gewaltsame Werben des Mannes den Widerstand des Weibes nicht recht aufkommen läßt. Zu alledem kommt natürlich noch das Geld. Aber auch hier ist wieder das Entscheidende nicht, daß diese Geschlechtsvermischung geschieht, sondern daß sie ohne Scham geschieht. Auch hier eine Wandlung der Moral in Folge der langen Dauer des Krieges, die gewiß nicht einfach mit dem Kriege verschwinden wird. Wenn nun auch die Geschäfts- und Geschlechtsmoral der bürgerlichen Gesellschaft schwere Mängel hat und die Moral der Klassen nicht gleich gewertet werden kann, was jetzt geschieht, ist vor allem Massenerscheinung und eine Wandlung zum Schlechteren. Es bricht nicht nur die bürgerliche Moral zusammen, auch all die Keime einer höheren Sittenordnung werden unterdrückt.

Das sind Beobachtungen. Aber kann es denn außerdem bestritten werden, wenn wir es auch noch nicht vor uns sehen, daß all die Menschen, die Tag um Tag Blut vergießen, die sehen, daß der Mensch nur eine Ziffer ist, und daß das Leben des Individuums nichts gilt — werden sie sämtlich auch sofort, wenn sie das feldgraue oder erdfarbene Gewand ablegen, wieder die frühere Achtung vor dem Menschenleben und die frühere Wertung des Individuums haben? Werden nicht vielmehr gar manche von ihnen, wenn sie sich in ihren Rechten verletzt glauben, auch daheim die brutale Gewalt als die ultima ratio ansehen?

II.

Eine weitere Gefahr der langen Dauer des Krieges ist die doppelte Schädigung der Volksgesundheit. Nicht nur, daß so und so viele als Krüppel heimkehren, von jenen, die mit heilen Gliedern davorkommen, tragen doch auch viele schweren Schaden davon. Epileptiker in Folge von Kopfschüssen, Herzleidende und Neurastheniker werden nicht nur den Gesundheitszustand der Gegenwart sehr ungünstig beeinflussen, sie werden Kinder in die Welt setzen, die ihrerseits gewiß nicht zu den Gesündesten zählen werden. Von der so großen Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten und ihren so argen Folgen für Frau und Kind ganz zu schweigen. Auch hier schafft jeder weitere Monat Krieg die Gefahr immer doppelt. Nicht nur, daß eben zwölf Monate Krieg zweimal so viele Kranke zeugen als sechs Monate, durch die lange Dauer des Krieges entstehen erst viele Krankheiten. Mancher hält es sechs Monate ohne erheblichen Schaden aus, aber nach zwölf wird er herzleidend, rheumatisch und neurasthenisch, und das Leiden wird mit jedem Kriegsmonat weiter immer schwerer heilbar. Die Gonorrhöe, die nach drei Monaten vielleicht noch zu heilen war, spottet nach zwölfmonatiger Dauer vielleicht schon der ärztlichen Kunst. Also auch auf gesundheitlichem Gebiete schafft die lange Dauer des Krieges neue Schäden, wie sie alte vertieft. Schäden, die sich lange über den Krieg erhalten und sogar die nächste Generation ergreifen können.

Nicht genug damit, die Schädigung ist eine doppelte. Zwischen den Geschlechtern tritt eine Verschiebung ein, die Zahl der Frauen überwiegt.

Es bleibt aber eine größere Anzahl von Frauen außerhalb des Geschlechtsverkehrs, wenigstens offiziell. Wie dem auch sei, im äußersten Falle leidet nur ihre Gesundheit, mit ihrem Tode verschwindet der Schaden. Aber die anderen? Daß infolge der Zunahme der Geschlechtskrankheiten die Frauen mittelbar ihr Kontingent zu den Kriegstrüppeln stellen werden, ist schon oben gesagt. Damit nicht genug. Am ärgsten hergenommen sind in allen Staaten die heiratsfähigsten Männer. Sie haben das größte Kontingent zu den Kämpfern gestellt, sie stehen am längsten im Felde, sie haben die meisten Toten und Invaliden. Ein großer Prozentsatz von Frauen wird also ältere Männer heiraten. Man kann dies auch so ausdrücken: Bisher fand jede weibliche Altersschicht die ihr entsprechende männliche. Nunmehr werden die jüngeren weiblichen Jahrgänge in den gewohnten und passenden männlichen Jahrgängen nicht genug Gatten finden. Sie werden daher auf ältere Jahrgänge greifen und in der Konkurrenz mit den diesen entsprechenden weiblichen Altersschichten vermöge ihrer Jugend als Sieger hervorgehen. Die Altersdifferenzen zwischen Mann und Weib werden weit größer werden. Solche von 20 Jahren werden sehr häufig sein. Man darf sich natürlich die Sache nicht so vorstellen, als ob dieser Prozeß sich so bewußt und rechnerisch abspielen wird; die wenigsten machen ihn denkend und wollend mit, die allermeisten werden eben von den Verhältnissen geschoben und finden natürlich, was bisher nur Ausnahme war. Als Ausnahme mag die größte Altersdifferenz unter Eheleuten hingehen, als Regel wird eine Differenz von 20 Jahren gewiß zu Unstimmigkeiten führen, die nicht ohne Einfluß auf die Kinder sein können. Also wieder Schädigung der nächsten Generation.

* * *

Der Gegenstand ist damit noch lange nicht erschöpft, doch beweisen schon diese Ausführungen, die im großen und ganzen für alle kriegsführenden Staaten gelten, wie dringend es wäre, daß der Weltkrieg bald sein Ende finde. Gewiß setzt dieses Ende allerlei politische, strategische, auch technische und moralische Momente voraus, aber unzweifelhaft ist, daß, wenn der Krieg noch lange dauert, für Sieger und Besiegte es gar keine Vorteile und Errungenschaften gibt, die diese Nachteile und Opfer wettmachen könnten.

Das Buch der Zwanzig.

Von Adolf Braun.

Wenn man dieses Buch¹ in die Hand nimmt, drängt sich einem Pfarrer Raumanns Wort „von Basser mann bis Bebel“ auf. Freilich, Basser mann will nicht und Bebel wollte nicht. Basser mann will nicht einmal das Vereinsgesetz den Bedürfnissen der Gewerkschaften anbequemen, und Bebel, der heute von allen als Kronzeuge angeführte, ist uns entrissen. Er fehlt uns heute mehr denn je. Der bürgerliche Herausgeber dieses Werkes, der Biblio-

¹ Die Arbeiterschaft im neuen Deutschland, herausgegeben von Friedrich Ihme und Karl Legien. Leipzig 1915, Verlag von E. Hirtzel. VI und 232 Seiten. 8°. 2 Mark.

thekar des preußischen Herrenhauses *Thimme*, ist ein Historiker, dessen selbständige Arbeiten auf dem Gebiete der Geschichte Hannovers in den Zeiten der napoleonischen und der preußischen Annexionen liegen. Bekannt wurde er als Herausgeber der Reden *Miquels* und *Bennigfens*. Ob er im Sinne dieser letzten großen Nationalliberalen zu handeln meinte, als er in Gemeinschaft mit Genossen *Legien* für dieses Buch die Mitarbeiter zu werben begann, deutet er nicht an. Es wird auch in diesem Buche keine Vermutung aufgestellt, wie sich *Bennigsen* oder sonst ein bürgerlicher maßgebender Politiker von historischer oder aktiver Bedeutung zu diesem Buche und zu seinen Zwecken stellt und stellen könnte. Von *Marx* und *Engels* und *Bebel* wird in diesem Buche verschiedentlich gesprochen. Es ist an vielen Stellen eine ausdrückliche und an mehr Stellen noch eine zwischen den Zeilen zu lesende Polemik gegen den *Marxismus* oder gegen das, was sich dieser oder jener unter *Marxismus* vorstellt, während *Bebel* als ein Kronzeuge für die Aufgaben dieses Buches verschiedentlich angezogen wird. *Bebel* hat sicherlich nicht geahnt, von wem er und wie er während des Krieges als Zeuge einer besonderen Art sozialdemokratischer Politik zitiert werden wird. Wir wollen keine Erwägungen anstellen, wie er über das vorliegende Buch gedacht hätte. Heute werden manche dieses Buch für eine politische Tat halten, ob es das ist, wird die Zeit nach dem Kriege entscheiden.

Das Buch als Ganzes ist jedenfalls ein allerneuestes in der Geschichte der Sozialdemokratie, ihrer Methoden und Mittel wie ihrer Ausdrucksformen. Wir glauben, daß dieses Buch nicht von einer langen Reihe ähnlicher Erscheinungen gefolgt werden wird, es wird vielleicht noch dieser oder jener ähnliche Versuch gemacht werden. Aber aus dem Experiment in die praktische Politik dürfte dieser Weg nicht führen. Darüber zu streiten, hat heute keinen Sinn, nach zwei Jahren wird man ja sehen, ob meine Vermutung die richtige ist. Wer auf dem Boden des Experiments steht, der versucht im Interesse der Sache, der er dienen will, alle irgendwie in Betracht kommenden Möglichkeiten, die dem Gelingen eines Experimentes entgegenstehen könnten, aus. Das ist die große Kunst der chemischen Methode: Die Isolierung alles Fremden, Hemmenden und Störenden und die Konzentrierung alles Zusammenführenden, Zweckdienlichen und Zielnähernden. Was die Stärke im chemischen Laboratorium ist, das ist schon in der Fabrik eine Schwäche und eine Unmöglichkeit, wie jeder, der Laboratoriumsergebnisse auf die Technik leicht zu übertragen meint, zu seinem Befremden erfährt. Falls die chemische Methode auf andere Naturwissenschaften übertragen wird, ergeben sich erhöhte Schwierigkeiten. Und nun sehen wir in diesem Buche der Zwanzig eine unbewußte Uebertragung der chemischen Methoden auf die Gesellschaftswissenschaft, ja auf das Gebiet der praktischen Politik. In einem Buche lassen sich Gedanken gut nebeneinander stellen. Da ist möglich, wie *Thimme* auf Seite 231 sagt: „Mit Absicht ist in dieser Schrift alles Trennende beiseite gelassen, alles was einigt und zusammenhält, in den Vordergrund gestellt worden.“ Vom Standpunkt des Chemikers ist das methodisch und wohlüberlegt gehandelt. Der praktische Politiker rechnet aber mit allen gegebenen Tatsachen und mit allen vorhandenen Kräften und

Hemmungen, nicht nur mit dem Wünschenswerten, sondern auch mit dem Seienden und mit dem Gewordenen. Deshalb glaube ich, daß die Methode dieses Buches, so stark es die Sehnächtigen bestechen mag, nicht auf diejenigen wirkt, die sich beim Lesen auch das vor Augen halten von der deutschen Politik, was in dem Buche nicht gesagt ist und nicht gesagt werden sollte.

Das Buch ist eine gegebene Tatsache. Es mag sein, daß dieser oder jener es für einen Markstein in der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung hält, ich glaube, es ist kein Markstein, aber auch kein Felsblock, der in die Wege der Arbeiterbewegung gerollt ist, so daß sie dauernd andere Bahnen einschlagen muß. Die Bedeutung des Buches besteht wohl in höherem Maße in der Tatsache, daß es erscheinen konnte, als in dem Inhalte des Gesamtwerks. Im allgemeinen enthält es wenig Erstaunenswertes. Unsere Parteigenossen bringen keine Ueberraschungen, und ein Kenner der wissenschaftlichen Personals und Literatur hätte mit einigem Geschick annähernd vorausagen können, was Duden und Natorp, was Loennies und Jaffé, was Francke, Meinecke und Zimmermann sagen würden. Ich habe von diesen Autoren Bücher gelesen, und ich konnte mir sehr wohl denken, was sie aus Anlaß einer Anregung, an einem derartigen Zwanzigmännerbuche zu arbeiten, in der Zeit des Krieges und der Burgfriedenstimmung und Burgfriedenshoffnung sagen würden. Hätte ich auch einmal von Professor Anschütz etwas gelesen, wäre es mir vielleicht auch gelungen, zu erraten, was er sagen würde.

Ueber unsere zehn Parteigenossen und über ihre Stellungnahme zu den politischen Ereignissen in der Kriegszeit ist den Lesern dieser Zeitschrift keine Belehrung zu geben, dagegen sind einige Worte über die wissenschaftlichen Mitarbeiter zu sagen. Die wissenschaftliche Wirksamkeit des bürgerlichen Herausgebers Dr. Friedrich Thimm haben wir schon umschrieben. Wenn ich nicht irre, ist nach der Berufung von Troeltsch nach Berlin Professor Hermann Duden Mitglied der ersten Kammer der badischen Landstände für die Universität Heidelberg geworden, somit der einzige, vorerst aber sich noch nicht aktiv betätigende Parlamentarier unter den bürgerlichen Mitarbeitern des Buchs. Zwei große biographische Werke aus seiner Feder sind auch in nicht gelehrten Zirkeln bekanntgeworden, seine große Biographie Rudolf von Bennigsen und seine erheblich kürzer gefaßte, in zwei Auflagen verbreitete Biographie Lassalle. Diesem Buche schulden wir bei aller Einseitigkeit nicht bloß neue Auffassungen, sondern vor allem viel neues Material über Lassalle. Friedrich Meines bekanntestes Buch behandelt Weltbürgertum und Nationalstaat, Bismarck und seine Gegner hatte er zum Gegenstand viel beachteter Studien gemacht. Beide Historiker gelten als Nationalliberale. Gerhard Anschütz hat sich bei seinen Studien über das Entstehen der deutschen Reichsverfassung mit Bismarck beschäftigt, hat die Verfassung und die Ordnungsgewalt in Preußen zum Gegenstand seiner Studien gemacht. Professor Francke ist weiten Kreisen der Arbeiter als Herausgeber der „Sozialen Praxis“ bekannt, dessen Herausgeberkomitee von Angehörigen verschiedener bürgerlicher Parteien gebildet wird. Bevor er die Sozialpolitik zu seiner Spezialität machte, war er der leitende Redakteur der „Münchener Neuesten Nachrichten“. Professor Jaffé, der

Herausgeber des „Archivs für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“, hat sich wissenschaftlich vor allem auf dem Gebiete des Bankwesens verdient gemacht, erst in der letzten Zeit wandte er sich Fragen der Sozialpolitik und der allgemeinen Wirtschaftsorganisation zu. Professor Zimmermann ist Redakteur der „Sozialen Praxis“, für deren Haltung er in den letzten Jahren wohl den Ausschlag gegeben haben dürfte. Professor Loennies ist unter den Mitarbeitern wohl der genaueste Kenner des Sozialismus, er hat niemals ihm gegenüber die Grenzen wissenschaftlicher Betrachtung überschritten. An den Grenzgebieten von Philosophie, Soziologie und Statistik bewegen sich seine wichtigsten Werke, aber auch über die Grenzen dieser Wissenschaften hinaus hat er bedeutsam gewirkt. Auch für Troeltsch gilt es, daß ihn die Grenzgebiete der Wissenschaften besonders stark angezogen haben; dort, wo Philosophie und Theologie oder, vielleicht besser gesagt, Religionswissenschaft, zusammenstoßen, und dort, wo sie sich berühren mit den Fragen der staatlichen Ordnung, liegen die Felder, die er bearbeitet hat. Bis zu einem gewissen Grade ist ähnliches auch von Matorp zu sagen; wo Philosophie, Pädagogik, Religion und auch Sozialpolitik zusammenstoßen, sehen wir ihn als einen fleißigen, oft originellen und auch mutigen Mann wirken. In dem Rahmen einer Buchbesprechung können wir natürlich nicht mehr über die wissenschaftlichen Leistungen dieser Gelehrten sagen.

Sie politisch einzureihen, ist — und das ist eine Schwäche des Buches — sehr schwierig. Für einzelne, wie für Jaffé, Loennies und Matorp, ist das vielleicht überhaupt nicht möglich, die anderen wird man als Nationalliberale bezeichnen müssen, was übrigens auch die „Kölnische Zeitung“ annimmt, die für die nationalliberale Partei, beziehentlich für die Mittelparteien, und das ist in der „Kölnischen Zeitung“ wohl nur ein verschiedener Ausdruck für den gleichen Sinn, alle zehn Gelehrte in Anspruch nimmt. In der nationalliberalen Partei gibt es sehr zahlreiche Schattierungen. Beunruhigte Sozialdemokraten können sich mit der nationalliberalen Partei trösten, daß sie ein halbes Jahrhundert zusammengehalten hat, niemals einig war, ja vielleicht immer uneiniger wurde. Aber mag in der nationalliberalen Partei sehr viele Freiheit herrschen, so wird man doch feststellen können, wer für diese Partei von ausschlaggebender und welche Gruppe für sie von nicht entscheidender Bedeutung ist. In noch viel höherem Maße als das für unsere zehn Parteigenossen gilt, ist die Mitarbeitererschaft der zehn Professoren an dem hier erwähnten Werke als eine höchst private Angelegenheit anzusehen, die die nationalliberale Partei als Gesamtheit oder auch nur eine Gruppe in ihr nicht binden kann und vermutlich auch nicht dem Ehrgeiz entspringt, sie binden zu wollen. Man wird das im Auge behalten müssen, wenn man die Gelehrtenäußerungen in diesem Buche politisch werten will. Sind die sozialdemokratischen Mitarbeiter des Buches fast ausnahmslos sehr aktive Politiker, so sind die wissenschaftlichen Mitarbeiter fast ausnahmslos der praktischen Politik und ihren Kräften fernstehende Männer.

Man könnte dieses Buch auch unter dem Gesichtspunkte betrachten, wer von denen, die in gleicher Weise berufen schienen, an einem derartigen Werke mitzuarbeiten, nicht unter den Verfassern erscheint. Aber wir wollen

uns auf diese Bahn nicht begeben, wir wollen eintreten in die Besprechung des Buches, so schwierig das schon rein formell ist. Sind es doch zwanzig verschiedene Meinungen über zwanzig verschiedene Problemgruppen, die zur Beurteilung der Öffentlichkeit gestellt sind. Wollte man zu jeder einzelnen Abhandlung den Standpunkt ihres Verfassers und seine Entwicklung charakterisieren und außerdem kritisch Stellung nehmen, so würde hierzu auch ein Doppelheft dieser Zeitschrift nicht ausreichen. Ob wir die Schwierigkeiten der unerfreulichen und nicht freiwillig übernommenen Aufgabe umschiffen haben, das sollen die Leser als nicht zu gestrenge Kritiker des Kritikers selbst beurteilen.

Vorerst müssen wir einige Sätze aus dem Vorworte anführen, um die Herausgeber und wohl auch die Mitarbeiter in ihren Absichten klarzustellen. Die beiden Herausgeber sind einig darüber, daß über die Hoffnung und über die Zweifel, ob die im Kriege wirkende Einheit und Einigkeit des ganzen deutschen Volkes hinüberzuretten ist in die Zeit des künftigen Friedens, „lehten Endes erst die Zukunft entscheiden“ kann. „Aber nichts kann wichtiger sein, als sich heute schon über die Möglichkeiten und Bedingungen einer geistigen Arbeitsgemeinschaft zwischen der bürgerlichen und sozialistischen Geisteswelt klar zu werden.“ „Es ist selbstverständlich, daß die einzelnen Mitarbeiter, die von den Aufträgen der anderen durchweg keine Kenntnis hatten, nur für den eigenen Artikel verantwortlich sind; auch die beiden Herausgeber wollen und können nicht für alles einstehen, was von der einen oder anderen Seite gesagt ist. Und endlich: „Im ganzen ergibt doch, dem Eindruck wird sich niemand entziehen, die zum erstenmal in solchem Umfang versuchte Arbeitsgemeinschaft zwischen bürgerlichen und sozialistischen Schriftstellern ein solches Maß gegenseitigen Verständnisses bei einer natürlichen Verschiedenheit der Auffassungen, daß die Hoffnungen auf ein gemeinsames gedeihliches Zusammenwirken im und am neuen Deutschland nur belebt werden können.“ Wichtig ist auch die Vorbermerkung der beiden Herausgeber, daß sie darauf gehalten haben, „daß die Polemik gegen andere Parteien oder einzelne Personen möglichst vermieden ist“. Man muß den Verfassern die Anerkennung zollen, daß ihnen das im weitesten Maße gelungen ist. Doch wurde — ohne daß das im Vorwort gesagt wird — der Polemik gegen die Sozialdemokratie, deren Theorie, dem Marxismus usw., gegen die Anschauungen solcher Sozialisten, die auf einem anderen Standpunkte stehen, als die sozialistischen Mitarbeiter des Buches, insbesondere gegen den „Vorwärts“, Raum zugestanden. Selbst der bürgerliche Herausgeber polemisiert gegen die „Sonderbündler in der Partei“, Meinede wendet sich gegen den Parteivorstand, dessen Mitglied Genosse Scheidemann auch mit einem Aufsatz in dem Buche vertreten ist. Am wenigsten zurückhaltend ist in der Polemik Genosse Heine mann. Seine Abhandlung von Arbeiterrecht nach dem Kriege enthält über diese Fragen recht wenig, weil er seinen Stimmungen über die ihm unangenehmen und unerfreulichen Erscheinungen in der Partei den weitesten Spielraum läßt. Die straffe wissenschaftliche Zusammenfassung der Gedanken, die man bei einem gelehrten Kriminalisten, wie bei Heinemann, vor allem erwarten müßte, vermißt man in seiner Abhandlung am allermeisten. Für ihn gilt, daß er sich am meisten gehen ließ, am weitesten vom Thema abschweifte und wohl auch am meisten enttäuschen muß. Wir wollen hieran anknüpfend von den

übrigen parteigenössischen Mitarbeitern sagen, daß sie die Vorwürfe durchaus nicht treffen, zu denen Genosse Heinemann so viel Anlaß gibt. Es ist selbstverständlich, daß dies und jenes in den Abhandlungen unserer Genossen anders gesagt werden könnte. Aber man kann nicht sagen, daß das, was sie zu dem Buche beigefeuert haben, den in der Partei herrschenden Anschauungen widerspricht. Würden diese Abhandlungen in einer sozialistischen Zeitschrift oder als selbständige Broschüren erschienen sein, so könnten sie von Genossen jeder Richtung in unserer Partei verbreitet werden. Damit will ich durchaus nicht sagen, daß jeder Satz, jede Anschauung, jede Betonung und jede Unterlassung in der Auffassung und jeder Stimmungsausdruck allen Parteigenossen entsprechen kann. Aber in einer so lebendigen Partei wie in der Sozialdemokratie legt man in dieser so schweren Kriegszeit auf diese Abweichungen von den im Frieden herrschend gewesenen Anschauungen bei einer kritischen Betrachtung kein zu großes Gewicht.

Wenn unsere Parteigenossen — von Heinemann abgesehen — zu neuen kritischen Bemerkungen über ihre Anschauungen keinen Anlaß geben, und wenn man auch annehmen kann, daß diese Parteigenossen in ihrer Gesamtauffassung in allen wesentlichen Punkten — so weit man das aus diesem Buche schließen darf — zusammen stimmen, so gilt das Gegenteil hiervon von den zehn bürgerlichen Mitarbeitern dieses Buches. Sie sind alle in der Politik Eingänger, und jeder von ihnen steht auf einem isolierten Felsen und betrachtet sich von dort die Welt. Würde man diesen zehn Gelehrten den Auftrag erteilen, ein gemeinsames Programm praktischer deutscher Politik auszuarbeiten, so würde sie gar lang über die burgfriedliche Zeit hinaus zusammenbleiben, bevor sie sich geeinigt hätten. Ja, wir glauben, daß selbst die fünf bürgerlichen Staatswissenschaftler Anschütz, Franke, Jaffé, Zimmermann und Toennies kaum zu einer Einigung kommen würden, wenn sie gemeinsam ein Wirtschaftsprogramm praktischer Art verfassen sollten. Und ebensowenig dürften zur Einmütigkeit die Gelehrten kommen, die ihren Gegensatz zu Marx in diesem Buche zum Ausdruck bringen und den Marxisten die Freude bereiten, dabei sehr stark auseinanderzugehen.

Wenn wir nun an die Besprechung der Abhandlungen der bürgerlichen Gelehrten gehen, so müssen wir uns sehr starke Raumbeschränkungen auferlegen. Wir müssen verzichten, uns mit jedem einzelnen dieser Gelehrten auseinanderzusetzen und all das aufzuzeichnen und zu erweisen, was wir für unrichtig und für einseitig und den Möglichkeiten der praktischen Politik widersprechend ansehen. Wir brauchen uns am allerwenigsten bei den Professoren deshalb zu entschuldigen, denn diese wissen ja am besten, wieviel Raum notwendig ist, wenn man sich in eine Polemik verstrickt. Jeder Mitarbeiter dieses Buches hat wohl von den Herausgebern einen begrenzten Raum zugewiesen erhalten. In diesem möglichst viel zu sagen, war ihr selbstverständliches Bemühen. Deshalb löst oft ein hingeworfener Satz die Versuchung aus, auf ebenso vielen Seiten den Widerspruch auseinanderzusetzen, als den Satz Worte bilden. Behauptungen sind ja leicht aufgestellt, sollen sie widerlegt werden, verlangt man erschöpfende Beweise. In diesem notwendigen Sinne kann aber dieses Buch weder von mir, noch von irgendeinem Kritiker, auch in der umfangreichsten Zeitschrift nicht, behandelt werden. Wir müssen uns also bescheiden, einige uns in diesem und jenem

Aussage besonders wichtig erscheinenden Stellen zum Gegenstand einer wider unseren Willen sehr kurzen Bemerkung zu machen.

Die Schwierigkeiten der Besprechung ergeben sich gleich beim ersten Sage dieses Buches, Hermann D n d e n schreibt da mitten im Kriege und als ein Mann, der zur Feststellung irgendeiner Tatsache sonst duzende Urkunden vergleicht und prüft, leicht hin: „Das Erlebnis dieses Krieges vollendet die deutschen Geschichte nach außen und nach innen.“ Wenn ein Feuilletonist am Tag des Friedensschlusses so schreiben würde, könnte man nachsichtig lächeln, daß er sich Prophetengabe zumißt und daß er überhaupt an Schlußsteinlegungen in der Geschichte glaubt. Aber der Krieg ist der stärkste Stimmungsmacher, wir haben das auch bei unseren Parteigenossen gesehen.

Wir können natürlich Professor D n d e n nicht folgen in seinem Abriß der deutschen Geschichte der letzten fünfzig Jahre, man wird auch niemals die Zusammendrängung eines derartig gewaltigen Stoffes auf drei, vier Seiten zum Gegenstand einer wissenschaftlichen oder politischen Kritik machen. Am Schluß dieser Ausführungen erörterte er die Schwierigkeiten, die „den Anhängern der sozialdemokratischen Partei das Einleben in das Reich heute noch schwer machen“, und er sagt da unter anderem: „Die Persönlichkeit von Marx steht stärker im Wege als man denkt.“ „Völlig der deutschen Politik und Volkswirtschaft entfremdet, sah Marx dem Werden des Reiches mit skeptischer Teilnahmslosigkeit zu: er hatte zu sehr in internationalen Horizonten zu denken sich gewöhnt, als daß er ein wahrhaft inneres Verhältnis zu dem, was in dem alten Vaterlande emporwuchs, hätte gewinnen können. Vom nationalen Standpunkte aus gesehen, blieb der in die Zukunft weisende große sozialistische Denker nur ein in der Vergangenheit lebender Achtundvierziger.“

Es ist sehr gut, daß die Herausgeber des Buches festgestellt haben, daß die Arbeiten — sicherlich also die zuerst gedruckte Arbeit D n d e n s — schon im Mai dieses Jahres abgeschlossen wurden. Das nach Abschluß des Buches erschienene 1. Heft des 6. Bandes des Archivs für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung, das Professor Grünberg in Wien herausgibt und zu dessen fleißigen Mitarbeitern auch Herr Professor D n d e n gehört, enthält eine Abhandlung „Marx und Engels über die Polenfrage“ von N. Rjasanoff, dem Herausgeber des Urkundenbuchs der Internationale und dem genauesten Kenner aller den Entwicklungsgang von Marx betreffenden Urkunden. Er kommt zu genau entgegengesetzten Schlüssen wie Hermann D n d e n, in bezug auf Margens Verständnislosigkeit für die neuere deutsche Entwicklung. Karl Renner setzt sich mit D n d e n in der „Wiener Arbeiterzeitung“ vom 28. August auf Grund der Studie von Rjasanoff auseinander. Er sagt da: „Deutschlands Gelehrten- und Bürgerwelt müssen sich beglückwünschen, wenn sie, auch heute noch, nur den hundertsten Teil aufbrächte des Verständnisses für die Zukunft der deutschen Nation in Europa, verglichen mit Karl Marx und Friedrich Engels.“ Wir erwarten, daß Professor D n d e n bald Gelegenheit findet, auf Grund der Abhandlung von Rjasanoff und der Lektüre des 18. Brumaire von Marx, seinen unbegründeten Angriff auf Marx zurückzunehmen, ist er doch vor allem ein Gelehrter, dessen Beruf die Feststellung der geschichtlichen Wahrheit ist.

Weit ruhiger und sachlicher als Onken erörtert Meinede eine Reihe von Problemen künftiger Weltpolitik. Man wird ihm vor allem zustimmen in dem Sage: „Es ist zweckmäßig und gut, den Frieden so zu schließen, daß wir uns ohne Not keinen Erbfeind schaffen und keine Erbfeindschaft nähren, daß wir uns in Zukunft bündnisfähig erhalten für jedermann.“ Freilich, was er im einzelnen dann weiter ausführt, würde, zum Gegenstand allgemeiner Anschauung gemacht, eine derartige Politik nicht erleichtern, ja eigentlich nicht ermöglichen. Hiervon abgesehen muß Meinede im allgemeinen zugestanden werden, daß er mehr nüchternen, historischen Realismus als die meisten seiner Mitarbeiter aus dem bürgerlichen Lager in das Buch gebracht hat.

Die Frage, ob beim Friedensschluß das Rüstungsproblem aufgeworfen werden kann, das ja vor dem Kriege in den englisch-deutschen Erörterungen eine so große Rolle spielte, wirft kein Mitarbeiter auf, ja, alle bürgerlichen Mitarbeiter, die sich mit der Frage befassen, sehen im Gegenteil als das einzig Sichere für die künftige Neuorientierung in Deutschland eine gewaltige Steigerung der Militärlasten. Bei deren Bewilligung die Einmütigkeit des deutschen Volkes festzustellen, ist für Gerhard Anschütz der wichtigste Ausgangspunkt aller Betrachtungen für die kommende Politik. Weder er noch die Ökonomen — von einer leisen Andeutung von Loennies abgesehen — erwägen, wie all die großen sozialen und sonstigen innerpolitischen Aufgaben neben der Deckung der Kosten des Krieges, neben den Leistungen für die Opfer des Krieges und für ihre Hinterbliebenen, neben dieser höchsten Steigerung der Rüstungen gedeckt werden sollen. Die unpraktische Politik der bürgerlichen Mitarbeiter dieses Buches läßt sich am besten ermessen an ihrem Bemühen, den schwierigsten und sichtbarsten, aber freilich für die Zwecke dieses Buches wenig ansprechenden Problemen der künftigen Politik aus dem Wege zu gehen.

Gerhard Anschütz behandelt neben dem künftigen Ausbau des militärischen Systems vor allem die Frage des preussischen Landtags, er vertraut, daß der Radikalismus, auch der konservative, abklingen und einem auf praktische Ergebnisse bedachten Reformismus Platz machen werde, er glaubt nicht, aber er hält es für das Wünschenswerteste, wenn das preussische Abgeordnetenhaus aus den preussischen Mitgliedern des Reichstages bestehen würde. Die Mengstlichen beruhigt er, daß die „Sozialdemokratie in der zweiten Kammer des preussischen Parlaments niemals stark genug sein würde, um den „bürgerlichen“ Parteien ihren Willen aufzuzwingen. Und ganz abgesehen hiervon: Ist etwa der Wille des Abgeordnetenhauses in Preußen Befehl und nicht viel mehr auch das, was auch noch die Zustimmung des Herrenhauses und der Staatsregierung gefunden hat?“ Bemerkenswert ist auch, daß Anschütz sich gegen die Einzelstaaten und für die Stärkung der Reichsgewalt und im besonderen der kaiserlichen Gewalt wendet. Wenn er dabei immer wieder Preußen in die gleiche Reihe stellt wie Lippe-Detmold, so spricht das ja sicherlich sehr für seinen Zentralismus und für seinen Gegensatz gegen den preussischen Partikularismus, aber die Tatsache, daß die kaiserliche Macht in Preußen wurzelt, ist durch staatsrechtliche Erörterungen nicht aus der Welt zu schaffen.

Der Sozialpolitiker Professor Franke verspricht sich viel von der Berufung von Arbeitern ins Herrenhaus. Wir stehen im Einverständnis

mit allen Sozialdemokraten so kühl den ersten Kammern gegenüber, daß wir dieser wichtigen Reform nicht das gleiche Verständnis entgegenbringen wie Professor Franke. Wir glauben auch, daß er einseitig ist, wenn er meint, alles, was die Arbeiterschaft in Deutschland „trotz aller Widerstände Schritt für Schritt an Boden gewonnen hat“, das verdanke sie vor allem der Erziehung und Schulung der gewerkschaftlichen Organisation. Ich stehe nicht im Verdachte, die großen Leistungen der gewerkschaftlichen Organisationen auf irgendeinem Gebiete zu unterschätzen, aber es ist doch gar einseitig gesehen, wenn man die fünfzig Jahre sozialdemokratischer politischer Arbeit nicht in den Vordergrund stellt bei der Darlegung der Ursachen, die den Anteil der Arbeiterschaft am öffentlichen Leben in Deutschland erklären. Herr Professor Franke versichert, daß der „freie Geist des neuen Deutschland“ zu einer nachdrücklichen Erziehung unserer Behörden und zu höherer Einsicht vom obersten bis zum letzten Beamten über die Bedeutung und die Nützlichkeit der Arbeiterbewegung führen müsse. Ob Herr Professor Franke dessen noch so sicher ist, nachdem er die Äußerungen der Presse über das neue Vereinsgesetz durchgelesen hat, wäre wertvoll festzustellen.

Professor Jaffé widerlegt die materialistische Geschichtsauffassung, aber er findet wieder Gründe für ihre Richtigkeit, es scheint für ihn die allerletzte Ueberlegung über Margens Theorien noch nicht gekommen zu sein. Gerade Professor Jaffé ist durch den Krieg zu neuen Orientierungen gekommen, er scheint noch nicht ganz fertig zu sein, aber den besten Willen zu haben. Man verspart sich deshalb wohl auch die Polemik gegen ihn auf später. Es hat keinen Zweck, mit ihm zu streiten, wenn er als den Kernpunkt aller bisherigen politischen Schwierigkeiten bezeichnet: „An den parlamentarischen Arbeiten, an der Politik im engeren Sinne — innerer wie äußerer — sollte jeder von uns seinen Anteil haben, eben in seiner Eigenschaft als Staatsbürger, d. h. als gleichberechtigter Teil des Ganzen, an dem er das gleiche Interesse hat, wie alle seine Mitbürger. Haben wir diese grundlegende Stellung erst einmal erreicht, so fallen damit für die politische Betätigung die bisherigen, nach Klassengegensätzen orientierten Interessengegensätze fort, und es kann sich dann nur noch handeln um Meinungsverschiedenheiten über Mittel und Wege zur Förderung des gemeinsamen Gesamtinteresses. Wir kommen dann zu einer Einheit im Frieden, wie wir sie im Kriege über allen Parteihader hinwegschaffen konnten, weil Ziel und Interesse aller das gleiche war.“ Daß ein so weltfremder Gelehrter die materialistische Geschichtsauffassung ablehnt, ist selbstverständlich. Professor Jaffé leistet sich auch den Vergleich der deutschen Reichsschuld mit der englischen und französischen, er vergißt leider nur für Deutschland die Schulden der Einzelstaaten, die es bekanntlich in Frankreich und England nicht gibt, mitzurechnen, ganz abgesehen davon, daß er die hohe Verschuldung der deutschen Gemeinden nicht in Rechnung stellt und nicht vergleicht mit dem geringen Schuldenstande der englischen Städte. Doch wir wollen bei derartigen kleinen Mängeln nicht so lange verweilen. Es wird nur gut sein, bei der von ihm als nationales Schicksal erkannten „Militarisierung“ unseres Wirtschaftslebens noch einige andere sachkundige Berater hinzuzuziehen.

Warum Professor Zimmermann das etwas verstaubte eherne Lohngesetz zur Polemik vom Bücherbord herunternimmt, wissen wir wirklich nicht. Seine Abhandlung ist sonst für die Gewerkschaften sehr nach-

denklich, sie berührt sich in den wesentlichen Punkten mit meinen Ausführungen im „Kampf“ über die Gewerkschaften nach dem Kriege. Es ist nur merkwürdig, daß er die Macht der Produzenteninteressen in der Zukunft so wenig in Rechnung stellt und nicht eingehender die Wirkungen der künftigen Finanzpolitik des Reichsschatzsekretärs auf die Sozialpolitik überdenkt.

Wie den Zimmermannschen Ausführungen muß man in den wesentlichsten Teilen auch den von Loennies zustimmen. Daß er, eine der ersten Stützen der Ethischen Gesellschaft, gerne von der Sozialethik spricht, muß man ihm zugute halten, während man freilich nicht wohl begreift, warum er ein Stück persönlicher Abhängigkeit im Besindewesen erhalten wissen will. Mit Adolf Wagner läßt er die Wirtschaft durch das Recht stark bestimmen und was Notwendigkeit der Kriegswirtschaft wurde, glaubt er als Ausgangspunkt der künftigen Friedenswirtschaft behandeln zu können. Sehr richtig ist der Satz: „Die Sozialpolitik nach dem Kriege wird nur im engen Zusammenhang mit der gesamten Volkswirtschaftspolitik, mit der Handels- und Finanzpolitik ihr Programm entfalten können.“ Aber wir glauben, daß an die Spitze des Satzes nicht, weil wir wollen, sondern weil wir müssen, die Finanzpolitik gestellt werden wird und daß deshalb die Sozialpolitik bloß dann nicht das Aschenbrödel sein wird, wenn sich die Arbeiter ganz kräftig zu rühren wissen werden.

Professor Troeltsch behandelt die Kirchen- und Religionspolitik im Verhältnis zur Sozialdemokratie. Auch er bekämpft Marx, er will gegenseitige Toleranz aller Kirchen und auch der Sozialdemokratie. Wir glauben, er müßte zuerst in die Kirchen gehen, weil dort mehr gegen die Toleranz gesündigt wird, als bei den Sozialdemokraten. Wir haben gegen die Toleranz der Sozialdemokraten nie etwas gehabt und nur ganz wenige unter uns sind so intolerant, wie die Repräsentanten des Kirchenglaubens gegen die Sozialdemokraten.

Die Wiedergeburt unseres Volkes nach dem Kriege erörtert Professor Natorp. Die Wehrfähigkeit des Volkes, die er wie die meisten anderen Professoren betonen, will er auch durch gründliche soziale und pädagogische Maßnahmen steigern. Er meint mit Recht, daß man gerade während des Krieges und nach dem Kriege der Bevölkerungsfrage die größte Aufmerksamkeit zu schenken hat. Er ist für die Anbahnung gemeinsamer Kindererziehung, für körperliche Ausbildung, für Heranbildung aller befähigten Kinder. Daß er sich von dem finanziell nach dem Kriege so überaus schwer belasteten Deutschland eine geregelte Ausgleichung der indirekten Besteuerung erhofft, läßt erkennen, daß er sich bei diesen Fragen auf einem ihm fremden Gebiete bewegt.

Den letzten Abschnitt des Buches bildet die Abhandlung des bürgerlichen Herausgebers Thimme: „Gemeinsame Arbeit der Weg zum inneren Frieden“. Es sind auch hier viele schöne Worte, das schönste wollen wir nicht vorenthalten: „Die bereitwillige Zusammenarbeit aller Parteien muß, um wirksam zu werden, ein Ziel haben, und dieses kann nur der freie und machtvolle deutsche Volksstaat sein“. Man erkennt hieraus am besten die Tendenz des Herausgebers, „alles Trennende bei Seite zu lassen“! Aber es wäre zuviel behauptet, daß er mit diesem Satze „einigt und zusammenhält“. „Der freie und machtvolle deutsche Volksstaat“ beherrscht das Wollen

der Sozialdemokratie. Unter den bürgerlichen Parteien ist keine einzige, die sich hierunter das vorstellt, was wir darunter begreifen.

Auch Herr Thimme ist ein Beweis dafür, daß das, was die Mitarbeiter an diesem Buche aus dem bürgerlichen Lager geschrieben haben, private Ansichten sind, die jeder von ihnen allein vertritt, für die aber sehr wenige Männer in den bürgerlichen Parteien mit ihnen einstehen. Es ist ein künstlicher Burgfriede, auch ein aufgezwungener Burgfriede, der durch diese bürgerlichen Abhandlungen weht: Sie suchen sich der Polemik zu enthalten, freilich gelingt es ihnen nicht ganz, nicht einmal dem bürgerlichen Herausgeber völlig. In der Burgfriedensstimmung sollte man wohl auch nicht gestört werden durch das Aufwerfen der Frauenfrage, die gerade der Krieg in den Vordergrund gestellt hat.

Will man ein sozialistisches Ergebnis, wenn man all seinen guten Willen zusammennimmt, aus dem gesamten Buche ziehen, so ist es das, daß wir doch nicht in der besten aller Welten leben. Für uns Sozialdemokraten wirklich keine neue Entdeckung! Ich glaube, wir Sozialdemokraten werden bei aller Anerkennung des besten Willens guter Menschen trotz dieses Buches nicht die Möglichkeit haben, anders die Verwirklichung unserer Hoffnungen und die Durchsetzung unserer Gegenwartsforderungen zu erreichen, als wenn wir als eine große Zusammenfassung proletarischen Willens mit konzentrierter Kraft die Massen des arbeitenden Volkes erfüllen mit der Einheit des Strebens, mit der Erkenntnis der eigenen und der dem Proletariat entgegenstehenden Kräfte und mit dem gesteigerten Entschluß, durchzuhalten und sich durchzusetzen.

Kriegsgeschichtliche Probleme.

Von Fr. Mehring.

IX.

(Schluß.)

In den Kriegen um die italienische und um die deutsche Einheit mischten sich revolutionäre und reaktionäre Elemente, aber doch bei den einen wie bei den anderen nicht in gleicher Weise. Es ist ein sehr zweifelhaftes Lob, wenn die Treitschke und Genossen rühmen, 1866 und 1870/71 habe es sich um eine „geordnete politische Aktion“ gehandelt, 1859 und 1860 aber um „rohe und tumultuarische Wege“. Das soll doch nur heißen, daß die mittel- und süditalienischen Staaten sich ihre Zwingherren selbst vom Halse schafften und die revolutionäre Bewegung stark genug war, sich in dem Freischärler Garibaldi einen nationalen Helden zu schaffen.

Das eigentliche Schwert Italiens war freilich jener „militärisch-jesuitische“ Staat, der halb aus dem italienischen Leben herausgewachsen war und zudem noch die Hilfe eines auswärtigen Despoten durch die Opferung von ein paar Provinzen erkaufen mußte, um die österreichische Fremdherrschaft abzuschütteln und ein einiges Italien zu schaffen. Immerhin — wenn der Mittelstaat Piemont nach den traurigen Erfahrungen von 1848/49 nicht wagen konnte, mit der habsburgischen Macht auf eigene Faust allein anzubinden, so war er dadurch auch gehindert, seinen Stempel der italienischen Einheitsbewegung aufzudrücken. Sein leitender Minister Cavour, der nach der herkömmlichen Vorstellung die italienische Einheit

„gemacht“ hat, stammte zwar aus einem bigotten und reaktionären Junker-geschlecht, hatte sich aber als italienischer Patriot von den Ueberlieferungen seiner Klasse zu lösen verstanden und leistete alles, was die Bourgeoisie von einem „modernen Staatsmann“ verlangt oder wenigstens verlangte. Denn das geflügelte Wort, das Cavour noch auf dem Sterbebett über den Belagerungszustand geäußert hat, möchte sie heute wohl nicht mehr unterschreiben, weder in Italien noch sonstwo.

Bei alledem aber — indem die italienische Einheitsbewegung sich gegen die österreichische Fremdherrschaft richtete, jedoch zu deren Bekämpfung die Hilfe des falschen Bonaparte in Paris anrief, der ihm diese Hilfe nur gewährte, um seine wankende Säbelherrschaft zu stützen, brachte sie die europäische und insbesondere die deutsche Revolution in eine überaus schwierige Lage. Denn weder ein einfaches Ja noch ein einfaches Nein war möglich, wenn man nicht entweder die illegitime oder die legitime Gegenrevolution unterstützen wollte. Wie schwer zu entscheiden war, was die Aufgabe der Demokratie in solcher Lage der Dinge sei, zeigt der lebhafteste Streit, in den Lassalle mit Engels und Marx über diese Frage geriet.

Bisher hat darüber Lassalle so gut wie allein das Wort gehabt, in seiner Broschüre über den italienischen Krieg und die Aufgabe Preußens, sowie in seinen Briefen an Engels und Marx. Neuerdings hat nun auch Engels wenigstens insofern sein Recht erhalten, als Genosse Bernstein die beiden von Engels verfaßten Flugschriften aus den Jahren 1859 und 1860: „Po und Rhein“, sowie: „Savoyen, Nizza und der Rhein“ neu herausgegeben hat. Allerdings fehlen noch immer die Briefe, die Engels über die Frage an Lassalle gerichtet hat, und sie lassen eine sehr fühlbare Lücke; wenn sich erst aus den Briefen Lassalles die „unterirdischen Argumente“ erkennen lassen, die seine politische Taktik im Jahre 1859 bestimmten, so würde das gleiche bei Engels der Fall sein. Denn auch er hat seine „unterirdischen Argumente“ gehabt, und wenn man sich an seine Flugschriften allein hält, so lassen sie mindestens ebenso große Mißverständnisse zu, wie die Broschüre Lassalles, wenn man diese für sich liest, und sie sind denn auch schon von einzelnen Parteiblättern in einer Weise mißverstanden worden, die man unter anderen Umständen kaum begreifen könnte.

Es versteht sich, daß Engels für die legitime wie für die illegitime Gegenrevolution gleich wenig übrig hatte. Seine erste Flugchrift: „Po und Rhein“ richtete ihre eigentliche Spitze gegen die legitime Gegenrevolution. Als im Frühjahr 1859 der Krieg Piemonts und seines französischen Bundesgenossen gegen Oesterreich um die österreichischen Besitzungen in Norditalien auszubrechen drohte, gab die Wiener Hofburg die Parole aus, daß am Po der Rhein verteidigt werden müsse, mit anderen Worten, sie beanspruchte die Waffenhilfe des Deutschen Bundes, um ihren italienischen Besitz zu verteidigen. Gegen diesen Versuch, die Aufrechterhaltung der österreichischen Fremdherrschaft in Italien als ein deutsches Interesse zu verteidigen, erhob sich Engels; er verurteilte diese Fremdherrschaft in den schärfsten Worten und wies in seiner ersten Flugchrift, wie er in der zweiten sagt, „militärwissenschaftlich nach, daß Deutschland kein Stück zu seiner Verteidigung von Italien brauche und daß Frankreich, wenn bloß

militärische Gründe gelten sollten, allerdings noch viel stärkere Ansprüche auf den Rhein habe, als Deutschland auf den Mincio“. Engels wollte damit den Deutschen möglich machen, mit reinen Händen in den erwarteten Kampf zu gehen.

So weit, so gut. Aber Engels erklärte, so hinfällig das Stichwort sei, wonach der Rhein am Po verteidigt werden müsse, so habe es doch seine volle Berechtigung gegenüber den Drohungen und Rüstungen Bonapartes. Mit richtigem Instinkt werde in Deutschland herausgeföhlt, daß, wenn der Po für Napoleon der Vorwand sei, der Rhein unter allen Umständen sein Endziel sein müsse. Nur ein Krieg um die Rheingrenze könne die Blitze ableiten, die seine Herrschaft bedrohten. Nicht um den Po sei es ihm zu tun, sondern um den Rhein. Er schlage den Sack und meine den Esel; wenn sich aber Italien veranlaßt sehe, den Sack vorzustellen, so habe Deutschland keine Lust, den Esel abzugeben. In diesem Fall habe die Behauptung des Po die Bedeutung, daß Deutschland, mit einem Angriff bedroht, bei dem es sich in letzter Instanz um den Besitz einiger seiner besten Provinzen (nämlich der Rheinlande) handele, in keiner Weise daran denken könne, eine seiner stärksten, ja geradezu seine stärkste militärische Position (nämlich die Lombardei und Venetien) ohne Schwertstreich aufzugeben. In solchem Sinne sei allerdings Deutschland bei der Verteidigung des Po interessiert. Am Vorabend eines Krieges, wie im Kriege selbst, besetze man jede benutzbare Stellung, von der aus man den Feind bedrohen und ihm Schaden könne, ohne moralische Reflektionen darüber anzustellen, ob dies mit der ewigen Gerechtigkeit und dem Nationalitätenprinzip vereinbar sei. Man wehre sich eben seiner Haut.

Das klingt sehr einleuchtend, allein wenn man einen Blick auf die Folgen dieser von Engels vorgeschlagenen Politik wirft, so erkennt man sofort, daß er darin nicht seinen ganzen Gedanken ausgesprochen haben kann. Hätte sich Oesterreich, gestützt auf seine italienischen Provinzen und unterstützt durch den Deutschen Bund mit Erfolg seiner Haut gewehrt, so hätte es auch seine „stärkste militärische Position“ dauernd behalten, und niemand hätte es daran hindern können. Mit anderen Worten, es wäre bei der österreichischen Fremdherrschaft in Italien geblieben, die Engels doch so rücksichtslos wie nur möglich verurteilte. Ferner wäre es bei der österreichischen Hegemonie über Deutschland geblieben und die elende Bundesverfassung wäre galvanisiert worden. Endlich, falls das siegreiche Oesterreich das bonapartistische Regiment in Frankreich gestürzt hätte, so hätte es an dieser Stelle ein bourbonisches Regiment gesetzt, was, wenn nicht den Teufel durch Belzebub, so doch einen Teufel durch den anderen Teufel vertreiben hieß.

Um zu verstehen, wo hinaus Engels wollte, muß man sich die europäische Gesamtlage vergegenwärtigen, so wie sie sich für ihn und Marx darstellte. Sie hatten auf die Krise von 1857 große Hoffnungen im Sinne einer neuen revolutionären Ära gesetzt, und diese Hoffnungen hatten sich erfüllt, soweit es auf Frankreich ankam, dessen Proletariat zu gären begann, während auch die Bourgeoisie unzufrieden wurde mit dem Bonapartismus, der ihr nicht mehr gute Geschäfte verbürgte. Um die drohende Mißstimmung zu beschwichtigen, unternahm Bonaparte das kriegerische Abenteuer gegen Oesterreich, die Vormacht des Deutschen Bundes, das nun,

wie Engels und Marx meinten, auch eine revolutionäre Bewegung in Deutschland auslöste.

In seiner zweiten Flugschrift sagte Engels darüber: „Die ursprüngliche Bewegung war wirklich national, viel nationaler als alle Schillerfeste von Archangel bis San Franzisko; sie entstand naturwüchsig, instinktiv, unmitttelbar. Ob Oesterreich recht oder unrecht hatte — war ihr zunächst gleichgültig. Einer von uns wurde angegriffen, und zwar von einem Dritten, der mit Italien nichts zu schaffen, aber desto mehr Interesse an der Eroberung des linken Rheinufers hatte — und diesem gegenüber — Louis Napoleon, den Traditionen des alten französischen Kaiserreichs gegenüber — müssen wir alle zusammenstehen. Das fühlte der Volksinstinkt und er hatte recht.“ Es fragt sich, ob dieser „Volksinstinkt“, ob die „naturwüchsige Bewegung“ überhaupt da war. Aus seiner genaueren Kenntnis der deutschen Zustände heraus bestritt es Lassalle aufs entschiedenste; in der antifranzösischen Stimmung, die sich namentlich in Süddeutschland geltend machte, sah er keinen revolutionären Widerstand gegen das Gift und den Schmutz des Bonapartismus, sondern eine neue Auflage der reaktionären Franzosenfresserei von ehemals, die nicht genährt, sondern ausgerottet werden mußte; ein national verheßter Krieg zwischen Deutschland und Frankreich war für Lassalle eine furchtbare Niederlage der europäischen Kultur.

Eine andere Voraussetzung, von der Engels und Marx ausgingen, war die Annahme eines französisch-russischen Bündnisses, das einen Weltkrieg zu entzünden beabsichtige. Marx wies in der „New York Tribune“ nach, daß die bonapartistische Befreiung Italiens nur ein Vorwand sei, Frankreich unterjocht zu erhalten, Italien dem Staatsstreich zu unterwerfen, die „natürlichen Grenzen“ Frankreichs nach Deutschland zu verlegen, Oesterreich in ein russisches Instrument zu verwandeln und die Völker in einen Krieg der legitimen mit der illegitimen Konterrevolution hineinzuzwingen. Nach Engels aber war die Unterstützung Oesterreichs durch den Deutschen Bund der entscheidende Augenblick, wo Rußland aktiv in den Kampf eintreten werde, um für Frankreich das linke Rheinufer zu ergattern und in der Türkei freie Hand zu bekommen. Was Engels für diesen Fall erwartete, sprach er in einem Briefe an Lassalle aus, der den Satz wörtlich in seiner Antwort zitiert: „Vive la guerre, wenn Franzosen und Russen zugleich uns angreifen, wenn wir dem Ertrinken nahe sind, denn in dieser verzeifeltesten Situation müssen sich alle Parteien von der jetzt herrschenden bis zu Zib und Blum abnützen und die Nation, um sich zu retten, sich endlich an die energischste Partei wenden.“ Engels sah also Deutschland durch das französisch-russische Bündnis aufs schwerste bedroht, und er meinte es durchaus ehrlich mit seiner Forderung, es müsse zunächst jede militärische Position behaupten, aber er erwartete den Sieg Deutschlands nicht von den deutschen Regierungen, sondern von der deutschen Revolution, womit dann freilich die deutsche Bundesverfassung, die österreichische Fremdherrschaft in Italien und das bonapartistische Kaiserreich gleich gründlich beseitigt worden wären.

Lassalle an seinem Teil bestritt nun zwar nicht das französisch-russische Bündnis, soweit es wirklich bestand, aber er glaubte nicht an den europäischen Krieg, mit dem es schwanger gehen sollte. Im besonderen führte er aus, daß der französische Staatsstreichskaiser nach seiner ganzen Lage niemals an einen Weltkrieg denken könne, ohne den das linke Rheinufer

nicht zu haben war. In der Tat genügte die bloße Mobilmachung des preußischen Heeres, das damals kein sehr gefährlicher Gegner war, um dem falschen Bonaparte wie dem Zaren alle kriegerischen Gelüste auszutreiben. Jener schloß mit Oesterreich den überstürzten Frieden von Villafranca, der Oesterreich im Besitze Venetiens ließ, und dieser sandte zum Ueberfluß noch einen Generaladjutanten ins französische Hauptquartier, um Frieden zu gebieten. Engels selbst erwähnt die Tatsache in seiner zweiten Flugschrift und gibt auch die sehr triftigen Gründe an, die den Zaren vor einem Kriege zurückschrecken ließen: die Gärung in Polen, die Schwierigkeiten der Bauernemanzipation und die noch immer nicht überwundene Erschöpfung des Landes, die der Krimkrieg hinterlassen hatte.

Ueberblickt man das urkundliche Material, soweit es heute noch vorliegt, so ergibt sich, daß die Auffassung Lassalles sich von der Auffassung der Londoner Gefinnungsgenossen gar nicht so weit unterschied, wie sie gegenseitig annahmen. Allen dreien stand die Emanzipation der Arbeiterklasse über jeder anderen Rücksicht, aber allen dreien war die nationale Wiedergeburt Deutschlands eine unumgängliche Vorstufe zu diesem Ziele. Jedoch so national sie immer dachten, so unterschieden sie trotzdem — oder vielmehr eben deswegen — zwischen der deutschen Nation und den deutschen Regierungen. Deren Sturz war für sie die nationale Wiedergeburt. Engels und Marx wollten durch die revolutionäre Strömung, die sie in den Massen der deutschen Nation voraussetzten, die deutschen Regierungen in den Krieg gerissen sehen, während Lassalle das Vorhandensein einer revolutionären Strömung bestritt, wohl aber die Kriegslust, die er bei den deutschen Regierungen voraussetzte, den Massen als reaktionär und volksfeindlich denunzieren wollte, um in ihnen eine revolutionäre Strömung zu erzeugen.

Der schnelle Friedensschluß hat verhindert, daß die Probe auf das eine oder das andere Exempel gemacht wurde. Die Zerbrechlichkeit aller dieser Voraussetzungen, die sich aus der überaus verzwickten Lage ergab, leuchtet heute von selbst ein. Engels und Marx irrten sowohl darin, daß sie eine revolutionäre Bewegung in Deutschland, als auch darin, daß sie eine unmittelbare Bedrohung Deutschlands durch das französisch-russische Bündnis voraussetzten. In beiden Beziehungen urteilte Lassalle richtiger, aber seine Rechnung beruhte schließlich auch auf einer sehr problematischen Voraussetzung, nämlich auf der Auffassung, daß sich aus einer schweren Niederlage eine revolutionäre Bewegung entwickeln könne.

Diese Anschauung ist ja auch sonst sehr verbreitet, hat aber schon oft zu schweren Enttäuschungen geführt. Lassalle schrieb selbst einmal im Verlaufe des Streits mit Marx und Engels: „Nie war unser Königtum populärer, als 1807, und Ähnliches könnte wiederkehren.“ Er wollte damit sagen: vereiteln wir den Massen den drohenden Krieg nicht, so wird die Niederlage das Volk erst recht mit den Regierungen verbinden. Nun war das preußische Königtum im Jahre 1807 durchaus nicht „populär“; der Haß gegen die „Federbüsche“ war vielmehr sehr groß, aber eine schwere Niederlage entkräftet vor allem die Massen, und der unmittelbare Druck der Not, die der auswärtige Feind verursacht, wirkt viel zu stark, um die immer doch nur erst reflektierte Ueberzeugung aufkommen zu lassen, daß die Genossin im Unglück, die eigene Regierung, die eigentliche Schuld an dem Unheil trage.

Was 1807, oder um die Sache allgemeiner zu fassen, was Preußen nach Jena und bis zu einem gewissen Grade auch nach Olmütz, was Rußland nach Sewastopol, was Oesterreich nach Königgrätz beweist, ist die Tatsache, daß schwere Niederlagen eines Staats innere Reformen herbeiführen können, die den Massen gewisse Erleichterungen verschaffen mögen, aber ihre Grenze und ihr Ziel darin finden, daß sie die durch ihre Niederlage erschütterte Klassenherrschaft von neuem befestigen. 1815 stand die preußische Adels Herrschaft auf viel festeren Füßen als 1805. Der Krieg denkt nicht nur sehr radikal, sondern auch sehr konsequent; er weiß, daß er mit der Klassengesellschaft steht und fällt, und er ist stets darauf bedacht, die Wunden zu heilen, die er ihr schlägt, während er denen, die der Klassengesellschaft und damit auch dem Kriege ein für allemal abgefagt haben, mit Vorliebe einen Bissen spielt.

Die Spekulation auf Kriege und Kriegsgewinne ist für eine Arbeiterpartei immer ein sehr zweischneidiges Spiel, das Engels, Marx und Lassalle auch stets vermieden haben, es sei denn, daß der Hader zwischen der legitimen und der illegitimen Gegenrevolution sie in eine Zwangslage brachte, die die Freiheit ihrer Entschlüsse einschränkte.

X.

Im Kriege von 1866 war die Beimischung revolutionärer Elemente viel geringer als im Kriege von 1859. Zwar war die deutsche Bourgeoisie seit den Tagen von Olmütz trefflich gediehen, und sie begehrte nach der deutschen Einheit, jedoch nur im Sinne der nacktesten und niedrigsten Profitinteressen. Der Volkswirtschaftliche Kongreß, der die feudal-zünftigen Schranken weggeräumt haben wollte, die den Umtrieb der kapitalistischen Maschinerie hemmten, wurde eine Art öffentlicher Macht und gewann einen gewissen Einfluß auf die Regierungen; an die Stelle der Kochow, die dem „beschränkten Untertanenverstande“ überhaupt nicht gestatten wollten mitzureden, traten die Delbrück, die wenigstens „das Geheimnis unserer Zeit“ darin entdeckten, „keine Zinsen zu verlieren“. Aber der deutsche Nationalverein, der die politischen Ideale der deutschen Bourgeoisie verfolgen sollte, brachte es nur zu einem verkümmerten Zerrbilde des italienischen Modells.

Während Cavour von dem italienischen Nationalverein vorangetrieben wurde, sträubte sich der deutsche Nationalverein sogar dagegen, von Bismarck vorangetrieben zu werden. Als Bismarck bei Ausbruch des Krieges von 1866 Herrn v. Bennigsen, den „Mirabeau der Lüneburger Heide“ und Präsidenten des Nationalvereins, dazu aufforderte, die provisorische Regierung des Königreichs Hannovers zu übernehmen, weigerte sich der liberale Staatsmann dieses hochverrätherischen Beginns. Selbst wenn Bismarck ihr den Steigbügel hielt, wagte die deutsche Bourgeoisie nicht, den Gaul zu besteigen, der am Ende doch durchgehen konnte, und Bennigsen hat noch zwanzig Jahre später ein welfisches Organ wegen Injurien belangt, weil es ihm — allerdings ganz ungerechterweise — nachgesagt hatte, er habe es im Jahre 1866 an der nötigen Ehrerbietung und Treue gegen den angestammten Welfenkönig fehlen lassen. Während die italienische Bourgeoisie mit allen Mittel- und Kleinstaaten kurzen Prozeß gemacht hatte, wollte die deutsche Bourgeoisie sie Krone bei Krone erhalten und wurde an der Durch-

führung dieses patriotischen Programms nur dadurch gehindert, daß Bismarck selbst einige davon lassierte.

Bismarck war Großpreuße, und wenn man anders von niemandem verlangen kann, daß er aus seiner eigenen Haut fahren soll, so trifft weniger ihn, als die deutsche Bourgeoisie die Schuld daran, daß sich die deutsche Einheit viel langsamer und unvollständiger vollzog als die italienische. Der Krieg von 1866 führte nur zu dem ganz unfertigen Gebilde des Norddeutschen Bundes; nicht nur die Deutschen Oesterreichs, sondern auch alle Süddeutschen waren ausgeschlossen, und eine Brücke über den Main zu schlagen, verbot der französische Staatsstreichkaiser. So wenig wie Cavour war Bismarck ohne die Hilfe des Auslandes fertig geworden, wenn er sie auch als Minister eines Großstaats nicht in gleich demütigenden Formen anzusprechen brauchte. Sein Bündnis mit Italien beruhte auf einer ganz natürlichen Gemeinsamkeit der Interessen, und den Völkerbeglucker an der Seine hielt er sich nach Möglichkeit vom Leibe, indem er ihn mit halben Worten hinhielt, wenn er auch nicht hindern konnte, daß dessen Einspruch den Siegeslauf der preußischen Waffen hemmte.

Der Krieg von 1866 hat nun noch ein besonderes Interesse unter dem Gesichtspunkt des Angriffs- oder Verteidigungskrieges. Bismarck gilt als sein je nachdem gefeierter oder verwünschter Anstifter, und es läßt sich auch nicht leugnen, daß er diesen Krieg mit allen Kräften vorbereitet hat, man möchte sagen, mit einer Art nachtwandlerischer Sicherheit, zum Aerger und Entsetzen der ihm Nächstehenden. Schon ehe er Minister wurde, sagte er als Botschafter zu den ihm vorgelegten Minister v. Bernstorff: „Ernennen Sie mich zu Ihrem Unterstaatssekretär, dann mache ich mich anheischig, Ihnen binnen vier Wochen einen Bürgerkrieg bester Qualität zu liefern.“ Als Bismarck dann auf Befürwortung des Kriegsministers Roon zum Ministerpräsidenten ernannt worden war, begann er damit, der Budgetkommission des widerspenstigen Abgeordnetenhauses zu erklären, daß die deutsche Frage nur durch Blut und Eisen zu lösen sei, worauf Roon beim Nachhausegehen brummte, Bismarck möge doch auf solche Scherze verzichten, die die konservative Sache nur schädigen könnten. Noch deutlicher war ein dritter Fall. In einer Sitzung des Staatsministeriums, die unter dem Voritze des Königs stattfand, wurde die schleswig-holsteinische Frage beraten, und Bismarck befürwortete die Annexion der Elbherzogtümer in demselben Sinne, worin sie später das Mittel geworden ist, Oesterreich aus Deutschland hinauszudrängen. Der König aber befahl dem Protokollführer, diese Ausführungen Bismarcks nicht ins Protokoll aufzunehmen, da sie offenbar unter der Nachwirkung eines allzu reichlichen Frühstücks gesprochen seien und ihre urkundliche Verewigung ihrem Urheber nicht angenehm sein würde.

Preußische Historiker haben nun Bismarck von dem Vorwurf eines Angriffskrieges entlasten wollen, indem sie darauf hinwiesen, daß er am liebsten sich gütlich mit Oesterreich geeinigt hätte, sei es durch den Vorschlag einer gemeinsamen Beherrschung Deutschlands, sei es durch die Aufteilung Deutschlands zwischen Preußen und Oesterreich nach dem Laufe des Mains. Dadurch habe Bismarck bewiesen, daß er nach Möglichkeit den Krieg mit Oesterreich habe vermeiden wollen. Nun ist richtig, daß Bismarck an solchen Versuchen beteteiligt gewesen ist, zuletzt noch im Mai 1866, als der Krieg schon unmittelbar drohte, aber es heißt Bismarcks Andenken schwerer be-

lasten als es verdient, wenn man annehmen wollte, er habe je ein Un Ding geplant, wie eine gemeinsame Beherrschung Deutschlands durch Preußen und Oesterreich oder gar eine dauernde Zerreißung Deutschlands nach der Mainlinie, die schon sprichwörtlich als der gefährlichste Verrat an der deutschen Nation galt. Er hat sich an solchen Versuchen nur beteiligt, um den mächtigen Gegnern seiner Kriegspolitik, an deren Spitze der König und der Kronprinz standen, praktisch ihre Unmöglichkeit zu beweisen und durch ihre diplomatische Ausnutzung die Dinge so weit zu treiben, bis sie auf der Spitze des Schwertes standen.

Im Jahre 1866 hat Bismarck „der Heuchelei dürftige Maste“ verschmäht, und sich wenig darum gekümmert, ob man ihn für den Anstifter des Krieges hielt. Die Frage des Angriffs- oder Verteidigungskrieges überließ er, ähnlich wie der alte Fritz, den Kriegsmanifesten, wo sie dann freilich nicht entbehrt werden können, und ganz ähnlich hat sich Moltke ausgelassen. Bismarck war kein Kriegslustiger Mann und hat wiederholt, wie namentlich im Jahre 1875, die Kriegspartei an einem Präventivkrieg gehindert. Er hielt den Schlachtengott für einen sehr unsicheren Kantonisten, dem man nicht über den Weg trauen und mit dem man sich nur einlassen dürfe, wenn ein Lebensinteresse des Staates gefährdet sei. Und als preußischer Minister sah er die Zukunft des preußischen Staates tödlich gefährdet, wenn nicht endlich den steten Bemühungen, mit Hilfe der verrotteten Bundesverfassung Preußen „erst zu demütigen und dann zu vernichten“, die nach dem geflügelten Worte des österreichischen Ministers Schwarzenberg von den Tagen von Olmütz bis zu den Tagen des Frankfurter Fürstentages von 1863 unablässig von Oesterreich betrieben wurden, ein unzerbrechlicher Riegel vorgeschoben würde.

Selbstverständlich war das Lebensinteresse des preußischen Staates nicht weniger als das Lebensinteresse der deutschen Nation, und die Stellung der Sozialisten war 1866 sehr vereinfacht, da die deutsche Bourgeoisie spottwenig von revolutionärem Drange verriet. Um so stärker mußte der Wille sein, der großpreußischen Politik zu widerstehen, wenn auch freilich um so schwächer die Kraft. War die Revolution unmöglich, so blieb nur die saure Wahl zwischen dem österreichischen oder dem preußischen Siege.

Lassalle hatte längst die Hoffnung auf eine deutsche Revolution aufgegeben, und seine Nachfolger sahen in dem preußischen Siege ein schweres Uebel zwar, aber doch das kleinere Uebel gegenüber dem Siege Oesterreichs.

Engels und Marx hielten eine deutsche Revolution noch immer nicht für ausgeschlossen und wünschten den Preußen „heillose Prügel“; noch drei Wochen vor Königgrätz rechnete Engels mit einer Rebellion der preußischen Landwehr. Aber als die Entscheidung bei Königgrätz gefallen war, fanden sie sich mit ihr als mit einer unabänderlichen Tatsache ab.

Bebel und Liebknecht aber erkannten zwar auch die Unmöglichkeit einer Revolution, aber sie wünschten den Sieg Oesterreichs, als Vorbedingung einer Revolution. Bebel sagt darüber in seinen Denkwürdigkeiten: „Höchstwahrscheinlich hätte die österreichische Regierung nach einem Siege versucht, in Deutschland reaktionär zu regieren. Aber sie hätte alsdann nicht nur das gesamte preußische Volk, sondern auch den größten Teil der übrigen Nation, einschließlichs eines guten Teils der österreichischen Bevölkerung, gegen sich gehabt. Wenn eine Revolution sicher war und Aussicht auf Erfolg hatte,

so gegen Oesterreich. Die demokratische Einigung des Reiches wäre die Folge gewesen. Der Sieg Preußens schloß das aus.“ Und zwar, wie Bebel dann noch weiter ausführt, weil Oesterreich seiner ganzen Struktur nach ein innerlich schwacher, Preußen aber ein innerlich starker Staat gewesen sei.

Die ganze Rechnung ist so verwickelt, daß man dahingestellt lassen muß, ob Bebel nicht durch seine Erinnerung getäuscht worden ist. Jedenfalls kämpften er wie Liebknecht weiter, um die geschichtliche Entscheidung rückgängig zu machen, die bei Königgrätz gefallen war.

XI.

Nicht so einfach, wie im Jahre 1866, war die Politik Bismarcks im Jahre 1870. Er hat sich damals im Glanze eines gerechten Verteidigungskrieges gegen einen ruchlosen Angriff sonnen dürfen und die Gelegenheit weidlich ausgenützt, aber seitdem hat er reichlich den Wandel des Glücks erfahren, und heute lastet auf ihm eher der Verdacht, den Krieg von 1870 ohne Not angezettelt zu haben, obgleich er noch zu vermeiden gewesen wäre.

Das ist insofern richtig, als es für ihn eine Möglichkeit gab, den Krieg zu vermeiden, nämlich wenn er den Sturz des schon in allen Fugen krachenden Kaiserreichs in Paris abgewartet und dann die Vereinigung der süddeutschen Staaten mit dem Norddeutschen Bunde betrieben hätte. Das aber lag nicht im Zuge einer großpreußischen Politik, denn dann wäre es nicht ohne bedeutende Zugeständnisse an die freieren Zustände Süddeutschlands abgegangen. Bismarck selbst hat es später wiederholt gesagt, die Süddeutschen seien nur zu gewinnen gewesen, „wenn wir ihnen zeigten, daß wir die Franzosen schlagen könnten“, d. h. also durch Furcht, was nicht an sich, aber im Sinne der großpreußischen Politik richtig war. Dem entsprach es auch durchaus, daß Bismarck den freiwillig angebotenen Eintritt Badens in den Norddeutschen Bund ablehnte, um den französischen Kaiser nicht zu reizen, sondern diesem lieber in der spanischen Thronkandidatur eines hohenzollernschen Prinzen „eine Falle stellte“, wie Lothar Bucher sich ausgedrückt hat.

Bucher konnte es besser als irgend wer wissen, denn er war von Bismarck nach Spanien gesandt worden, um die Frage zu „studieren“, und auf seiner günstigen Bericht hin betrieb Bismarck die hohenzollernsche Kandidatur, obgleich sowohl der König wie der Kandidat selbst sich lange dagegen sträubten. Bismarck selbst hat bekanntlich stets dies sein Werk verleugnet, und man muß gestehen, daß es sicherlich kein Meisterstück seiner diplomatischen Kunst war. Nach dem normalen Laufe der Dinge mußte die spanische Thronkandidatur des hohenzollernschen Prinzen mit einer diplomatischen Schlappe für ihn enden, und er hatte diese Schlappe in der Tat schon weg, als das tollwütige Gebaren des französischen Ministers Gramont ihm wieder Oberwasser verschaffte. Aber das war unmöglich vorherzusehen, zumal da Gramont noch gar nicht Minister war zur Zeit, wo Bismarck die spanische Intrige einfädelte.

Seitdem sich herausgestellt hat, daß Bismarck keineswegs das unschuldige Lamm gewesen ist, als das er 1870 erschien, ist er in begreiflicher, aber übertriebener Rückwirkung zu schwer als der alleinige Urheber des damaligen Krieges belastet worden. Zur Zeit, wo Bucher in Spanien „studierte“, verhandelte der Erzherzog Albrecht in Paris und der fran-

zösische Generalstüber Lebrun in Wien über ein französisch-österreichisches Kriegsbündnis gegen den Norddeutschen Bund, und der König von Italien war, nach seinem eigenen Zugeständnis, nur zu bereit, der Dritte in diesem Bündnis zu werden. Die Sache war sehr weit gediehen, wenn auch noch nicht abgestempelt und unterschrieben, worauf übrigens sehr wenig ankam. Die erste deutsche Niederlage hätte sofort Stempel und Unterschrift geliefert, während die Schnelligkeit der deutschen Siege das Dreibündnis auch dann zerrissen hätte, wenn es schon abgestempelt und unterschrieben gewesen wäre.

Was uns jedoch an diesem Kriege besonders interessiert, ist die Stellung, die die deutsche Sozialdemokratie zu ihm nahm, die zum ersten Male durch ihre parlamentarische Vertretung sozusagen offiziell an der Führung des Krieges mitzuwirken hatte. Es hat sich darüber im Laufe der Jahrzehnte eine Legende gebildet, deren Kritik nicht sowohl im historischen Interesse — denn damit hätte es Zeit bis nach dem gegenwärtigen Kriege, zumal da es sich um eine echte Legende handelt, die den wahren Gehalt einer historischen Situation gerade dadurch epigrammatisch zusammenfaßt, daß sie mit Ort und Zeit willkürlich umspringt — notwendig ist, als wegen der politischen Schlußfolgerungen, die aus ihr auf die gegenwärtige Taktik der Partei gezogen worden sind.

Die Sozialdemokratie war 1870 im Reichstage durch die Eisenacher (Bebel, Liebknecht) und die Lassalleaner (Schweizer, Hasenclever, Frißche, Mende) vertreten. Die beiden Fraktionen hatten, wie schon erwähnt worden ist, zu den Ereignissen von 1866 eine verschiedene Stellung eingenommen. Die Lassalleaner hatten sich auf den Boden des Norddeutschen Bundes gestellt, während die Eisenacher diesen Bund nach wie vor bekämpften. Gemäß ihrer besonderen Stellung entschied sich jede der beiden Fraktionen, als im Juli an den Norddeutschen Reichstag die Forderung gestellt wurde, einen Kriegskredit in Höhe von 120 Millionen Talern zu bewilligen.

Da der Krieg auf französischer Seite schlechterdings keinen anderen Zweck hatte, als die staatliche Neubildung des Jahres 1866 zu zertrümmern, so bewilligten die Lassalleaner die Kredite; sie konnten gar nicht anders handeln, wenn sie nicht ihre bisherige Politik verleugnen wollten. Ebenso konsequent würden die Eisenacher oder genauer Bebel und Liebknecht — denn ein großer Teil dieser Fraktion teilte die Auffassung der Lassalleaner — an ihrem Teil gehandelt haben, wenn sie die Kredite verweigert hätten, denn sie hielten den Norddeutschen Bund für das Verderben der deutschen Nation. Liebknecht wollte denn auch zunächst die Kredite einfach verweigern. Allein schließlich mußten auch die Eisenacher der Zwangslage, die in all diesen Kriegen von 1859 bis 1871 für die Arbeiterklasse bestand, ihren Zoll entrichten, indem sie sich nur der Abstimmung enthielten.

So scheint jeder von beiden Teilen vollkommen konsequent und logisch gehandelt zu haben. Allein so einfach lag die Sache bei alledem nicht. Es gab da noch feinere Unterschiede. Zum richtigen Verständnis der Sachlage ist es notwendig, hier den Wortlaut des „motivierten Votums“ herzusetzen, das Bebel und Liebknecht am 21. Juli 1870 im Norddeutschen Reichstage abgaben. Es lautete:

Der gegenwärtige Krieg ist ein dynastischer Krieg, unternommen im Interesse der Dynastie Bonaparte, wie der Krieg von 1866 im Interesse der Dynastie Hohenzollern. Die zur Führung des Krieges dem Reichstage abverlangten Geldmittel

können wir nicht bewilligen, weil dies ein Vertrauensvotum für die preußische Regierung wäre, die durch ihr Vorgehen im Jahre 1866 den gegenwärtigen Krieg vorbereitet hat. Ebenfowenig können wir die geforderten Geldmittel verweigern, denn es könnte dies als Billigung der frevelhaften und verbrecherischen Politik Bonapartes aufgefaßt werden.

Als prinzipielle Gegner jedes dynastischen Krieges, als Sozialrepublikaner und Mitglieder der Internationalen Arbeiterassoziation, die ohne Unterschied der Nationalität alle Unterdrücker bekämpft, alle Unterdrückten zu einem gemeinsamen Bruderbund zu einigen sucht, können wir uns weder direkt noch indirekt für den gegenwärtigen Krieg erklären und enthalten uns daher der Abstimmung, indem wir die zuversichtliche Hoffnung aussprechen, daß die Völker Europas, durch die jetzigen unheilvollen Ereignisse belehrt, alles aufbieten werden, um sich ihr Selbstbestimmungsrecht zu erobern und die heutige Säbel- und Klassenherrschaft als die Ursache aller staatlichen und gesellschaftlichen Uebel zu beseitigen.

Man sieht auf den ersten Blick, daß diese Urkunde zwei ganz verschiedene Gesichtspunkte enthält; die konkrete Begründung der Stimmenthaltung und den prinzipiellen Protest gegen den Krieg, wie er vom sozialistischen Standpunkt aus geboten, aber von den Lassalleanern unterlassen worden war. Hierüber empfand Karl Marx große Genugtuung; zum ersten Male war in einer offiziellen Körperschaft, und zwar in einer weltgeschichtlichen Frage, das Banner der Internationalen Arbeiterassoziation frank und frei entfaltet worden. In diesem „Moment“ sei, wie Marx einen Monat später an Engels schrieb, die „Prinzipienreiterei un acte de courage“ gewesen, und er habe sie in einem Briefe an Liebknecht gebilligt.

Schon die Wahl seiner Worte beweist, daß Marx eben nur die prinzipielle Seite des „motivierten Votums“ bei seiner Billigung im Auge hatte, nicht aber die konkrete Begründung der Stimmenthaltung, die erstens keine „Prinzipienreiterei“, eher das Gegenteil war, zweitens die Stellung der Unterzeichner nicht bloß für den „Moment“ festlegte und drittens auch keine „mutige Tat“ in dem Sinne darstellte, daß sie als solche ihre Rechtfertigung in sich selber trug. Hätte Marx den acte de courage in solchem Sinne gemeint, so hätte er dasselbe Lob in noch höherem Grade dem braven Thiers erteilen müssen, der in der französischen Kammer heftig gegen den Krieg sprach, obgleich die Mameluden des Kaiserreichs mit wütenden Schmähungen um ihn tobten, oder den bürgerlichen Demokraten vom Schlage der Favre und Grevy, die sich nicht der Abstimmung über die Kriegskredite enthielten, sondern sie einfach ablehnten, obgleich der patriotische Lärm in Paris mindestens so gefährlich war wie in Berlin.

In der Tat hat die Stimmenthaltung Bebels und Liebknechts im Juli 1870 nirgends einen besonderen Eindruck gemacht, wie sich noch heute aus den damaligen Zeitungen feststellen läßt. Mindestens ebenso sehr hielt sich die bürgerliche Presse über die längst vergessene Tatsache auf, daß die Lassalleaner Friscke und Hasenclever sowie der bürgerliche Demokrat Wigard bei der Verlesung des Adressentwurfs, womit der Reichstag die Thronrede beantwortete, sitzen geblieben waren, weil sie, wie Hasenclever in einer Reklamation an ein bürgerliches Blatt sagte, „die eigene Arbeit des Hauses nicht durch Aufstehen ehren“ wollten. Hasenclever war es dann freilich wieder, der bei der damaligen Verfeindung der sozialdemokratischen Fraktionen die Stimmenthaltung Bebels und Liebknechts am eifrigsten

gegen sie ausnützte und am 26. Juli in einer Leipziger Arbeiterversammlung deshalb heftig mit ihnen aneinander geriet.

Wichtiger war, daß die Stimmhaltung in der Tat keine praktische Politik, sondern nur eine moralische Demonstration war, die, so berechtigt sie an sich sein mochte, den politischen Anforderungen der Lage nicht genügte. Was im privaten Leben möglich und je nachdem ausreichend ist, nämlich zwei Streitenden zu sagen: Ihr habt beide Unrecht und ich mische mich nicht in euren Zank, das gilt nicht im staatlichen Leben, wo die Völker den Streit der Könige ausbaden müssen. Die praktischen Folgen einer unmöglichen Neutralität zeigten sich in der nichts weniger als klaren und konsequenten Haltung, die der „Volksstaat“ in den ersten Kriegsmochen einnahm. Sie erregte bei Engels und Marx großes Mißvergnügen; Engels spottete über die „amüsante Behauptung“, weil Bismarck ein ehemaliger Spießgeselle Bonapartes sei, solle der wahre Standpunkt sein, sich neutral zu verhalten; wenn das die allgemeine Meinung in Deutschland sei, so hätten wir bald wieder den Rheinbund. Seine ausführliche Darlegung — in seinem Briefe vom 15. August 1870 an Marx —, weshalb die Arbeiterklasse die Niederlage des Bonapartismus und den Sieg Deutschlands befördern müsse — eine Darlegung, der Marx völlig zustimmte —, ist in neuerer Zeit oft abgedruckt worden, so daß sie hier aus räumlichen Rücksichten fortbleiben kann.

Der Fehler der Stimmhaltung war, daß Liebknecht und Bebel den Krieg wesentlich unter moralischem Gesichtspunkt betrachteten. Es war ihre ehrliche Ueberzeugung, denn sie haben daran auch später festgehalten; man braucht nur einen Blick in Liebknechts Schrift über die Emser Depesche oder in Bebels Denkwürdigkeiten zu werfen, um sich davon zu überzeugen. Freilich, was in der ersten Hälfte des Krieges ihre Schwäche war, das wurde in seiner zweiten Hälfte zu ihrer Stärke. Mit dem Tage von Sedan endeten jene „Revolutionen von oben“, wie man die Kriege von 1859, 1866 und 1870 nennen kann; was danach kam, enthielt nicht mehr auch nur das kleinste revolutionäre Atom, sondern war historisch die reinste Reaktion und gestattete der sozialdemokratischen Partei wieder eine zugleich praktische und prinzipielle Politik. Alle ihre Fraktionen haben diese Freiheit sofort benützt; auch die Lassalleaner haben die Annexion Elsaß-Lothringens bekämpft und die Pariser Kommune freudig begrüßt, aber Liebknecht und Bebel haben den Kampf mit so glühendem Eifer, mit so herausfordernder Kühnheit, genug, mit einem so erschöpfenden Aufgebot der höchsten moralischen Eigenschaften geführt, daß sich der Ruhm jener Tage mit vollem Recht in erster Reihe an ihre Namen knüpft. Nur daß die im Laufe der Jahre und Jahrzehnte allmählich entstandene Legende daneben trifft, die in dem schwächsten Punkt der Position, die Liebknecht und Bebel damals glorreich behauptet haben, ihren stärksten Punkt erblicken will.

Sucht man in der Vergangenheit nach Präzedenzfällen, die die Politik der Gegenwart bestimmen können, so liegt auf der Hand, daß die Abstimmungen vom 21. Juli 1870 für diesen Zweck nicht dienen können, weder das Ja der Lassalleaner, noch die Stimmhaltung Bebels und Liebknechts: Diese Voten wurden in einer Zwangslage abgegeben, die durch die „Revolution von oben“ geschaffen war und schon im Jahre 1859 Engels und Lassalle zum Gebrauch „unterirdischer Argumente“ gezwungen hatten.

Maßgebend für die Gegenwart könnte nur die Taktik der Gesamtpartei in den Tagen nach Sedan sein.

XII.

Indes ist es immer gescheiter, nicht nach Präzedenzfällen zu handeln, sondern nach Prinzipien. Denn die Geschichte wiederholt sich niemals, so häufig sie immer beweisen mag, daß sich aus ähnlichen Voraussetzungen ähnliche Folgen ergeben. So hat der gegenwärtige Krieg durchaus nichts gemein mit der Kriegsära von 1792 bis 1815, in der die Revolution von unten, noch mit der Kriegsära von 1859 bis 1870, in der die Revolution von oben die treibende Kraft war.

Wohl aber ähnelt er als kapitalistischer Kolonial- und Weltkrieg auf ungleich höherer Stufenleiter dem Siebenjährigen Kriege. Er hat mit ihm die Ermattungsstrategie gemein und den völligen Ausschluß der Völker von irgendeiner Einwirkung auf die Führung des Krieges. Allein auch hier ergibt sich ein grundtiefer Unterschied. Im Siebenjährigen Kriege gab es in keinem der kriegführenden Länder eine revolutionäre Klasse, wie es deren heute in jedem von ihnen gibt, nur daß sie sich fast überall freiwillig mit dem bescheidet, was den Bürgern und Bauern im Europa des 18. Jahrhunderts schon beschieden gewesen ist.

Doch ist es unmöglich, während des Krieges diesen Unterschied zu beleuchten, und nach dem Kriege wird es überflüssig sein, denn dann werden seine Folgen eindringlich genug selbst sprechen.

Vom Wirtschaftsmarkt.

Die neue Kriegsanleihe und die Reichsverschuldung.

Die dritte Kriegsanleihe. — Erhöhter Emissionskurs. — Erleichterung der Zahlungsbedingungen. — Heranziehung der kleinen Sparer. — Lage des Geldmarktes. — Ursache des Rückganges der Geldflüssigkeit. — Beteiligung der Darlehnskasse. — Einfluß der ersten beiden Kriegsanleihen auf die Sparkassen. — Wechselschulden des Reiches. — Umtausch der Reichsschatzwechsel gegen Kriegsanleihe. — Kriegsgewinnsteuer und Kriegsanleihe. — Zunehmende Reichsverschuldung.

Berlin, 11. September 1915.

Die lang angekündigte dritte 5prozentige Kriegsanleihe liegt bis zum 22. September zur Zeichnung auf. Die Kriegsausgaben des Reiches, die sich nach der Angabe des Reichsschatzsekretärs Dr. Helfferich während der letzten Monate durchschnittlich auf 65—70 Millionen Mark pro Tag beliefen, haben zu einer derartigen neuen Belastung der Reichsbank geführt, daß eine Erleichterung sich als nötig erweist. Nach dem Reichsbankausweis vom 7. September ist infolge der Hergabe von Geldmitteln gegen Reichswechsel und Reichsschatzanweisungen die Summe des Wechselbestandes der Reichsbank bereits wieder auf 5067 Millionen Mark angewachsen, und der Notenumlauf stellt sich auf 5560 Millionen Mark. Das sind zwar niedrigere Posten, als sie der Ausweis vom Ende März d. J., vor der Aufnahme der zweiten Kriegsanleihe, aufwies; es muß aber beim Vergleich in Berücksichtigung gezogen werden, daß voraussichtlich in den nächsten Wochen beide Posten weiter steigen werden, besonders zum Quartalschluß, zu dem erfahrungsgemäß der Begehr nach Zahlungsmitteln stets erheblich anschwillt.

Im ganzen sind die Ausgabe- und Zahlungsbedingungen der dritten Kriegsanleihe ziemlich dieselben wie die der zweiten, nur daß der Einzahlkurs, der schon bei der zweiten Anleihe um 1 Prozent erhöht worden war, jetzt nochmals um $\frac{1}{2}$ Prozent erhöht worden ist und sich also nun auf 99 Prozent stellt. Die bürgerliche Tagespresse hebt diese erneute Erhöhung des Emissionskurses als Beweis des Vertrauens der deutschen Bevölkerung in die Reichsfinanzlage hervor und vergleicht damit die Kursrückgänge der ersten und zweiten englischen Kriegsanleihe. Das war vorauszu sehen, dürfte doch diese neue Erhöhung des Einzahlkurses um $\frac{1}{2}$ Prozent hauptsächlich zu dem Zweck erfolgt sein, nach außen zu demonstrieren, wie stark in finanzieller Hinsicht Deutschland ist und wie, im Gegensatz zu den Verheißungen englischer Handelsblätter, die noch vor kurzem hämisch baldige Kursstürze der ersten beiden deutschen Kriegsanleihen prophezeiten, ein leichtes Anziehen der Kurse erfolgt ist.

Auch die Zahlungstermine sind diesmal etwas kürzer bemessen worden. Sie erstreckten sich bei der zweiten Anleihe über mehr als vier Monate, diesmal nur über drei Monate, vom 18. Oktober 1915 bis 22. Januar 1916. Die früheren Teileinzahlungen sind viel schneller erfolgt, als die Zeichner nach den festgesetzten Zahlungsverpflichtungen nötig hatten, waren doch z. B. bei der letzten Anleihe am ersten Zahlungstermin bereits 67 Prozent der Gesamtsumme statt 37 Prozent eingezahlt, beim zweiten Termin 86 statt 57 Prozent. Das Reichsschatzamt hat allem Anschein nach daraus geschlossen, daß eine Verkürzung der Zahlungsfristen, die das Reich schneller in den Besitz der ganzen Anleihe summe setzt, ohne wesentlichen Einfluß auf die Beteiligung bleiben wird, zumal in anderer Hinsicht die Zahlungsbedingungen etwas erleichtert worden sind, wenigstens für die kleinen Zeichner. Während bei den ersten beiden Kriegsanleihen die sogenannten „kleinen Sparer“, die nur Papiere bis zu 1000 Mark haben wollten, den Betrag sofort voll einzahlen mußten, ist diesmal auch den Käufern kleinerer Anleihestücke die allmähliche Teilzahlung gestattet, und zwar bereits den Zeichnern von 100 Mark an. Wer nur 100 Mark zeichnet, braucht z. B. erst am 22. Januar, also am letzten Zahlungstage, diesen Betrag zu entrichten. Wer 300 Mark zeichnet, hat die ersten 100 Mark am 24. November, die zweiten am 22. Dezember und die dritten am 22. Januar einzuzahlen.

Der Zweck dieser Zahlungserleichterung ist, die breiten Schichten der Bevölkerung, die „kleinen“ Leute, in möglichst großer Masse zur Beteiligung heranzuziehen und die Anleihe zu einer sogenannten *Volk sanleihe* zu gestalten. Vor allem um eine recht imposante Summe zu erhalten — doch nicht deshalb allein: es soll zugleich dadurch dem feindlichen Auslande, in dem allerlei Gerüchte über innere Gärungen und Aufstände in Deutschland umlaufen, gezeigt werden, in welchem Maße die ganze deutsche Nation mit einem Siege der deutschen Waffen und einem günstigen Kriegsausgang rechnet.

Bornehmlich möchte man die Landbevölkerung zum Kauf von Anleihepapieren bewegen, die sich bisher an den Kriegsanleihen im ganzen wenig beteiligt hat, obgleich gerade sie von der durch den Krieg herbeigeführten Preissteigerung der Nahrungsmittel einen großen Vorteil gehabt und, wie die Zunahme der Einlagen in den ländlichen Sparkassen zeigt, schöne

Sümmchen erspart hat. Auch manches Goldstück könnte dabei noch aus den Strümpfen und anderen Verstecken hervorgeholt werden. Deshalb nehmen diesmal auch sämtliche Postanstalten Anleihezeichnungen entgegen, während dies bislang nur dort zulässig war, wo keine öffentlichen Sparkassen oder sonstige Zeichnungsstellen am Ort vorhanden waren; jedoch sind die Beträge aller Zeichnungen bei Postanstalten schon bis zum 18. Oktober voll einzuzahlen.

Es kann daher auch damit gerechnet werden, daß die Zahl der Zeichner, die sich bei der ersten Kriegsanleihe auf 1 177 235, bei der zweiten auf 2 691 060 belief, noch mehr anwachsen wird, ist doch der Zeitpunkt für die Aufnahme der neuen Anleihe ein recht günstiger — jedenfalls besser als im März vor der zweiten Anleihe. Die russischen Truppen sind aus Galizien fast völlig verdrängt, Polen und Kurland von den Heeren der verbündeten Zentralmächte besetzt, und auch auf dem Balkan wird sich höchstwahrscheinlich durch das Eingreifen Bulgariens in den Kampf an der Seite Deutschlands und Oesterreich-Ungarns eine bedeutungsvolle Wendung vollziehen. Die Zuversicht eines glücklichen Ausganges des gewaltigen Völkerringens für Deutschlands Zukunft hat in der deutschen Bevölkerung jedenfalls eher zu- als abgenommen. Freilich ist der Geldmarkt nicht mehr so flüchtig, wie im September vorigen und im März dieses Jahres. Noch vor wenigen Wochen betrug der Zinssatz für tägliches Geld $2\frac{1}{2}$ Prozent (im Julimonat sogar durchweg nur 2 Prozent), der Privatdiskont für Wechsel $3\frac{1}{2}$ Prozent; in letzter Zeit war aber tägliches Geld nur noch zu $3-3\frac{1}{2}$ Prozent zu haben, und der private Wechseldiskont ist auf $3\frac{3}{4}$ bis 4 Prozent gestiegen. Zum Teil hat die hinter den Börsenkulissen betriebene starke Effektspekulation dem Geldmarkt einen Teil seiner Mittel entzogen, dann aber hat sich auch seitdem die wirtschaftliche Situation nicht unbedeutend verändert.

Als die Regierung die ersten beiden Anleihen aufnahm, zehrte die Industrie gewissermaßen noch von ihren alten Rohstoffvorräten. Sie wurden aus allen Ecken und Winkeln hervorgesucht und verarbeitet. Ebenso wurden die großen Vorräte, die noch von früher her in manchen Lagerhäusern und Speichern steckten, darunter manches, was früher schlecht loszuwerden war, dem Konsum zugeführt und, wie der gebräuchliche Ausdruck lautet, „zu Geld gemacht“. Neue Rohmaterialien wurden nur in beschränktem Maße bezogen; sie waren auch vielfach nur schwer in Deutschland hereinzubringen. So kamen beträchtliche Geldmittel an den Markt, denen keine entsprechende Nachfrage gegenüberstand, denn neue industrielle Betriebe wurden kaum angelegt, neue Wohnhäuser, elektrische Bahnen, Brücken usw. nur in sehr bescheidenem Maße gebaut, auswärtige Wertpapiere nicht angekauft, Beteiligungen an auswärtigen Unternehmungen nicht vorgenommen. Das Geld, das sonst zur Erweiterung des Wirtschaftsgetriebes diente, fand also zunächst keine Verwendung und führte zu verstärkten Geldangeboten auf dem Markt, d. h. zur sogenannten Geldflüchtigkeit.

Dazu kam, daß auch die Landwirtschaft vielfach Gelegenheit fand, Vorräte abzustößen, ohne daß sie wie sonst einen gewissen Teil des Erlöses in Neueinrichtungen irgendwelcher Art (Scheunen, Maschinen, Drainagen, Neuanpflanzungen usw.) anlegte. Ferner wurde der Viehstand infolge

des Futtermangels bedeutend vermindert, ohne zugleich durch eine entsprechende Neuaufzucht ersetzt zu werden.

Aber diese Verhältnisse haben sich in neuester Zeit recht sehr geändert. Die Industriellen vermögen nicht mehr in gleicher Weise auf alte Rohstoff- und Lagervorräte zurückzugreifen, weil solche Vorräte vielfach nicht mehr vorhanden sind. Die Rohstoffe müssen entweder im Lande selbst erzeugt oder aus dem Auslande hereingeschafft werden — zumeist gegen schweres Geld. Ueberdies aber hat inzwischen ein wesentlicher Teil an den Markt drängenden flüssigen Geldes, das in normalen Zeiten zur Ausdehnung der Wirtschaft gedient hätte, Anlage in den ersten beiden Kriegsanleihen gefunden, und wenn auch ein Teil dieses Geldes, indem es an die Industriellen und Landwirte für Heereslieferungen zurückfließt, wieder an den Geldmarkt gelangt, so ist das doch immer nur ein bestimmter Teil, der andere fließt ins Ausland ab, wird gebunden oder „verpulvert“.

Dennoch kann man damit rechnen, daß auch die dritte Kriegsanleihe eine enorme Summe aufbringt, vielleicht, wenn es gelingt, die Landleute in stärkerem Maße zur Beteiligung heranzuziehen, sogar einen noch größeren Betrag als die zweite Anleihe, denn die Preissteigerung fast aller Agrarprodukte hat den Landwirten große Einnahmen eingetragen und zudem ist, wenn die ersten beiden Zahlungstermine, der 18. Oktober und der 24. November, herannahen, der größere Teil der Ernte bereits durch Verkauf in Geld umgesetzt.

Im einzelnen wird freilich die diesmalige Kriegsanleihe voraussichtlich manche charakteristischen Abweichungen von den früheren aufweisen. So wird wahrscheinlich die Inanspruchnahme der Darlehnskasse diesmal eine stärkere sein. In der Presse des Auslandes findet man über die Darlehnskasse, ihr Verhältnis zur Reichsbank, ihre Fundierung und Darlehnspraxis, die seltensten Angaben. Oft wird behauptet, fast die ganzen früheren Anleihesummen wären einfach von der Darlehnskasse vorgeschossen worden. Tatsache ist, daß selbst Mitte April dieses Jahres, als wegen der fälligen ersten Einzahlungen auf die zweite Kriegsanleihe die höchsten Anforderungen an die Darlehnskasse gestellt wurden, die Gesamtsumme der bewilligten Darlehen nur 1573 Millionen Mark betragen hat. Und an dieser Summe waren die Darlehen zum Zweck der Erwerbung von Kriegsanleihe, die bekanntlich einen Vorzugszinsfuß von $5\frac{1}{4}$ Prozent genießen, nach dem offiziellen Kassenausweis nur mit 521 Millionen beteiligt, so daß an dem Gesamtbetrag der Einzahlungen auf die zweite Kriegsanleihe am 15. April die aus der Darlehnskasse stammende Geldsumme nur mit 8,6 Prozent partizipierte: ein Anteil, der mit den weiteren Anleiheinzahlungen aber nicht zunahm, sondern fiel, so daß am 7. August nur noch 315 Millionen Mark der auf die zweite Kriegsanleihe bereits eingezahlten Summe von 8980 Millionen Mark aus der Darlehnskasse stammten.

Ebenso werden voraussichtlich die Sparkassen weit mehr zur dritten Kriegsanleihe beitragen. Nach der vorläufigen amtlichen Sparkassenstatistik haben sie für die erste Kriegsanleihe rund 850, für die zweite 1900 Millionen Mark aufgebracht. Tatsächlich aber dürfte der Betrag um 12 bis 15 Prozent höher sein, denn diese Statistik umfaßt nur die direkt durch die Sparkassen vermittelten Zeichnungen, nicht die Abhebungen von Spareinlagen, die ohne Angabe des Grundes erfolgt und von den betreffenden

Personen dazu verwendet sind, bei einer Post oder Bank auf die Anleihen zu zeichnen, vielleicht nach Ergänzung des Betrages durch Bankeinzahlungen oder private Spargelder. Ferner haben auch in süddeutschen Städten die städtischen Sparkassen häufig nicht direkt als Zeichnungsstelle fungiert, sondern die Magistrate haben mehrfach in ihrer Eigenschaft als Aufsichtsbehörde solcher Sparkassen besondere städtische Zeichnungsstellen eingerichtet. Dennoch, trotz dieses Geldabflusses für die Kriegsanleihe, hat sich — ein Beweis für die Geldflüssigkeit wie für die günstige finanzielle Lage — die Summe der Gesamteinzahlungen in die deutschen öffentlichen Sparkassen während der Kriegsdauer bisher nicht vermindert, sondern vermehrt, so daß heute die Sparkassen einen höheren Bestand aufweisen als vor dem Kriege. Läßt man nämlich die Rückzahlungen für die Kriegsanleihe unberücksichtigt, so ergibt sich für das erste Kriegsjahr (August 1914 bis Ende Juli 1915) eine Zunahme der Einlage summe um ungefähr 2480 Millionen Mark und mit Einschluß der Zinszuschreibungen von insgesamt fast 3200 Millionen Mark. Davon die obigen 2750 Millionen Mark abgerechnet, die der Kriegsanleihe zufließen, bleibt im Vergleich zum Juli 1914 immer noch ein Ueberschuß der Gesamtbestände um annähernd 450 Millionen Mark.

Der größte Teil der Summe, die die Anleihe dem Reich voraussichtlich eintragen wird, ist freilich bereits für Kriegszwecke verausgabt. Von dem Erlös der zweiten Kriegsanleihe ist längst nichts mehr übrig; er ist seit mehreren Monaten verbraucht. Das Reichsschatzamt hat sich, um seinen Geldbedarf einstweilen decken zu können, daher in zunehmendem Maße zur Ausgabe von neuen Reichsschatzwechseln genötigt gesehen, die früher nur in Abschnitten von 100 000 Mark und mehr ausgestellt wurden, neuerdings aber auch, um ihre Unterbringung zu erleichtern, in Abschnitten von 10 000 Mark ausgegeben worden sind. Solche Schatzwechsel haben nicht nur die Reichsbank, sondern auch die Großbanken, sowie manche großen Industrie- und Handelsfirmen übernommen, besonders solche, die an Lieferungen für den Heeresbedarf beteiligt sind. Wie hoch diese Ausgabe an Schatzwechseln und Schatzanweisungen insgesamt sein mag, ist öffentlich nicht bekannt, ungefähr dürfte sich am 1. September die Gesamtsumme auf 6—7 Milliarden Mark belaufen haben, zu denen die Kriegsausgaben im September noch hinzukommen, so daß sie sich Anfang Oktober, zu Beginn der ersten Einzahlungen auf die neue Anleihe, wohl insgesamt auf 8—9 Milliarden Mark stellen wird. Ein Teil dieser Schatzwechsel wird nach Eingang der ersten Teileinzahlungen vom Reichsschatzamt wieder eingelöst, ein anderer, größerer Teil einfach gegen entsprechende Stücke der Kriegsanleihe umgetauscht werden, das heißt gegen so und so viele in ihrem Besitz befindliche Schatzwechsel übernehmen die betreffenden Inhaber neue Reichsschuldverschreibungen im gleichen Betrage. Da die Verfalltermine dieser ausgegebenen Schatzwechsel sich mit den Einzahlungsterminen vielfach nicht decken, wird den Besitzern, die solche Schatzwechsel zu Einzahlungen auf die von ihnen gezeichnete Kriegsanleihe verwenden, die Zeit vom Zahlungstage (vor dem 30. September werden keine Schatzwechsel auf die Anleihe in Zahlung genommen) bis zum Fälligkeitstermin mit 5 Prozent Diskont berechnet.

Wie Reichsschatzsekretär Dr. Helfferich am 21. August bei der Ankündigung einer späteren Kriegsgewinnsteuer mitteilte, wird, um die Erwerbung von Kriegsanleihe durch die Großindustriellen und die Lieferanten von Kriegsmaterialien zu fördern, diesen auch das Recht eingeräumt werden, die Kriegsgewinnsteuer mit Stücken der Kriegsanleihe bezahlen zu können. Die Erwartung oder Besorgnis einer solchen Besteuerung brauche also, meinte Herr Helfferich unter heiterer Zustimmung des Hauses, niemand davon abzuhalten, Kriegsanleihen zu zeichnen. Herr Helfferich erweist sich auch in dieser Beziehung als ein guter Finanzregisseur, der mit kleinen Mitteln hübsche Effekte zu erzielen weiß. Die Regierung erleidet durch dieses Zugeständnis kaum einen nennenswerten Nachteil; dagegen bietet das Recht, die Kriegsgewinnsteuer in Anleihepapieren zahlen zu dürfen, den Besitzern solcher Papiere unter Umständen immerhin manche Vorteile. Sie brauchen keine Bankguthaben für die Deckung der Kriegsgewinnsteuer zu halten, sondern können den betreffenden Betrag in Kriegsanleihe anlegen, für die sie 5 Prozent Zinsen erhalten, also weit mehr als sie jetzt und in nächster Zeit für ihre Guthaben von den Banken erlangen würden, und zudem versichern sie damit gewissermaßen einen Teil ihrer Anleihepapiere gegen Kursverluste. Steigt der Kurs der Anleihe und bietet er zur Zeit der Steuerzahlung die Aussicht auf weiteres Steigen, dann behalten eben die Betroffenen ihre Anleihewerte und bezahlen in bar; fällt hingegen der Kurs, dann zahlen sie in Stücken der Kriegsanleihe, denn schwerlich kann in diesem Fall die Reichskasse bei der Bewertung solcher Papiere den jeweiligen Kursstand in Anrechnung bringen. Wenn nicht der Nominalbetrag der Anleihestücke, muß zum mindesten ihr Emissionskurs angerechnet werden. Solche kleinen Vorteile mögen gering erscheinen, für die Großlieferanten, die viele Millionen an den heutigen Heereslieferungen verdienen und hoffentlich eine ansehnliche Kriegsgewinnsteuer zu zahlen haben werden, spielen sie jedoch eine gewisse Rolle.

Von dem wahrscheinlichen Ertrag der neuen dritten Kriegsanleihe ist also der größte Teil bereits für die Finanzierung des Krieges in den letzten Monaten verbraucht. Oft stößt man in dem mit solchen Finanztransaktionen nicht bekannten Publikum auf die naive Vorstellung, die durch die Anleihe eingehenden Geldmittel würden von der Reichskasse einfach aufgespeichert bzw. von ihr bei der Reichsbank und anderen großen Bankinstituten hinterlegt und dann nach und nach, wenn die Ausgaben für die kämpfenden Heere im Osten und Westen sich häufen, wieder abgehoben. So liegt die Sache keineswegs, wenigstens nicht bei der jetzigen Kriegsleihe. Die Einzahlungen auf die neue Anleihe erfolgen vielmehr zu einem beträchtlichen Teil durch Verrechnungen oder vielmehr durch Austausch von Schatzwechseln und Schatzanweisungen gegen Reichsanleihe. An neuen baren Geldmitteln erlangt das Reich durch die neue Anleihe, selbst wenn das Zeichnungsergebnis ein noch günstigeres als bei der zweiten Anleihe sein sollte, nur einen relativ mäßigen Betrag. Dennoch hat die Anleihe enorme Bedeutung für die weitere Kriegführung. Sie verwandelt einen beträchtlichen Teil der jetzt schwebenden Reichsschuld in fundierte Schuld, führt zu einer Verringerung des Notenumlaufs und Verbesserung des Wechselkurses und entlastet die Reichsbank wie die übrigen großen Banken mehr oder minder von ihrem Bestand an Reichswechseln — wenn auch kaum auf

längere Zeit; denn in Anbetracht der noch immer steigenden Kriegskosten wird schon in wenigen Monaten das Reichsschatzamt wieder mit neuen Schatzwechselfiskontierungen beginnen müssen. Rechnet man die fundierten und laufenden Reichsschulden zusammen, dann ergibt sich mit großer Sicherheit, daß das Deutsche Reich in das Jahr 1916 mit einer Verschuldung von weit mehr als 30 Milliarden Mark eintreten wird. Allerdings die Finanzlage der feindlichen Staaten, vornehmlich Frankreichs, Rußlands und Italiens, ist noch weit ungünstiger — und vor allem haben sie noch weniger Aussicht, durch Kriegsentschädigungen einen Teil ihrer Tiefenverschuldung auszugleichen. —

Heinrich Cunow.

Literarische Rundschau.

Alfons Pehold, **Volk, mein Volk . . . Gedichte der Kriegszeit.** Verlag Dieberichs, Jena 1915. 66 Seiten.

In der Besprechung des ersten Bändchens Kriegsgedichte unseres parteigenösslichen Dichters (in Nr. 17 dieser Zeitschrift) äußerten wir den Wunsch nach Vervollständigung der Sammlung. Nunmehr liegt, was Pehold an lyrischen Gebilden während der Kriegszeit geschaffen hat, in der neuen Veröffentlichung vollständig vor. Da wir bereits das damals Fehlende größtenteils mit berücksichtigt haben, so bleibt unser Urteil bestehen. Nur möchten wir bemerken, daß sich, was Paquet in seinem Vorwort ausspricht, ein „Literatentum“ der Sprache ziemlich stark geltend macht, das die Wirkung auf das Volk stark beeinträchtigen muß (z. B. die Symphonie „Krieg“). Auch die vollständige Sammlung zeigt Pehold im Schwanken zwischen dem Grauen vor dem entsetzlichen Völkerverderben und der Begeisterung für die nationale Sache. Das tritt fast symbolisch hervor, wenn man eingangs die Widmung an Ludwig Frank liest und die Schlußverse des letzten Gedichts „Christus geht über ein Schlachtfeld“ damit zusammenhält:

„Das ganze Schlachtfeld schreit und hebt
noch einmal im Schauen der menschlichen Schande.“

Gedichte wie „Tiroler Bergbauern“, „Krieg“ (Seite 7), „Das Lied vom Frieden“ haben Anspruch auf ein Leben auch nach dem Kriege. F. C.

Gustaf Kossinna, **Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft.** (Mannusbibliothek Nr. 9.) Zweite stark vermehrte Auflage, mit 456 Abbildungen im Text und auf 50 Tafeln. VII und 255 Seiten. Würzburg, Kurt Rabitsch, 1915.

Die Aufhellung vorgeschichtlicher Zeiträume hat in den letzten Jahrzehnten, namentlich durch planmäßige, von Museen veranstaltete Grabungen und durch die Vervollkommnung der Ausgrabungstechnik, rasche Fortschritte gemacht. Die Häufung des Fundmaterials, die Sicherung gewonnener Erkenntnisse durch immer neue Grabungen haben schon manche Museumsleitung, die die wissenschaftliche Verantwortung fühlte, bestimmt, den Spaten ruhen zu lassen und nur in besonders dringenden Fällen ihn zu ergreifen. Man will auch späteren Generationen noch unberührte Denkmale der Vorzeit überlassen.

Aber die wissenschaftliche Durchleuchtung des prähistorischen Fundmaterials hat einstweilen noch ihre Grenzen. Sie ist selbst da, wo von einer gewissen relativen Rückenlosigkeit geredet werden kann, noch weit entfernt, aus der vorgeschichtlichen Zeit eine geschichtliche zu machen. Das wollen aber manche der heutigen Altertumsforscher nicht einsehen. Man hat es in der Archäologie nicht mit Völkern, sondern

bestenfalls mit Kulturkreisen zu tun, wie sie sich durch Vergleichung und Einteilung der Fundobjekte nach Ort und Zeit allerdings hier und da als in sich abgeschlossene Gruppen zu erkennen geben. Aber Kulturgebiete sind keineswegs auch immer Volksgebiete, auch nicht in vorhistorischer Zeit, und noch weniger decken sie sich mit Rassengemeinschaft.

Die Sucht, mit großen Resultaten aufzuwarten und zu der geschichtlich vorwärtstürmenden Gegenwart Analogien in der Vorzeit nachzuweisen, läßt aber, wie gesagt, manche Prähistoriker nicht schlafen. Namentlich ist es die um Prof. Kossinna und seine Zeitschrift „Mannus“ gesammelte Schule, die „aus Reihen von Denkmälern unscheinbarer Art wie Gewandnadeln das Auf und Ab der Kulturentwicklung, Blüte und Verfall ganzer Rassen herauszulesen vermag“ (Der Herkunft der Germanen. Von G. Kossinna, Mannusbibliothek Nr. 6), die die Urvölker und -stämme ganz nach dem Vorbilde der frühgeschichtlichen Zeit durcheinander marschieren, Eroberungszüge machen und Schlachten schlagen läßt.

Kossinnas leitender methodischer Grundsatz heißt: Kulturgebiet ist Volksgebiet — eine Gleichung, die sicher nicht zu Unrecht von dem Geschichtsschreiber Eduard Meyer, dem Sprachforscher Otto Schrader, dem Prähistoriker Moriz Hörmes und anderen angefochten wurde. Mit Hilfe einer bis ins einzelne gehenden, bis auf das Jahrhundert genauen „absoluten“ Chronologie und des obigen Leitsatzes zur Ermittlung der jeweiligen Wölkersitze wird eine fast romanhafte Geschichte vor aller geschriebenen Geschichte, vornehmlich der Germanen, aufgerollt. Zu einer relativen Zeitbestimmung fehlt es zwar an Anhaltspunkten in der Vorgeschichtsforschung nicht; aber eine absolute Chronologie, die die Wohnsitze der Germanen seit dem Jahre 5000 v. Chr., die Ueberfiedelung der Westgermanen von Skandinavien nach Nordwestdeutschland um das Jahr 1800 v. Chr. und die weitere Geschichte der Urgermanen von Jahrhundert zu Jahrhundert zeitlich festgelegt mit der Miene absoluter Gewißheit — ist absoluter Unfug.

Daß Kossinna für seine Wissenschaft an der „Deutschen Tageszeitung“ und der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung“ willige Abnehmer findet, wenn er über „Altgermanische Kulturhöhe“ schreibt, kann zwar nicht wundern; aber schon die „Frankfurter Zeitung“ bemerkt zu seiner Veröffentlichung „Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft“: „Man mag die elementare Gewalt nationalen Selbstgefühls, die hier zum Ausdruck kommt, bewundern. Aber man darf sich doch auch nicht verhehlen: wo — wie in unserem Fall — grundsätzlich und offensichtlich die Abhängigkeit des Erkennens und Denkens von einer über alle sachlichen Erwägungen erhabenen Energie des Willens proklamiert wird, da ist kein Raum mehr für wissenschaftliche Forschung.“

Nach Kossinna haben die Germanen, um nur einiges hervorzuheben, nicht nur eine uralte, autochthone Kultur besessen in dem Maße, daß man eher sagen könnte, Griechen und Römer hätten von den Germanen gelernt als umgekehrt; er entscheidet natürlich im gleichen Sinne auch den alten Streit der prähistorischen Schulen über den Ursprung der meisten Kulturerscheinungen und Kulturerrungenschaften. Also nicht mehr „ex oriente lux“, sondern auf europäischem, insonderheit germanischem Boden befinden sich die „ehrwürdigen Quellen von Menschheitsströmen und Kulturströmen“. Damit haben denn der Steingräberbau, die Sitte des Leichenbrandes, die Erfindung der Schrift, die Stein- und Tongerätetechnik und vieles andere ihren Ausgangspunkt gefunden. Es liegt mir fern zu bestreiten, daß möglicherweise Nichtiges an diesen Behauptungen ist; aber was Kossinna gibt, sind keine Beweise. Ebenjowenig, wenn er sagt: Schon in der Bronzezeit erlebte die Dichtkunst bei den Germanen eine Blüte, und „von jeher marschierte unser Vaterland in Kulturleistungen an der Spitze“. So etwas ist leicht zu behaupten, aber schwer, vielleicht überhaupt nicht, zu beweisen. Jedoch die deutsche Vorgeschichte ist ein hervorragend geduldiges Papier, wenigstens was die ethnologische Seite anbetrifft; darum eben ist sie eine so hervorragend nationale Wissenschaft. Arnulf.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 26

Ausgegeben am 24. September 1915

33. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Marg—Engels und Herr Professor Gustav v. Schmoller.

Von D. Jenßen.

In einem gerade heute lesenswerten Aufsatz „Die Geschichte eines Buches“ („Neue Zeit“ XXVI, 1, Seite 23) untersuchte Otto Bauer die geistigen Wirkungen, die „Das Kapital“ von Marx auf die verschiedenen Generationen von Lesern ausgeübt hat seit Erscheinen des 1. Bandes im Jahre 1867. Bei dieser Betrachtung fällt auch manches Streiflicht auf die wechselnden Methoden der Margkritik.

Drei Stufen sind bei ihr zu unterscheiden, doch treten die verschiedenen Methoden nicht nur nacheinander, sondern auch nebeneinander auf. Zuerst versuchtes Totschweigen und schroffe Ablehnung: „Marx, der geistreiche, aber wenig scharfsinnige Mann.“ (Roscher.) Dann wissenschaftlich-kritische Margvernichtung in allen möglichen Spielarten, auch einige Versuche ernster Kritik: Lujan Baranowskis mathematische Formeln. Zuletzt die allmähliche schmerzlose „Ueberwindung“. Die letztgenannte, heute sehr verbreitete, ja herrschende Methode kennzeichnete vor Jahren in ehrlicher Bewunderung der Marxschen wissenschaftlichen Leistung ein Privatdozent der Nationalökonomie mit folgenden ironischen Worten:

„Marx war ein großer Denker, aber verbittert im Exil. Er hat uns viele neue Wahrheiten gebracht, ist aber durch die geschichtliche Entwicklung „überwunden“. Wobei man dann,“ wie der Redner lächelnd hinzufügte, „natürlich der Entdecker dieser Ueberwindung ist und folglich noch ein größerer Denker als Marx.“

An diesen Ausspruch wird man erinnert bei der Lektüre der eingehenden Besprechung des Briefwechsels zwischen Marx und Engels, die Professor Gustav v. Schmoller kürzlich in seinem Jahrbuch veröffentlichte.¹

Diese Arbeit ist nicht nur ökonomische Kritik, sondern bietet gleichzeitig eine politische Prognose der Entwicklung der Arbeiterklasse in Deutschland. Sie ergänzt gewissermaßen jenen Artikel des gleichen Verfassers in der Wiener „Neuen Freien Presse“, über den die „Post“ und Blätter der gleichen Richtung so sehr in Harnisch gerieten.

Die Ausführungen des Rectors der „historischen Schule“, die Professor Jastrow treffend die „hyperhistorische“ nannte, sind daher auch von politischem Interesse. Sie spiegeln in gewissem Grade die Hoffnungen und Wünsche nicht nur des Autors, sondern auch seiner zahlreichen Schüler auf vielen Lehrstühlen deutscher Universitäten. Zugleich bietet die eigentliche Margkritik ein Musterbeispiel kritikloser Zitathäufung ohne Seitenangabe,

¹ Friedrich Engels und Karl Marx. Ihr Briefwechsel von 1844 bis 1883 von Gustav Schmoller. Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich. Band 39, Heft 1, Seite 423—432.

wie das jetzt modern ist. Sie nötigt die „hyperkonservativen Marxschüler“ zu zahlreichen burgfriedlichen sachlichen Feststellungen und Berichtigungen. Einiges sei darum hier zur Sache bemerkt, ohne das Thema erschöpfen zu wollen.

Für die menschliche Größe von Marx und Engels hat Schmoller anscheinend volles Verständnis:

„Freilich sehr viel Schönes, Großes zieht bei der Lektüre an unserer Seele vorbei, zumal für Engels, der den Briefwechsel besaß und die Herausgabe anordnete. Aber auch für Marx. Wir sehen zwei selten begabte Männer, mit einer Arbeitskraft und Lernfähigkeit ohne gleichen . . .“ (Seite 424.)

Die persönliche Tragödie des Marx'schen Schaffens kennzeichnet Schmoller treffend durch das Wort „In tormentis scripsit!“ (Er schrieb in Qualen.) Für Friedrich Engels, „eine durchaus erfreuliche sonnige warme Natur“ (Seite 426), hat Schmoller die wärmsten Worte der Anerkennung, kann sich aber nicht versagen ihm als weniger erfreuliches Gegenbild Marx zur Seite zu stellen, „eine kühle, kritische Verstandesnatur von ungemessenem Selbstgefühl . . . ; er sieht überall und in erster Linie das Schlechte, in Zuständen und Menschen, hat in der Kritik anderer fast nur verächtliche, verkleinernde, oft bissige Worte zur Verfügung . . .“ Wie unrichtig das ist, zeige als Beispiel die Anerkennung der Familie Napier durch Marx, obgleich General Napier das Militär gegen die Chartisten befehligte:

„Inmitten des heutigen zahmen Menschengeschlechts machen die Napiers den Eindruck eines primitiven Stammes, die durch angeborenes Genie fähig sind, sich die Errungenschaften der Zivilisation anzueignen und deren Formalitäten, Etiketten und Außerlichkeiten zu mißachten . . . Sie besitzen den Wert homerischer Helden und auch etwas von deren prahlerischen Stimmungen. So war der unlängst verstorbene Sir Charles Napier ein genialer Soldat, wie England ihn seit den Zeiten Marlboroughs nicht befehlen hatte.“²

Noch viel wichtiger ist, wie Marx seine theoretischen Vorläufer kritisch behandelt. Besonders die von Kautsky herausgegebenen „Theorien über den Mehrwert“ sind in dieser Hinsicht ungemein charakteristisch und lehrreich. Was haben sich doch die Herren Professoren der verschiedenen nationalökonomischen Schulen bemüht und geplagt, um Marx Plagiate nachzuweisen; wie haben sie nach Autoren gefahndet, die das alles schon vorher gesagt haben sollten, was Marx dann als eigene Weisheit zum besten gab! Doch leider war viele Jahre lang alle Mühe umsonst. Und dann erschien aus Marx' hinterlassenen Manuskripten ein Werk, in dem der vielgeschmähte „Plagiator“ selbst mit unerhörtem Spürsinn nachweist, wo sich bei älteren Autoren schon Ansätze zu seinen Fragestellungen und Problemlösungen finden. Gerade das macht die Lektüre der „Theorien“ zu einem so hohen Genuß, daß sie das leuchtende Vorbild einer wahrhaft positiven und fruchtbringenden Kritik bieten, die nicht darauf ausgeht, dem kritisierten Autor kleine Verfehlungen nachzuweisen, sondern jeden nach seiner eigenen Individualität, nach den Problemen, die ihm die Zeit stellte, zu werten sucht und, wenn sie auch kein Blatt vor den Mund nimmt, wo es zu tadeln gilt, gerade das Lebensfähige, Zukunftsfräftige an jedem

² Abgedruckt bei M. Beer: „Die Geschichte des Sozialismus in England.“ Seite 339. Aus Karl Marx „Eastern Question“, Seite 574.

Lehrgebäude aufzufinden und ins rechte Licht zu setzen sich bemüht. Manchmal ist ja Marx in diesem Bestreben sogar zu weit gegangen, indem er in beiläufigen Bemerkungen, in flüchtigen Andeutungen jener Autoren schon die Wurzeln seiner eigenen viel weiter reichenden Gedanken zu finden suchte, auch wo der betreffende Autor sich der Tragweite dieser Andeutungen sicherlich nicht entfernt bewußt war.

Es ist für die wissenschaftliche Objektivität und Gewissenhaftigkeit Schmollers bezeichnend, daß er nach der vorhin zitierten Stelle unmittelbar fortfährt:

„Selbst über einen Mann wie A. Smith spricht er empörend als von einem ärmlichen Plagiator.“ („Kritik der politischen Ökonomie“, 1859, Seite 149.)

Danach sollte man meinen, Marx' Urteil über Smith erschöpfe sich in dieser Bezeichnung als Plagiator. Tatsächlich hat Marx in der „Kritik der politischen Ökonomie“ einige abfällige Bemerkungen darüber gemacht, daß Smith seine Vorgänger, deren Forschungen er benützt, oft nicht nennt, und daß er in der Geldtheorie nicht immer wagt, konsequent bis ans Ende zu denken, sondern „es mehr als einmal vorzieht, der Frage die Pointe abzubereiten, wo scharfe Formulierung ihn zwingen würde, mit seinen Vorgängern abzurechnen“. Aber Marx hat selbst schon im 1. Band des „Kapital“ (Seite 82 der Volksausgabe) das scharfe Urteil über Smith' Geldtheorie unter ausdrücklicher Bezugnahme auf die von Schmoller angeführte Stelle eingeschränkt. Vor allem muß der Marx' Werke nur sehr oberflächlich kennen, der nicht weiß, mit welcher Hochschätzung dieser oft und ausführlich von den Leistungen seines großen theoretischen Vorgängers Smith spricht, mit welcher Sorgfalt er in fast allen wichtigen theoretischen Fragen dessen Ansichten erörtert, mit welcher Liebe er besonders in den „Theorien über den Mehrwert“ auf dessen Lebenswerk eingegangen ist. Möge doch Schmoller in der gesamten bürgerlichen Nationalökonomie auch nur einen Autor namhaft machen, der zum Beispiel Smith' Anschauungen über die Reproduktion und Zirkulation des gesellschaftlichen Gesamtkapitals mit annähernd ähnlichem Verständnis und gleich liebevollem Eingehen behandelt hat wie Marx im 2. Band des „Kapital“. Gerade die Herren von der historischen Schule sollten etwas vorsichtig sein, wenn davon die Rede ist, daß jemand die großen klassischen Nationalökonomien in unwürdiger Weise geschmäht hätte.

Man mag etwa einem Professor Anton Menger zum Vorwurf machen, daß er „über einen Mann wie K. Marx empörend als von einem ärmlichen Plagiator gesprochen habe,“ aber Marx' Urteil über Smith so zu charakterisieren, darf sich selbst der „Restor der historischen Schule“ nicht erlauben.

Die Schilderung des Elends der englischen Arbeiterklasse findet Schmoller übertrieben und die Schlußfolgerungen aus dieser einseitigen Darstellung kämen aus der Galle von Marx und ergäben sich nicht aus den Tatsachen. Wobei es nur Wunder nimmt, daß der „sonnige“ Engels die gleichen krasen Schilderungen in seiner „Lage der arbeitenden Klasse in England“ gibt und zu noch radikaleren Schlüssen in diesem Jugendwerk gelangt.

Kennzeichnend für das Nichtverstehen der Marx'schen Eigenart und Forschungsweise und für die Uberschätzung rein persönlicher Faktoren zweiten und dritten Grades ist folgende Stelle bei Schmoller:

„Da er (Marx) die englische Rechtsgeschichte nicht näher kannte (es fehlten damals auch die heutigen Hilfsmittel dazu), aus der englischen Politik sich nur von den englischen Radikalen belehren ließ, so war diese Basis seiner Erkenntnis viel zu schmal, um von ihr aus die Entwicklung des Kapitalismus und der Arbeiterfrage ganz allgemein für West- und Mitteleuropa zu konstruieren. Er erfaßte nur einen Teil dieses Prozesses, die Verelendung gewisser Teile der Baumwollarbeiterschaft . . .“ (Seite 427.)

Schmoller verwechselt hier, wie viele seiner Universitätskollegen, die Tatsachenschilderung bei Marx mit den von ihm abstrahierten Gesetzen. Diese Kritiken halten sich an Einzelheiten und verkennen die Marxsche Methode, wie sie klassisch im Vorwort zur zweiten Auflage des 1. Bandes des „Kapital“ beschrieben ist:

„Für Marx ist nur eins wichtig: das Gesetz der Phänomene (der Erscheinungen) zu finden, mit deren Untersuchung er sich beschäftigt, und ihm ist nicht nur das Gesetz wichtig, das sie beherrscht, soweit sie eine fertige Form haben und in einem Zusammenhang stehen, wie er in einer gegebenen Zeitperiode beobachtet wird. Für ihn ist noch vor allem wichtig das Gesetz ihrer Veränderung, ihrer Entwicklung, das heißt der Uebergang aus einer Form in die andere, aus einer Ordnung des Zusammenhangs in eine andere. Sobald er einmal dies Gesetz entdeckt hat, untersucht er im Detail die Folgen, worin es sich im gesellschaftlichen Leben kundgibt . . .“³

Die Schilderungen von Zuständen, die meist auf amtliches Material, englische Blaubücher, gestützt sind, dienen Marx dann nur als „Illustrationen“ der ökonomischen Gesetze des kapitalistischen Produktionsprozesses, besonders der Werttheorie in ihrer Anwendung auf das Lohnverhältnis. Nur unter Benennung der von Marx entwickelten Gesetze war es möglich, die neueste Phase des Kapitalismus theoretisch zu begreifen. Die Forschungen von Kautsky, Bauer, Hilferding, Parvus u. a. m. haben die Ergebnisse des „Kapital“ zur Voraussetzung.

Die schärfste Zurückweisung fordert es aber heraus, wie Schmoller bei genauer Kenntnis des Briefwechsels die Beurteilung politischer Tagesereignisse durch Marx und Engels kennzeichnet und an einigen Beispielen erläutert. Er schreibt u. a.:

„Von ganz besonderem Interesse ist das jeweilige Urteil von Marx und Engels über die politischen Tagesereignisse. Dabei ist es stets ein eigenes Gemisch von großen historischen und sozialen Gesichtspunkten und vom Einflusse falscher Nachrichten, gefärbter Berichte und einseitiger Parteidoktrin. Beide erfahren aus allen möglichen Ländern sehr viel, aber natürlich stets sehr einseitig Gefärbtes, während sie andererseits von den leitenden Männern in Berlin und Wien, in Petersburg und Washington, in Paris und London sehr unvollkommene, teilweise grundfalsche Vorstellungen haben. Sie glauben die törichtsten Nachrichten von der Bestechung aller möglichen Staatsmänner durch Rußland; David Urquharts vielfach ganz falsche Meldungen finden fast stets Gehör. Palmerston, Napoleon III. und seine Minister werden noch mehr heruntergerissen als die deutschen Fürsten und Staatsmänner . . .“

Dieses Bruchstück wissenschaftlicher Objektivität muß genauer analysiert werden. Falsche Berichte erhielten Marx und Engels natürlich auch, und gewiß haben sie sich oft in ihrem Urteil geirrt. Aber man kann ihre Tagesmeinungen nur werten im Vergleich mit den Ansichten ihrer Zeitgenossen. Zunächst lasen die Freunde Zeitungen aller Richtungen und suchten sich auf jede Weise vielseitig zu informieren. Es ist direkt unwahr, daß jede Meldung Urquharts fast stets Gehör fand. Man lese nur die amüsante

³ „Kapital“, Band 1, Volksausgabe, Vorwort zur 2. Auflage, Seite XLV ff.

Schilderung, die Marx an Engels über ein Zusammentreffen mit Urquhart sendet. Es heißt da u. a.:

„Hauptwiz bei dem Kerl: Rußland beherrscht die Welt durch seinen spezifischen Ueberfluß an brain (Verstand, Gehirn). To cope with her (um es mit ihm aufzunehmen), muß man ein Mann von brain von Urquhart sein, und wenn man das Unglück hat, nicht Urquhart selbst zu sein, muß man wenigstens Urquhartite sein, das heißt glauben, was Urquhart glaubt, an seine Metaphysik usw. . . .“ („Der Briefwechsel zwischen Friedrich Engels und Karl Marx“, Band 2, Seite 7.)

Und am 13. Februar 1863 schreibt Marx an Engels:

„Ich lege bei diverse Urquhartiana. Die Kerls zeichnen sich während der letzten Zeit besonders durch Blödsinn aus. So zum Beispiel ihre Philosophie über die Bewegung in den United States. . . .“ („Briefwechsel“, Band 3, Seite 116.)⁴

Ähnlich verhält es sich mit der Schmoller'schen Auffassung, daß Marx die Staatsmänner „herunterreißt“ und über sie schlecht orientiert ist. Die geschichtliche Größe von Marx und Engels liegt nicht darin, daß sie in Privatbriefen von Palmerston, Napoleon und dem damaligen Prinzen Wilhelm von Preußen so despektierlich sprachen, wie (nach Schmoller) zu Zeiten Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen, über seinen Bruder, den späteren Kaiser Wilhelm I. sich geäußert haben soll. Die Bedeutung der tagespolitischen Exkurse der großen Sozialisten liegt in der Untersuchung der treibenden Kräfte und der Zerstörung des ideologischen Scheins. Marx und Engels sprachen vielleicht privat von Bonaparte als einem Taschenpieler, nannten ihn „Boustrapa“ und mit anderen Rosenamen, wie man heute öffentlich über die Minister Grey, Asquith, den Zaren und die Staatsmänner der französischen Republik spricht, ohne aber im Stande zu sein, das Wesen der heutigen Weltkatastrophe zu entschleiern, wie Marx im „Achtzehnten Brumaire“ das Wesen und die sozialen Bedingungen des Staatsstreichs Bonapartes aufgedeckt hat. Nicht die geistreichen Invektiven und ironischen Schlaglichter, nicht das polemische Beiwerk machen den Marxisten, sondern die geschichtsphilosophische Analyse.

Wir sehen im Briefwechsel die Reime und Vorarbeiten und die Materialbeschaffung zu diesen journalistischen Tageserzeugnissen, die noch heute als geschichtliche Skizzen klassisch sind.

Auf gleicher Höhe wie die eben kritisierte Behauptung Professor Schmollers steht seine Feststellung, daß Marx „den Staat nicht im Herzen getragen“ und vor allem den preußischen Staat nicht verstanden habe.

Das Interesse, das Marx dem Werk des französischen Geschichtsschreibers Thierry „Geschichte der Bildung und der Fortschritte des dritten Standes“ entgegenbrachte, beweist, welche Bedeutung Marx dem Staate zuwies. Es heißt unter anderem in der ausführlichen sehr lobenden Kritik des Buches von Thierry:

„Hübsch dargestellt, wenn auch nicht zusammengefaßt: 1. Wie von vornherein, wenigstens seit Herausgekommensein der Städte, die französische Bourgeoisie zu sehr dadurch Einfluß gewinnt, daß sie sich als Parlament, Bureaokratie usw. konstituiert,

⁴ Als Muster einer wirklichen Kritik der Marx'schen Ansichten über Rußland verweise ich auf die ausgezeichnete Arbeit von N. Rjasanoff: „Karl Marx über den Ursprung der Vorherrschaft Rußlands in Europa.“ Kritische Untersuchungen von N. Rjasanoff. Ergänzungsheft der „Neuen Zeit“ Nr. 5. Diese Arbeit benutze ich hier absichtlich nicht, da sie Schmoller vielleicht unbekannt war. Seine schiefe Darstellung läßt sich auch direkt aus dem Briefwechsel widerlegen.

und nicht wie in England durch bloße Commerce und Industrie. Dies ist sicher selbst für das jetzige Frankreich noch charakteristisch.“ („Briefwechsel“, Band 2, Seite 34.)

Hier sehen wir die Vorarbeiten zu der glänzenden Skizze der Entwicklung des französischen Staats, welche die Adresse des Generalrats der Internationalen Arbeiterassoziation „Der Bürgerkrieg in Frankreich“ bringt. Diese Schrift verdiente als glänzender Beweis für die scharfsichtige historische Beurteilung der Tagesgeschehnisse durch Marx und Engels gerade in unseren Tagen der wahllosen Margzitierelei einen Neudruck mit orientierender Einleitung.

Das Interesse am Staat beweisen ferner die Untersuchungen über die indische Agrarverfassung als Grundlage der Despotie und die Freude über das Buch eines Franzosen, das „in der Abwesenheit des Privateigentums an Grund und Boden“ die Grundlagen des orientalischen Staates erkennen läßt. („Briefwechsel“, Band 1, Seite 413—15.)

Endlich erfüllte Friedrich Engels ein Vermächtnis seines toten Freundes, als er in der Popularisierung der vorgegeschichtlichen Forschungen Morgans auch dem Ursprung des Staates bei Griechen, Römern und Germanen nachging und ihn darstellte.

Wie verhält es sich nun mit dem Nichtverstehen preußischer Eigenart? Der Wert der Marxschen Bemerkung über preußische Geschichte (Band 2, Seite 135), auf die Schmoller zielt, liegt nicht in der Charakterisierung der Geschichte Preußens durch ein jetzt vielgenanntes „polnisches Haustier“, zu dessen „Entwurzelung“ besondere Eisenbahnzüge konstruiert werden, sondern in der vergleichenden Skizze der staatlichen Entwicklung in Frankreich und Preußen. Diese Gegenüberstellung ist gerade durch Forschungen der Schmollerschule über preußische Finanzwirtschaft und Söldnerwesen im 18. Jahrhundert bestätigt worden.⁵

Die Auffrischung der höchst mangelhaften Kenntnisse in der preußischen Geschichte, von der Marx spricht, muß sehr gründlich gewesen sein, das beweist der Artikel zum Streit um Neuschätel. (Wieder veröffentlicht in der „Neuen Zeit“, Band 28, Seite 4 ff.)

Wie Marx urteilt auch Engels, der nicht mit einem reaktionären preußischen Minister verwandt war, worauf Schmoller so viel Wert legt. Man lese nur die Schilderung des preußischen Vormärz in „Revolution und Kontrerevolution in Deutschland“, die, wie wir jetzt wissen, von Engels stammt.

Diese Feststellungen müssen genügen. Die Beschreibung des Verhältnisses von Marx und Engels zu den übrigen Sozialisten und Arbeiterführern, wie sie Schmoller gibt, kann aus Raummangel hier nicht gebührend kritisiert werden. Bezeichnend ist, daß Schmoller vom „Kanonengang“ Bebels zu Marx in London spricht, aber das glänzende Urteil verschweigt, das sowohl Marx wie Engels über Bebel anlässlich einer falschen Todesnachricht fällen. („Briefwechsel“, Band 4, Seite 477—79.)

⁵ Auch die glänzenden Charakteristiken von Wellington und Blücher, die Engels für Marx lieferte, sind durch die viel späteren Forschungen von Professor Max Lehmann und Professor Delbrück und anderen in frappierender Weise bestätigt, wie mir ein Schüler Max Lehmanns beim Lesen der betreffenden Stellen des Briefwechsels enthusiastisch versicherte.

Nun zur politischen Prognose, die auf dieser Art der Briefwechselkritik fußt. Schmoller schreibt Seite 431:

„Die Größe von Marx und Engels liegt in ihren Werken und ihrem kühnen Idealismus, in der Aufopferung ihres Lebens für die Sache der Arbeiter. Mögen sie in vielem noch so sehr geirrt, übertrieben, gefehlt haben: Sie sind und bleiben die größten Apostel der sich organisierenden Arbeiterklasse. Und diese Organisation ist eine historische und soziale Notwendigkeit gewesen und ist es heute noch. Aber der Geist in ihr, der schon nicht mehr der von 1890 bis 1900 ist, der ebenso durch Marx' Leidenschaften und Irrtümer in falsche Bahnen kam, wie durch unrichtige Behandlung derselben seitens ihrer Gegner und der Regierungen, er wird weiterhin sich wandeln. Teils durch das bessere Verständnis in den höheren Klassen für die Arbeiterinteressen, teils durch die steigende Einsicht der Arbeiter selbst. Schon sind die Gewerkschaften in Deutschland mächtiger als die politische sozialdemokratische Partei, schon wachsen neben dieser andere Arbeiterparteien heran. Es wird wie in England eine Zusammenfassung dieser Parteien gelingen. Die Idee der Revolution wird zurücktreten hinter die der Reform, die des gewalttätigen Klassenkampfes hinter die der Verständigung und des Klassenfriedens . . .“

Das heißt in kurzen Worten: Die deutsche Arbeiterbewegung soll „englisch“ werden zu einer Zeit, wo bürgerliche Nationalökonomien den Schiffbruch der englischen Methode beweisen, zum Beispiel auf dem Gebiet des Genossenschaftswesens.⁶ Die I. A. P., diese echt englische Arbeiterpartei, betritt den Boden des Klassenkampfes und führt heute, wie ihre Osterkonferenz in Norwich jedem, der sehen will, wieder deutlich zeigt, einen energischen Kampf gegen den Krieg.

Zum Schluß prophezeit Schmoller den orthodoxen Marxisten dies Schicksal:

„Sollten die Marxschüler wirklich so hyperkonservativ sein, sich nicht mehr, wie bisher, wandeln zu wollen, sich versteifen auf den Satz der äußersten Reaktion: sint, ut sunt, aut non sint (sie sollen so sein, wie sie sind, oder sie sollen überhaupt nicht sein), so wird der Strom der Geschichte sie beseitigen, über sie hinweggehen.“ (Seite 432.)

Die „Hyperkonservativen“ antworten auf die Unheilskündigung seelenruhig mit den Worten des Meisters, die zugleich die treffendste Kritik der Schmoller'schen Marxkritik sind⁷:

„Diese Skizze über den Gang meiner Studien im Gebiet der politischen Ökonomie soll nur beweisen, daß meine Ansichten, wie man sie immer beurteilen mag, und wie wenig sie mit den interessierten Vorurteilen der herrschenden Klassen übereinstimmen, das Ergebnis gewissenhafter und langwieriger Forschung sind. Bei dem Eingang in die Wissenschaft aber, wie beim Eingang in die Hölle, muß die Forderung gestellt werden:

Qui si convien lasciare ogne sospetto

Ogni viltà convien che qui sia morta.

(„Hier muß man jeden Zweifels sich entschlagen,

Und jede Feigheit hier ertötet werden.“)

⁶ Siehe meinen Artikel „Zur Charakteristik der englischen Arbeiterbewegung“, besonders den Abschnitt über das Buch von Dr. Cassau und den Schluß des Aufsatzes. („Neue Zeit“, laufender Jahrgang, 2. Band, Heft 3, Seite 81 ff.)

⁷ „Zur Kritik der politischen Ökonomie“ von Karl Marx, Vorwort, LVIII.

Bei der Stange bleiben!

Von Wilhelm Kolb.

Genosse Hilferding hat es sich mit seiner Antwort auf meinen Artikel in Nr. 20 der „Neuen Zeit“ außerordentlich leicht gemacht. Es handelt sich hier weder um ein kritisches Mißverständnis noch um eine mißverständliche Kritik, sondern einfach und schlechthin darum, ob die Sozialdemokratie zu ihrer früheren Taktik der prinzipiellen Negation zurückkehren kann und darf, ohne ihre eigenen Interessen und die der deutschen Arbeiterklasse aufs schwerste zu schädigen, oder ob sie auf dem am 4. August 1914 betretenen Wege konsequent vorwärts marschieren soll. Die Entscheidung über diese Frage ist nicht nur für die Sozialdemokratie und die hinter ihr stehenden Wähler, sondern für das ganze deutsche Volk und die künftige Politik von der allergrößten Bedeutung. Prinzipiell ist ja die Entscheidung durch die mit großer Mehrheit gefällten Beschlüsse der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion gefallen. Die wiederholte Bewilligung der Kriegskredite ist keine Sache für sich, sie bedeutet einen prinzipiellen Bruch mit der Taktik der prinzipiellen Negation. Jetzt handelt es sich nur noch darum, ob die Politik der Sozialdemokratie konsequent auf dieser Linie fortgesetzt werden soll, oder ob es den „Margiften“ gelingt, die bereits gefallene Entscheidung wieder rückgängig zu machen, d. h. also die Taktik der Sozialdemokratie wieder rückwärts zu revidieren. Der Gegensatz zwischen Reformismus und Radikalismus ist kein solcher zwischen prinzipieller und opportunistischer Taktik, sondern ein solcher zwischen politischer Vernunft und revolutionärer Romantik. Die reformistische Taktik steht nicht im Gegensatz zu den Prinzipien der Sozialdemokratie. Es ist deshalb die Behauptung auch absolut unzutreffend, daß eine konsequent reformistische Politik und Taktik das Wesen der Arbeiterbewegung verändere und daß sie eine bloße Reformierung der kapitalistischen Gesellschaft anstrebe. Das Wesen der sozialistischen Arbeiterbewegung ist in ihrem revolutionären Ziel, der Verwandlung der kapitalistischen in die sozialistische Gesellschaft, begründet. Ob dieses Ziel auf dem Wege einer revolutionären oder einer reformistischen Taktik erreicht wird, ist keine prinzipielle, sondern eine durch die Zweckmäßigkeit bestimmte und zu entscheidende Frage.

Das Problem: „Anpassung an die bestehende kapitalistische Gesellschaftsordnung oder Ueberwindung derselben“ steht in dem Kampf der Meinungen innerhalb der Sozialdemokratie gar nicht zur Diskussion. Darüber, daß die kapitalistische Gesellschaft überwunden werden muß, herrscht keinerlei Meinungsverschiedenheit. Dieser Gegensatz wird von den „Utopisten“ nur zu dem Zwecke immer wieder künstlich konstruiert, um die reformistische Taktik als mit den Grundätzen der Sozialdemokratie im Widerspruch stehend charakterisieren zu können. Wenn die politische Vertretung der Arbeiterklasse — die Sozialdemokratie — als Partei eine konsequent reformistische Politik verfolgt, so verleugnet sie damit das revolutionäre Wesen der sozialistischen Arbeiterbewegung keineswegs. Es ist schlechterdings unmöglich im voraus zu bestimmen, daß die Arbeiterklasse nur mit einer revolutionären Taktik ihr Ziel erreichen kann. Die Geschichte der

Arbeiterbewegung beweist auf jedem Blatt, daß die revolutionäre Romantik, die bei ihrer Geburt Pate gestanden hat, Schritt für Schritt vor der Erkenntnis hat zurückweichen müssen, daß ein so gewaltig großes Ziel wie die Sozialisierung der Gesellschaft nicht auf dem Wege revolutionärer Aktionen verwirklicht werden kann. Die Umwandlung der kapitalistischen in die sozialistische Gesellschaft wird nicht durch den „prinzipiellen Charakter der Parteitaktik“, sondern durch den Gang und das Tempo der ökonomischen Entwicklung bestimmt. Auf den Gang und das Tempo der Entwicklung können wir Einfluß ausüben, wir können aber unmöglich notwendige Entwicklungsstadien überspringen. Darauf aber lapriziert sich in letzter Linie die revolutionäre Romantik der „Margaristen“. Es heißt den wissenschaftlichen Sozialismus bis zur Unkenntlichkeit verzerren, wenn man der revolutionären Romantik, die man als „prinzipiellen Charakter der Parteitaktik“ deklariert, bestimmenden Einfluß darauf zumessen will, ob die Zukunft des Sozialismus gesichert oder nicht gesichert ist. Mit der Zukunft des Sozialismus hat die Taktik der Sozialdemokratie nur insoweit etwas zu tun, als die Frage zu prüfen ist, ob durch die revolutionäre Taktik das Ziel der sozialistischen Gesellschaft schneller zu erreichen ist, als durch eine konsequent reformistische Taktik.

Meine Broschüre: „Die Sozialdemokratie am Scheidewege“ gipfelt in der These, daß die von den „Margaristen“ befürwortete Taktik der prinzipiellen Negation des geschichtlich gewordenen den grundlegenden Theorien von Karl Marx über die ökonomisch-historische Entwicklung widerspricht. Wenn die heutige kapitalistische Gesellschaft das notwendige Produkt der geschichtlichen Entwicklung ist und wenn notwendige Entwicklungsstadien weder künstlich abgekürzt noch gar übersprungen werden können; wenn die sozialistische Gesellschaft nicht existenzfähig ist, bevor die kapitalistische den höchsten Punkt ihrer Entwicklung erreicht hat und bevor in der heutigen kapitalistischen die Keime der künftigen sozialistischen Gesellschaft sich entwickelt haben — dann ist die prinzipielle Negation des auf der Grundlage der bestehenden Gesellschaftsordnung sich aufbauenden Staates und seiner Einrichtungen ein politischer Kontrast, keinesfalls aber die Konsequenz der von der Sozialdemokratie aufgestellten politischen, sozialen und wirtschaftlichen Grundsätze.

Welche Taktik die bürgerliche Gesellschaft stärkt, mit andern Worten ausgedrückt, die Entwicklung zur sozialistischen Gesellschaft hemmt, darüber entscheiden nicht Theorien und Meinungen, Genosse Hilferding, sondern die Tatsachen. Daß die Taktik der revolutionären Romantik den politischen Einfluß der Sozialdemokratie und damit den Gang und das Tempo der geschichtlichen Entwicklung nicht günstig beeinflusst, ist heute die Ueberzeugung der weit überwiegenden Mehrheit der sozialdemokratischen Partei. Nichts könnte die Lebensfähigkeit der kapitalistischen Gesellschaft mehr stärken und ihre Lebensdauer mehr verlängern, als eine politisch ohnmächtige Sozialdemokratie. Daß die Taktik der prinzipiellen Negation nach dem Kriege aber zu einer vollendeten politischen Ohnmacht der Sozialdemokratie führen würde, darüber kann sich doch nur noch ein politischer Phantast Zweifeln hingeben. Würde die

Sozialdemokratie zu der Taktik der prinzipiellen Negation zurückkehren, so würde sie sich nicht nur dem Verdacht aussetzen, daß die Bewilligung der Kriegskredite ein Akt der Angst und damit der politischen Heuchelei gewesen ist, sie würde auch bei den nächsten Wahlen eine Niederlage erleiden, die alles bisher Dagewesene auf diesem Gebiete weit hinter sich ließe. Von revolutionären Massenaktionen könnte dann aber erst recht keine Rede mehr sein.

Mit der Taktik der revolutionären Romantik kann man die Geburtswehen der neuen Gesellschaft nicht abkürzen. Darum handelt es sich aber bei den Gegensätzen in der Sozialdemokratie. Es ist ganz und gar ausgeschlossen, daß die Gewerkschaften, die ein integrierender, an Bedeutung fortgesetzt gewinnender Bestandteil der sozialistischen Arbeiterbewegung sind, sich auf die schiefe Ebene der revolutionären Romantik zurücklocken lassen. Dieses Stadium ihrer Entwicklung haben die Gewerkschaften hinter sich. Jetzt handelt es sich darum, daß es auch die Sozialdemokratie vollends überwindet. Hic Rhodus! Hic salta!

Wenn Genosse Hilferding mich als politischen Querulanten präsentiert, dessen politisches und taktisches A und O der Block der Linken ist, so täuscht er sich gründlich. Ich pfeife auf den Block der Linken, wenn die Sozialdemokratie nur den Mut hat, die seit dem 4. August v. J. befolgte Politik und Taktik konsequent fortzusetzen. Die Folgen, die sich daraus für die bürgerlichen Parteien, insbesondere für den Liberalismus ergeben, brauchen uns Sozialdemokraten keine Kopfzerbrechen bereiten. Was dann kommt, können wir in Ruhe und mit Zuversicht abwarten. Nicht für eine Annäherung an die bürgerliche Gesellschaft und die bürgerlichen Parteien kämpfe ich, sondern für eine vernünftige, den Gesetzen der Logik entsprechende Politik und Taktik der Sozialdemokratie, damit sie den Einfluß gewinnt, der den wirtschaftlichen, politischen und sozialen Interessen der Arbeiterklasse gerecht wird und ohne den eine politische Neuorientierung nicht möglich ist.

Deshalb kann ich die nach den Manieren des „Vorwärts“ zurechtgestutzte Qualifizierung meiner Persönlichkeit, wie sie Genosse Hilferding in seiner Erwiderung beliebte, auch ruhig übergehen. Ich versage es mir auch zu untersuchen, ob Genosse Hilferding die erforderlichen Qualitäten zu einer solchen Disqualifizierung meiner Person besitzt. Ob mich Genosse Hilferding für konservativ, für einen politischen Schafskopf oder weiß sonst was hält, ist mir persönlich völlig gleichgültig. Gerne verzichte ich auf eine Fortsetzung dieser Diskussion und ebenso auf die Beantwortung der von mir an Hilferding gerichteten Fragen. Ich kann das um so eher, als es ja letzten Endes gar nicht darauf ankommt, wie Genosse Hilferding diese Fragen beantworten würde. Die Antwort steht der Sozialdemokratie zu und sie wird sie geben, weil sie gar nicht mehr anders kann.

Nichts für ungut, Genosse Hilferding. Bei Philippi sehen wir uns wieder.

Koloniale Wünsche und Probleme.

Von Spektator.

Es gibt Politiker, die in der Ausdehnung des Kolonialbesitzes das Hauptziel des Weltlings sehen. Als Vertreter dieser Richtung, mit der wir uns hier beschäftigen wollen, können wir den Professor H. Delbrück und Paul Rohrbach nennen. Professor H. Delbrück erklärt in seiner Iobien (im Verlage von Ullstein u. Co., Berlin und Wien, 221 Seiten, Preis 1 Mark) erschienenen Schrift „Bismarcks Erbe“¹ ganz offen heraus: „Die erste und wichtigste aller nationalen Forderungen, die wir bei dem zukünftigen Friedensschluß zu erheben haben, wird die eines großen Kolonialreiches sein müssen, eines deutschen Indiens.“ Im gleichen Sinne haben sich auch andere hervorragende Politiker ausgesprochen. So hat der Staatssekretär der Kolonien, Solf, in seinem Schreiben an den Direktor der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft der Südseeinseln, O. Kiedel, den Wunsch geäußert, „die Friedenspalme für ein größeres Deutschland in Afrika zu pflanzen.“

Paul Rohrbach erzählt in seiner jüngsten Schrift: „Unsere koloniale Zukunftsarbeit“² ausführlich über die Verhandlungen zwischen Deutschland, Frankreich und England über die weitere Teilung Afrikas. Danach habe Frankreich im (geheimen!) Marokkovertrag auf sein Vorkaufsrecht auf den Kongo verzichtet und die Grenze von Deutsch-Kamerun an zwei Stellen bis an das eigentliche Kongoland herantreten lassen. Um aber ein geschlossenes Deutsch-Zentralafrika zu erhalten, mußte auch das portugiesische Angola noch hinzukommen. Deutsch-Ostafrika grenzt im Westen an den Kongo, die belgische Kolonie an Angola, dieses im Süden an Deutsch-Südwestafrika. Deshalb wurden mit England Verhandlungen über Angola schon einmal gegen Ende der neunziger Jahre begonnen, und kurz vor dem Kriege wiederum, wie Rohrbach meint, sogar unter vorsichtiger Hinzuziehung Portugals gepflogen, und das Ergebnis wäre gewesen, daß Deutschland das Vorkaufsrecht auf Angola erhielt.

„Hätten wir Frieden behalten,“ meint Rohrbach (Seite 12), „so hätte sich aller menschlichen Voraussicht nach im Laufe einer unbestimmten, aber schwerlich sehr langen Zeit das deutsche Kolonialreich im tropischen Afrika auf durchaus friedliche Weise nach diesen Richtungen, dem belgischen Kongo und Angola, erweitert. Vielleicht wären nicht von vornherein neue staatsrechtlich klare Formen festgelegt worden, aber es genügt zunächst, daß für den Fall der Besitzstandsänderungen unsere Anwartschaft festgelegt wurde und wir die wirtschaftliche Vorhand in einem so wichtigen Stück unserer Zukunftsinteressen, wie in Angola, erhielten.“

Das ist auch die Art der Kolonialerwerbungen: man erstrebt zunächst die „wirtschaftliche Vorhand“ zu gewinnen, um im günstigen Moment die „Anwartschaft“ geltend zu machen. Jede neue Eisenbahn-, Bergwert- und ähnliche Konzession stärkt somit den Einfluß des Großstaates im betreffenden Gebiete. Eine wirklich „friedliche Durchdringung“ ohne jeden Hintergedanken gibt es heute nicht. Daher beobachten die anderen Mächte solche wirtschaftliche Konzessionen mit dem größten Argwohn; daher wehren sich auch jene Länder, die noch um ihre Selbständigkeit kämpfen, gegen „wirtschaftliche“ Konzessionen an die Großmächte. So Persien, China, soweit sie noch imstande sind, den Großmächten entgegenzutreten. Die politischen Machtbestrebungen der Großstaaten stehen somit der wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung der zurückgebliebenen Länder im Wege. Andererseits führt dieser wirtschaftlich-politische Wettbewerb zu ewigen Reibungen zwischen den Großmächten, die leicht vermieden werden könnten, wenn es sich wirklich bloß

¹ Auf diese Schrift soll im allgemeinen hier nicht eingegangen werden; nur die Ausführungen über Kolonialpolitik werden berücksichtigt.

² Verlag „Die Lesé“, Stuttgart, 69 Seiten, Preis 80 Pfennig.

um wirtschaftliche Fragen gehandelt hätte. Mit anderen Worten: bei allen solchen Konflikten handelt es sich nicht um die wirtschaftliche Ausnutzung überhaupt, sondern um die völlige Beherrschung und monopolistische Ausbeutung der zurückgebliebenen Länder.

Danach strebt also auch Deutschland in Zentralafrika. Rohrbach meint aber, daß die Erwerbung des Kongos³ nicht ausreicht. Er schätzt überhaupt dieses Land nicht sehr hoch. Es ist zwar sehr groß, aber menschenarm. Infolge der furchtbaren Schlafkrankheit „ist in manchen Gebieten die Hälfte, sind in manchen drei Viertel, anderswo neun Zehntel der Bevölkerung fortgestorben“. Trotzdem will er es nicht zurückweisen. Viel wichtiger erscheint ihm aber Angola, wo, so glaubt er, in der Zukunft einmal eine wirklich deutsche Masseniedlung stattfinden könnte.

Diese beiden Kolonien befriedigen Rohrbach indes noch durchaus nicht. „Zentralafrika allein würde uns zwar große Gebiete, aber im Verhältnis dazu nicht genug innere koloniale Werte geben. Wir brauchen daher auch noch an anderer Stelle einen ausreichenden Erwerb,“ versichert Rohrbach; er will aber sein Ziel nicht enthüllen.

Professor Delbrück lüftet etwas den Schleier. Er erklärt, daß der französische und belgische Kongo allein noch nicht ausreichen; „erst wenn die ringsherum liegenden, jetzt in englischer Hand befindlichen reichen Gebiete hinzugefügt werden, sind hier sofort die realen Vorbedingungen für ein deutsches Indien in ausreichendem Maße gegeben“.

Ein deutsches zentralafrikanisches „Indien“ soll also durch Kongo, Angola, Britisch-Zentralafrika, Britisch-Ostafrika, vielleicht auch den Sudan und den südlichen Teil der Sahara, der jetzt noch Frankreich gehört, gebildet werden.

Wer aber glaubt, daß sich damit die Kolonialpolitiker endlich zufrieden geben werden, der irrt gründlich. Delbrück sieht in der Türkei ein anderes Kolonialgebiet. Zwar denkt auch er nicht an eine Kolonisierung der Türkei, wohl aber an deren Organisierung. Er glaubt, daß dort für die deutschen Intellektuellen und anderen Vertreter der freien Berufe ein zukunftsreiches Arbeitsfeld zu suchen sei. Er übersieht dabei, daß die Türken und Araber sehr bald danach streben werden, die leitenden Stellungen selbst zu besetzen. In dem Maße, wie die feudalen Verhältnisse, die die jetzigen Grundlagen der Herrschaft der oberen Schichten in der Türkei bilden, verschwinden, bleibt der künftigen Generation der ehemaligen Krieger nichts übrig, als zu „staubigen Altmennechen“ zu werden, wie M. Hartmann sich ausdrückt.

B. Rohrbach steckt sich viel weitere Ziele. Er sagt, daß Deutschland berufen sei, nicht nur in ganz Vorderasien, sondern auch in China die Baumeister für den äußeren und inneren Umbau zu liefern.

Rohrbach wie Delbrück haben in erster Linie die Interessen der sogenannten freien Berufe im Auge. „Indem,“ sagt Delbrück, „ein solches Kolonial-Deutschland uns zur Weltmacht erhebt, bringt es uns zugleich die Lösung der schwersten aller sozialen Fragen, die Schaffung einer befriedigenden Tätigkeit für die aufsteigenden Söhne des Volkes, den Ueberfluß in der Intelligenz, der zu Hause keinen Arbeitsplatz findet.“ Er schildert dann die Ueberfüllung der freien Berufe, die noch infolge der durch den Krieg verschärften „Sozialisierungstendenz“ größer werden wird.

³ Eine ausführliche, streng wissenschaftliche Abhandlung über den Kongostaat Leopolds II. stellt die Arbeit des Genossen Max Büchler dar, die kürzlich in zweiter unveränderter Auflage bei E. L. Hirschfeld in Leipzig erschienen ist. Der erste Teil (235 Seiten, Preis 2 Mark) behandelt sehr ausführlich die Entstehung dieser Kolonie und ihre geographisch-wirtschaftlichen Verhältnisse; der zweite ist der Eingeborenenpolitik gewidmet, umfaßt weitere 243 Seiten (Preis 2 Mark) und der Schlußband, der noch nicht erschienen ist, soll die Handelspolitik und das Missionswesen berücksichtigen.

Ferner habe Deutschland vor dem Kriege an Rußland Aerzte, Apotheker, Lehrer, Ingenieure, Techniker usw. gegeben, die nun ins Elend gestürzt sind. Auch in England waren ganze Kolonien von Deutschen des höheren und kleineren Mittelstandes und nicht viel weniger in Frankreich. Jetzt gelte es, für diese alle irgendwo neue Beschäftigung zu finden.

Selten finden wir so deutlich ausgesprochen, daß es sich bei der ganzen Kolonialpolitik bloß um die Versorgung der Bourgeoisiesöhne mit guten Stellen handelt, wie hier. Diese Bevölkerungsschicht, die die Presse und die sogenannte öffentliche Meinung beherrscht, ist der eigentliche treibende Faktor der Kolonialpolitik, wenn man von der dünnen, aber wirtschaftlich mächtigen Schicht der kartellierten Unternehmer absteht. Der „alldeutsche Verband“ stützt sich in der Hauptsache auf diese „Intellektuellen“ und auch die Vorliebe der Junker für Kolonien findet so ihre Erklärung.

Delbrück, der nicht zu den Proletariern spricht, sondern für diese „Intellektuellen“ schreibt, braucht sich nicht hinter „materialistischen“ Vorwänden zu verstecken. Er sagt geradezu offen heraus, daß „der letzte Zweck der Kolonialpolitik nicht im Wirtschaftlichen, sondern im Nationalen und Politischen zu suchen ist“. „National“ und „politisch“ ist natürlich alles das, was im Interesse des neuen Mittelstandes liegt; „wirtschaftlich“ aber das, was die „materialistischen“ Massen brauchen.

Aus diesen Erwägungen heraus treten die „Preußischen Jahrbücher“ der Auffassung entgegen, als ob England die wirtschaftliche Vernichtung Deutschlands anstrebe. Auch in diesem Ringen handele es sich bloß um politische, d. h. Macht- und nationale Fragen, oder um die Interessen des neuen Mittelstandes.

Auch Wiedenfeld sieht den „Sinn deutschen Kolonialbesitzes“ in der Weltpolitik. „Wir brauchen“, sagte er, „jetzt nicht mehr die Schutzgebiete, weil wir eine Auswanderung haben, sondern wir müssen auf eine gewisse Auswanderung Wert legen, weil uns Schutzgebiete unentbehrlich geworden sind. Und zwar unentbehrlich als Stützpunkte deutscher Weltpolitik draußen, als Erzieher zu weltpolitischem Denken und dann Fühlen in der Heimat.“ Wiedenfeld bestreitet durchaus nicht, daß Kolonien einen wirtschaftlichen Wert für gewisse Unternehmungskreise haben können. Er meint aber, nur große, kapitalreiche Unternehmungen können davon Nutzen ziehen. „Größerer und sicherer Gewinn für Handlungs- und Pflanzungskapital, stärkerer Betätigungsraum für unternehmungslustige Menschen wird als Lohn kolonialer Expansion dargestellt. Aber keine Rede ist davon, daß dieser Gütertausch für die Heimat eine Unentbehrlichkeit sei und zum Ersatz für sonstige Rohstofflieferanten und Fabrikatenabnehmer werden könne.“ (Seite 13.) Und an einer anderen Stelle wiederholt er den gleichen Gedanken, daß die koloniale Produktion in absehbarer Zeit nicht als wirklich entscheidende Unterlage für die Deckung des deutschen Rohstoffbedarfes zu dienen vermöge. „Und erst recht ist höchst unwahrscheinlich, daß die Kolonien von unserer gewaltig zunehmenden Fabrikatenausfuhr einen wirklich wesentlichen Teil werden aufnehmen können.“ (Seite 15.)

Wiedenfeld spricht von den jetzigen deutschen Kolonien. Ruhig kann man aber das gleiche von den afrikanischen Gebieten sagen, die das zukünftige afrikanische „Deutsch-Indien“ ausmachen sollen: all diese Gebiete (mit Ausnahme des ägyptischen Sudans) sind weder als Rohstofflieferanten noch als Fabrikatenverbraucher von erheblicher Bedeutung. Ueberhaupt ist die deutsche Industrie nicht auf eine Produktion für Kolonien eingerichtet. Die Zufuhr der derben, für die Eingeborenen bestimmten Baumwolltücher nach den deutschen Kolonien stammt fast ausschließlich

¹ 6. Heft der „Deutschen Kriegsschriften“, herausgegeben von H. Marcus u. E. Webers Verlag in Bonn, 36 Seiten, Preis 80 Pfennig.

aus England, Holland und Nordamerika, nicht aber aus Deutschland. „Wir haben unsere Industrie auf die Herstellung feinerer Gewebe gestellt und überlassen deshalb kampflos diesen Platz den fremden Fabriken, die wir eben der Verschiedenheit wegen gar nicht als Wettbewerber bezeichnen dürfen.“ Wollte aber Deutschland seiner Fabrikation eine andere Richtung geben, so wäre es ein bedenklicherer Rückschritt, meint Wiedenfeld, weil auf dem Gebiet der einfachen Massenwaren die anderen Länder in ihrer Verkehrslage einen Vorsprung besitzen. Wir wissen auch, daß das, was man den „Aufstieg der Arbeiter“ genannt hat, zum großen Teil gerade der Verfeinerung der Produktion zu verdanken ist. Qualifizierte Arbeiter werden besser entlohnt, weil sie nicht durch ungelernete zugewanderte Arbeiter ersetzt werden können. Wo die Produktion sich auf Herstellung von groben Waren für exotische Gebiete eingerichtet hat, dort sinkt oder stagniert der Arbeitslohn, weil man in Fabriken mit niedriger Technik leichter ungebildete und ungehulte, also auch zugewanderte Arbeiter verwenden kann. Daher würde die Erwerbung eines großen Kolonialreiches den Stillstand oder gar Rückschritt der Technik und damit auch eine Verschlechterung der Arbeiterlage zur Folge haben.

Diese Gedanken findet man auch bei Ernst Müller-Holm in seiner bei Ernst Reinhardt in München 1915 veröffentlichten, der „Abwehr des Imperialismus“ dienenden Schrift: „Der englische Gedanke in Deutschland“ (148 Seiten, Preis 2 Mark). Müller-Holm tritt gegen den Imperialismus, den er als spezifisches englisches Gewächs ansieht, sehr scharf auf. Seine Schrift richtet sich gegen Rohrbachs „Der deutsche Gedanke in der Welt“. Seine Kritik des Imperialismus stützt er durch Hinweise auf Carey. Der Standpunkt des Autors ist aber nicht der, den dieser Wortführer des amerikanischen Großkapitals innehatte, sondern ein kleinbürgerlicher. Sein Ideal ist ein sich selbst genügender Staat, eine Forderung, die bei Carey eine ganz andere Bedeutung hatte, als die sie jetzt in Deutschland erhält. Carey verteidigte die schutzzöllnerischen Wünsche der amerikanischen Kapitalisten, die sich den einheimischen Markt sichern wollten; die gleiche Forderung in Deutschland bedeutet aber den Verzicht auf die weitere kapitalistische Betätigung. Müller-Holm fühlt selber, daß man dies den deutschen Großunternehmern nicht zumuten kann, und tritt eigentlich ebenfalls für einen Bund von der Nordsee bis zum Persischen Meer ein, stimmt also im Grunde mit Rohrbach überein. Noch mehr, dieser Vernichter des „englischen Gedankens“ wünscht die Annexion Belgiens, die Unterjochung Serbiens, die Erwerbung von Flottenstationen usw. Wie im Leben überhaupt, zeigt sich auch hier die Inkongruenz der Kleinbürgerlichen Ideologie deutlich. Den Imperialismus kann man eben nur vom Standpunkte des Sozialismus, nicht aber von dem des reaktionären Mittelstandes oder des bäuerlichen selbstgenügsamen Staates bekämpfen.

Trotzdem darf nicht geleugnet werden, daß Müller-Holm den Imperialisten herbe Wahrheiten sagt. So meint er:

„Alles in allem ist der Handel mit kulturlosen Eingeborenen eine Angelegenheit, die zwar für einzelne große Firmen sehr wichtig ist, das deutsche Volk im ganzen aber völlig kalt lassen muß. . . . Dasselbe gilt von den Bodenschätzen der Kolonien. Es ist sehr glaublich, daß dort mit der Zeit noch reiche Lager von Steinkohlen, Eisen und anderen Mineralien erschlossen werden. Aber Vorteil werden davon nur die reichen Gesellschaften haben. Daß deutsche Arbeiter auf diese Weise Beschäftigung finden, ist schon wegen der klimatischen Verhältnisse höchst unwahrscheinlich, und die deutschen Konsumenten werden erst recht keinen Nutzen spüren. Oder hat etwa der ganze ungeheure Diamantenreichtum Südafrikas dem deutschen Volke irgendwelchen Segen gebracht?“ (Seite 44.)

Dann verweist Müller mit Recht darauf, daß die unselbständigen Kolonien schlechte Kunden sind, weil sie verarmen und wenig Waren kaufen, während die selbständigen Länder sich rascher entwickeln und daher auch europäische Waren mehr kaufen. „Die Ausbeutungspolitik ist weiter nichts als industrieller Raub-

bau. Sie richtet beide zugrunde, den Ausbeuter und den Ausgebeuteten. Nur eine ehrliche Handelspolitik, die den dauernden Interessen beider Länder dient, trägt Segen.“ (Seite 58.)

Ein ernst denkender Mensch wird also nicht behaupten, daß Kolonien für die Gesamtheit wirtschaftlich Nutzen bringen können. Wie steht es aber mit dem militärischen Gesichtspunkt? „Die Hauptschwierigkeit,“ sagt Müller-Holm, „besteht nicht darin, Kolonien zu erwerben, sondern sie zu behaupten.“ 1881 soll (nach Delbrück) Bismarck einem Abgeordneten gesagt haben: „Wir dürfen keine verwundbaren Punkte in anderen Weltteilen haben.“ Später war er aber anderer Ansicht. Er sagte im Reichstage: „Die Kolonien lassen sich verteidigen vor den Lören von Mex.“ „Ist das wirklich zutreffend?“ fragt Delbrück, der auch auf dem Gebiete der Kriegsgeschichte Fachmann ist, und antwortet: „Ja — aber in noch viel höherem Maße nein. Jene Drohung „vor den Lören von Mex“ bedeutet eine Drohung mit dem Weltkrieg. Konnte man wegen jeder kleinen kolonialen Streitigkeit diese Herkuleskeule in die Hand nehmen? Konnte man Frankreich bedrohen, wenn man mit England, Portugal, Japan oder China etwas auszumachen hatte?“

Deshalb wünscht Delbrück ein großes Kolonialreich, das sich im Falle eines Krieges selbst verteidigen könnte. Eine Kolonie, die mächtig genug ist, sich selbst zu verteidigen, wird aber nach Selbständigkeit streben. Um sie als Kolonie zu behalten, muß man dort ein bedeutendes Heer halten, also den einheimischen Boden entblößen. Glaubt Delbrück überhaupt, daß auf die Dauer solche kolonialen Reiche zu halten sind?

Dann ist aber die Frage, ob nicht die Kolonien eben es sind, die die Reibungsflächen zwischen den Staaten gewaltig vergrößern, ja immer mehr zur einzigen Ursache der Kriege werden. Lohnt es sich also wegen irgendwelcher Kolonien die „Herkuleskeule“ nie aus der Hand zu lassen? Werden die Staaten, die diese immer schwingen müssen, nicht selbst durch das Gewicht dieser „Keule“ erdrückt werden?

Wir sehen, wir haben in dieser Beziehung absolut keinen Grund, „umzulernen“. Nach wie vor bleiben wir die unversöhnlichsten Gegner der Kolonialpolitik der heutigen Staaten und jedes neuen Kolonialerwerbs.

Zukunftsfragen der Gewerkschaftsbewegung.

Von H. Schneider (Hannover).

Wie werden sich die Lebens- und Entwicklungsbedingungen für die Gewerkschaften nach dem Kriege gestalten? Wird der Aufstieg der Arbeiter durch die gleichen Widerstände gehemmt werden wie früher, oder wird er sich in Zukunft freier, leichter, schneller vollziehen? Gehört die soziale Unterbewertung, die wirtschaftliche Nechtung, die politische Einschümrung der Arbeiterklasse endgültig der Vergangenheit an oder wird sie wiederkehren? — Das sind schicksalschwere Fragen, die sich immer wieder denen aufdrängen, die für die Gewerkschaften wirken, die im Aufstieg der Arbeiterklasse die beste Bürgschaft für die Aufwärtsentwicklung des ganzen Volkes sehen.

Vor einiger Zeit hat Genosse Adolf Braun, dem man eine gute Kenntnis der gewerkschaftlichen Tätigkeits- und Entwicklungsbedingungen nicht absprechen kann, im „Kampf“ in einem Artikel über „Realismus und Utopismus in den Gewerkschaften“ sehr eindringlich vor allzu großen Hoffnungen auf die Erleichterung der gewerkschaftlichen Arbeit nach dem Kriege gewarnt. Er meint, es sei „schwer zu begreifen, daß es heute in der Gewerkschaftsbewegung tätige Arbeiter gibt, die man politische Hirsch-

Dunderaner nennen könnte und die alles zurückzudrängen suchen, was die Gegensätzlichkeit gegen das Bürgertum und gegen den Kapitalismus zum Ausdruck bringen soll". Im Anschluß daran schreibt er: „Sicherlich wird niemand annehmen können, daß uns dieser Krieg eine einfache und ungezwungene Anknüpfung erlauben wird an die Arbeit unserer Organisationen aller Art, wie sie bis zum Tage, der den Krieg uns als Tatsache vor Augen führte, gewirkt haben. Das wäre sicherlich utopisch. Aber tausendfach utopischer erscheint mir der Gedanke, daß all das durch den Krieg bedeutungslos werden könnte, was die Geschichte des Kapitalismus und die Wirksamkeit aller organisatorischen Bildungen im Rahmen des Kapitalismus und zur Bekämpfung seiner Wirkungen gezeitigt haben.“ Gegen diese Ausführungen ist eingewandt worden, sie seien an die falsche Adresse gerichtet. In den deutschen Gewerkschaften würden utopische Erwartungen nicht gehegt. Dieser Einwand ist schon deshalb nicht zu erschüttern, weil niemand sagt und sagen kann, wo die realen Erwartungen aufhören und die utopischen beginnen. Diese Grenzbestimmung ist durchaus Sache des subjektiven Ermessens, und es ist ganz selbstverständlich, daß jeder die Grenzen jenseits seiner eigenen Wünsche und Hoffnungen zieht. Eins ist jedoch unbestreitbar: Im allgemeinen wird die Zukunft in den Gewerkschaften recht ruhig, nüchtern und kritisch beurteilt. Einige Ausnahmen bestätigen nur die Regel.

Im „Korrespondenzblatt“ der Generalkommission hat Genosse Winnig den „Utopismus der Gewerkschaften“ auf das seiner Auffassung nach vorhandene Maß zurückgeführt und dieses dann gegen die Schwarzmalerei sehr warm verteidigt. Er schreibt: „Eine kämpfende Klasse bedarf des Glaubens an die Möglichkeit des Aufstiegs. Wer Massen zusammenbringen, sie zum Kampf für ein großes Ziel und zu Opfern für diesen Kampf gewinnen will, der muß in ihnen die Gewißheit wecken, daß sie das Ziel durch Opfer erreichen können. Wer der Masse predigt: Agitiert, organisiert, opfert, haltet fest, kämpft! und ihr dann sagt: macht euch aber keine Hoffnungen, es wird immer schlechter; euer Elend, eure Rechtslosigkeit und eure Knechtung werden immer zunehmen, der sollte lieber zu der Sekte der Brüder vom jüngsten Gericht gehen, aber nicht zur Arbeiterbewegung kommen. Die Arbeiterklasse bedarf der Schwungkraft, die aus der Gewißheit strömt, daß uns Opfer und Kämpfe, zweckvoll dargebracht und geführt, vorwärts und dem Ziel näher bringen.“ Das ist gewiß sehr schön gesagt. Es fragt sich jedoch, ob es Schwarzseher, wie Winnig sie zeichnet, innerhalb der Arbeiterbewegung in nennenswerter Zahl gibt. Wenn jemand auf Grund geschichtlicher Erfahrungen und reiflicher Erwägung aller Gegenwärterscheinungen zu der Auffassung kommt, daß uns die Zeit nach dem Kriege eine Erleichterung unserer wirtschaftlichen Kämpfe nicht bringen wird, so ist er damit noch lange nicht Fatalist geworden. Vielmehr sagt er dann nur, daß die Gewerkschaften voraussichtlich unter denselben Bedingungen wie früher, inselgedessen auch in wesentlich denselben Formen und mit demselben Erfolg ihre Kämpfe führen werden. Selbst die Auffassung, daß die objektiven Bedingungen des Kampfes sich verschlechtern, führt nicht unbedingt zur Hoffnungslosigkeit, sondern ebenso leicht zur stärkeren Sammlung und Anspannung aller eigenen Kräfte. Auch verträgt sich die aus der Gewißheit des Erfolges strömende Schwungkraft mit dieser Auffassung durchaus.

Es soll nicht bestritten werden, daß ein übertriebener, alle Hindernisse und Schwierigkeiten überschätzender Pessimismus recht schädlich wirken kann. Raum minder schädlich aber wirkt sein Gegensatz, der rosige, alle Widerstände unterschätzende Optimismus; denn der pflastert den Weg in die Zukunft mit Enttäuschungen und gefährdet damit selbst eine lebensstarke Bewegung. Es gilt also, zwischen beiden Extremen die rechte Mitte zu finden und zu halten. Innerhalb der deutschen Gewerkschaftsbewegung ist das Bestreben, diese Mitte zu halten, unverkennbar und fast allgemein vorhanden. Dagegen ist von den außerhalb der Gewerkschaften stehenden Freunden und Ratgebern der Arbeiter diese Mitte nicht immer eingehalten worden. Die Genossen Laufenberg und Wolfheim-Hamburg haben in einer „Demokratie und Organisation“ betitelten Broschüre Auffassungen über die Aufgaben und die Tätigkeit der Gewerkschaften nach dem Kriege entwickelt, die eine wesentliche Verminderung des wirtschaftlichen und politischen Einflusses der Organisation voraussetzen, und in einigen Veröffentlichungen, auf die ich hier nicht eingehen kann, wird den Gewerkschaften eine sehr ungünstige Prognose gestellt, ohne daß dafür stichhaltige Gründe angeführt würden. Allzuviel Hoffnungsfreude findet sich dagegen bei Wolfgang Heine, der die Verbrüderung zwischen Gewerkschaften und Kriegervereinen als ein notwendiges Ergebnis dieses Krieges voraussieht, und bei Heinemann, der am Schlusse seiner Broschüre: „Die sozialistischen Errungenschaften der Kriegszeit“ meint, in Zukunft würde ein Unternehmer, der sich weigert mit den Gewerkschaftsvertretern zu verhandeln, nur noch „als eine lächerliche, altmodische Figur erscheinen“. Der kleinste Fehler dieser mehr als optimistischen Auffassung ist noch, daß sie durch die Erfahrungen der Gegenwart in keiner Weise gestützt wird. Viel bedenklicher und ein nicht eben schätzenswerter Beitrag zur Kriegspsychologie ist die Leichtigkeit, mit der sie die auf jahrzehntelange Erfahrungen der Vergangenheit gegründete Ueberzeugung einfach ignoriert, daß eine gewerkschaftliche Organisation allgemeine Anerkennung bei den Unternehmern erst dann findet, wenn sie stark genug ist, sich diese erzwingen zu können. Ich bin jedenfalls legerisch genug, die Auffassung, daß uns nach dem Kriege die Anerkennung der Gewerkschaften in den Schoß fallen wird wie eine reife Pflaume, als nicht nur unberechtigten, sondern direkt gefährlichen Optimismus abzulehnen.

Wenn der Krieg beendet ist, schwinden zunächst einmal alle Ursachen, die das Verhalten und die Stellung der Gewerkschaften während des Krieges bestimmt oder doch beeinflusst haben. Der Burgfrieden wird aufgehoben, die „Einheit aller Volksgenossen“ ist nicht mehr unbedingte Notwendigkeit des Tages, die inneren Gegensätze brechen auf und werden ausgetragen. Die Gewerkschaften werden Lohnforderungen stellen und Lohnkämpfe führen müssen wie früher auch. Wie oft, mit welchen Mitteln und mit welchem Erfolg das geschieht, hängt zunächst — wie früher auch — ab von der Lage des Wirtschaftsmarktes, vom Beschäftigungsgrad der Industrie. Diese wiederum ist wesentlich bestimmt durch die Dauer und den Ausgang des Krieges sowie durch die Bedingungen des Friedens. Das sind aber Einflüsse, die sich heute noch jeder Berechnung entziehen. Infolgedessen läßt sich heute über den wichtigsten Faktor für die Gestaltung der Gewerkschaftsarbeit nach dem Kriege noch wenig sagen. Was darüber schon gesagt

werden kann, hat Genosse Adolf Braun vor einigen Monaten im „Kampf“ („Die Gewerkschaften vor und nach dem Kriege“, „Kampf“ Nr. 5, 1915) zusammengefaßt.

Bestimmend für den Erfolg dieser Arbeit ist ferner die Stärke und die Schlagfertigkeit der Organisationen. Es ist bekannt, daß die Unternehmer ihre gegen die Arbeiter gerichteten Organisationen auch in der Zeit des Burgfriedens sorglich pflegen und ausbauen. Die Gewerkschaften sind bemüht daselbe zu tun, aber sie haben dabei mehr und größere Schwierigkeiten zu überwinden. Sie stellen einen großen Bruchteil der Mitglieder zum Kriegsdienst, und sie haben noch außerdem teilweise nicht unerhebliche Verluste gehabt. Die Erfüllung der festgelegten und neu übernommenen Unterstützungspflichten hat einige Verbände sehr stark mitgenommen. Es ist auch anzunehmen, daß nach Beendigung des Krieges noch einmal sehr starke Unterstützungsansprüche an die Gewerkschaften gestellt werden. Die Unternehmerverbände dagegen haben ihre Kassen in der Kriegszeit geschont, teilweise noch direkt aufgefüllt. Das Kräfteverhältnis ist also für die Gewerkschaften mindestens nicht günstiger geworden.

Doch es gibt nicht nur materielle, sondern auch moralische Kräfte. Und daran haben die Gewerkschaften in der Kriegszeit ungemein gewonnen. Zweifellos! Die Tatsache schon war von großer Bedeutung, daß die Organisationen der Arbeiter zum erstenmal Gelegenheit fanden, ihren Einfluß, ihren Willen und ihre Kraft in den Dienst des ganzen Volkes zu stellen. Das muß über die Gegenwart hinauswirken. Ganz richtig schrieb kürzlich die „Bäcker- und Konditorenzeitung“: „Bis vor dem Kriege bestanden die unsinnigsten Meinungen über das Wesen und das Ziel der sozialistischen Arbeiterbewegung. Man war fest überzeugt, daß wir Umstürzler seien, die die kapitalistische Gesellschaft kurzerhand über den Haufen werfen wollten, daß wir Feinde des Staates und des Vaterlandes seien und im Augenblick der Gefahr mit unseren Gegnern gemeinsame Sache machen würden, und von den Gewerkschaftsbewegungen glaubte man fest und sicher, daß ihre Ziele darauf hinausliefen, Gewerbe, Industrie und Handel zu vernichten und das Unternehmertum der Diktatur der Gewerkschaften zu unterwerfen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß diese Meinungen auf einem Irrtum beruhten und nunmehr erscheint unsere Bewegung vielen doch in einem ganz anderen Lichte.“ Das ist, wie gesagt, durchaus richtig. Und doch teile ich nicht die Auffassung, daß diese Erkenntnis auf die zukünftigen Kämpfe der Gewerkschaften wesentlichen Einfluß ausüben wird. Denn gerade in den Kreisen, die für die Haltung der Unternehmer maßgebend sind, hat die eben dargelegte irriige Auffassung über das Wesen und die Ziele der Gewerkschaften kaum noch irgendwo bestanden. Gewiß ist sie oft vertreten und vorgeschoben worden, aber dafür hatte man sehr naheliegende Gründe.

Aber selbst die Annahme, daß bei den Unternehmern die eben gezeichnete irriige Einschätzung der Gewerkschaften bis zum Kriegsausbruch vorhanden gewesen und erst durch die Erfahrung seit dem 1. August beseitigt wäre, berechtigt noch nicht zu der Hoffnung, daß nun die Tätigkeit der Gewerkschaften weniger Widerstände finden wird. Denn darüber sollte eigentlich kein Zweifel sein: Der Unternehmernkampf gegen die Gewerkschaften richtet sich nicht gegen die eingebildeten politisch-revolutionären

Ziele oder gegen die befürchtete Diktatur der Gewerkschaften, sondern gegen die sehr realen wirtschaftlichen Tagesforderungen der Arbeiter. Wäre es anders, so hätte ja der Kampf gegen die christlichen und Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaften — die doch ganz gewiß nicht in dem Geruch standen, umstürzlerischen Bestrebungen zu hulldigen — sich unter wesentlich anderen Bedingungen abspielen müssen als der gegen die freien Gewerkschaften. Das war aber nicht der Fall, oder doch nur da, wo diese Organisationen sich gegen die freien Gewerkschaften auspielen ließen, das heißt, wo die Andersbehandlung im ureigenen Interesse der Unternehmer lag. In allen anderen Fällen hat man sie nach denselben Grundfäden behandelt wie die freien Gewerkschaften auch. Ja, man kann sagen, ihre Mitglieder sind oft mehr schikaniert, ihre Vertreter häufiger geringschätzend abgewiesen, ihre Eingaben öfter unbeachtet beiseite gelegt, ihre Forderungen schroffer abgelehnt worden. Darum nämlich, weil die Unternehmer wußten, daß hinter den freien Gewerkschaften eine sehr große, hinter den anderen Richtungen eine sehr kleine Macht steht.

Die Gründung der gelben Wertvereine ist gleichfalls ein mehr als deutlicher Beweis dafür, daß die unbedingte politische Zuverlässigkeit der Gewerkschaften den Unternehmern nicht genügt. Denn die hatten sie — wenn man von den freien Gewerkschaften als verdächtig absieht — in den beiden erwähnten Richtungen durchaus. Daß sie trotzdem die Wertvereine ins Leben riefen und ganz unter ihrem Einfluß hielten, sollte selbst sehr optimistisch veranlagte Naturen davon überzeugen, daß der gewerkschaftliche Kampf auch in seiner Form nicht auf das beliebte große Mißverständnis zurückgeführt werden darf. Wenn alle anderen Bedingungen gleich bleiben, wird das Verhältnis zwischen den Gewerkschaften und den Unternehmern nach dem Kriege kaum anders sein als es vorher gewesen ist, obwohl die mißverständliche Einschätzung der gewerkschaftlichen Bestrebungen dann doch eigentlich nirgends mehr vorhanden sein kann.

Mit diesen Ausführungen soll nicht gesagt sein, daß der Umschwung in der Beurteilung der Gewerkschaften für deren kommende Stellung und Entwicklung ohne jede Bedeutung sei. Ich bezweifle nur, daß die Unternehmer ihre Haltung den Gewerkschaften und deren Forderungen gegenüber wesentlich beeinflussen lassen. Dagegen erwarte ich, daß das an den Erfahrungen der Kriegszeit korrigierte allgemeine Urteil über die Bestrebungen der Arbeiterorganisationen diesen für die Zukunft in mancher Hinsicht nützt. Weite Kreise, die an dem Aufstreben der Arbeiter nicht nur ideell, sondern direkt materiell interessiert sind, wurden bisher durch die ebenso allgemein wie raffiniert betriebene Verlästerung dieses Strebens von den Arbeitern ab-, ja gegen diese angetrieben. Das wird in Zukunft nicht mehr so leicht gelingen. Die gewerkschaftlichen Forderungen werden — so hoffe ich — in diesen Kreisen objektiver geprüft, ihre Kämpfe wohlwollender beurteilt werden. Damit wäre schon viel gewonnen. Die öffentliche Meinung spielt bei den gewerkschaftlichen Kämpfen eine bedeutende Rolle und die kämpfenden Arbeiter haben es bisher oft beklagen müssen, daß sie ungehört verdammt wurden.

Die öffentliche Meinung wirkt aber auch zurück auf einen für die Entwicklung und die Tätigkeit der Gewerkschaften ungemein wichtigen Faktor:

auf die Gestaltung und die Handhabung der gesetzlichen Bestimmungen. Ich trage nur Eulen nach Athen, wenn ich hier noch einmal sage, daß die deutschen Gewerkschaften durch die bestehenden Gesetze, Verordnungen und Bestimmungen sehr stark eingeengt wurden. Es ist auch bekannt, daß gerade in den letzten Jahren das Bestreben, die Gewerkschaften durch neue gesetzliche Maßnahmen noch mehr in ihrer Bewegungsfreiheit zu hemmen, sehr stark war und daß Gesetzesbestimmungen in Vorbereitung waren — richtiger noch sind —, die eine solche Hemmung zur Folge haben würden. Ohne Zweifel ist nun die Erhaltung bestehender und die Schaffung neuer gegen die Gewerkschaften gerichteter Gesetze um so leichter, je mehr die Arbeiter politisch isoliert sind und um so schwieriger, je mehr ihr Streben in anderen Kreisen Verständnis und Würdigung findet. Die außerordentlich intensiv betriebenen Versuche, in der Öffentlichkeit für einen verstärkten Arbeitwilligenschuß Stimmung zu machen, zeigen, daß diejenigen, die solche Gesetze fordern, den Wert der öffentlichen Meinung zu schätzen wissen. Seither war es sehr schwer, gegen die systematische Beeinflussung der Öffentlichkeit anzukämpfen; in Zukunft werden unsere Darstellungen einen besseren Resonanzboden finden.

Damit ist die Frage berührt: in welchem gesetzlichen Rahmen wird sich nach dem Kriege die gewerkschaftliche Tätigkeit vollziehen? Diese Frage ist sehr umstritten. Sie ist allerdings auch von so viel heute noch unberechenbaren Faktoren abhängig, daß alle Voraussetzungen gleich unsicher sind. Daß die öffentliche Meinung in Zukunft vermutlich den Bestrebungen, die eine Unterdrückung der Gewerkschaften zum Ziel haben, mehr Widerstand entgegenzusetzen, oder ihnen doch weniger Unterstützung angeeignet lassen wird, sagte ich schon. Es ist auch anzunehmen, daß in den Kreisen der verantwortlichen Staatsmänner der Krieg die Erkenntnis geweckt hat, daß die Gewerkschaften denn doch etwas mehr sind als nur Objekte einer schlechten Gesetzgebung. Sagte doch Staatsminister v. Delbrück in der Sitzung des Reichstages vom 20. März:

„Man hat vielfach die wirtschaftliche Bedeutung der Gewerkschaften verkannt und in ihnen nur politische Agitationsinstrumente bestimmter Parteien gesehen, während tatsächlich nach meiner festen Ueberzeugung die Gewerkschaften in erster Linie wirtschaftliche Aufgaben zu erfüllen haben, ohne die unser Wirtschaftsleben nicht mehr denkbar ist.“

Von dieser Auffassung führt zu einer ausnahmegesetzlichen Behandlung der Gewerkschaften kein Weg. Auch zahlreiche andere Äußerungen und Maßnahmen lassen den Schluß zu, daß die Regierung mit ihrer Arbeiterpolitik nicht wieder da, wo sie am 1. August stehen geblieben ist, anknüpfen, sondern den Forderungen der Zeit und den Erwartungen der Arbeiter mehr als früher Rechnung tragen will. Der gute Wille der Minister allein tut es jedoch freilich nicht. Auch Graf Posadowsky und v. Berlepsch waren einst Minister. Ich brauche hier nur an das Protokoll einer gewissen Konferenz zu erinnern, um jedes Nachweises dafür enthoben zu sein, daß die innere Politik Deutschlands nicht zuletzt von Faktoren kontrolliert und beeinflusst wird, für die Ministerworte nichts weniger als Evangelien sind. Mit diesen Andeutungen soll nur gesagt sein, daß der seit Kriegsausbruch mehrfach bekundete Wille, den Erwartungen und Wünschen der Arbeiter Gehör zu schenken, sich keineswegs gradlinig in politische Reformen um-

setzen wird. Das Tempo des Fortschritts wird auch nach diesem Kriege nicht allein abhängen von dem guten Willen derer, die vorwärts drängen, sondern auch von den Kräften derer, die rückwärts wollen. Daß aber in Deutschland recht viele und recht starke Kräfte sich bemühen werden, den Wagen des politischen Fortschritts aufzuhalten, ist gewiß nicht zweifelhaft.

Ich kann und will in diesem Zusammenhange nicht all die Hemmnisse und Schwierigkeiten aufzählen, die sich dem rechts- und sozialpolitischen Fortschritt voraussichtlich auch in der Zukunft in den Weg stellen werden. Nur hindeuten will ich darauf, daß die Bergherren „aus prinzipiellen Gründen“ es ablehnten, über die Einrichtung von Schiedsgerichten im Bergbau auch nur zu verhandeln, daß die Textilindustriellen das Ersuchen des Textilarbeiterverbandes, gemeinsame Schlichtungskommissionen zu schaffen, mit einer allgemeinen Warnung vor solchen Kommissionen beantworteten, daß die von allen Gewerkschaftsrichtungen gemeinsam erhobene Forderung nach paritätischen Arbeitsnachweisen nicht nur vertrauliche Warnungen der Unternehmerverbände auslöste,¹⁾ sondern auch die beiden Richtungen der Gelben mit Gegenerklärungen auf den Plan rief, daß die Zentrale der Unternehmerverbände die Tarifverträge just in dem Augenblicke eine Gefahr für die Industrie nannte, in dem weniger einflußreiche Kreise und Leute meinten, der Krieg habe dem Tarifvertrag alle Fabrikttore geöffnet.

Zu der für die Gewerkschaften so ungemein wichtigen Frage der zukünftigen Gestaltung des Koalitionsrechts hatten im Frühjahr dieses Jahres die parlamentarischen Vertretungen der Partei im Reichstage und im preußischen Landtage versucht, eine Sicherung und Erweiterung des Koalitionsrechts schon während des Krieges zu erreichen. Das ist ihnen von demjenigen Teil der Presse, den man vor Kriegsausbruch reaktionär nennen durfte, sehr verübelt worden. Und demgemäß erklärte Staatssekretär Delbrück im Reichstage, daß erst nach dem Kriege die verbündeten Regierungen prüfen würden, inwieweit eine „Neuorientierung unserer inneren Politik“ notwendig sei, und der preußische Eisenbahnminister verriet, daß „in der Frage der Zulassung der Arbeiterkoalitionen“ in Staatsbetrieben bei den entscheidenden Stellen „grundsätzliche Meinungsverschiedenheiten“ beständen. Ein Blatt — ich glaube, es war die „Post“ — bedauerte das in dieser Äußerung angeblich zutage tretende Abirren von „jener staatlichen Arbeiterpolitik, die sich seither so glänzend bewährt hat“. Immerhin: derlei Auslassungen überraschten nicht. Wohl aber überraschte die Tatsache, daß auch in einigen Parteiblättern die Versuche, das Koalitionsrecht schon in der Gegenwart für die Zukunft zu sichern, als unnötig, ja ungewürdigt bezeichnet wurden. Einmal sei die Neuregelung des Ko-

¹⁾ Inzwischen ist man offener geworden. Die „Arbeitgeberzeitung“ läßt sich für ihre Nummer vom 5. September von „geschätzter Seite“ einen Artikel über „Sozialdemokratie, Arbeiterpolitik und Arbeitsnachweis“ schreiben, in dem es heißt: „Mit Entschiedenheit aber muß es die Arbeitgeberschaft abweisen, in allen diesen Fragen je mit Gewerkschaftsvertretern, denn das sind ganz im Gegensatz zu den Arbeitern die eigentlichen Repräsentanten der Sozialdemokratie, und sie leben meist nur von der Agitation und von dem Gelde, das sie den Arbeitern aus den Taschen ziehen, gemeinschaftlich zu tagen, selbst wenn manche Regierungsbehörden die Hinzuziehung solcher Leute aus Unkenntnis des Milieus und der vitalen Interessen von Industrie, Handel und Gewerbe einleiten sollten.“

litionsrechts eine so schwierige Aufgabe, daß sie während des Krieges gar nicht einwandfrei gelöst werden könne, zum anderen sei zurzeit die praktische Handhabung der bestehenden Bestimmungen so, daß Klagen nicht vorgebracht werden könnten. Die preußische Regierung habe dem Polizeikampf gegen die Gewerkschaften „durchweg ein Ende bereitet“. Zu dem Passus in der Erklärung der preußischen Landtagsfraktion, der die Einstellung des Polizeikampfes gegen die Arbeiterbewegung fordert, wurde sogar geschrieben, daß „die kühnste Phantasie keinen ungeeigneteren Augenblick als den jetzigen entdecken kann, um durch Konstruierung zurzeit nicht vorhandener innerpolitischer Mißstände in die verschiedenen Klassen des deutschen Volkes eine nicht notwendige Verstimmung hineinzutragen“.

Ob eine solche Beurteilung von Fraktionsforderungen und -erklärungen berechtigt, klug oder auch nur entschuldbar war, sei dahingestellt, auf jeden Fall war die Ansicht grundfalsch, daß die Gewerkschaften mit dem jetzigen Zustand der Dinge, d. h. mit der Handhabung des Koalitionsrechts seit Kriegsausbruch, zufrieden sein könnten. Gewiß, einige kleinliche Schikanen sind weggefallen. Dafür hat aber der Belagerungszustand den Gewerkschaften ihre Tätigkeit ganz außerordentlich erschwert. Schon die einfache Erledigung der Verwaltungsarbeiten wird in manchen Bezirken gehemmt durch Verbote oder Ueberwachung von Versammlungen, Sitzungen usw. Die Einwirkung auf die Arbeitsbedingungen der Mitglieder ist vielfach nur in sehr begrenztem Umfange und nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten möglich. In einem Bezirk Mitteldeutschlands wurden bis vor kurzen Versammlungen (auch Mitgliederversammlungen) nur gestattet unter der Bedingung, daß „Lohnfragen nicht erörtert“ würden. Seit einigen Monaten sind die (vervielfältigten, also nicht etwa ausnahmsweise verwendeten) Anmeldebefcheinigungen dahin geändert worden, daß „Lohnfragen nur in bezug auf die richtige Anwendung des Tarifs“ erörtert werden dürfen. Damit ist immer noch allen Arbeitergruppen, die nicht unter Vertrag arbeiten, die Besprechung ihrer Lohnbedingungen in Versammlungen unmöglich gemacht. Im Zwickauer und Lugau-Delsnitzer Kohlenrevier wurden sämtliche Belegschaftsversammlungen verboten, in Aachen wurde sogar eine Sitzung verboten, in der fünf Bauunternehmer und zwei Gewerkschaftsangestellte zusammenkommen wollten, um gewerbliche Streitigkeiten zu schlichten.

Auch die Werbetätigkeit wird den Gewerkschaften durch die auf Grund des Belagerungszustandes erlassenen Verordnungen und Verfügungen erschwert. So wird vielfach das Verbreiten von Flugchriften und Versammlungseinladungen heute auch da verboten, wo es früher anstandslos geschehen durfte. Der Zentralleitung einer großen Gewerkschaft wurde die Verbreitung eines über die Leistungen des Verbandes in der Kriegszeit aufklärenden Werbeflugblattes untersagt, weil es die Anrede: Werte Kollegen und Kolleginnen! und die Aufforderung zum Eintritt in den Verband enthielt. Darin sah der kommandierende General eine Störung des Burgfriedens. Der Landrat v. Trotha bestätigte noch im Juni dieses Jahres das Verbot einer Mitgliederversammlung des Bauarbeiterverbandes in Wittenberg mit der Begründung, es sei zu befürchten, daß die Versammlung „auch dazu verwendet“ würde, für den Bauarbeiterverband „Mitglieder zu werben sowie Unzufriedenheit mit den bestehenden staatlichen und

sozialen Verhältnissen unter den Arbeitern zu verbreiten". Das sieht gewiß nicht so aus, als ob dem Polizeikampf gegen die Gewerkschaften „durchweg ein Ende bereitet“ sei. Allerdings sind nach Ausbruch des Krieges die Verfügungen, nach denen die Gewerkschaften für politische Verurteilung erklärt wurden, zurückgenommen worden. Damit ist jedoch für die Gegenwart schon deshalb nichts gewonnen, weil noch keine dieser Verfügungen Rechtskraft erlangt hatte. Zudem erfolgte die Zurücknahme ohne Aufgeben der Rechtsauffassung, so daß jederzeit die Wiederaufnahme erfolgen kann. Gewiß hoffen, wünschen und erwarten alle Gewerkschaften, daß die Wiederaufnahme nie erfolgen und daß die Zukunft ihnen eine wesentliche Erweiterung und lückenlose Sicherung ihres Grundrechtes bringen möge, aber eine Sicherheit, daß diese Hoffnungen und Erwartungen sich erfüllen, haben sie nicht. Deshalb war meines Erachtens der Versuch der parlamentarischen Vertretungen der Partei, aus der Regierung, wenn schon kein festes Programm, so doch ein bindendes Versprechen herauszuholen, durchaus berechtigt. Ein solches Versprechen wäre gewiß auch nur ein Wechsel auf die Zukunft, aber selbst ein schlechter Wechsel bietet immer noch mehr Sicherheit als gar keiner. Nun — die Augustverhandlungen des Reichstages brachten Klarheit darüber, daß die Regierung auch nicht einmal ein Versprechen geben will. Obwohl der Reichstag, allerdings mit wechselnden Mehrheiten, Anträge annahm, die die Gewerkschaften gegen Politischerklärungen schützen können, den Gebrauch nichtdeutscher Sprachen in Versammlungen zulassen und die einschränkenden Bestimmungen für Jugendliche aufheben — erklärte Staatssekretär Delbrück, solche „Einzelfragen“ gehörten zu jener großen Neuorientierung unserer inneren Politik, deren Notwendigkeit erst nach dem Kriege geprüft werden solle. Nur die Sicherung der Gewerkschaften gegen Politischerklärungen wolle die Regierung evtl. schon früher — wann sagte er nicht — in Erwägung ziehen!

Wie diese Erwägungen ausfallen werden, wird ganz und gar davon abhängen, welche Macht die Arbeiterklasse dann besitzen wird. Und dasselbe trifft zu auf die Gestaltung unserer sozialen Gesetzgebung, denn die Zeit nach dem Kriege wird uns in so außerordentlichem Maße steuerliche und andere Lasten bringen, daß die Erweiterung der sozialen Fürsorge vermutlich selbst in solchen Kreisen Widerspruch und Widerstand finden wird, die seither einer solchen nicht ablehnend gegenüber standen.

Alles in allem: Wer guter Hoffnung voll ist, kann auf manche Erscheinung und Erfahrung der Kriegszeit die Erwartung gründen, daß die Zukunft den Gewerkschaften wohlwollendere Beurteilung, gerechtere Bewertung und Behandlung, also eine Verminderung der Widerstände bringen wird. Wer aber kritisch veranlagt ist, wer Stimmungswerte und Gefühlsäußerungen gering ansieht und sein Urteil nicht auf die Erfahrungen weniger Monate, sondern auf die vieler Jahre gründet, kann sehr wohl allen „sozialistischen Errungenschaften der Kriegszeit“ zum Trotz zu der Auffassung kommen, daß die Gestaltung unserer politischen und sozialen Zustände weniger davon abhängen wird, ob und wie der Krieg das Urteil über den Wert und die Berechtigung des gewerkschaftlichen Kampfes korrigiert, als vielmehr davon, ob und wie er die materiellen Bedingungen dieses Kampfes ändert.

Sozialistische Betrachtungen zum Weltkriege.

Max Adler, Prinzip oder Romantik? Fränkische Verlagsanstalt, Nürnberg.
62 Seiten. Preis 50 Pfennig.

Unter diesem Titel hat Genosse Max Adler drei Abhandlungen, die zum Teil schon im „Kampf“, der Monatschrift der österreichischen Sozialdemokratie, erschienen waren, zusammengefaßt. Sie sollen der Gefährdung der marxistischen Lehre entgegengetreten, die nicht bedroht sei durch die neuen Tatsachen des Weltkrieges, wohl aber durch eine seltsame Romantik des Gefühls und der Anschauungsweise, die trotz ihres bürgerlichen Ursprungs ihren Weg in die Reihen des Proletariats gefunden habe und sein Klasseninteresse nun seinem eigensten Prinzip abspenstig zu machen suche.

Es sind Worte der Selbstbesinnung, der Bestimmung auf das, was das Wesen des Sozialismus ausmacht, die aus den drei Aufsätzen „Das Prinzip des Sozialismus“, „Zur Ideologie des Weltkrieges“, „Internationalismus und notwendige Entwicklung“ zu uns sprechen. Und indem Adler inmitten der geistigen Verwirrung, die der furchtbare Krieg auch in unseren Reihen angerichtet hat, die sozialistischen Prinzipien und die Grundlehren des Marxismus entwickelt, stellt er zugleich das Problem richtig, um das es sich bei den heftigen, aber unausweichlichen und außerordentlich wichtigen Auseinandersetzungen handelt, die heute nicht nur in der deutschen Sozialdemokratie, sondern ebenso in allen andern Bruderparteien geführt werden. Denn nicht darum handelt es sich, daß, nachdem der Krieg trotz der Warnungen und Proteste der Internationale einmal ausgebrochen war, die Arbeiterklasse sich faktisch anders verhalten sollte, als sie es getan hat. Sie handelte so, wie sie handeln mußte. Daß die Wünsche, die Vaillant und Keir Hardie für die Verhinderung eines Krieges gehegt hatten, unerfüllbar waren, darüber war sich die Internationale stets völlig einig gewesen, und daß alle Gedanken an eine Sabotage des Krieges illusionär waren, das hat gerade Kautsky in der Diskussion mit Pannekoek vorausgesagt, wie schon vorher Engels und Bebel die Gefahren, die der Krieg mit seiner Entfesselung aller nationalistischen Kräfte für die Sozialdemokratie aller Länder heraufführen würde, nur allzu klar erkannt hatten. Aber eine andere Frage ist es, wie weit die Sozialdemokratie und ihre Vertretungen recht daran getan haben, über diese eiserne Notwendigkeit, in die der Krieg die Arbeiterchaft gestürzt hat, hinauszugehen und eine Politik einzuschlagen, die trotz aller gelegentlichen Vorbehalte und Reservate in ihren Konsequenzen geeignet ist, dasjenige zu gefährden, was nicht verloren werden darf: das Bewußtsein von der ganz besonderen Stellung und den besonderen Aufgaben, die die Sozialdemokratie aller Länder in dem Kriege zu erfüllen hat.

Einem solchen Sichselbstaufgeben entgegenzuwirken, die geistige Kapitulation des Sozialismus vor der bürgerlichen Ideologie zu verhüten, ist der Zweck der vorliegenden Schrift, und diesen erfüllt sie in vortrefflicher Weise.

Der Krieg der Nationen hat den Klassen innerhalb der Nationen Burgfrieden diktirt. Aus dieser Not suchen aber manche eine Tugend zu machen, bekennen sich innerlich zum Burgfrieden und predigen mehr oder minder offen eine zeitweilige oder auch länger dauernde Politik der Klassensolidarität. Mit diesen Vorstellungen beschäftigt sich vor allem der erste Aufsatz.

„Im Kampf um den Weltmarkt werden die herrschenden Klassen der verschiedenen Staaten selbst unversöhnliche Gegner, die Klassensolidarität der Besitzenden ist gesprengt — und die ganze Frage, um die es sich jetzt für das Verständnis der geschichtlichen Lage des Proletariats handelt, ist die, ob dieser Prozeß auch das Proletariat in gleicher Weise ergreift. Wird durch das gegensätzliche Macht- und Handelsinteresse der einzelnen Staaten auch die

internationale Klassenolidarität des Proletariats, seine überall gleiche Vitalinteressiertheit gleichsam weggewischt und dem neu hervortretenden Gesichtspunkt des nationalen Interesses untergeordnet? Die Beantwortung dieser Frage entscheidet darüber, ob sich die Wege des Sozialismus von denen des Imperialismus unterscheiden oder in ihm verlieren.“

Marx Adler gibt darauf folgende Antwort:

„Wie so vieles sich in diesem Kriege im Denken der Menschen verwirrt hat, so auch die Beurteilung der Bedeutung wirtschaftlicher Interessen im Lichte der materialistischen Geschichtsauffassung. Weil unsere theoretische Grundansicht lehrt, daß die wirtschaftlichen Faktoren das den geschichtlichen Prozeß Bestimmende sind, machen viele daraus auch das Rechtfertigende, das heißt das auch für uns Entscheidende. Wenn zum Beispiel wirtschaftliche Interessen Englands den Krieg gegen Deutschland diktiert und umgekehrt, so ist damit doch nur die Notwendigkeit dieses Krieges aus der kapitalistischen Struktur unserer Gesellschaft dargetan, aber noch keineswegs eine Kulturgegnerschaft der beiden Völker selbst, viel weniger ihrer Proletariate. Dadurch, daß die materialistische Geschichtsauffassung uns in den Stand setzt, die Gegnerschaft zweier Staaten aus wirtschaftlichen Gründen, aus dem Gegensatz ihrer Produktions- und Handelsinteressen zu begreifen, streicht sie doch nicht den kapitalistischen Charakter dieser Interessen aus und die Fundamentierung derselben in dem Klassengegensatz eines jeden dieser Staaten. Gerade das aber tun heute viele auch in unseren Reihen, und das Mittel, wodurch sich in ihrem Denken dieser eigenartige Trugschluß vollzieht, ist, wie so oft nur ein Wort, allerdings ein zaubergewaltiges, ein Wort, bei dem zwar nicht der Begriff, aber doch die reale Anschauung seines Inhalts fehlt, das Wort vom Volk oder von der Nation. Volk und Nation — diese sonst im Sprachschatz des Sozialismus seit Marx wenig üblichen, weil wegen ihrer theoretischen Unbestimmtheit mit Recht verpönten Worte, spielen neuerdings auch bei uns eine gewaltige Rolle: der Gegensatz der Bourgeoisien wird zum Gegensatz der Völker, der Nationen, und naturgemäß wurde so die internationale Solidariät des Proletariats gesprengt von der jäh hervorbrechenden Solidariät der zum Kriege geeinten Nationen.“ (Seite 8—9.)

Aber die politische und die bürgerliche Auffassung des Nationsbegriffes sind verschieden, und sie sind nie verschiedener gewesen als zu der Zeit, wo der Nationalgedanke in den Dienst des imperialistischen Ausdehnungstrebens gestellt ist.

„Gerade der Sozialismus dürfte sich die Erkenntnis nicht verdunkeln lassen, daß all dieser Drang nach außen, diese ganze berühmte Expansion der modernen Nationalidee nichts anderes ist als eine Bewegungerscheinung des Kapitalismus, eine notwendige, gewiß, eine vom Wesen der bürgerlichen Produktions- und Austauschweise unabtrennbare, aber darum doch — wir erkennen wieder den früheren Trugschluß — nicht auch eine Notwendigkeit für das Proletariat, also keine wahrhaft nationale im kulturgeschichtlichen Sinn. Zumindest müßte es uns erst bewiesen werden, daß die Wege der kapitalistischen Expansion auch zugleich diejenigen der proletarischen Emanzipation sind. Diejenigen, die dies vorweg und als selbstverständlich annehmen — und es sind deren leider nur zu viele, besonders in rein gewerkschaftlichen Kreisen — verraten damit nur ihre bereits bürgerlich gewordene Denkmweise. Denn schließlich ist die Meinung, daß die wirtschaftliche Notwendigkeit, welche die modernen kapitalistischen Staaten zur Expansion treibt, zum Kampf um die Weltmacht, zum Erwerb und zur Sicherung der Kolonien usw., gleichzeitig auch immer im Interesse des Proletariats gelegen sein muß, weil dessen Arbeitsbedingungen dadurch verbessert werden, nur die Anschauung des biedereren Dieners, der auf das Geschäft

seines Herrn schaut. Es ist eine Anschauung, welche es verlernt hat, das Verhältnis von Unternehmer und Arbeiter entwickelungsgeschichtlich zu betrachten, und die daher unvermögend geworden ist, einen Standpunkt festzuhalten, welcher weder Unternehmer- noch Arbeiterinteressen kennt, sondern nur mehr die Interessen einer gesellschaftlichen Entwicklung zur Aufhebung dieser Gegensätze.“ (Seite 12—13.)

Und damit kommt Adler in der Tat zum Schicksalsproblem des Sozialismus auf der jetzt erreichten Höhe kapitalistischer Entwicklung:

„Ist es wirklich wahr, daß das Interesse der imperialistischen Entwicklung zugleich das Interesse der geschichtlichen Entwicklung überhaupt darstellt? Ist daher, da nun einmal das Proletariat der notgedrungene Helfer dieser Entwicklung ist, sein eigentliches Interesse durch diese Expansion befriedigt? Wer diese Frage bejaht, bejaht die Notwendigkeit des Klassengegensatzes, bejaht die Fortdauer des Proletariats als Klasse und verneint den Sozialismus in seiner eigentlichen, auf die Beseitigung des Klassenunterschiedes gerichteten entwickelungsgeschichtlichen Bedeutung.“ (Seite 14.)

Adler weist bereits hier den Trugschluß nach, daß, was an der kapitalistischen Entwicklung notwendig ist, eben deshalb auch als eine Notwendigkeit der Politik des Proletariats zu betrachten sei; ausführlich und gründlich wird dann der Begriff der sozialen Notwendigkeit, mit dem in letzter Zeit so viel Unfug getrieben wird, im dritten Aufsatz behandelt; erschienen schon vor der Schrift Cunows, stellt er eine wertvolle Ergänzung der Diskussion zwischen Kautsky und Cunow über diesen Punkt dar, auf den Kautsky ja bereits hingewiesen hat.

Ist aber für den sozialistischen Standpunkt der Imperialismus keine Notwendigkeit, die in allen ihren auch den furchtbarsten Konsequenzen vom Proletariat einfach „anzuerkennen“ wäre, so muß auch das Eintreten des Proletariats für sein Land sich entfernt halten von den Interessen und der Machtpolitik einzelner Klassen im Staate:

„Es erfolgt trotz des Imperialismus, der es in diese Lage gebracht hat, nicht für denselben, und verlangt daher bei der äußern Gleichheit des Zieles — Besiegung des Gegners — eine reinliche Scheidung der Gedanken und Gefühle. Sobald diese eintritt, ist uns ohne weiteres klar, daß der Standpunkt, der das Wohl der Arbeiterklasse an den Erfolg einer imperialistischen Politik geknüpft sieht, im Grunde kein sozialistischer, sondern ein kapitalistischer, kein proletarischer, sondern ein bürgerlicher Standpunkt ist. Er gibt die Eigenziele der sozialistischen Entwicklung völlig auf und bescheidet sich im Gegebenen, wo es am traditionellsten ist. Denn es ist, drastisch herausgesagt, eigentlich der Standpunkt des Dieners, der ganz altväterisch meint: Geht es meinem Herrn gut, so geht es mir gut. Ein solcher Standpunkt denkt also über das Herr- und Dienstverhältnis gar nicht hinaus, er ist sogar sehr zufrieden damit, wenn es ihm dabei nur gut geht. Diese Art zu denken ist nun vielleicht noch so lange mit der sozialen Entwicklung verträglich, als es nicht auch zum Wohle des Dieners nötig wird, zu den Waffen zu greifen, weil anders sich das Wohl seiner Herren nicht mehr erlangen oder erhalten läßt. Ist dies aber einmal der Fall — und die Entwicklung des Kapitalismus führt überall notwendig dahin — dann verliert das gemeinsame Interesse für das Proletariat durch den Krieg und schon vorher durch die Lasten der Kriegsrüstung auf der einen Seite, was es auf der andern gewinnt; und vielleicht ist der Verlust viel größer als der Gewinn. Man bedenke nur, was die imperialistische Politik, auch abgesehen von dem Krieg, dem Proletariat für Opfer auferlegt! Dafür, daß es durch Ausdehnung des Wirtschaftsgebietes seiner Nation bessere Arbeitsbedingungen erhält, muß sein Land die furchtbarsten Lasten einer stets steigenden

Rüstung auf sich nehmen. Mit dieser aber steigt die Steuerlast des Staates, seine Staatschuld, für die doch zuletzt wieder die breiten Massen in ihrem Konsum vermittels der indirekten Steuern aufkommen müssen. Dazu kommt, daß das ins Ungemessene wachsende Kriegsbudget alle andern Kulturaufgaben auf ein klägliches Minimum zusammendrängt und, als ob daran nicht schon genug wäre, die Steigerung des Militarismus zugleich auch eine stets empfindlicher werdende Hemmung der demokratischen Entwicklung im Lande bedeutet, eine unausgesetzte Gefährdung der staatsbürgerlichen Rechte und Freiheiten. Ueber alles dies hinaus wirkt aber zuletzt, doch nicht zumindest, die stete Kriegsgefahr mit ihren sich immer schneller drängenden Krisen, die stete Angst vor jeden Tag möglichen Katastrophen, die den Frieden begraben können, bis endlich eine solche Katastrophe wirklich zu all den ökonomischen Opfern, die dieses System bis dahin forderte, nun auch die Blutopfer gesellt. So entsteht eigentlich eine einfache Rechnung für jeden anderen Standpunkt als den kapitalistischen; ob der wirtschaftliche Gewinn, der durch die Expansion des Kapitalismus realisiert wird, auch für das ganze Volk und in erster Linie für das Proletariat, den Verlust aufwiegt, den es schon im Frieden durch alle diese Lasten erleidet und der sich im Krieg ganz ungeheuerlich vermehrt. Und es ergibt sich als Resultat, daß die imperialistische Politik in Wirklichkeit kein Volksinteresse, daher auch kein Interesse der Nation darstellt, wie sie für sich in Anspruch nimmt, sondern wirklich nur ein Interesse einer Klasse, der Kapitalbesitzer, der Herren der Produktion und des Marktes, welches sich aber als Volksinteresse ausgibt und auch dafür allgemein gehalten wird. Dies ist möglich, weil tatsächlich die werttätige Bevölkerung jedes Landes an der Krage, und, im Falle eines kriegerischen Konfliktes, an dem Sieg des eigenen Wirtschaftsgebietes interessiert ist. Nur wird übersehen, daß sie an diesem Sieg bloß dadurch interessiert ist, weil sie durch das herrschende Wirtschaftssystem überhaupt erst in die Zwangslage des Kampfes gekommen ist, daß aber das eigentliche Interesse nicht bloß der Kultur, sondern schon des modernen Wirtschaftslebens gerichtet ist auf die Beständigkeit und Reibungslosigkeit einer internationalen Organisation, die den Kampf überflüssig macht, statt auf die nationale Konkurrenz, die ihn verewigt." (Seite 39—40.)

In dieser Auffassung der künftigen internationalen Organisation sieht Adler den eigentlichen Sinn des Krieges:

„So entrafst sich dem Bann verwirrendster und täuschendster Vorstellungen, die eine von altherwürdigen Vorurteilen getragene Ideologie um das Urteil selbst führender Geister unserer Zeit gelegt hat, nun der Blick auf die objektiven, leidenschaftslosen Feststellungen ökonomischer Analyse. Und wahrlich, das Bedürfnis nach geistiger Erhabenheit durch die Zeit, nach Ausrichtung unseres Selbst auf hohe Ziele kommt dabei nicht zu kurz. Denn nun ergibt sich als der eigentliche Sinn dieses Krieges, daß er nur ein Ausdruck der größten ökonomischen Tatsachen unserer Zeit ist, nämlich daß ihre wirtschaftliche Entwicklung bereits zu groß geworden ist für die heutigen politischen und ökonomischen Formen, daß sie nach einer Organisation der Welt verlangt, nach einer überstaatlichen Ordnung, welche die wirtschaftlichen Gegenjäre der Staaten und Völker ausgleicht, zunächst durch internationale Verträge und schließlich durch eine Neuordnung des Wirtschaftslebens, welche mit den äußeren zugleich auch die inneren Gegenjäre erst wirklich wird beseitigen können. Der Traum vom ewigen Frieden ist gerade durch diesen schrecklichsten Krieg nicht weiter hinausgerückt in seiner Erfüllung, sondern uns näher gebracht, weil in diesem Krieg nicht nur die starren politischen Formen, die seiner Verwirklichung entgegenstehen, vielleicht sich lockern werden durch die Umänderung der Landkarte, die er zur Folge haben wird, sondern weil er vor allem solche geistige Erschütterungen im Denken der Völker zurüclassen wird, die der Schaffung der realen Bedingungen für dieses Hoffnungsziel aller Zeiten viel entschlossener

zugewendet sein werden als je zuvor. Denn ein zweites Mal wird die Welt die Schrecknisse eines solchen Krieges nicht wieder auskosten wollen.

Und wenn nach dem endlichen Frieden in diesem Krieg die Völker das Erreichte betrachten werden, wenn sogar die Sieger — auf welche Seite immer das Los fallen wird — finden werden, daß sie für das Errungene nur größere Lasten eingetauscht haben, um es zu erhalten und gegen stets neue Kriegsgefahr zu sichern, wenn die Völker überall sehen werden, daß sie zwar den Krieg losgeworden sind, aber nicht die neuerliche und gewaltigere Rüstung zum Krieg, weil nichts im Gefüge der Staaten die Quelle der Kriegsgefahr selbst beseitigt hat; und wenn schließlich das Proletariat aller Länder erkennen wird, daß seine Lage trotz aller namenlosen Opfer des Krieges überall im besten Fall die gleiche geblieben sein wird wie vor dem Kriege, die gleiche ökonomische Abhängigkeit, Unsicherheit und Unsichtbarkeit — dann wird weit über die Schichten des Proletariats auch die bürgerliche Welt zur Erkenntnis reifen, daß der Krieg kein taugliches Mittel ist, die Differenzen und Gegensätze selbst der bürgerlichen Welt reichlich zu schlichten. Da diese Gegensätze nun aber auch nach dem Krieg fortbestehen werden, ja so drohend geblieben sein werden wie nur je zuvor, wird das Denken aller derer, die unter diesen Zuständen leiden — und das wird immer mehr die Ueberzahl des ganzen Volkes werden — sich dem einzigen Ausweg zuwenden, der noch bleibt, der Organisation der Kulturwelt, der Neuordnung der Gesellschaft durch Ueberführung derselben aus der Unmenschlichkeit des Kapitalismus in die menschliche Sphäre des Sozialismus. Wenn erst die Saat ausgegangen ist, die jetzt tränenreicher den Schlachtfeldern einer Welt eingesenkt wird, dann wird der blendende Schein des Imperialismus erlöschen. Die Ideologie des Nationalismus wird verfliegen vor der Idee des Sozialismus.“ (Seite 43.)

Aber diese Hervorhebung einzelner wichtiger Gedanken bietet keinen Ersatz für die Lektüre der Schrift selbst, die in ihrer geschlossenen Argumentation und echt sozialistischem Geist gerade heute einen großen Genuß gewährt.

Rudolf Hilferding.

Notiz.

Soziale Lage und Sterblichkeit. Wie die Sterblichkeit beeinflusst wird von den sozialen Verhältnissen, darüber einiges Zahlenmaterial.

Sterblichkeit in Berlin¹ überhaupt und unter 1 Jahr nach Standesämtern in Tausendteilen der mittleren Bevölkerung 1910:

	überhaupt	Kinder unter 1 Jahr
Friedrichstadt	10,97	1,28
Berlin, Köln, Friedrichswerder, Dorotheenstadt . . .	13,66	1,97
Friedrichstadt und Tempelhofer Vorstadt, westlich . .	12,76	2,65
In den ärmeren Vierteln.		
Spandauer Viertel	23,69	4,13
Königsviertel, nördlich	19,66	4,23
Friedrich-Wilhelmstadt und Moabit, östlich	18,56	4,25
Gesundbrunnen	17,58	6,85
Luisenstadt, westlich	17,39	3,87
Siralauer Viertel, westlich	17,34	4,12
Wedding	16,17	5,89
Stadt Berlin, Durchschnitt	15,50	4,23

¹ Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin, 32. Jahrgang. 1913.

Kindersterblichkeit in Solingen² im ersten Lebensjahr von je 100 Geborenen in den Jahren 1903—1908:

Bei Wohlhabenden	8,6	Bei Arbeitern	13,3
Beim Mittelstand	10,0	„ unehelich Geborenen	39,3

Verhältniszahlen über die Sterblichkeit an Tuberkulose in Hamburg³ im Jahre 1910 unter dem Einfluß der Vermögensverhältnisse:

Einkommen:	Tuberkulosesterblichkeit
900—1 200 Mf.	5,09
1 201—2 000 „	4,25
2 001—3 500 „	2,27
3 501—5 000 „	2,08
5 001—10 000 „	1,26
10 001—25 000 „	0,74
25 001—50 000 „	0,55
über 50 000 „	—

Von 1901 bis 1910 starben in Bremen³ von je 10 000 Lebenden an Tuberkulose:

Alter	Wohlhabende	Mittelstand	Ärmere
0—1 Jahr	21,0	55,0	121,0
1—5 Jahre	4,0	28,0	52,0
5—15 „	5,3	4,5	12,0
15—30 „	1,8	10,0	32,0
30—60 „	5,8	15,0	43,0

Sterblichkeit der Kapitalisten und Arbeiter männlichen Geschlechts in Frankreich von 1907 bis 1908 pro 10 000 Lebende in jeder Gruppe für sich⁴:

Alter	Gesamtbevölkerung	Unternehmer	Arbeiter
25—34 Jahre	80	64	82
35—44 „	112	82	136
45—54 „	178	127	232
55—64 „	320	244	423

Fr.

Literarische Rundschau.

Dr. Hermann Levy, „Die neue Kontinentalperre. Ist Großbritannien wirtschaftlich bedroht?“ Berlin, Verlag von Julius Springer, 1915.

Der Verfasser erinnert daran, daß die Kontinentalperre Napoleons nicht nur den britischen Absatzmarkt auf dem Festland zerstören, sondern auch das schon damals als Industriestaat auf Nahrungsmiteleinfuhr angewiesene England in diesem Lebensnerv treffen sollte. Damals habe England alle Gefahren, wenn auch mit schweren wirtschaftlichen Opfern glücklich überstanden, weil es noch eine leistungsfähige Landwirtschaft besessen und das allgemeine Leben noch nicht so stark die Züge des Nichts-

² Dr. Gustav Lugendreich, Der Einfluß der sozialen Lage auf Krankheit und Sterblichkeit der Kinder. (In: Krankheit und soziale Lage.) München, J. F. Lehmann, 1913.

³ Mofse, Einfluß der sozialen Lage auf die Tuberkulose, München, J. F. Lehmann, 1913.

⁴ Michael Huber, Bulletin de la statistique générale de la France, Juliheft 1912.

Industrie-Volkes gezeigt habe. Heute gefährde aber der Unterseebootkrieg durch eine enorme Steigerung der Teuerung den sozialen Frieden und damit die politische und militärische Widerstandsfähigkeit Englands. An Einzelbeispielen sucht der Verfasser ein Bild der vielfachen Schwierigkeiten des englischen Handels zu geben.

Die Erinnerung an die Kontinental Sperre Napoleons kommt juist zur rechten Zeit. Friedrich List hat über das Verbot jedes Handelsverkehrs des Kontinentes mit dem Inselreich ein gemeingütiges Urteil abgegeben, ohne einen Augenblick zu verkennen, „daß in Folge dieser Sperre die deutschen Manufakturen aller und jeder Art erst ansingen, einen bedeutenden Aufschwung zu nehmen, daß jetzt erst die zuvor schon begonnene Veredelung der Schafzucht in Schwung kam, daß man erst jetzt beschloß, die Transportmittel zu verbessern“. Er sagt nämlich in seinem „Nationalen System der politischen Oekonomie“: „Es kann demnach nicht in Abrede gestellt werden, daß dem Napoleonischen Kontinentalssystem eine richtige Ansicht von den Bedürfnissen und Interessen des Kontinentes zugrunde lag, obwohl nicht verkannt werden darf, daß Napoleon diese an sich richtige Idee auf eine der Unabhängigkeit und den Interessen der übrigen Kontinentalmächte widerstreitende Weise zur Ausführung hatte bringen wollen. Das Napoleonische Kontinentalssystem litt an drei Hauptgebrechen: einmal wollte es an die Stelle der englischen Seesuprematie eine französische Kontinental-suprematie setzen; anstatt sich auf Hebung und Gleichstellung der übrigen Kontinentalnationen zu gründen, beabsichtigte es die Erniedrigung oder Zerstörung und Auflösung anderer Nationalitäten auf dem Kontinent zugunsten Frankreichs. Sodann schloß sich dadurch Frankreich gegen die übrigen Kontinentalländer ab, während es freie Konkurrenz in diesen Ländern in Anspruch nahm. Endlich zerstörte es den Verkehr zwischen den Manufakturländern des Kontinentes und den Ländern der heißen Zone fast gänzlich und sah sich genötigt, die Störung des Weltverkehrs durch Surrogate zu remedieren.“ List erfährt scharfsinnig das Problem: daß das napoleonische Frankreich als stärkste Festlandsmacht den anderen Staaten eine viel größere Gefahr für ihre politische und wirtschaftliche Selbständigkeit schien als England, das keine Neigung zeigte, eine bedrohliche Landmacht aufzustellen. Frankreich wurde aber nur durch die eindrucksvolle Ueberlegenheit der britischen Flotte und seine bisher vorwiegende Machtentfaltung zu Lande von dem Streben nach der Seeherrschaft, also der Suprematie zu Wasser und zu Lande, abgehalten. Es zeigte sich also damals der tragische Konflikt zwischen dem Prinzip des europäischen Gleichgewichtes, das für die jeweils schwächsten Nationen die Grundlage und Bürgschaft der wahrhaft freien Existenz ist, und dem industriellen und sozialen Fortschritt auf dem Festlande, den das revolutionäre und selbst noch das kaiserliche Frankreich verkörperte. —

Heute ist die an die Zeit der Kontinental Sperre erinnernde Teuerung in England wie damals durch die Abschneidung vom Festlande und durch den Mangel an Schiffen bewirkt. England hat aus Nordamerika und Argentinien um rund ein Drittel Getreide mehr als im Vorjahr bezogen, aus Indien und Australien wegen schlechter Ernte aber sehr viel weniger. Die Zufuhr aus Rußland und den unteren Donauländern sank dagegen auf ein Zweihundertstel. In der Zeit vom 1. August bis Ende April wurden nach England in Bushels (Scheffel = 36 Liter) ausgeführt aus:

	1914/15	1913/14
Rußland	688 000	124 544 000
Unteren Donauländern	240 000	47 648 000

Die englische Regierung hat auch für militärische Zwecke so viele Schiffe angefordert, daß trotz des enormen Rückganges des Welthandels eine bisher nicht

dagewesene Knappheit an Schiffsraum entstand und die Frachten bis auf das Dreifache stiegen. Die Darbanellensperre und die Frachtlenteuerung haben die Getreidepreise in England so gesteigert, daß dort der Weizen teurer ist als in Deutschland. Natürlich haben sich die zu jeder Kornerhebung stets bereiten Spekulanten von New York und Chicago nicht mahnen lassen und die Preise wacker getrieben. Doch ist der Vergleich der Brotpreise, wie er jetzt durch die Presse geht — 52,2 Pf. das Kilogramm in England, 40—41 Pf. in Deutschland —, durchaus irreführend, da es sich dort um reines Weizenbrot, hier aber um Roggenbrot mit zehnprozentigem Kartoffelmehlzusatz handelt. Der Unterschied im Nährwert und in der Schmachhaftigkeit ist nicht gering. Im übrigen zeigt der Weizenpreis in England infolge der reichen Ernte Nordamerikas eine Tendenz zum Fallen.

Häufig finden sich Vergleiche der Lebenskosten in Deutschland und England. Auch Levys Broschüre will uns den billigen Trost spenden, daß andere noch schwerer leiden. Doch sind alle diese Vergleiche, auch in den seltenen Fällen, da sie nicht unangenehm tendenziös und nur die reine und lautere Wahrheit und nichts als die Wahrheit verkünden wollen, wenig zuverlässig, weil die Lebensgewohnheiten und damit die besonderen Verbrauchsrichtungen zu verschieden sind. In England ist zum Beispiel der Fleischverbrauch (entgegen gelegentlichen unrichtigen Statistiken) größer als in Deutschland, die Teuerung pflanzlicher Nahrungsmittel also weniger bedeutend. Im folgenden seien die Sauerbeck'schen Zahlen, die die Preise für 45 Waren in den elf Jahren von 1867 bis 1877 gleich 100 setzen, angeführt. Die Indexziffern für die Preise sämtlicher Waren stiegen von 81,2 im Juni 1914 auf 107,6 im Mai 1915, also um 26,4 nach dem elfjährigen Durchschnitt 1867—1877 oder um 32,5 Prozent nach ihrem Stande vom Juni 1915. Interessant ist der Vergleich der Zahlen für die einzelnen Warenklassen:

	Pflanzliche Nahrungsmittel	Tierische Nahrungsmittel	Jucker, Kaffee, Te	Mineralien	Werkstoffe	Gemischwaren
Juni 1914	66,5	97,5	51,8	96,7	80,6	82,5
Dezember 1914	93,2	104,3	63,0	99,8	77,8	97,7
April 1915	109,0	125,0	71,9	118,6	88,4	108,4
Mai 1915	110,1	134,5	72,0	119,6	86,5	109,4
Proz. Steigerung seit April 1915	+ 1,0	+ 7,6	+ 0,1	+ 0,9	- 2,2	+ 0,9
" " " Juni 1914	+ 65,6	+ 37,9	+ 39,0	+ 23,7	+ 7,2	+ 32,6

Diese Statistik ist interessant genug. Sie zeigt, daß das erste Kriegshalbjahr durch eine kräftige Steigerung der Getreidepreise, das zweite aber durch eine sprunghafte Erhöhung der Fleischpreise charakterisiert ist. Dänemark und Holland werden jetzt von allen Ländern, auch Deutschland, einfach ausgekauft. Die Preise der tierischen Nahrungsmittel sind auch in diesen Ländern, in denen das freihändlerische England vor dem Kriege Hauptkäufer war, so gestiegen, daß sich zum Beispiel die dänische Regierung zur Festsetzung eines Kleinhandelspreises von 80 Dore das Pfund Schweineschmalz und zum Erlaß eines allerdings nur kurzfristigen Schweineschmalzaußfuhrverbotes veranlaßt sah. Auch in den Vereinigten Staaten ziehen die Fleischpreise an. Ursache der Lebensmittelerhöhung in England ist also die Darbanellensperre und der Mangel an Schiffen. Daher ist es töricht, als Hauptursache die neue „Kontinentalsperre“ zu nennen, wie es Levy tut.

Die prozentuale Steigerung der Nahrungsmittel allein in der Zeit vom Juni 1914 bis Mai 1915 beträgt in England nach den Sauerbeck'schen Zahlen 48,5 Prozent; Calwer berechnet die Steigerung der wöchentlichen Lebensmittelausgaben einer viertköpfigen Familie für Deutschland auf 45,3 Prozent. Dabei ist aber wohl zu berücksichtigen, daß manche deutsche Lebensmittel, zum Beispiel Brot, schlechter als in England sind. Im großen und ganzen läßt sich vielleicht sagen, daß die Steigerung der

Preise in beiden Ländern gleich groß ist. Wir sagen die Steigerung der Preise, nicht die Preise selbst. Es ist reichlich schwer, die Kleinhandelspreise in beiden Ländern zu vergleichen. Erstens weil die Preise in den beiden fast ausschließlich jetzt erhältlichen Zeitschriften „The Economist“ und „The Statist“ nicht enthalten sind, dann, weil keine Gleichheit der statistischen Erhebungsmethoden besteht. Manche Angaben sind sicherlich unzulässig. So vergleicht Heinrich Göhring¹ die Kleinhandelspreise in den Monaten Juli 1914 und März 1915. Dabei passiert dem Autor das fatale Unglück, daß nach ihm das Pfund englischen Brotes nur ein Fünftel des Mehlspreises kostet: nämlich 15 gegen 80 Pfennig. Doch ist der Vergleich tatsächlicher Kleinhandelspreise sehr wichtig, weil die relativen Zahlen der prozentuellen Steigerung, wie sie schon angegeben sind, nicht allein von dem Zuwachs, sondern auch von dem Preisstand vor dem Kriege als der Berechnungsbasis abhängen. Ein schematisches Beispiel möge das erklären: Der deutsche Arbeiter gäbe wöchentlich 20 Mark für Lebensmittel aus, der englische bei den billigeren Preisen seines freihändlerischen Landes 15 Mark für dasselbe Quantum. Steigen die Lebenskosten in beiden Ländern um 50 Prozent, so gibt der deutsche Arbeiter 30, der englische aber nur 22,5 Mark aus!

In der folgenden Statistik sind die deutschen und englischen Kleinhandelspreise von Fleisch verglichen. Doch bestehen einige kleine Fehlerquellen: Die deutschen Preise sind den „Preiszusammenstellungen der Stadt Berlin“ entnommen, die englischen nach den Angaben des „Economist“ vom 2. Januar und 10. April aus englischer Währung und englischem Gewicht umgerechnet. Dabei hat das Statistische Amt der Stadt Berlin wirkliche Kleinhandelspreise angegeben, während im „Economist“ nur Preise für 8 englische Pfund verzeichnet sind. Auch beziehen sich die deutschen Preise auf den ganzen Monat Juni 1914 oder April 1915, die englischen aber auf die zwei Stichtage, den 4. Juli und 3. April.

	Ein Pfund (500 g) in Pfennigen					
	Rindfleisch				Schaffleisch	
	minderer Qualität		bester Qualität		bester Qualität	
	England	Deutschland	England	Deutschland	England	Deutschland
4. Juli	52	73	74	102	92	104
3. April	53	88	90	112	110	118

Die Statistik bestätigt unsere an einem schematischen Beispiel veranschaulichte These: daß nämlich die prozentuelle Steigerung, so wichtig sie auch ist, noch nichts über den wirklichen Preisstand sagt, der sicher noch wichtiger ist. Die Steigerung der Preise für Rind- und Schaffleisch ist in England absolut und relativ größer als in Deutschland, der Preisstand trotzdem aber niedriger.² M. S.

¹ „Die Grenzboten.“ 74. Jahrgang, 29. und 30. Heft.

² Seit April sind die Fleischpreise in England stabil geblieben; Schaffleisch ist sogar billiger geworden. — Die folgende Aufstellung zeigt schlagend, daß der an einen hohen Fleischgenuß gewöhnte englische Arbeiter viel billiger lebt als der deutsche. Die englischen Preise sind in den Smithfelder Großmarkthallen für 8 englische Pfund (7,2 deutsche Pfund) erhoben und in der „Times“ vom 19. August 1915 veröffentlicht, die deutschen geben die Berliner Kleinhandelspreise wieder und sind der „Vossischen Zeitung“ vom 23. August entnommen. Stichtag war in England der 18., in Deutschland der 15. August.

	Ein Pfund (500 g) in Pfennigen	
	England	Deutschland
Rindfleisch	90	141
Kalbfleisch	94	149
Schaffleisch	89	147
Schweinefleisch	84	188

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58
59
60
61
62
63
64
65
66
67
68
69
70
71
72
73
74
75
76
77
78
79
80
81
82
83
84
85
86
87
88
89
90
91
92
93
94
95
96
97
98
99
100

101

102
103
104
105
106
107
108
109
110

111
112
113
114
115
116
117
118
119
120
121
122
123
124
125
126
127
128
129
130
131
132
133
134
135
136
137
138
139
140
141
142
143
144
145
146
147
148
149
150
151
152
153
154
155
156
157
158
159
160
161
162
163
164
165
166
167
168
169
170
171
172
173
174
175
176
177
178
179
180
181
182
183
184
185
186
187
188
189
190
191
192
193
194
195
196
197
198
199
200

201

Princeton University Library



32101 074946706

